(1) 401 I

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band VIII.

(Juli — August — September 1876.)

47447/99

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stilly. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Barrenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

AP
30
D4
Bd. 8-9

Inhalts-Verzeichniß

zum

achten Bande (Juli — September 1876).

		Seite
I.	Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. III. (Schluß.)	1
II.	Reinhold Pauli, Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche	28
III.	J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. III. (Schluß.)	60
IV.	Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. III. (Schluß.)	84
V.	Adolf Stahr, Wie aus einer Dichtung Geschichte wird	106
VI.	Siegfried Kapper, Montenegro. Tagebuchblätter. VI. VII. (Schluß.)	116
VII.	****, Daniel Stern	128
VIII.	E. Z., Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert	135
IX.	Alfred Woltmann, Thausing's Dürer-Buch	137
X.	F. von Hellwald, Neue Schriften zur Kunde von Afrika	140
XI.	Karl Frenzel, Das Jubiläum des Herrn von Hülsen. — Das Gastspiel des Meiningen'schen Hoftheaters	148
XII.	Rückblick auf die Orientwirren	156
XIII.	Rudolf Lindau, Das Glückspendel. Novelle.	161
XIV.	G. Nachtigal, Araber in Central-Afrika und Nomadenleben	182
XV.	Louis Ehlert, F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesammtausgabe seiner Werke	201
XVI.	M. Jastrosinski, Die englischen Reviews	217
XVII.	Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. III.	238
XVIII.	Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. IV. (Schluß.)	253

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. ****, Lord Russell's Denkwürdigkeiten 269
XX. Wilhelm Scherer, Deutsche Puppenkomödien 275
XXI. Albert M. Selß, Ein Engländer über Heinrich Heine . 279
XXII. Rudolf Elcho, Die Centennial-Ausstellung in Philadelphia 283
XXIII. R. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. I. 299
XXIV. A. Lammers, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung 312
XXV. Literarische Neuigkeiten 323
XXVI. Marie von Olfers, Die Vernunftheirath. Novelle . . . 327
XXVII. Friedrich von Hellwald, Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom 357
XXVIII. L. Urlichs, Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller 375
XXIX. Adolf Lasson, Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften 391
XXX. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. IV. (Schluß.) 418
XXXI. Alfred Woltmann, Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München 426
XXXII. Friedrich Kreyssig, Die Ideale unserer Zeit 451
XXXIII. J. von Hartmann, Zur Geschichte der modernen Kriegführung 456
XXXIV. Wilhelm Scherer, Orthographische Nachwehen 460
XXXV. ****, Zeller's Petrussage in französischer Uebersetzung 462
XXXVI. Paul de Lagarde, Abel's koptische Untersuchungen . . 464
XXXVII. R. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. II. (Schluß.) . 468
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten 487

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 10. Juli 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. III. (Schluß.)	1
II.	Reinhold Pauli, Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche	28
III.	J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. III. (Schluß.)	60
IV.	Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. III. (Schluß.)	84
V.	Adolf Stahr, Wie aus einer Dichtung Geschichte wird	106
VI.	Siegfried Kapper, Montenegro. Tagebuchblätter. VI. VII. (Schluß.)	116
VII.	****, Daniel Stern	128
	Literarische Rundschau:	
VIII.	E. Z., Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert	135
IX.	Alfred Woltmann, Thausing's Dürer-Buch	137
X.	F. von Hellwald, Neue Schriften zur Kunde von Afrika	140
	Berliner Chronik:	
XI.	Karl Frenzel, Das Jubiläum des Herrn von Hülsen. — Das Gastspiel des Meiningen'schen Hoftheaters	148
	Politik und Volkswirthschaft:	
XII.	Rückblick auf die Orientwirren	156

Die Aebtissin von Buchau.

Novelle

von

Julius von der Traun.

(Schluß.)

Von dieser Stunde an war die Gewalt der Krankheit gebrochen. Die Kräfte des getrübten Geistes stellten sich am frühesten ein, die des geschwächten Körpers sammelten sich aber nur langsam. Wochen vergingen, ehe Frau Louise das Lager verlassen, andere — ehe sie durch's Zimmer schreiten konnte. Noch immer hatte die Aebtissin Allen außer dem Arzte und der Baronin Korporell den Besuch des Krankenzimmers untersagt. Letztere war jetzt erst recht in ihrem Fahrwasser, sie brachte Süpplein von der durchdachtesten Zusammensetzung, deren Geruch schon für sich allein gesunkene Nerven beleben mußte, junge Hühnchen, durch deren zarte, hellbraungebratene Haut das gelbgrüne Gefüllsel von gehackten Eiern und Erstlingskräutern leuchtete, und alle die bewährten Bissen, mit denen eine feine Küche die Kunst des Arztes und die sich wieder aufrichtende Natur vorsichtig unterstützt. Dame Korporell und Röschen saßen der Genesenden gegenüber, wenn sie ihre kleinen Mahlzeiten hielt, und zählten jeden Bissen von heute im Vergleich mit gestern, und waren so glücklich, wenn die Anzahl wuchs.

Die Stiftshofmeisterin berichtete täglich der Aebtissin. Diese sendete jeden Morgen die besten Grüße, versagte sich aber selbst noch den Besuch, aus Gründen der Vorsicht, um jede ungewohnte Aufregung der Reconvalescentin zu vermeiden — wol auch aus anderen, die wir noch kennen lernen werden.

Der Monat März war schon weit vorgerückt, und da die Sonne immer wärmere Strahlen hereinwarf, ward beschlossen, Frau Louisen in einem Rollstuhl auf den Bogengang hinaus zu bringen, damit sie sich wieder an die frische Luft gewöhne. Aber plötzlich brach ein heftiger Nachwinter los, noch einmal Schnee und Eis, es gab weiße Ostern. Kibitze und wilde Enten, die schon schaarenweise in das Schilf des Federsees gefallen waren, stellten ihre Wanderzüge ein, Finken

und Drosseln, die bereits in den Gebüschen des alten Gartens unten laut geworden waren, schwiegen erschreckt, und nur die kecken Staare kämpften schnarrend um die Astlöcher, in denen sie zu nisten gedachten. Wenn auch der Schnee nach wenigen Tagen zerfloß, so gab es doch kalte Nächte, scharfe Luft, Märzenluft, und Dame Korporell verschob die Rollstuhlausfahrt in den Bogengang bis auf Weiteres. „Es ist ein tückischer Monat," meinte sie, „und der Märzenhahn hat einen giftigen Schnabel. Nicht ohne Grund sagen unsere Bauern: März hat ein böses Herz."

Endlich errang der Frühling den Sieg. Die ersten Tage des April holten das Versäumte wieder ein. Erfreulicher vielstimmiger Lerchengesang in blauen Höhen weckte die Schläfer der Thier- und Pflanzenwelt. Zu Fink, Drossel und Staar gesellten sich Rothkehlchen, Goldammer und Grasmücke und suchten ihre alten Wohnungen in Blüthensträuchen und knospenden Laubeskronen; Kraniche und wilde Gänse zogen schreiend über die schwellenden Wälder hin, und Storch und Störchin richteten sich auf dem Giebeldache häuslich ein. Veilchen dufteten aus dem jungen Grase, Märzlilien, Seidelbast, Primeln und ihre Zeitgenossen erschlossen ihre Kelche, und an den blühenden Zweigen der Pfirsichbäume schimmerte das erste Morgenroth des früchtebringenden Jahres. Wenn aber die Nacht anbrach, flötete die Nachtigall ihr sehnsuchtsvolles Lied.

An einem schönen Mittage fuhr man Frau Louisen in ihrem Rollstuhle in den Gang hinaus. Sie blickte fröhlich um sich, schlug die Augen zum Himmel auf, dann faltete sie die Hände. Im Dickicht des alten Gartens unten girrte ein Turteltaubenpaar, und die Störche auf dem Ziegeldache oben klapperten vergnüglich. Röschen streute seiner Mutter duftende Veilchen in den Schoß, und der guten Dame Korporell quollen die Augen über. Es war ein sprachloses Dank- und Freudenfest. „Jetzt wird vielleicht doch noch Alles gut," sprach Louise und drückte ihr Töchterchen an's Herz.

Diese Ausfahrten in den alten Bogengang wiederholten sich nun täglich. Täglich besserte sich Louisens Zustand. Schon vermochte sie an der Brüstung einige Minuten hinzuschreiten, schon waren die Gartenleute thätig, die Wege unten zu säubern und zu ebnen, eine baldige Ausdehnung der Spaziergänge war gewiß.

Eines Mittags kam die Aebtissin aus der Prälatur herüber, sie ließ sich einen Stuhl neben Louisen stellen und wünschte der jungen Frau Glück und Heil zu ihrer Genesung. „Aber auch mir," fügte sie bei, wünsche ich Glück, daß mich ein barmherziges Geschick zur rechten Stunde an das Schneebettlein dieses braven Kindes und bald darauf an Ihr hilfloses Krankenlager führte. Was immer bis jetzt Ihr Schicksal, das ich ja nicht kenne, gewesen sein mag, mein Eintritt in dasselbe kann nur eine gute Wendung bedeuten, und was nur meine Hand und mein — Herz Ihnen zum Opfer bringen kann, liegt für Sie bereit."

„O gnädigste Fürstin!" erwiderte Louise und küßte, ehe diese es wehren konnte, die Hand Clotildens, „ich bin noch viel zu schwach, um die Tiefe meiner dankbaren Empfindungen auszudrücken. Werden andere Menschen von unsichtbaren Engeln beschützt, so hat mich ein sichtbarer Engel gerettet."

„Hier ist Ihr Schutzengel!“ sagte Clotilde, indem sie Röschen zärtlich umarmte.“

„Für Alles sei Gott Preis und Dank!“ sprach Louise.

„In Ewigkeit, Amen!“ fügte die Stiftshofmeisterin hinzu.

„Neben meinem ungemessenen Danke,“ nahm Louise wieder das Wort, „schulde ich aber Eurer fürstlichen Gnaden volle Aufrichtigkeit; von dieser Schuld muß ich alsbald mein Herz entlasten. Niemand weiß hier, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehen muß. Meine Weltverborgenheit hat ein Ende genommen. Zwar hat die Hand der liebevollsten Barmherzigkeit mich ihr entrissen, doch — mit ihr ist es vorbei. Ich muß zurück in die Welt, der ich entfloh — entfloh aus Stolz, Scham und Sorge, die aber — wie ich an Ihrem Eintritt in mein Schicksal erkenne — besser ist, als ich in meiner Unerfahrenheit und Angst sie mir vorstellte. Fürstliche Gnaden, Sie sollen Alles wissen —“

„Heute nicht ein Wort von alle dem!“ unterbrach Gräfin Clotilde die Sprecherin. „Sammeln Sie Kraft, von Ihrer Abreise kann noch lange nicht die Rede sein. Ich werde Sie selber um Ihre Mittheilungen bitten, wenn der Arzt es mir versichert und ich selber sehe, daß Sie stark genug dazu sind. Denken Sie nicht an Ihre Vergangenheit, wir Beide haben es jetzt mit der Zukunft zu thun. Ich“ — setzte sie mit bewegter Stimme hinzu — „muß hoffen, daß die Ihrige freudenreich sein wird.“ Bei diesen Worten erhob sich Clotilde und ergriff Louisens Rechte: „Was haben Sie für eine feine Hand,“ sagte sie, dieselbe einen Augenblick betrachtend; dann küßte sie die Stirn der Genesenden, legte wie segnend die Rechte auf Röschens Haupt und ging in ihre Prälatur hinüber.

So leutselig und ohne Stolz auch die Dame Korporell war, es fiel ihr doch auf, daß ihre Fürstäbtissin, eine Dame in so hoher Würde und von so hochadeligem Stamme, so sans façon eine fremde Frau auf die Stirn küßte, deren Stand und Namen Niemand kannte, die ein Kind hatte und allem Anschein nach — keinen Mann. Die gute Dame hatte aber nicht bemerkt, daß die Aebtissin, als sie Louisens feine Hand lobte, nicht so sehr diese, als den Carneolring betrachtet hatte, der den vierten Finger dieser Hand schmückte. Es war derselbe Ring, der schon im Forsthause zu Brakenhofen Clotildens Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt hatte: derselbe Hahn, der auf dem Dornenzweige sitzt, dieselbe Freiherrnkrone darüber.

Wenige Tage nachher empfing die Fürstäbtissin den alten Landcomthur Kraft von Weitingen, der aus Allershausen herübergekommen war, um bei seiner verehrten Nachbarin sein langes Wegbleiben zu entschuldigen. Es war wieder das Zipperlein, das ihm weder zu fahren noch zu reiten erlaubt hatte. Es war ein langer, schmerzvoller Hausarrest. Jetzt sei es, Gott sei Dank, wieder besser und werde wol wieder eine Zeitlang vorhalten. Auch erzählte die alte Excellenz, was die Aebtissin wol schon vom Förster Burkhart wußte, daß Baron Fritzens Onkel verstorben und ihm seine Güter und auch Geld genug hinterlassen habe.

„Ich weiß," sagte Gräfin Clotilde, „Baron Fritz ist nach Oesterreich gereist, um den schönen Erbsegen fröhlich in Besitz zu nehmen."

„Na, fürstliche Gnaden," erwiderte der Landcomthur, „mit der Fröhlichkeit hat es wol seine gewiesenen Wege. Ich kann nur sagen, der reiche Erbfall war meinem Neffen ganz gleichgültig. Ich eiferte ihn an, nach Wien zu reisen und in den Dingen Ordnung zu machen; denn wenn ein lachender Erbe — und Fritz ist seinem Onkel nie nahe gestanden — vom Erbgut fern ist, so bekommen mancherlei Sachen Füße und laufen dorthin, wohin sie nicht gehören. Er aber antwortete mir: Wenn ich schon reise und auch nach diesem Geschäft sehe, so ist es doch etwas Anderes, das mich in die Welt treibt. Ich hab' in ihr ein Glück verloren, das ich noch einmal suchen will. Finde ich es auch diesmal nicht, so lasse mir nur den Rittermantel der Ehelosigkeit schneiden, und all' mein Geld und Land mag der Orden haben. So oft das von Neuem bei mir einkehrt, was die Menschen Glück nennen, fällt die alte Last nur noch schwerer auf meine Seele. Ich fühle die Marter, aber ich trage keine Schuld; ich weiß, was es war, aber ich weiß nicht, was es ist. — Wenn er auf dieses Thema zu sprechen kommt, so frage ich ihn nie weiter; ich weiß, daß er nicht beichtet. Ich glaubte ihn zu Wien oder auf seinen Gütern, da erhalte ich vorgestern einen Brief von ihm vom Ufer des Bodensees. Er schreibt, sein Suchen sei bis jetzt erfolglos, doch müsse er noch einmal um den See herum. Es geschehe das hoffnungslos, doch unternehme er es nur darum, damit auch das geschehen sei. Wenn auch nicht zu Pfingsten, so werde er doch gewiß am Frohnleichnamstage zurück sein, in welcher Gemüthsstimmung, darum solle ich ihn nicht fragen. An Eure fürstliche Gnaden sendet er die ehrerbietigsten Grüße, und zum Schluß schreibt er: O wäre doch mein Schicksal so gütig, wie die schöne Aebtissin von Buchau!"

Eine hohe Röthe überflog Clotildens Antlitz. Ihre schönen Augen leuchteten freudig, freudig für jeden Fall. „Excellenz, wir lassen es beim alten Brauche," sagte sie schließlich zum Landcomthur. „Sie kommen, wie seit Jahren, und begehen mit uns die Festlichkeiten des Frohnleichnamstages. Und wenn Baron Fritz von seiner Reise zurück ist, so bringen Sie ihn mit."

Clotildens Besuche bei Louisen hatten sich häufig wiederholt. Die beiden Frauen standen sich nahe, wie alte Freundinnen, obwol Louise sich die zärtliche Zuneigung der Aebtissin aus Theilnahme und barmherziger Menschenliebe allein nicht vollständig zu erklären vermochte. In den Gesprächen, die sie führten, übernahm Clotilde die Rolle der Erzählerin. Die Geschichte, die Besitzungen und die übrigen Verhältnisse des Stiftes Buchau, der Zustand und die Menschen der kleinen Reichsstadt, in der es seit den grauen Tagen Kaiser Ludwig's des Frommen seine Thürme und Dächer erhebt, das Alles gab Redestoff für viele, viele Stunden; am lebhaftesten aber war die Unterhaltung, wenn Clotilde auf die Lebensgeschichte, die Eigenart und Gewohnheiten ihrer Stiftsdamen zu sprechen kam. Wie frisch waren da die Farben, wie zutreffend und nicht selten scharf die Pinselstriche, mit denen Clotilde die Bildnisse malte von der grauen Stiftshofmeisterin herab bis zum blonden Nestvögelchen Sidonie. Ueber die

Priorin von Gundelfingen und die strengblickende Baronesse Besserer schlüpfte sie mit einer kurzen, gutmüthigen Beleumundung hinweg.

Eines Abends spät, es war in den ersten Tagen des schönen Monats Mai, kam Clotilde in den alten Garten herunter, um der Arbeit des Gärtners nachzusehen; denn sie hatte den Befehl gegeben, der Freundin zu Liebe und Freude diese längst vernachlässigten Anlagen auf's Neue zur früheren Schönheit zu erheben. Der Gärtner hatte seine Schuldigkeit gethan. Aus der Marmorgruppe des Bassins sprang ein heller Wasserstrahl und erfrischte das die Felssteine umrankende Immergrün. Feiner weißer Kies bedeckte die Gänge. Die dunkelgrünen Säume und Schnörkel von Buchs um und in den Blumenstücken waren scharf und nett beschnitten, darin blühte an Blumen, was nur die frühe Jahreszeit gestattete. Die verwilderten Buchenwände hatte die unerbittliche Scheere in die Grenzen der altfranzösischen Etiquette zurückgeschnitten. Das Beste hatte die Natur gethan. Büsche und Bäume schimmerten im jungen Laubschmuck, oder prangten noch in der letzten Pracht vollausgeblühter Blüthen, die in den letzten Stunden ihres Wonnelebens ihre süßesten Düfte verhauchten, wenn aber der Abendwind daran rührte, als rosiger Schnee in die stillen Gartengänge zu fallen begannen.

Droben in den blauen Aetherwogen fuhr das smaragdene Schifflein des wachsenden Mondes, die Sonne war in die Wälder gesunken, und das junge Silberlicht malte die Schattenrisse der schwankenden Blumen und Zweige auf den erhellten Weg.

Vor dem Dickicht an der Seemauer sah Clotilde Röschen beschäftigt, Blumen zu pflücken. Als sie aber gegen die Treppe einbog, die in den Bogengang hinauf führte, kam ihr Louise entgegen.

„Das ist zu viel gewagt!" rief Clotilde. „Alles ist noch lange nicht erlaubt. In so später Stunde und in so früher Jahreszeit noch im Freien zu sein, taugt nicht für Ihre junge Gesundheit. Der Mai hat einen guten Ruf, wie die Jugend, aber eine unbewachte Stunde in beiden kann dem Leben eine unheilbare Wunde schlagen."

Louise seufzte tief auf bei diesen Worten, über die Clotilde, welche dieselben ohne jede Nebenabsicht gesprochen hatte, nachträglich selber erschrak. Sie suchte sofort den Eindruck ihrer Unachtsamkeit zu verwischen. Sie führte Louisen, welche, in sich gekehrt, mit sich geschehen ließ, was Clotilde wollte, in das Zimmer hinauf, das bereits die Physiognomie einer Krankenstube verloren hatte und ganz heiter und traulich aussah. Die beiden Frauen nahmen auf dem Canapee Platz; Louise wollte Licht machen, Clotilde aber bat, das zu unterlassen: es sei so traulich, in der Dämmerung zu plaudern, und der Mond scheine ohnehin so klar durch die Fenster herein, deren Kreuz und Rahmen ihre Schatten so artig auf die Diele zeichnen. Dazu schwatzte sie angelegentlich von jenen kleinen Dingen, die ein Frauenherz so leicht zerstreuen und beschäftigen: von Kleidern und dem, was dazu gehört.

„Sie müssen jetzt," sagte sie, „den Schlafrock und das Nachthäubchen ablegen. Sie sind gesund und bald stark genug, in die Welt zurückzukehren, verstanden — in die Welt und nicht mehr in den Wald, wohin Sie ja nicht

gehören. Wir müssen neue Kleider anschaffen für Sie, und auch Röschen muß aus seinem Landjäckchen heraus."

„Garderobe für mich," erwiderte Louise, „ist in meinen Koffern, die durch Ihre Güte von Brakenhofen herübergebracht wurden; Kleider und alles Uebrige, reichlich und standesgemäß."

Clotilde stutzte.

„Aber mein gutes Kind," fuhr Louise fort, „hat nie was Rechtes am Leibe gehabt; es war bis jetzt ein Waldmädchen, und das darf und kann es nicht mehr bleiben. Sie haben Recht, wir müssen zurück in die Welt. Das Siegel ist gebrochen, aber ich zitt're vor dem Inhalt des Briefes, den ich nun entfalten und — lesen muß."

„Muth, Muth," sprach Clotilde, „was kann denn Böses drinnen geschrieben stehen? Ihr Herz drückt keine Schuld, das zeigt Ihr Auge. Bauen wir auf Gott. Bauen Sie auch auf mich! Louise — ich weiß Nichts, und vielleicht weiß ich schon Alles."

„Gott im Himmel, gnädige Frau!"

„Wir können den Satz auch umkehren," fuhr Clotilde fort: „Ich glaube Alles zu wissen und weiß vielleicht — Nichts. Nur noch ein Stein fehlt zu meinem Bau; finde ich diesen nicht, so scheiden wir und fragen uns nie wieder."

„Ich finde es begreiflich," nahm Louise das Wort, „daß Sie sich über mein räthselhaftes Erscheinen, über mein verborgenes Vorleben seltsame Gedanken machen, aber, fürstliche Gnaden, wissen können Sie nichts. Es ist ein undurchdringlicher Schleier gefallen zwischen mir und ihm —"

„Und ihm?" fragte mit Nachdruck Clotilde.

„Und ihm!" versetzte ruhig Louise. „Sie werden hören."

„Wer ist dieser Er?"

„Ich weiß es nicht, meine Wohlthäterin, Ich kenne weder seinen Namen, noch seine Heimath. Er war ein Soldat, das ist Alles, was ich von ihm weiß."

„Ich verstehe!" rief Clotilde entsetzt aus. „Sie sprechen von den Schrecken des Krieges, von einem fluchwürdigen Verbrechen —"

„Nichts von alledem!" erwiderte Louise. „Ich spreche von einem liebewürdigen Jüngling, von zwei jungen Herzen, welche die Welt vergaßen, und die sich beide, das ist mein Glaube, wol nicht mehr vergessen, aber — ach! — nicht wiederfinden können. Vielleicht ist er todt — er war ja ein Soldat!"

„Schonen Sie sich, Louise!"

„Seien Sie ohne Sorge. Ich fühle mich gesund und wohne jahrelang allein mit diesem Gedanken. Bald schlägt meine Scheidestunde aus diesem Hause edler Menschenliebe. Gnädige Frau, Ihr mildes Herz erleichtert mir meine Pflicht, hören Sie meine Geschichte: Ich bin das einzige Kind des kaiserlichen Reiteroberſten Philibert Freiherrn von Dornhahn. Unsere Familie stammt aus dem Schwarzwalde, wo noch ein Städtchen, das oberhalb Horb liegt, aber längst von unserer Familie gekommen und jetzt württembergisch ist, unseren alten Namen führt. Schon mein Großvater war in kaiserlichen Diensten und im dreißigjährigen Kriege zu reicher Beute gekommen; er hatte sich in Unteröſterreich eine schöne Herrschaft nächst dem Donaustrom gekauft. Ich habe ihn nicht

mehr gekannt, ebenso wenig als meine Mutter, die bald nach meiner Geburt starb. Sie war ein ungarisches Edelfräulein von Somogy, das mein Vater aus dem Türkenkriege heimgebracht hatte, als er von der Verfolgung des von Wien weggeschlagenen Belagerungsheeres Kara Mustafa's wieder nach Oesterreich zurückkam. Mein Vater sagte oft von ihr: sie habe heißes Blut gehabt und sei ganz anders gewesen, als deutsche Frauen. Von mir sagte er, ich gleiche ihr nur wenig, und das sei ihm eben recht. Ich wurde auf dem Schlosse meines Vaters erzogen, doch — ich muß es gestehen — mehr wie es einem Knaben, als wie es einem Mädchen zukommt. Lesen, schreiben hatte ich bald begriffen, die Lehren der katholischen Religion, die mir der Ortspfarrer vortrug, nahm ich willig in mich auf und dachte nie darüber nach, wie das einer gläubigen Christin gebührt. Die Hauptlehrgegenstände waren aber Reiten, Schießen, Fechten; in der Kunst, einen Kahn zu lenken und richtig mit Angel und Netz zu fischen, war ich bald eine Meisterin. Der Jäger, der Hoffischer und ein alter Wachtmeister, der als Castellan bei meinem Vater das Gnadenbrod aß, waren meine Lehrer, eine rüstige Matrone, die schon bei meiner Mutter Kammerfrau gewesen, war in allem Uebrigen meine Führerin, Pflegerin und Wächterin. Rückte mein Vater in's Feld, oder mußte er aus anderen Ursachen für längere Zeit das Haus verlassen, so änderte sich meine freie Lebensweise mit einem Schlage. Jäger, Fischer und Wachtmeister verschwanden aus meiner Nähe, es wurde mir kein Pferd gesattelt, ich durfte über den Schloßgarten nicht hinaus, und Frau Mechthild, so nannte sich meine Aja, blieb meine einzige Gesellschaft. Als der Kaiser in den letzten Krieg mit den Bayern und Franzosen verwickelt wurde und mein Vater mit seinem Regimente zu dem Heere des Prinzen Eugen stoßen mußte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist wieder ein Anfang wie 1631 und das Ende nicht abzusehen." Er verkaufte seine Herrschaft an der Donau, er meinte: „Der Krieg wird die Güter billiger machen; erlebe ich den Frieden, so kaufe ich wohlfeil wieder ein." Wenige Tage vor dem Ausmarsch eröffnete er mir, daß er mich mitnehme in's Feld. „Hinter der Fronte," sprach er, „gibt es immer sichere Städtlein, Du bist wohl beritten, muthig und leicht beweglich, Du sollst immer in Sicherheit, aber auch in meiner Nähe sein, mein geliebtes Kind. Ich muß von Zeit zu Zeit in Deine treuen blauen Augen schauen, wer weiß, wie lange die meinen noch offen stehen. Wir Soldaten haben unsre Ahnungen, und es schwant mir: alle Kugeln des nächsten Krieges fliegen nicht an mir vorbei." Ich suchte seine düstern Gedanken zu verscheuchen, mußte aber sammt Frau Mechthild dennoch mit in's Feld. Wir wurden in allerhand Ortschaften am Rhein, Main, in Franken und in Schwaben untergebracht; als aber im September 1703 die erste Schlacht bei Hochstädt für die Kaiserlichen verloren gegangen war, sendete uns mein Vater unter guter Bedeckung in eine hübsche Stadt am Bodensee, deren Namen ich nicht nenne, damit kein Unberufener die Spuren Desjenigen finde, der nicht gefunden sein oder selbst nicht suchen will. Als wir aus dem Stabsquartier meines Vaters wegreisten, ritt dieser eine gute Strecke neben unserm Wagen mit. Als er endlich zurückreiten mußte, hielten wir an, ich stieg aus und er saß ab, um uns noch einmal recht herzlich zu letzen. Er führte mich unter einen Baum und

übergab mir ein offenes Schreiben, das die Adresse trug: An den Wohledlen und Gestrengen Herrn Johannes Volland, Elterherr der Kaufmannschaft und des Rathes der Reichsstadt Ravensburg. „Wenn mir oder Dir nach dem Rathschlusse Gottes etwas Außerordentliches widerführe, zu dessen Bewältigung Dein Verstand oder Deine Mittel nicht zureichen, dann wende Dich an diesen braven Mann, meinen alten Freund. In seinen Händen liegt mein Vermögen, das Dir eine standesmäßige Zukunft in der Welt sichert, er wird an Dir handeln, wie ein Vater." Als er die letzten Worte sprach, quollen seine Augen über. Ich aber hing an seinem Halse und sagte: Ach lieber Vater, wie ist mir das Scheiden von Dir so hart. „Laß das Weinen," sagte er, „habe immer Gott vor Augen, und wir sehen uns wol fröhlich wieder." Darauf nahm er mich auf seine Arme, trug mich wie ein Kind in den Wagen, küßte mich, und wenige Secunden darnach hörte ich nur noch den Hufschlag des fortsprengenden Pferdes. Ich hatte nichts mehr von ihm, als seine Thränen, die auf meinen Wangen lagen."

Von Rührung übermannt, hielt die Erzählerin inne; Clotilde hatte ihre Hand ergriffen, die sie zärtlich in die ihrige schloß. Louise begann von Neuem: „Halte Gott vor Augen! — es ist anders gekommen, gnädige Fürstin! Als wir an unserm Bestimmungsort anlangten, erwartete uns am Stadtthore eine Magd, die sich auswies, daß sie von Herrn Volland von Ravensburg für uns gemiethet sei. Sie führte uns in ein kleines, wohleingerichtetes Haus, das Herrn Volland's Eigenthum war. Es hatte eine schmale Fronte auf einen kleinen Platz, die freundlichsten Stuben aber sahen in einen engen, langen Garten, der nahe an das Seeufer hinausreichte, von dem es ein Rest der alten Stadtmauer schied. Hier lebten wir einsam, und ich verließ nur an Sonn- und Feiertagen das Haus, um die Kirche zu besuchen. Die übrige Zeit vertrieb ich mit Lesen, Nadelarbeit, griff wol auch sonst im Hause zu und schrieb fleißig Briefe an meinen guten Vater, aus dessen Handschreiben ich erfuhr, wie sehr der Krieg, der mit wenig Glück für die kaiserlichen Waffen geführt wurde, ihn mit seinen Dragonern zwischen Main und Rhein umhertrieb. Der Winter brach herein, mein Vater mußte nach Wien, an den neuen Plänen und Ausrüstungen für das nächste Jahr mitzuarbeiten. Eines Morgens erzählte unsere Magd, als sie vom Markte kam, es hätten sich einige junge kaiserliche Officiere, die bei dem Falle Breisach's schwerverwundet in französische Gefangenschaft gerathen waren, ranzionirt und wären jetzt zu ihrer Heilung hier eingetroffen, denn in der Stadt, die wir damals bewohnten, lebte ein weit und breit berühmter Wundarzt. Ich bedauerte die jungen Leute, doch sah und hörte ich nichts von ihnen, und so floß der Winter ereignißlos vorüber. Es war schon lange wieder Sommer geworden, mein Vater war beim Heere, und ich lustwandelte in unserm Garten. Ein Gitterfenster, das in ziemlicher Höhe in der alten Stadtmauer angebracht war, und das ich wol früher oft bemerkt hatte, ohne etwas dabei zu denken, erregte meine Aufmerksamkeit. Von da oben, dachte ich mir, müsse eine herrliche Fernsicht über den See hin auf das gegenüberliegende Land sein, und ich ließ mir eine hölzerne Treppe und oben daran einen kleinen Söller bauen, auf dem ich an einem Tischchen sitzen und hinausblicken konnte. Hier saß ich nun oft, wenn

die Schweizeralpen hinter Rorschach herüber im Lichte der untergehenden Sonne rosig glühten und das Abendläuten von den Kirchthürmen über die plätschernden Wellen geflogen kam. In jenen Abendstunden, wenn so Alles um mich her harmonisch sich zur Ruhe neigte, Wellengeräusch und Vogelstimmen ihr sanftes Schlummerlied sangen, fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem jungen Leben einsam, ausgeschlossen von einem allgemeinen Glücke, das mir in jeder Blume, in jedem Falter, in jedem Gartenvöglein zu leben schien. Diese Ausgeschlossenheit schien mir ein großes Unrecht, das mir widerfahre, und beunruhigte mit Gefühlen, die ich früher nie empfunden, mein Herz und mein Blut. Zwischen der Mauer, die unsern Garten begrenzte, und dem Seeufer war nur ein schmaler Steig. Das Ufer war hier mit niedrigen Erlen- und Weidenbüschen bewachsen, dafür aber wuchs außen an unserer Gartenmauer eine Gruppe von Nußbäumen, deren Zweige in der Höhe meines Gitterfensters sich zur Laubeskrone ausbreiteten. Als ich eines Abends auf dem Söller wieder meinen Platz eingenommen hatte, der mir nicht mehr so friedlich war, wie in den ersten Tagen, gewahrte ich gerade unter mir am Ufer einen jungen Mann sitzen, der angelte. Er trug ein gelbes Koller mit rothen Aufschlägen, wie ich das öfter schon an kaiserlichen Reitern gesehen hatte. Neben ihm lag eine leichte Tuchmütze, am Hinterhaupte des Anglers sah ich eine schmale seidene Binde geknüpft, wie bei Einem, der eine heilende Stirnwunde noch vor Staub und Luft verwahrt. Wenn er aber die leere Angel zog und dabei ungeduldig den Kopf wendete, konnte ich die Binde vorn kaum gewahren, denn seine schwarzen Haare fielen lockig und seidenreich über seine Stirn herab. Es war ein blasses, vornehmes Antlitz und eine vornehme Gestalt. Ich saß still oben in meinem Versteck und paßte, ob er sein Fischlein fangen würde. Ach — fürstliche Gnaden — er fing es wirklich! Plötzlich zog er seine Angelschnur. Als er das Gewicht seiner Beute fühlte, schleuderte er dieselbe heftig in die Höhe, zu heftig, denn sie nahm vom Rucke einen weitausgreifenden Schwung, und im nächsten Augenblick hing das zappelnde Forellchen an einem Nußbaumzweige, gerade vor dem Gitterfenster, hinter dem ich lauschend saß. Der junge Mann sah empor und erblickte mich. Seine Hand fuhr an sein Herz und seine Wangen rötheten sich. Dann sprang er auf den Nußbaum zu, und eh' ich mich besinnen konnte, saß er vor mir in den Zweigen. Er machte die Schnur los, zog behutsam die Angel aus den Kiemen und schleuderte das Fischlein weit hinaus in den See. „In dieser Stunde," rief er aus, „soll keinem lebenden Wesen Unheil widerfahren, in der ich so großes Heil erlebe!" griff durch's Fenster nach meiner Hand und drückte sie feurig an seine frischen Lippen. Mich übergoß eine unbekannte Gluth. Er ließ meine Hand nicht los, und unsere Augen konnten sich nicht trennen. Wir waren auf einmal unten im Garten beisammen; wie es geschah — davon habe ich keine Erinnerung; wie lange er bei mir war, dafür habe ich kein Maß; was wir sprachen — ich weiß es nicht; was wir thaten — ich kannte es nicht. Als ich am andern Morgen, wie aus einem Fiebertraum, in meiner Stube erwachte, stand Frau Mechthild vor meinem Lager und erzählte: „Heute Nacht ist Jemand in unsern Garten eingebrochen. Die Thür des Pförtchens, das an den See hinausführt, liegt zertrümmert, aber gestohlen wurde im ganzen Hause Nichts."

Ich drückte mein Gesicht in das Kissen und weinte, ich klagte über Unwohlsein. „Ich muß den Zimmermann herbeischeiden, daß er sogleich eine neue, feste Thür macht," sagte Mechthild und trippelte davon. Ich verließ tagelang, so hell auch die Sonne draußen schien, meine Stube nicht; ich aß und schlief nicht mehr und hätte mich im Mittelpunkte der Erde verbergen mögen. Eines Tages erzählte unsere Magd, es war ein Julitag des Jahres 1704: heute am frühen Morgen sei ein Trompeter mit Depeschen aus dem Hauptquartier des Prinzen gekommen, alle Truppen müssen eilig an die Donau hinauf, dem Churfürsten von Bayern und seinen Franzosen entgegen. „Haben Sie denn nicht an allen Ecken trompeten gehört?" fragte sie mich. „Alle Soldaten sind mit Sack und Pack angetreten, auch die jungen Officiere, die Winters über sich hier von ihren Wunden heilen ließen, sind aufgesessen, und eben jetzt reiten sie alle aus dem Städtchen. Auch nicht ein Troßbube ist zurückgeblieben." Mein Blut erstarrte, doch wußte ich in meiner Unschuld nicht — warum? Ein Gedanke quälte mich Tag und Nacht, es war der Gedanke, meinen Vater wiederzusehen. Ich fühlte, daß Etwas zwischen mich und ihn getreten war, in jener Stunde, die ich noch immer nicht verstand. Wenn ich das theure Antlitz meines Vaters im Traume sah, fuhr ich schreiend auf vom Schlafe. Da kamen auf einmal Freudenboten von der Donau herab, Prinz Eugen und Marlborough haben den Churfürsten und seine Franzosen bei Hochstädt auf's Haupt geschlagen, jetzt sei der Feind überwunden und ein langer Friede gewiß. „Jetzt kommt Dein Vater!" rief es vorwurfsvoll in meinem Herzen — aber meine Seelenangst war — leider — umsonst. Statt meines Vaters kam sein Freund aus Ravensburg und brachte mir die Kunde von seinem Tode. Er war bei Hochstädt als Sieger gefallen und in der dortigen katholischen Pfarrkirche beigesetzt. So groß früher meine Furcht war, nur noch größer war jetzt mein Schmerz. Ich reiste mit Herrn Volland auf meines Vaters Grab, ich legte den Mund auf seinen Gruftstein und rief hinab um seine Verzeihung, und doch kannte ich damals noch nicht den ganzen Umfang meiner Schuld. Herr Volland schlug mir vor, sein Haus in Ravensburg zu theilen; er war in dem Testamente, das mein armer Vater in seinen Händen zurückgelassen hatte, zu meinem Vormund bestellt. Ich schlug seinen Antrag aus und bat ihn, dort in dem stillen Hause, wo ich die Botschaft vom Tode meines Vaters empfangen, abgeschieden von der Welt um ihn trauern zu dürfen. Mein Vormund gestattete das, ich hatte aber nur die halbe Wahrheit gesagt. Mußte ich denn nicht hoffen, daß Der, welcher mich dorten verlassen hatte, mich dort wieder suchen werde?! Ach! Monate vergingen, und er kam nicht wieder! Inzwischen änderte sich so Vieles in meinem Befinden, daß Frau Mechthilden die Augen aufgingen und sie aus Pflicht ihres Gewissens mir unerfahrenem Mädchen erklärte, daß ich ein Kind unter meinem Herzen trage. Was nun folgte, ist kurz erzählt. Der, den ich erwartete, kam nicht, und ich weiß nicht, bei welchem Namen ich ihn rufen soll. Ich erkaufte Mechthildens Schweigen mit Gold, an dem es mir nicht fehlte, verließ unbemerkt das Haus, das ich bisher bewohnt hatte, reiste nach Ravensburg, mit meinem Vormund die Angelegenheiten meines Vermögens zu bereden; meine Kammerfrau sendete ich mit einem weiteren Geschenke und einem guten Reise-

gelde zu den Ihrigen nach Böhmen. Herr Volland fragte mich, ob ich wieder in das Städtchen, in dem ich seit meines Vaters Tode mich aufgehalten, zurückzukehren gedächte, weil er, wenn dieses nicht meine Absicht wäre, für sein Haus dorten einen geschickten Handwerksmann als Käufer habe. Ich eröffnete ihm, daß ich entschlossen sei, nach Wien zu reisen, wo eine Schwester meiner Mutter lebte; an eine Rückkehr in jenes Seestädtchen dächte ich keineswegs. Mein Vormund, dem mein Zustand verborgen war, gab mir einen seiner Kaufmannsbedienten mit, der mich auf meiner Reise bis Ulm und donauabwärts hätte begleiten sollen; welches Ereigniß aber diese Reise im Brakenhofer Forsthaus unterbrach, das werden fürstliche Gnaden wol schon längst vom alten Burkhart erfahren haben. Möge Gott ferner mich und mein Kind so milde schützen, wie Sie, meine Wohlthäterin, mich beschützt und gerettet haben. Nie kann ich Ihnen genug danken, nie ich und niemals auch die, welche das Beste von Ihnen empfing, meine vaterlose Tochter. Und so gestatten Sie mir noch in dieser Woche meine Abreise als Ihre ewige Schuldnerin."

„Liebe Baronesse," entgegnete die Aebtissin, „davon kann noch keine Rede sein, denn das, was sie mir erzählten, erweckt meine Aufmerksamkeit in höherem Grade, als Sie sich wol denken mögen. Was ich soeben hörte, muß ich erwägen und — benutzen. Das Frohnleichnamsfest müssen Sie noch bei mir zubringen. Darauf muß ich bestehen, und wenn Sie glauben, mir verschuldet zu sein, so zahlen Sie mit der Erfüllung dieses meines dringenden Wunsches. Wir wollen Röschen in Rosen kleiden und ich denke, es soll ein Freudentag werden für die Kleine und — auch für Sie! Für Sie!" wiederholte Clotilde mit einem Seufzer, küßte Louisen auf den Mund und verließ das Gemach.

Der Mond war unterdessen höher heraufgezogen und die fortgeschrittene Dämmerung gestattete ihm die vollste Stärke seines Lichtes. Als Clotilde aus der Thür trat, stand Röschen auf der obersten Stufe der Treppe, die aus dem Garten heraufführte, von Silber übergossen, märchenhaft, wie in einer Glorie. Die Kleine ahnte aber nichts von dem Strahlenglanze, der sie umfloß, und ordnete einen Strauß Vergißmeinnicht, den sie gepflückt hatte. Clotilde trat hinzu und fragte: „Wem bringst Du diese schönen Blumen?"

„Wem denn sonst, als meiner lieben Mutter? Es sind Vergißmeinnicht. Die liebt sie so sehr. Sie sagt, diese blauen Sternchen bedeuten, daß man die Menschen, die man liebt, auch nicht vergessen soll."

„Das bedeuten sie Vielen," versetzte Clotilde, „aber vielen Anderen bedeuten sie: Vergiß!"

Röschen schlug erstaunt ihre braunen Augen auf und sagte: „Das verstehe ich nicht, schöne Frau. Aber ich werde diesen Strauß in zwei Hälften theilen, die eine bringe ich meiner Mutter und die andere gebe ich Ihnen. Ist's so recht?" Damit reichte sie den einen Theil der Aebtissin, die tief ergriffen das Kind küßte und mit raschen Schritten den Bogengang verließ.

Mit der andern Hälfte des Straußes sprang Röschen fröhlich in das Zimmer ihrer Mutter hinein.

8.

Die römisch-katholische Kirche hat das Frohnleichnamsfest zur Feier der wunderbaren Verwandlung des von Jesu gesegneten Brodes in den wahren Leib des Gottmenschen eingesetzt. Es ist das jüngste der katholischen Kirchenfeste, kein anderes erfreut sich solcher Beliebtheit bei Jung und Alt, kein anderes wird mit so viel weltlicher und natürlicher Pracht begangen. Was ist der Grund dieser Vorliebe? Ist es seine Jugend, welche die christlichen Herzen zu diesem Benjamin hinzieht? Kaum, denn dieser Benjamin ist jetzt weit über ein halbes Jahrtausend alt. Ist es der Zauber des Mysteriums, dessen Andenken es gewidmet ist? Schwerlich, denn die Katholiken sind die Darstellung dieses Geheimnisses im täglichen Meßopfer gewohnt; obendrein sterben die meisten von ihnen, ohne je über dasselbe nachgedacht zu haben. Ich glaube, der Grund liegt in dem Umstande, daß dieses Fest in die höchste und letzte Blüthe des Frühlings fällt, in jene berauschenden Tage, wo der beginnende Sommer seine ersten Früchte in die vollen Kränze der Gärten und Fluren flicht, in die lieblichsten Tage des Jahres, in denen die Natur voll Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer Schönheit sich selbst zu genießen scheint und Alle stürmisch an ihr trunkenes Herz reißt. Rosenbüsche und Rosenbäume, alle Gärten, Wiesen und Waldesgründe bieten ihren Blumenschmuck, all' das niedrige Volk der Sträucher und Hecken athmet Wohlgeruch, und selbst die ernste, uralte Linde, die ungezählte Geschlechter der Menschen neben sich in die Erde versinken sah, blüht und duftet jetzt. In diesen Tagen duftet der blühende Wein, der Sorgenbrecher und Tröster des armen Sterblichen, und durch die Halme des Ackers, auf denen unser tägliches Brod wächst, blickt still verheißend die blaue Kornblume — Wein und Brod, das wohlverstandenste Mysterium alles Menschenlebens! Als ob es nicht genug sei an den Blumen der Erde, flattern nie so reichlich, als in diesen Tagen, die „Blumen der Luft", die bunten Schmetterlinge, ja selbst die ersten Schwaden des frisch gemähten Grases, die jetzt schon auf den Wiesen liegen, hauchen ihren letzten Lebensathem duftend in die stillen Lüfte.

Das Festofficium des Frohnleichnamstages ist ein liturgisches Meisterwerk des berühmten Kirchenlehrers Thomas von Aquino, voll lieblicher Sinnigkeit und ergreifender Andacht. Der Priester in seinem reichsten Kirchenschmuck, unter einem von würdigen Mitgliedern der Gemeinde gehobenen Baldachin, trägt die Monstranz, meistens in Form einer glänzenden Sonne aus edlem Metall, in deren Mittelpunkte auf halbmondförmiger, nicht selten von Edelsteinen funkelnder Fassung die geweihte Hostie steht, durch die Gassen, umgeben von dem ganzen Clerus der Stadt, des Bischofsitzes oder des Stiftes, umrauscht von Musik und Lobgesängen. Umwirbelt von Weihrauch, umgeben von Allen, welche dem Wohnorte Würde und Glanz verleihen, über sich flatternde Fahnen und Standarten, neben und vor sich glänzende Waffen und flammende Lichter, auf frischgemähtem, noch duftendem Grase, auf das voranschreitende Mädchen Rosenblätter streuen — so schreitet der fungirende Priester (der Officiator) zwischen Menschenreihen, die bei seinem Herannahen in die Kniee sinken, zwischen Häusern, die mit Blumengewinden, grünen Zweigen, Teppichen, Lichtern, Heiligenbildern und wehenden Flaggen prangen, weihevoll dahin. Vier Altäre sind im Orte

aufgerichtet, deren schönster Schmuck wieder die Blumen des Tages, vor allem Rosen und weiße Lilien sind. An jedem dieser Altäre macht der Zug Halt. Der Officiator stellt die Monstranz in den Tabernakel, den sinnige Hände mit Weizenähren und Weinlaub bekränzt haben, der Diakon singt eines der vier vorgeschriebenen Evangelien, hierauf folgt bei jedem Altare ein anderes Gebet, eines, daß der Herr wegwende die Geißel seines Zornes von den Sündern, die anderen: daß er den Herzen seiner Diener jenen Frieden gebe, den die Welt nicht geben kann; daß er segne die Früchte des Feldes und die Sicherheit der Grenzen, daß er seine Diener verschone mit Seuchen und Wasserfluthen, mit Stürmen der Luft und der Seele, daß er sie schütze vor Krieg, Tyrannei und solchen Gefahren. Hierauf erhebt der Officiator wieder die Monstranz, segnet mit einem ergreifenden Segensspruche, der leider auch lateinisch gesprochen wird, so daß das Volk ebensowenig davon versteht, als von den vorausgegangenen schönen Gebeten, noch einmal die andächtige Menge, und unter dem Klange prächtiger Hymnen nimmt die Procession von Neuem ihren Fortgang, bis zurück in die Hauptkirche, von der sie ausging, wo die Feierlichkeit am Hochaltar schließt.

Welche Pracht bei diesem öffentlichen Umzug in Residenzstädten, an Bischofssitzen, in Ortschaften entfaltet wird, wo reiche Stifte und Klöster sich erheben, werden sich unsere Enkel vielleicht kaum mehr vorstellen können: Monarchen und ihr Hof, Cavaliere und Damen, strahlend in Diamanten und flimmernden Stickereien, dahinwogend in Federschmuck und Spitzenfluth, Kriegs- und Kirchenfürsten, Clerus und Zünfte, Garden und Bettelmönche, Ordensritter und Büchsenspanner, Bürgermeister und Lakaien — welch' ein buntes Bild! Aber nicht minder schön und jedenfalls weihevoller ist das Fest, wenn der arme Dorfpfarrer aus der einzigen Häuserreihe den Zug hinausführt in die Gemarkung, wo die Altäre, einfache bedeckte Tische mit einem Crucifix, wenigen Lichtern und desto mehr Blumenzier, der eine am Feldbrunnen der Gemeindeweide, der andere beim alten Nußbaum, wo der Markstein steht, der dritte bei der Feldcapelle des heiligen Leonhard, und der vierte an der stillen Friedhofmauer, ihren Platz haben. Neugierige stehen oder knieen nicht an der Straße, denn die ganze Einwohnerschaft ist ja im Zuge mit, aber die blauen Cyanen im Korne und die namenlosen Blumen am Wege neigen das Haupt, wenn die fromme Schaar vorüberwallt.

Der allerschönste Schmuck dieses Frühlingsfestes sind jedoch die Kinder. Den Blumen gesellen sich die Kinder, das ist eine naturgemäße Allianz. Der Frohnleichnamstag ist ein Kinderprangtag. Die kleinen dicken Buben in ihren Feiertagsröcklein, eine Schärpe von Seidenband, Flor oder frischem Blumengeflecht über die Schulter oder einen Blumenkranz am Arm, wenn sie im Chore so wacker ihr unverstandenes Gebetlein herausschreien — sind die herzigen Bengel nicht zum Küssen? Und nun gar die allerliebsten Mädchen, diese sechs- bis neunjährige Eitelkeit, weißgekleidet in schlichtem Linnen mit schmalem farbigen Bändchen, oder in feiner Seidengaze, in luftigem Tüll oder Spitzengrund, geputzt mit Stickerei und breiten Atlasstreifen, aber beide Rangclassen geschmückt mit den Blumen, die für Alle blühen! Diese Mädchen gehen zunächst vor dem Baldachin, unter dem der Priester das hochwürdige Gut trägt, und streuen

Blumen und Rosenblätter auf seinen Weg. Die armen und die reichen, man sieht es an ihrer ehrfurchtsvollen Geschäftigkeit, sie empfinden das Weihevolle ihrer Mission; sie streuen und streuen, nur selten ordnen sie etwas an ihrem Putze, aber sie sprechen auch nicht das leiseste Wort. Sie wagen nicht den Blick zur heiligen Hostie zu erheben, aber ihre heitere Miene zeigt, das blutige Geheimniß am Beginne der Leiden Christi, dessen Andenken das heutige Fest gründete, wirft noch keine Schatten in ihre Kinderseele. Nicht der mit Wunden bedeckte Leichnam des Erlösers heiligt in diesem Augenblick ihre Herzen; der Heiland, der ihrer Anbetung vorschwebt, ist noch jung wie sie selbst, ist das liebe Christkind, das freilich zu Weihnacht die wenigen Reichen prächtiger beschenken muß und daher bei den vielen Armen nicht mehr so viel vermag, so daß bei diesen oft nicht mehr als ein paar Aepfel, eine Handvoll Nüsse, ein Pfefferkuchen, oder eine dürftige Puppe abfällt. Aber Kinder rechnen nicht, am allerwenigsten die armen, und beide, die reichen und die armen, streuen heute mit gleich liebevoller Andacht Blumen auf den Weg des Gottes ihrer Kindheit.

Wir kehren zu unserer Erzählung zurück. Es ist ein blauer, sonnenprächtiger Morgen. Die Frohnleichnamsprocession, die aus dem Städtchen zurückkehrt, tritt eben durch das hallende Steinthor in den großen Hof des Damenstiftes Buchau. Hier war der reiche Altar aufgeschlagen, an dem das letzte Evangelium gesungen und der letzte Festsegen dem Volke im Freien gespendet werden sollte. An der rechten Seite, unten an den Stufen des Altars, standen die Stühle und die Betpulte für die Stiftsdamen, obenan der Thronsessel der gefürsteten Aebtissin, Alles mit blauem Sammet überzogen, mit silbernen Sternen gestickt. Gegenüber waren die mit blauem, silberdurchwirktem Seidenstoff bedeckten Kirchenbänke für die Honoratioren, die im Zuge gingen. Nach den Zünften und Schulen mit ihren Fahnen und Standarten kam die Hofcapelle des Stiftes, der Kellerdiener in blauer Livrée trug auf seinem Rücken die Kesselpauken, die der Kellermeister mit bewährtem Tacte schlug. Von den silbernen Trompeten der in den Stiftsfarben prangenden Musiker wehten von schweren Silberfrangen eingefaßte Prunktücher, auf denen das Stiftswappen, von dem Fürstenhute gekrönt, in bunter Seide gestickt war. Nach den Musikern traten in schwarzem Amtskleide der gestrenge Stiftsrichter, zu dem die hereingeströmten Bäuerlein, meistens Grundholden des reichen Stiftes, nicht ganz ohne Scheu emporblickten, und die übrigen Beamten des Hauses, lauter respectable Perrücken; ihnen folgten drei reichgekleidete Pagen, von denen der mittlere das strahlende Capitelkreuz, die beiden andern aber blumenbekränzte Wachsfackeln trugen. Und nun erschienen paarweise die Stiftsdamen selbst in ihrer ebenso prächtigen als kleidsamen Ordenstracht, die wir schon am heiligen Dreikönigstage in der Stiftskirche bewunderten. Neben der Aebtissin gingen als Assistentinnen die zwei jüngsten Damen, die blonde Baronesse Sidonie, welche auf einem Kissen die Fürstenkrone, und die schwarze Gräfin Romana, welche ebenso das große, in goldbeschlagenes Schildpatt gebundene Brevier trug. Unter der Infel, die auf dem Haupte Clotildens glänzte, quollen die wundervollen Locken der schönen Frau hervor und flossen

in sanften Wellen über den silberbrokatenen, mit Hermelin verbrämten Mantel hinab, dessen Schleppe zwei Pagen trugen. In der Rechten, an deren Zeigefinger, über den Handschuh gezogen, der große diamantene Prälatenring funkelte, trug sie den silbernen Hirtenstab. Unmittelbar nach der Fürstin kamen die Kirchenknaben, die mit kleinen silbernen Glocken im Tacte läuteten, die weißgekleideten Mädchen, welche Blumen streuten, unter ihnen Röschen, einen Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht in den jungen Locken, in einem feinen Kleide, das sich von den Anzügen ihrer Begleiterinnen gar sehr unterschied, wie ein rechtes Fräuleinskleid. Die Aebtissin hatte es heute Morgen Frau Louisen hinüber geschickt — die Mädchen alle blickten befremdet auf die unbekannte Genossin, auf das vornehme fremde Kind. Röschen ließ sich aber nicht irre machen und streute die Rosenblätter ihres Körbchens unverdrossen auf den Weg des alten Pfarrers Benignus, der die Monstranz trug, während seine Diakonen die silbernen, blauwirbelnden Weihrauchfässer vor ihm schwangen. Hinter dem Baldachin zogen Bürgermeister und Rathsherren der alten Reichsstadt Buchau, mit ihnen an gern gewährter Ehrenstelle der Landcomthur von Allershausen in feierlicher Tracht mit panachirtem Ordenskreuze und einer staunenswerthen Wolkenperrücke, neben ihm in voller Parade der kaiserliche Dragonerrittmeister Friedrich Baron von Rehlingen, der keine Perrücke trug. Doch, wo immer der Zug vorüberkommen mochte, alle Blicke hingen nur an der fürstlichen Frau, die in hoheitsvoller Anmuth, als wäre sie der eigenen Schönheit unbewußt und allen Sinnen dieser Welt entrückt, einem unnahbaren Sterne gleich, vorüber schwebte.

Unterdessen war der Zug am Altar angelangt. Die Zünfte und Schulen bildeten einen Halbkreis, in dessen Mitte die Hofmusiker mit dem Chore und die Stiftsbeamten sich aufstellten. Die Aebtissin nahm ihren erhabenen Sitz ein, die Assistentinnen Romana und Sidonie legten das Brevier und die Krone auf das Betpult vor sie hin, nahmen die Infel von ihrem Haupte und den Stab aus ihrer Hand. Die andern Damen verfügten sich an ihre Plätze; der Stiftshofmeisterin von Korporell war es sehr heiß, sie fuhr sich einmal um das andremal mit dem Spitzentuche über die Stirn und die gerötheten Wangen.

Der Stiftspfarrer war unter dem Baldachin heraus vor den Altar getreten, hatte die Monstranz darauf gestellt und kniete mit seinen Diakonen, um die heilige Hostie anzubeten. Tiefes Schweigen herrschte im weiten Schloßhofe; die Tauben und die Schwalben saßen regungslos auf dem Dache, Storch und Störchin in dem Giebelneste droben senkten beschaulich den Kopf und rührten keine Feder, nur der Hofbrunnen plätscherte leise, als müsse er daran erinnern, daß auch das Heiligste den Lauf der Zeit nicht hemmt.

In der Bank der Honoratioren hatte, der Aebtissin gegenüber, Baron Fritz seinen Platz gefunden; sein Brevier vermochte sein Auge nicht zu fesseln. Immer wieder erhob sich sein Blick zur schönen Clotilde, welche die Lider senkte. Sobald jedoch er seine Augen niederschlug, gingen ihre auf und raubten in scheuer Hast einen kurzen, beseligenden Anblick. So spielte lange das unentdeckte Spiel. Als aber das Evangelium gesungen war und der Priester betete: „Herr, mache an uns Deine Barmherzigkeit offenbar!“ und die Diakonen antworteten: „Und lasse zu uns kommen Dein Heil,“ da barg Clotilde ihr Gesicht in den gefalteten

Händen, und als Pater Benignus weiter betete: „Herr, gib Deinen Dienern jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann," da wogte krampfhaft ihre Brust, ein lauter Seufzer drang über ihre Lippen, betroffen blickten ihre Damen auf sie, Dame Korporell langte nach ihrem Riechfläschchen, und Baron Fritz, der Clotilde nicht aus dem Auge gelassen hatte, war nahe daran aufzuspringen, denn die arme Frau schien auf ihren Knieen zu wanken.

In diesem Augenblick war die Function am Altar bei ihrem Schlusse angelangt. Pater Benignus ergriff die Monstranz, und während er damit die Form des Kreuzes in die Luft zeichnete, sprach er mit rührender Innigkeit den uralten Segensspruch: „Der Segen des allmächtigen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sinke herab auf diesen Ort, die Früchte seiner Felder und auf seine Bewohner, und bleibe bei uns Allen in Ewigkeit — Amen!" Wunderbar widerhallte die Stimme des Greises in dem von Menschen gefüllten, todtenstillen Stiftshofe. Als er das letzte Wort gesprochen, stieg er die Altarstufen herab, die schweigende, unbewegliche Menge bekam wieder Leben, und wimmelnd ordnete sich von Neuem der Zug. Die Träger hoben und schwangen auf's Neue die Fahnen, die Schulen stimmten die vorigen Hymnen an, die silbernen Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, Baronesse Sidonie drückte die Infel auf das Haupt Clotildens, Gräfin Romana gab den Hirtenstab in ihre Hand, die schöne Aebtissin von Buchau hatte ihre Fassung wieder gewonnen, in würdevoller Pracht und Demuth schritt sie dem Baldachin voran, und als sie an Baron Fritz vorüber kam, schlug sie die Augen nieder und schenkte ihm keinen Blick.

Ganz anders hielt es Röschen, das vor dem Baldachin Blumen streuend einherging, und auf einmal überrascht in Baron Rehlingen's bekannte Züge schaute. „Ah!" — rief die Kleine, „das ist ja der Herr im Schlitten, dem der Wind die Pelzmütze nahm! Ei — guten Tag!" Damit reichte sie ihm lächelnd eine volle Rose aus ihrem Körbchen und sprang in die Reihe der andern Mädchen zurück. Fritz betrachtete die Blume; eine seltsame Erregung überkam ihn und unwillkürlich drückte er sie an seinen Mund. Es war ihm, als träten Röschens Züge gebieterisch zwischen sein Herz und Clotildens reizendes Bild, beide scheidend, und er wußte nicht, wodurch? Dieses unschuldsvolle Lächeln hatte ihn schon einmal beglückt, er aber wußte nicht, wo? Wieder begann jenes Etwas seine Seele zu martern, von dem er sich nicht sagen konnte, was es ist!

Da fühlte er sich am Arm gefaßt und Onkel Landcomthur raunte ihm in's Ohr: „Fritz, wo hast Du Deine Gedanken? Mache vorwärts und halte die Procession nicht auf!" Wie ein Träumender ließ sich der junge Mann vom Platze führen, und bald darauf war der ganze Zug in den weiten Räumen der Stiftskirche verschwunden. Nur noch ein dreimaliger Tusch von Pauken und Trompeten, der das Fest beschloß, klang heraus.

Die Menge verlief sich, der weite Hof war seiner alten Einsamkeit zurückgegeben. Ungestört, wie sonst, klapperten im Neste droben die Störche, pfeilschnell durchkreuzten wieder die zwitschernden Schwalben die Luft. Der heilige Bann, der noch vor wenigen Minuten hier auf Allem lag, war gebrochen; lauter

rauschte der alte Brunnen, und die weißen Tauben flogen vom Dache nieder auf seinen Rand und erholten sich vom Drang und Zwang des Festes durch einen frischen Trunk.

Daß ihnen nach den Anstrengungen des Tages nicht härter geschehe, als den durstigen Tauben des Daches, waren nicht nur der Landcomthur und sein Neffe, Pater Benignus und seine Diakonen, Bürgermeister und Rath des Reichsstädtchens, sondern auch sämmtliche Stiftsbeamte, die der Procession beigewohnt hatten, von der Aebtissin zur Hoftafel geladen, welche in jenem prächtigen Gartensaale gedeckt war, in dem wir während Frau Louisens schwerer Krankheit Röschen an Sidoniens Seite Ulmerzwieback und Makronen knuspern sahen. Die gesammte Dienerschaft war in ihren Galalivréen; draußen auf der Terrasse, welche in den See hinausgebaut ist, hatten in der Nähe des kühlenden Springbrunnens die Hofmusici Platz genommen und vollführten eine stattliche Tafelmusik: alte Motetten, Gaillarden und Sarabanden. Auf dem See erschienen zahlreich Kähne, in denen sich die Buchauer mit Weib und Kind dem Genusse des über die Wellen wehenden Wohllautes der Instrumente hingaben; im Speisesaale war bei festlicher Stimmung ehrerbietig gedämpfte Fröhlichkeit, am Ufer draußen aber brannten die jungen Bursche nach uralter Sitte die schweren Eisenböller los, daß es an den Stadtmauern und am Waldessaum weithin nachdonnernd widerhallte.

Wieder saßen an der Seite Clotildens der alte Landcomthur und sein junger Neffe, es kam aber zu keinem intimen Gespräch, die Tafel war, so zu sagen, zu officiell, die Gesellschaft war zu zahlreich und zu gemischt. Clotilde war einsilbig, verschlossen, nur mit Mühe entriß sie sich von Zeit zu Zeit ihren außerhalb der Tafelrunde schweifenden Gedanken, um an Diesen oder Jenen ein Wort der Höflichkeit zu richten; auch Baron Fritz war in sich gekehrt; neben seinem Teller lag Röschens Rose, nach der er immer wieder griff. Baronesse Sidonie saß diesmal viel zu weit von ihm entfernt, als daß sie ihn aus seiner Versunkenheit hätte herausplaudern können.

Nach der Tafel, die nach damaliger Sitte der zahlreichen Speisengänge, der dazwischen fallenden Musik und des hergebrachten Ceremoniells wegen lange genug gedauert hatte, wurden Eis, Kaffee und Liqueure auf der Terrasse servirt, und der Abend war schon angebrochen, als die letzten Gäste sich hinaus complimentirt hatten. Auch der alte Landcomthur, dessen Zipperlein die Nachtluft scheuete, hatte bereits Abschied genommen, die Hofmusiker hatten ihre Instrumente zusammen gepackt und sich in die Kellerstube hinüber begeben, wo der Vesperwein ihrer harrte. Die Stiftshofmeisterin von Korporell übernahm in der Silberkammer den kostbaren Tafelschmuck, die andern Damen hatten sich lustwandelnd in den entfernteren Gartenanlagen zerstreut.

Die Aebtissin und der Baron Fritz saßen in einem der offenen Pavillons, die in den See hinausragten.

„Ich erwartete," sagte Clotilde, „lieber Baron, Sie heute, nach so langer Trennung, als Ritter des deutschen Ordens wiederzusehen. Daß dieses nicht geschehen ist, ich gestehe, es schmerzt mich beinahe. Unter dem Schutze eines

uns Beiden gemeinsamen Gelübdes hätte ich Sie mir näher gerückt gefühlt, so aber ist Ihr Ritterschlag unterblieben. Sie sind noch reicher geworden, als Sie waren; Sie durchirrten die Welt, keines von uns weiß, warum? Sie kommen trübe und einsilbig, verschlossener als früher zurück, und die am freundschaftlichsten an Ihnen hängen, wissen nicht, ob Ihnen ein Glück und welches Ihnen noch zu bauen wäre."

„Theuerste Fürstin," erwiderte Fritz, „ich will Ihre Anklage durch meine Aufrichtigkeit entkräften. Denke Niemand daran, mir noch ein Glück zu bauen, mein Loos ist schweigen und — vergessen. Jede Zukunft ist mir gestorben, und nur der Fürst des Lebens, der Tod, kann mich von meinen Qualen befreien. Ich habe mir das Wort gegeben, die Geschichte meines Unglücks nicht mehr über meine Lippen kommen zu lassen. Aber in diesem Unglück lag ein Glück, das ich wie ein Trunkener im Unbewußtsein genoß, und das nicht lautlos in die Gruft des Vergessens versinken darf. Lassen Sie mich, edle Frau, das Geheimniß meines Glücks und Mißgeschicks in Ihrem schönen Herzen begraben, in dieser geweihten Ruhestatt, damit das Andenken an eine — ach, nur Eine! — glückliche Stunde, an einen durch meine Schuld gefallenen Engel nicht spurlos verschwinde und verhalle."

Clotilde horchte in athemloser Spannung, sie erwiderte kein Wort. Zwei natürliche Begierden kämpften in ihrem Herzen: die — Andere zu beglücken, mit der — selber glücklich zu sein.

Fritz fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ein französischer Reiter hatte mir unter den Mauern von Breisach seinen Säbel tief in die Hirnschale gehauen, nach Tagen erwachte ich im dortigen Festungsspital, gefangen und auf den Tod verwundet. Ich genoß bei meinen Feinden der umsichtigsten und liebevollsten Pflege, meine kräftige Jugend war mit mein bester Arzt, und als ich transportabel war, wurde ich gegen einen von den Kaiserlichen gefangenen Officier ausgewechselt und hatte meine Freiheit wieder. Ich benutzte dieselbe, mich nach Lindau im Bodensee zu begeben, wo ein berühmter Wundarzt lebt, dem so viele Verwundete ihre vollkommene Heilung verdanken. Kaum war ich aber dort angelangt, so brach meine Wunde, deren Narbe meine Haare noch heute nur schlecht zu verbergen im Stande sind, von Neuem auf. Getrennte Knochensplitter, die mit verheilt waren, drangen heraus, ich hatte noch ein langes Siechthum und manche schmerzliche Operation zu überstehen. Das währte den ganzen Winter lang, erst im Spätfrühling 1704 vermochte ich mein Krankenlager zu verlassen, erst im Augustmonat kehrten mir Kraft und Lebenslust wieder; nur der Vorsicht halber trug ich noch eine Seidenbinde über der Stirn. Prinz Eugen sammelte bereits seine Truppen an der Donau, und ich erwartete mit Ungeduld den Ruf in's Feld. Um diese zu beschwichtigen, borgte ich mir Bücher aus, ich kaufte mir eine Laute und sang dazu, ich zeichnete die schönen Nußbäume, die zu Lindau an der Stadtmauer stehen; aber das Alles vermochte mein gelangweiltes und durch die endlich wiedergekehrte Gesundheit desto feuriger flammendes Blut nicht zu beruhigen. Endlich verfiel ich auf den Gedanken, die Ungeduld durch Geduld zu vertreiben; ich beschloß, dort, wo die alte Stadtmauer ganz an den See heraustritt und keine Seele vorübergeht, mit der Angel zu

fischen. Es ging leidlich. Es war an einem stillen Sommerabend, das Plätschern der silbernen Wellen, das Flüstern der Winde in den Weidenbüschen neben mir und in den dichten Kronen der Nußbäume droben hatten mich in ein gedankenloses Wohlsein gewiegt, in jenen Zustand, in dem, zumal in jungen Menschen, die Flamme des Lebens so ruhig brennt. Da fühlte ich es an meiner Angel unten zucken, das rothe Korkkügelchen an der Schnur begann jenen lustigen Tanz, der dem einsamen Fischer so willkommen ist. Ich zog mit allzu großer Hast und so flog im weiten Bogen das Fischlein über meinem Haupte weg, und ich fühlte an der gespannten Schnur, daß es irgendwo droben hängen geblieben war. Meine Augen verfolgten meine Beute — dort hing das zappelnde Forellchen an dem rostigen Gitter eines Fensters, das man einst, weiß Gott zu welchem Zweck, durch die alte Stadtmauer gebrochen hatte. Ein junger Nußbaum machte es mir möglich, zu meinem Fischlein hinauf zu klettern; als ich aber oben war, blickte durch das Gitter ein schönes Mädchen mir entgegen. Ich weiß nicht, was wir sprachen, ich sehe nur noch den Blick ihrer schönen Augen, der den Grund meiner Seele traf, oder — um vielleicht wahrer zu sprechen — die Wogen meines heißen Blutes stürmisch emporwühlte. Ich weiß nicht mehr, wie ich in den Garten kam, ich glaube, es war eine schwache Pforte, die keinen Widerstand leistete; ich war wie in einem jener süßen Morgenträume, wo Alles willig unsern Wünschen sich neigt. Die Schöne lag in meinen Armen — es war ein vollständiger Sieg, in dem der Sieger — zu spät wurde er es inne — die Ruhe seines Lebens — o Fürstin, ich will es offen sagen — die Ruhe seines männlichen Gewissens verloren hatte. Damals aber galt mir nur die Lust des Augenblicks, die Furien der Zukunft umschwebten noch ungesehen mein Haupt. Als mir der Mond am Seeufer hinab in meine Wohnung leuchtete, pfiff ich selbstzufrieden lockere Weisen, zuletzt stimmte ich halblaut ein Schelmenlied an, dessen letzter Vers lautet:

Ach, das ist ein fröhlich Kriegen,
Wo die Liebe führt das Schwert,
Und das Herz, das wir besiegen,
Keine Freiheit mehr begehrt.

In meinem Quartier stach ich noch eine gute Flasche Meersburgerwein aus und schlief sorgenlos ein. Am nächsten Abend ging ich wieder an die Stelle, wo ich Tags zuvor so glücklich geangelt hatte. Ein alter Zimmergeselle zimmerte dort eine neue Pforte, das Fenster oben und der Garten unten — beide waren leer. Das Ding schien mir lustig. Entweder, dachte ich, ziert sich das Bürgerding, oder Frau Mutter kennt das rasche Vögelchen von früher und läßt eine bessere Thür machen. Ich dachte wenig mehr an das Abenteuer, um so weniger, als von der Donau herab die Kunde erscholl: jetzt geh' es bald an eine Hauptaction, Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough gedenken den falschen Churfürsten von Bayern und seine Franzosen niederzulegen. Und in der That traf nach zwei Tagen ein Trompeter des Prinzen in Lindau ein, und schon am andern Morgen ritten wir Dragoner alle aus dem Stadtthor und marschirten an die Donau hinauf. Ich schied ohne Abschied, ich blickte nicht zurück. Die Fittige des Ruhmes umrauschten mich, und als mir die Schöne am Gitterfenster

plötzlich einfiel, strich ich mir lächelnd den Schnurrbart und meine Gedanken flogen über sie hin zu anderen Dingen. Diese lustige Erinnerung war mir wie ein Blüthenzweig, der über eine Gartenmauer herüberhängt, den man im Vorüberreiten bricht, auf seinen Helm steckt und später verloren hat, man weiß nicht wie, nicht wo. Wir waren bei der Armee eingetroffen. Die Bayern und Franzosen standen uns gegenüber; kaum hatten sich unsere Pferde ausgeruht, ging es in den Feind. Es war die Schlacht bei Höchstädt, wir — die Kaiserlichen — schlugen den Feind auf's Haupt. Ich war mit bei Jenen, die ihn über Blenheim hinaus verfolgten, auf der Flucht zerstreuten und in die Donau sprengten. Als wir unsere Aufgabe gelöst hatten, ritten wir über das Schlachtfeld in unsere Aufstellung zurück. Todte und Verwundete beider Heere bedeckten den Weg. Aerzte und Mannschaft waren um die letzteren bemüht. Ich sah nicht vom Pferde hinunter, es war zu grauenhaft. Als wir über einen zerstampften Sturzacker ritten, hörte ich eine schwache Stimme am Boden wimmern: „Jesus Maria! ist denn kein Mensch vorhanden, der mir das Blut stillen kann!" Ich blickte hinab und gewahrte einen mir unbekannten Oberst der kaiserlichen Reiterei, der, das bleiche Haupt auf eine Erdscholle gebettet, aus einer tiefen Brustwunde die letzten Wellen seines scheidenden Lebens vergoß. Ich sprang aus dem Sattel, hielt ihm meine Feldflasche vor und sagte: Um Gotteswillen, was befiehlt mein Herr? „Nehmt den Ring von meinem rechten Zeigefinger," stammelte er mühsam, „bringt ihn meiner Tochter — mit meinem letzten Gruß — mein letzter Segen ruht darauf — sie müsse glücklich sein —," hier versagte ihm die Stimme. Wo finde ich das Fräulein? fragte ich wieder. Er deutete mir, sein Haupt empor zu heben, damit er leichter spreche. Ich erfüllte seinen Wunsch, er that einen tiefen Athemzug, aber statt der Worte brach ein dunkler Blutstrom über seine Lippen. Er war todt. Ich legte sein Haupt auf die Scholle zurück, zog den Ring von seinem Finger, legte denselben in meine Börse, doch ohne jede Ahnung, wie ich mich des erhaltenen Auftrages entledigen könnte. Am andern Morgen wurde ich in's Hauptquartier berufen, wo ich mich dem Prinzen vorstellen mußte. Dieser spendete mir hohes Lob für meine Haltung in der gestern so glorreich gewonnenen Schlacht und beehrte mich mit dem Auftrage, als Courier gewisse Depeschen an den kaiserlichen Hof nach Wien zu bringen. Dort würden meine Verdienste ihre Belohnung und meine Qualitäten eine neue Bestimmung finden; er hoffe, mich bald an der untern Donau wiederzusehen. Dort gelte es, den Türken einen Frieden abzuringen, wie wir das gestern den Bayern und Franzosen gegenüber glänzend und unfehlbar gethan. Ich eilte nach Wien, überreichte meine Briefschaften, divertirte mich eine Zeitlang in der lustigen Kaiserstadt, bekam nach einiger Zeit meine Bestimmung nach Szegedin, wo ich meine Beförderung zum Rittmeister und eine Schwadron braver Dragoner erhielt, mit denen ich zwischen dem rechten Ufer der Theiß und dem linken Ufer der Donau in Sumpf- und Flachland, gegenüber von Peterwardein, zu operiren hatte. Ich hielt die äußerste Linie der staffelförmig formirten Aufstellung, es war ein ebenso beschwerlicher als gefährlicher Vorpostendienst. Zwischen den Scharmützeln mit den feindlichen Patrouillen und den pfeifenden Kugeln, welche uns die langen Serbianer- und Albaneserflinten nicht selten aus unwahrnehm-

baren Hinterhalten entgegen sendeten, lag unsägliche Langeweile. Von der trostlosen Oede dieser von Sand, Morästen und pflegelosem Ackerboden bedeckten Ebenen haben Sie, gnädige Frau, keine Vorstellung. Dürftiges, sonnenverbranntes, graues Gebüsch, heiseres Schilf, die zerbröckelten Lehmwände eines Szallas, in dessen Hürde die Schafe vor dem Wolfe zittern, während die wilden Schäferhunde ihr warnendes Gebell dem nimmersatten, schleichenden Heerdenfeinde hinausschicken, hie und da ein einsamer Pappelbaum oder eine Gruppe von Weiden, die wie verzweiflungsvoll über ihre Verlassenheit die knorrigen Arme gegen Himmel strecken — so sieht dort die Welt aus. Wenn man aus dieser ungastlichen Stille an die hörbar fluthenden Wellen der Donau oder der Theiß hinauskommt, so ist es, als spräche Einen ein Freund an. In der Einsamkeit lernt man Sprachen verstehen, denen unser Ohr früher verschlossen war. Oft, wenn ich des Nachts meine Vorpostenkette abgeritten hatte und an die Donau gekommen war, verschmähte ich es, in mein Quartier zurückzukehren. Ich sattelte mein Pferd ab und ließ das treue Thier neben mir weiden, ich selber nahm den Sattel zum Kissen und ruhte wie der Araber in der Wüste: über meiner Mütze nur die Sterne. Da war es, wo die Wellen mit mir plauderten ganze Nächte lang, bis der dumpfe Ruf der Rohrdommel im Sumpfe verstummte, die Regenpfeifer pfeifend aus dem Schilfe rauschten und der blutrothe Saum des östlichen Himmels die Wiederkehr des Tages verkündete. Ganze Nächte plauderten mit mir die Wellen und ich — ich plauderte mit ihnen. Sie sangen mir auch die Lieder meiner Kinderstube vor, die süßen Alpenweisen meiner norischen Heimath, und ich — stimmte erinnerungsselig ein und sang mit ihnen. Gnädige Fürstin, Sie lächeln nicht! Das zeigt mir die ganze Schönheit Ihrer Seele! So wundersame Stimmen erklangen mir im Wellengeräusch, sanft, treu und beschwichtigend. So hätte deine Mutter zu dir gesprochen, dachte ich damals, wenn sie nicht gestorben wäre, bevor du sie verstehen konntest! Einmal lag ich wieder so unterm niederfunkelnden Sternenhimmel, es war eine schwüle Sommernacht, im fernen Westen zuckten blaue Blitze, aber die Wellen plauderten lieblicher mit mir, als je. Und dennoch hatte ich nicht das friedliche Herz wie sonst, es lag eine Bangigkeit in meiner Brust, wie ein schlechtes Gewissen, und aus den Wellen sprach eine Stimme, die ich zuvor nie vernommen. Sie war so hold! — es war nicht Ihre Stimme, Fürstin. Die hatte damals noch nie an mein Ohr geklungen — die Stimme zitterte wie voll freudiger Ueberraschung, zuletzt zerfloß sie auf meinen Lippen wie ein langer Kuß. Ich wühlte in meinem Gehirn nach dem Namen dieser Stimme. Es war eine Frauenstimme — welche? welche? Ich starrte hinauf in die Sterne, durch deren Diamantenglanz sich die ersten Strahlen des Frühroths flochten. Ich sann und sann — da baute sich über mir ein Bild aus fernen Landen in der Luft. War es die spät erwachende Erinnerung, die es formte, war es die Luftspiegelung auf jenen unabsehbaren Tieflandsebenen (Delibab nennt sie der Ungar) — genug — es war der Rand des Bodensees, wo ich unter den alten Nußbäumen mit der Angel fischte, es war die braune Stadtmauer, das Gitterf nster, und durch das Gitter blickte — sie. Es war ein strafender Blick, er forderte mein leichtsinniges Herz zurück. Meine Ruhe war verloren, und ich habe sie seit dieser

Stunde nicht mehr gefunden. Wo ist deine Schöne? rief ich aus. Im Elend? Aus dem Vaterhause gestoßen? vielleicht mit deinem Kinde, das hungert?"

„Fritz! beruhigen Sie sich."

„Ich rief meinem Pferde, warf ihm den Sattel auf den Rücken, schwang mich hinauf und raste über die Haide, ich wußte nicht, wohin. Da traf ich drei oder vier meiner Leute im Kampf mit etwa zwanzig streifenden Spahis; das war eben die rechte Kühlung für mein Blut. Ich arbeitete wie ein Tiger, unsere Schüsse hatten die Vorpostenkette alarmirt, meine Trompeter bliesen, um auch die Fernsten an die Stelle der Gefahr zu rufen. Als aber die Braven zu uns stießen, wälzten sich die Feinde in ihrem Blute, und nur das kleinste Häuflein von ihnen fand sein Heil in der Flucht. Noch zwei Jahre fort währte es, bis zum nächsten Waffenstillstand, er brachte mir den schmerzlich ersehnten Urlaub. Ich reiste unaufgehalten nach Lindau im Bodensee. Mein erster Gang war zu den alten Nußbäumen, wo ich das Forellchen gefangen hatte; die halbverfallene Stadtmauer, das Gitterfenster droben, es war Alles wie damals. Das Gartenpförtchen jedoch war offen, und als ich mit bebendem Herzen eintrat, fand ich Alles verändert. Der verwilderte Zwinger war in ein nettes Blumen- und Gemüsestück mit Buxbaumhecken und einem Springbrünnlein verwandelt; es sah recht kleinbürgerlich aus. Gegen das Haus hin sah ich lange Stücke frisch gefärbten Zeuges zwischen Stangen ausgespannt, vom Hausdache hingen in dichter Reihe blaue Leinwandtücher flatternd bis zum Boden herab. „Also ein ehrsamer Färber" — sagte ich zu mir, ging durch das Stadtthor zurück auf den Platz, um von dort aus in das Haus zu treten. Auf der Bank neben der Thür saß ein freundlicher Mann in blauer Schürze, mit blauen Händen, der wohlgemuth sein Pfeifchen schmauchte. Ich bot ihm einen guten Morgen und fragte ihn, ob das sein Haus sei. „Allerdings," antwortete er, „und ich bin ein Blaufärber." „Das kann ich mir wol denken," erwiderte ich, „und seid Ihr schon lange der Besitzer?" „Es mögen ein anderthalb Jährchen sein," versetzte er. „Von wem habt Ihr das Haus gekauft?" fragte ich weiter. „Von einem Schreiner; der hat's nicht lange behauptet, ging zuletzt mit Weib und Kindern in die Welt." „Und wißt Ihr nicht, wohin Euer Vorfahr sich gewendet?" forschte ich weiter. „Darnach müßt Ihr den Wind fragen, der auf allen Landstraßen weht. Wer weiß, wo der alte Saufaus umstromt. Seine Dirnen laufen wol irgendwo mit den Soldaten. Was kann auch einen so feinen Officier das Lumpenvolk kümmern!" So verbeschied mich der Spießbürger. Ich dankte ihm für seine Auskunft und ging meines Weges. Das Herz war mir leicht. Wenn's nichts weiter ist! dachte ich. Als ich aber spät Abends am See draußen spazieren ging, fingen die Wellen wieder an, mit mir zu plaudern, ich hörte wieder die unnennbar holde Stimme, ich sah wieder die reinen Augen, ich fühlte wieder das Herz an meinem schlagen, das ich betrog. Wie von Furien gepeitscht, reiste ich nach Wien zurück. Ich kundschaftete Jahre lang nach allen Seiten, aber wer will ein in der Welt verschwundenes Mädchen erfragen, von dem er nichts weiß, als daß es — ein Mädchen ist! Jetzt, gnädige Frau, kennen Sie meine Geschichte. Bald sehe ich im Geiste eine verworfene Dirne in Soldatenschenken schwelgen, bald erblicke ich ein einsames Grab, zu seinen

Füßen den kleinen Grabhügel eines Kindes, bald schwebt eine edle Frauengestalt heran und winkt mich verzeihend an ihr Herz. Das Ende sind immer Thränen und Verzweiflung. Doch will ich ganz aufrichtig sein. Einen Talisman besitze ich. Wenn ich ihn betrachte, richtet er meine Hoffnung wieder auf. Er hängt mit meiner Geschichte gar nicht zusammen, es ist der Ring, den ich dem todten Reiteroberst auf dem Schlachtfelde von Höchstädt vom Finger zog, auf dem der letzte Segen des Vaters ruht für die Tochter, die ich nicht finden konnte. Wenn ich das Wappen auf demselben betrachte, dann adeln und verklären sich immer wieder die verzerrten und verdunkelten Bilder meiner Erinnerung zu unschuldsvoller Anmuth. Es ist vielleicht auch das nur eine Täuschung, aber ich bewahre sie als den einzigen Schatz meines verarmten Lebens."

„Wo haben Sie diesen Ring?" fragte hastig Clotilde.

„Ich trage ihn, eben wie einen Talisman, immer in meiner Börse. Hier ist er."

Clotilde griff nach dem Goldring, in dessen Carneol ein Wappen geschnitten war. Es war dasselbe Wappen, das schon an Frau Louisens Finger Clotildens Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt hatte: derselbe Hahn, der auf dem Dornenzweige sitzt, dieselbe Freiherrnkrone darüber. Clotilde war erschüttert. Thränen der Freude oder — des Entsagens füllten ihre Augen.

„Meine Geschichte," sagte Baron Fritz, „hat Ihr Herz bewegt, gnädige Frau. Wie schmerzlich ist mein Schicksal! Ich kann nicht fröhlich sein und weiß nicht, was ich beweine. Ist es ein Mißton, der mich mit einem schönen Echo äfft? Ist es ein gebrochenes Herz, das mich bei Gott verklagt? Ist es ein unschuldiges Kind, das, elternlos in die Welt hinausgestoßen, nach wenigen Jahren darbend und verachtet den Urheber seines Daseins verflucht?! Von heute an werden Sie mich ganz verstehen, wenn ich sage: es martert etwas meine Seele und ich weiß nicht, was es ist."

Clotilde, die, in die Betrachtung des Ringes versunken, die letzten Worte kaum vernommen haben mochte, steckte jetzt den Goldreif mit feierlichem Ernst an den vierten Finger von Fritzens rechter Hand, machte kaum merkbar das Zeichen des Kreuzes über den Stein, wie eine gute Christin den Leichenstein eines theuern Verstorbenen segnet und sprach mit zitternder Stimme: „Ihre Geschichte hat mich tiefer erschüttert, als Sie je ahnen dürfen. Verlassen Sie das Stift nicht, bevor ich zurückkomme. In einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen. Diese letzte Stunde gönnen Sie mir noch. Dann habe ich Ihnen etwas zu sagen. Nach diesen Worten erhob sie sich und verließ mit unsicheren Schritten die Terrasse. Baron Fritz wollte ihr folgen, aber auf eine entschieden abweisende Bewegung ihrer Hand blieb er staunend zurück.

Er wußte nicht, was er von dem Benehmen Clotildens zu denken habe. Wäre der durch seine eigene Erzählung von Neuem aufgeregte Schmerz über seine geheimnißvolle und ungelöste Vergangenheit minder aufrichtig und nur ein gewöhnliches Maß von Eitelkeit in ihm vorhanden gewesen, seine suchenden Gedanken würden bald die richtige Erklärung gefunden haben. Baron Rehlingen gehörte aber zu jenen selbstlosen Naturen, die immer nur *mit* Anderen und

nie für sich selber rechnen, und so blieb ihm das beinahe stürmische Scheiden der Aebtissin, da er sein eigenes Selbst damit nicht in Verbindung brachte, vollkommen unerklärlich. Grübelnd und ohne zu wissen, welchen Weg er nahm, stieg er über die breite Treppe in den alten Garten hinab, der zwischen der Terrasse und jenem Bogengang sich ausbreitete, an dem Frau Louisens Zimmer lagen. In einer laubigen Nische der beschnittenen Buchenwände fand er Röschen auf einer Steinbank sitzen. Er blieb stehen, die Kleine gewahrte ihn nicht. Sie war noch in demselben Schmuck, in dem sie heute Vormittags im Festzuge vor Pater Benignus Blumen gestreut hatte, sie trug noch dasselbe weiße Fräuleinskleid mit vornehmen Spitzen und seidenen Schleifen, derselbe Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht duftete noch in ihren Locken. Ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knieen, ihre Lippen bewegten sich, als sprächen sie ein leises Gebet. Die Dämmerung war stärker geworden, schwache Mondesstrahlen zitterten über ihre zarte Gestalt. Baron Rehlingen vermied jede Bewegung, um sie nicht zu stören. Endlich bekreuzte sie sich und hob das andächtig gesenkte Köpfchen empor. Ueberrascht blickte sie in Rehlingen's mit dem Ausdruck väterlichen Wohlwollens ihr zugeneigtes Antlitz. „Ah! Sie sind es wieder!" rief sie mit liebevoller Freude und streckte ihm die kleine Hand entgegen.

„Was hast Du denn eben gemacht?" fragte der Baron.

„Ich habe gebetet!" antwortete die Kleine. „Oft, wenn ich allein bin, fühle ich mich nach all' dem Leid, das jetzt vorüber ist, so zufrieden, daß ich mir selber sagen möchte, wie glücklich ich bin und mit meiner Mutter noch zu werden hoffe. Aber ich bin ein dummes Kind, es fehlen mir die Worte und auf einmal bete ich, ich weiß nicht wie."

„Und was für ein Gebet sprachst Du soeben?"

„Herr, ein Gebet wie die andern, welche man mich bis jetzt gelehrt hat, war es eben nicht. Es war viel Dank und es waren viele Bitten, alle für meine liebe Mutter, und zuletzt bat ich Gott, er möge uns von jetzt an immer nur Gutes senden, und als ich aufblickte, da standen Sie vor mir."

Rehlingen wußte nicht, was für ein neues Gefühl ihn bei diesen Worten der Kleinen überkam. Unwillkürlich legte er seine Hand wie segnend auf das Haupt des Kindes, die Kleine aber zog dieselbe herab an ihren Mund und küßte sie, während ihre braunen Augen voll Vertrauen zu ihm emporblickten. „So," sagte sie, „und jetzt gehen wir zu meiner Mutter."

„Was fällt Dir ein?!" erwiderte Rehlingen. „Zu so später Stunde! Ich kenne ja Deine Mutter nicht."

„Das ist nicht möglich," sprach Röschen, „Sie müssen sie kennen, denn meine Mutter kennt Sie gewiß."

„Deine Mutter mich?!"

„Waren es ja doch Sie, der am Morgen des heiligen Dreikönigstages in einem prächtigen Schlitten mit einem alten Herrn, der eine lange Perrücke trug, von Allershausen herüber fuhr. Ich weiß es noch wie heute, es war sonniges Wetter, der Schnee glänzte auf den Aesten und die Kohlmeisen pfiffen. Meine Mutter und ich gingen zwischen der Straße und dem Seeufer spazieren. Als Ihr Schlitten vom Allershausener Wege in die Buchauerstraße einbog, riß Ihnen

ein Windstoß die Pelzmütze vom Kopfe. Sie sprangen auf, griffen zurück und haschten sie noch im Fluge. Inzwischen war Ihr Schlitten vorbeigehuscht, immer ferner klingelten die Schellen Ihrer Pferde. Mir war das Alles neu, ich blickte freudig nach. Endlich wendete ich mich meiner Mutter zu, ich meinte, sie müsse das Alles mit dem gleichen Vergnügen mit angesehen haben, wie ich. Aber zu meinem Schrecken war ihr Gesicht todtenblaß geworden, mit starren Augen blickte sie Ihrem Schlitten nach, sie zitterte; plötzlich ergriff sie meine Hand und schlug hastig den Heimweg ein. Doch bald wurden ihre Schritte immer langsamer; als wir schon nahe am Brakenhofer Forsthause waren, blieb sie stehen, faßte mich am Kinn, bedeckte mich mit Küssen und rief: „Oh! Oh! wäre es wirklich! Wäre es möglich!“ Lange blickte sie mit freudigen Augen auf mich, als hätte sie mir das Allerbeste zu sagen — sie sprach aber keine Silbe weiter, fuhr sich mit der Hand über die Augen, schüttelte traurig den Kopf und führte mich wieder vorwärts. Ihre Kniee wankten, nur mühsam schleppte sie sich bis zu unserer Hausthür, dort lehnte sie sich an den Pfosten und sammelte Kraft. Nach einer Weile stieg sie mühsam die Treppe hinauf, und wir waren in unserm Zimmer. Hierauf folgte die monatelange Todeskrankheit meiner armen Mutter, die sie wol schwerlich überstanden haben würde, wäre ich Nachts nicht durch den Wald gelaufen, um Kirschlorbeeröl und Senfmehl, und hätten mich nicht Morgens Sie und die gute alte Frau, die mich in ihren rothen Shawl wickelte, und die schöne Frau Aebtissin an der Straße gefunden. Und jetzt wollen Sie meine Mutter nicht besuchen, an deren Leiden doch nur Sie allein schuld sind?! O, sie hat mir das selber gesagt.“

„Deine Mutter?!“ rief Baron Rehlingen erschreckt.

„Sie wußte damals selber nicht, was sie sprach. Es war in jenen Tagen, wo sie in Fieberträumen lag und sinnlose Sätze vor sich hinmurmelte. Nur den Einen Satz wiederholte sie immer klar und deutlich, und wenn sie den gesprochen hatte, wurde sie ruhiger und lächelte vor sich hin; so lauteten ihre Worte: „Es war ein fremder Soldat — weiter nichts!“

Unter diesen Reden hatte die Kleine den Baron, der ihr widerstandslos gefolgt war, über die Treppe hinauf in den Bogengang und an die Thür ihrer Mutter geführt. Sie drückte auf die Klinke und trat mit ihrem Begleiter in das Zimmer. Leise zog sie hinter sich die Thür wieder zu.

In demselben Augenblick erschien Clotilde auf der obersten Stufe der Prachttreppe, die von der Terrasse in den alten Garten herabführt. Ein Hauch von heiliger Ruhe umfloß ihre hohe Gestalt, ein freudiges Lächeln schwebte auf ihren Lippen; sie stieg in die Blumengänge nieder, wie eine huldreiche Göttin, die aus dem Rathe der Götter zur Erde eilt, erkorenen Sterblichen ein freudiges Geschick zu verkünden. Der Kampf war zu Ende gekämpft, der Eigennutz des Herzens war überwunden. Clotilde hatte die Pflicht erkannt, das gefundene Glück, das ihr ein Zufall so reizend und verschwiegen angeboten, der Eigenthümerin, die es verloren hatte, redlich zurückzustellen.

Sie durchschritt den Garten; keine Spur von Dem, welchen sie suchte. Sie ging in den Bogengang hinauf, um auf die Terrasse zurückzukehren. Als sie

an Louisens Thür vorüber kam, hemmte sie den Schritt. Ein leises Schluchzen tönte heraus, sie hörte hastig hingehauchte Worte, die sie nicht zu verstehen vermochte — endlich jauchzte Louisens Stimme: „So bist Du es wirklich, mein Geliebter!“ Und Fritz erwiderte: „Und dieser Engel ist mein Kind!“

Clotilde trat in das Zimmer. Der Mond schien durch die Fenster herein, deren Kreuz und Rahmen auf die Diele zeichnend, wie an jenem Abend, als Louise die Geschichte des Glücks und Mißgeschicks ihrer Jugend erzählte. Louise saß jetzt wieder auf demselben Sopha, aber zu ihren Füßen kniete Fritz und barg das Haupt in ihrem Schoße. Röschen hatte die Spitze des Zeigefingers auf die Schulter des Knieenden gelegt und rief der Aebtissin entgegen: „Der fremde Soldat hier ist mein Vater! o freue Dich mit mir, Du schöne, gute Frau!“

Fritz und Louise erhoben sich. Ströme des Dankes flossen über ihre Lippen, mehr noch als ihre Worte priesen ihre stummen, seligen Herzen die Schöpferin ihres Glücks. Clotildens Antlitz strahlte im Triumph des verschwiegenen Entsagens. „Baron Rehlingen,“ sprach sie, „ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, doch vergessen Sie nicht in dieser Stunde des Glücks, Louisen den Ring zu übergeben, auf dem der letzte Gruß und der letzte Segen des Vaters ruht, der in Ihren Armen starb. Dieser Segen bleibe bei Euch Dreien, mit ihm der Segen des allmächtigen Vaters des Himmels und der Erde! — Meine Segenswünsche, die Segenswünsche eines schwachen Weibes werden Euch immerdar begleiten. Mir hat das Schicksal die Pflicht auferlegt, die Verlorenen zu finden, die Getrennten zu vereinigen. Ich erfülle diese Pflicht. In meiner Rechten vereinigt Eure Hände. Ich halte sie — so ist es gut, und“ — setzte sie mit leiserer Stimme hinzu — „was noch mehr ist: so ist es besser!“

Am andern Vormittage wußten alle Stiftsdamen das lange verborgene Geheimniß. Gegen Mittag kamen sie alle in Louisens Appartement, wünschten der neuentdeckten Baronesse und ihrem Bräutigam Glück und erstickten fast das in stiller Freude blühende Röschen, von dessen nächtlicher Heldenthat sie erst jetzt vernommen, mit Umarmungen und Küssen. Sidonie kam selten mehr von Röschens Seite. „Unser Beisammensein,“ sagte sie, „kann ohnehin nicht mehr lange dauern und ich habe das seltene Kind zu lieb.“

An den Onkel Landcomthur zu Allershausen und an Herrn Volland in Ravensburg wurden Boten entsendet. Louisens Koffer wurden ausgepackt, sie enthielten einen reichen Staat, an dem von kundigen Händen das etwa Fehlende oder Verlegene in Stand gesetzt wurde. Ein Goldschmied brachte von Ravensburg herauf den reichen Familienschmuck, um ihn im Beisein der Besitzerin nach dem heutigen Geschmack zu ordnen und zu fügen; inzwischen schnitten und nähten zwei Näherinnen unter Oberleitung der Dame Korporell und nicht ohne eingreifende Thätigkeit Sidoniens von Imhof die neue Garderobe Röschens, das nun aus der schlichten Hülle eines Waldmädchens zum reichsfreiherrlichen Schmetterling sich entpuppen sollte. Baron Fritz war nach Wien und von dort auf seine Güter gereist, um an beiden Orten Alles zum Empfang und zum Aufenthalt seiner jungen Gattin vorzubereiten.

Mitte Juli war er zurück und der Morgen des Hochzeittages brach an. Die Aebtissin und alle ihre Damen, der alte Landcomthur von Weitingen, Herr Volland im stahlgrünen Atlasrock und rother gestickter Tressenweste, nicht minder der alte Förster Burkhart von Brakenhofen, in demselben Waidmannsstaate, in welchem er seinerzeit das strenge Verhör vor der Aebtissin bestand, umgaben den Traualtar. Der Probst des uralten Welfenstiftes Weingarten ob Ravensburg, derselbe freundliche Geistliche, der ein goldenes Kreuz trug und mit Herrn Volland damals in's Forsthaus gekommen war, um Röschen zu taufen, vollzog die Trauung; er war ein Jugendfreund von Louisens bei Höchstädt gefallenem Vater. Stiftspfarrer Benignus, der unter dem wohlbegründeten Widerspruch Röschens Louisen einst die Sterbesacramente gereicht hatte, assistirte dem Prälaten. Mit brennenden Wachsfackeln bildeten die in Blau, Weiß und Silber gekleideten Pagen der Aebtissin Spalier.

Die Hochzeittafel fand im Gartensaale an der Terrasse statt. Schon früh am Nachmittage wurde sie aufgehoben, sie verlief ziemlich schweigsam, nur Röschen und Sidonie fanden des Plauderns kein Ende. Das Brautpaar zog sich zurück, um sich in die Reisekleider zu werfen. Inzwischen war die vierspännige Postchaise in den Stiftshof gefahren, denn das junge Paar gedachte heute noch Biberach zu erreichen und morgen die Reise nach Ulm und von dort nach Wien fortzusetzen. Der Postmeister hatte seine vier besten Braunen vorgelegt, die ungeduldig scharrten, als das junge Paar nach zahllosen Umarmungen, Abschiedsküssen und Segenswünschen in den Wagen stieg, wo es sammt dem kleinen Röschen unter all' den Blumensträußen, mit denen man es bedeckte, kaum Platz fand. Förster Burkhart hatte der Kleinen ein Sträußchen Waldblumen aus jenem Theile des Forstes in die Hand gedrückt, aus dem ein Reh in der entscheidenden Winternacht sie an den Rand der Straße geführt hatte.

Immer wieder drängten sich die Abschiednehmenden von Neuem an den Wagenschlag; da gab der Landcomthur dem Postillon ein Zeichen, der rückte sich im Sattel zurecht, die Peitsche knallte: fort rollte der Wagen, der die Langgeprüften mit ihrem treuen Kinde nach so vielen Winterstürmen und Frühlingsfrösten dem schönen Sommer und früchtereichen Herbste ihres Lebens entgegentrug. Die Zurückbleibenden winkten und wehten mit den Tüchern, Röschen war von ihrem Sitze aufgestanden, hielt beide Arme emporgehoben und grüßte, bis der Wagen durch das Stiftsthor rasselte und in den Staubwolken draußen verschwand. Die Hochzeitsgäste im Stiftshofe blickten den Verschwundenen nach, bis in der Ferne der letzte Ton des Posthorns verklang.

Da erwachte Clotilde wie aus einem Traum. Sie warf die Schleppe ihres Seidenkleides über den Arm und gab so das Zeichen zum Aufbruch. Die Herren verbeugten sich ehrfurchtsvoll, die Damen knixten tief in den Sand.

Clotilde erwiderte diese Abschiedsgrüße mit würdevoller Anmuth und zog sich schweigend in die Gemächer ihrer einsamen Prälatur zurück.

Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche.

Von

Professor **Reinhold Pauli** in Göttingen.

Noch stehen Erforschung und Darstellung der englischen Geschichte im sechzehnten Jahrhundert weit zurück gegen die Epoche der Stuarts und der Republik, der Restauration und Wilhelm's III. Die Ergebnisse der welthistorischen Kämpfe um das Verfassungsrecht haben seither für die Gegenwart ungleich mehr Anziehung geübt, als die gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat im Zeitalter der Tudors, durch welche die bereits von institutionellen Schranken eingehegte Krone, sobald sie in diesem Inselreiche sich selber an die Stelle des Papstes setzte, nach allen Richtungen kirchlicher Verwaltung und Gerichtsbarkeit supreme, absolute Macht gewann. An sich schon wird die Erkenntniß eines solchen complicirten Staatswesens durch seine Doppelnatur erschwert. Und wie viel mehr erst durch den unendlichen Reichthum und die Zerstreuung der in Betracht kommenden Berichte über alle Länder des Abendlandes. Abgesehen von manchen tüchtigen Vorarbeiten und Versuchen hat denn auch eine wissenschaftliche Sichtung der ungeheueren Quellenmasse erst neuerdings mit dem riesigsten aller Regestenwerke begonnen, von dem freilich nach bald zwanzigjähriger Arbeit heute noch nicht einmal zwanzig Jahre der Regierung Heinrich's VIII. vorliegen.*) Man kann demnach die Gründe ermessen, weshalb der härteste Schlag, der Rom je versetzt wurde, und zwar gerade durch den genannten König, weshalb gar das Heldenthum, mit welchem das elisabethanische England der Gewalt und Tücke des in der Weltmacht Spaniens wurzelnden Jesuitismus begegnete, ihre verdiente Würdigung in der Geschichtschreibung bisher auch nur annähernd nicht haben finden können.

Lediglich die einleitende Periode, die Administration des Cardinals Wolsey, ist in jenen großartigen Vorarbeiten fest abgeschlossen und wartet der Meisterhand, die einen so anziehenden Vorwurf plastisch zu gestalten vermag. Ueber

*) Letters and Papers foreign and domestic of the Reign of Henry VIII arranged and catalogued by J. S. Brewer, M. A. Seit 1862 bis jetzt 4 Theile in 7 mächtigen Bänden die Jahre 1509—1528 umfassend nebst einem 8. Bande: Introduction and Appendix 1875.

denjenigen, welcher alsdann das Schisma staatsrechtlich durchführte und zuerst sich an die Spitze einer reformatorischen Partei zu schwingen wagte, über Thomas Cromwell, den „Hammer der Mönche", läßt sich Gleiches höchstens in Bezug auf seine Anfänge behaupten. Während der zehn Jahre, in welchen er die rechte Hand Heinrich's VIII. war, bleibt der Historiker einstweilen auf die noch im Urzustande vorliegenden Materialien angewiesen. Füllen doch die beim Staatsprocesse dieses Ministers mit Beschlag belegten und im großen Staatsarchiv zu London bewahrten Actenstücke nicht weniger als 52 starke Bände. Dazu kommt nun aber, daß sein Bild nur in starker Verdunkelung überliefert ist, weniger weil die gewaltige Gestalt seines jüngeren Namensvetters, des Protectors Oliver, der Betrachtung im Wege stand, als weil die Erinnerung an ihn selber von der Wuth der Gegensätze nicht verschont blieb. Römische und anglikanische Orthodoxie findet in dem tragischen Ausgange des verwegenen Neuerers die Rüstkammer voll schwerwiegender Gründe, um ihn durchweg zu verdammen, während das blindgläubige Puritanerthum an der Hand des feurigen Martyrologen John Foxe ihn ohne Weiteres zu den Blutzeugen eines freien, auch dem Staate auffagenden gottseligen Gemeindelebens zählen möchte. Aber gerade in unseren Tagen verdient der Mann nicht minder als die Sache, für die er stritt und litt, aus den zahlreichen echten Beweisstücken wiederum zur Anschauung gebracht zu werden. Und Nichts ist lohnender, als den wirklichen Spuren dieses merkwürdigen Lebensweges bedächtig nachzugehen.

Die Familie stammte aus Lincolnshire, einer feld- und wiesenreichen Gegend, doch fehlen die heraldischen Nachweise, ob sie mit den Lords Cromwell zusammenhing, welche, allerdings derselben Grafschaft angehörig, mindestens schon unter Johann auftreten, von Eduard II. zum Parlament geladen und in der Folge Peers des Reichs wurden, bis ihre Schwertmagen im Jahre 1471 ausstarben. Thomas aber wurde vermuthlich gegen die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, denn jede nähere Zeitangabe fehlt, zu Putney, damals einem Dorfe im Norden von London, nicht eben wohlhabenden oder sonderlich angesehenen Eltern geboren. Der Vater war nach den Einen ein Eisenhändler oder gar Grobschmied, nach den Anderen, was wahrscheinlicher, ein Tuchscheerer. Die Mutter wenigstens hatte außer den Beziehungen zu Lincoln auch Gevatterschaft in Derbyshire. Sie soll ihren Mann früh verloren und sich abermals, wie das die Zunft mit sich brachte, an einen Tuchhändler verheirathet haben. Wie der Knabe erster Ehe aufgewachsen, wo sein aufgeweckter Sinn die erste Bildung erhalten, ist völlig dunkel. Seine Jünglingsjahre aber umspielt von orthodoxer wie puritanischer Seite ein Stück Roman, von dem jedoch nur wenig Thatsächliches übrig bleibt, wenn man den Prüfstein historischer Kritik anlegt.

Cardinal Reginald Pole, der seinen Stammbaum auf das Königthum des Hauses York zurückführte, und im Dienste der Curie den Kampf wider Heinrich VIII. aufnahm, kannte und haßte Cromwell aus Herzensgrund. In Italien erfuhr er, daß sich derselbe in jungen Jahren dort als Söldner und Kaufmannslehrling umhergetrieben, bis er des Abenteuerns müde heimgekehrt sei, um als Anwalt Geschäfte zu machen. Viel ausgeschmückter jedoch begegnet dieselbe Erzählung später unter Elisabeth in John Foxe's protestantischen Märtyrern, aus-

drücklich zurückgeführt auf Bandello, dessen Novellen zu Lucca im Jahre 1554 erschienen waren. Den großen Bankier Francesco Frescobaldi in Florenz, dessen Haus von Alters her in Lombard Street zu London eine Commandite besaß, spricht eines Tags ein junger Engländer um ein Almosen an, welcher abenteuernd nach Italien gerathen war und im französischen Heere — man erfährt nicht, ob unter Ludwig XII. oder Franz I. — Kriegsdienste gethan hatte. Sein offener Blick erweckt das Vertrauen des Kaufmanns, der ihm ein Pferd und 16 Ducaten zur Heimreise schenkt. Viele Jahre später reitet Lord Cromwell einmal zu Hof, als er unter den Vorübergehenden betagt und sorgenvoll seinen Florentiner Wohlthäter erkennt. Denn das große Geschäft war zurückgegangen und eine in England ausstehende Forderung von 15,000 Ducaten hatte den alten Mann genöthigt, die weite Reise anzutreten. Cromwell hat ihn alsbald in sein Haus aufgenommen und nicht nur jenes Almosen mit Zinsen bis zu 1600 Ducaten reichlich zurückgegeben, sondern auch alle Schuldforderungen des Italieners in England eintreiben helfen. Man sieht, es kommt dem puritanischen Bewunderer vorzüglich darauf an, den hochherzigen Edelmuth dieses energischen Staatsmannes der Reformation zu feiern. Darum hängt er denn auch sofort eine andere Anekdote an, die man in London erzählte, wie Cromwell bei Aufhebung eines Klosters — das Karthäuser-Stift zu West Shene, dem heutigen Richmond an der Themse, scheint gemeint — an der Tafel sitzend einen armseligen Pförtner oder Glöckner als alten Bekannten herzlich begrüßt und zu der Umgebung gesagt habe: „My Lords, sein Vater war mein guter Freund und hat mir einst im Elend manchmal zu essen gegeben." Also immer wieder im Contrast des Glücks der Rückblick auf eine darbende und bewegte Vergangenheit und neben dem gegenwärtigen Wohlsein warme Menschenliebe, ein Charakterzug, der auch aus authentischen Briefschaften Bestätigung erhält.

Nicht minder aber werden durch Briefe ebenfalls frühe Beziehungen Cromwell's zum Auslande bekundet. So wenig es fest steht, daß er in Kaufhäusern zu Venedig und Antwerpen als Factor beschäftigt gewesen, er unterhielt in der Folge nicht nur viel auswärtige Correspondenz, sondern war vertraut mit fremder, namentlich italienischer Literatur. Ging seiner Bildung auch die humanistische Grundlage ab, so soll er doch Dank einem trefflichen Gedächtniß die von Erasmus angefertigte lateinische Uebersetzung des Neuen Testaments auswendig gewußt haben. Im Jahre 1530 erinnert ihn Edward Bonner, der später unter der blutigen Maria als Bischof von London und rückfälliger Papist einen so bösen Namen gewann, an sein Versprechen, einen guten Italiener aus ihm machen zu wollen. Er möge ihm daher nun auch Petrarca's Triomfi und den Cortegiano des Castigliano leihen. Im Jahre 1537 macht Lord Morley dem Geheimsiegelbewahrer Cromwell ein Geschenk mit Macchiavelli's Florentiner Geschichte und fügt hinzu: „Ich habe Eure Lordschaft oft sagen hören, daß Ihr mit den Florentinern vertraut seid und ihre Factionen und Sitten persönlich kennen gelernt habt." Die letzte Angabe erscheint um so bedeutsamer, als Reginald Pole es Cromwell geradezu als Verbrechen vorwirft, daß er ihm einst empfohlen habe, den Macchiavelli zu studiren. Solche Notizen eröffnen in der That eine höchst merkwürdige Perspective, während die Anekdoten, daß er im

Gefolge des englischen Botschafters Sir John Russell der Schlacht bei Pavia beigewohnt oder gar drei Jahre später unter dem Connétable Bourbon mit Benvenuto Cellini um die Wette die Mauern Rom's habe erstürmen helfen, als unhaltbar verworfen werden müssen, denn ungefähr um das Jahr 1520 erscheint er mit Sicherheit in London ansässig, verheirathet und in gedeihlichen Umständen. Während der nächsten Jahre wohnt er in Fenchurch Street. Seine Correspondenten reden ihn als worshipful, right worshipful, gentleman an. Mehrere vergessen nicht sich auch seiner Frau Elisabeth, geborenen Wykys, und deren Mutter, einer ausgezeichneten Frau, zu empfehlen.

Nichts aber fesselt mehr als die bunte Mannigfaltigkeit der Geschäfte, die er in Folge der nun immer zahlreicher werdenden Briefe betreibt. Zu den frühesten Documenten gehört unstreitig ein Anschreiben der verwittweten Marquise Cäcilie von Dorset, die ihrem Sohne Lord Leonard Grey aus ihrem Eigenthum ein Bett und eine Anzahl Zelte besorgen läßt. Ueber das Erbe des minderjährigen Grafen von Oxford wird Cromwell um ein Gutachten angegangen. Hauptsächlich aber sind es doch Kaufleute, mit denen er als Consulent in handelsrechtlichen Processen zu thun hat, Hansagenossen mit deutschen und flandrischen Namen, Portugiesen, welche von Mitgliedern der Corporation der Merchant Adventurers eine Schuld eintreiben wollen, ein großer italienischer Bankier Antonio Bonvisi (freilich kein Frescobaldi) und Engländer, welche in Flandern, Frankreich oder Spanien Handel treiben. Ihre Zeilen athmen meist unbedingtes Vertrauen, mitunter fast schwärmerische Liebe für einen Mann, dessen Persönlichkeit und Umgangsformen in der That einen eigenthümlichen Zauber gehabt haben müssen. Ein gewisser John Creke, Mitglied der Tuchmacherinnung (Merchant Taylors), der, als Karl V. im Sommer 1522 von England aus nach Spanien zurückkehrte, als Factor nach Bilbao ging, schreibt von dort am 17. Juli an Cromwell unter der Anrede: carissimo quanto homo in questo mondo und betheuert seine unaussprechliche Sehnsucht nach ihm. „So wahr ich ein Christ bin, noch nie in meinem Leben habe ich nach kurzer Bekanntschaft eine so innige Zuneigung gefaßt; wie Feuer wächst sie täglich. Gott weiß, wie schmerzlich mir die Trennung geworden ist. Wenn ich an unser geistliches (ghostly) Wandeln in Eurem Garten gedenke, so möchte ich schier verzweifeln." Und Cromwell macht ihm gerade im folgenden Jahre freimüthig Mittheilung über allgemeine politische Angelegenheiten.

Er selber war nämlich, wie sich jetzt ergibt, Mitglied des denkwürdigen Parlaments, welches im Frühling und Sommer 1523 über die von Cardinal Wolsey geforderten Subsidien zur kräftigen Förderung des an der Seite Kaiser Karl's wider Frankreich unternommenen Kriegs verhandelte. Auch hat sich der Auszug einer Rede gefunden, in welcher er den leitenden Staatsmann und den Sprecher des Unterhauses, den berühmten Sir Thomas More, eifrig unterstützt. Aber in Erinnerung an die Vergangenheit und in loyalem Gefühl für die unlängst erst befestigte Dynastie räth er dem Könige dringend ab, durch persönliche Uebernahme des Oberbefehls oder gar durch Erneuerung der alten Eroberungspolitik in Frankreich sich unberechenbaren Wechselfällen auszusetzen. Mit echt englischem Vorurtheil hegt er die Besorgniß, ob nicht ein französischer Krieg, ehe

er nur drei Jahre gedauert, die klingende Münze aus dem Lande ziehen werde, so daß man gezwungen sei, „wie vor Alters" wieder aus Leder zu prägen. Scharfblickend setzt er in das mit dem Kaiser geschlossene Kriegsbündniß nur geringes Vertrauen. Von ganz besonders treffender Schärfe indeß zeugt sein Rath, lieber Schottland anzugreifen. Denn es heiße:

„Wer Frankreich will gewinnen,
Mit Schottland muß beginnen."

Es ist die alte Politik Eduard's I., die ja in der That mit mehr oder weniger Erfolg hernach vom Hause Tudor aufgenommen wurde. Ueber die hocherregten Debatten schreibt Cromwell nun am 17. August 1523 seinem begeisterten Freunde Creke: „In der Annahme, daß Ihr unsere laufenden Neuigkeiten wissen wollt — denn man sagt ja: ‚Neuigkeiten erfrischen die Lebensgeister' — sollt Ihr wissen, daß ich gleich Anderen in einem Parlament ausgehalten habe, welches siebzehn ganze Wochen gedauert hat, wo wir über Krieg und Frieden, Streit und Murren, Reichthum und Armuth, Wahrheit, Falschheit, Gerechtigkeit, Billigkeit verhandelt haben, und wie in unserem Königreiche das Gemeinwohl am besten aufgerichtet und erhalten werden könne. Schließlich haben wir gethan, wie unsere Altvordern vor uns, d. h. so gut als wir vermochten, und aufgehört wo wir begonnen .... Wir haben des Königs Hoheit so hohe Steuern wie noch nie zuvor bewilligt." Daß Cromwell um dieselbe Zeit auch an der Verwaltung der Stadt London Theil hatte, ergibt sich aus seiner Unterschrift zu kaum minder interessanten, von dem Ward (Quartier) von Bradstreet am 21. December gefaßten Beschlüssen.

Seine Berufsgeschäfte kann man am besten aus zahlreichen Entwürfen von eigener Hand zu verschiedenen gerichtlichen Eingaben abnehmen. Da gilt es für seine Clienten Schulden eintreiben, Anleihen aufnehmen, Pfandbriefe umsetzen, Kauf und Verkauf besorgen. Merkwürdiger Weise begegnet unter den Objecten bisweilen noch Tuch, jedoch vorzüglich kostbarer Goldstoff, aber auch Geschmeide und außer der fahrenden Habe immer mehr liegende. Alle möglichen Leute, darunter der eigene Schwager, wenden sich an ihn, um durch seine Vertretung ihren Landbesitz vortheilhaft an den Markt zu bringen, oder damit er in einer Handelsdifferenz den Schiedsrichter abgebe. Er war also nach Allem als viel gesuchter Anwalt beim Billigkeitsgericht, für Erbschaften und Testamente bei den Doctors Commons und ähnlichen, nicht nach dem gemeinen Recht entscheidenden Tribunalen thätig.

Schon aber stand er in näheren Beziehungen zu dem gewaltigen Cardinal, dem der lebensfrohe Heinrich VIII. um diese Zeit noch mit unbedingtem Vertrauen die Zügel der Regierung überließ. Man weiß, wie sie beide zwar als echte Jünger der Staats- und Kirchenlehre des Thomas von Aquino jede Abweichung vom orthodoxen Dogma als strafwürdige Häresie betrachteten, aber an den mächtigen Regungen des Humanismus in Kunst und Literatur ihr Gefallen fanden und in dem faulen, üppigen, schmarotzenden Mönchthum, das Dank den frommen Schenkungen eines Jahrtausends Grund und Boden des Landes überwuchert hatte, das vornehmste Hinderniß jedes wirthschaftlichen und intellectuellen Fortschritts erblickten. So stand denn Erasmus, der Protagonist im

Kampfe gegen monastische Verdummung, bei ihnen in hoher Gunst, während König Heinrich bekanntlich selber in schwerer scholastischer Rüstung Martin Luther bekämpfen zu können meinte und dafür von der dankbaren Curie den noch an den Titeln der englischen Krone haftenden Ehrennamen eines Defensor fidei erhielt. Ja, Clemens VII. ertheilte Wolsey, als er ihn in der Legation für Britannien bestätigte, durch eine besondere Bulle in Gnaden die Vollmacht, eine Anzahl im Schlaraffenthum verkommener klösterlicher Stiftungen einzuziehen, um aus ihren Mitteln große akademische Anstalten zu errichten und dadurch seinen stolzen Namen in alle Zukunft zu verewigen. Für die intricate Auseinandersetzung bei Auflösung von zwanzig bis vierzig solcher frommen Häuser und der Ueberweisung ihrer Einkünfte auf den neuen, educatorischen Zweck bot sich nun aber dem Cardinal kein gewiegterer Agent, als Thomas Cromwell. Wird doch schon im Herbst 1520 in einem bei der Curie zu Rom anhängigen Rechtshandel auf ihn recurrirt. Seit der Visitation des Jahres 1523 erscheint er vollends im öffentlichen Dienst, wie eine Menge von ihm ausgehender oder an ihn gerichteter Schreiben darthun. Kein Instrument in Betreff des Klosters von St. Frideswide zu Oxford und der anderen condemnirten Stifter, auf dem nicht sein Name in erster Reihe begegnet. Alle Welt wendet sich mit Gesuchen und offen, der Sitte der Zeit gemäß, mit reichen Geschenken um feil werdende Beneficien an ihn, den einflußreichsten Rath Wolsey's.

Dem entsprechend wächst denn auch sein Ansehen in allen Stücken. Durch königliches Patent vom 1. October 1524 ist er zum Master of the Jewel House eingesetzt. Von seiner reich ausgestatteten Wohnung, die er um den Frühling desselben Jahres von Fenchurch Street zu den Augustiner Brüdern (Austin Friars) — heute noch ein ungemein belebtes Geschäftsviertel der City —, verlegte und mit einer stattlichen Front nach Throgmorton Street zierte, der späteren Drapers' Hall, hat sich ein höchst merkwürdiges Inventar vorgefunden, datirt vom 26. Juni 1527. Cromwell besitzt, diesem urkundlichen Verzeichnisse zufolge, selber die kostbarsten Juwelen und Kleinode, eine Menge silberner Geräthe, Möbeln, Betten, Kleider, gewirkter Teppiche aus prächtigen, werthvollen Stoffen. Wahre Kunstgegenstände aber deuten auf den geläuterten Geschmack des Eigenthümers, denn unter den Oelgemälden begegnet außer einem Christus, einer heiligen Jungfrau, St. Christoph und St. Antonius ein großes Altarblatt, auf dessen Goldgrund die heiligen drei Könige von Köln dargestellt sind, eine Lucretia Romana und Kaiser Karl, ohne Frage seltene Stücke jener rheinisch-niederländischen Schulen, die in unseren Tagen durch die Brüder Boisserée wieder zu verdienten Ehren gekommen sind. Sie deuten, wie auf Cromwell's Kunstsinn, vorzüglich auf seine festländischen Beziehungen. An mehreren Stellen seines Hauses hat der loyale Mann Wappen seines Königs und des Cardinals, der wißbegierige Zeitgenosse der folgenschwersten geographischen Entdeckungen große Weltkarten angebracht. Jeder Blick in diesem Haushalt fällt auf gediegenen Wohlstand und ein behagliches Dasein, dessen eifrigem Schöpfer das Leben in jeder Beziehung zu glücken scheint. Er vor Allen gehört zu jenen hervorragenden Erscheinungen, an denen das sechzehnte Jahrhundert in England so reich ist. Neue Männer bürgerlicher und echt nationaler Herkunft sind berufen, nicht

nur den in den Rosenkriegen fast untergegangenen Adel normännisch-französischen Ursprungs zu ersetzen, sondern den erhöhten, an den Staat gestellten administrativen Anforderungen zu genügen.

So ist denn Cromwell mit einer, namentlich auch finanziell bedeutenden Geschäftsführung betraut. Aus dem Zerschlagen alter, unersprießlicher Gütermassen sollen neue, Nutzen schaffende Anlagen hervorgehen. Man sieht gleichsam unter seinen Händen die Stiftungen Wolsey's, das Collegium zu Ipswich und insbesondere jenes unendlich reich ausgestattete Institut zu Oxford emporwachsen, das heute Christ Church College heißt. Neben Lieferungen für die Bauten und die innere Einrichtung, neben Kauf und Verkauf, den Einzelheiten der Bepfründung und Verwaltung interessirt am meisten der lebendige Verkehr mit dem Dechanten, seinen Klerikern und Scholaren. Hatte Thomas Cromwell auch in der Jugend keine Universitätsbildung empfangen, so war er doch unendlich befähigt, alle Mittel und Wege zu ergreifen, durch welche er selber, so wie seine Zeit geistig gefördert werden konnte. Wie anziehend sind da unter Anderem auch die Spuren seines Umgangs mit dem großen Londoner Drucker Richard Pynson, der wieder auf vertrautem Fuße mit den englischen Humanisten und deren Freunde Erasmus stand. Einmal vermittelt er zwischen ihm und John Palsgrave, dem bekannten Präbenden der St. Paulskirche, der die erste systematische französische Grammatik für Engländer verfaßte, die darauf bezügliche buchhändlerische Uebereinkunft. Ganz besonders aber nimmt er Antheil an den neuen Studien in Oxford und Cambridge. Zahlt er doch bedürftigen jungen Leuten an beiden Orten aus eigenen Mitteln Stipendien. Im Jahre 1528 hat er seinen Sohn Gregory in die Pembroke Halle nach Cambridge geschickt und läßt sich regelmäßig über seine Fortschritte von dem Tutor John Chekyng berichten, der gelegentlich auch über literarische Erscheinungen, wie über die von Erasmus besorgte Ausgabe des Augustinus, Mittheilung macht.

Da wäre es denn in der That seltsam, wenn Cromwell ohne Kenntniß der die deutsche Welt ergreifenden Thaten und Schriften Luther's geblieben wäre, von denen letztere seit einigen Jahren namentlich in den Waarenballen der Stahlhofskaufleute, der Hansagenossen, mit denen er nachweislich in Verbindung stand, eingeschmuggelt wurden. Dem suchte die Regierung nun allerdings durch ein allgemeines Verbot zu begegnen, zumal nachdem Tyndal, dem Vorgange des Mönchs von Wittenberg folgend, das neue Testament in's Englische übersetzt und zu Antwerpen gedruckt hatte, nachdem in London die „Christlichen Brüder" und an beiden Landesuniversitäten begeisterte Jünglinge sich dem mächtigen Andrange erschlossen. Zu Anfang 1526 hielt Thomas More persönlich in der Gildhalle der Deutschen, dem Stahlhof, Haussuchung, und im nächsten Jahre erfolgte in der Diöcese London eine ansehnliche Reihe von Processen, wobei jedoch die der Häresie Bezichtigten im Ganzen glimpflich wegkamen. Und wie konnte das Eindringen der reformirenden Tendenzen vom Continent nur irgend wie wirksam verhindert werden? Sicherlich berührten sie dann auch den viel beschäftigten und geistig sehr aufgeweckten Mann, der in Austin Friars wohnte, aber in seiner engen Beziehung zum Cardinal und als loyaler Unterthan sich vorsichtig hütete, im Verkehr mit Solchen ertappt zu werden, welche sich der Hin-

neigung zu der verfolgten Lehre verdächtig machten. Nur ein einziger aus jenen Tagen stammender Brief in seiner Hinterlassenschaft erscheint compromittirend. Am 27. August 1527 schreibt der Vertraute Tyndal's, Miles Coverdale, an Cromwell aus Cambridge: er würde gern zu ihm kommen, wenn es gewünscht werde, und meldet, daß ein Magister zugleich des Todtschlags, der Ketzerei und des Diebstahls angeklagt werde. Ein etwas weniger gefährliches theologisches Interesse wird durch die freundlichen Beziehungen zu Florentius Volusenus, dem Verfasser der berühmten Schrift „De animi tranquillitate" bezeugt. Jedenfalls wußte Cromwell unbeirrt durch verfängliche Zeitläufte zu steuern, die sich auch wieder besserten. Seine Verdienste, namentlich um das große Werk in Oxford, dessen rasches Gedeihen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, hatten ihn der Art in der Gunst des Cardinals befestigt, daß ihn derselbe auch mit anderen wichtigen Aufträgen, z. B. mit Besorgung des Münzregals, betraute, welches ihm als Bischof-Pfalzgraf von Durham zustand. Das hinderte ihn jedoch noch keineswegs, wie bisher seinem Berufe als Anwalt nachzugehen und die Verbindung mit Clienten aller Art oder mit auswärtigen Geschäftsfreunden zu pflegen. Mehrere von ihnen zeigen sich zugleich ihm und Wolsey durch gewisse Artigkeiten, z. B. durch Uebersendung von Wildpret und anderen Delicatessen, erkenntlich. Niemand schreibt im Jahre 1528 häufiger als Stephan Vaughan, der aus Antwerpen eingehend von der allgemeinen Weltlage, den Fortschritten der Franzosen in Neapel oder dem Eintreffen kaiserlicher Gesandten berichtet, daneben aber auch den Ankauf einer dauerhaften eisernen Geldkiste vermittelt und niemals unterläßt, sich Cromwell's Mutter, als seiner ganz besonderen Gönnerin, zu empfehlen. Er ist derselbe, der einige Jahre später, zum Ritter erhoben, im Dienste Heinrich's VIII. die Mission an die Genossen des Schmalkaldischen Bundes mitmacht. Dann begegnet wieder Joachim Hochstetter, ein Mitglied der wohl bekannten Augsburger Firma, den ein Proceß mit dem Londoner Hause Gresham nach England gebracht. Ueber seinen Besuch bei Wolsey in Hamptoncourt berichtet er an Cromwell in italienischer Sprache.

Ueber dies Stillleben indeß wie über den wirthschaftlichen und politischen Zustand des Reichs im Allgemeinen zogen längst dunkle Wetterwolken herauf, die von verschiedenen Seiten zunächst die überragende Stellung des allmächtigen Cardinals zu vernichten drohten. Geistliche und weltliche Stände grollten dem aus niederer Sphäre über sie alle emporgestiegenen Prälaten, der, seit er ihnen im Jahre 1523 eine Einkommensteuer von 20 Procent hatte aufbürden wollen, der Wiederberufung eines Parlaments aus dem Wege ging. Mit der Gentry und den ebenfalls Grundbesitz erstrebenden Kaufherren stand seine Regierung auf gespanntem Fuße, je mehr sie der Güterschlächterei und dem Bauerlegen zu Gunsten von Latifundien, der Einhegung großer Schaftriften entschieden, aber vergeblich entgegenzutreten suchte. Ihr Credit sank vollends, als der Krieg in Frankreich, erbärmlich geführt, die Staatsmittel rasch erschöpfte und Wolsey, persönlich dem Kaiser grollend, nach der Besiegung und Gefangennahme Franz I. bei Pavia seine alte Lieblingspolitik, ein Bündniß mit Frankreich, wieder aufnahm. Wohl hütete er sich vorsichtig, nachdem der Friede von Madrid alsbald wieder gebrochen wurde, England nun auch ohne Weiteres für König Franz

das Schwert ziehen zu lassen; meinte aber, durch Scheidung König Heinrich's von Katharina von Aragon, der er überdrüssig geworden, schon weil sie ihm keinen Sohn geschenkt hatte, die dynastische Verbindung mit Karl V. und den Widerstand einer spanischen Partei bei Hofe auf immer zu zerstören. Wenn nur sein Herr nicht an den schönen Augen Anna Boleyn's unendlich mehr Wohlgefallen gefunden hätte, als an einem französischen Ehebunde.

Indem des Königs Wille feststand, Anna, die sich nicht, wie Wolsey wähnte, als seine Maitresse hergab, zur Gemahlin zu erheben, schürzte sich der Knoten überaus verhängnißvoll. Der Herzog von Norfolk und seine Sippe, den Boleyns verschwägert, entwand dem Cardinal bereits den obersten Einfluß. Die Bischöfe bestanden auf einem regelrechten Verfahren bei der römischen Curie. Dem Kaufmannsstande war durchaus nicht darum zu thun, einer engen Einigung mit Frankreich zu Liebe die einträglichen Beziehungen zu den spanisch-habsburgischen Territorien daran zu geben.

Man weiß, wie dringend Heinrich's geheime Angelegenheit Papst Clemens VII. nahe gelegt wurde, so lange er, von spanischen und deutschen Eroberern eingeschlossen, auf der Engelsburg saß; mit wie schwerem Herzen er sich im Jahre 1528 dazu verstand, die Cardinäle Wolsey und Campeggio zu einem Ehegericht über Heinrich VIII. und Katharina abzuordnen. Dagegen verwandelte sich des Königs unendliche Huld gegen seinen obersten Diener bereits in Argwohn. Machte er ihn doch im Juli desselben Jahres eigenhändig aufmerksam, wie sehr das Volk wegen der Säcularisationen murrte, die, dem Gemeinwohl entgegen, lediglich der Ruhmgier des Cardinals dienten. Und während dann die Legaten im Sommer 1529 zu Blackfriars über König und Königin zu Gericht saßen, glichen vollends Kaiser und Papst ihren Streit aus. Letzterer, der bereits von einem Monat zum anderen den Dispens zur Scheidung hingehalten, lud nunmehr endlich Kläger und Beklagte vor sich nach Rom. Damit aber war nicht nur Heinrich's Geduld, sondern auch die Zähigkeit erschöpft, mit welcher sich der ihm so lange vertraute Rathgeber an jedem Strohhalme, der noch Rettung vor dem Versinken zu bieten schien, zu klammern suchte. Am 18. October wurde durch die Herzöge von Norfolk und Suffolk Wolsey das große Staatssiegel abgefordert, um demnächst einem Laien, Sir Thomas More, übertragen zu werden, zugleich aber auf alle seine Schlösser und Reichthümer Beschlag gelegt, er selber auf das Landgut Esher verwiesen. Während von allen Seiten Zorn und Rachedurst über das Haupt Dessen zusammenschlugen, den Clemens VII. noch zum Generalvicar der römischen Kirche ernannt hatte, und der nun in kläglicher Zerknirschung nur noch zu der Gnade des Königs aufblickte, wurde, was er so lange vermieden, alsbald ein Parlament berufen, um nicht nur Heinrich's persönlichste Angelegenheit, sondern eine ganze Fülle zwischen Thron und Altar entstandener Differenzen der eigenwilligsten Lösung entgegenzuführen.

Dies denkwürdige Parlament, welches während der nächsten Jahre in mehreren Absätzen die tiefst greifende Revolution über das Reich bringen sollte, wurde am 3. November bei den Dominicanern (Blackfriars) eröffnet, nachdem des Königs Anwalt, auf Grund des Statuts vom 16. Richard II. (1393), den von seiner Höhe herabgestürzten Prälaten des Vergehens wider das Verbot des

Praemunire hatte bezichten müssen. Merkwürdig, dieselben schweren Strafen, mit denen einst im 14. Jahrhundert weltliche und geistliche Stände den dreisten Anspruch der Curie, die fetten Kirchenpfründen Englands durch ihre Creaturen zu besetzen und insbesondere die jurisdictionellen Competenzüberschreitungen Rom's zu ahnden trachteten, wurden jetzt dem Cardinal angedroht, weil er kraft seiner, ehedem doch auch dem Könige so hoch willkommenen, Legatengewalt über kirchliches Eigenthum frei geschaltet und seine kirchenrichterliche Autorität über die königliche emporgehoben hätte. Das Haus der Lords, wo sich von Anbeginn die größte Erbitterung wider ihn gesammelt, hat sich nicht gescheut, die Klage in 44 Artikeln umständlich zu erhärten, damit für alle Zeiten ein abschreckendes Beispiel statuirt werde. Als jedoch, zu Anfang December, das Verfahren an die Gemeinen weiter ging, fand Wolsey an zwei bisherigen Dienern treue, dankbare Fürsprache. Dr. Stephan Gardiner, der jüngst noch Botschafter bei der Curie gewesen und nunmehr daheim als Staatssecretär fungirte, wußte immer noch seinen kläglichen Rufen nach Erbarmen das Ohr des Königs zugänglich zu machen. Und Thomas Cromwell vor Allen war hierbei nicht nur der Zwischenträger, sondern trat, von seinem Platze im Unterhause aus, muthig als Vertheidiger des Gefallenen auf. Ein Augenzeuge erzählt, wie er zugegen war, als Cromwell, der verheißen, das Ding zu biegen oder zu brechen (to make or mar, sein Lieblingsausdruck), in Esher zu Pferde stieg, um in's Parlament zu reiten. „Schon nach zwei Tagen," heißt es weiter bei Cavendish, Wolsey's vertrautem Biographen, „kehrte er mit freudigerem Antlitz zurück und sagte mir, ehe er zu Sr. Gnaden eintrat, daß er es gewagt, seinen Fuß dahin zu setzen, wo er vertraue, in Kurzem, ehe Alles abgemacht, besser angesehen zu werden." Es war ihm denn auch in der That gelungen, jene Anklagebill Stück für Stück zu widerlegen, so daß sie von den Gemeinen verworfen wurde. Er rettete dadurch nicht nur seinen alten, sich wie ein zertretener Wurm windenden Herrn vor der Verurtheilung auf Hochverrath, sondern gewann durch seine Handlungsweise in manchen Kreisen, und nicht zum wenigsten bei Heinrich VIII., welcher ritterliche That in jeder Gestalt zu schätzen wußte, Respect. Darum wünschte er freilich keineswegs Jenen, der in seinen letzten Briefen ihn als „meine einzige Zuflucht", „mein Erretter aus unerträglicher Angst" anflehte und ihm doch schwerlich völlig traute, zu restituiren.

Cardinal Wolsey hat vielmehr gegen Verzicht auf seine bisherige Gewalt, insonderheit auch auf die stolze Residenz zu Yorkhouse (dem späteren Whitehall), die königliche Verzeihung und zugleich die Erlaubniß erhalten, sich in sein nordenglisches Erzbisthum zurückzuziehen. Sobald jedoch die unerbittlichen Gegner wittern wollten, daß die volle Huld Heinrich's sich ihm wieder zuzuneigen beginne, haben sie mit Erfolg das Gerücht auszusprengen gewußt, daß er in Rom dessen Excommunication betreibe. Noch einmal wurde er belangt und starb elend und würdelos, am 29. November 1530, in seiner Herberge beim Abt zu Leicester, als man ihn eben gefangen von York nach dem Tower brachte. Schon aber ging ein beträchtliches Stück der Gewalt, die er vormals besessen, zunächst noch wenig bemerkt, an Denjenigen über, der in den Augen Vieler, treuer und mannhafter als Keiner, die ihm erwiesene Schuld vergolten zu haben schien.

Seine Freunde zumal hielten auch ihn verloren. Allein jene edle Treue hatte nicht nur in der Pflicht der Selbsterhaltung, sondern in der eigenen Förderung ihre Grenze. Auch fand Cromwell in dem Grafen von Bedford und dem Juristen Sir Christopher Hales einflußreiche Fürsprecher bei dem so leicht Argwohn schöpfenden Könige. Sein Ansehen wurde nicht mit dem des Cardinals begraben und schlug gerade bei Hofe — man sieht das bereits aus dem letzten Verkehr mit dem alten Gönner an der Aufrechterhaltung der großartigen Oxforder Stiftung — feste Wurzel. Wer könnte seine Hand zumal in der resoluten Gesetzgebung verkennen, die sich sofort scharf und bestimmt wider Rom und die Kirche zu richten begann?

In heftiger Beschwerde über die geistliche Gerichtsbarkeit, durch welche die königliche Prärogative brach und der Bevölkerung unerträgliche Lasten auferlegt würden, hatten die Gemeinen den König als den „einzigen souveränen Herrn und Schirmvogt seiner geistlichen und weltlichen Unterthanen" angerufen. Ein Ruf, der ihm gerade jetzt besonders lockend klingen mußte, da sich das Einverständniß zwischen Papst und Kaiser in allen Angelegenheiten der Christenheit kund gab. Die Erklärungen des römischen Consistorium und die bedenkliche Wendung, welche die Ehefrage inzwischen genommen, ließen darüber keinen Zweifel. Andrerseits aber legten Parlament und Krone, nicht minder geeinigt, dem englischen Klerus, der ein ganzes Jahr lang je in den beiden Häusern der Convocationen von Canterbury und York tagte, dasselbe Vergehen wider die alten, den Staat schirmenden Statuten zur Last, an welchem unlängst der Cardinal zu Schanden geworden. Eben weil sie seine Legatengewalt anerkannt, galt die Kirche für mitschuldig, die althergebrachte und erst neuerdings unterwühlte Oberhoheit der Krone außer Acht gelassen zu haben. Vergebens bot die Synode aus dem kirchlichen Reichthum ein hohes Sühngeld. Heinrich verweigerte die Annahme der ihm hingehaltenen Summen, sowie die Amnestie, so lange er nicht auch zugleich als „der alleinige Protector und das oberste Haupt der Kirche und des Klerus von England" anerkannt würde, ein politischer Meisterzug, welcher in der That der Jüngerschaft macchiavellistischer Doctrin alle Ehre machte. Vergebens haben sich die Bischöfe und Procuratoren der Geistlichkeit gewunden und gesträubt. Gegen die Einfügung der höchst dehnbaren Formel: „so weit es nach Christi Gesetz erlaubt ist," haben sie schließlich am 11. Februar 1531 in düsterem Schweigen diesen neuen Zuwachs der königlichen Titel und damit eine ungeheuere absolutistische Steigerung der säcularen Gewalt hinnehmen müssen. Ungemein bezeichnend hatte gerade Cromwell, der um diese Zeit bereits in Briefen als Secretär oder einer vom Rathe des Königs angeredet wurde, die Aeußerung fallen lassen, daß mittelst des Praemunire, mit Block und Axt des Hochverrathsprocesses im Hintergrunde, die Geistlichen einfach und leicht aus halben in ganze Unterthanen verwandelt werden könnten. Kein Anderer als er hatte an höchster Stelle den gescheuten Rath ertheilt.

Bei den nächsten Schritten, die von der Geistlichkeit weit mehr freiwillig geschahen, ist seine Hand viel weniger erkennbar. Indem der Klerus gegen das Heranfluthen häretischer Lehre und Luther'scher Literatur in dem Könige thatsächlich seinen Schirmherrn erblickte und sich an seine Huld klammerte, drängte

er selber im eigenen Interesse aus dem Rahmen des einen, großen, allgemeinen Instituts heraus. Man hat daher gar nicht nöthig, Cromwell den Vorwurf zu machen, daß er vorzüglich seinem geldbedürftigen Herrn eine überaus ergibige Quelle eröffnet habe, als im Jahre 1532 die Landeskirche aus freien Stücken das Parlament anging, die Annaten und ersten Früchte, jene reichen Sporteln bei allen kirchlichen Erledigungen, statt wie bisher nach Rom, in den königlichen Fiscus abzuführen. Wie hätte man da nun nicht auch zu der erst völlig abschließenden Einigung wider die oberste geistliche Jurisdiction zu Rom gelangen sollen, deren Mißbräuche sich in den intimsten Beziehungen des Privatlebens fühlbar machten und den heftigsten Klagen der weltlichen Stände den triftigsten Anlaß boten. Dadurch, daß sich die Bischöfe an gemeinsamen Berathungen betheiligten, gelang es nun in der That, das Gebiet des canonischen Rechts gleich dem gemeinen Landrecht der Krone zu unterstellen, der Curie den ganzen bisherigen Instanzenzug abzuschneiden und statt dessen die Appellationsordnung einer nationalen Kirche aufzurichten, in welche keine auswärtige Macht einzureden haben sollte. Jedem Versuch, dies dennoch zu thun, namentlich auch Interdict und Bann, wurde im Voraus wiederum das furchtbare Statut des Praemunire entgegen gehalten. In der ganzen kirchlichen Verwaltung stieg somit Heinrich VIII. als souverän empor, so daß nunmehr jene Clausel, kraft welcher zuerst der Klerus bewogen wurde, seinen Nacken zu beugen, von selbst fortfiel. Unmöglich konnte nun aber der mit solcher Machtfülle ausgestattete Monarch der Ladung des Papstes Folge leisten, welche, wie eifrig auch die Jahre her über die Ehescheidung weiter verhandelt wurde, wie nahezu möglich auch bisweilen unter den Abwandlungen der europäischen Politik eine Verständigung erscheinen mochte, doch niemals zurückgenommen worden war. Von allen reformatorischen Sätzen fand jener paulinische, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan sei, die Gewalt über ihn hat, namentlich durch eine Schrift des als Ketzer verfolgten Tyndal beim Hofe am frühesten Eingang.

Gerade die Geliebte, die nur der Eigenwille zur Gemahlin erheben konnte, Anna Boleyn, spielte das Buch dem rechtgläubigen Verehrer in die Hände. Nachdem er sich bereits im Januar 1533, zunächst geheim, mit ihr vermählt hatte, kam es durch den neuen Erzbischof Thomas Cranmer bekanntlich in aller Form am 23. Mai zu der Ehescheidung von der Infantin. Dieser eigenthümliche Mann, bis dahin weder Protestant noch eigentlich Theolog, sondern weit eher von hervorragenden juristischen Anlagen und Neigungen, hegte die Ueberzeugung, daß Heinrich's Heirath mit Katharina, weil sie einst mit seinem älteren, aber in jungen Jahren verstorbenen Bruder, dem Prinzen Arthur von Wales, vermählt war, von Anfang an nach biblischem wie canonischem Recht null und nichtig gewesen, so daß sie auch nachträglich durch den von Julius II. ertheilten Dispens nicht hätte gut geheißen werden können. Diese, der päpstlichen Unfehlbarkeit stracks zuwiderlaufende Erklärung hatte Cranmer noch persönlich, nicht ohne einen gewissen Eindruck zu machen, am Hofe Clemens' VII. vertreten, der ihn nicht nur zum Pönitentiar von England ernannte, sondern ihm auch noch das erzbischöfliche Pallium verlieh. Darüber aber wurde er vollends, sobald Heinrich ihn durchschaut hatte, das Organ, um mittelst des

neuen einheimischen Kirchenrechts im Widerspruch mit Rom jenen ersten Ehebund zu lösen und hinterdrein die Verbindung mit Anna zu segnen. Als jedoch der öffentliche Unmuth über ein so empörendes Verfahren sich auf den Kanzeln zu regen begann, ist Cranmer, der Autokratie des Königs entsprechend, hart und gewaltthätig dagegen eingeschritten. Obwol im Geheim mit einer Nichte des Nürnberger Osiander verheirathet und nicht ohne Beziehung zu den Lutheranern, blieb er doch entschieden Anglikaner. Wol hielt er zu der neuen Königin, die natürlich ihre Huld den Anhängern einer neuen Lehre zuwandte, so weit sich eine solche in England überhaupt festsetzen konnte, während die Vertheidiger der alten die Partei der schnöde verstoßenen Infantin ergriffen. Aber von Cranmer so wenig wie von Thomas Cromwell läßt sich behaupten, daß sie damals den am orthodoxen Dogma festhaltenden König in das Lutherthum hätten hineintreiben wollen.

Wol aber gelangte vor Allem unter der Leitung dieser beiden, sofort einander nahe tretenden Männer das Schisma zum legislativen Abschluß, der nicht nur dem bisherigen Hinhalten Roms ein Ende machte, sondern mit dem offenen Bruch auch die reagirenden Tendenzen im eigenen Lande wach rief. Die Krönung Anna's, die Taufe der bereits im September geborenen Elisabeth, durch Cranmer vollzogen, erschienen als brutale Herausforderung an Papst und Kaiser. Von beiden appellirte nun auch England an ein allgemeines Concil. Aus langen, heftigen Debatten im Geheimen Rathe gingen im Frühling 1534, während der heilige Stuhl, wieder zwischen Karl und Franz schwankend, sich langsam und ungern zu den Sentenzen anschickte, durch welche Katharina's Ehe als die einzig rechtmäßige bezeichnet und König Heinrich mit dem Bann bedroht wurde, nachdem alle Stationen in Parlament und Convocation durchlaufen, die fertigen Acten hervor, in welchen der König von England, kraft seines Supremats, an die Stelle des Papstes trat und jede Unterordnung des Inselreichs unter Rom fortan fortfiel. Indem zugleich der Reichthum, die Selbstverwaltung, die eigene Jurisdiction der einheimischen Kirche, bis dahin die mächtigste Schranke gegen weltliche Willkür, gleich jedem anderen öffentlichen Amt, dem Königthum unterworfen wurde, fügte sich Alles einem maßgebenden Gedanken, der mit Sicherheit auf die an italienischer Quelle geschöpfte Staatskunst Cromwell's zurückgeführt werden kann. War nun aber bis dahin die volle Bedeutung der Supremsacte unter der verzehrenden Gluth der Ehescheidungsfrage versteckt geblieben, so gab sich mit der gewaltsamen Lösung derselben sofort zu erkennen, in welche Knechtschaft die Bischöfe durch die königliche Ernennung gerathen, wie Convocation und geistliches Gericht entweder zum Schweigen verurtheilt waren oder nur beschließen durften, was die Krone vorschrieb, welch' ungeheurer Zwang den Gewissen angethan wurde. Die Idee von der Omnipotenz des Staats, welche dem Secretär von Florenz vorgeschwebt, hier war sie mit voller Energie in's Leben getreten, und furchtbar dann auch die Kraft, mit welcher sie Diejenigen, die ihr aufzusagen wagten, niederschmetterte.

Da die Administration, welche Wolsey ersetzt hatte, Sir Thomas More und Genossen, Curie und Kaiser nicht zu einer Verständigung in der Ehefrage zu bewegen vermocht hatten, da eine ganz andere Reform als die humanistische

des Erasmus die Oberhand gewonnen, hatten sie aus den Aemtern scheiden müssen. Jetzt kamen gar Mitglieder des Königlichen Raths mit dem Supremat in Conflict, sobald sie dem Statut gemäß eidlich erhärten sollten, daß die Verbindung mit Katharina schriftwidrig und von vornherein in sich nichtig gewesen sei. Schon als im Jahre 1533 die sogenannte Nonne von Kent, welche längere Zeit unter Beistand einiger Franciscanerbrüder als Stigmatisirte betrügerisch Wunder gethan und bei Wiedervermählung Heinrich's ihm unmittelbaren Untergang geweissagt hatte, Dank dem Einschreiten Cromwell's entlarvt und zur Verantwortung gezogen wurde, hatten der geistvolle More und der beschränkte Bischof Fisher von Rochester, der schon in den entscheidenden Sitzungen der Convocation nicht geschwiegen, zu erkennen gegeben, wie tief sie noch in mittelalterlichen Vorurtheilen staken und wie sie sich mit nichten aus der Gemeinschaft der Kirche wollten losreißen lassen. Jedoch auf Cromwell's lebhaftes Verwenden hatte sich jener zu einer Abbitte bereit gefunden und des Königs Verzeihung erhalten, während der Bischof die zum Tode verurtheilte Betrügerin für eine Heilige erklärte, ohne freilich von der durch sie verkündeten Insurrection etwas wissen zu wollen. Indeß, obwol verurtheilt, war auch er, fast wider Willen, begnadigt worden. Sobald nun aber allen Unterthanen, geistlichen und weltlichen, der Eid auf den Supremat unter Androhung der Strafe des Hochverraths zur Pflicht gemacht war, vermochten beide in ihrem Gewissen sich dem nicht zu fügen und starben, der Verschwörung und des Verraths bezichtigt, im Sommer 1535 mit den Mönchen der Londoner Karthause um die Wette als Märtyrer ihres katholischen Bekenntnisses, welches, abgesehen von der supremen Jurisdiction, auch das ihres Königs war.

Angesichts des tiefen Eindrucks jedoch, den diese Hinrichtungen in ganz Europa, im Reich, in Frankreich und ganz besonders in Rom hervorrufen mußten, sah sich Cromwell nun allerdings genöthigt, seinen Herrn in einem Schreiben an Cassale, einen italienischen Agenten, der noch immer in Rom thätig war und seine Berichte in lateinischer oder italienischer Sprache an ihn richtete, eingehend zu vertheidigen. Da heißt es, daß Se. Majestät wegen ihrer Handlungen nur Gott Rechenschaft zu geben habe, dem er immerdar in Wort und That zu gehorchen verlange. Wäre dagegen das verbrecherische Vorhaben Jener unbestraft geblieben, so wäre der König ja wegen unbehinderter Verbreitung einer Ansteckung zum äußersten Verderben der Nation seiner Pflicht uneingedenk geworden. Während nun aber Papst Paul III. nach Bann und Interdict griff, um den schismatischen Fürsten von der übrigen christlichen Staatenwelt zu isoliren, mußte dessen kühnen Minister da nicht mitunter das Gefühl unmittelbarster Verantwortlichkeit beschleichen?

Gerade um diese Zeit sehen wir Cromwell auch äußerlich so rasch von Stufe zu Stufe auf schwindelnde Höhe emporsteigen, daß Freunden wie Vaughan zu grauen begann. Sie verhehlten sich nicht, er könne an Gewinnsucht und Herrschgier, an der eigenen Verwegenheit zerschellen. Jetzt war er in der That der allmächtige Minister. Im August 1533 suchte ein alter verdienter Beamter, Brian Tuke, der seit Jahren dem Postwesen vorstand, durch ihn, den vielgewandten Secretär des Königs, der eben auch auf Lebenszeit zum Schatzkanzler

ernannt worden, eine sicherere Uebermittelung von Briefen und Staffetten herzustellen. Fortan sind die diplomatischen Berichte aus Rom und Deutschland, aus Flandern und Dänemark wesentlich an ihn gerichtet, dem bei Leitung der auswärtigen Angelegenheiten langjährige Verbindungen zu Statten kamen. Im October 1534 wurde er zum Master of the Rolls, im folgenden Jahre zum Vicegerenten und Generalvicar, d. h. zum Stellvertreter des Königs in allen kirchlichen Sachen, erhoben. Eben jetzt erhielt die, vorzugsweise durch seine Einsicht und Kraft geförderte Gesetzgebung in allen nach Innen und Außen zielenden Richtungen ihre thatsächliche Ausführung. Indem er durchschaute und ergriff, wovor Andere zurückbebten, schuf er überall Bewegung und Fortschritt. Allein von vornherein hatte ihn sein Loos doch vor einen Abgrund gestellt; denn das Geschlecht, das er zu beherrschen und zu führen bestimmt war, konnte ihn nur fürchten und hassen. Die Vornehmen und die Kirchenmänner, wie sehr sie auch um seine Gunst buhlten, bei ihm um fette Pfründen betteln gingen, scheuten noch mehr als einst vor Wolsey vor diesem despotisch umwälzenden Emporkömmling zurück. Ueberzeugungsvolle Protestanten, wie der offenherzige Bischof Latimer oder der fast puritanisch eifrige Stephan Vaughan, der vom Auslande her stets einen regen Briefwechsel mit ihm unterhielt, stießen sich an der Indifferenz und dem berechnenden Verfahren des Staatsmanns, welcher sich hütete, ohne Weiteres auch einer vom alten Bekenntniß abweichenden, in ihren Ursprüngen unenglischen Lehrreform Thür und Thor zu öffnen, oder es für gut fand, selbst unwürdige, verdächtige Persönlichkeiten im Kirchendienst zu befördern. Cromwell wußte nur zu wol, daß, ehe sich der Nation eine neue Form des Glaubens vorschreiben ließ, die Träger des alten geknebelt und stumm gemacht werden müßten. Mit genialem Griff legte er daher die Hand auf die Kanzel. Alle Kleriker, hoch oder niedrig, durften hinfort nur unter königlicher Vollmacht predigen, die jeden Augenblick entzogen werden konnte. Bis auf Text und Tendenz ihrer Rede war Alles und Jedes vorgeschrieben, so daß sie, wie gegen die Usurpation des Papstes, bei jeder ferneren Wendung einzig und allein als die gehorsamen Mundstücke des absoluten Willens reden sollten. Durch solche Werkzeuge, meinte er, würde der König allmälig an neuer Lehre einführen, was er für Staat und Kirche, im engsten Bunde geeinigt, zuträglich hielt. Einer Verjüngung des Glaubens durch evangelische Frömmigkeit, durch ernstes Studium und öffentliche Erziehung, oder gar aus spontanen Regungen des Volks heraus, hat sich Cromwell nie erschlossen. Und doch sah er sich genöthigt, eben jetzt bei den deutschen Protestanten, Fürsten und Städten eifrig um ein Bündniß zu werben, während sein König nicht anstand, mit Jürgen Wullenwever und Marx Meyer, den verwegensten Agitatoren des Augenblicks, anzuknüpfen, als sie daran gingen, von Lübeck aus wider Kaiser und Papst Nordeuropa umzuwühlen.

Es war im Herbst 1535, als Karl V. und Franz I. nach erbitterten Kämpfen sich wirklich einmal verbünden zu wollen schienen, indem jener seine Base Maria, die verstoßene Erbin des französischen Throns, einem französischen Prinzen zur Gemahlin bot. Noch hatten die Genossen des Schmalkaldischen Bundes ihr Verhältniß zum Könige von Frankreich nicht abgebrochen. Es hieß

sogar, daß sie durch ihn wieder mit der Curie versöhnt werden könnten. Gar sehr also mußte Heinrich VIII. darum zu thun sein, diese neue Potenz, mit der bereits Alle rechneten, an sich heranzuziehen. Beide Theile waren denn auch der Meinung, sich auf das allgemeine Concil, wie es Papst Paul III. hinhielt, nicht einzulassen. Man verhandelte dagegen lebhaft um ein Schutz- und Trutzbündniß, und König Heinrich verpflichtete sich, im Kriegsfall gegen die von den Deutschen zu Wasser und zu Lande geleistete Hilfe bedeutende Summen zu zahlen, wofür jene ihn zum Protector ihres Bundes erheben wollten. Selbst bessere Beziehungen des Königs zu Melanchthon und Luther sollten angebahnt werden. Wenn nur eine Verständigung über das religiöse Bekenntniß, welches jenen Lebensfrage war, möglich gewesen wäre. Dort hatten Obrigkeiten und Unterthanen nicht nur eine Menge allgemeiner Mißbräuche abgestellt, sondern aus innerstem Bedürfniß, von ihren Theologen berathen, ein völlig neues Kirchenwesen aufgerichtet. Von England aus aber mußte Cromwell im Auftrage seines Herrn schreiben: „Der König betrachtet sich als den gelehrtesten Fürsten in Europa, dem es nicht ansteht, sich ihnen zu fügen, der vielmehr erwarten kann, daß sie es thun." Christi Lehre wollte nun freilich auch er mit Gut und Blut vertheidigen, sich aber von keinem Sterblichen vorschreiben lassen, was er und sein Reich zu glauben haben sollten. Auch die Oberhoheit des Kaisers wurde, namentlich von Stephan Gardiner, entgegengehalten, obschon ihm in Deutschland Fürsten und Städte wahrlich nicht in ähnlicher Weise untergeben waren, wie jetzt die englischen Stände dem Tudor-Könige. Andererseits beklagte sich Cranmer gegen Cromwell über die eigenen Bischöfe, die ihre Genugthuung nicht verhehlten, daß, obwol Jahr und Tag verhandelt wurde, und man Willens schien, jeden Theil bei seinen Bräuchen und Ceremonien zu belassen, ihr König in Sachen der Lehre mit den Lutheranern schlechterdings nicht einig werden konnte.

Nichtsdestoweniger führte der diplomatische Verkehr zu einer tiefer greifenden Annäherung. Auch am englischen Hofe nämlich hatte die Ueberzeugung Wurzel geschlagen, daß die Grundlage wirklicher Kirchengemeinschaft einzig und allein in der Schrift vorhanden sei. Waren schon die wuchtigsten Beweise wider die finanziellen und jurisdictionellen Ansprüche der Curie der Bibel entnommen, so erfüllte der König eben im Jahre 1535 sein Versprechen, die verbotene Uebersetzung des in den Niederlanden als protestantischer Märtyrer sterbenden Tyndal durch eine autorisirte, in allen Kirchen zu Jedermanns Benutzung aufliegende zu ersetzen. Der Cambridger Theolog Miles Coverdale, der bereits im Zusammenhange mit Cromwell begegnete, hatte, unter Cranmer's Schutz, jene bisher verfolgte Version durchgesehen und verbessert. Auf dem Titelblatte des stattlichen Druck's sieht man den König auf dem Throne und Cranmer und Cromwell, wie sie das Buch an Priester und Laien austheilen. Unter königlichem Privileg erschien gleichzeitig die erste Zusammenstellung eines englischen Gebetbuchs. Gleich dem Erzbischof, der sich immer mehr als Anhänger weiter gehender Reform zu erkennen gab, dachte eine Gruppe evangelisch gesinnter Männer, welche neuerdings die Bischofsstühle einzunehmen begann, der kühne Latimer von Worcester, Fox von Hereford, der, an der Spitze der Gesandtschaft

zu den Schmalkaldenern, nicht anstand, den Papst als Antichrist zu bezeichnen, Hilsey von Rochester, Goodrich von Ely, Barlow von St. Davids. Es war in der während des Juni und Juli 1536 tagenden Convocation von Canterbury, daß man zu Beschlüssen schritt, die denn doch das englische Kirchenwesen dem deutschen näher zu rücken verhießen. Cromwell selber nahm, nicht ohne Aufsehen zu erregen, als Vertreter der obersten Kirchengewalt zur Seite des Erzbischofs Platz und ließ sogar durch den gelehrten Schotten Alexander Alesse, der in Wittenberg gewesen, die dortige Lehre vortragen, nach welcher nur noch Taufe und Abendmahl als Sacrament betrachtet wurden. Wol hatten sämmtliche Bischöfe, auch Erzbischof Lee und die Convocation von York, obschon mit Widerstreben, des Königs Supremat beschworen; doch fehlte viel, daß die Mehrzahl, zu der auch Gardiner von Winchester gehörte, das Gerüst der sieben Sacramente hätte fahren lassen. Trotzdem wurden, auf Heinrich's Befehl, zehn Artikel eingebracht, deren fünf erste hinsichtlich der Bibel und der Glaubensbekenntnisse der alten Kirche, des Sacraments der Taufe, Buße und Communion, der Rechtfertigung durch den Glauben mit der Augsburger Confession übereinstimmten. Was außerdem noch conservirend über Anbetung der Heiligen, Bilderdienst, Ceremonien und Fegefeuer verfügt wurde, geschah lediglich, um die Widerstrebenden festzuhalten und bei der Beschlußfassung eine ansehnliche Mehrheit zu erzielen. Die ausführenden Erlasse Cromwell's als Generalvicar gingen doch wieder deutlich darüber hinaus; denn sie richteten sich gegen Wallfahrten und Wunderglauben und bezweckten, die Disciplin der Gemeinde vor Allem auf den Gottesdienst in der Muttersprache zu begründen. Selbst der gemeine Mann sollte sein Vaterunser, die zehn Gebote und den Glauben auf Englisch lernen. Man war also auf dem besten Wege, die Reformation zu populariſiren, während das Parlament fortfuhr, das Staatsrecht des Reichs mit immer stärkeren Wällen wider römische Sturmläufe zu umgeben.

Und felsenfest stand mittlerweile der gewandte Vorkämpfer in der Gnade seines eigenwilligen, launenhaften Herrn. Am 29. Juni war er, an Stelle Thomas Boleyn's Grafen von Wiltshire, zum Geheimsiegelbewahrer eingesetzt worden. Am 9. Juli wurde er durch Patent als Lord Cromwell unter die Peers erhoben, am 18. im Sitzungssaal des Parlaments vom Könige zum Ritter geschlagen und ein Jahr später, am 26. August 1537, in Windsor unter die Genossen des Hosenbands aufgenommen. Um dieselbe Zeit galt es aber auch, die mächtigsten Trutzburgen, die immer noch verschont gebliebenen Klöster und Convente, von Grund aus zu brechen, dasjenige Unternehmen, durch welches sein Name in gutem wie in bösem Klang am meisten fortlebt.

In unversöhnlichem Gegensatz zu dem Institut des mittelalterlichen Monasticismus stand schon der humanistische Aufschwung. Noch entschiedener wandte sich der Drang nach religiöser Besserung von den Stätten der Schlemmerei und der Unzucht ab, über die in allen Ländern, und in England wahrlich nicht zum wenigsten, der Leumund längst grauenhafte Dinge erzählte. Es wuchs die Erkenntniß, daß eine Besitzmenge, die mindestens ein Fünftel des Reichs bedeckte, den meisten Pflichten der Welt enthoben und nur mit Vorrechten ausgestattet, welche für heilig galten, in wirthschaftlicher Beziehung sich

zum größten Nachtheil des öffentlichen Wohls in solchen Händen befinde. Endlich standen unbescholtene, ernstgläubige Klostermänner wie die Londoner Karthäuser aus innerster Ueberzeugung vorn an im Kampfe wider den königlichen Supremat und starben als die Protomartyre der katholischen Kirche. Wie viele Gründe, nach allen diesen Richtungen sämmtliche Stifter einer strengen Visitation zu unterwerfen. Indem der Staat nun aber, zumal auch den Bischöfen gegenüber, kraft seiner Neuordnung das unbehinderte Recht dazu beanspruchte, indem Cromwell sehr gemessene Instructionen ausarbeitete, war doch ursprünglich nur Abstellung von Mißbräuchen, und keineswegs Auflösung ohne Unterschied in Aussicht genommen. Aber seine Commissare, die sich alsbald über Grafschaften und Sprengel vertheilten, meist moderne, der Pietät gegen das Mönchthum entwachsene Geister, waren geschickt gewählt, ihre Vollmachten weit gefaßt, das Ergebniß zunächst bei der großen Mehrzahl der Klöster der Art, daß durch die Untersuchung die ärgsten Gerüchte fast ausnahmslos bestätigt wurden. Und selbst wenn nur die geringere Hälfte von dem wahr gewesen, was in Hunderten von Berichten an Cromwell über die Entfremdung von den ursprünglichen Absichten der Fundatoren, über den Bruch der Gelübde der Armuth und der Keuschheit durch Aebte und Aebtissinnen, Mönche und Nonnen, mitunter durch unmittelbare Ertappung höchst drastisch aufgedeckt worden, sie genügte, um den Entschluß vollständiger Unterdrückung reifen zu lassen. Wie oft führte die Abfassung von Inventaren über Silberzeug und Juwelen zu der Entdeckung von Diebstahl, zu fraudulenter Vorenthaltung und selbst thätlichem Widerstande. Als mancher Orten Männer und Weiber, der Klosterzucht und der Heuchelei überdrüssig, sich ehrlich nach Befreiung sehnten und gar oft ein in jungen Jahren erzwungener Eintritt nachgewiesen wurde, hat man allen Mönchen unter 24, allen Nonnen unter 21 Jahren ohne Weiteres die Entbindung von ihren Gelübden anheim gegeben. Den Congregationen, die noch beisammen blieben, schärften die Visitatoren mit dem Gehorsam gegen das supreme Haupt von Kirche und Staat strenge Befolgung der Regel und namentlich ein Verbot des, vorzüglich von den Bettelorden betriebenen, Vagirens ein. Als im Frühjahr 1536 das Parlament — noch immer das im Jahre 1529 gewählte — zusammentrat, legten sie den Gemeinen ihren Generalbericht in Gestalt eines „Schwarzen Buchs“ vor, wonach auf Grund der Thatsachen, und mitunter dem eigenhändigen Eingeständniß der Betreffenden zufolge, höchstens ein Drittel des gesammten Klosterwesens als nicht überführt gelten konnte. Demungeachtet und trotz der populären Abneigung, die wider die reguläre Geistlichkeit auch auf der einst so klosterseligen Insel um sich gegriffen hatte, erhoben sich noch einmal heftige Debatten. Man schreckte doch vor der Sprengung so vieler durch Jahrhunderte geheiligten Associationen zurück. Wie vielen Repräsentanten der Fundatoren und Benefactoren schlug nicht das Gewissen! Ein Staatsmann wie Cromwell, ein echt reformatorischer Bischof wie Latimer, hegten noch den Gedanken Wolsey's, das Gut corrupter und verurtheilter Orden für die Zwecke des gereinigten Gottesdienstes und des Unterrichts, namentlich des höheren, beisammen halten zu können, wie ja die monastischen Collegien von Oxford und Cambridge die Visitation als besserungsfähig bestanden hatten. Allein der Instinct

der Laien, dem wesentlich entscheidend auch Erzbischof Cranmer huldigte, über-
wand die gerechtesten Bedenken, und dem Zuge der Zeit gemäß am leichtesten
wenn sie von Klerikern erhoben wurden. Die Habsucht der weltlichen Großen
und die Idee, die Einheit des Reichs auch dadurch zu fördern, daß so viele bis-
her exempte Territorien fortan die Lasten und Pflichten theilten, trugen den
Sieg davon. Schon im März kam die Acte zu Stande, die, bis auf gering-
fügige Ausnahmen, zu Gunsten der Krone alle solche Häuser unterdrückte, welch
weniger als 200 Pfund jährlich abwarfen. Die Insassen sollten entweder in
den nicht verurtheilten großen Häusern untergebracht oder mit Jahrgeld abge-
funden werden. Mit den ersten Anfängen eines Armengesetzes und eines neuen
Strafrechts, wie sie nothwendig aus Beseitigung der alten wirthschaftlichen
Unterlagen der Mildherzigkeit und Arbeit erwachsen mußten, beschloß das denk-
würdige Reformparlament seine umwälzende Thätigkeit.

Merkwürdig, unmittelbar mit seinem Ausgange bäumten sich in den tie
verletzten Schichten der Bevölkerung elementare Kräfte des Widerstands auf, un
dem Könige und allen Denen, die mit seiner Billigung so gewaltige Neuerunge
förderten, hemmend in den Weg zu treten. Da hatte sich kurz zuvor die furcht
bare Katastrophe Anna Boleyn's ereignet. Was die Ursache der raschen Ent
fremdung des einst so heiß für sie erglühten Königs gewesen; ob die erst neuer
dings aus dem Geheimbündel (Baga de secretis) hervorgegangenen Proceßacte
mehr ergeben, als die brutale Willkür, mit welcher der selbstherrliche Tudor di
Freiheit der Gerichte und die Unantastbarkeit der Geschworenen seinen höchs
eigenen Zwecken und Begierden dienstbar zu machen wußte, ob der Unglücklichen
wirklich Ehebruch oder gar Blutschande nachgewiesen werden kann, das soll hie
nicht in Betracht kommen. Genug, noch am Maitage war die Königin z
Greenwich der Mittelpunkt des Festes gewesen, arglos, während das Beil bereit
über ihrem weißen Nacken schwebte. Am folgenden Tage wurde sie in de
Tower abgeführt. Am 19. fiel ihr Haupt dort auf dem grünen Rasen. Scho
Tags darauf vermählte sich Heinrich VIII., der Blaubart, mit Lady Jan
Seymour. Welche Stellung aber nahmen zu diesem entsetzlichen Hergange di
Träger der Reformation? Erschien ihr Werk nicht von Grund aus erschüttert
da Diejenige vernichtet wurde, unter deren königlichem Mantel in der Tha
eine Strömung protestantischen Lebens Schutz und Förderung gefunden?

Daß Anna nun freilich eben darin der eigenen Anverwandtschaft, den
Hause Norfolk, viel zu weit ging, ist bekannt. Auch war es nur zu natürlich
wenn die Anhänger der alten Lehre, wahrscheinlich auch Bischof Gardiner, de
neuerdings die Zurücksetzung vor Cromwell schwer ertrug, gerade diese Schir
merin des Gegentheils zu entwurzeln trachteten. Der schwache Erzbischof wa
erst hinzugezogen worden, als das Verfahren bereits in vollem Gange war, un
löste alsdann willenlos, tief erschüttert die Ehe, von der Anna selber gestand
daß sie nicht rechtlich geschlossen worden, er, der gleich Matthew Parker un
anderen jüngeren, später von Anna's Tochter Elisabeth hervorgezogenen Geist
lichen doch nimmermehr von der Schuld überzeugt sein konnte, welche die Ge
richte constatiren mußten. Dagegen handelte Cromwell, um diese Zeit, wie es
heißt, „des Königs Ohr und Sinn", durchweg entschlossen, wie er gewohnt war

und diesmal nur zu gewiß unter der Nothwendigkeit der Selbsterhaltung. Höchst unklug nämlich hatte die Königin ihn zum Feinde gemacht, indem sie behauptete, daß er und seine Leute unter dem Deckmantel des Evangeliums das Klostergut in Stücke schlügen, um sich selber zu bereichern, ja, daß er der Bestechung auch durch die unwürdigsten Personen zugänglich sei. Also er oder sie mußte fallen. Da hat er denn den keimenden Argwohn seines Herrn geschürt und, indem ohne Frage er selber den tückischen Schlag vorbereitete und als Staatssecretär in Person die Königin gefangen nahm, über seinen Nebenbuhler von der entgegengesetzten conservativen Richtung triumphirt. Gerade in die nächsten Monate fallen die schon erwähnten Rangerhöhungen als untrügliche Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit. Und gerade durch sein Verfahren hielt er auch, noch ärgeren Drohungen gegenüber, den König an der Ausführung der neuen Gesetze fest. Es war wahrlich nicht so leicht, einen Fürsten, der doch die Augen weit offen hatte und mit gewaltigem Instinct immerdar der Wendung der Dinge voraus war, über den ungeheueren Zuwachs an Macht, den ihm der Gang der Ereignisse gewährte, stutzig zu machen.

Längst gährte es bedenklich in den nördlichen Sprengeln des Reichs, wo sich die Gemüther unendlich schwer aus dem allgemeinen hierarchischen Zusammenhange losreißen und nicht begreifen konnten, wie so Manches, was bisher als verdammungswürdige Ketzerei gegolten, nun plötzlich, auf Geheiß der weltlichen Obrigkeit, dem Heil der Seelen zuträglich sein sollte. Trotz aller Resolutionen in Parlament und Convocation hielt die große Menge von Geistlichen und Laien zum Papst, und wollte von dem Supremat der Krone wenig wissen. Trotz aller Schäden, welche die Visitation der Klöster aufdeckte, ließ sich Vornehm und Gering nicht irre machen. Denn seit vielen Generationen hingen ja diese Institute, fast ein jedes wegen seines besonderen Cultus, mit der andächtigen Verehrung der Menge, mit Versorgung und Dankbarkeit der Armuth eng zusammen. Und nicht minder hergebracht waren für Ritterschaft und Adel die vielverschlungenen Beziehungen von Pacht und Lehn, die bequeme Verpflegung alter Diener in der dem Geschlechte verbundenen Fundation, sowie die behagliche Unterkunft jüngerer Söhne, die das Ordensgewand angelegt. Aus Anhänglichkeit an das bisherige Dasein, und fest entschlossen, den Urhebern der Umwälzung das Handwerk zu legen, schreckten die verschiedenen Classen selbst vor Aufruhr nicht zurück. Wie an Waffen fehlte es auch nicht an Leitung von Oben und Außen. Nachdem in den ersten Tagen des Octobers die Bewegung in Lincolnshire ausgebrochen, nahm sie einige Wochen später in Yorkshire einen höchst bedenklichen Aufschwung. Die Hauptstadt der nördlichen Kirchenprovinz öffnete ihr die Thore. Lord Darcy, der einst noch gegen die Mauren von Granada das Kreuz getragen hatte, bot ihr in dem festen Pomfret Castle eine bedeutende Stütze; Robert Aske, ein rechtskundiger Advocat, erschien neben ihm als der eigentlich geistige Leiter. Sechs kurze Artikel, die wahrlich nicht das Mindeste mit denen der deutschen Bauern gemein hatten, formulirten, für den gemeinen Mann verständlich, die Forderungen wider die Krone dahin, daß sie die Klöster nicht antaste, die vom Parlament genehmigten Subsidien nachlasse, vom Klerus nicht Zehnten und Annaten erhebe, die jüngste lehnsrechtliche

Verordnung widerrufe, das gemeine Blut, das in den geheimen Rath eingedrungen, ausstoße und die häretischen Bischöfe entferne. Man sieht, es galt die Wiederaufrichtung des alten, zwischen Kirche und Staat bestehenden Verhältnisses und die Austreibung aller Derer, die daran zu rütteln gewagt, insonderheit Thomas Cromwell's. Bewaffnete Massen, die bis zu 30,000 Mann anschwollen, sollten auf einem Anmarsch gegen London durch „die Pilgerfahrt der Gnade", wie man es hieß, den Willen der Reaction erzwingen.

Und wirklich, angesichts der Gefahren, welche das Regiment auch vom Festlande und von dem aufständischen Irland umlagerten, sind im königlichen Rathe Stimmen laut geworden, die zur Umkehr riethen. Allein Heinrich VIII. blieb fest. Derb und entschieden wies er die Artikel von Horncastle zurück. Er habe nie gelesen oder gehört, daß die Räthe des Fürsten durch das gemeine, unwissende Volk bezeichnet worden wären, und nun gar durch „die roheste und viehischste Grafschaft des Reichs". Gottes und Menschen-Gesetz fordern, dem Könige zu gehorchen, statt ihm zu widersprechen. Doch berief er sich ausdrücklich auf die im Parlament vollzogene Gesetzgebung und wollte allenfalls genehmigen, daß ein solches nach York berufen werde. Und in der That, der Aufstand bebte doch vor dem Aeußersten zurück, sobald ihm auch im Einzelnen ein Entgegenkommen hingehalten wurde. Das versatile Genie Cromwell's sann auf Mittel, wie die Abteilande zwar den Mönchen entrissen bleiben, aber statt in Domänen umgewandelt zu werden, Arm und Reich zu Gute kommen könnten. In einem eigenhändigen Entwurfe schlug er vor, die Meinung der Stände zu hören, durch Verbreitung gedruckter Glaubensartikel dem Volke zu Gemüth zu führen, daß des Königs Absicht, die Einheit der Religion zu wahren, an den bisherigen Fundamenten derselben nicht im geringsten rüttle, aber freilich auch durch Einsetzung starker Behörden und sogar durch Besatzungen den Norden des Landes bei Gehorsam zu erhalten. Als indeß, trotz alledem, das Vertrauen nicht wiederkehren wollte und vielmehr neue Gewaltthaten geschahen, hielt sich der König seinerseits von aller Zusage entbunden. Da schritten im Frühling 1537 seine Heerführer mit aller Kraft ein. Lord Darcy, Aske und andere Rädelsführer aber endeten auf dem Blutgerüst.

Und war es nicht hohe Zeit, so energisch dreinzufahren, da mittlerweile abermals von einem Angriffsbündniß zwischen Karl V. und Franz I. gemunkelt wurde und Papst Paul III., welcher längst die Bannbulle ausgefertigt hatte, den Augenblick gekommen meinte, sie zu vollstrecken? Ein Engländer von vornehmer Herkunft war ausersehen, die Sentenzen der Kirche zu verkünden, die großen Mächte der Zeit gegen den schismatischen König zu einen und ganz besonders Land und Leute, die sich in Nordengland für den alten Glauben erhoben hatten, zur Ehre Gottes in ihrem Widerstande anzufeuern.

Man weiß, daß Reginald Pole, ein Enkel jenes Herzogs von Clarence, den einst der eigene Bruder Richard III. um's Leben bringen ließ, sich lange der besonderen Gunst seines Vetters, König Heinrich's, zu erfreuen gehabt hatte. Nicht genug, daß er für die humanistischen und theologischen Studien, denen der talentvolle Jüngling in Italien und in Paris oblag, liebevoll Sorge trug, er hatte ihn zu Wolsey's Nachfolger in den reichen Sprengeln von York und

Winchester ausersehen. Wenn Pole sich nur von der Rechtmäßigkeit der Scheidung von der Infantin und des königlichen Supremats hätte überzeugen können! Alle Versuche einer Verständigung wurden über dem Schisma zu Schanden. Von der Heimath ausgestoßen, barg sich jener fortan unter den Mantel der Kirche, bis, nicht ohne sein Widerstreben, der Papst ihn hervorzog. Zum Cardinal erhoben, wurde er jetzt zu Anfang 1537, um die Christenheit zu besänftigen und wieder zu einigen, nach Frankreich und den Niederlanden abgefertigt. Er verfehlte nicht, den Vetter auf dem englischen Throne von seinem Herannahen pflichtschuldigst in Kenntniß zu setzen. Durch seine Vollmachten, durch eine ausführliche Druckschrift getraute er sich noch immer, die schwankende Ueberzeugung seiner Landsleute, ja vielleicht des Königs selber, wieder aufzurichten.

Allein, wie viel fehlte doch, daß die Herrscher Spaniens und Frankreichs sich jemals ehrlich vertrügen. Der Kaiser, ohnehin mit dem farnesischen Papste gespannt, stand, seit dem Tode Katharina's, den Ehehändeln des Tudor's wieder ferner. Seine Länder wollten den friedlichen Handelsverkehr mit dem Inselreiche nicht missen. Ein Ausgleich mit der Curie und Frankreich hätte König Heinrich den deutschen Protestanten vollständig in die Arme treiben müssen. Noch aber war die Lage der europäischen Christenheit an keiner Stelle der Art, daß der Kaiser einer rücksichtslosen Restauration der Hierarchie hätte die Hand leihen dürfen. Eine Uebereinkunft mit dem Papste, zumal hinsichtlich des allgemeinen Concils, stand noch in weitem Felde. So fiel es denn den englischen Geschäftsträgern in Paris und Brüssel nicht sonderlich schwer, dem Cardinal Pole die Wege zu verlegen. Cromwell aber, sein persönlicher Feind, der sich jüngst gegen Bischof Latimer gerühmt hatte, er würde Pole das eigene Herz essen machen, hielt nicht nur alle Fäden der heimischen Politik fest in der Hand, sondern hatte seine geheimen Agenten selbst in der zum Theil englischen Reisegesellschaft des Cardinals. Nachdem er schließlich seinem Herrn die Beweise über Pole's Beziehungen zu den nordenglischen Rebellen verschafft, hat dieser jede Nachsicht fahren lassen. Der Vetter wurde zum Hochverräther erklärt, ein Preis von 50,000 Kronen auf seinen Kopf gesetzt. Da gleichzeitig verlautete, englische Truppen würden Carl V. wider Franz I. zu Hilfe ziehen, wich er bestürzt, ohne in Brüssel Zutritt gefunden zu haben, von Cambray nach Lille bei Seite und wurde bereits im April nach Rom zurückberufen.

So war denn sowol die katholische Empörung in England wie die päpstliche Aggression wider das Reich mit denselben diplomatischen Künsten erfolgreich abgeschlagen. Aber eine tiefer greifende Wirkung, und zwar nach entgegengesetzter Seite, sollte die Niederwerfung dieser aus einem Princip stammenden Gegensätze denn doch hervorrufen. Zunächst entschied sie wider die bis dahin von der Auflösung verschonten großen und mächtigen Klöster. So lange noch eins derselben aufrecht steht, lautete der Rath des gewaltigen Ministers, ist der Thron nicht sicher. Der König war, bei der grenzenlosen Verschwendung, die an seinem Hofe herrschte, über die bisherigen Erfolge der Commission enttäuscht. Die Vertheidigungsanstalten des Reichs bedurften höherer Summen. Auch gab es kein geeigneteres Mittel, die murrenden Stände vor unliebsamer Erhöhung der Subsidien und gleichzeitig die Bedenken vieler Gewissen vor unheiligem Kirchen-

raub zu bewahren, als Hinweisung auf die Gefahren, von denen Allesammt bedroht wurden, sowie auf die Schätze, die durch umfassende Säcularisation, um allen möglichen Bedürfnissen und Begierden zu genügen, flüssig gemacht werden könnten. Damit ließen sich denn auch die Bedenken, die gar manches aufrichtige Gemüth hegte, und die jüngst noch im Parlament laut geworden, am einfachsten aus dem Wege räumen.

Auch in diesem Stücke waren doch von Anfang an nicht anders, als bei der Aufrichtung des Supremats, höchst unreine Motive im Schwange. So lange es galt, den frommen Schwindel aufzudecken, der vieler Orten mit Wunderquellen, augenverdrehenden und blutenden Heiligenbildern und ähnlichem heuchlerischen Spuk getrieben wurde, und der schaal gewordenen Lüge die Maske herunterzureißen, kam Cromwell's Verfahren einer Rettung durch die heilende Hand des Arztes gleich. Vergebens suchte der Prior von Canterbury in inständigen Anschreiben zu verhüten, daß der mit Juwelen bedeckte Schrein des Nationalheiligen Thomas Becket zerschlagen würde. Ueber der Zerstörung dieses Monuments erwies sich auch dem blödesten Auge, daß für Ausplünderung der dummgläubigen Massen mit Hilfe geistlicher Gaukelei die Zeit vorüber sei. Allein, welche Excesse der Habgier und der Verschleuderung rief nicht die Aufhebung der großen Stifter unter Denen hervor, die sie seit 1537 in's Werk setzten!

Wer hätte sie nicht kommen sehen? Sagte doch ein Anhänger der alten Kirche: die kleinen seien nur wie Dorngestrüpp gewesen, während die großen wie morsche alte Eichen daständen. Freilich regten auch jetzt wiederum weder die Bischöfe noch die Convocation einen Finger für die Regularen, welche seit Jahrhunderten auch von ihnen exempt sein und nur unter dem Papste hatten stehen wollen. Dem Sturme schutzlos preisgegeben, sind sie von einer geriebenen Staatskunst gefällt worden. Oft ließen sich die Mönche, sobald nur die Commissare nahten, durch Jahrgelder abfinden. Seltener geschah es, daß einige, aus innerster Ueberzeugung, mit der Kutte auch die verfehlten Gelübde abthaten. Aber es gab auch Aebte, welche, stolz auf die Vergangenheit und die mächtigen Verbindungen ihres Hauses, kein Mittel, keinen Ausweg unversucht ließen, um die Gunst des ärgsten Feindes zu erkaufen. Ihnen vor allen gegenüber zeigt sich denn auch die schreckenvolle Gestalt Cromwell's aus seinen eigenen Documenten besonders grell beleuchtet. Wie er seinen Boten und Dienern gestattete, zuzugreifen, wo nur Klostergut auf der Straße lag, so war Aufschub oder gar Milderung des Verhängnisses käuflich zu haben von Denen, die dennoch, wie der Fisch an der Leine, weiter zappelten. Nicht nur, daß sie ihm Wildpret und andere Herrlichkeiten sandten. Der reiche Abt von Glastonbury hat ihm noch ein Patronat, einigen seiner Leute Armenpfründen im Kloster übertragen. Und als es dann trotzdem an ein Zerschlagen der ungeheueren Herrschaften ging, wie bettelten da habgierige Laien, vornehm und gering, bei dem allmächtigen Minister, der, wie sein König und Herr, ohne eine Abgabe kaum irgend Etwas gewährt zu haben scheint. Unzart, derb, aber freilich der Sinnesart der Zeit gemäß, war das Verfahren. Aus einem, noch nicht veröffentlichten, Notizbuche Cromwell's geht hervor, daß Grafen und Bischöfe, ja die Königin Johanna selbst, ihn mit hohen Summen verpflichteten.

Kleinere Beträge wurden ihm gelegentlich in einem Paar weißer Handschuhe, in einem Taschentuche, in Börsen aus schwarzem Sammet oder scharlach Atlas, „unter einem Kissen im mittleren Fenster der Gallerie" zugesteckt. Die Gründe einer solchen Bereicherung von Seiten des durch eigenen beharrlichen Fleiß längst wohlhabenden Mannes liegen keineswegs fern ab. In die Peerage erhoben, forderte er behufs Ausstattung seiner Familie noch viel nachhaltigere Hebel zum Reichthum, und ging darin, indem ihm nach Art von Emporkömmlingen jedes Mittel recht war, zahllosen Strebern der Zeit mit dreistem Beispiel voran. Auch Cromwell hat sich nachweislich in acht Grafschaften aus den Abteilanden ansehnliche Gütercomplexe verschafft, wie ja gleichzeitig, und Dank vor allen ihm, die Häuser Russell, Seymour, Paget, Cecil u. a. m. an säcularisirter Beute aus ritterbürtiger Gentry zu einer neuen Nobility emporstiegen. Eben so wenig aber ging die Krone leer aus, sondern ließ sich im Gegentheil einen namhaften Zuwachs der Domäne gern gefallen. Sorgfältige Berechnung ergibt, daß im Ganzen 643 Klöster und Convente, 90 Collegien, 2374 Cantoreien mit einem Jahresertrage von £ 152,517. 18. 10 damaligen Geldes eingezogen und zerschlagen worden sind. Was bedeutet gegen die Verschleuderung des ergibigsten, zum Theil immer noch best bewirthschafteten Bodens der Insel die Ausstattung fünf neuer, von Heinrich VIII. aus alten Abteien errichteten Bisthümer; oder der Aufwand, den der König, stets befürchtend, daß ein fremder Feind landen könne, und wohl wissend, daß Lords und Gemeine, um nur nicht die Steuern zu erhöhen, damit einverstanden sein würden, aus dem eingezogenen Eigenthum Anderer für den Bau von Kriegsschiffen und Vertheidigungswerken an der Küste machen mußte! Unendlich viel weiser sind da doch in Deutschland Fürsten und Städte, als sie lutherisch wurden und zugleich mit den Klöstern auch die katholische Hierarchie beseitigten, zu Werke gegangen. In den meisten Fällen hat man dort die reichen Erträge von Grund und Boden sorgfältig gehütet und sie nun erst recht Kirche und Schule zufließen lassen.

Aber noch ein anderer Charakterzug Cromwell's kam in den Hergängen der Jahre 1538 und 1539 zu voller Erscheinung. Wenn alle Künste der Ueberredung und Bestrickung nicht halfen, so bebte er vor keinem Mittel der Tücke und vernichtender Gewalt zurück. Nicht umsonst hatte er in der Jugend sich in Italien umgesehen, nicht umsonst die Lehren Macchiavelli's erfaßt. Mit den Medici, den Borgia, den Este um die Wette wußte er durch schmetternden Schlag die Opfer zu treffen, die geschickt und hinterhaltig ihm ausweichen oder ähnliche Künste aufbieten wollten. Und eine unfehlbar vernichtende, nur allerdings auch zweischneidige Waffe hatte er selber ja seinem Herrn seit 1529 in die Hand gedrückt. Der Supremat war, mit Hilfe des alten Praemunire-Statuts, allen widerstrebenden Kräften abgerungen, und daran hing das Beil des Hochverrathsgesetzes, wodurch, seit den Tagen der Eduards, schon so Mancher, der im Wege stand, gefällt worden. Das hat nun auch die stolzen Aebte von Reading und von Glastonbury, den Prior von St. John in Colchester, im Ganzen 59 Klosterleute, die nicht entkommen konnten, einen Kopf kürzer, sie aber auch gleich Fisher, More und den Karthäusern zu Märtyrern des Glaubens gemacht, deren Blut zum Himmel schrie. Man schaudert vor dem umsichtig

entschlossenen, kaltblütigen Manne, wenn man in den Auszügen aus den eigenhändigen Aufzeichnungen blättert, die er im königlichen Rathe oder im Parlament zur Hand zu haben pflegte. Zeile für Zeile handeln sie von Confiscation und peinlichem Verfahren, von Folter und Hinrichtung jener Bekenner, von Verfolgung der Papisterei und zwangsweiser Aufrichtung der Tudor-Kirche. Das Praemunire und der Hochverrath sind die Säulen, zwischen denen sie in die Allmacht des Reichs aufgeht. Cromwell hat dabei, so weit wir sehen können, leidenschaftslos, ohne persönliche Liebe oder Haß gegen Diejenigen, welche er vernichtet, lediglich aus Princip gehandelt, das fürchterliche Blutgericht geradezu in ein System gebracht. Sein Terrorismus ähnelte weder dem der Widertäufer noch der französischen Septembermänner. Aber mit blutigen Schreckmitteln, auch wenn sie von starker, staatsmännischer Hand angelegt wurden, ließ sich doch nimmermehr der Glaube einer Nation in neue Bahnen zwängen.

Noch eine andere Wirkung aber hatte jene in ihrem eigenen Ungestüm gehemmte Reaction, an der nun vollends deutlich wird, wie wenig der staatskluge Generalvicar Heinrich's VIII., trotz der puritanischen Vergötterer, den Protestanten beizurechnen ist. Sein Lebensweg hatte ihn nicht zum Forscher gemacht, dem durch Lesen und Nachdenken die Augen über die Irrthümer der Vergangenheit hätten aufgehen können. Die Abwesenheit einer tieferen classischen Bildung äußert sich vielmehr auch darin, daß er bei Aufhebung der Klöster nie und nimmer Sorge trug, die Bücherschätze, die doch seit Jahrhunderten an mancher Stelle angesammelt worden, vor Zerstreuung und Untergang zu bewahren. Durchaus ein moderner Mensch, hatte er dagegen frühe an einem Zweige südeuropäischer Literatur Geschmack gefunden, die, wie umgestaltend auch im Uebrigen ihre Tendenz, doch das Gebiet des Glaubenslebens kaum streifte. Freilich hat Cromwell der englischen Bibel erfolgreich das Wort geredet und den einen oder anderen Landsmann gar wohl gekannt, der vom Geiste Luther's oder Melanchthon's ergriffen worden. Aber er hat diese Beziehungen mit der ihm eigenen Vorsicht nicht nur geheim zu halten gewußt, sondern in seinem Testament, das er noch als Wolsey's Diener im Juni 1529 entwarf und fünf oder sechs Jahre später wieder durchsah und ergänzte, die hohen Legate für Seelenmessen nach seinem Tode unbedenklich fortgeführt. Man kann zweifeln, ob er aus Aberglauben, aus der noch kaum erschütterten Gewohnheit oder wiederum aus Klugheit dabei beharrte. Als Politiker theilte er jedenfalls die Ueberzeugung seines Herrn und Meisters, daß wegen Differenzen in der Lehre der Herrscher und sein Volk nicht auseinander kommen dürfen. Jene „Pilgerfahrt der Gnade" hat Heinrich VIII. nicht zurückgescheut von dem Entschluß, allen seinen Unterthanen die Bibel nahe zu bringen, die ja lehrte, daß Alle ohne Unterschied der Obrigkeit unterthan seien. Auch wurde unbekümmert mit Aufräumung der Klöster fortgefahren. Aus demselben September des Jahres 1538 datiren denn auch gemessene Befehle Cromwell's, die heilige Schrift in allen Kirchen aufzulegen und die Gebeine Becket's, einerlei, ob echt oder unecht, aus der Welt zu schaffen. Aber eine Reihe anderer Decrete huldigte auf's bestimmteste dem katholischen Glauben, von dem das Volk nicht lassen wollte. Streng sollten, nach wie vor, die alten Ceremonien des Kirchendienstes und die Ehelosigkeit der Priester beobachtet

werden, Gebote nach dem Herzen entschiedener Anglikaner, denen sich aber jene lutherisch angehauchten Bischöfe nicht minder fügen mußten. Das Königthum übte eine Censur gegen fremde und einheimische Publicationen, unendlich viel wirksamer als je zuvor die Hierarchie.

Während jedoch Heinrich VIII. mit großem, selbstherrlichem Geschick, trotz ihrer Divergenz, den Bruch mit Rom und die alte Orthodoxie zu verbinden wußte, hatte sein Minister vor Neidern und Gegnern im königlichen Rathe tagtäglich mehr auf der Hut zu sein. Da standen ihm und einigen anderen neugeschaffenen Peers, dem Erzbischof Cranmer und ähnlich denkenden Prälaten die Herren von altem Adel, wie jene Herzöge von Norfolk und Suffolk, und die Mehrheit des Episkopats, vor allen Gardiner von Winchester und Bonner von London, gegenüber, welche der Uebertragung der Gewalt vom Papste auf den König und der Unterdrückung der Klöster nicht widersprochen hatten, aber mit Begier auf jede Häresie lauerten, zu welcher Herz und Gefühl Andere hinreißen konnten, die nicht, gleich ihnen, in der alten Doctrin wurzelten. Es kam hinzu, daß Heinrich VIII., thomistisch geschult, die besondere Heiligkeit des Priesterthums niemals daranzugeben vermochte und mit bezeichnender Vorliebe die bischöfliche Würde durch Förderung des gottesdienstlichen Amts in den Kathedralen zu stützen beflissen war. Mit unvergleichlichem Instinct traf er, vollkommen richtig, die in den bestimmenden Kreisen der Nation vorherrschenden Gedanken, die sich keineswegs von den hergebrachten Formen lossagten. Im monarchischen und im nationalen Interesse Ruhe und Frieden gebietend die Mitte zu halten zwischen Rom und Wittenberg, erschien dem Fürsten als sein vornehmstes, höchst persönliches Ziel. Und ihm suchte sein erster Rath, der mehr als ein anderer die Dinge so weit gebracht, nach Kräften zu folgen, so lange ihm die aufrichtig hassenden Rivalen nicht das Vertrauen des überaus argwöhnischen Gebieters entzogen.

Wie viel hing da nicht auch in Tagen, in welchen die freiheitsrechtlichen Grundlagen der englischen Zustände von despotischen Kräften weit überwogen wurden, von den Neuwahlen zum Parlament ab, die sich im April 1539 vollzogen! Selbst aus der in diesen Stücken recht dürftigen Ueberlieferung schimmert der Kampf der beiden Factionen deutlich hindurch. Cromwell hat, als Großsiegelbewahrer und Schatzmeister, als Generalvicar mit ganz ungewöhnlicher Machtbefugniß ausgestattet, wo er nur konnte, diesen Einfluß spielen lassen, um seine Creaturen in's Unterhaus zu bringen, und durfte hoffen, den Auffassungen, wie er sie im Einklange mit dem Könige hegte, die Majorität zu sichern. Das neue Parlament hat denn auch in der That die Unterdrückung der letzten großen Stifter legalisirt, aber nicht minder einen Glaubensausschuß eingesetzt, der, obwol jene beiden Schichten in ihm vertreten waren, die berüchtigten sechs Artikel, „die Peitsche mit sechs Riemen", zu Beschluß erhob, wonach Transsubstantiation und Entziehung des Laienkelchs, Ehelosigkeit der Priester und Giltigkeit von Keuschheitsgelübden, Privatmesse und Ohrenbeichte unabänderlich fortbestanden, nachdem Krone und Reich dem Bischofe von Rom noch so derb aufgesagt hatten. Schwerlich konnte das nach dem Wunsche Cranmer's oder Latimer's und der Minderheit der Bischöfe sein, die von der altgläubigen

Mehrheit ihrer Brüder überstimmt wurden. Daß Cromwell weder im Ausschusse noch im Oberhause gegen letztere durchdrang, steht fest. Indeß fehlte ihm nicht nur jede Neigung zu theologischen Distinctionen, sondern er fügte sich der reactionären Strömung, wahrscheinlich ohne viel inneres Sträuben, geschmeidiger als die Kleriker seiner Partei, denen doch das Gewissen zu schlagen begann.

Die fürchterlichen sechs Artikel hat Heinrich VIII., so lange er lebte, nicht antasten lassen, obwol seine ganze Politik auch fernerhin starken Abwandlungen ausgesetzt blieb, deren auswärtige und einheimische Fäden sich meist wirr verschlangen. Um so schärfer jedoch spähte das wachsame Auge und faßte der sichere Griff seines ersten Raths, bis auch dessen Maß voll war, und das Verhängniß, das er kühn herausgefordert, auch ihn jäh ereilte. Längst wurde jede dem herrschenden Despotismus widersprechende Aeußerung auf Hochverrath gedeutet. Um so gefährlicher, je näher dem Throne sie sich hervorgewagt.

Bald nachdem der Schrein Thomas Becket's und mit ihm die höchsten Truggebilde römischer Hierarchie zertrümmert worden, hatte Paul III. endlich den Bannstrahl wider Heinrich VIII. geschleudert, der nunmehr als faules Glied vom Leibe der Kirche abgehauen sein sollte. Gleichzeitig veröffentlichte Cardinal Pole seine bereit gehaltene Schrift mit einer an den Kaiser gerichteten Apologie. Darin wurde Cromwell den ärgsten Räubern und Mördern beigezählt, der Botschafter des Teufels, ein Satan in Menschengestalt genannt. Vom Festlande, von Schottland her sollte das Reich angegriffen werden, Irland an Spanien und die Curie Anschluß finden. Wahrlich, zu Lande und zu Wasser hatte sich der dem Fluche der Christenheit Preis gegebene Tudor zur Wehr zu setzen und tief in den mit Klosterraub gefüllten Beutel zu greifen. Bei einer prunkvollen Musterung, welche im Mai 1539 über die bewaffneten Mannschaften der Hauptstadt gehalten wurde, sah man in kostbarster Rüstung auch Lord Cromwell nebst seinem Sohne Gregory und seinem Neffen Richard ihre Geschwader vorüberführen. Wenige Monate zuvor waren zwei Sprossen altköniglichen Geschlechts, der Marquis von Exeter, ein Enkel Eduard's IV., und Lord Montague, der Bruder Pole's, nebst Einigen von der Sippe der Nevils hingerichtet worden. Ersterer, dem Geheimsiegelbewahrer seit der „Pilgerfahrt der Gnade" höchst verdächtig, hatte nicht nur geprahlt, die Schurken aus der Umgebung des Königs abthun zu wollen, sondern es wurde ihm zur Last gelegt, daß er, nachdem Karl V. jeden Gedanken eines Ehebundes mit dem Hause Tudor von sich wies, mit der Hand der Lady Mary ein besseres Anrecht auf den Thron, als das Heinrich's VIII. selber, geltend zu machen und zugleich die alte Kirche wieder aufzurichten gedenke. Die Verwandtschaft mit Pole genügte, daß auch seine alte Mutter, Clarence's Tochter, die Gräfin Salisbury, eingekerkert und einem gleich schrecklichen Ende vorbehalten wurde. Mit verhängnißvollem Griffel hatte Cromwell bereits weitere Verfügung auch über ihr Loos in seinem Notizbuch angemerkt.

Einstweilen jedoch beschäftigten ihn vorwiegend Verhandlungen, die mit den deutschen Protestanten wieder aufgenommen worden. Eigenthümlich, sie traten jedes Mal in den Vordergrund, sobald die katholischen Weltmächte über die eigenen Spannungen einig zu werden und dem schismatischen Reiche von Eng-

land das so oft verheißene Verderben bereiten zu wollen schienen. Höchst bedenklich freilich konnten sie sich für die Partei gestalten, die um dieselbe Zeit in Parlament und Convocation, was das Glaubensbekenntniß betraf, vor den orthodoxen Neigungen des Königs und den überwiegenden Tendenzen altgläubiger Bischöfe den Kürzeren zog. Andererseits hatten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, die gleich ihren geistlichen Berathern niemals den Argwohn unterdrückten, daß es sich in England allein um staatliche und höchst nebensächlich nur um religiöse Zwecke handelte, sich lediglich durch die seit dem Frieden von Nizza vom Papste zwischen Karl V. und Franz I. angebahnten engeren Beziehungen bestimmen lassen, ihre Theologen und Juristen nach England abzufertigen. Statt aber der lutherischen Glaubensformel freudig entgegenzukommen, zeigte sich der König stolz und unnachgibig, und sahen die Botschafter vielmehr die sechs blutigen Artikel zu Stande kommen. Wenn Landgraf Philipp eigenhändig dem Könige rieth, vor Widertäufern auf seiner Hut zu sein, so hinderte jetzt weder Cranmer noch Cromwell, daß Engländer auf den Scheiterhaufen geschleppt wurden, deren Lehre im Grunde die Luther's war.

Im October 1537 bereits war Johanna, die dritte Gemahlin Heinrich's, nachdem sie endlich ihm den ersehnten Sohn geschenkt, im Kindbett gestorben. Der König selber dachte nach einer Weile an eine auswärtige Verbindung, und verschiedene Damen sind dabei in Betracht gekommen. Statt jedoch der Herzogin von Mailand seine Hand zu bieten, wozu aus guten Gründen der Kaiser noch seine Unterstützung verhieß, machte sich die tiefe Entfremdung von demselben um die Zeit seiner Reise durch Frankreich auch darin geltend, daß die Wahl Heinrich's schließlich auf Anna von Cleve fiel, die dem Hause Sachsen nahe verwandt war, deren Bruder im Widerspruch gegen den Kaiser Geldern behauptete. War das nun auch im Einklang mit einer schon früher auftauchenden Politik, so fragt sich doch sehr, ob selbst Cromwell im Stande gewesen wäre, seinen wählerischen Herrn durch eine Heirathsintrigue an den Protestantismus zu ketten. Das Unglück wollte vielmehr, daß, als Anna am 27. December 1539 in Greenwich landete, die Gefahr eines spanisch-französischen Bundes bereits wieder vorüberzog, während König Heinrich sehr wenig Lust verspürte, an den Schmalkaldenern hängen zu bleiben, die sich eben, ihrem neuen Genossen, dem Herzoge von Cleve, zu Liebe in bedenkliche Weiterungen wegen Gelderns einließen. Dazu kam dann die persönliche Enttäuschung dieses Kenners weiblicher Reize, dem beim ersten Anblick seiner Braut die Wirklichkeit keineswegs der bildlichen Darstellung entsprach. Und Cromwell war in der That schon vorher gemeldet worden, daß sie nicht gerade durch Schönheit einnehme. Sollte er, der die eigene schwindelnde Lage scharf überwachende Mann, diesen Wink leichtfertig für sich behalten haben? Mußte er nicht seinen eigenwilligen Fürsten gewähren lassen, dem wahrhaftig keine Macht der Welt die Wahl einer Gemahlin vorschreiben durfte? Weil jedoch diese Ehe nun einmal, aus Gründen der Allianz, entschieden populär war, hat Heinrich sie am 6. Januar 1540 durch Cranmer einsegnen lassen. Weil ihm dieselben Gründe aber schon nicht mehr in Betracht kamen und seine Aversion gegen die Königin täglich wuchs, faßte er selbständig

den Gedanken, sich auch ihrer zu entledigen, dabei aber, soweit davon überhaupt noch die Rede sein konnte, die Formen des Anstands zu wahren.

An sich nun freilich war dadurch die Stellung Cromwell's nicht mehr als schon ohne sie gefährdet. Es erfolgte im Gegentheil am 18. April, als greifbares Zeichen der damals noch wirksamen königlichen Huld, seine Standeserhöhung zum Grafen von Essex und gleichzeitig die seines Neffen Richard zum Ritter. Gleichwol zitterte ihm der Boden unter den Füßen; denn nicht nur das deutsche Bündniß, das er eingefädelt, zerbröckelte ihm in den Händen, während der König sich neuerdings eifrig mit Frankreich befreundete, sondern seine Widersacher, der Herzog von Norfolk, Bischof Gardiner und Genossen, die er aus dem königlichen Rathe verdrängen zu können meinte, eroberten Schritt für Schritt den verlorenen Boden zurück. Schon wurde von einer Heirath des Königs aus dem altgläubigen Hause Howard gemunkelt. Ein verzweifeltes Ringen der Parteien bildete die Unterströmung des seit dem 12. April versammelten Parlaments. Vergebens entwickelte Cromwell in einer Rede vor den Lords, wie England Einheit des Glaubens bedürfe, der sich von papistischer und häretischer Lehre gleich fern hielt. Vergebens sorgte er mit gewohntem Eifer für starke Wehr des Reichs zu Wasser und zu Lande. Was ihm dann freilich Sir Thomas Wriothesley, ein Mitglied des Geheimen Raths, dringend anempfahl, die Gehässigkeit der Ehescheidung des Königs von Lady Anna auf sich zu nehmen, dazu war er schlechterdings außer Stande. Denn gerade in diesem Handel hatten seine Widersacher die verwundbare Stelle erspäht, wo ihr Dolch treffen mußte. Aus dem begehrenden Blick, welchen Heinrich auf die Nichte Norfolk's, Katharina Howard, richtete, zuckte der Wetterstrahl, welcher Denjenigen, den er zehn Jahre hindurch mit so ungeheueren staats- und kirchenrechtlichen Erfolgen hatte schalten lassen, niederschmetterte.

Mit den Herren von altadligem Geblüt, wie sehr auch alle und jede den ehemaligen Sachwalter für sich auszunutzen gesucht, hatte er sich nie zu stellen vermocht. Die Kleriker, die nicht so wollten wie er, hatte er seine harte Hand fühlen lassen, so daß beide Kreise diesen Abenteurer niederer Herkunft, der sich unersättlich an dem ihnen viel eher zukommenden Gute in maßlosem Prunk erging, noch ärger haßten, als einst den stolzen Cardinal. Bischof Gardiner, der damals doch mit ihm zugleich Wolsey gedient, verachtete in ihm vollends den Illiteraten, und wußte ihm am Ende nun doch, mit klerikalen Anschlägen von der alten erprobten Art, den Wind abzufangen. Die Ordnung, welche Cromwell im Lande aufrichtete, war in dauernden Schrecken ausgeartet, der Friede draußen, statt gesichert zu sein, von stetem Schwanken in den Allianzen bedroht. Das definitive Scheitern des Projects, seinen Herrn an die Spitze eines romfeindlichen, in Europa mitsprechenden Bundes zu stellen, schlug bei Heinrich, die unterschiedslose Hinrichtung von Römlingen und Protestanten beim Volke dem Faß den Boden aus. Dem Könige leuchtete eine Combination nicht ein, als deren Besiegelung sein Minister die Ehe mit der harmlosen Anna betrachtete. Die Londoner, aus denen er doch selber hervorgegangen, waren sichtlich an ihm irre geworden, so daß sie bei seinem Sturz aufjubelten.

Es war am 10. Juni, als der von allen Seiten aufgesammelten Rache freier

Lauf gelassen wurde. Eine Morgensitzung des Parlaments war vorüber. Nachmittags jedoch war der Geheime Rath zusammengetreten, als sich der Herzog von Norfolk mit den Worten erhob: „Mylord Essex, ich verhafte Euch wegen Hochverraths." Während die Collegen ihn der ärgsten Vergehen ziehen, wurden ihm die Insignien des hohen Ordens, den er trug, von der Brust gerissen, er selber unmittelbar aus der Rathskammer in das Verließ des Towers geschleppt. Statt nun aber auf dem umständlichen Wege Rechtens zu verfahren, wurde das rasch treffende Instrument des Attainder gewählt, wie es, nicht etwa von Cromwell selber, sondern von Eduard III. stammend, in den nicht minder grausamen Tagen Heinrich's VIII. gäng und gebe war. In Ermangelung näherer Beweise beruht es auf einer moralischen Ueberzeugung der Schuld, die jetzt gegen Cromwell darin gipfelte, daß er, Ketzern wohlgesinnt, auf eigene Hand Staatsverbrecher in Freiheit gesetzt, ihre orthodoxen Ankläger dagegen niedergehalten, daß er sich durch Erpressung bereichert und den Edelgeborenen des Landes schnöde mitgespielt habe. In den gesetzmäßigen Formen eines Statuts wurde Wahres und Falsches hastig zusammengekoppelt, um die schwere Verurtheilung auf Verrath und die damit verbundene Corruption des Bluts herbeizuführen. Schon nach einer Woche stand es allein beim Könige, ob er den Diener noch schirmen wollte, dessen volle, wahre Schuld er allein mittrug. Erzbischof Cranmer besaß in der That niemals einen Einfluß über den Herrscher, gleich dem Gefallenen, obwol er für den „Freund" am 14. ein inständiges Wort einlegte und an das Verbrechen dessen nicht glauben wollte, „den Ew. Majestät so hoch erhoben, dessen einziger Bürge Ew. Majestät war, der Ew. Majestät, wie ich immer glaubte, nicht weniger liebte als Gott, der einzig und allein Ew. Majestät Willen und Gefallen zu fördern bemüht war, der keines Menschen Mißfallen fürchtete, um nur Ew. Majestät zu dienen, der mir in Weisheit, Fleiß, Treue und Erfahrung ein solcher Diener schien, wie ihn kein Fürst dieses Reichs je besessen." Indeß Cranmer, obwol seit der letzten Sendung aus Deutschland den sechs Artikeln zum Trotz in innerster Seele Lutheraner, blieb stets ein zaghaftes Gemüth und handelte nicht nach seinen Worten. Da also die Bill of attainder ohne eine abweichende Stimme das Haus der Lords durchlief, schwankte Heinrich um so weniger. Er stieß den letzten Menschen, dem er vertraut, von sich, um fortan, ohne frei schaltende Minister, aber mit den von Cromwell geschmiedeten Werkzeugen, Alleinherr der Gewalt zu sein. Erstaunt fragte auf die Kunde selbst Kaiser Karl V.: „Was, ist er im Tower von London, und auf des Königs Geheiß?"

Dort wurde nun der Unglückliche so lange aufbehalten, als die Ehescheidung des Königs von der deutschen Gemahlin Parlament und Consistorium in Anspruch nahm. Am 24. Juli wurde ersteres, nachdem es seine Schuldigkeit gethan, aufgelöst. Auf den 28. war Cromwell's Hinrichtung befohlen. Mittlerweile aber war der Verkehr zwischen ihm und Heinrich noch nicht ganz verstummt. In einem, leider nur fragmentarisch erhaltenen Briefe protestirt er gegen das Attainder, weil er, „geboren, den Gesetzen zu gehorchen", wohl wisse, daß eine rechtmäßige Untersuchung nur auf ehrenwerther Zeugenschaft beruhen könne. Noch klammert er sich an gewisse Aeußerungen königlicher Gnade und recapitulirt

den Hergang seit jenem Empfange der Lady Anna zu Greenwich. Das zweite Schreiben ist mit zitternder Hand, mit dem Tode vor Augen geschrieben. Von Bruch der Treue will der gefallene Staatsmann nichts wissen; doch beklagt er sich, nicht immer den Weisungen der Majestät nachgekommen zu sein, denn auf deren Befehl ja habe er sich mit so vielen Angelegenheiten befassen müssen, daß er nicht für alle verantwortlich gemacht werden könne. Ausdrücklich verwahrt er sein Benehmen in der letzten verfänglichen Sache und ruft, in ähnlich tief zerknirschtem Ton wie einst Wolsey, Gnade und Erbarmen an. Es ist dies möglicherweise das Schreiben, welches, wie Foxe behauptet, ein alter Diener Wolsey's, Sir Ralph Sadler, dem Könige überbrachte, der nicht ohne Bewegung es sich dreimal habe vorlesen lassen.

Umsonst. Der „Hammer der Mönche", der mit dröhnendem, bluttriefendem Griff die staatsrechtlichen Pfeiler der Reform in England aufgerichtet, starb zur festgesetzten Stunde auf Tower Hill, nachdem er das umstehende Volk in einigen Worten ermahnt, für den König zu beten, und selber sein letztes Gebet gesprochen. Weder die officiell verbreiteten letzten Worte, wonach er bekannt hätte, zur Ketzerei verführt worden zu sein, aber im Glauben an die heilige katholische Kirche gestorben wäre, noch die in puritanischer Ausfertigung bei Foxe begegnende ausführliche Gebetsformel, welche das Blut Jesu Christi, des Heilands der Sünder, um Errettung seiner Seele anruft, können echt sein. Man sieht, ein jedes der beiden Extreme suchte ihn nachträglich an sich zu reißen, während er doch im Leben keinem von beiden huldigte und das großartige staatsmännische Wagniß gerade deshalb an seiner Persönlichkeit stockte, weil es ihr nicht nur an wirklich religiöser Triebkraft, sondern an der Wurzel alles Glaubens, an einer wahrhaft sittlichen Haltung, gebrach.

Indeß die Bitte um Gnade für seinen „armen Sohn, sein gutes und tugendsames Weib und ihre armen Kinder", wie sie der erste jener Briefe enthält, hat Heinrich für gut befunden, nicht zu verweigern. Ohne Frage hat dazu ein unterthäniges Gesuch Elisabeth Cromwell's, einer Tochter Sir John Seymour's, Schwester der verstorbenen Königin Johanna und des nachmaligen Herzogs von Somerset, des Protectors Eduard's VI., welche Gregory geheirathet hatte, trotz der „abscheulichen Uebertretungen und schweren Vergehen des Schwiegervaters", wesentlich beigetragen. Bis in die Verschwägerungen mit dem fürchterlichen und doch volksthümlichen Tudor also war der Sohn des Tuchscheerers von Putney emporgestiegen. Fünf Monate nach des Vaters Tode wurde Gregory zum Baron Cromwell erhoben. Auch ist die Peerage bei seinen Nachkommen verblieben, bis sie im Jahre 1687 unter Jacob II. ausstarben. Nicht von Thomas Cromwell, sondern von einem Neffen Richard Williams, der aus Dankbarkeit für die auch ihm zugewendeten Klosterspolien den Namen Cromwell annahm, stammt die Familie, welcher der gewaltige Protector gleichen Namens, der Bändiger der Stuarts und der Revolution, entsprießen sollte.

„Die zweite Person im Reiche England," wie ihn einst ein armer Mönch anredete, war jahrelang Thomas Cromwell gewesen. Im Staatssecretariat und in der Schatzkammer, im engeren wie in dem Großen Rathe des Reichs, ja, an der Spitze des Kirchenregiments hatte er, obwol der Diener eines abso-

luten Fürsten, mit einer Gewalt geschaltet, welche gar wohl an die des größeren Namensvetters erinnert. Seinen Namen aber verfolgte von allen Seiten ingrimmiger Haß, so daß er, der weder nach rechts noch links vor Gewaltthat und Blut zurückbebte, schließlich selber darin unterging. Und doch war er im Leben wie im Sterben das Werkzeug, welches, mehr als irgend ein anderes, die Kirche von England so fest in den Staat einrückte, daß sie sich aus der Umklammerung nicht wieder lostrennen konnte. Einzig und allein im Hinblick auf das von ihm erkannte Ziel, und nicht zum wenigsten im Geiste des Zeitalters und der Nation, kann man dem Wesen des verwegenen Mannes gerecht werden. Statt ihn entweder einfach zu verdammen oder zu vergöttern, sollten daher insonderheit die Anglikaner unbefangener urtheilen, als es in der Regel geschieht. Der evangelisch begeisterte Bischof Latimer bat doch einst Gott, „daß er Seine Lordschaft bei langem Leben erhalten möge für alle die guten Zwecke, zu denen er ihn abgeordnet". Was als diese aber den denkenden Zeitgenossen vorschwebte, das faßte der Geschichtschreiber des Tags, Edward Hall, in den Worten zusammen: „Cromwell war ein abgesagter Feind der Papisterei in jeglicher Gestalt." Auch eine äußere Einrichtung verewigt den von ihm erstrittenen Sieg über dieselbe, denn England verdankt ihm noch heute seine, die bürgerliche Ordnung schützenden Pfarrregister. Und wer möchte nicht einer bürgerlichen Stimme beipflichten, die, aus eigenster Erfahrung, in Königin Elisabeth's Tagen, die denkwürdige Staatsverwaltung von 1529 bis 1540 überblickend, das ehrliche Zeugniß ablegte: „daß Cromwell durch seinen Eifer, seine Weisheit und seinen Muth der Mann gewesen, um als Gottes Werkzeug Alles zu einem guten Ende hinauszuführen." Wer nicht pfäffisch und hierarchisch fühlt, muß ebenfalls beipflichten, wenn es fernerhin, nachdem die Erinnerung an so manche Launen und Schrecken des Augenblicks bereits in den Hintergrund getreten, im Geiste des Zeitalters der großen Königin heißt: „Cromwell überzeugte den König, daß er durch Bewahrung eines gleichen Rechts, durch Niederhaltung der übermüthigen Gewalt der Großen, die vor Zeiten gleich Glocken-Widdern die Schaafheerden Englands gegen ihre Fürsten trieben, die Liebe der Gemeinen und zumal der City von London fest an sich knüpfen könne."

Der deutsch-französische Krieg 1870—71,

redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

Erster Theil.

Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs.

Ein kritischer Versuch

von

J. von Hartmann,

General der Cavallerie z. D.

III.

In der Armee, welche bei Chalons seit Mitte August zusammengestellt wurde, suchte der französische Kriegsminister Alles zu vereinigen, was ihm an Truppenkräften um jene Zeit nur irgend erreichbar war. Zu den Divisionen, die unter den Befehlen Mac Mahon's bei Wörth gefochten hatten, war der Rest des 7. Corps gestoßen; das 5. Corps wurde von seiner gen Süden gerichteten Abschweifung noch rechtzeitig herangezogen; ein neues Corps, das 12., ließ sich aus den verschiedensten Bestandtheilen formiren, und endlich hatten noch zwei selbständige Cavallerie-Divisionen verwendbar gemacht und überwiesen werden können. Am 17. August trafen der Kaiser und der Marschall Mac Mahon bei der Armee ein; der letztere übernahm das Commando. Allerdings war er zunächst an die Befehle Bazaine's verwiesen, indessen schon an einem der nächsten Tage erhielt er von diesem die Anweisung, sein Thun nach eigenem Ermessen zu regeln. Die verschiedensten Eindrücke stürmten auf ihn ein. Für seine Person neigte er dazu, die ihm gestellte Aufgabe in einer unmittelbaren Deckung von Paris zu suchen; dem gegenüber wurde von der dortigen Regierung das Andrängen in der entschiedensten Weise laut, die Wiederaufnahme einer Operationsgemeinschaft mit der Rheinarmee zum allein bestimmenden Momente für seine Entschlüsse zu machen. Die Nachrichten vom Anrücken der deutschen Heere deuteten darauf hin, daß kein Augenblick zu verlieren sei, wenn man sich die eigene Initiative bewahren wollte. Schwankend befahl der

Marschall zunächst den Rückmarsch auf Reims; einer bestimmten Entschließung war damit nicht vorgegriffen; der Berührung mit den deutschen Vortruppen hatte er sich entzogen. Noch einmal machte er die Auffassung der Situation, wie er sie sich gebildet hatte, nach Paris hin geltend; er vermeinte, ein Vormarsch nach Osten zur Vereinigung mit Bazaine müsse die Armee von Chalons unvermeidlichem Mißgeschicke entgegenführen. Schon waren am 22. die Befehle zum Rückzuge auf Paris gegeben — da erreichte ihn eine Depesche Bazaine's vom 19.; sie stellte dessen Aufbruch nach dem Norden in Aussicht. Der eben gefaßte Beschluß wurde aufgegeben, der Beginn einer Operation, welche bei Montmédy die Vereinigung mit der Rheinarmee anstrebte, auf den 23. festgesetzt. —

Es ist nicht zweifelhaft, daß Mac Mahon bei diesem Schritte neben kameradschaftlich-ritterlichen Regungen mehr ihm von Außen zugetragenen politischen, als strategisch-militärischen Erwägungen eigenen Ermessens Folge leistete. Soll über sein Verhalten abgeurtheilt werden, so lassen sich die zur Sprache kommenden Fragen etwa unter drei Gesichtspunkte bringen. Es kommt darauf an, zu erörtern, wie die rein strategische Seite der Operation lag; sodann, wie weit dieselbe hinter die politische zurückgestellt werden durfte, und endlich, ob denn auch Anlage und Durchführung des Unternehmens den Forderungen, wie sie der vorliegenden Situation entnommen werden mußten, entsprechend waren. —

Das Werk des Generalstabes gibt am Schlusse des Berichts über die Schlacht bei Sedan ein in seiner Klarheit ganz besonders entsprechendes Resumé über „den zehntägigen Feldzug gegen die Armee von Chalons". Dasselbe nennt „den in Paris entworfenen Plan zum Entsatze der Rheinarmee und zu gemeinschaftlicher Wiedereroberung der verlorenen Landestheile" kühn und großartig angelegt, vermeint aber, daß er „von vornherein der zum Gelingen nothwendigen Grundlage entbehrt habe". Es scheint, als wenn für diese Verurtheilung, die auch an früherer Stelle, aber nicht mit gleicher Strenge, ausgesprochen wird, und der auch hier in weiterer Ausführung mildernde Umstände zuerkannt werden, eine bestimmtere Formulirung beansprucht werden müßte. Man möge vollständig davon absehen, daß die erste Anregung zur Operation schon am 17. August gegeben war, und daß der Kriegsminister General Palikao damals verlangte, die Märsche sollten von Chalons aus am 21. beginnen, um die Armee gegen den 25. bis in die Höhe von Verdun zu bringen. Es läßt sich nicht sagen, an welchem Tage die Entwicklung dieses Planes deutscher Seits erkannt worden wäre, und zu welchen Combinationen derselbe hier geführt haben würde. Die Chancen des unter ganz verschiedenen Bedingungen gedachten Unternehmens bleiben daher unberechenbar; wir berücksichtigen sie nicht weiter und gehen auf den 22. August, Abends, als auf denjenigen Zeitpunkt zurück, mit welchem der Entschluß des Marschalls thatsächliche Feststellung gewann. Es geschah dies wie gesagt auf Grund einer Depesche Bazaine's, in der dieser sich wie folgt äußerte:

„Je compte toujours prendre la direction du Nord et me rabattre ensuite par Montmédy sur la route de Sainte-Ménehould à Chalons, si elle n'est point fortement occupée. Dans le cas contraire je continuerai sur Sedan ou même Mézières pour gagner Chalons."

Mac Mahon konnte also die Lage Bazaine's nicht so auffassen, daß ein „Entsatz der Rheinarmee" nothwendig sei, wie dies das Generalstabswerk annimmt; ihm schwebte naturgemäß der Gedanke vor, daß der Marschall noch im Stande wäre, selbst die Initiative zum Abrücken zu nehmen. War die letztere, wenn auch beengt, immerhin doch zulässig, so mußte es darauf ankommen, sie durch eine Diversion zu unterstützen; noch glücklicher war's, wenn es gelang, sich die Hand zu reichen. Das war ein viel enger gestecktes Ziel, als dasjenige ist, welches das Referat dem Plane Mac Mahon's zutheilt; aber ein durchaus strategisch faßbares, ja fast unerläßliches. Welche Erfolge der wiederhergestellten Operationsgemeinsamkeit beider Heere dann zufallen würden, das war abhängig vom Glück, vom Zufall, vor Allem von der taktischen Endentscheidung. Zunächst sollte die Action beider Armeen sich wieder nähern, sollte sich gegenseitig ergänzen und stärken, das Versäumte sollte möglichst ausgeglichen werden. Daß die Prämisse des Ganzen falsch war, daß die Rheinarmee zunächst der Initiative beraubt war, sie erst durch ein Durchschlagen durch eine Armee hindurch wiederzugewinnen hatte, das war dem angeführten Telegramm nicht zu entnehmen. Es war eine leichtfertige Selbsttäuschung des Commandirenden der Rheinarmee, von welcher die Entschließung Mac Mahon's den Ausgang nahm; anknüpfend an sie fanden seine Anschauungen die dargelegte Begrenzung, und zugleich, für sich betrachtet, auch ihre Berechtigung. Das beständige Andrängen, welches von Paris aus an den Marschall herangebracht wurde, man dürfe die Rheinarmee nicht sich selbst überlassen, man könne nicht ohne Weiteres abziehen, war nicht allein natürlich, sondern auch militärisch richtig. Unbedingt den Rückzug auf Paris zu nehmen, die Vertheidigung der Landeshauptstadt direct oder indirect sofort zum ausschließlichen Operationsziele zu machen, Metz und die Rheinarmee ihrem Geschicke verfallen zu geben, wie es die Darlegungen des Generalstabes als allein geboten und zulässig anzunehmen scheinen, das heißt denn doch die militärische Lage Frankreichs in jenem Momente für verzweiflungsvoller ansehen, als es Angesichts einer Armee, die mit 130,000 Mann und mit wesentlich ungebrochener Kraft noch im Felde stand, zulässig sein möchte. Die Tendenz eines Abdrängens des feindlichen Heeres von Paris gegen den Norden Frankreichs hin, welche von vornherein den deutschen Operationen gegeben war, mag hier vielleicht haben das Gewicht des Gebots überschätzen lassen, welches vermeintlich der Armee von Chalons vorschreiben sollte, das der deutschen Absicht gegenstrebende Festhalten der directen Verbindung mit der Landeshauptstadt zum allein bestimmenden Momente zu machen. Die Bedeutung, welche jenem Abdrängen zugeschrieben wurde, hatte wol die Ansicht zur Voraussetzung, daß ein so colossaler Platz wie Paris, wenn er unvorbereitet und isolirt auf die eigenen, noch nicht verstärkten und vermehrten Hilfsmittel beschränkt werden könnte, seinen eigenen Dimensionen nach kurzer Frist zum Opfer fallen würde. Das Gegentheil ist erwiesen, und schon Ende August reichten die neuen französischen Formationen hin, um den Befestigungen von Paris soviel Widerstandskraft zu geben, daß sie nicht ohne Weiteres überrannt werden konnten. Dabei vergegenwärtige man sich die Stimmung, die gerade in jenem Augenblicke in Frankreich zur herrschenden geworden war; man erwäge die Eigenthümlichkeit

der Nation, die sich jeder Aufregung vollständig hinzugeben pflegt. Ein Zurückweichen der Armee von Chalons, ohne daß sie auch nur den Versuch gemacht hätte, die Rheinarmee zu degagiren, wäre in seiner Wirkung auf die öffentliche Meinung einer Niederlage gleich gekommen, ebenso demüthigend und demoralisirend. Und was hieß denn eigentlich das Unternehmen Mac Mahon's in militärische Sprache übersetzt? Es hieß die Operationslinien verlegen und sich auf den Norden Frankreichs basiren; die vorhandenen Eisenbahnverbindungen und die zahlreichen festen Plätze boten dazu vollständig ausreichenden Anhalt; ja selbst die Lage von Paris lieh in diesem Sinne nicht ungünstige Verhältnisse. Es hieß ferner, sich gegen den rechten Flügel der deutschen Armee werfen, um diesen möglichst vereinzelt zu schlagen und, nachdem dies geschehen, Fühlung mit der vermeintlich im Vormarsch begriffenen Rheinarmee nehmen, endlich nach Lage der Dinge versuchen, Weiteres zu erringen. Das sind alles strategische Gedanken, die sich sehr gut in Einklang bringen lassen mit den politischen Rücksichten, wie sie maßgebend geltend gemacht wurden. Von vornherein bestand kein Widerstreit zwischen beiden; dieser entsteht erst mit dem Momente, wo die Voraussetzung des Ganzen, die Möglichkeit einer von der Rheinarmee ohne Weiteres zu ergreifenden Initiative, sich nicht bewahrheitete, und wo andererseits die Armee von Chalons durch den Gegner so bedroht wurde, daß sie zunächst an ihre eigene Sicherung zu denken hatte. Als Mac Mahon erfuhr, daß die Rheinarmee unbeweglich bei Metz stand, und daß zugleich die Deutschen von Süden her mit ganzer Uebermacht anrückten, da mußte er sich sagen, daß nunmehr jede politische Rücksicht zu schweigen habe und nur rein militärische Motive sprechen dürften. Hier, in seinen Entschließungen am 27., liegt der Wendepunkt seines Handelns und seines Geschicks, nicht wie es das Generalstabswerk erwähnt, in dem Entschluß vom 22. Abends. Am 27. mußte der Marschall als Soldat und als Feldherr darüber entscheiden, ob er sich kräftig genug fühlte, die deutschen Spitzen anzugreifen und zu schlagen. War dies nicht der Fall, oder gelang es ihm nicht, im raschen entschlossenen Anlauf die gegnerischen Colonnen zu treffen, so mußte er Charakter und Willen genug haben und seine Absicht, auf Mézières zurückzugehen, entschlossen durchführen, trotz aller Pariser Befehle. Da er dies nicht that, da er sich noch immer gebunden erachtete an wesentlich politisch gefärbte Weisungen, so trieb er seiner Katastrophe entgegen. Er scheint geglaubt zu haben, *ohne zu schlagen* sein Operationsziel erreichen zu können; andernfalls sind die Bewegungen vom 28. an geradezu unverständlich; sie sehen aus, als wenn er ein Vorbeischieben für möglich erachtet hätte, ein Hindurchfädeln durch die gebliebene Lücke zwischen dem Feinde und der belgischen Grenze, ein Wahn der traurigsten Art und ein Beweis, wie ihm Entschluß und Energie geschwunden waren. —

Damit ist denn der Uebergang gewonnen zu der Erwägung, wie das in seinem Grundgedanken gerechtfertigte Unternehmen seine thatsächliche Durchführung gefunden hat — in dieser Beziehung vermag es selbst die billigste Kritik nicht aufrecht zu erhalten. Der Marschall war am 22. August im Allgemeinen über Anmarsch und Vorrücken der beiden deutschen Armeen wohl unterrichtet; er war danach im Stande, in dieser Beziehung die Anlage seiner Operationen

mit sicherer Hand vorzunehmen. Ein Anderes war es der Rheinarmee gegenüber. Sein Ziel war die Wiederaufnahme der Operationsgemeinschaft mit derselben; eine möglichst sichere und regelmäßige Verbindung mit ihrem Oberbefehlshaber erschien demnach vor allen Dingen unentbehrlich. In den weitausgesponnenen Verhandlungen des Proceß Bazaine findet sich der Anhalt für die Beurtheilung, wie denn nun die Communication der beiden Marschälle mit einander eingeleitet und gepflegt wurde. Man konnte in jenen Tagen von Westen her über Belgien und Luxemburg das nur sehr oberflächlich beobachtete Diedenhofen ohne wesentliche Schwierigkeiten mit Sendungen erreichen; selbst telegraphische Depeschen waren auf diesem Wege bis in die nächste Nähe des Platzes zu bringen. Man konnte annehmen, daß dem Commandanten der Festung die Verhältnisse Bazaine's genau bekannt waren. War er, wie es scheint, der Aufgabe nicht gewachsen, die Mittelsperson für die Verbindung mit Metz zu werden, so hielt es nicht schwer, ihm die nöthige Assistenz zu geben. Trotz alledem behauptet Mac Mahon, daß er nach der Depesche vom 19., welche ihn zum Vormarsch bestimmt, keine weitere Nachricht von Bazaine erhalten habe; er fügt hinzu, daß, wenn ihm eine zweite Depesche vom 20. August, die bis in sein Hauptquartier zu verfolgen ist, bekannt geworden wäre, er seine Bewegung gegen Osten eingestellt haben würde. Diese zweite Depesche lautet:

„Je suivrai probablement pour vous rejoindre la ligne des places du nord et vous préviendrai de ma marche, si toutefois je puis l'entreprendre sans compromettre l'armée."

Wir haben den Wortlaut dieses Telegrammes hier eingeschaltet, weil die bezüglich desselben abgegebene, oben angeführte Erklärung Mac Mahon's indirect die Anerkennung enthält, daß sein ganzes Unternehmen die Möglichkeit eines operativen Mitwirkens der Rheinarmee zur unbedingten Voraussetzung gehabt habe. Es entspricht dies der oben vertretenen Anschauung; zugleich aber wird an den eigenen Worten des Marschalls klar, wie sehr ihm darum zu thun sein mußte, Mittheilungen in die Hände Bazaine's gelangen zu lassen. Dieser scheint nun aber seinerseits überhaupt nur zwei Benachrichtigungen von der Armee von Chalons erhalten zu haben. Die eine am 27. vom General Ducrot, Commandirenden des 1. Corps, entsendete traf am 29. in Metz ein; sie ist durchaus oberflächlich gehalten und bietet sehr geringen Anhalt. Die zweite von Mac Mahon selbst am 22. aufgesetzte erreichte am 30. ihr Ziel; sie lautet:

„Me porte dans la direction de Montmédy, serai après demain sur l'Aisne, d'ou j'agirai selon les circonstances pour vous venir en aide."

Daß ein Duplicat dieser Depesche bereits am 23. beim Marschall eingetroffen, ist von ihm stets verneint worden, erscheint aber dennoch mehr wie wahrscheinlich; einmal oder zweimal in Empfang genommen, gab die Nachricht entschieden viel zu wenig, um darauf hin eine Operationsgemeinschaft für zwei Armeen mit einiger Sicherheit disponiren und herstellen zu können. Das geschah denn auch nicht; jedoch hatte Bazaine am 27. eine Depesche entsendet, deren Eingang bei Mac Mahon am 29., trotz dessen Widerspruchs, constatirt worden ist; sie lautet:

„Nos communications sont coupées, mais faiblement, nous pourrons percer quand nous voudrons et nous vous attendons."

Damit war selbstredend nicht viel gewonnen, und dennoch blieb das Angeführte Alles, was von gegenseitigen Communicationen sich hat nachweisen lassen; man wird gestehen, daß kaum jemals Operationen von solcher Bedeutung, wie diejenige Mac Mahon's es war, und wo es vor allen Dingen auf ein zusammenführendes Wirken zweier von einander getrennter Armeen ankommen sollte, naiver entworfen und aufrecht erhalten wurden. Dabei ist in jenen processualischen Vernehmungen als unzweifelhaft festgestellt, daß die Verbindung von Metz aus mit dem Außenterrain bis zum 1. September „assez facilement" zu unterhalten war. —

Als eine zweite Bedingung des Gelingens mußte Mac Mahon für sein Unternehmen gelten, daß die deutschen Armeen in der Direction ihres Vormarsches auf Paris möglichst lange festgehalten wurden. Jede Etappe, um welche die breite Front der letzteren gegen Westen hin weiter vorgeschoben wurde, erhöhte die Chance für den Marschall, den rechten Flügel, welchen er anfallen und schlagen mußte, vereinzelt zu finden. Alles war zu thun, um die Deutschen glauben zu machen, die Armee von Chalons sei im Rückmarsche auf Paris; sie eile dorthin, um die Hauptstadt zu schützen und zu vertheidigen. Man beherrschte die Presse wie die Telegraphen; es war nicht schwer, in beiden Richtungen die Verbreitung wichtiger Nachrichten zu verhindern, die Aussprengung falscher zu veranlassen. Das Vinoy'sche Corps, frühzeitig genug nach Reims herangezogen, um, unterstützt durch Cavallerie, möglichst weit vorpoussirend, die deutschen Recognoscirungen zu täuschen und irre zu leiten, würde dort haben vortreffliche Dienste leisten können. Man versäumte auch in dieser Beziehung geradezu Alles; noch bevor die directe Fühlung deutscher Seits mit der Armee Mac Mahon's wiedererlangt war, hatte man schon der Publicität, mit welcher ihre Bewegungen und deren Zwecke behandelt wurden, ausreichende Handweise abgewinnen können, um die feindlichen Pläne zu durchschauen und danach zu disponiren. —

Montmédy war von beiden Marschällen als das Ziel ihrer Operationen bezeichnet; es war unendlich wichtig, von dort aus sich sobald wie möglich den Besitz der Maasübergänge zu sichern. Die Eisenbahnverbindung mit der Festung war in französischen Händen; es war nichts leichter, als die Besatzung mit Infanterie und Artillerie zu verstärken. Gestützt auf den Platz konnten das nur zwei Meilen entfernte Stenay und andere Brücken unterhalb besetzt und vertheidigt werden. Statt dessen gelang es schon in der Nacht vom 25. zum 26. deutscher Cavallerie, die hölzerne Eisenbahnbrücke nordöstlich von Stenay abzubrennen und somit die Bahnverbindung wenigstens vorübergehend zu unterbrechen. —

Die Gewandtheit, mit welcher die Franzosen verstehen, Massenvorräthe vermittelst der Eisenbahn zu translociren, wie sie ihnen mannigfach während des Krieges und unmittelbar nachher von Nutzen gewesen ist, versagte hier gänzlich. Die Armee, trotzdem die Eisenbahn Reims-Rethel-Sedan Gelegenheit bot, sie zu versorgen, litt Mangel; ihre Märsche, die auf's äußerste zu beschleunigen gewesen wären, mußten der Verpflegung der Truppen wegen verzögert und verschoben werden. —

Die Cavallerie-Divisionen, deren Aufgabe es werden mußte, die rechte Flanke der Gesammtbewegung zu cotoyiren, sie gegen die Einsicht suchenden deutschen

Recognoscirungen zu schützen, befanden sich überall anders, nur nicht da, wo sie hätten nützen können, ja nothwendig waren; die deutsche Cavallerie beobachtete und beengte fast unbehindert. —

So erhielt das ganze Unternehmen bald das leicht erkennbare Gepräge des Mißlingens; es fehlte ihm gleichsam die „angeborene Farbe der Entschließung". Unter Zögern und Schwanken geplant, ungenügend und oberflächlich eingeleitet, mehr auf ein Manövriren, denn auf ein muthiges Schlagen angelegt, zur Unzeit aufrecht erhalten, mußte sein Scheitern zu vollster Niederlage der Armee führen, nicht etwa weil die ursprünglichen Motive des befehligenden Feldherrn unberechtigte waren, sondern weil er es nicht verstand, sich zum Herrn seiner Aufgabe zu machen und sich in diesem Verhältniß dauernd zu erhalten. Daß die Voraussetzungen des Ganzen falsch aufgefaßt und in Rechnung gestellt waren, gereicht dem Marschall Mac Mahon nicht zum Vorwurf; daß er aber von vornherein Alles hintenan setzte, was ihm Umsicht und eingehende Erwägung hätten vorschreiben sollen, daß er ferner, als ihn die überzeugend erkannte Unüberwindlichkeit der sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten factisch zurückweichen ließ, dennoch das fast gegenstandslos gewordene Unternehmen weiter führte, darin liegt sein Antheil an der Schuld; er fällt an sich schwer genug in die Wagschale. —

Wir wenden uns zur deutschen Seite. Wenn es die Berichterstattung des Generalstabes hervorhebt, daß der 3. Armee schon am 7. August die Fühlung mit den Corps des Gegners verloren gegangen, und daß es ihr nicht früher, als am 26., also erst nach 19 Tagen gelungen sei, dieselbe wieder zu gewinnen, so will sie damit gewiß kein Lob kundgeben; man wird aber nicht recht klar darüber, ob es ein Tadel sein und gegen wen er eventuell sich wenden soll. Es mag auch hier davon abgesehen werden, das unbestimmt Gebliebene zu faßbarer Beurtheilung zu geleiten. Jedenfalls spricht das thatsächliche Verhältniß nicht dafür, daß es dem französischen Feldherrn unmöglich gewesen wäre, seine Operationen überraschend gegen den einen oder den andern Flügel des deutschen Heeres zu dirigiren. In gleicher Richtung ist es denn auch sehr interessant zu vernehmen, daß nicht die Meldungen der zahlreichen Cavallerie, sondern vielmehr geschickte Combinationen aus Nachrichten, welche Zeitungen, Telegrammen und aufgefangenen Briefen entnommen waren, zu der zunächst nur vorsichtig hebenden Entschleierung des feindlichen Unternehmens führten. Erst nachdem das anfänglich nur Vermuthete mehrseitige Bestätigung gefunden hatte, wurde die Cavallerie auf die richtige Fährte gebracht und dahin geleitet, die unerläßliche Gewißheit einzubringen.

Diese Combinationsgabe ist es aber auch, welche die enorme Ueberlegenheit der deutschen Heeresleitung fast in erster Linie kennzeichnet. Weil sie das zunächst zu verfolgende Operationsziel nicht in's Blaue hinein aussteckt will, sondern es von der Position aus, innerhalb deren sie sich eben befindet, deutlich erkennbar, ja greifbar vor Augen hat, deshalb ist sie im Stande, die bedingenden Erscheinungen auf feindlicher Seite gleichfalls wahrzunehmen und richtig abzuwägen. Eingehende Prüfung und darauf begründete Beurtheilung der Verhältnisse und Beziehungen, welche der Moment mit einander zu verflechten und

zu verbinden im Begriff ist, lassen es zu, von einzelnen Andeutungen aus hinüber zu schließen auf die Weise, wie jene Verknüpfungen weitere Gestaltung gewinnen werden. So entwachsen die Einleitungen zu entscheidenden Maßnahmen niemals leeren oder oberflächlich gefaßten Voraussetzungen. Ist aber die bestätigende Berechtigung für das vorläufig nur Eingeleitete klar gelegt, dann folgt der Entschluß und mit ihm zugleich das Einsetzen der ganzen verfügbaren Kraft für das nunmehr als richtig erkannte und unverrückbar fixirte Operationsziel. —

Wenn das früher Entwickelte die Operation Mac Mahon's als eine nicht ohne Weiteres zu verwerfende kennzeichnete, so könnte es befremden, daß dieselbe bei den Disponirungen der deutschen Heeresleitung nicht von vornherein als möglich mit in Berechnung gestellt war, daß sie hier vielmehr, als sie sich wirklich ankündigte, überraschte und zu einer vollständigen Umgestaltung der strategischen Anlage führte. Indessen man vergesse nicht, daß deutscher Seits die Situation, in der sich Bazaine bei Metz befand, richtig beurtheilt wurde, daß gar kein Zweifel über die thatsächliche Unterbindung seiner Initiative bestand, daß demnach die falsche Prämisse, welche dem Unternehmen Mac Mahon's untergeschoben war, deutscher Seits fehlte. Unwillkürlich setzte man die gleiche Erkenntniß auch bei der Armee von Chalons voraus, und so blieb man der Voraussetzung zunächst gänzlich fern, daß hier eine andere Beurtheilung, als diejenige, welche sich dem Unbefangenen aufdrängte, zu weitgreifenden Operationen führen könnte. —

Die 3. Armee hatte ihren Vormarsch gegen Westen, nachdem die Meurthe und die Mosel überschritten waren, in zwei Staffeln formirt, fortgesetzt. Die 4. Cavallerie-Division deckte die Front, dem Ganzen nahezu um zwei Tagemärsche voraus; sodann folgten in erster Linie das 2. bayerische, das 5. Corps mit den Würtembergern und das 11. Corps, in zweiter Linie das 1. bayerische und das 6. Corps, die 2. Cavallerie-Division cotoyirte in der linken Flanke. Am 20. war die erste Staffel bis zum Ornain gelangt. — Das 4. Armee-Corps, bis dahin bei der 2. Armee, jetzt zur Maasarmee übertretend, hatte der ihm an der Mosel gegebenen Direction nach der Maas folgend, diese zunächst dem rechten Flügel der 3. Armee erreicht und befand sich in unmittelbarer Verbindung mit der letztern. Etwa um 5—6 Meilen rechts rückwärts war der linke Flügel derjenigen Truppen eingetroffen, welche von Metz her zur Bildung der Maasarmee herangeführt wurden, und die momentan noch eine gesonderte Gruppe bildeten. Es waren das 12., das Garde-Corps und 2 Cavallerie-Divisionen. Sie würden die gefährdeten gewesen sein, wäre Mac Mahon von Chalons aus nach Palikao's Vorschrift am 21. in der Richtung auf Verdun vorgegangen. In den nächsten Tagen wurden sie näher an das 4. Corps herangezogen und in gleiche Höhe mit der dritten Armee gebracht. Am 23. begannen dann beide Armeen den gemeinsamen Marsch gegen Paris in einer Front von zehn Meilen Ausdehnung. —

Das 12. Corps befand sich mit einiger Cavallerie auf dem äußersten rechten Flügel; zwischen ihm und dem benachbarten Garde-Corps war ein größerer Abstand geblieben. Es hatte den Versuch machen müssen, sich durch

einen Handstreich und durch eine Beschießung mit Feldgeschützen in den Besitz von Verdun zu setzen. Das Kriegsjahr 1870 weist solcher improvisirter Unternehmungen gegen Plätze mit sturmfreier und armirter Enceinte eine nicht unbeträchtliche Anzahl auf. Sie mißglückten wie hier, so überall, wo die Festung von irgend welchem Belang war, forderten mehrfach nicht unbeträchtliche Opfer und kosteten jedes Mal viel Munition. Kaum war die Voraussetzung gerechtfertigt, daß die, wenn auch rasch aufeinander folgenden, doch niemals zu einer vollständigen Deroute der feindlichen Armee führenden Siege eine Panik bis hinter die in gutem Zustande befindlichen Umwallungen getragen haben würden. —

Dem Großen Hauptquartier war mittlerweile schon am 23. die Nachricht zugegangen, der Kaiser Napoleon befinde sich mit bedeutenden Streitkräften bei Reims; zugleich hatte es dem aufgefangenen Briefe eines französischen Officiers entnommen, daß man in Metz der Befreiung aus der bedrängten Lage durch die Armee von Chalons entgegensähe. Es schien noch nicht anräthlich, die getroffenen Dispositionen zu ändern; nur der Marsch des linken Flügels wurde beschleunigt, wodurch, da derselbe sich längs der nordwestlich fließenden Marne bewegte, die Heeresmassen an sich schon nach rechts zusammengeschoben wurden. Auch die am 24. erlangte Bestätigung der Nachricht, daß die französische Armee bei Reims zu suchen sei, gab noch nicht Veranlassung, anderweitige Bestimmungen zu treffen. Erst ein Telegramm, welches von Paris über London am 25. Abends einging: „Mac Mahon's Armee bei Reims versammelt . . . . . Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen" beseitigte die noch obwaltenden Zweifel. Zudem berichteten Pariser Zeitungen in vollen Spalten, wie die öffentliche Meinung, wie die Nationalversammlung dränge, Bazaine zu degagiren; sie suchten zu beruhigen durch Nachrichten, die den bereits erfolgten Abmarsch Mac Mahon's fast mit Bestimmtheit vermuthen ließen. Man mußte einen Entschluß fassen. Cavallerie-Abtheilungen waren in der Richtung auf die eventuelle Marschdirection Mac Mahon's vorgetrieben; in der Nacht auf den 26. wurden alle Dispositionen dahin ausgegeben, daß, falls jene Recognoscirungen den Feind da fänden, wo man es vermeinte, der Abmarsch der deutschen Armee nach ihrer rechten Flanke sofort begonnen werden konnte. Die Voraussetzung ergab sich als zutreffend; die Colonnen, welche bis dahin gegen Westen dirigirt waren, wandten sich gen Norden.

Zunächst war nur eine einfache Drehung der einzelnen Armeetheile in sich nach rechts erfolgt; die Corps, welche sich bis dahin nebeneinander vorbewegt hatten, befanden sich nunmehr hintereinander. Man hatte die feindlichen Colonnen in der Richtung auf die untere Maas zu suchen; es fragte sich, ob es möglich sein würde, sie noch links des Flusses zu erreichen; fast wahrscheinlicher erschien es, daß sie unbeirrt ihre Massen auf das rechte Ufer würden bringen können, und daß es nothwendig werden möchte, ihnen dort zu begegnen. Hiernach wurde disponirt; das 12. Corps folgte dem Laufe des Flusses; trat der zweite Fall ein, gelangte der Feind bis über die Maas, so wurde dasselbe zum linken Flügel, die Maasarmee vollzog einen Rechtsaufmarsch und nahm verstärkt durch die beiden bayerischen Corps der 3. Armee und durch zwei andere

Corps, welche die Einschließungsarmee vor Metz detachiren sollte, in der flachwelligen Hochebene zwischen Maas und Mosel den Kampf auf. War der Feind dagegen nicht so weit gen Osten vorgedrungen, konnte man ihn noch auf dem linken Flußufer antreffen, so bildete das 12. Corps den rechten Flügel des dann nach links hin auszuführenden Gesammtaufmarsches der Maas- und der 3. Armee; die beiden Corps der Metzer Einschließungs-Armee konnten ihrer früheren Bestimmung zurückgegeben werden. Sehr bald erschien die zuletzt berührte Alternative als die praktisch zu erwartende; schon am 27. wurden in ihrem Sinne alle Befehle ertheilt. Der rechte Flügel der Maasarmee, an sich schon dem Feinde am nächsten, sollte ihn aufhalten, um ihn dann links davon mit der neuen Gesammtfront treffen und niederwerfen zu können. —

Anordnung und Ausführung der hiernach sich vollziehenden Bewegungen in allen Details müssen immer, so lange überhaupt der Krieg Gegenstand wissenschaftlichen Studiums sein wird, die lebendigste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie nach den verschiedenen Phasen der Entwicklung zu klarster Anschauung gebracht zu haben, ist nicht das kleinste Verdienst des Generalstabswerks. Es bleibt dies ungeschmälert, wenn auch die Schilderung des Schauplatzes der betreffenden Heeresbewegungen kaum im Stande ist, speciell in Bezug auf diese volles Licht zu verbreiten. —

Der Anlage und Leitung der Operationen gegenübergestellt, weiß man in der That nicht, was man mehr bewundern soll, das Hereinziehen auch der ungünstigsten Chancen in den Calcul, oder die entschiedenste Verfolgung des höchstbemessenen Ziels, den vollen Ueberblick über die eingetretene Bedrohung und über die Wege, wie ihr entgegenzutreten war, oder die Entschlossenheit, für einen nur noch in dunkeln Umrissen sich darstellenden Erfolg sofort alle verfügbare Kraft aufzubieten. Dabei sind die Leistungen der Truppen kaum übertroffene; die Märsche der beiden bayerischen Corps, sodann des 5. und namentlich des 11. Corps suchen in Bezug auf die dauernde Beanspruchung des Personals und auf die gleichzeitige Ueberwindung von Beschwerden ihres Gleichen in allen Zeiten. —

Die Schlacht bei Beaumont, welche am 30. von dem rechten Flügel der in die neue Front gen Norden aufmarschirten Gesammt-Armee geschlagen wurde, bildet, nachdem bis zu ihr hin der Commandirende der Maasarmee in verständnißvoller Mäßigung jedes weitergreifende Engagement zurückgehalten hatte, den ersten Act in der Abweisung des feindlichen Unternehmens. Nach den Anordnungen des Großen Hauptquartiers sollten an dem genannten Tage auf schmale Front zusammengehalten, mit Ausnahme des 6., die sämmtlichen deutschen Corps von Süden her bis gegen die Maas vorgeführt werden; man wußte, daß zu derselben Zeit französische Colonnen auf den aus dem Westen dem Flusse zulaufenden Straßen im Anmarsch begriffen waren. Der rechte Flügel der Deutschen war, sich unmittelbar an den Fluß anlehnend, eng massirt vorgeschoben, um der Anlage des Ganzen gemäß den nach Osten strebenden Feind abzudrängen und gegen Westen den Colonnen der deutschen Mitte und des linken Flügels zuzutreiben. Nun verändert aber die Maas gerade da, wo jener rechte deutsche Flügel angelangt war, die bis dahin gegen Norden gewendete Richtung ihres

Laufs in eine nordwestliche; den diese letztere Direction einhaltenden untern Theil des Flusses hatten bereits am 29. ansehnliche französische Abtheilungen passirt; es war somit der letzte Moment geworden, sollte der Rest derselben noch auf dem linken Ufer erreicht werden.

Man bewegte sich in einem mit Wald bedeckten Höhenterrain, in welchem eine größere Zahl der in paralleler Richtung vormarschirenden Heeressäulen auf enge Abfuhrwege angewiesen waren. Nicht das den äußersten rechten Flügel bildende 12. Corps, sondern das ihm zunächst links vorgeführte 4. Corps trifft zuerst auf den sorglos lagernden Feind, eröffnet das Gefecht, findet rasch entschlossene Gegenwehr, hat Mühe, aus den engen Debouchéen mit größern Kräften zur Entwickelung zu gelangen, wird dennoch, obwol unter erheblichen Verlusten, siegreich und sammelt schon jetzt Trophäen an genommenen Geschützen, an Heeresgeräth und an Gefangenen. Das Terrain bietet dem Gegner auf der directen Linie zu seinem Flußübergange neue, sehr starke Stellungen; ihn aus denselben zu vertreiben, gehen die beiden preußischen Divisionen nach kurzer Rast entschieden vor, rechts von den Sachsen, links von den Bayern, deren 1. Corps mit seiner Spitze ebenfalls auf dem Schlachtfelde angelangt ist, kräftig unterstützt.

Der Feind weicht zwar, findet aber immer wieder neue Positionen; Hilfe wird ihm vom rechten Maasufer her direct und indirect entgegengebracht; das Vertheidigungsfeld wird enger und bietet eine schmalere, um so stärkere Front; die Bayern sind durch die Marschcolonne eines andern französischen Corps, welches demselben Maasübergange, wie das im Gefecht befindliche, zueilt, nach links hin abgezogen; den preußischen Abtheilungen bleibt wesentlich die Schwere der Tagesaufgabe. Ihr rechter Flügel stößt auf so kräftigen Widerstand, in so günstiger Stellung, daß ihm Halt geboten ist; dagegen gelingt es, links den Schlüssel der feindlichen Aufstellung zu nehmen, dann umfassend ausgreifend auch den letzten Halt des Gegners zu brechen und ihn somit unter großen Verlusten über den Fluß zu werfen.

Es handelte sich hier, gemäß der gegebenen Skizze, nicht um einen voraus disponirten Angriff gegen eine sich vorzeichnende, vom Feinde besonders ausgesuchte, mit allen Waffen besetzte, durch künstliche Hilfsmittel verstärkte Stellung, wie bei Weißenburg, Wörth, Spicheren und Gravelotte, auch nicht um ein einheitliches Schlachtfeld, auf welchem in die Reihen der Kämpfer immer neue Massen hineingeworfen werden, die den Preis des Sieges erringen helfen sollen, wie bei Vionville. Bei Beaumont werden die Angriffscolonnen gegen den ein bestimmtes Marschziel verfolgenden Feind geführt; als er erreicht ist, kämpft er nur, um Zeit zu gewinnen, deren er für das Zurückbringen seiner Trains und seiner Geschütze, für das gesicherte Defiliren seiner Truppen nothwendig bedarf. Er nimmt seine Stellungen nach rascher Wahl, nur um Pausen dem Vordringen der Deutschen aufzuzwingen; diese dagegen sind jedes Mal bestrebt, nach kurzem Athemholen, in eiligem Anlauf den Impuls ihrer Aufgabe wieder aufzunehmen. Das Gefecht geht somit sprungweise über eine größere Terrainstrecke hinweg; es sind auch fast ausschließlich dieselben Truppen, welche längs scharf begrenzter Front vom Anfang bis zu Ende am Feinde sind.

Ein neues, nicht minder interessantes Schlachtenbild gestaltet sich, innerhalb dessen Umrahmung Führer und Truppen gleiche Bewährung, wie auf den andern blutigen Feldern, die wir betraten, zu bethätigen wußten. —

Ein Abdrängen des Gegners von der Maas war nun aber nicht gewonnen. Er war vielmehr wirklich am Nachmittage des 30. mit seinen Kräften unter Ausschluß nur einer Division des 7. Corps, welche direct auf Sedan zurückging, dem von Anfang an vorgezeichneten Marschziel Montmédy bis auf einen Tagesmarsch nahegerückt. Zwischen demselben und seinen Corps befanden sich augenblicklich nur schwache Abtheilungen sächsischer Cavallerie. Die Uebergänge über die Maas von Mouzon bis Sedan waren noch in seinen Händen, und er konnte, wenn er rasch zugriff, ohne Schwierigkeit eine neue Flußlinie, die des Chiers, zwischen seine Colonne und den Feind legen. In Montmédy warteten seiner große Vorräthe an Lebensmitteln; er war dort nur noch 10 Meilen von Metz entfernt. Dennoch entschloß sich das französische Hauptquartier, mittelst Nachtmarsches die Armee nach dem Westen zurückzuführen und sie nördlich Sedan zu concentriren. Und gewiß geschah dies als unweigerlich geboten. Die äußerste Bedrohung der Verbindungen mit dem Norden Frankreichs, der moralische Zustand wesentlicher Theile des Heeres, welche die anstrengenden Märsche und Kämpfe des verflossenen Tages gewaltig erschüttert hatten, mußten dazu bestimmen, nachdem Bazaine nichts weiter von sich hatte hören lassen als das oben erwähnte: „nous vous attendons“. In diesem Wort war die ganze Hoffnungslosigkeit, zu der das Unternehmen Mac Mahon's gelangt war, ausgesprochen; wenn es nicht schon Tags vorher bei seinem Eintreffen den Ausschlag gegeben hatte, jetzt mußte es überwältigend schwer in die Wagschale fallen. —

Bei näherer Beleuchtung der französischen Marschbewegungen, speciell vom 27. ab, kann man sich der Anschauung nicht entziehen, daß es Mac Mahon bei richtiger Disponirung hätte gelingen können, schon am 29. mit allen Corps die Maas ohnweit Mouzon und unterhalb zu passiren und somit am 30. mit kaum wesentlich geschmälerten Kräften bei Montmédy einzutreffen. Er wäre damit der Gewalt des gegen ihn geplanten Vorstoßes frühzeitiger und vollständig ausgewichen und letzterer hätte schon früher zum Stehen gebracht werden müssen. Eine Verschiebung mancher Verhältnisse mußte eintreten, Complicationen der eigenthümlichsten Art hätten Platz gegriffen — die strategisch unmögliche Lage des Marschalls blieb dieselbe. Konnte bei Montmédy die Operationsgemeinschaft mit der Rheinarmee nicht aufgenommen werden, so verfiel er der deutschen Ueberlegenheit vielleicht einige Tage später, aber eben so sicher wie jetzt. Er hatte den Moment, in dem er vielleicht taktische Resultate gegen die Minderzahl fechtend hätte gewinnen können, ungenutzt vorübergehen lassen; jetzt versprach nur der eiligste Rückmarsch wenigstens theilweise Rettung, und so befand er sich schließlich am 30. zwischen Remilly, Mouzon und Carignan in günstigerer Lage, als wenn ihn der nämliche Tag schon um eine Etappe weiter ostwärts gelangt gesehen hätte. —

Der Rückzug der französischen Armee nach dem Westen, speciell nach Sedan, hatte dieselbe recht eigentlich der Richtung des deutschen Vormarsches

wieder vorgelegt; es bedurfte nur der Weiterführung desselben, um den Sammelort der französischen Corps mit breiter Front zu treffen und, verharrten sie auf demselben, seine Umfassung durch das Einschwenken der beiden deutschen Flügel vorzubereiten. Im französischen Hauptquartier scheint es an jeder Anschauung für dies Verhältniß gefehlt zu haben. Zwar ist es erklärlich, wenn die Truppen am Morgen des 31. Rast bedurften, wenn es nothwendig wurde, die Verbände wieder enger zu schließen, Lebensmittel zu vertheilen und Zeit zu geben, um die erschöpften Kräfte einigermaßen wieder zu beleben. So bald dies aber nur irgend erreicht war, erwuchs der Situation unmittelbar die Nothwendigkeit, sich dem zu erwartenden Anprall des Gegners mit möglichst größester Beschleunigung zu entziehen. Man vermeinte aber den Feind nur oberhalb Sedan erwarten zu können; hier hielt man den Maasübergängen gegenüber Bazeilles fest, während unterhalb, wo der Fluß den einzig gebliebenen Rückzugsweg cotoyirte, auch gar nichts geschah, um sich diesen zu sichern. Mac Mahon erfuhr, daß dort deutsche Truppen bereits erschienen wären, er erhielt zugleich die Nachricht, daß Vinoy mit beträchtlichen Theilen des 13. Corps bei Mézières, nur $2^1/_2$ Meilen von Sedan, eingetroffen, daß die Eisenbahn, mit welcher er diese frischen Truppen an die Maas heranziehen, mit der er aber auch wenigstens einen Theil seiner Marsch-Impedimenta beseitigen konnte, noch frei sei; es mußte ihm daran liegen, die vorhandenen Uebergänge über den Fluß, mit Ausschluß desjenigen der Eisenbahn, zerstört zu sehen. Dem Allen gegenüber verharrt der Marschall in voller Passivität. Es wiederholen sich die Erscheinungen, wie sie bei Metz zu Tage gekommen; der ausgesprochenste Mangel an Energie des Urtheils läßt die eingetretene Krisis gänzlich unerkannt. Die letzte Spanne Zeit, die noch gelassen war, um dem sich vorbereitenden Geschicke zu entgehn, verrinnt ungenützt; selbst am Morgen des 1. September sind noch keine Dispositionen getroffen, nicht einmal Entschlüsse gefaßt. Die für eine Vertheidigung an sich günstige Verhältnisse bietende Oertlichkeit verleitet, wie bei Gravelotte, dazu, Stellung zu nehmen, wo Marschiren zur dringendsten Aufgabe wurde; noch hält der Marschall beide Wege, den nach Osten, von wo er eben mit Hilfe eines Nachtmarsches angelangt ist, und den nach Westen, der auf's äußerste bedroht wird, für ihn offenstehend. Von Illusionen getragen, ohne Kenntniß dessen, was in unmittelbarer Nähe vorgeht, zeigt sich derselbe Dilettantismus der Heerführung an der Maas, wie an der Mosel. —

Die die endliche Entscheidung bringende Schlacht erhält ihren Charakter durch die Angriffe der beiden deutschen Flügel gegen die sehr starken Positionen, welche die französischen Corps längs der beiden Schenkel eines nahezu rechtwinkligen, mit der Spitze nach Norden gewandten Dreiecks eng besetzt hielten. Gegenüber der von der Maas gebildeten Grundlinie des Dreiecks, innerhalb welcher die Festung Sedan und der Brückenkopf Torcy gelegen sind, wird die deutsche Mitte bis auf ein Minimum von Infanterie und Cavallerie geschwächt; die letzteren haben nur noch die Bestimmung, eine starke Artillerie-Entfaltung zu decken. Gegen eine mögliche Diversion von Mézières her, werden die Würtembergische und zwei Cavallerie-Divisionen an der untern Maas zurück-

gehalten; eine andere Cavallerie-Division und das 6. Armee-Corps beobachten ganz abgetrennt südlich die Linie Mézières-Rethel-Reims; der ganze Rest der beiden deutschen Armeen tritt nach und nach für die Aufgaben der beiden umfassenden Flügel in deren Gefechtsverhältnisse ein. Mit dem frühesten Morgen beginnen die Anmärsche, ja beginnt die Action selbst.

Die Vortruppen des 1. bayerischen Corps waren es, welche schon $4^1/_2$ Uhr früh versuchten, sich in den Besitz von Bazeilles zu setzen, einer Ortschaft, die am südlichen Ende des Ostschenkels jenes französischen Dreiecks gelegen, mit ausgedehnten Baulichkeiten einen der vornehmlichsten nach Sedan führenden Zugänge abschließt. Wol getragen von der beherrschend gewordenen Ueberzeugung, der Feind werde gegen Osten hin nur mit Arrieregarden Stand halten, er sei bereits im Abzuge nach Westen, und es komme Alles darauf an, ihm möglichst rasch und nahe an der Ferse zu sein, war dieser Angriff, mit dem man zu überraschen hoffte, unternommen, noch bevor die Spitzen der Maasarmee heran sein konnten. Man stieß auf sehr entschiedenen und überlegenen Widerstand, und bald war fast die ganze Infanterie des Corps in ein nahezu zwei Stunden lang isolirt zu führendes, von Artillerie weder vorbereitetes, noch genügend unterstütztes, überaus blutiges Gefecht verwickelt, ohne daß es gelang, dasselbe zu einer durchgreifenden Entscheidung zu bringen. Es war dies von einem um so fraglicheren Werthe, als gerade dieser Theil der französischen Stellung, wenn es sich um einen Angriff derselben an sich handelte, am zweckmäßigsten zunächst möglichst unberührt geblieben wäre. Erst nachdem ein mit Entschiedenheit vorwärts getriebener Druck gegen den weiter nördlich gelegenen Theil der nach Osten gewandten Front einigermaßen Erfolg gehabt, wäre es Zeit gewesen, auch da, wo jetzt die Bayern fochten, mit bedeutenderen Kräften sich zu engagiren.

Und wie der mißglückte Versuch, Bazeilles durch Ueberraschung zu nehmen, dem ganzen bayerischen Corps die Direction gegeben, so zog er auch die nach und nach eintreffenden Spitzen des sächsischen Corps auf diesen Theil des Gefechtsfeldes. Dem Gesammtangriff ging damit die Vorausbestimmung verloren, wie sie von einheitlichem Gesichtspunkte aus der unberührt vorgefundenen Situation zu entnehmen gewesen wäre. Das drängende Bedürfniß des Augenblicks entschied über die Verwendung der allmälig anlangenden Truppen, und erst verhältnißmäßig spät gelang es dem Commandirenden der Maasarmee die gewiß richtige Anschauung zum Ausdruck zu bringen, daß es hier im Osten wesentlich auch darauf ankomme, die Verbindung mit den von Westen her anrückenden Corps der 3. Armee aufzunehmen.

Dort im Westen, oder vielmehr im Nordwesten, denn gegen diese Richtung kehrte sich die zweite französische Front, wurde deutscher Seits der die eigentliche Entscheidung gebende Erfolg gesucht; dorthin mußte man die Entladung des die Rettung anstrebenden französischen Ausbruchs in erster Linie gerichtet glauben; diesem direct sich zu widersetzen, dann aber damit direct den Austrag der Schlacht entgegenzunehmen, war, der der letzteren zu Grunde liegenden Voraussetzung nach, die Aufgabe des deutschen linken Flügels; die des rechten nahm dem gegenüber mehr oder weniger eine secundäre und bedingte, wenn auch nicht minder wichtige Färbung an. Er

hatte allerdings auch seinerseits durch Bereithaltung concentrirter Reserven sich in den Stand zu setzen, dem Ausbruch einzelner Theile des französischen Heeres nach Osten hin entgegenzutreten; namentlich aber mußte es sein Augenmerk sein, dem linken Flügel für seinen Anmarsch und für seine Entwicklung Zeit zu gewinnen; sodann galt es, durch Fesselung des Feindes an die Vertheidigung der Ostposition, das Gefecht des linken Flügels indirect zu degagiren, und endlich war diesem letztern möglichst bald eine unmittelbare kräftige Unterstützung zuzuführen.

Wenn bei der Verfolgung dieser Ziele Bazeilles von vornherein vorzeitig und isolirt zu einem Brennpunkte der ganzen Schlacht gemacht wurde, so ging dies über die Grenzen, welche den Aufgaben des rechten Flügels gesteckt waren, hinaus, und entsprach ein solch verschwenderisches Einsetzen von Kraft wol kaum den Absichten des Großen Hauptquartiers. Die eigenthümlichen Gefechtsverhältnisse, wie sie sich dort bis gegen Mittag entwickelten, verfehlten naturgemäß nicht, in erhöhtem Maße Unruhe und Leitungslosigkeit, sowie Auflösung der taktischen Verbände und eine vollständige Vermischung der Truppen unter einander mit sich zu führen. In dem nördlichern Theile des östlichen Schlachtfeldes gestattete die Situation eine geregeltere Oekonomie bei der Verwendung des zur Verfügung gelangenden Personals; indessen auch hier wurde es fühlbar, daß man durch den Gang des Gefechts im anstoßenden Süden genöthigt gewesen war, die Truppentheile vereinzelt, wie sie eben eintrafen, das Engagement aufnehmen zu lassen. —

Der Angriff gegen die nordwestliche Seite des französischen Positions-Dreiecks bringt in dieser Beziehung ganz ähnliche Erscheinungen zu Tage; nur entwachsen sie Umständen, welche von den eben angedeuteten erheblich verschieden waren. Das 11. und 5. Armee-Corps, die unterhalb Sedan bei Douchery die Maas überschritten und nun auf ihrem Vormarsche einen scharf nach Norden vorspringenden Bogen des Flußlaufs zu umziehen hatten, bevor sie an den Feind gelangen konnten, sahen sich auf das Passiren einer und derselben Straßenenge zwischen dem Flusse und dem bois de la Falizette angewiesen. Sie schoben vor derselben in dem ihnen durch die Situation zum äußersten Gebot gemachten Drange, vorwärts zu kommen, ihre Colonnen in einander, je nachdem es dem einen Truppenkörper eher gelang, jenes Defilée zu erreichen, als dem andern. Erst jenseits der Wegenge, am Scheitel jenes Flußbogens, konnten sie sich wieder auseinander falten. Da es aber auch hier an Zeit gebrach, vielmehr jeder Augenblick ausgenutzt werden mußte, um gegen den Feind hin Terrain zu gewinnen, so blieb es unmöglich, die ursprüngliche taktische Gliederung vollständig wieder herzustellen. — Eine ausgedehnte Geschützlinie bildete die Mitte der sich entwickelnden Front; rechts und links nahmen die Bataillone und Compagnien des 11. Corps deckende Stellungen, und suchten von diesen aus sich der feindlichen Position zu nähern. In sie hinein schob das 5. Corps Verstärkungen und Unterstützungen vor; hinter der Linie sammelte es nahezu drei Brigaden als Rückhalt für den Gesammtangriff. In weitgreifender Ausdehnung war so nach und nach buntgemischt ein Bogen fast parallel der französischen Nordweststellung ausgespannt; links vor der Spitze des gegnerischen Stellungsdreiecks gelang es, die Verbindung mit dem von Osten her andringenden Garde-Corps aufzunehmen.

Das Kreuzfeuer einer gewaltigen Artillerie-Entfaltung von Nordwesten und von Osten, bald auch von Süden her gewann überwältigende Wirkung. Unter sich stets erneuenden Vorstößen aus der Linie des Nordwest-Angriffs, bald mit geringeren, bald mit entschiedenern Erfolgen, reifte die Situation gegen 2 Uhr Nachmittags ihrem Endabschlusse entgegen. Feindliche Cavallerie-Massen versuchten in heldenmüthiger Aufopferung das deutsche Vordringen aufzuhalten; sie fanden nahezu vollständige Vernichtung. Die Angriffe der deutschen Infanterie werden zusammengefaßter, wirkungsvoller; der verzweiflungsvolle Widerstand des Feindes erlahmt, seine Abtheilungen lösen sich auf und weichen auf Sedan zurück.

Mittlerweile war auch im Osten für die Gefechtslage eine ausgeprägtere Gestalt gewonnen; Theile des 12. und des Garde-Corps hatten in der ihnen vorgeschriebenen Bewegung zum Anschluß an den linken Flügel des Nordwest-Angriffs glückliche Gefechte geführt, hatten zahlreiche Gefangene gemacht und zur Zersetzung des Feindes beigetragen. Ferner war Bazeilles genommen, Batterien wurden jenseits placirt; zwei Brigaden des 2. bayerischen Corps, die zur Unterstützung des 1. herangezogen waren, drangen nach Balan, der zunächst gegen Sedan hin gelegenen Ortschaft, vor und suchten sich dort zu behaupten.

Während so das vollständige Erliegen der französischen Armee unaufschiebbar schien, hatte der nach Mac Mahon's Verwundung in die Stelle des Oberbefehlshabers eingetretene General Wimpfen einen Angriff aller noch verfügbaren Truppen gegen Osten angeordnet, um möglichst mit einem Ausbruch durch die Deutschen in dieser kaum erwarteten Richtung den Resten seines Heeres Rettung zu gewinnen. Die Ausführung seiner Befehle war fast nirgends mehr zu ermöglichen. Als er sich dann persönlich an die Spitze einer zusammengerafften Schaar von 2- bis 3000 Mann stellte und nach Balan hinein vorbrach, gelang es ihm, die dort fechtenden bayerischen Bataillone zu werfen und bis auf Bazeilles zurückzutreiben. Jedoch auch dieses letzte krampfhafte Greifen nach einem trügerischen Rettungsschimmer mußte an den deutschen Truppenmassen scheitern, welche in, um und hinter Bazeilles engagirt waren oder bereit standen. Das feindliche Feuer verstummte überall, von den Mauern Sedan's wehte die weiße Flagge herüber, der Kaiser hatte sich persönlich als gefangen erklärt; Verhandlungen in Bezug auf die Armee waren eingeleitet. Gegen $7\frac{1}{4}$ Uhr erging der Befehl an die deutschen Truppen, alle Angriffsbewegungen einzustellen. Ein Erfolg „beispielloser Größe" war errungen. —

Es hat nicht fehlen können, daß das überaus bunte und in seinen einzelnen Gruppirungen vielfarbig gemischte Schlachtenbild, welches die Darstellung aufzurollen hatte, mit dem Gepräge der Unruhe behaftet wurde. Wenn ihm nun aber ein so überwältigend großartiger, in der Gestalt des gefangenen feindlichen Heeres einheitlich zusammengefaßter Sieg entsteigt, so verlangt der Beschauer unwillkürlich nach dem Zurücktreten, ja nach der Beseitigung jener, den Totaleindruck störenden, durch einander gewirrten Conturen der Einzelnkämpfe. Er wünscht sich, in der Zeichnung vordrängend hervortretende Gestaltungen zu erkennen, die in ihrer sprechenden Größe die Räthsel des errungenen wunderbaren Triumphs zu lösen im Stande sind. — Gerade hier zeigt es sich recht augenscheinlich, daß es unerreichbar ist, in einer Geschichtsdarstellung von monumen-

taler Bedeutung das Generelle und das Specielle unter gleich würdigender Bedeutung auf demselben Boden zur Anschauung zu bringen. Auch die officielle Geschichtschreibung hat sich künstlerisch zu gestalten, das Monument, welches sie herstellen will, soll mit seinen Schriftzügen der Nachwelt in der Nation und im Heere bis zu den spätesten Zeiten hin charaktervoll und belebend Rede stehen. Alles Beiwerk, mag es an sich noch so werthvoll, mag seine Ausführung noch so gewissenhaft treu und noch so dankenswerth durchgeführt sein, muß, sobald es den Gesammteindruck schädigt, fern gehalten bleiben. —

Eine interessante Vergleichung bieten die Nachweisungen der Verluste, welche die einzelnen Corps in der Schlacht erlitten. Zu welchem Brennpunkte des Kampfes das Gefecht um Bazeilles gedieh, ohne daß daselbst der Natur der Dinge nach die Entscheidung zu suchen war, ergibt sich aus der Zahl der Todten und Verwundeten des 1. bayerischen Armee-Corps, welches fast ausschließlich dort zur Verwendung gelangte. Es verlor 120 Officiere und 1750 Mann, eine Summe, welche dem Verlust der beiden Armee-Corps, des 12. und des Garde-Corps mit 86 Officieren und 1743 Mann gleichkommt, und welche um ein Erhebliches den Verlust des 11. Armee-Corps mit 100 Officieren und 1431 Mann übertrifft. Verhältnißmäßig noch größer, als die Verluste des 1. bayerischen Corps, sind die des 2., welches wesentlich nur mit seiner Hälfte, mit einer Division, an der Schlacht betheiligt war. Diese letztere verlor an Todten und Verwundeten 87 Officiere und 1473 Mann. Es ist nun wohl zu beachten, daß die Bayern beider Corps nur auf schmaler Front und in Ortsgefechten in Bazeilles und in Balan ihre Einbußen erlitten, während die drei andern Corps, welche genannt wurden, das Gefecht auf ausgedehnten Linien theils innerhalb der Mitte und des rechten Flügels vor der Ostfront, theils gegen die feindliche Nordwestfront zu führen hatten. Es wird von Neuem die Bestätigung dafür gewonnen, daß die wirksameren Waffen der Neuzeit in Bezug auf ergibige Ausnutzung und auf Schonung der eigenen Kräfte breite Gefechtsfronten verlangen. Dieser naturgemäßen Forderung wird wo möglich auch bei der Wahl der Angriffsobjecte Rechnung zu tragen sein. —

Wie außerordentlich überhaupt die Gefechtswirkung dünner Infanterie-Linien, selbst da, wo sie nicht einmal in gebundener Form auftreten, gesteigert wurde, davon zeugt das Scheitern der Angriffe der französischen Cavallerie. Wie bei Wörth und bei Beaumont endeten ihre Attacken auch bei Floing und Cazal nordwestlich Sedan nahezu mit ihrer Aufreibung. Der Kampf beider Waffen gegen einander ist zu vollständig veränderten Verhältnissen gelangt; sie werden ihre Ausgleichung in's Frühere nicht dadurch finden, daß man vermeint, der angreifenden Cavallerie sei nur eine größere Tiefe zu geben, die nacheilenden Reserven würden ihr den Sieg verbürgen. Nur noch unter ganz besondern Umständen, begünstigt durch Terrain und außergewöhnliche taktische Momente, sind der Reiterei Chancen für den Erfolg im Gefecht mit der Infanterie geblieben. Jene besondern Umstände sind nicht als die Regel zu betrachten und dürfen deshalb auch nicht ausschließlich für die Normen maßgebend werden, welche die taktische Anordnung der Truppen bestimmen sollen. —

Wenn die mit der Schlacht bei Sedan gewonnenen Resultate sowol für den Krieg selbst, wie für seine Darstellung bezüglich der Operationen einen thatsächlichen Abschnitt zur Anschauung bringen, so mußte doch eine Frage noch über denselben hinaus nach Beantwortung verlangen; es war die nach dem Verbleib des französischen 13. Corps. Dasselbe war mit einem Theile bei Mézières, mit einem andern bei Reims von deutschen Truppen recognoscirt worden und hatte gegen sie von ersterem Orte aus in leichten Gefechten gestanden. Sein Commandirender hatte sodann, wie das Referat des Generalstabes berichtet, auf die Nachricht von den Vorgängen bei Sedan beschlossen, das Corps so rasch wie möglich zum Schutze der Hauptstadt zu vereinigen, und war persönlich mit den bei Mézières stehenden Truppen in der Richtung auf Rethel abmarschirt. Aus der Berichterstattung wird ferner bekannt, daß das deutsche 6. Armee-Corps und die 5. Cavallerie-Division von ihren Aufstellungsorten aus vermochten, „ebensowol allen Unternehmungen des Feindes im Rücken der Armee rechtzeitig zu begegnen, als auch den französischen Truppen bei Mézières den Rückzug nach Reims und Paris zu verlegen". Der Wunsch ist wol ein gerechtfertigter, schon jetzt zu erfahren, wie sich denn die so gezeichnete Schürzung des Knotens abgewickelt habe. Der Befehl des Obercommandos der 3. Armee, welcher unter die verschiedenen Corps die Aufgaben für den 1. September vertheilt, bestimmt: „die 5. Cavallerie-Division und das 6. Armee-Corps verbleiben in ihren Kantonnements". Indessen beobachtet ein Regiment der Division gegen Reims und auf die Nachricht, daß Rethel vom Feinde besetzt sei, ordnet das Corps einen Ueberfall des Orts an; Rethel wird geräumt vorgefunden. Damit endet der Bericht; der Zeitmoment ist für den Abschluß maßgebend geworden, der letztere ist aber nicht zu einem sachlichen gediehen. Es ist, als wenn eine Dissonanz angeklungen hätte, nach deren Auflösung der Hörer verlangt. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, dieselbe gleich jetzt zu geben, darüber wird allein die Berichterstattung in ihrem zweiten Theile entscheiden lassen.

Und wenn man hier im Kleinen mit der Anordnung grollen möchte, so wird man lebendiger von dieser Empfindung ergriffen, wenn das Referat nach dem Erfolge von Sedan noch einmal anhebt, die Vorgänge an den deutschen Küsten und vor den Festungen im Elsaß bespricht, und dann nach Metz hin übergeht, um dort die Ereignisse auch bis zum Anfange des Monats September fortzuführen. Man ist dabei gewiß logisch richtigen Erwägungen gefolgt; namentlich in Bezug auf die Vorgänge vor Metz läßt sich dies um deshalb anerkennen, weil das Verhalten Bazaine's eher für bedingt durch dasjenige Mac Mahon's, als umgekehrt dieser durch eine Action des erstern bestimmt zu erachten ist. Aber für den Schmuck des gesammten Werks, für den Eindruck, den es als Ganzes hervorzurufen bestimmt sein muß, wäre es viel vortheilhafter geworden, wenn der Siegesjubel von Sedan den Schlußaccord seiner ersten großen Abtheilung gebildet hätte. Man ist auch versucht, dies für um so zutreffender zu halten, als das Referat in der Gliederung des Stoffs dem Sturz des Kaiserreichs eine Bedeutung zugestanden und danach, wie schon erwähnt, sich wenigstens scheinbar bei der Abscheidung des ersten Theils hat bestimmen lassen. Wenn nun auch diese Auffassung bekämpft wurde, so muß

doch dabei stehen geblieben werden, daß, sollte sie einmal gelten, dann das Ereigniß, welches die Katastrophe des empire direct herbeiführte, entsprechend abschließend zu placiren war. Wurde hiernach verfahren, so mußte der Inhalt des 9. Hefts, eventuell unter Aussonderung seines 2. und 3. Abschnitts und unter Verschiebung des 1. an das Ende des letzten Abschnitts, dem 7. Hefte vorangestellt werden. Damit wäre dann auch der hoch aufwallenden Stimmung entsprochen worden, welche in der Armee sowol, wie in der Nation, der Kunde von dem Kaisersiege bei Sedan zum begrüßenden Widerhall wurde. —

An sich betrachtet gibt das 9. Heft viel des Interessanten. Die Ereignisse an der deutschen Küste konnten in raschem Fluge berührt werden; sie erhielten nur negativ eine Bedeutung für die Gestaltung des Krieges; eine Vertheidigung der möglichst gesicherten Oertlichkeiten wurde effectiv nicht nothwendig; die dafür bestimmten Truppen durften bald der Kriegführung im Westen zur Verfügung gestellt werden. — Die Einschließung und Beschießung Straßburgs bilden den Gegenstand eines einleitenden Abschnitts für die einem spätern Theile des Werks vorbehaltene zusammenhängende Darstellung der förmlichen Belagerung jener Festung; bis zu dieser hin hätte unbeschadet auch das hier Gegebene aufgespart werden können. — Die Darlegung der rückwärtigen Verbindungen des deutschen Heeres und der zu ihrem Schutze getroffenen Maßnahmen möchte man gern in die Anlagen des Werks verweisen. — Endlich bespricht der wichtigste und der die Entwicklung des Krieges bis zum Verschwinden der geschulten französischen Heere aus dem freien Felde besonders maßgebend fortführende Theil des Hefts die Einschließung von Metz in dem Zeitraume bis zur Schlacht bei Noisseville und diese letztere selbst. —

Abgesehen von den Vorgängen wird das Interesse sich auch hier wieder einer Vergleichung der Maßnahmen zuwenden, wie sie die beiden Gegner charakteristisch verschieden von einander eintreten lassen. Der deutschen Heeresleitung gilt die Begegnung eines französischen Durchbruchs als Richtschnur für alle Anordnungen; er muß im Nordwest oder im Norden der Festung erwartet werden. Danach ist die Vertheilung der Kräfte, sowol in der Einschließungszone selbst, wie hinter derselben geordnet; starke Reserven, erst zwei Armee-Corps und eine Cavallerie-Division, später statt jener zwei Corps deren drei, werden auf dem linken Moselufer zurückgehalten, um nicht allein die Vertheidigung der vordern Linien eventuell unterstützen zu können, sondern um auch für den Fall, daß das feindliche Unternehmen hier reussiren sollte, im Stande zu sein, ihm operativ entgegenzutreten. Für möglichste Erleichterung der Communicationen von einem Moselufer auf das andere ist durch Brückenschlag und Herstellung von Wegen ausgibig Sorge getragen; Beobachtungsstationen sind errichtet, telegraphische und Relais-Verbindungen hergestellt; an der künstlichen Verstärkung der vordern Linien wird stetig gearbeitet, hinter ihnen werden Schlachtfelder ausgewählt und recognoscirt. Endlich sind die Loslösung und der Ersatz einzelner Theile der die Einschließungszone direct besetzt haltenden Truppen vorgesehen, so daß der angrenzenden Front sofort und unmittelbar Unterstützungen zugeführt werden können, ohne irgend einen Theil der Positionen zu entblößen und ohne vorzeitig

über die Reserven verfügen zu müssen. In allen Beziehungen ist die Situation erwogen und klar durchdacht, ist die Action vorbereitet.

Ganz verschieden erscheint das Verhalten des Gegners; er verharrt in kaum begreiflicher Passivität. Die erste Bedingung für das Gelingen seines Durchbruchs war die, daß dieser möglichst überraschend und zugleich mit einer von vornherein überwältigenden Entfaltung moralischer und materieller Kraft in Scene gesetzt wurde. Die Zeit, deren der Gegner zur Heranführung von Unterstützungen und Reserven bedurfte, zählte dem Angreifer als Gewinn, sie war mit dem Aufgebot der höchsten Energie auszunutzen. Nach diesen Gesichtspunkten hatten sich die Vorbereitungen für das Unternehmen zuzuspitzen. Zunächst war die Front festzustellen, aus welcher vorgegangen werden sollte; mit Bezug auf eine rasche Concentrirung der Truppen war ihre Vertheilung innerhalb des umschlossenen Raumes anzuordnen; möglichst viele Anmarschwege mußten zur Verfügung stehen, damit die anrückenden Colonnen nirgends in ihrer eigenen Massenhaftigkeit Aufenthalt fanden; die Dispositionen waren bis in's Detail hinein auszuarbeiten und den Truppenbefehlshabern zu eigen zu geben; endlich aber mußte allseitig eine derartige Orientirung herbeigeführt werden, daß der Aufmarsch selbst bei Nacht schnell, ohne Stocken und vollständig geregelt ausgeführt werden konnte. Wenn in dieser Weise Alles vorgesehen war, so lagen in den Momenten des Angriffs und der kürzern Linien des innern Raumes, verglichen mit denen seiner Umschließung, immerhin Chancen, deren Verwerthung zu Gunsten des Unternehmens sprachen.

Wenn man die Acten des Proceß Bazaine durchblättert, so überzeugt man sich, daß weder in den angedeuteten Richtungen irgend Etwas angeordnet wurde, noch daß überhaupt nur Erörterungen der betreffenden Fragen statthatten. Die großen Massen des Heeres wurden in der nördlichen Hälfte des von den Außenwerken der Festung umschlossenen Raumes auf dem linken Moselufer concentrirt gehalten; sie waren dort unter den Augen der deutschen Beobachtungsposten; es fehlte an Moselbrücken und an Colonnenwegen, um sie rasch auf das andere Flußufer hinüber werfen zu können. Als der Marschall dann am 26. August effectiv die Einleitungen zum Angriff der deutschen Linien trifft, seine Armee auf der rechten Moselseite mit der Front gegen Norden resp. Nordosten zum Aufmarsch bringt und wirklich den Entschluß zum Durchbruch kund gibt, war es Nachmittags 2 Uhr geworden, ehe die Möglichkeit vorlag, der vermeintlichen Absicht die That folgen zu lassen. Ein Kriegsrath wird zusammenberufen; der Commandirende der Artillerie entwickelt seine Ansichten über Verhältnisse, die hätten erwogen und begründet werden sollen, bevor nur überhaupt die erste Hand an die Anlage zur Action gelegt wurde. Der Commandant der Festung ergänzt den Vortrag; die Angaben beider Officiere entbehren theils der Wahrheit, theils der Folgerichtigkeit; die Commandirenden der Corps geben ihre Voten ab; Bazaine selbst schweigt, läßt aber, da obendrein ein niedergehender starker Sommerregen den Boden aufgeweicht hat, in Gemäßheit der vernommenen Aeußerungen die Armee Kehrt machen und in ihr Lager zurückmarschiren.

Der Marschall hat zur Rechtfertigung dieses Entschlusses in sein „mémoire justificatif" als Resultat jener conférence vom 26. August Folgendes verzeichnet:

„L'armée devait rester sous Metz, parce que sa présence maintenait devant elle plus de deux cent mille ennemis; parce qu'elle donnait ainsi le temps à la France d'organiser la résistance, aux armées en formation de se constituer et parce que, en cas de retraite de l'ennemi elle le harcélerait, si elle ne pouvait lui infliger de défaite décisive."

In diesem Resumé ist der Aufschluß zu finden für Vieles, was in dem Verhalten Bazaine's vom 18. August an bis zu dem Zeitpunkte hin, wo seine Armee aufhört, operationsfähig zu sein, vom militärischen Standpunkte aus räthselhaft erscheint. Man mag noch hinzufügen, daß die Größe des Wagnisses, welches mit einem Durchbrechen der deutschen Linien nur den Anfang nahm und dessen spätere Zukunft eine unendlich fragliche blieb, ihm eine zurückhaltende Scheu vor dem Entschlusse aufzwang. Er wollte wol nicht seinen Ruf als Feldherr compromittiren und hoffte, bevor er denselben einsetzte, auf bessere Chancen. Immerhin bleibt die Zweideutigkeit seiner Mittheilungen, die er an den Kaiser, an Mac Mahon und an den Kriegsminister in Paris gelangen ließ, so spärlich sie waren, vollständig unbegreiflich. —

Kaum bedarf es eines näheren Hinweises, um darzuthun, wie hohl und oberflächlich jene Räsonnements jeder eingehenden Kritik erscheinen müssen. Der Marschall war in seiner Lage gar nicht im Stande, die Berechtigung der weit- und vorgreifenden Suppositionen, auf welche er sich stützte, irgend wie zu ermessen; ihm stand durchaus keine Handhabe zu Gebote, um nun auch die Verhältnisse, deren Wechselwirkung er in Anspruch nahm, mit einander factisch in Beziehung zu bringen. Er glaubte, 200,000 Feinde auf lange Zeit hin zu paralysiren — die Ausrückestärke der deutschen Armee vor Metz hat wol nie diese Höhe vollständig erreicht —, er verfolgte aber dies Ziel nicht etwa mit einer Festung und mit deren Besatzung, sondern mit einem in jeder Beziehung operationsfähigen Heere, das er nach seiner Ansicht freiwillig lahm legte, und das, wenn es auch an Umfang hinter dem der Einschließungsarmee zurückblieb, doch jedenfalls in jener Periode des Krieges für die Vertheidigung Frankreichs eine unverhältnißmäßig viel größere Bedeutung hatte, als für Deutschland das ihm gegenüberstehende. Dabei entging dem Marschall, daß, wenn seine Voraussetzungen nicht in berechenbarer Zeit zur Wirklichkeit wurden, sein Heer die Fähigkeit verlor, noch das zu leisten, was er beabsichtigte. Ihm war das Wort, welches der Marschall Le Boeuf in jener conférence, ohne Erwiderung zu finden, aussprach: „mais comment le ferons-nous vivre?" nicht bestimmt genug in die Ohren getönt. Die Zeit, welche abzukürzen ihm sein Gedankengang die Mittel versagte, machte die Waffe, mit der er fechten wollte, nach und nach stumpf, während die seines Gegners jede Abnutzung auszugleichen im Stande war.

Es ist nicht zu verkennen, daß den Marschall jene Anschauung von der Aufgabe, welche seine Armee vermeintlich an Metz fesselte, auch am 31. August und am 1. September beeinflußte. Das Werk des Generalstabes meint, es habe ihm in jenen Tagen nicht an „gutem Willen" gefehlt, die Linien des Einschließungsheeres zu durchbrechen. Zu seiner Ehre kann man ja annehmen, daß der Wille gut war; jedenfalls war er aber nur halb. Schon die einleitenden Anordnungen am 31. widersprechen mit ihren Verzögerungen jedem Gebot der Situation. Ein Durchschlagen durch eine Armee hindurch ist immer ein verzweifeltes Unter-

nehmen, zu welchem man nicht wie zur Parade anmarschirt und welches man nicht um 4 Uhr Nachmittags beginnen lassen darf. Es will sofort mit ganzer Kraft angefaßt und mit dem Einsetzen auch des letzten Mannes und des letzten Pferdes forcirt sein. Freilich schlug sich das 3. französische Corps mit Hingebung und Ausdauer, wie dies die Verluste nachweisen, (89 Officiere, 2034 Mann), es kam auch mit allen seinen Theilen zur Verwendung; das Gleiche kann man aber doch nicht vom 6. Corps sagen, noch weniger vom 2., kaum vom 4.; die Garden gelangten gar nicht zum Fechten, und selbst die Verwendung des 3. Corps wurde nicht bis zur vollständigen Ausnutzung fortgesetzt. Auch die Anlage zur Schlacht fordert die Kritik heraus. Bazaine war, wie dies das Referat des Generalstabes anerkennt, durch seine Emissaire ziemlich genau über die Vertheilung der deutschen Streitkräfte unterrichtet; er wußte also, daß den Divisionen auf dem rechten Moselufer erhebliche Unterstützungen nur von der linken Flußseite her zugeführt werden konnten. War da nicht der Versuch geboten, die Anmarschlinien dieser Reserven in die Gewalt zu bekommen, resp. zu unterbrechen, somit vor allen Dingen den französischen linken Flügel, also das 6. Corps, an den Thalrand des Flusses angelehnt, vorwärts zu treiben? Es will doch scheinen, daß, wenn ein hier erzielter Erfolg die Truppen des Generals von Manteuffel isolirt hätte, ein Abdrängen derselben nach Nordosten hin leichter zu erreichen gewesen wäre, als ihr Zurückdrücken nach Nordwest, wie es versucht wurde und wie es sie nur den zur Unterstützung anmarschirenden Colonnen näher bringen mußte. Endlich aber klingt der Befehl des Marschalls, welcher die Wiederaufnahme des Gefechts für den 1. September anordnet, vollständig nach der ihm innewohnenden Ueberzeugung, das Unternehmen sei doch ein todtgeborenes und sein Aufgeben kaum noch zweifelhaft. Die „Instruction" ist so lau und kleinlaut abgefaßt, daß, als sie ausgegeben wurde, selbst vom halben Willen nicht viel mehr übrig gewesen zu sein scheint. Man fühlt überall die Vorbehalte durch, welche alle Anordnungen Bazaine's begleiten. Die Nachrichten, die er von Mac Mahon erhalten, zwangen ihn wenigstens zum Versuch, sich frei zu machen; nachdem derselbe in Scene gesetzt war, konnte er sagen, ich habe das Meinige gethan. Wenn die gegen ihn erhobene Anklage seine Schritte so auffaßt, so steht ihr das Recht dazu vollständig zur Seite; sie verfehlt ihr Ziel erst, wenn sie beim Marschall geradezu bösen Willen voraussetzt. —

Wendet man sich zur deutschen Seite hinüber, so wird man von anderer Luft angeweht. Hier wird ohne Vorbehalt gehandelt; Alles ist Spannung, Entschlossenheit und Unverzagtheit. Verhältnißmäßig schwache Kräfte unternehmen es, eine weit ausgedehnte Stellung, deren linker Flügel in der Luft steht, mit fast ununterbrochen wiederholten Offensivstößen zu vertheidigen; die Reserven des linken Moselufers defiliren in Eilmärschen, und auch aus dem Süden ziehen aus der Einschließungslinie Verstärkungen heran. Die entschiedenste Hartnäckigkeit läßt den Gegner zunächst nirgends zu wesentlichen Erfolgen kommen, und wenn in später Abendstunde wirklich von ihm ein solcher erreicht wird, so ist das Zurückgewinnen des Verlorenen die erste Aufgabe des andern Morgens. Charakteristisch ist dabei, daß auch kritische Gefechtsmomente nicht

dazu verleiten, die zum Schutz der großen deutschen Depots bei Courcelles im Südosten aufgestellte Infanterie-Brigade ihrer Aufgabe und ihrer Position zu entziehen, obwol die letztere dem Gefechtsfelde nahe lag und in einer Richtung zu demselben, daß ein von dort geführter Vorstoß entschieden degagiren mußte; man überließ dieß einer andern Brigade, die vom Süden her anrückte. So tragen die deutschen Maßregeln das Gepräge bewußtester Unerschrockenheit und weder ihnen, noch dem „heldenmüthigen Widerstande der Ostpreußen unter General von Manteuffel" darf die Anerkennung gemindert werden, welche das Werk des Generalstabes zollt, wenn auch der „gute Wille" ihres Gegners nur bedingungsweise acceptirt werden kann. —

Wir sind bis an den schon erwähnten „Allgemeinen Ueberblick des deutsch-französischen Krieges bis Anfangs September" gelangt. So ansprechend und zutreffend er den Gesammtverlauf der Vorgänge zusammenfaßt, so dürfen wir in ihm doch nicht von dem 1. Theil des besprochenen Werks Abschied nehmen, ohne auf ein Bedenken hinzuweisen, welches seinen Eingangsworten entgegengestellt werden könnte. Dieselben datiren den entscheidenden Wendepunkt des Krieges, welcher in dem Verschwinden der geschulten Heere Frankreichs aus dem freien Felde zu Tage tritt, von den Ausgängen der beiden gewaltigen Kämpfe von Sedan und Noisseville. Der demnächstige Verlauf des Krieges läßt auch diese gleichgewogene Nebeneinanderstellung wirklich zu; bei Sedan erlag das Heer von Chalons, und bei Noisseville wurde der erste und zugleich der letzte in größerem Maßstabe unternommene Versuch, mit der Rheinarmee die Linien des Einschließungsheeres zu durchbrechen, glänzend zurückgewiesen. Der Feind erscheint somit auch hier bis zu seiner Capitulation einer operativen Unabhängigkeit beraubt, aber er erscheint auch nur so. Wenn historisch ein Parallelismus zwischen den Erfolgen der beiden genannten Schlachten constatirt sein möchte, innerlich begründet ist derselbe nicht. Er würde auch als solcher anerkannt werden können, wenn die Erfolge der Kämpfe am 31. August und am 1. September den Marschall Bazaine gezwungen hätten, jeden Versuch, sich der Umschließung zu entziehen, aufzugeben, wenn sich somit seine Lage durch die Schlacht von Noisseville derartig gestaltet hätte, daß ihm keine andere Wahl blieb, als passiv die Vollziehung seines Geschicks abzuwarten. Die „Schlußbetrachtung," welche dem Berichte über die Schlacht angehängt ist, erläutert aber selbst, daß für einen Ausbruch in der Richtung nach Süden immerhin die Chancen so lagen, daß es Bazaine gelingen konnte, „mit einem großen Theile seines Heeres zu entkommen". Es vergingen noch Wochen, bevor sich diese Verhältnisse wesentlich änderten, und wenn später die Einschließungslinie auch im Süden zu anhaltender Vertheidigung eingerichtet und stärker besetzt wurde, so mußte, um dies Letztere erreichen zu können, auf die Reserven hinter der Linie zurückgegriffen, somit die Widerstandskraft der Gesammtumschließung geschwächt werden — jene Chancen blieben mehr oder weniger bestehen. Daß sie der Marschall nicht auszunutzen versuchte, ist auf dieselben Gründe zurückzuführen, welche sein Handeln im August bestimmten, aber nicht auf die Schlacht von Noisseville. Wurde daher bei Sedan endgültig über das Heer Mac Mahon's entschieden, so war bei Metz dieselbe Entscheidung zu dem entsprechenden Zeitpunkte

noch nicht gegeben, die falsche Strategie des Marschalls Bazaine anticipirte sie nur freiwillig, wie denn auch die Einschließungsarmee bis zum Ende des Monats October stets bereit blieb, einen Ausbruchsversuch mit allen Kräften zurückzuweisen. Der Wendepunkt, wie er Anfangs September historisch zur Erscheinung gelangt, ist demnach bei Sedan ein thatsächlich erzwungener, bei Metz ein wesentlich vom Feinde ohne ausgesprochene Nöthigung zugestandener.

Im Uebrigen hat das Generalstabswerk jenen „Ueberblick" ebenso präcis sachlich, einfach verständlich, ruhig und ernst zu halten verstanden, wie diese Eigenschaften zu charakteristisch eigenthümlichen der gesammten inhaltreichen und verdienstvollen Arbeit geworden sind. Niemand wird sich ihrem Studium hingeben, ohne nicht durch die dargebotene Menge von Aufschluß und Belehrung erfreut und befriedigt zu werden. Wenn unter den zahlreichen Vorzügen, welche das Werk schmücken und zieren, einer noch besonders hervorgehoben werden soll, so ist es die würdige Schonung, die, jeder Ueberhebung fern, dem Feinde gegenüber beobachtet wird. Obwol er in seinem Uebermuth das Geschick herausgefordert hatte, obwol er mit namenloser Frivolität und Leichtfertigkeit in eine Verwicklung eingetreten war, deren Lösung der zugespitztesten und gesammeltsten Vorbereitung bedurft hätte, obwol die Führer, welche er sich erkoren, nur immer von einem Fehlgriff zum andern übergingen, und obwol er dann die niederschmetterndsten Niederlagen erlitt: so verschmähen es ihm gegenüber dennoch die Geschichtstafeln des deutschen Heeres, Sieg und Triumph anders zu feiern, als durch einen schlichten Bericht, laufgezeichnet in dem Bewußtsein, nur Wahres verkünden zu wollen. Ehrt doch nichts mehr, wie den Erzähler, so das Erzählte, als treue, einfache Wahrheit.

Wir freuen uns, so bald den Beginn des zweiten Theils des besprochenen Werks haben begrüßen zu können.

Eine Faust-Trilogie.

Dramaturgische Studie

von

Franz Dingelstedt.

III.

Mit keinem Worte des Theaterlexikons ist gröberer Mißbrauch getrieben worden, als mit dem Worte: Bühnengerecht. Es hat eine Zeit gegeben, da jedes dramatische Gedicht als nicht bühnengerecht von der Schwelle abgewiesen wurde, das an irgend einen Factor des complicirten Theaterorganismus, Regie, Maschinenwesen, Decorationsmalerei oder was immer, einen höheren Anspruch als den gewöhnlichen zu stellen wagte. Dadurch entstand die gefährliche Kluft zwischen Buchdrama und Bühnendrama. Auf einer Seite isolirte sich die handwerksmäßige Routine, die, nach der Schablone arbeitend, bühnengerechte Stücke für den alltäglichen Bedarf lieferte; auf der andern das strebsame auf neue Formen sinnende Dichtertalent, welches nach einer Reihe vergeblicher Versuche dem realen Theater entmuthigt den Rücken wandte und sich dann absichtlich in Bahnen verstieg, wohin ihm die Praxis nicht zu folgen vermochte. In dieser Kluft liegt eine Menge lebensfähiger Dramen begraben, die nicht bühnengerecht befunden wurden, während in Wahrheit die Bühne ungerecht gegen sie gewesen. Die vereinzelten Kindsmorde, die die Censur auf dem Gewissen hat, verschwinden gegen den bethlehemitischen Massenmord, welchen die Theater-Herodesse durch ihr inappellables Urtheil: nicht bühnengerecht, begangen. So weit haben sie es gebracht, daß es zeitweilig, bei den Neuromantikern und in Jungdeutschland, zum guten Ton gehörte, das reale Theater zu verachten!

Während der letzten zwanzig, dreißig Jahre ist in dieser Richtung, wie in mancher andern, eine Wendung zum Bessern eingetreten. Die über- und unterirdischen Mächte, die im Theater der Gegenwart schalten und walten, mögen eingesehen haben, daß sie auf die Dauer den Dichter doch nicht entbehren können, und dieser hat sich seiner Seits der wirklichen Bühne wieder genähert, ihren berechtigten Forderungen sich accommodirend. Das Uebrige, vielleicht das Meiste, hat der Fortschritt der Theatertechnik bewirkt, welche so weit gediehen

ist, daß sie kaum noch Schwierigkeiten kennt und die kühnsten Experimente am liebsten macht. Wir sind mit ihrer Hilfe auf einem Standpunkt angelangt, von dem wir behaupten dürfen: alles das, was dichterische Phantasie — vorausgesetzt, daß sie nicht krank ist und gegen die wesentlichen Gesetze dramatischer Poesie absichtlich oder unwillkürlich verstößt — am Schreibtische ersinnt, ausbildet, erzeugt, alles das können wir auf dem Theater möglich machen, ausführen, reproduciren. Es läßt sich sogar nachweisen, daß dies Verhältniß gegenseitiger Bereitschaft keineswegs eine Errungenschaft unserer Zeit ist, vielmehr überall bestanden hat, wann und wo eine blühende Epoche dramatischer Poesie und Kunst zum Durchbruch gekommen. Man macht uns zwar zuweilen weiß, daß reiche Ausstattung, verschwenderischer Gebrauch äußerlicher Mittel und Behelfe, scenischer Glanz und Pomp die Zeichen eines inneren Verfalles der Kunst seien. Das ist aber, mit Respect zu sagen, erlogen. Auf dem altgriechischen Theater, vor einem Publicum, welchem der gute Geschmack und harmonisches Maß angeboren waren, fuhr Agamemnon achtspännig, — ich hoffe, daß es Schimmel gewesen — auf die Scene, mit einem Gefolge, das dem imposantesten unserer Opernaufzüge nichts nachgegeben. Unter dem dritten und vierten Philipp von Spanien boten die Hoftheater der königlichen Schlösser ihren eingeladenen Gästen Schauspiele von unerhörter Pracht, in denen wirkliche Seen, Wasserfälle, Felsenstürze, Stürme und Erdbeben dargestellt wurden: Kunststücke des Maschinisten, welche die heutigen Pariser Feerien und Londoner „Pantomimes“ beschämen. Das Theater der Shakespeare-Aera war einfach im Aeußern, allein nichts weniger als ärmlich oder roh, und auf die Sinne seiner Zuschauer ebenso speculirend wie auf ihren poetischen Sinn. Von der französischen Bühne reden wir gar nicht; wo Ludwig der Vierzehnte in höchsteigener Person mitspielte, verstand sich die raffinirteste Eleganz von selbst. So begegnen wir überall, wo Dichtkunst und Schauspielkunst in lebendiger Zusammenwirkung eine gewisse Stufe der Vollendung erreicht haben, auch einem in allen Aeußerlichkeiten entwickelten Theater. Dies Verhältniß, und kein anderes, ist das sach- und naturgemäße, namentlich in Zeiten, welche in ihren wirklichen gesellschaftlichen Zuständen und Umgebungen einen gefälligen Luxus entfalten. Wenn wir heutzutage aus einem Salon, worin Moden und Möbel an Reichthum und Reiz wetteifern, vor eine Bühne kommen, die uns beispielsweise ein gräfliches Appartement durch vier, symmetrisch links und rechts aufgestellte Rohrsessel und ein wehmüthiges Roßhaarcanapé im Hintergrunde versinnlicht, der gemalten Portièren und Fenstergardinen nicht zu gedenken, so empfinden wir keineswegs eine freudige Genugthuung über diese angeblich edle Einfachheit und ergänzen auch dieselbe nicht durch eigens erzeugte Illusion, sondern wir ärgern uns oder lachen über eine Dürftigkeit, wenn nicht Geschmacklosigkeit, die nirgends weniger am Platz als auf dem Theater. Von allen öffentlichen Bildungs- und Unterhaltungsstätten ist das Theater die glänzendste, die reiz- und wechselvollste, die unmittelbar wirksamste. Deswegen müssen Inneres und Aeußeres zusammenstimmen, Bild und Rahmen mit einander harmoniren, alle einzelnen Kräfte und Mittel im Gleichgewicht stehen und auf ein gemeinsames Ziel gemeinsam

hinstreben. Dadurch wird die Bühne durchaus nicht zur Gewerbeausstellung oder zum Laden einer Putzmacherin degradirt.

Mit diesen einleitenden Sätzen haben wir uns einen Weg gebahnt zu dem Standpunkte, von welchem wir eine Faust-Aufführung neuen Styls auffassen möchten. Bekanntlich hat auch der erste Theil des Goethe'schen Werks Jahr und Tag unter Acht und Aberacht gestanden, als „nicht bühnengerecht"; der zweite Theil steht noch darunter. Die Säumniß sollte entschuldigt werden durch ein Verbot des Dichters, der den Faust gar nicht für die Bühne bestimmt gehabt habe. Der Vorwand erweist sich als nicht stichhaltig. Goethe hat, wie wenn er den Gounod'schen Faust vorausgesehen, seinem Eckermann einmal gesagt: was im Faust stecke, werde man erst gewahr werden, nachdem die Franzosen dahintergekommen. Im Jahre 1810 macht er selbst den Versuch, Faust auf die Bühne zu bringen, und ist auf diesen Plan wiederholt zurückgekehrt. Wenn derselbe nicht zur Ausführung gelangte, lag die Schuld wol an dem von Jahr zu Jahr sich lockernden Verhältniß zwischen dem alternden Meister und seiner vergleichsweise noch jungen Bühne. Seine Natur war zu mächtig organisirt, um gegenüber den steten Täuschungen und Enttäuschungen, aus denen die Theaterwelt zusammengesetzt ist, die nöthige Elasticität zu bewahren. Mißlang ein gewagter Versuch, wie Calderon's Standhafter Prinz, so wandte sich Goethe vom Theater ab oder kleinen und kleinlichen Bühnenspielen zu, an welche er überhaupt zu viel Zeit und Kraft verschwendete. In solcher Stimmung ist er denn auch wol kühl und ablehnend verblieben, da größere Bühnen als Weimar sich langsam dem Faust zu nähern begannen. Der Vorgang vornehmer Dilettanten brach die Bahn: Fürst Anton Radziwill schrieb die erste Musik zu Faust, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz war der erste Darsteller des Mephistopheles. Von den öffentlichen Bühnen hat Braunschweig die Faust-Reihe eröffnet, wo der unlängst im Exil verstorbene Herzog Karl, im Allgemeinen mehr der großen Oper und dem Ballet als dem Schauspiele geneigt, die Aufführung des Faust befahl, wie die Hofchronik boshaft meldet: um seinen Intendanten Klingemann zu necken, der ebenfalls einen oft gegebenen Faust geschrieben. In Dresden folgte Tieck dem Beispiele Braunschweig's, nicht sowol aus eigenem innerem Antrieb, als des guten Scheines wegen. Nun kamen die Hof- und Stadttheater, eines nach dem andern, jedoch vollzählig, nach; Weimar am meisten verspätet, noch bei Goethe's Lebzeiten, aber nicht unter seinen Augen. Last not least erscheint das Burgtheater, welches am 29. Mai 1839 zum ersten Male den Faust gebracht. Da das vollständige Werk 1808 im Druck veröffentlicht worden, so hat es zu seiner Reise um die Welt, die Bühnenwelt, gerade ein Menschenalter gebraucht. Allein — die Theateruhr geht immer langsam, oft nach, bleibt auch gern stehen. Sie wird eben von so vielen Händen aufgezogen, regulirt, gereinigt, ...

Bei allen diesen Aufführungen handelt es sich nur um den ersten Theil. Er mußte für sich allein den Waidmann lösen, der ihm gesetzt worden war — „Nicht bühnengerecht", — ehe an den zweiten entfernt gedacht wurde. Man begann damit, den Riesen stückweis zu bewältigen. Weimar brachte „Faust am Kaiserhofe" — (nicht unter meiner Leitung, der ich Bruchstücke auf der

Bühne nicht statuire) —, Dresden unter dem Titel „Der Raub der Helena" die classische Walpurgisnacht. Den ganzen zweiten Theil wagten bisher nur Hamburg und Leipzig, zwei Stadttheater, deren Verdienst dadurch eher erhöht als vermindert wird, daß der Erfolg der Mühe nicht entsprach. Vivat sequens!

Was will dieser Folgende? Für seine Person den zweifelhaften Ruhm, das Unmögliche angestrebt zu haben und daran gescheitert zu sein? Mit nichten. Für die Sache, den armen zweiten Theil, der 1831 in Druck gelegt, nun bereits weit über das herkömmliche Menschenalter in dem Fegefeuer des Nicht-Bühnengerechten schmachtet, entweder den festen Sternenhimmel des Repertoires erobern, oder die Hölle der resignirten Fiascos als definitiven Unterstand aufthun? Ebenfalls mit nichten. Der Gedanke, auf neuer Grundlage eine Gesammtaufführung des Faust zu construiren, setzt sich theils ideale, theils praktische Zwecke. Wie arm unser classisches deutsches Repertoire ist, das weiß eigentlich nur der erfahrene Bühnenmensch. Aus zwanzig Stücken bestehend, die seit hundert Jahren abgespielt werden, muß mit diesem kostbaren Pfunde schon weidlich gewuchert werden, wenn dasselbe die landesüblichen Zinsen noch abwerfen soll; die alten Münzen umprägen, die blind gewordenen Steine durch neue Fassung oder unterlegte Folie, nicht an Werth, aber an Wirkung heben, — dergleichen Kunstgriffe machen sich, und nicht seit heute erst, nothwendig. Auf diesem sicheren Aerntefelde eine vollkommene Novität gewinnen, einen ungehobenen Schatz aus der Erde graben, das ist ein reeller Vortheil. Obendrein stellt dies neue Stück ein Stück ur- und echtdeutschen Landes dar; mit ihm wird eine verloren gegebene Provinz erobert, nicht Elsaß oder Lothringen, auch nicht Schleswig-Holstein, aber eine fruchtbare Provinz unseres volksthümlichen Geistes, unserer heiligen Muttersprache, unseres unveräußerlichen National-Eigenthums. Und erst die moderne Schauspielkunst, die rathlos aus einer Theaterschule in die andere läuft und die ungeheuerste Mühe hat, auf der Bühne die falschen Lehren zu vergessen, die ihr eingebläut worden, sie findet im vollständigen Faust den gelegensten Exercierplatz für Menschendarstellung, für ideale Charakteristik, für höchstes Pathos und tiefsten Humor. Ein Faust und ein Mephisto, welche bisher nur bruchstückweise, verkürzt um ihr Ende, an den Gliedmaßen verstümmelt, zur Welt gekommen, gelangen, gleich Richard dem Dritten, gleich Falstaff, erst dann zur vollen Geltung, wenn sie die Rollen ganz geschaffen haben, wie sie der Dichter gedacht und geschrieben. Endlich für deutsche Metrik, welche vortreffliche Lehr- und Uebungsanstalt thut sich im Faust auf! Da ist einmal ein Vortragsmeister, der zeigen kann, wie die freien altdeutschen Vers- und Reimzeilen, der Trimeter, der Alexandriner, die lyrische Chorstrophe behandelt werden wollen, während der Lernende, in vielen Fällen auch der Ausgelernte, dermalen solche Handwerksgeheimnisse nicht einmal vom Hörensagen kennt und in der Praxis über den fünffüßigen Jambus nicht hinauskommt. Sogar die Trochäen der Schicksalstragödie, welche ehedem so volltönig über die deutsche Bühne dahinschritten, sind in Vergessenheit gerathen. Endlich gebietet denn doch wol die Pflicht der Pietät gegen Goethe dem deutschen Theater, seine vereinigten Kräfte und seine reichsten Mittel an des Meisters Meisterwerk

zu setzen. Daß wir dasselbe kritisch einbalsamirt haben und, mit Hieroglyphen bedeckt, wie eine Mumie im Glassarge ausstellen, wiegt die Wiederbelebung durch den Zauber der Bühne nicht auf. Wir haben Antigone und Sakuntalah, ein recht ungleiches Schwesternpaar, aus zweitausendjährigem Schlaf erweckt; wir retten, Jahr aus Jahr ein, was vom altenglischen Theater zu retten ist; wir naturalisiren bei uns Spanier und Italiener in ihren fremdartigen, weit entlegenen Stoffen und Erzeugnissen; wir laufen der französischen Jahrmarktswaare, wahren Spottgeburten aus Dreck und Feuer, mit der beflissensten Zudringlichkeit nach, überschätzen und übersetzen sie nach Herzenslust und tragen auf unserm Theater, dem wir so gern den prahlenden Titel „Nationaltheater" anhängen, ein schmähliches Joch geduldig weiter, nachdem es die wahre Nation in blutigem Kampfe siegreich abgeschüttelt. Das alles thun wir auf unserer kosmopolitischen Bühne, als gute Deutsche, die an sich zuletzt denken und zuerst an das Fremde. Aber Eines thun wir nicht; an Einem gehen wir seit fast einem halben Jahrhundert scheu oder träge vorüber, — an Faust!

Gesetzt nun, wir wollten, „viribus unitis," mit vereinten Kräften und dem Aufgebot aller Mittel, Dichter und Tonsetzer Hand in Hand, mit ihnen im Bunde Regie und Schauspielkunst, in ihrem Gefolge Balletmeister und Theatermeister, Decorationsmaler und Costümezeichner, Requisiteur und Beleuchter, der ganze Ameisenhaufen unter dem Podium, der Bienenschwarm auf den Brettern, die bunte Schmetterlingsschaar, die auch vor dem Flug in die Soffitten nicht zurückbebt, — gesetzt, wir wollten uns an die Ehrenaufgabe machen, die Arbeit angreifen, den Mißerfolg wagen, wo wäre anzufangen? Nirgends anders, als an der Redaction des Textes für die Zwecke der Aufführung. Eine solche Bearbeitung kann eigentlich nur unternommen werden mit dem Buch in der linken Hand und dem Rothstift in der rechten. Streichen und einrichten, so nennt das die Theatersprache, zwei Kunstausdrücke wunderlicher Weise von der Chirurgie borgend, wie wenn Regimentsarzt Schiller sie hergeliehen. Mit Worten läßt sich schwer ein Begriff geben von dem Gang, den diese reproducirende Thätigkeit einschlägt, von ihren Intentionen und Resultaten. Doch wollen wir versuchen, ein Gesammtbild der Gesammtaufführung zu geben, als ob dieselbe fix und fertig vor uns stünde; ein Bild in großen Zügen und mit nicht allzutrockenem Colorit. Eine Farbenskizze würde es der Maler nennen.

Goethe's Faust füllt im Drucke einen Octavband, 457 Seiten stark, von denen etwas mehr als ein Drittel auf den ersten Theil der Tragödie fallen. Diese Zweitheilung rührt bekanntlich vom Dichter her, ebenso die Gliederung des ersten Theils in Scenen, ohne Scheidung in Acte, des zweiten Theils in die herkömmlichen fünf Acte. Diese Ungleichmäßigkeit wird so zu erklären sein, daß Goethe während der Composition des ersten Theiles sich noch nicht Rechenschaft über Umfang und Gestaltung des Stoffs gegeben, vielmehr Scene auf Scene, in oder außer der Reihe, geschrieben und erst bei der Drucklegung des ganzen ersten Theils diese Scenen geordnet und zusammengefügt hat. Der zweite Theil hingegen trat ihm wol schon in bestimmter Form entgegen und wuchs sich nach dem Grundgesetze der dramatischen Poesie actweise aus. Wir möchten, aus theils innern, theils äußern Gründen, von der Zweitheilung abgehen und

den Faust als Trilogie behandeln. Nicht als ob aller guten Dinge eben drei sein müßten (omne trinum perfectum!), sondern weil der Stoff in eine Dreitheilung sich leicht zu fügen scheint, und weil wir auf dem wirklichen Theater die Einschnitte der Acteintheilung ungern missen, dagegen das gewaltthätige Zerreißen in zehn bis zwölf „Tableaux", die nur an losen Fäden zusammenhängen, gern vermeiden möchten. Wird doch auf den vielen Bühnen, wo die unselige Zeitepidemie des Zwischenvorhangs grassirt, jedes Stück ohnehin in eine beliebige Anzahl von Acten zerstückelt. Versuchen wir es, die Scenen des ersten und zweiten Theils in ein Schema zu bringen und neben einander zu stellen, so wird die Planmäßigkeit der Anlage und die strenge Symmetrie der Ausführung bis in die feinsten Einzelnheiten ersichtlich werden. Wie wir es in der Einleitung besprochen haben, bewegen sich beide Theile — abgesehen von der rein lyrischen „Zueignung" wie von dem, zur Handlung ebensowenig gehörigen „Vorspiel auf dem Theater" — fortwährend entweder in Parallelen oder in Antithesen, was sich folgender Maßen darstellen läßt.

Erster Theil.	Zweiter Theil.
1) Vorspiel im Himmel. Wechselgesänge der Engel. (Faust abwesend.)	1) Ouvertüre: Ariel und der Chor der Naturgeister. (Faust schlafend.)
2) Monodram: Osternacht.	2) Monolog: Frühlingsmorgen.
3) Spaziergang. Faust unter dem Volke.	3) Maskenzug. Faust bei Hofe.
4) In Faust's Zelle: Faust; Mephisto; Schüler.	4) In Faust's Zelle: Faust; Mephisto; Schüler als Baccalaureus.
5) Auerbach's Keller. Studentenscenen. („Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!")	5) (Vorangestellt:) Feuersbrunst im Kaiserpalast („Das Flammen-Gaukelspiel.").
6) Hexenküche; Zaubertrank.	6) Beschwörung der Helena.
7) Faust und Gretchen. Romantische Walpurgisnacht.	7) Faust und Helena. Classische Walpurgisnacht.

Dadurch, daß Goethe, wie wir schon gelegentlich bemerkt haben, zu lange für die Oekonomie des Werkes in der Liebestragödie verweilt hat, ist an den Abschlüssen beider Theile die Proportion ihrer einzelnen Glieder einiger Maßen gestört worden; der vierte und der fünfte Act des zweiten Theils entbehren des Seitenstücks im ersten. Sie sind, vielleicht deswegen, oder weil die Scenen auf den pharsalischen Feldern und am Peneios sich allzubreit gemacht, besonders knapp gehalten. Die Haupt- und Staatsaction im kaiserlichen Heerlager und das Culturbild von Faust's praktischer Thätigkeit werden mit wenigen, großen Theils symbolischen Zügen abgethan. Dagegen dehnt sich das Finale, Faust's Erlösung aus dem Banne des Bösen, wiederum gewaltig aus, und sehr wirksam klingt ein weicher Accord aus dem ersten Theil in dasselbe herein: unter den himmlischen Heerschaaren, welche Faust den Geistern der Unterwelt entreißen, erscheint Gretchen, für den gefallenen Freund hochherzig fürbittend, den entsündigten mit der Kraft des ewig Weiblichen heranziehend.

Bei der Behandlung dieses reichen Inhalts haben uns verschiedene Gesichts- und Richtungspunkte geleitet. Darunter steht obenan die Intention, den dramatischen Kern der Faustsage, wie ihn Volksbuch und Puppenspiel darstellen, aus den flachlichten Hülsen, in die er durch Goethe hineingeheimnißt worden, herauszuschälen, dem Theater zurückzugeben, was ihm gehört, was von ihm stammt, den magischen Apparat und das mittelalterliche Colorit keineswegs ausgenommen. In zweiter Linie führte unsere operirende Hand nicht jene vandalische Zerstörungslust, die in das frische Fleisch hineinschneidet, unbekümmert darüber, ob sie Gelenke und Adern eines künstlerischen Organismus trifft, sondern das durchaus conservative Princip, Auswüchse und Neugebilde zu beseitigen, Unwesentliches zu entfernen, damit das Wesentliche erhalten bleibe. Diesem Grundsatze sind namentlich im zweiten Theile zahlreiche Opfer gefallen, die zwecklosen Nebelgestalten im Maskenzuge, der ganze Homunculus, die tendenziöse Deutung des Euphorion auf Lord Byron, das mythologische Schattenspiel vor und in der classischen Walpurgisnacht, die wissenschaftlichen, zum Theil specifisch-literarischen, nicht selten polemischen Excurse; wogegen vom ersten Theil mehrere, bisher der Bühne fremd gebliebene Scenen restaurirt werden. Aus diesem Reproductions-Processe hat sich denn die folgende Formation einer neuen Faust-Trilogie ergeben.

Die „Zueignung" und das „Vorspiel auf dem Theater" fallen weg. Jene ist eines der schönsten lyrischen Gedichte, in welchen sich der Dichter mit sich und mit seinem Stoffe klar auseinandersetzt. Niemals ist das schmerzliche Gefühl des Alterns und des Fremdwerdens in der Welt, der Isolirung mit geliebten Jugendidealen tiefer, wahrer, ergreifender beschrieben worden, als in diesen herrlichen Octaven. Aber sie haben, als rein subjective Ergüsse, so wenig etwas mit dem Theater zu thun wie das Vorspiel, das zwar auf dem Theater vorgeht und die schärfsten Lichter auf dessen Zustände wirft, allein deßungeachtet, oder vielmehr eben deshalb, auf der Bühne keinen Platz und eher eine störende, als eine fördernde Wirkung hat. Der Zuschauer ist nicht der Leser; er soll nicht hinter die Coulissen sehen, auch nicht in die Zelle des Dichters, nicht einmal in die Werkstatt des Theatermeisters.

Unsre Faust-Trilogie umfaßt, gleich der Wallenstein-, der Vließ-, der Nibelungen-Trilogie, drei, an Umfang verschiedene Abtheilungen. Die erste derselben enthält nur zwei Scenen: das Vorspiel im Himmel; das Monodram. Die zweite beginnt mit dem Spaziergang und endigt in der Kerkerscene; die dritte ist congruent mit dem zweiten Theil des Originals.

Ueber die Nothwendigkeit des Vorspiels im Himmel haben wir gesprochen; dasselbe führt in die Handlung exponirend ein und perspectivisch auf deren Ende hin. Die Wette zwischen dem Herrn und Mephisto schürzt den Knoten; auf ihr beruht der Vertrag zwischen Mephisto und Faust. Da der „Herr" nicht auf der Bühne darstellbar ist (obgleich in den alten Mysterien die Personen der heiligen Dreifaltigkeit, zum Theil im derbsten Anthropomorphismus, auch travestirt, auftreten), so substituiren wir ihm den Erdgeist. Ihm war anfänglich von Goethe eine größere Rolle zugetheilt. Diesem Zuge folgend, bringen wir ihn in die Exposition und lassen ihn, außer in der Beschwörungsscene, auch

späterhin ein paar Male an entscheidenden Stellen erscheinen. Da er sich selbst definirt als die schaffende Potenz der Natur, den Repräsentanten unseres Planeten im Weltall, so kann ihm sowol eine Stellung über oder unter den Erzengeln, wie der wirksame Einfluß auf menschliche Existenzen, „Geburt und Grab", übertragen werden. Einzelne Wechselreden mit Mephisto erfahren unbedeutende Aenderungen. Den Schauplatz des Vorspiels stellt eine bewegliche, im Halbdunkel gehaltene Wolkendecoration vor; keineswegs eine Neuheit im Theater-Inventar. Nebel und Wolkengebilde wallen auf und ab, während die musikalische Introduction (keine Ouverture, nur ein kurzer, imponirender Instrumentalsatz) nach Aufgang des Vorhangs in allmälig verhallenden Accorden sich verliert. Die Wolken färben sich lichter; wir sehen in den offenen blauen Himmel hinein, der ganz mit Engelgestalten erfüllt ist, theils durch Kinder verschiedener Größe dargestellt, theils auf den Prospect gemalt. Wie italienische und spanische Meister die Himmelfahrt Mariä gemalt haben, so denken wir uns die Scene arrangirt; Engelgruppen, die sich auflösen und in einander übergehen, bald einen lustigen Reigen ausführen, bald in malerischen Stellungen auf Wolken sich lagern, einige mit dem Saitenspiel im Arm, andere Palmzweige schwingend. In der Mitte ein Thron, darauf der Erdgeist; um ihn die Elemente — nicht die zahlreichen der neuen Chemie, sondern das Quartett der alten Fibel: Luft, Wasser, Erde, Feuer. Nachdem die drei Erzengel ihre Strophen recitirt haben aber, mit Ausnahme des Refrains, nicht gesungen, sondern gesprochen, unter melodramatischer Begleitung des auf dem Schnürboden postirten Orchesters, — kündigt die plötzliche Verfinsterung des Schauplatzes und ferner Donner unter der Bühne das Nahen Mephisto's an. Die Wolken ziehen rascher durcheinander, von lautem Sturmwinde gepeitscht; einzelne Engel entfliehen, verschwinden. Aus dem Boden schlägt, unter Blitzen von unten nach oben, aus grau aufqualmenden Rauchwolken eine hohe, spitze Flamme empor, aus der sich, zuerst in unbestimmten Umrissen, dann scharf von schwefelgelbem Licht erhellt, die lange Gestalt des Mephistopheles entwickelt. Hierauf der Dialog: Mephisto, Erdgeist. Nach demselben schließt sich der Himmel in dunklen Wolken zu, auf deren Hintergrunde sich Mephisto's in das Riesenhafte gedehnte Gestalt abhebt. Er versinkt in Nacht, mit einigen frechen Trotzworten gegen den Erdgeist und schadenfrohen Drohungen wider Faust, die an Stelle seines humoristischen Abgangs treten und den Uebergang zum Monodram vermitteln.

Bei offener Scene verwandelt sich der Schauplatz in Faust's Zelle, so eng und finster wie der Himmel weit und licht gewesen, ein „verfluchtes dumpfes Mauerloch", durch die Studirlampe am Pult spärlich erleuchtet, mit geheimnißvollem Zaubergeräth, „Thiergeripp und Todtenbein" in wüstem Durcheinander, vollgepfropft. Die Hinterwand ist transparent, damit in dem gothischen Spitzbogen der Thüre die Erscheinung des Erdgeists sich bewerkstelligen läßt. Durch die kleinen, in Blei gefaßten Scheiben des hohen, aber schmalen Seitenfensters blickt der „volle Mondenschein" und zum Schlusse glühendes Morgenroth, das die ganze Bühne überfluthet. Wir denken uns die Zelle in einem Klostergange gelegen und die Kirche ganz nahe, so daß „Glockenklang und Chorgesang" der Auferstehungsfeier, obwol hinter der Scene ausgeführt, mit voller Kraft und

Deutlichkeit wirken. Die beiden Monologe Faust's, sowie die Beschwörung des Erdgeistes und der nächtliche Einbruch des nicht beschworenen Famulus bleiben, wie sie der Dichter geschrieben, die Bühne dargestellt hat. Zu ändern ist da nichts, zu streichen nur wenig, weil das ganze Monodram nicht viel über eine gute halbe Stunde dauert, mit dem Vorspiel keine ganze. Doch möchten wir „des Osterfestes erste Feierstunde" in ihr Recht eingesetzt sehen und hier die volle Gewalt der Musik, vocale wie instrumentale, zu Hilfe rufen. Der gottesdienstliche Act sollte an die österliche Feier in einer russischen Kirche mahnen. Statt dessen werden auf manchen Bühnen die Chöre, namentlich die weiblichen, so fürchterlich heruntergeschrieen, daß sie Faust in seinen Selbstmordgedanken eher zu bestärken als zu erschüttern vermöchten.

So weit reicht der erste Theil der Trilogie, nichts als eine doppelte Exposition enthaltend. Nach dem irdischen Kalender bestimmt, spielt die Handlung des Monodram's in der Nacht von Charsamstag auf Ostersonntag. Wo, braucht nicht bezeichnet zu werden. Doch möchten wir am liebsten an Wittenberg denken, die Wiege der Reformation, im Mittelalter eine der berühmtesten hohen Schulen, wo sich bekanntlich auch Prinz Hamlet Studirens halber aufgehalten. Es weht ein gewisser geschichtlicher Duft um die Stadt, welcher sie besonders geeignet macht, im Faust eine Rolle zu spielen. Diesen, den Magister und auch Doctor gar, stellen wir uns (um auch dies Détail zu erwähnen) älter vor, als ihn die meisten Schauspieler auffassen: einen Mann in den Vierzigern, dessen Haar und Bart merklich grau sind. Er hat schon zehn Jahre docirt, und Wunderknaben gab es damals unter den Professoren wol nicht. Aus unserer Annahme ergibt sich außerdem der Vortheil, daß die Wirkung des Liebes- und Vergnügungstranks in der Hexenküche durch die Veränderung aus dem Charakterspieler in den Liebhaber recht anschaulich wird.

Der zweite Theil der Trilogie, in fünf Acte zerfallend, schließt sich mit seinem Anfang unmittelbar an den ersten an. Während des Monodram's, das nur eine kurze Bühne erfordert, ist der „Himmel", der Schauplatz des Vorspiels, abgeräumt und die Decoration zur ersten Scene des ersten Acts gestellt worden: im Hintergrund eine mittelalterliche Stadt, über Wall und Graben herauslugend, mit einem praktikablen Thor, durch dessen dunkle Wölbung die Gruppen der Spaziergänger in doppelter Richtung, heraus, hinein, auftreten und verschwinden. Im Vordergrunde Landschaft mit dem ersten dünnen Frühlingsgrün; zur Seite eine vorstädtische Schenke, Tische und Bänke vor der Thür. Ein ländliches Orchester spielt muntere Tanzweisen auf und begleitet Rundgesänge. Kann die Zwischenactsmusik so geführt werden, daß sie aus der Kirchenmusik zur Osterfeier, die das Orchester nach dem Fall des Vorhangs aufnimmt, in dies Pastorale hinüberleitet, so wird dies den Wechsel der Stimmung zweckmäßig vermitteln. Wenn nicht, so thun es auch zwei abgesonderte Sätze, ein Nachspiel und ein Vorspiel. Nach letzterm rauscht der Vorhang rasch empor, und vor dem Zuschauer entfaltet sich, bereits in voller Bewegung begriffen, das bunte Genrebild, von welchem wir keinen Zug und keine Figur vermissen möchten. Die bisher gestrichenen Personen, der Bettler, die Alte, und besonders die Bauern, gehören wesentlich zur Vervollständigung des Ge-

mäldes: Oster- und Frühlingsfeier. Das junge Volk, Handwerksburschen, Schüler, Studenten, Bürgermädchen und Dienstmädchen, strömt in hellen Haufen aus dem Thore und über die Zugbrücke hervor. Die Alten kehren langsam in kannegießerndem Gespräch zurück; ebenso die Soldaten, durch die nahe Stunde der Thorsperre heimgerufen, zwar nicht in geschlossenen Gliedern, aber Arm in Arm marschirend, nach dem Tacte ihres hochcharakteristischen Chors. Die Bauern sind vor der Schenke unter der Linde gruppirt, die Burschen und Dirnen tanzend, Männer und Weiber hinter dem Kruge. Was der Franzose in der Oper aus dem Soldatenchor und dem Bauerntanz gemacht hat, zeigt den Weg der Verwerthung solcher Motive. Daß die Landleute Faust ehrerbietig begrüßen, im Andenken an seines Vaters und seine eigenen Verdienste zur Zeit einer schweren Epidemie, daß der alte Bauer ihm zutrinkt („Gesundheit dem bewährten Manne"), es sind scheinbar müßige, in Wahrheit bedeutungsvolle und wirksame Détails. Studenten und Schüler bilden die Mehrzahl der Menge; ist doch Wittenberg eine Universitätsstadt. Auch sie drängen sich an Faust, neugierig, scheu, zurückhaltend; der berühmte Lehrer, der berüchtigte und gefürchtete Zauberer imponirt ihnen. In Faust concentrirt sich das gruppen- und farbenreiche Bild. Seine Popularität, die Famulus Wagner laut anstaunt und still beneidet, webt um seine düstere Gestalt einen geheimnißvollen Schein. Sobald der Abend dämmert, zu Ostern noch zeitig, leert sich allmälig der Schauplatz. In der Stadt läuten die Vesperglocken; die Zugbrücke wird aufgezogen, das Thor knarrend geschlossen. Aus dem leichten Gewölke des Frühlingshimmels blinkt der Abendstern. Nun wird Faust, bisher in sich gekehrt und stumm, mittheilsam. Er setzt sich mit dem Begleiter auf einen Hügel im Vordergrunde nieder, dem Lieblingsziel seiner Spaziergänge, und während es vollends Nacht wird, bricht er in die wunderbare Rede aus, welche an naturmalender Kraft und weihevoller Seelenstimmung ihres Gleichen nicht hat. Aus dem dunklen Hintergrunde taucht dann, erst in fernen, dann in näheren Kreisen, der Pudel auf, feurige Spuren hinter sich herziehend. Wir brauchen ihn, auf dem Studentenbilde den Studentenhund, lebendig, leibhaftig, müßte auch für ihn ein neuer Hund des Aubry dressirt werden; welche Bestie übrigens, wie bekannt, ebenfalls eine symbolische gewesen, die Thiermaske, in der eine schöne Künstlerin gesteckt, dem fürstlichen Mäcen noch näher stehend, als sein brüderlicher Dichterfreund. Was auch, und mit Recht, gegen vierfüßige Mitwirker auf den Brettern eingewendet wird, es gibt Situationen, in denen sie nicht zu entbehren sind, ohne schwere Einbuße an Belebung der Scene und an Illusion. Also her mit dem Pudel, um jeden Preis. In Faust's Zelle, hinter dem Ofen, ersetzt ihn ein automatisches Kunstwerk, dehnbar an Umfang, Rauch und Feuer speiend. Zum Schlusse des Spaziergangs aber bitt' ich um den natürlichen Hund, und wenn ein solcher nicht zu beschaffen, um einen geschickten Balleteleven oder Schusterbuben, der täuschend verkleidet werden kann. Bellen darf er nicht. Die Höllenhunde sind stimmlos.

Aus der Landschaft verwandelt sich, ohne Zeitverlust und Mühe, der Schauplatz wiederum in Faust's Zelle. Sein Monolog, die Beschwörung und Erscheinung Mephisto's, das Gaukelspiel, welches derselbe durch seine Geister

aufführen läßt, um die Sinne des umstrickten Opfers (hier werden alle fünf ausdrücklich genannt) erst zu reizen, dann zu betäuben, kann nach dem bisherigen Bühnenritus beibehalten werden; nur der Chor hinter der Scene und das Traumbild auf der Scene, durch Flor- und Wolkenschleier halb verhüllt, verlangen eine discretere und geschmackvollere Behandlung, als ihnen gewöhnlich angedeiht.

Der zweite Act beginnt abermals in der Zelle. Auch hier nichts Neues von Bedeutung. Der Pact und die Verschreibung werden besonders durch zwei handelnde Personen hervorgehoben; von dem Augenblicke an, da er das verhängnißvolle Blatt und mit ihm seinen Mann im Sack hat, wird Mephisto schärfer, gröber, größer. Die berühmte Schülerscene, für die Handlung nicht nothwendig, eher aufhaltend, wird deßungeachtet beizubehalten sein, weil sich das Publicum dergleichen Bravourstücklein nicht nehmen läßt. Ihre Spitze, gegen den traditionellen Facultätenkram der deutschen Hochschule gerichtet, stumpft sich auf der Bühne in dem Maße von selbst ab, als sie gegenstand- und zeitlos wird.

Nach der Schülerscene bedarf der Abgang Mephisto's und Faust's einer prägnanten Darstellung. Sie treten ihre Rundreise an, erst „durch die kleine, dann die große Welt". Der Dichter schreibt vor, daß sie, in den Zaubermantel gehüllt und durch ein bischen Feuerluft behend vom Boden erhoben, durch die Lüfte davon fahren. Dazu hat er seinen guten Grund. Beim Aufbruch zu einer solchen Irrfahrt kann das Paar nicht gemächlich durch die Thüre abschlendern. Der Maschinist muß für ein Flugwerk sorgen, der Schneider für ein Zugkleid, welches entweder aus Mephisto's Mäntelchen von starrer Seide oder aus dem Professorentalar Faust's, den Mephisto noch trägt, einen, in weiten Falten herabwallenden Zaubermantel macht. Während die Zwei langsam emporgetragen werden, schlagen aus dem Boden grelle Flammen in die Höhe. Die Intention des Poeten erweiternd, möchten wir, daß diese Flammen den magischen Hausrath der Zelle ergreifen, die Quartanten und Folianten, die Instrumente und Gefäße zerstören, und daß die Zelle, von dichtem, dunklem Rauch erfüllt, so weit es geschehen kann, zusammenstürzt. Der Vorschlag bezweckt keineswegs den vielen Teufeleien, die aus der Sage in das Drama übergehen müssen, eine neue hinzuzufügen. Es soll vielmehr symbolisch ausgedrückt werden, daß Faust's bisheriges Leben in Rauch aufgeht; die enge Zelle, in welcher sein Geist einen so weiten Horizont umspannte, bricht hinter ihm in Trümmer.

Auerbach's Keller, die dritte Scene des zweiten Acts, bietet keinen Anlaß zu einschneidenden Aenderungen. Der Schauplatz verlegt sich darin von Wittenberg nach Leipzig, aus einer gelehrten Universitätsstadt in eine lustige, leichtlebige. Dem Schauspieler-Quartett der Studenten wäre zu empfehlen, daß sie ihren Rollen durch eine, nicht übertriebene, aber deutliche dialektische Färbung auf die Beine helfen. Probatum est. Frosch, „der sich sein Leipzig lobt", ein neugieriger, beweglicher Geselle, spricht sächsisch. Siebel, ein altes Haus der Studentenschaft, im Besitze eines Bierbasses und darum zum Schreien aufgelegt, der Schmeerbauch mit der kahlen Platte, das Weinfaß, gehört nach Bayern,

Brander, der Solosänger, in's Schwabenland, Altmayer, der indifferenteste, vielleicht nach Westfalen. Wo der Text sich nicht zur specifischen Mundart hergibt, da ist leicht mit kleinen Varianten abzuhelfen. Der Dialekt auf der Bühne wird an sich einer Rechtfertigung nicht bedürfen. In der griechischen Tragödie reden die Wächter, Boten, Sclaven in dorischer Zunge, dem ältesten und, gegen den jonisch-attischen, volksthümlichsten Dialecte, der freilich für gewisse Dichtungsgattungen, wie die Idylle, besonders ausgebildet worden war. Welche beispiellosen Erfolge in der deutschen Literatur der Gegenwart der Dialekt davongetragen hat, ist bekannt. Lassen wir also die vier Studenten in Auerbach's Keller nach Vermögen schwäbeln, sächseln, rheinländern. Daß das Lied von der Ratte, wie das vom Floh, unangetastet bleibt, versteht sich von selbst.

Von der Hexenküche, in welcher der zweite Act schließt, wird gleichfalls nicht viel Neues zu verlangen sein. Das Theater soll nur des Dichters scenische Vorschriften genau erfüllen, an den „Katzengeistern" und Affen nicht sparen und weder Mephisto's gemüthlichen Verkehr mit der Oberhexe, noch den wüsten Hokus-Pokus der letztern stören. Der Zuschauer muß immer fühlen, daß er sich in einer Volkssage des Mittelalters befindet. Die Erscheinung, welche Faust im Zauberspiegel sieht, ist bald auf Gretchen, bald auf Helena gedeutet worden. Beides mit Unrecht. Es ist wol nur das Weib, eine namenlose Schönheit, etwa wie die Venusse Titian's, gemeint. Der Spiegel, von Anfang mit einem Vorhang geschlossen, zeigt sie erst in unbestimmten Umrissen, die immer heller hervortreten, dann in dem blendendsten Lichte, das die Bühne aufstecken kann. Gewänne man eine mimische Künstlerin für die Aufgabe, die freilich nur eine äußerst natürliche ist, so wäre gar nichts dagegen einzuwenden, wenn Frau Venus, in der reizendsten aller (erlaubten!) Stellungen, zuerst regungslos und schlafend daliegend, unter entsprechender Musik hinter den Coulissen sich wie im Traume zu rühren begänne, die Arme dem verzückten Adepten entgegenstreckte und aus dem Rahmen und den Draperien, die beide prächtig und stylvoll arrangirt sein sollen, herauszuwachsen schiene; eine Pygmalion-Scene, halb malerisch, halb plastisch. Sobald die Hexe durch den Schornstein heruntergeprasselt kommt, verschwindet im Augenblick das Bild. Faust nimmt den brennenden Liebestrank von der Hexe und versinnlicht dessen Wirkung dadurch, daß er sich im Zwischenact aus dem Helden- oder Charakterspieler in den Liebhaber verwandelt oder doch umkleidet. Die Metamorphose ist schwierig; vielleicht gelingt sie am sichersten, wenn der Darsteller nicht nur Haar und Bart, Mantel und Tricots, sondern auch Gang, Haltung, Ton, Bewegung ändert.

Der dritte, vierte, fünfte Act, also die bei Weitem größere Hälfte des Drama's, gehören der Liebestragödie. Sie ist, und das mit allen Einzelnheiten, so tief in das Publicum eingedrungen, daß jeder Zusatz, jede Auslassung, sogar jede Abweichung von der herkömmlichen Bühneneinrichtung nur mit Vorsicht gemacht werden kann. Wir beschränken uns daher, die Reihenfolge der Scenen fast völlig beibehaltend, darauf, uns so nahe wie möglich an das Original und auch an die bisherige Darstellung zu halten. (Denselben wird ein helleres Licht, hier und da aufgesetzt, an andern Stellen wieder ein tieferer

Schatten übrigens nicht schaden. Ohne sie muthet Gretchens Kämmerlein und der Garten Martha's denn doch nachgerade ein wenig verblaßt an, die Sternblume durch unzählige Finger kahl gezupft.)

Zur Zeit- und Ortsbestimmung sei bemerkt, daß wir uns bei Beginn des dritten Acts in vollem Frühling befinden. Aus Wittenberg kurz nach Ostern abgereist, sind Faust und Mephisto, über Leipzig und durch die, auf keiner Landkarte verzeichnete Hexenküche beiläufig mit dem wunderholden Monat Mai in Gretchens Vaterstadt eingetroffen, in der wir am liebsten Frankfurt erkennen möchten. Die südliche Luft, welche durch das Paradies der Liebesscenen weht, stammt nicht von jenseits der Mainlinie. Und ein Gretchen aus Berlin — würde es nicht den Kritikern von der Spree sogar unmöglich dünken? Zum Schauplatz, auf welchem das erste Glück der Liebenden, die Begegnung und ihr erstes Unglück, der Tod Valentin's, sich begeben, habe ich mir den Domplatz ausgesucht, nur auf der Bühne um Vieles freier und weiter dargestellt, als es der wirkliche ist. Im Hintergrunde die Kirche, zu deren Portal einige Stufen führen; an sie angebaut der Schrein mit dem Marienbilde; ein Röhrbrunnen gegen die Mitte der Bühne; Gretchen's Wohnung vorn im Eckhaus, rechts oder links; gegenüber Marthens.

Vor Aufgang des Vorhangs kündigt ein Nachspiel auf der Orgel das Ende des Abendgottesdienstes an. Die Andächtigen verlassen die Kirche, am Ausgang von Bettlern, Blumenhändlerinnen, Höckerweibern angehalten. Unter den Letzten tritt Gretchen heraus, mit ihrer Freundin Lieschen, bisher aus dem Personenverzeichniß unbillig gestrichen; das Urbild eines schnippisch-naseweisen, grausamtugendhaften Backfisches, deren mustergiltiges Frankforter Deutsch aus jeder Zeile des Zwiegesprächs am Brunnen hervortönt. Die Freundinnen trennen sich vor dem Dom. Gretchen kommt allein in den Vordergrund, wo sie mit Faust, der sich an der Kirchenthür auf dem Anstand befunden, zusammentrifft. Darauf die Ansprache Faust's, die Antwort Gretchen's, welche mir niemals zum Dank gesprochen oder auch gesungen worden. Das Betretensein des ahnungslosen, überfallenen Mädchens, ihr momentanes Erbleichen und Verstummen, der gepreßte Ton der ersten Worte, die Hast der letzten, welche sie hervorstößt, während sie davonrennt, als ob der Kopf ihr brennte, die Flucht in ihr sicheres Heim, dessen Thüre sie vernehmlich hinter sich zuwirft und von innen verriegelt, — das alles habe ich auch bei hochberühmten Margarethen vergebens gesucht. Faust verfolgt sie bis an ihre Hausthür, wo ihm Mephisto begegnet. Von da bis zum Schlusse der Scene Alles nach Herkommen.

Für die zweite, Gretchen's Kammer, verlange ich ein Détail: sie muß einen Alkoven haben, darin das Bett (ein offenes, schmales, keusches, aber veritables Bett); daneben ein Schrank und ein bescheidenes Nachttischlein mit einem in Pappendeckel eingerahmten Stellspiegel. Es ist später Abend; Gretchen kommt mit der Lampe: Beides nach Goethe's Anweisung. Die stereotyp gewordene Anordnung der Regie, daß sie Wäsche zusammenlegt, als obligates Accompagnement zum König von Thule, gefällt mir nicht, aufrichtig gesagt. Ein sparsam erzogenes Bürgerkind macht solch ein Geschäft am Tag ab, nicht bei der theuren Oellampe. Ich ziehe Goethe's Vorschrift vor, daß Gretchen ihr Haar

öffnet, dessen blonde Massen sie wie ein Mantel umwallen, und sich auskleidet. Eine Toilettenscene nach Fra Diavolo braucht daraus nicht gemacht zu werden. Da sie das abgelegte Mieder in den Schrank im Alkoven verschließen will, findet sie den Teufelsschmuck, legt, nach kurzem Widerstand, die „Herrlichkeit" zur Probe vor dem Spiegel an, beleuchtet sich, so hell es die Lampe hergeben will, und schließt dann, nach geraumer, durch stummes Spiel ausgefüllter Pause, das kostbare Kästchen wieder weg. Mit dem schweren Seufzer: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles", löscht sie das Licht. Die Ohrringe hat sie, in Gedanken, behalten. „Ach, wir Armen!" Der Vorhang des Alkovens fällt zu. Tiefe Stille, während deren der Schauplatz aus Gretchen's Zimmer in den Domplatz zurückverwandelt. Faust und Mephisto, unter Gretchen's Fenster, vergebliche Parade machend — wie wär' es, wenn sie hinter der kleinen Gardine, den Maiglöcklein und Hyacinthen doch einmal hervorblinzelte? — ziehen los über die Confiscation des Schmucks. Jammerschade, daß diese kurze, aber köstliche Scene mancher Orten wegbleiben muß. Die folgende, in Marthens Dachkämmerlein, erleidet keine Veränderung, und nach Auslassung einer abermaligen, überflüssigen Unterhaltung zwischen Faust und Mephisto schließt die unantastbare Gartenscene, ein vierstimmiges Notturno voll unerschöpflichen Reizes, meisterhaft in einander geschlungen, den reichen Act. Daß der erste Kuß im offenen Garten gewechselt wird, ist das Einzige, was mich stört. Frau Martha's Hausgärtlein wird wol Raum haben für eine, aus voller Blüthe duftende Fliederlaube — Gaisblatt blüht im Mai noch nicht —, worin sich Gretchen verbirgt und durch Faust entdeckt wird. Kein Auge, als das des Vollmonds, blickt in die Laube. Der Himmel hängt voller Sterne, voller Geigen. Gute Nacht, Gretchen. „Bist doch ein arm' unwissend Kind!" Daß Du niemals wissend würdest!

Im vierten Act steigen bereits Wolken auf. Es ist Herbst geworden, früher, stürmischer Herbst. Faust flüchtet in Wald und Höhle. Er flieht vor sich selbst, vor Mephisto, — schon vor Gretchen. Der herrliche Monolog und das darauf folgende Zwiegespräch mit Mephisto, unverantwortlicher Weise an manchen Bühnen weggelassen, müssen bleiben, wenn auch mit einigen Censurstrichen. Darauf sinnt und spinnt Gretchen am Rade, — „Meine Ruh' ist hin", — aber in ihrer Kammer, nicht in Marthens entblättertem Garten. Dorthin verwandelt sich der Schauplatz erst bei dem Religionsgespräch zwischen dem liebenden Paar, das ein schrilles Hohngelächter Mephisto's beendigt. Die nächste Scene, des vierten Actes vierte, spielt wieder auf dem Domplatz, zuerst am Brunnen. Den kurzen, aber bedeutsamen Auftritt, in welchem Gretchen mit Lieschen beim Wasserholen zusammentrifft und beide über das Loos einer gefallenen Freundin discouriren, Lieschen schlag- und maulfertig verdammend, Gretchen einsilbig, bang, erbarmungsvoll, — diesen Auftritt haben alle bisherigen Bearbeitungen gestrichen. Ich stelle ihn her, weil mir ein Uebergang zu den, nun Schlag auf Schlag hereinbrechenden Ungewittern unerläßlich vorkommt. Gretchen hört zum ersten Male aus fremdem Mund die Stimme ihres Gewissens, das Urtheil des Volksgerichts über ihre Schuld. Mit ihrem gefüllten Krug schwankt sie zu dem Madonnenbild hinüber, die Astern zu begießen mit,

denen sie früh Morgens den Schrein geschmückt. Sie bricht zusammen auf dem Betschemel. „Ach, neige, du Schmerzensreiche", ... so ergießt sich aus dem blutenden Herzen, erst tropfenweise, dann stromweise, das Gebet der zertretenen Creatur. Von den Vorübergehenden blickt bald der Eine, bald die Andere kopfschüttelnd, achselzuckend auf die späte Beterin, die sich endlich aufrafft und in's Haus schleicht, nicht ohne sich scheu umgesehen zu haben, ob Niemand folgt oder kommt? Niemand. Auch Er nicht.

Die Nacht bricht ein, eine sternenlose, fast winterliche Nacht. In den Häusern ringsum erhellen sich einzelne Fenster, auch Gretchen's. Der Wind heult in den Schornsteinen und Wetterfahnen. Schwarz und schweigend liegt der Dom da, aus dessen Schatten später Mephisto und Faust sich heranstehlen, nachdem zuvor Valentin aufgetreten ist. Derselbe kommt übrigens nicht, wie in der Oper, gerades Wegs aus dem Felde; er ist schon länger in die Vaterstadt zurückgekehrt, hat von schadenfrohen Stadtklatschen das Unglück der Schwester gehört und sich vielleicht kurz vor dem unheilvollen Rencontre mit den zwei Fremden in der nahen Weinstube einen zornigen Rausch getrunken. Er belauscht das Ständchen, besser: die Katzenmusik, vor seiner Mutter Haus, stürzt hervor, beginnt die Rauferei und fällt als Opfer von Mephisto's teuflischen Fechterkünsten. Die Missethäter entfliehen, Faust besinnungslos von Mephisto fortgerissen. Der Platz wird laut; Nachbarn, durch Martha's Geschrei geweckt oder herbeigezogen, kommen mit Laternen und Fackeln. Endlich auch Gretchen. Lieschen fehlt gleichfalls nicht; sie ist streng im Urtheil, mild in der Empfindung. In ihren Armen sinkt die Freundin über des Bruders Leiche zusammen. Beileibe nicht in Marthens Armen, wie man es in der Regel sieht. Der Dichter hat mit dieser Einsicht beide, Martha und Gretchen, seit dem Sommerabend im Garten, einander nicht mehr nahe gebracht. Gretchen kennt nun die allzudienstfertige Rathgeberin und Aushelferin. Sie wird sich gewiß von Marthens Arm nicht unterstützen und führen lassen. Schaudernd weist sie die Berührung zurück.

Vom Domplatz geht die Handlung in das Innere des Doms über. Es ist ein grauer Wintermorgen, jedoch nicht der nächste nach der Mordnacht, die beleuchtete, schwarz ausgeschlagene Kirche überfüllt von Andächtigen, das Hochamt, ein Requiem für einen vornehmen Todten, in vollem Gange; Orgel und großes Orchester hinter der Scene. Vielleicht wird durch eine musikalische Einlage oder einen auf der Bühne gesungenen Chor so viel Zeit gewonnen, daß Gretchen sich in ein schwarzes Trauergewand werfen kann. Da sie blaß, verstört, abgezehrt hereintritt und einen Platz zum Niederknieen sucht, rückt alles Volk zur Seite, weit weg von ihr, Männer und Frauen, die Frauen am weitesten. Sie gleitet an einer Säule nieder. Die Säule öffnet sich geräuschlos; ein Kunststück, das die englische Theatermaschinerie im Macbeth für die Erscheinung Banquo's durch einen, in zwei gleiche, in und um einander bewegliche Cylinderhälften ebenso einfach wie täuschend bewerkstelligt. Aus der Säule tritt der böse Geist langsam, leise hervor, gehüllt in einen Schleier von derselben Farbe, wie sie die Säule hat: grau. Aber er — (oder richtiger: sie, denn eine weibliche, wenn auch tiefe, metallene Stimme muß sprechen) — sie also steht nicht Gretchen gegenüber, nach der herkömmlichen Anordnung, sondern

nach Goethe's Vorschrift hinter Gretchen, sich immer tiefer auf sie herabbeugend. So raunt sie ihr halblaut, aber scharf, die von dem lateinischen Text des Requiems unterbrochenen Donnerworte in's Ohr. Gretchen, flau geworden in der frühen Morgenstunde, bedrückt von der glühendheißen Stickluft in der gedrängt vollen Kirche, lallt ihre kurzen, abgebrochenen Sätze, schaut sich irr um, tastet nach einer hilfreichen Hand.... Aber Niemand springt ihr bei, der Geist ist zurückgeschritten in die Säule. „Nachbarin, Euer Fläschchen!" Eine mitleidige Ohnmacht und der langsam fallende Vorhang bedecken die Arme.

Für den fünften Act verlange ich das Unerhörte: eine wandelnde Decoration. Der Oper ist sie nichts Neues: Der Feensee, Oberon, wol auch viele Märchen- und Zauberpossen besitzen sie längst. Im Faust soll sie die „Walpurgisnacht" möglich machen, die bisher noch tiefer als „nicht bühnengerecht", die „nicht bühnenmöglich" classificirt worden ist. Ich denke mir aber, wenn die Wolfsschlucht mit der wilden Jagd durch die Lüfte, mit dem augenrollenden und flügelschlagenden Uhu auf dem Baumstamm, mit der feuerspeienden Wildsau und anderen Herrlichkeiten bühnenfähig geworden sind, kann es auf ihre alten Tage die Walpurgisnacht auch werden, natürlich nach energischer Reinigung des an das antike Satyrspiel streifenden Textes, namentlich mit gänzlicher Auslassung des Walpurgisnachtstraums, der blos ein Einschiebsel, ein „Intermezzo" ist. Die Naturschrecknisse des Hexenberges, die Stimmen der Höhe und der Tiefe, die wüsten Erscheinungen und Spukgestalten, die Geisterreigen, sie müssen in Verbindung mit einer infernalischen Musik und mit der durch Nacht und Nebel panoramenartig dahinfliegenden Decoration einen so gewaltigen Eindruck machen, daß allen Zuschauern schwindlig wird. Dazu passen Mephisto's Prachtreden vortrefflich, der in dieser Scene erst die Höhe seiner Rolle ersteigt. Für die Aufnahme des phantasievollen Nachtstücks spricht außer solchen allgemeinen Gründen noch ein besonderer: Faust erfährt erst durch eine gespenstische Erscheinung auf dem Blocksberg Gretchen's furchtbares Schicksal. Nach Valentin's Tod aus Frankfurt entflohen, hat er während der Zeit zwischen Winter und Walpurgisnacht, d. h. erstem Mai, ruhelos die Welt durchstreift, ohne von Gretchen etwas zu sehen und zu hören. Mephisto führt den von den Furien der Reue gepeitschten Zögling der Hölle auf deren Eliteball. Da sieht Faust die Geliebte, oder glaubt sie zu sehen, ein blasses, schönes Kind, das allein und fern steht, mit geschlossenen, will sagen: mit gefesselten Füßen sich langsam fortschleppt und um den weißen Hals ein rothes Schnürchen trägt, blos von der Breite eines Messerrückens. Wie der Blitz durchzuckt ihn eine Ahnung der furchtbaren Wahrheit. Mit ein paar Worten oder Wechselreden, die, der Deutlichkeit wegen, eingeschoben werden, reißt er den Begleiter fort, den Berg hinab, über das Blachfeld, am Rabenstein vorüber, — alle diese Wechsel versinnlicht die wandelnde Decoration, — und erst vor dem Gefängniß Gretchen's kommt die athemlose Hetzjagd zum Stehen. Im rapidesten Tempo dahinbrausend, muß die Scene von entschiedener Wirkung sein, auch wenn sie nicht von den zwei Rappen getragen wird, welche Goethe vorschreibt. Nachdem Mephisto das schwere Gefängnißthor geöffnet, nicht mit einem Dietrich, sondern durch einen Wink seiner Hand, stürzt Faust hinein, Mephisto folgt. Dann

verwandelt sich der Schauplatz in das Innere des Kerkers, in Gretchen's Zelle. Von da bis zum Ende des Acts und des ganzen Theils geht Alles in gewohnter Weise vor sich. Die Stimme von oben, welche, im Widerspruch mit Mephisto's Gericht, die Rettung Gretchen's verkündigt, sie kommt vom Erdgeist, der eine schwere, aber gebüßte Schuld tilgt und die Rechnung des jungen, freventlich hingemordeten Lebens abschließt, während der härter belastete Verbrecher, von dem bösen Geist durch das befehlende: „Her zu mir!" auf's Neue unterjocht wird und so als der eigentliche Gerichtete aus dem Gottesurtheil hervorgeht.

Wollte ich den hiernach beginnenden zweiten Theil (nach trilogischer Gliederung den dritten) mit gleicher Ausführlichkeit behandeln wie den ersten, so bliebe mir nichts übrig, als ihn, da er unbekannt ist, abzuschreiben und scenische Anordnungen oder Aenderungen des Textes oder Zusätze und Striche in demselben überall an Ort und Stelle einzuschalten. Das ist weder möglich, noch nöthig. Goethe selbst hat die Eintheilung dieses Theils in fünf Acte mit fester Hand gemacht, — ich ziehe sie in vier zusammen, — und da ein Neubau sich in der Regel rascher und leichter vollzieht als eine Restauration, kann auch der Entwurf der Einrichtung für ein dem Theater völlig neues Stück mit wenigen Zügen deutlich gemacht werden. Als maßgebende Standpunkte der Bearbeitung stelle ich drei Forderungen voran. Erstlich: Goethe's zweiter Theil darf nicht in ein bloßes Schaugericht verflüchtigt werden, wozu das Maskenfest bei Hof, die Heereszüge, die Zwei-Kaiserschlacht leicht verleiten. Zweitens: Dichtkunst und Tonkunst müssen selbständiger als im ersten Theil eingreifen, Uebergänge vermitteln, erläuternde Einlagen an rechter Stelle anbringen; handelt es sich doch um einen Umguß, der ohne Beimischung eigenen, wenn auch unedleren Metalls, ohne Legirung nicht gelingt. Drittens: Faust, von dem objectiv gewordenen Goethe über Gebühr in den Hintergrund gedrängt und durch Massenscenen gedeckt, soll in sein ursprüngliches Recht wieder eingesetzt werden, als Mittelpunkt der Handlung sichtbarlich und thätig hervortreten und den leitenden Gedanken des Werkes, die innere Entwicklung und die äußere Erziehung des Menschen durch die „große Welt", zur Anschauung bringen.

Bei Beginn des dritten Theils der Trilogie finden wir unsren vielgeprüften Helden wieder in einer „anmuthigen Gegend", die wir uns, nach Goethe's eigener Erklärung, am Ufer des Vierwaldstätter Sees und im Frühjahr zu denken haben. Die Elfen, als Naturgeister, wiegen, von Ariel geführt, in Wechselgesängen, welche Aeolsharfen begleiten, den wander- und lebensmüden Dulder in kräftigen Schlummer. Die vier Strophen, den vier Jahreszeiten gewidmet, — Abend, Nacht, Morgen, Tag, — werden, des vollen Verständnisses wegen, besser gesprochen als gesungen. Nachdem Ariel den majestätischen Sonnenaufgang verkündet, schlüpfen die Elfen in Mauern, Felsen und Laub zurück; ein Auftritt, der sich, mit einer Mendelssohn'schen Musik ausgestattet, vortrefflich sceniren läßt. Faust erwacht mit einem an sich wunderbar schönen Monolog, welchem für das praktische Bühnenbedürfniß nur Eines fehlt: ein Verbindungsglied mit dem zweiten Theil. Der Vergangenheit muß wenigstens in einigen Worten, reuig und sühnend, gedacht werden. Die ganze Scene ist so kurz, kaum vier Seiten im Druck enthaltend, daß sie nur als Vorspiel gilt.

Der erste Act fängt im Thronsaal der Kaiserpfalz an, der zu einem Staatsrath unter Vorsitz des, mit dem Hofstaat in Gala und großem Gefolge nahenden Kaisers abgehalten werden soll. Für diesen Kaiser nimmt Goethe weder Karl den Fünften noch Maximilian den Ersten an, zu deren Hoflager das Volksbuch seine Helden führt, sondern eine erdichtete Persönlichkeit, die uns als jung, unerfahren, genußsüchtig und wenig gewissenhaft vorgestellt wird. Entsprechender Weise sind seine obersten Hof- und Staatsbeamten keineswegs schmeichelhaft geschildert, so daß Faust, ihnen gegenüber, den idealen, gemeinnützigen Reformpolitiker darstellt, während Mephistopheles sich in der dankbareren Rolle des Hofnarren einführt. Die ganze erste Scene, obwol mit einer feierlichen Thronrede und durch trostlose Minister-Vorträge eingeführt, läuft auf ein Gaukelspiel Mephisto's hinaus, der zur Füllung des Staatssäckels Papiergeldfabrik und Schatzgräberei empfiehlt, und auf einen leichtsinnigen Mummenschanz zur Feier des Carnevals, aber nach italienischer Manier, auch einen glänzenden Maskenzug, dergleichen der Kaiser unlängst in Italien kennen gelernt hat. In der zweiten Scene sehen wir diesen Maskenzug in den reichdecorirten Prunkgemächern des Renaissance-Palastes veranstaltet. Von dieser, mit hohlen Nebenfiguren und abgestandenen Anspielungen vollgestopften Hofredoute bleibt nur stehen, was auf das öffentliche Leben und auf Faust-Mephisto's Absichten Bezug hat; natürlich auch die Hauptfiguren, der Kaiser als Pan, Faust als der Reichthümer-spendende Plutus, als erklärender Festordner Mephistopheles. Alles Uebrige verfällt dem Rothstift; sogar die geliebten Vierfüßler, ein Elephant, von der „Klugheit" geleitet, und das Drachengespann an Plutus' Wagen sammt dem undeutlichen Knaben Lenker. Dagegen bleibt der Schluß wiederum stehen, der Brand, mit welchem Plutus anfangs das goldgierig andrängende Volk zu versengen droht, der aber endlich wirklich den Kaiser (Pan) und den Festsaal ergreift; nur ein „Flammengaukelspiel", welches das Abenteurer-Paar im nächsten Auftritt (kaiserlicher Lustgarten) so geschickt zu entschuldigen weiß, daß der Kaiser sich sowol mit dem „Scherz", wie mit dem inzwischen ausgeführten Assignatentrug zufrieden erklärt. Die darauf folgenden drei Scenen (in einer Galerie und in zwei Sälen des Palastes) ziehen wir, übrigens mit voller Schonung des Textes, in eine einzige, die letzte des ersten Acts, zusammen, so daß Faust's Gang zu den Müttern, der Hofcercle, in welchem Mephisto seine lustige Zaubererrolle als Leibarzt weiter spielt, die Beschwörung und die Erscheinung Helena's und Paris', im Zusammenhang dargestellt werden. Den Actschluß beschreibt Goethe so vortrefflich, daß man ihm nur zu folgen braucht, um den wirklichsten Knalleffekt herauszubringen: „Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf. Finsterniß. Tumult."

Der zweite Act führt im Original zurück nach Wittenberg, in Faust's verlassene Zelle, dermalen von Ehren-Wagner, dem Professor gewordenen Famulus, bewohnt. Von ihm, vielmehr von seinem Kunstmenschen Homunculus, den er auf chemischem Wege in der Retorte hervorgebracht, gedenkt Mephistopheles den Gefährten in das Land seiner Sehnsucht, auf den classischen Boden der idealen Schönheit, in die Heimath Helena's führen zu lassen, worin der Teufel keine Macht besitzt, wol aber die Wissenschaft. Dieser zwerg- und

schattenhafte Homunculus, an dessen Deutung sich schon Hunderte von Collegen den Kopf zerbrochen haben, würde auf der Bühne, wenn auch zur Darstellung, doch durchaus nicht zum Verständniß zu bringen sein. Ich streiche ihn deswegen unbedenklich fort, ebenso unsern alten Plagegeist, Wagner, überhaupt beide Scenen in der Zelle und im Laboratorium, trotz ihres tief-ironischen und humoristischen Gehalts. Um eine Figur ist es dabei jammerschade: den Baccalaureus, in den sich der Schüler-Fuchs des ersten Theils reizend ausgewachsen hat. Dieser greise Jüngling ist zum Küssen, wenn er alle bisherige Wissenschaft für nicht wissenswürdig erklärt, dem Teufel in's Gesicht dessen Existenz bestreitet und ihm, der in der Maske eines alten Studenten sich eingeführt hat, in voller Seelenruhe vordemonstrirt, am besten sei es, Alles, was über dreißig, todtzuschlagen. Als wäre dies unvergleichliche Charakterbild heute gemalt, so trifft es unsere soi-disant Jugend, der man faustdick den ekelhaften Culturbrei des allerneuesten Europa's um das große Maul schmiert, zusammengerührt aus romanischem Materialismus, germanischem Pessimismus und slavischem Nihilismus.

Ueber diese Episode hinweg gelange ich mit einem tüchtigen Sprunge bei Anfang des zweiten Aufzugs sogleich auf das Schlachtfeld von Pharsalus, in die Vorbereitungen zur classischen Walpurgisnacht. Auch hier bleibt, so zu sagen, kein Stein auf dem andern. Aus dem, wohlgezählt 44 Seiten langen mythologischen Schattenspiel, das diesmal wirklich nicht blos „nicht bühnengerecht", sondern einfach nicht bühnenmöglich ist, rette ich nur, was zur Hauptsache, zu den Hauptpersonen gehört: die reinen, deswegen auch bekannten und verständlichen Gebilde der griechischen Mythologie, durch welche sich Faust zum Urbild der Schönheit hindurchfindet, und ihre Gegensätze, das Groteske und das Häßliche, an das sich Mephisto anschließt. Den Schauplatz baue ich nach des Dichters schöner Beschreibung: die Ebene von Pharsalus, von Wachtfeuern glühend, bedeckt mit Zelten, vom „unvollkommenen" Monde hell beleuchtet. Dort, wo die Entscheidungsschlacht über die Weltherrschaft zwischen Cäsar und Pompejus geschlagen worden, bereitet sich, wie ein Nachspiel oder ein Abbild derselben, ein Geisterkampf vor, dessen Zeugen und Zuschauer Faust und Mephisto sind, letzterer wieder in seiner natürlichen Führerrolle, beide eingeführt durch einen kurzen Zusatz, in welchem erklärt wird, wie und warum sie gekommen: durch Faust's festen, alle Hindernisse überwindenden Willen und sein Streben nach Helena's Besitz. Was in der ganzen Scene, die sich durch zwei andere, am Peneios und am ägäischen Meere, fortsetzt, Unpoetisches ist, oder Veraltetes, oder Verschrobenes, — und dessen ist nicht wenig, — ich lasse es fort. Es bleibt gerade genug über, um der Intention Goethe's gemäß, auf Helena's Erscheinung vorzubereiten und die Intention des Bearbeiters auszuführen: ein phantastisches Nachtstück, das sich seines unwirklichen Charakters bewußt ist und nur für ein dramatisirtes Märchen sich gibt, etwa wie Shakespeare's Sommernachtstraum. Damit diese Auffassung unverkennbar bezeichnet werde, kann die ganze Scene hinter einem durchsichtigen Gazevorhang gespielt werden. Dasselbe geschah hier und da mit dem geträumten Theil von Grillparzer's „Traum ein Leben".

Durch die nothwendigen Abkürzungen schrumpft der Umfang der classischen Walpurgisnacht so zusammen, daß sie nicht mehr als selbständiger Act, wie im Original, besteht. Sie dient als Introduction, an welche sich „Helena" sofort anschließt. Hier stehen wir wieder auf festem Boden, wenigstens festem Bühnenboden, da die Einrichtung der griechischen Bühne dem heutigen Zuschauer durch Antigone geläufig geworden ist. So kann denn die Scenirung dieses wunderschönen, wenn auch wunderlichen Geschöpfs, das zwischen Himmel und Erde schwebt, zwischen Tod und Leben, zwischen Alt-Griechenland und Neu-Deutschland, zwischen Classik und Romantik, genau nach Goethe's Absicht und Angabe, fast ohne Striche im Text, bewerkstelligt werden. Nur Eines möchte ich dazu bemerken. In der Labdakiden-Trilogie, beide Theile des Oedipus und Antigone, plaidire ich für gesungene Chöre, in der Helena für gesprochene. Ist das Inconsequenz? Ich glaube nicht. Goethe steht uns, selbst in dem labyrinthischen Faustgedicht, näher als Sophokles; zu diesem brauchen wir eine Brücke, welche die Tonkunst schlägt, zu jenem nicht. Helena ist, auch bei Gaslicht besehen, gar kein hellenisches Drama; es thut nur so, es hellenisirt — ohne Wortspiel — das deutsche Mittelalter. Im Uebrigen Musik, so viel man will: Musik beim Einzug der Heereshaufen, den ich mir ungefähr wie die ähnliche Scene im Lohengrin arrangirt denke; Musik zu dem Liebesidyll in Arkadien; Musik, und das eine erschütternde Trauermusik, zu dem Versinken Helena's in die Unterwelt, aus der sie gekommen. Daß ich Euphorion, Faust's und Helena's Sohn, völlig streiche, glaube ich früher schon erklärt zu haben; ich halte ihn, mit schuldiger Ehrfurcht vor Goethe gesprochen, für einen leiblichen Vetter des Homunculus, beide nicht lebensfähig auf dem Theater; was denn ein großer Unterschied ist von dem „nicht bühnengerecht".

Den vierten und den fünften Act des Originals können wir kurz zusammenfassen, da mit der Darlegung ihres Inhalts auch die Methode ihrer Scenirung gegeben worden ist. Sie versinnlichen, stark allegorisch, das heroische Zeitalter Faust's, der sich thätigem Wirken, zuerst im Felde, dann auf dem Felde zuwendet. Was wir Günstiges über den poetischen Werth beider Acte geurtheilt haben, welche den dritten und vierten Act des dritten Theils der Trilogie bilden, das bestätigt sich ohne Zweifel auch in der Feuerprobe der Bühnendarstellung. Der Monolog Faust's zu Anfang des vierten Acts, eines der frischesten und kraftvollsten Stücke des Werkes, und der lustige, sinn- und stachelreiche Dialog mit Mephisto leiten wirksam ein. Dann folgt die Schlacht, zwar mit symbolischen Gestalten gefochten und von leichten Nebeln der Allegorie bedeckt, allein auf dem Theater effectvoll. Und die steife Haupt- und Staats-Action am Ende des Acts geht zuverlässig in's Blut, tiefer und anregender als irgend ein modernes Tendenz-Drama. So können wir, beinahe Schritt für Schritt, dem Dichter nachgehen und werden namentlich in der herrlichen Scene von Faust's Tode, und in dem Nachspiel im Himmel, — für das wir zum letzten Male auch den Erdgeist beschwören, freilich mit tüchtigen Kürzungen und Aenderungen des einigermaßen aus- und weitschweifenden Textes, bis zum Schlusse uns in aufsteigender, nicht in abfallender Linie bewegen. Der giftige Vorwurf, welchen man gegen das kirchliche Element in diesem Schlusse erhoben hat: der pro-

testantisch anfangende Faust endige katholisch, bringt in die volltönige Harmonie des herrlichen Finales keinen Mißlaut. Katholisch steht hier gleich symbolisch, das Humanistische über dem Dogmatischen. Auch wer nicht Mystiker ist, nicht an Engel glaubt, nicht auf die Kraft des Gebets und der Fürbitte schwört, wird gerade nach der letzten Scene nicht ohne Andacht im edelsten Sinne des Wortes das Buch, die zweite deutsche Bibel, aus der Hand legen oder den Vorhang über dem Drama der Menschheit fallen sehen.

Wir stehen am Ziele. „Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan;" was, streng genommen, gar nicht beschrieben werden kann, ich hab' es beschrieben: die lebendige Bühnen-Aufführung eines scheintodten dramatischen Gedichts. Zum Schlusse möchte ich nun noch auf das Wo? Wie? Wann? dieser Aufführung hinweisen. Ich denke an keines der bestehenden Hoftheater, da selbst das reichste mir als Basis für ein solches Unternehmen zu specifisch erscheint, sondern an ein neutrales freies Terrain, an Bayreuth, wie an ein deutsches Olympia. Dort hat die Kraft Eines Mannes, mit den Mitteln eines Volkes, ein Werk der Zeit geschaffen, den Schauplatz für nationale dramatische Festspiele idealer Gestalt und Richtung. Soll das Wagner-Theater, nachdem die großartige Aufgabe seines Schöpfers, der Nibelungen Ring, gelöst worden, unbenützt und leer stehen? Wie, wenn in Olympiaden-Intervallen cyclische Darstellungen hervorragender classischer wie moderner Bühnen-Stücke, oder Gesammtgastspiele von anerkannt ersten Bühnenkünstlern vor einem Elite-Publicum veranstaltet würden? Wenn einer von diesen Festtagen im Theater-Kalender der Zukunft der Faust-Trilogie gehörte? Ich spreche von einem Festtage, und ich meine in der That, daß ein einziger voller Tag der eng zusammenhängenden Darstellung des ganzen Werks gewidmet sein sollte. Ist man doch, seit dem Vorgange Frankreichs, — von dem Beispiel unserer Sommerbühnen nicht zu reden, — an Theatervorstellungen bei Tag gewöhnt, die ja in früher Zeit Regel, nicht Ausnahme gewesen. Auch über die Wahl des Tages bin ich mit mir einig: der achtundzwanzigste August, der Jahrestag der Geburt Goethe's. Wie Bayreuth örtlich im Mittelpunkt Deutschlands gelegen ist, so steht dieser Tag zeitlich auf der Höhe des Jahres, inmitten der herkömmlichen Reise- und Bade-Saison, innerhalb der Ferialzeit der Gerichtshöfe, der Hochschulen und Akademieen, an der Schwelle der Spielzeit der maßgebenden Theater, so daß sie alsdann vergleichsweise am leichtesten ihre Mitglieder entbehren werden. Wir lesen in den Schilderungen begeisterter Kunsthistoriker von dem unaussprechlich erhabenen Eindruck, den das griechische Theater gemacht, wenn vor dem aus allen Theilen des Landes versammelten Volk, das, Kopf über Kopf, hingelagert war auf den im weiten Halbkreis hoch emporsteigenden Marmorsitzen, das styl- und prunkvolle Schauspiel einer Trilogie feierlich vorüberzog. Da soll es sich zum Beispiel in Athen zugetragen haben, daß in dem Augenblick, als rhythmisch gemessenen Ganges und mit priesterlicher Würde der Chor in die weite Orchestra eintrat und den herrlichen Gesang aus Antigone anstimmte: „Strahl der Sonne, du schönstes Licht," — daß in demselben Augenblick wirklich der erste Sonnenstrahl hinter der Ebene von Marathon heraufblitzte und das großartige Rundgemälde mit einem Rahmen aus reinstem Golde umfaßte. Nun denn, wir haben eine nationale Trilogie, ge-

waltiger als irgend eine, vor oder nach ihr geborene. Ein volksthümliches Festtheater werden wir haben, sobald wir es ernstlich wollen; an kunstliebenden, sogar kunstübenden und deshalb freigebigen Mäcenen fehlt es in der Gegenwart keineswegs. Was hindert uns also, unsern Goethetag in Bayreuth mit Faust zu feiern? Den ganzen Wallenstein an einem Tage hat Weimar am Schillertage, Mittwoch, den 11. November 1863, geboten, von eilf bis zwölf Uhr Wallenstein's Lager, Die Piccolomini von zwei bis halbfünf, und von sechs bis zehn Wallenstein's Tod. Und ich darf, ohne Ruhm zu melden, versichern, daß sowol das Stück, wie Schauspieler und Publicum ihre Schuldigkeit gethan haben, sogar weit mehr als ihre Schuldigkeit. Wie ich denn überhaupt während meiner dramaturgischen Praxis mich überzeugt habe, daß gerade für die größten und schwierigsten Aufgaben trotz heißer Arbeit die Schauspieler, auf welche es zuletzt doch am meisten ankommt, und die Zuschauer in entscheidender Majorität am leichtesten zu erwärmen sind. Wer, wie es mir ein günstiges Geschick — (unberufen!!) — beschieden hat, in der deutschen Theatergeschichte seßhaft ist mit dem Münchener Gesammtgastspiele, dem Weimarischen Wallensteintag, der Wiener Shakespearewoche, der darf wol auf einen Bayreuther Faust- und Festtag einstweilen von Weitem hinzeigen, ohne darum leichtfertiger Projectenmacherei oder unwürdiger Reclame sich zeihen lassen zu müssen. Soll aber einmal die Reclame angezeigt sein, — der Brutus sagt's, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann, — so will ich lieber fortfahren, für Shakespeare, Molière, Goethe die große Trommel zu schlagen, die es, Gottlob, nicht nöthig haben, als für.... Andere, die es, leider, nöthig haben, bei denen es jedoch, wiederum: Gottlob, nichts hilft.

Wie aus einer Dichtung Geschichte wird.

Von

Adolf Stahr.

I.

Einleitungsbrief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

Werthester Herr Doctor!

Im October vorigen Jahres las ich in dem Rundschauhefte dieses Monats einen Aufsatz: „Das Hermanns-Denkmal und der Teutoburger Wald" (Rundschau II. Jahrg., I. Heft, Seite 121—128), dessen ungenannter Verfasser bei Gelegenheit der kurz zuvor stattgehabten Einweihung des Bandel'schen Arminius-Denkmals Nachrichten über Leben und Schicksal des großen deutschen Nationalhelden und über die Geschicke seiner Familie zusammengestellt hatte.

In diesem sonst von edelster patriotischer Gesinnung erfüllten Aufsatze stieß ich (S. 125) auf eine Stelle, deren Inhalt wol geeignet war, mich zu befremden und in Verwunderung zu setzen.

Es war dort nämlich die bekannte Stelle aus Tacitus' erstem Buche der Annalen angeführt, in welcher der römische Historiker über die würdige Haltung von Arminius' gefangener, durch den eignen Vater Segestes verrathener Gattin Thusnelda den Römern gegenüber, berichtet. Die kurzen Worte, welche Tacitus über das spätere Schicksal des Knaben, den sie in der Gefangenschaft gebar, hinzufügt, lauten (Ann. I, 58): Arminii uxor virilis sexus stirpem edidit; educatus Ravennae puer quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo, d. h. zu Deutsch: „Arminius' Gattin gebar (in der Gefangenschaft) ein Kind männlichen Geschlechts, der Knabe wurde zu Ravenna erzogen, und ich werde seiner Zeit berichten, durch welch' ein schmähliches Zufallsmißgeschick er nicht lange darauf zu Grunde gegangen ist." Bekanntlich fehlt uns derjenige Theil von Tacitus' Geschichtswerke, in welchem der Geschichtschreiber über das Unglücksgeschick von Arminius' einzigem Sohne berichtet hat, und da alle andern uns erhaltenen Quellen ebenfalls darüber schweigen, so ist uns leider die Kenntniß desselben für immerdar entzogen.

Um so mehr erstaunte ich daher, als ich las, daß der ungenannte Verfasser des Rundschauaufsatzes das Gegentheil aussprach, ja jene Kenntniß als eine allgemein bekannte Sache betrachtete. Er setzt nämlich zu den auch von ihm angeführten Worten des Tacitus die einfache Bemerkung hinzu: „Man kennt dieses Mißgeschick des nachmaligen Fechters von Ravenna." Im ersten Augenblicke, nachdem ich diese kühne Versicherung gelesen, daß „man", d. h. also so ziemlich Jedermann, eine Sache kenne, von der ich bisher ehrlich geglaubt hatte, daß kein Mensch auf Erden etwas darüber wisse oder wissen könne, war ich so verdutzt, wie es in ähnlichem Falle wol Jeder sein muß, der etwas absolut Neues und Unerhörtes als einfache Alltäglichkeitssache vortragen hört. Diese meine Verdutztheit hinderte mich sogar einen Augenblick, den Worten, „der nachmalige Fechter von Ravenna", mit welchen der Verfasser den Sohn des Arminius und der Thusnelda bezeichnet hatte, die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Als ich dies jedoch unmittelbar darauf that, dämmerte mir plötzlich eine alte Erinnerung auf, welche mir sofort das Räthsel erklärte und mich erkennen ließ, daß der Verfasser des Rundschauartikels den erdichteten Helden eines modernen Drama's und dessen erdichtetes, allerdings sehr schmähliches Endschicksal in gutem Glauben für historische Wahrheit genommen habe!

Gestatten Sie mir daher, daß ich jetzt thue, was ich unmittelbar nach der Lectüre des betreffenden Rundschauheftes, von schwerer, auch heute noch nicht völlig überwundener Krankheit niedergeworfen, zu thun verhindert wurde, daß ich nämlich jenen wunderlichen Irrthum aufkläre. Der Fall ist nicht ganz ohne Interesse; schon darum nicht, weil er einen neuen Beweis liefert, wie durch die unter uns eingerissene leichtsinnige Behandlung der geschichtlichen Wahrheit von Seiten moderner Dichter die letztere verdunkelt zu werden Gefahr läuft — eine Gefahr, auf welche, mit Bezug auf den modernen, sogenannten „historischen" Roman und dessen seitdem immer gräulichere Verwilderung der verstorbene Gervinus warnend hinzuweisen pflegte. Daß ein so auffälliger historischer Schnitzer, wie der oben gedachte, in der bedeutendsten Zeitschrift so lange ungerügt hingehen konnte, gehört auch unter die nicht eben erfreulichen Zeichen der Zeit.

II.

Der Fechter von Ravenna, oder der falsche Thumelicus.

Vor einigen zwanzig Jahren ging, vom Wiener Hofburgtheater aus, das Trauerspiel eines ungenannten Verfassers über die Bretter der deutschen Bühnen, das eine Zeitlang viel von sich reden machte — nicht durch seine dramatische oder sonst ästhetische Bedeutung, die sehr gering war, sondern durch eine Scandalpolemik über den muthmaßlichen Autor, die sich an das anonym aufgetretene Stück, bald nach seiner ersten Aufführung, knüpfte.

Das Drama, welches auch auf unserer Hofbühne, gleich nachdem Wien vorangegangen war, in den letzten Tagen des Jahres 1854 aufgeführt wurde, führte den Titel: „Der Fechter von Ravenna." Es behandelte das fingirte

Endschicksal von Arminius' Sohne Thumelicus und von dessen Mutter Thusnelda. Der ungenannte Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, die einzige darüber in den Quellen vorhandene, von Tacitus überlieferte, kurze fragmentarische Andeutung in seiner Weise zu ergänzen und auszuführen, um dadurch eins jener deutsch-patriotischen, von Deutschthümelei geschwellten politischen Erzeugnisse zu liefern, mit denen gutmüthige Idealisten damals Deutschland aufzuhelfen sich vielfach bemüht erwiesen.

Der karge historische Rohstoff, welchen der Verfasser der gedachten Tragödie vorfand, ist folgender. Arminius' schwangere Gattin Thusnelda, Tochter des Cheruskerfürsten und Römerfreundes Segestes, war fünf Jahre nach der Varusschlacht verrätherisch an den Römerfeldherrn Germanicus Cäsar ausgeliefert worden. Sie hatte bald nach ihrer Gefangenschaft einen Knaben geboren, der in Ravenna, wo Mutter und Kind internirt worden waren, erzogen und drei Jahre alt mit seiner Mutter, nach dem Berichte eines Zeitgenossen, des Geographen Strabo (VII, I. 4 p. 291—92) in dem Triumphe des Germanicus mit andern vornehmen germanischen Gefangenen aufgeführt wurde.*) Von den weiteren Schicksalen beider wissen wir nichts. Das Einzige, was Tacitus darüber meldet, sind eben jene Worte in den Annalen (I, 58): „Arminius' Gattin gebar in der Gefangenschaft einen Sprößling männlichen Geschlechts. Der Knabe wurde zu Ravenna auferzogen, und ich werde seiner Zeit (d. h. im Verlaufe meines Geschichtswerks) erzählen, welch' ein schmähliches Spiel des Schicksals ihn nicht lange darauf betroffen hat."

Die Erzählung dieses „schmählichen Schicksalsspiels" (ludibrium) findet sich, wie gesagt, nicht mehr in den uns erhaltenen Büchern des Tacitei'schen Geschichtswerks. Sie stand vielleicht in dem uns fehlenden Theile des fünften und sechsten Buchs der Annalen. Danach würde der Sohn Armin's bereits im frühen Jünglingsalter, vier bis fünf Jahre nach dem Tode seines Vaters, zu Grunde gegangen sein. Wahrscheinlich ist jedoch, daß Tacitus' Bericht vielmehr in der großen Lücke vom Ende des sechsten bis zum elften Buche seine Stelle gehabt hat. Gewiß ist nur, daß der Sohn Armin's einunddreißig Jahre nach der Gefangennahme seiner Mutter — über deren Ende wir gleichfalls nichts wissen — nach einer gelegentlichen Andeutung des römischen Geschichtschreibers (Ann. XI, 16) nicht mehr unter den Lebenden war. Sieht man die soeben angeführte Stelle der Annalen genauer an, so läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Vermuthung über die Katastrophe hinstellen, welche Tacitus als eine „schmähliche" bezeichnet hat. Doch davon wird weiterhin zu reden sein.

Den oben mitgetheilten kargen historischen Rohstoff hatte nun der ungenannte Poet in seiner Tragödie „Der Fechter von Ravenna" in folgender Weise ausgesponnen.

Das Stück spielt in Rom, im letzten Regierungsjahre des Kaisers Caligula, im Jahre 41 unserer Zeitrechnung. Thusnelda, die also bereits ein Vierteljahrhundert als Gefangene gelebt hat, tritt auf und erzählt uns, daß sie einst daran gedacht, sich der Schande der Aufführung im Triumphe des Germanicus

*) Stahr, Bilder aus dem Alterthum, Th. 3 (Römische Kaiserfrauen), S. 243—45.

durch freiwilligen Tod zu entziehen, daß aber das Gefühl, ein Kind unter dem Herzen zu tragen, sie davon abgehalten habe. Das Kind, ihren Sohn Thumelicus, hat man ihr gewaltsam entrissen. Sie weiß nicht, wo und wie und ob derselbe überhaupt noch lebt. Da meldet ein Landsmann, Merovig, ihr: der Sohn lebe allerdings noch, aber Arminius, ihr Gemahl, sei todt, von seinen deutschen Mitfürsten aus Neid ermordet. Jetzt indeß bereuten die Deutschen ihre Schlechtigkeit gegen den Befreier Deutschlands und seien entschlossen, sich in Masse vereint zu erheben, wenn Arminius' Sohn und Erbe sich an ihre Spitze stelle. Um diesen nebst der Mutter durch Entführung aus Italien nach Deutschland zu befreien, habe er, Merovig, mit zehn Cheruskern Dienste in der kaiserlichen Leibgarde genommen. Alles sei zur Flucht bereit, und wenn sie nur erst den Apennin erreicht hätten, so sei das Entkommen gesichert. Zugleich übergibt er der Wittwe das Schwert ihres ermordeten Gemahls, um es dem Sohne zu überliefern. Dieser letztere ist bereits in der Nähe. Er ist soeben von Ravenna, wo er als Gladiator erzogen worden, mit einer Schaar von Gladiatoren nach Rom gebracht worden, die am nächsten Tage bei den kaiserlichen Festspielen als Lustmordkämpfer verwendet werden sollen. Thumelicus selbst ist also Gladiator von Gewerbe, die Krone der Fechterschule von Ravenna, der Liebling seines Lehrmeisters, des Fechtervogtes Glabrio. Aber Thusnelda, obschon sie bereits fünfundzwanzig Jahre in Rom lebt, wo jedes Kind einen Gladiator an Tracht und Behaben erkennt, bemerkt doch, als jetzt der Sohn vor sie hintritt, nicht im mindesten, daß derselbe ein Gladiator ist, und der erste Act schließt mit einer rührenden Wiedererkennungsscene.

Im nächsten Acte indeß bekennt Thumelicus nicht nur, daß er ein „Schaufechter" sei, daß er nichts als ein solcher sein wolle, sondern auch, daß er sich schäme, ein Barbar, ein Germane zu heißen, und daß ihn Germanien durchaus nichts angehe. Jetzt beginnt eine reine Menschenquälerei. Die Mutter dringt in ihn, dem Plane Merovig's zu folgen. Er soll sich als Germane fühlen, soll der Vereiniger, der Fürst, der Feldherr seines Volkes werden! Der arme Bursche aber hat davon keine Ader in sich. Er spricht es mit naiver Ehrlichkeit aus, daß sein ganzer Ehrgeiz darauf gehe, ein tüchtiger Gladiator zu sein, im morgenden Fechterspiele zu siegen und seinen Gegner, den Gladiator Keïx, todtzuschlagen. Er weiß nichts vom deutschen Vaterlande. Die Germanen, die er kennt, sind römische Soldaten, oder Fechter wie er selbst. Er ist ein Mensch ohne jede höhere Idee, ohne Bewußtsein seiner Geburtsnationalität und seiner hohen Abstammung von dem größten Fürsten seines Volks, unfähig zu verstehen, was man von ihm fordert, und warum man von ihm etwas fordert, was er unmöglich leisten kann; und es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie seine Mutter und seines Vaters Freund Merovig drei volle Acte hindurch auf den armen Teufel einpredigen und einstürmen, daß er, den doch eben Natur und Erziehung zu dem, was er ist, zu einem rohen römischen Gladiator, gemacht haben, jetzt gleichsam im Handumdrehen ein Held, ein Fürst, ein Herrscher, Feldherr und Staatsmann — kurz ein zweiter Arminius — sein soll. Die Mutter geht sogar so weit, ein römisches Freudenmädchen, des Sohnes Liebste, fußfällig zu bitten, daß sie ihren Geliebten zum Heldenthume aufrichten und

dafür als künftige deutsche Kaiserin an seiner Glorie Theil nehmen solle! Ja noch mehr! sie macht dem Merovig den Vorschlag, daß er den Thumelicus „mit Gewalt entführen" und auf diese Art zwingen solle, der Retter Deutschlands und nebenbei selbst ein freier Mann zu werden!! Für diesen Blödsinn ist aber selbst der rohe Gladiator Thumelicus nicht einfältig genug. Er weist die an ihn gestellten absurden Anforderungen gebührend zurück, wobei dann seine deutschen Landsleute, „die fünfundzwanzig Jahre gewartet hätten, ehe sie sich um ihn bekümmert, und die seinen großen Vater zum Dank für die Befreiung Deutschlands ermordet hätten," allerlei Wahrheiten zu hören bekommen.

Der weitere Verlauf des Stücks ist nun folgender. Kaiser Caligula hat befohlen, daß der Sohn des großen Cheruskerfürsten in Gegenwart seiner Mutter im Circus kämpfen und bluten soll. Dem Thumelicus ist das ganz erwünscht, aber nicht der Mutter, die bei diesem Schauspiele als „Germania" in Purpur und Eichenkranz eine Zuschauerin abgeben soll. Im fünften Acte sehen wir sie also in der vorgeschriebenen Tracht erscheinen, aber nur, um ihren Sohn, da derselbe auch jetzt nicht ihren Bitten Folge leisten will, während des Schlummers, durch den er sich zum Kampfe zu stärken gedenkt, mit dem Schwerte des Vaters auf offener Scene zu erstechen, worauf sie in Gegenwart des Kaisers Caligula, nachdem sie demselben die gehörigen Flüche gespendet und von deutschem Heldenthume noch ein Breites und Langes geredet hat, sich selbst das Schwert in die Brust stößt.

Soviel von diesem jetzt verschollenen, in jeder Beziehung schwächlichen Machwerke, über dessen eigentlichen Autor selbst die später von Laube in seinem Buche „Das Burgtheater" (S. 279—285) gegebenen ausführlichen Mittheilungen keineswegs genügendes Licht verbreitet haben, und dessen jetzige Bedeutung nur noch darin besteht, daß durch dasselbe ein deutscher Schriftsteller, wie der Verfasser des Rundschauaufsatzes, zwanzig Jahre später in den Irrthum gerathen konnte: den Thumelicus der Herren Bacherl und Halm für baare historische Münze zu nehmen. Es sei deshalb gestattet, über den echten Thumelicus noch einige Worte zu sagen.

III.

Der echte Thumelicus und sein muthmaßliches Endschicksal.

Unglückliche Sterne hatten über der Geburt von Herrmann's Sohn geleuchtet. Seine Mutter hatte ihn empfangen unter dem Fluche ihres Vaters Segestes, gegen dessen Willen Arminius sie, die von ihrem Vater bereits einem Andern zugesagt war, entführt und zum Weibe genommen hatte. Der jugendliche Held Arminius stand damals, in den Jahren 9 bis 15 unserer Zeitrechnung, als Besieger des Varus auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht, und Segest mußte sich fügen, bis die Stunde der Rache schlug und dem doppelten Verräther gestattete, sich selbst und die eigene Tochter, die Gattin seines Todfeindes, an Rom auszuliefern. Der Blick in die fürstliche Sippschaft des deutschen Nationalhelden zeigt uns überhaupt ein nichts weniger als erfreuliches Bild der Zerrissenheit

und des politischen Parteihaders innerhalb der Familie, die denn auch schließlich mit dem Untergange derselben endete.

Thumelicus wurde zu Ravenna erzogen, wohin seine Mutter mit ihrem Knaben internirt worden war. Die Stadt eignete sich wegen ihrer Lage und Festigkeit zur Aufbewahrung solcher wichtigen Gefangenen, wie denn auch Arminius' Gegner, der Markomannenkönig Marbod, als er sich nach seiner Niederlage im Jahre 19 den Römern überlieferte, von Tiberius dorthin geschickt und bis an sein Lebensende achtzehn Jahre lang daselbst gefangen gehalten wurde. Denn die Römer bewahrten solche Gefangene hohen fürstlichen Ranges, um sie gelegentlich als Werkzeuge ihrer Politik zu benutzen und zu Diversionen gegen ihre Feinde zu verwenden, an sichern Orten wie Ravenna auf, aus denen ein Entkommen durch Flucht oder Entführung unmöglich war. Dergleichen Gefangene, zu denen auch des Arminius Gattin und Sohn gehörten, wurden in der Regel gut behandelt, und von Thusnelda und Thumelicus ist es bezeugt, daß sie keineswegs hart gehalten wurden. Denn der Bruder des Arminius, der im römischen Heere dienende Flavus, hebt es bei Tacitus in der Unterredung, die er mit dem letztern an der Weser hatte, ausdrücklich hervor: „daß seine Gattin und sein Sohn nicht als Feinde gehalten würden" (neque conjugem et filium ejus hostiliter haberi. Tacit. Ann. II, 9). So wuchs denn Thumelicus in der Gefangenschaft heran, unter dem Einflusse römischer Erziehung, Lebensweise und Cultur, den Sitten seines Volks entfremdet und früh gewöhnt, die Römer als seine Herren und Freunde und seine Zukunft und Aussichten in ihre Hand gegeben zu betrachten.*) Er war sechs Jahre alt, als sein Vater ermordet ward und er als dessen rechtmäßiger Erbe zurückblieb. Beim Tode des Kaisers Tiberius im Jahre 37 hatte er bereits sein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht. Im Laufe der nächstfolgenden Jahre, unter der Regierung des Caligula oder in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Claudius, scheint sich sein Schicksal entschieden und die von Tacitus angedeutete Katastrophe vollzogen zu haben. Gewiß ist nur, daß er im Jahre 47, wie aus Ann. XI, 16 hervorgeht, bereits längere Zeit todt war.

Diese Stelle des Tacitus nun ist es, in welcher ich eine Andeutung finde, daß die Politik der Römer sich des gefangenen Thumelicus bedient hatte, um ihn nach Deutschland zurückzuführen und auf den Thron seines Vaters zu setzen, und sich so eines unter ihrem Einflusse aufgewachsenen und erzogenen Fürsten in Deutschland zu versichern. Der Bericht des Tacitus über diese Unternehmung, bei welcher wahrscheinlich der Sohn Armin's „durch ein schmähliches Spiel des Schicksals" (ludibrio) zu Grunde ging, ist uns, wie bereits gesagt, verloren. Daß eine solche Unternehmung aber gemacht wurde, und daß ihr Zweck war, den Thumelicus auf den Thron seines Vaters zu setzen, darf kaum bezweifelt werden.

Die Cherusker waren nach der Vernichtung der Legionen des Varus und nachdem ihr genialer Heerkönig Arminius auch den mächtigen Markomannenkönig Marbod, seinen Rivalen in der Oberherrschaft Deutschlands, besiegt und

*) Tacit. Ann. XI, 16.

zur Flucht und Ergebung an die Römer gezwungen hatte, das angesehenste Volk unter den deutschen Völkerstämmen, ihr König Arminius, nach zwölfjähriger Regierung, der erste an Macht und Ruhm unter den deutschen Fürsten. Sein Ziel: die Vereinigung der deutschen Stämme zu einem starken Bundesstaate unter Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes, zur Sicherung der Unabhängigkeit Deutschlands gegen die Römer, war der Erreichung nahe. Aber eben darum ward er bald der Gegenstand des Neides und Hasses seiner, auf ihre bisherige Souveränität eifersüchtigen Mitfürsten, sowol innerhalb als außerhalb des Cheruskervolks. Sein Schwiegervater Segest war der Erste, der von ihm abfiel und zu den Römern, auf deren Seite er mit seiner Gesinnung stets gewesen war, überging; und selbst sein Vaterbruder, der Fürst Inguimer, nach ihm der angesehenste unter den cheruskischen Häuptlingen, der anfangs tapfer an seiner Seite gegen Rom gefochten hatte, konnte es auf die Dauer nicht ertragen, sich und sein Ansehn durch den Ruhm und die Stellung seines so viel jüngeren Neffen verdunkelt zu sehen, und ging während des Krieges gegen Marbod zur Partei des letztern über. Auch die Fürsten anderer deutscher Stämme wurden von Neid gegen den hochstrebenden Cheruskerhelden erfüllt, und einer derselben, der Kattenfürst Agandestrius, trat sogar heimlich mit dem römischen Kaiser Tiberius in directe Unterhandlung über die Beseitigung des gefährlichen Feindes. Er erbot sich, denselben aus dem Wege zu schaffen, „wenn man ihm zu diesem Ende von Rom aus Gift schicken wolle!“ Tiberius ließ das Schreiben vor dem Senate verlesen, und mit demselben zugleich die von ihm gegebene Antwort, in welcher er den schmachvollen Antrag, unter Hinweisung auf das Verhalten von Staatsmännern der altrömischen republikanischen Zeit, mit verdienter Verachtung zurückwies (Tacit. Ann. II, 88). Der so verrufene Tyrann, obschon er die Gefährlichkeit der Idee Armin's: ganz Deutschland zu einem Reiche unter der Oberhoheit eines führenden Königs zu vereinigen, sehr wohl erkannte, dachte zu groß, um den Henker im Dienste deutscher Verräther zu machen. Er überließ es den deutschen Fürsten, dem Befreier Deutschlands den Judaslohn zu geben (vgl. Stahr: Tiberius S. 298 und 99, II. Ausg.), der denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Seine eignen Volksgenossen erhoben sich gegen ihn, und nach schwankendem Erfolge des ausgebrochenen Parteikampfes fiel er, „der unzweifelhafte Befreier Deutschlands“, von den Römern unüberwunden, durch die verrätherische Hand seiner eignen Verwandten, nur siebenunddreißig Jahre alt, im zwölften Jahre seiner Machtstellung.

Aber die Strafe für diese Greuelthat des schwärzesten Undanks, den selbst der große römische Schriftsteller, dessen Volke sie zu Gute kam, im Gefühle der Größe des Mannes, mit Worten voll tragischen Mitleids offen zu brandmarken sich gedrungen fühlt, blieb nicht aus. Nachdem sie den Nationalhelden verrätherisch ermordet hatten, geriethen die Cheruskerhäuptlinge unter sich in Kampf um sein Erbe. Es kam zu den heftigsten innern Kriegen, in Folge deren die einst so mächtigen Cherusker tief von ihrer früheren Höhe herabsanken und schließlich sogar unter die Herrschaft der Katten geriethen, die einst mit ihnen unter Arminius' Führung gegen Varus und seine Legionen gefochten hatten. Als

Tacitus seine Germania schrieb, galten, wie er sagt, die einst so tüchtigen Cheruskер für ein schwaches und stumpfsinniges Volk (Germ. 36).

In jenen blutigen innern Parteikämpfen nach Arminius Tode hatten im Verlaufe von kaum 26 Jahren fast sämmtliche Mitglieder des cheruskischen hohen Adels und das regierende Königshaus, aus dem Arminius stammte, bis auf einen einzigen Sprossen ihren Untergang gefunden. Und so tief gefallen war das einst so stolze Volk der Römerbesieger, daß sie sich herbeiließen, zur Herstellung ihrer zerrütteten Zustände sich nach Rom an den damaligen Kaiser Claudius zu wenden, und ihn zu bitten, ihnen einen König zu geben. Ich lasse hierüber den Bericht des Tacitus wortgetreu folgen. Er erzählt (Ann. XI, 16—18):

„In demselben Jahre" (dem Jahre 47 unserer Zeitrechnung) „wandte sich das Cheruskervolk an Rom mit der Bitte, ihm einen König zu geben, da ihre edeln Häuptlinge durch die innern Kriege zu Grunde gegangen und nur noch ein einziger Sprosse ihres Königsgeschlechts übrig geblieben war, der zu Rom in Aufsicht gehalten wurde. Er hieß mit Namen Italicus und stammte väterlicherseits von Flavus, dem Bruder Armin's, mütterlicherseits von Actumer, dem Fürsten der Katten. Er war von schöner Gestalt und in Waffenwerk und ritterlichen Künsten sowol nach heimischer deutscher als nach unsrer römischen Weise geübt. So stattete ihn denn der Kaiser mit reichlichen Geldmitteln aus, gab ihm ein Gefolge von Leibwächtern und forderte ihn auf, von der angebotenen und angestammten Ehrenstellung hochgemuth Besitz zu ergreifen, indem er ihn darauf hinwies, wie er der Erste sei, der in Rom geboren und zwar nicht als Geißel, sondern als römischer Bürger zur Uebernahme einer auswärtigen Herrscherstellung ausziehe. Im Anfange wurde denn auch sein Kommen von den Germanen freudig begrüßt, und der Umstand, daß, er unberührt von ihren Parteizwisten, alle mit gleich gutem Willen behandelte, hatte zur Folge, daß man von allen Seiten sich ihm zuwendete und ihn feierte, während er selbst hier freundliches und maßvolles Benehmen zeigte, womit er nirgends anstieß, dort noch öfter Proben von Zechlust und Ausgelassenheit gab, wie sie dem Geschmacke der Barbaren zusagen. Und so begann er bereits bei den ihm näher stehenden und bald auch in weitern Kreisen eine hervorragende Stellung einzunehmen, als gewisse Individuen, die sich bei dem früheren Parteihader wohl befunden hatten und die jetzt mit Neid und Argwohn auf seine Macht blickten, sich zu den grenzbenachbarten Völkerschaften begaben und dort bekundeten: „Es werde Germanien seine alte Freiheit entzogen und der römische Machteinfluß wachse drohend empor. Ob denn so gar keine im heimischen Lande geborene Persönlichkeit zur genügenden Besetzung der obersten Stelle vorhanden sei, daß man den Sprößling des weiland römischen Fouriers Flavus über sie alle insgesammt auf den Schild heben müsse? Vergebens suche man (von Seiten der Partei des Italicus) den Arminius als Deckmantel in den Vordergrund zu stellen. Denn selbst des Arminius Sohn, wäre es geschehen, daß er, auf feindlichem Boden aufgewachsen, zur Regierung gekommen wäre, hätte, als ein von dem Pesthauche ausländischer Erziehung, Dienstbarkeit, Lebensgewohnheiten, kurz von lauter fremdländischen

Einflüssen verunreinigter Mensch ein Gegenstand der Furcht sein mögen. Und nun gar Italicus! Wenn der seinem Vater in der Gesinnung nachschlage, so habe Keiner feindseliger als eben dieser sein Vater gegen das Vaterland und die heimischen Götter mit den Waffen gekämpft."

Soweit Tacitus. Was derselbe über den weiteren Verlauf der Regierung von Arminius' Neffen berichtet, werde ich zum Schlusse dieses Aufsatzes nachfügen. Hier aber erlaube ich mir aus der Darstellung des römischen Historikers die den Thumelicus betreffenden Folgerungen zu ziehen.

Erstens: Als die hier erzählte Erhebung seines Vetters Italicus stattfand, lebte Thumelicus bereits nicht mehr; er hat also keinen Falles das zweiunddreißigste Jahr erreicht.

Zweitens: Es muß seiner Zeit, nach Arminius' Tode, in Rom daran gedacht worden sein, den Sohn desselben nach Deutschland zu senden und als König einzusetzen; denn sonst hätten die Gegner des Italicus nicht darauf hinweisen können, daß, ganz abgesehen von dem Sohne des Römerfreundes Flavus, selbst des gepriesenen Arminius Sohn, wenn er zur Herrschaft gekommen wäre (si in regnum venisset), für seine Landsleute mit Grund ein Gegenstand der Furcht durch seine völlig ausländische Erziehung hätte sein mögen, und daß es daher vergebene Mühe sei, für Italicus dessen Verwandtschaft mit Arminius geltend zu machen.

Drittens: Die Unternehmung, den Thumelicus auf seines Vaters Thron zu setzen, muß — wodurch? wissen wir nicht — nicht zur Ausführung gekommen sein. Der Plan dazu könnte möglicherweise schon von Caligula gefaßt sein, über dessen Deutschland betreffende kriegerische Unternehmungen, sowie überhaupt über seine Regierung, wir durch den Verlust der bezüglichen Theile des Taciteischen Geschichtswerkes ohne alle zuverlässige Nachrichten sind, an deren Stelle nur offenbar tendenziöse Caricaturen übrig geblieben. —

Das ist Alles, was sich — freilich nur auf Combination und Vermuthung gestützt — über das Schicksal des einzigen Sohnes unsres Nationalhelden herausbringen läßt.

Was seinen Vetter Italicus angeht, so erzählt uns Tacitus, daß die Neider und Gegner desselben mit ihren Machinationen anfangs Erfolg hatten. „Sie brachten," sagt er, „durch solche und ähnliche Reden eine große Heeresmacht zusammen. Aber auch an Italicus schloß sich eine nicht geringere Anzahl an. Denn er hob überall offen hervor: „„er habe sich seinen Landsleuten nicht gegen ihren Willen gewaltsam aufgedrängt, sondern sei von ihnen gerufen worden, weil er, wie Jedermann bekannt, an Adel der Abkunft allen Uebrigen (die etwa noch Ansprüche erheben könnten) voranstehe. Seine sonstige Tüchtigkeit möchten sie jetzt auf die Probe stellen und zusehen, ob er sich seines Vaterbruders Arminius und seines Großvaters Actumer würdig bewähre. Auch über seinen Vater brauche er nicht schamroth zu werden, da derselbe ja nur die mit Zustimmung der Germanen übernommene Dienstpflicht treulich bewahrt habe. Daß der Freiheit Gefahr drohe, sei ein falsches Vorgeben solcher Leute, die, als Menschen moralisch entartet, für das Gemeinwohl verderblich, alle ihre Hoffnung nur auf innere Parteizwietracht setzten."" Die Menge empfing diese seine Er-

klärung mit begeistertem Beifall, und bei der darauf folgenden großen Schlacht zwischen den Barbaren blieb der neue König Sieger. Später durch sein Glück in Uebermuth verfallen und vertrieben, ward er durch die mächtige Hilfe der Longobarden wieder in sein Reich eingesetzt, war jedoch in Glück und Unglück ein Unsegen für die politischen Verhältnisse der Cherusker."

Damit enden die letzten Nachrichten, welche wir über die Schicksale des letzten Sprossen der Familie des Arminius besitzen.

Was die Cherusker betrifft, welche schon Cäsar in seinen Memoiren über den Gallischen Krieg (VI, 10) als eines der Hauptvölker hervorhebt, so sanken sie nach Italicus Tode tiefer und tiefer von ihrer einstigen Höhe herab. Die letzte Zeit, in welcher ihrer vorübergehend Erwähnung in unsern alten Quellen geschieht, ist der Anfang des vierten Jahrhunderts. Von da ab verschwindet selbst ihr Name in der Geschichte.

Aber es bleibt ihnen der Ruhm, geführt von ihrem großen Fürsten Arminius, dem erobernden Vordringen römischer Herrschsucht in Germanien ein Ziel gesetzt und Deutschland vor dem Schicksal der Romanisirung, wie es Gallien erfuhr, nachhaltig bewahrt zu haben.

Als neunzehnthalb Jahrhunderte später in unsern Tagen der große Gedanke des cheruskischen Nationalhelden durch den siegreichen Preußenkönig Wilhelm wieder aufgenommen und glücklich ausgeführt wurde, da war es nur eine gerechte Huldigung, welche das jetzt unter Oberhoheit eines Kaisers geeinte Deutschland durch Aufrichtung von Armin's Denkmal, unweit der Stätte seines welthistorischen Sieges, dem „zweifellosen Befreier des deutschen Volkes" darbrachte. Es wäre schön gewesen, wenn außer dem greisen Kaiser der neu vereinten Deutschen auch die sämmtlichen andern deutschen Fürsten und Könige bei diesem in seiner Art einzigen historischen Feste nationaler Erinnerung am 16. August des Jahres 1875 als Zeugen erschienen wären. Aber sie zogen es vor, demselben — bis auf einen einzigen, den patriotischen Herzog von Meiningen — fern zu bleiben. — Möge diese Enthaltung kein Zeichen übler Vorbedeutung sein für die Zukunft des endlich wieder geeinten Deutschlands und des neuen Reiches deutscher Nation! —

Montenegro.

Tagebuchblätter

von

Siegfried Kapper.

VI.

Es ist der stari dvor, in dem ich untergebracht bin, die Residenz des letzten geistlichen Regenten Montenegro's, Peter's II., die dieser, 1847 erst, selbst erbaut, und darin er, drei Jahre später, gestorben; dann nach ihm seines Brudersohnes und Nachfolgers, des ersten weltlichen Fürsten, Danilo, und nach dessen Tode die des jetzt regierenden Fürsten, bis zum Jahre 1864, in welchem dieser in den novi dvor, die neue Residenz, übersiedelte, worauf die bisherige mit dem Prädicate stari, der alte (Hof nämlich), in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde. Es sind noch dieselben Stuben, dieselben Tapeten, dieselben Tische und Stühle; wiewol bereits ziemlich schadhaft, doch immer noch wohnlich genug. In dem Gemache, darin ich einlogirt bin, hat Peter II. sein Schwanenlied gesungen, die „Slobodijada", die nach seinem Tode, da man sie bereits für verloren gehalten, Ljubomir Nenadowitsch im Manuscript wieder aufgefunden und herausgegeben; in dem Gemache nebenan ist er gestorben. In diesen Gemächern führte Danilo den Crnogorcen die Fürstin zu, die sie seit vierhundert Jahren wieder die erste als die ihre begrüßen durften; in ihnen stimmte über seiner Leiche die Wittwe die noch heute im Volksgesange fortlebenden Klagelieder an. Hier auch, am Sarge seines Oheims, empfing der jetzt regierende Fürst Nikolaus Mirko Petrovitsch die Huldigung der Crnogora und der Brda.

In diesem „alten Hofe" untergebracht zu werden, ist, wenn man will, eine Auszeichnung, jedenfalls aber eine Wohlthat. Eine Auszeichnung, insofern es der Staat im Vereine mit dem Staatsoberhaupte ist, der hier Gastfreundschaft übt, wiewol diese nicht Ausnahme, sondern, so weit Raum vorhanden und nicht etwa Personen zugegen sind, denen, wie z. B. Gästen des Fürsten und den Beauftragten fremder Regierungen, selbstverständlich der Vorgang gewahrt bleiben muß, jedem anständigen Fremden gegenüber allgemeine Regel ist. Jedenfalls

aber eine Wohlthat, da es dem Fremden, der, wenn auch nur an ein noch so bescheidenes Maß von Comfort gewohnt ist, Cetinje zu besuchen oder da einen längern Aufenthalt zu nehmen ohne sie gar nicht möglich wäre. Zwar gibt es in Cetinje auch ein Hotel, erbaut im Jahre 1864 auf Actien und, so viel man jetzt noch sieht, ursprünglich auch ganz gut eingerichtet: Billard, Speise-, Kaffee- und Spieltische, Rohrsessel, Spiegel, Bilder im Parterre, Passagierzimmer im oberen Stockwerke. Es hat sich jedoch nicht halten können, und zwar einfach, weil die Bedingungen dazu eben nicht vorhanden waren. Man rechnete auf die Fremden. Die Zahl derselben ist jedoch im Ganzen eine viel zu unbedeutende, als daß sie dem Bestand eines derlei Unternehmens zur Grundlage dienen könnte. Es vergehen oft Wochen, namentlich in der kältern Jahreszeit, ohne daß auf Cetinje ein Fremder sich blicken läßt. Zudem widerspricht es dem nationalen Schicklichkeitssinne, Personen z. B., die in Staatsgeschäften kommen, wie Consuln, Generale und Officiere befreundeter Staaten, in einem „Han" einkehren zu lassen. Sie müssen und werden auf noch lange Zeit hinaus stets die Gäste des Staates bleiben. Man rechnete auf die Wojwoden, Serdaren u. s. w., die, oft genug, in Angelegenheiten ihrer Districte sowol wie des ganzen Landes zu erscheinen bemüßigt sind. Allein man vergaß die alte montenegrinische Gastlichkeit, die beinahe allgemeine Verbrüderung und Verschwägerung in Betracht zu ziehen, die es dem Ankommenden geradezu zur Pflicht macht, vor Allem der Gast seines Freundes zu sein, sowie dieser in umgekehrtem Falle auch von seiner Gastfreundschaft Gebrauch machen würde. Die Unbemittelten aber, und ihrer ist die große Masse, die täglich ab und zu kommen, die Einen, um bei dem Senate eine Appellation anzubringen, die Andern, um bei dem Senator ihres Districtes, der hier residirt, sich Rathes zu erholen, waren ohnehin nicht in Rechnung zu bringen. Sie theilen mit ihren Stammesverwandten, die hier wohnen, oder sonst mit einem „Bundesbruder" die Diele seiner Hütte und auch die Schüssel. Und so steht denn das Haus leer und still, nach zehn Jahren schon eine halbe Ruine. Wie Gespenster hausen darin ein beschäftigungsloser Pächter und sein Weib, die, wenn Jemand eintritt, zwar zum Vorschein kommen, auf die Frage aber, was zu haben sei, achselzuckend und stumm, einer Vision gleich, sofort wieder verschwinden. Das Terrain, das, so wie die ungerechtfertigte Hoffnung auf einen guten Ertrag, die Actionäre, meist Kaufleute aus den Bocche, längst aufgegeben, behauptet um so unbestrittener und ungestörter ein nach Hunderttausenden zählender Schwarm Fliegen. Dem Fremden dagegen, der im stari dvor nicht Raum findet oder sonst für denselben nicht angethan ist, z. B. Kaufleute, die in eigenen Geschäften, Ausflügler, die zu eigenem Amüsement kommen, bleibt allerdings nichts übrig, als sich nach einem „Bundesbruder" umzuthun und auf seiner Diele wie in seiner Schüssel sich mit der ganzen Hausgenossenschaft nach Möglichkeit einzurichten. — —

Ein herrlicher, wiewol bereits etwas weit vorgerückter Vormittag. Durch die geöffneten beiden Fenster meiner Stube fällt der volle Sonnenschein und ergießt vom nahen Orlov-Krsch und der Vrtijelka, zwei in der Geschichte dieses Thales wiederholt mit Ruhm genannten Kuppen, in vollen Lagen sich der salveidurchduftete Luftstrom. Unter den Fenstern ein hin und her wogendes Summen,

als schwärmte da unten ein Heer emsiger Bienen. Es sind, wie ein Blick aus dem Fenster mich belehrt, die Studenten der verschiedenen, im Parterre des stari dvor untergebrachten Schulen, kleinere und größere Knaben, darunter selbst bebärtete junge Männer, in Sandalen und groben, weißwollenen Kitteln, mit Rechentäfelchen, Büchern, Theken und Mappen unter den Armen, die da, einzeln und zu mehreren beisammen den Hof auf und nieder messend, ihre Aufgaben einstudiren. Ich merke eine Weile auf und höre, wie ein kleiner Junge zwei ältern, deren Einem schon ein Schnurrbart auf der Oberlippe dämmert, die Hauptsätze der Multiplication in Brüchen explicirt. Unter der Diele meiner Stube, in dem Raum gerade unter mir, ein seltsames, eintöniges Durcheinandermelodiren verschiedener Stimmen. Es sind die jungen Theologen, die für ihren künftigen Priesterberuf die altüberkommenen Kirchenweisen einüben. Also Lernen! Wo vor Kurzem nur noch die Kugel im Feuerrohr und der Handjar im Gurt galt, nun die ersten Flügelschläge rege werdenden Bildungsdranges; — ein Morgengruß, wie er an solchem, von der großen Heeresstraße der Cultur weit abseits gelegenen Orte, sympathischer dem Fremden fürwahr nicht werden kann!

Nun tritt auch mein junger juristischer Freund bei mir ein, Gavro Miljanov, den zur Unterstützung bei meinen Studien der Fürst so gütig war mir an die Seite zu geben, und wir beginnen unsre Umschau.

Am nächsten zur Hand läge wol der stari dvor. Allein, ich bin in diese Berge gekommen, um an Ort und Stelle die Geschichte derselben zu studiren, und werde daher so weit thunlich, auch örtlich an die historische Folge mich halten. Vor Allem daher an die Stätte, von der die Geschichte Montenegro's eigentlich erst ihren Ausgang genommen, ja, vor der es ein Montenegro noch gar nicht gegeben, — zum alten Kloster!

Wir treten in den Hof hinab und aus diesem durch die nächste Hinterpforte in's Freie. Und da liegt es, zu unsrer Rechten, außerhalb und abseits des Ortes, ein Conglomerat von Bauten aus verschiedenen Zeiten, hingelehnt an die grauen, nur mit spärlichem Gesträuch bekleidete Felsenlehne in massigem Rohbau ohne allen Schmuck und Zierrath, umgeben von einem, die Lehne hinangeführten Viereck alter, cyclopischer Mauern, nicht düster, aber ernst und streng, wie Einer, der all' sein Lebtag viel harten Kampf zu bestehen gehabt, und daher, vor Allem auf seine Sicherheit bedacht, sich danach auch eingerichtet hat. Der Gründer und Stifter desselben war Iwan Crnojevitsch, bis auf den heutigen Tag der gefeiertste Held des crnogorischen Volkes und wohl bekannt unter dem Namen Ivan-beg und geachtet selbst bei den benachbarten Türken. Gleich seinem Vetter Skanderbeg gefürchtet von den Osmanen und geschätzt von den Venezianern, hatte er nach dem Tode desselben, verkauft von den letztern, vor dem immer weiter vordringenden Halbmond Schritt für Schritt sich zurückziehen müssen, zuerst an das obere Ende des Skutarisees, dann auf die demselben nächstgelegenen Berge, auf die Veste Obod, die er sich daselbst erbaute, bis er endlich, da er die reichen Kirchenschätze, die er aus der zerstörten Metropole Kom auf der Insel Branjina hierher gerettet, auch hier nicht mehr sicher wähnte, am Fuße des Lovtschen in der Einsamkeit dieses unzugänglichen Thalgrundes das Kloster Cetinje erbaute,

und darein die geretteten Kirchengüter sowol wie seine Hoffnung auf kommende bessere Tage hinterlegte. Das von ihm erbaute Kloster indeß stand nicht an der Stelle des gegenwärtigen, sondern unweit von diesem auf der Wiese unten, wo heute noch Mauerreste den Grundriß, wenigstens der Kirche, erkennen lassen. Im Jahre 1623 wurde dieser ursprüngliche Bau von den in diesen Bergen damals zahlreich angesiedelten Türken eingeäschert und für den Neubau nun erst die gegenwärtige Stätte ersehen. Aber schon 1786 von Sulejman Begalji Pascha und gleich darauf wieder von Duhman Köprili Pascha wurde dieser zu großem Theile in die Luft gesprengt und zuletzt auch noch 1785 von Kara Mahmud Pascha verwüstet und des letzten Restes der Kirchenhabe beraubt. Daher auch das sofort erkennbare verschiedene Alter fast jedes einzelnen Stückes.

Von Ferne schon macht das Ganze durch Umfang und Gestalt sich bemerkbar. Hochgelegen, zwei Reihen offener Bogengalerien, an diese sich anschließend rechts die von außen als solche kaum erkennbare Kirche und hinter und über sie gelagert zwei kleine, massive, einfenstrige Baue, offenbar die älteste Partie, das eigentliche alte Kloster; links sodann ein zwei Stockwerke hohes, breites, ansehnliches Gebäude mit zwei Fensterreihen nach dem Thale zu, also offenbar Anbau aus neuerer Zeit; das Ganze hochüberragend ein vier Stockwerke hoher, weißgetünchter Thurm, ein die ernste Stimmung desselben merklich störender Anachronismus aus den Tagen Peter's II., des letzten Vladyken, und in allem Andern sonst so fein fühlenden Poeten; hoch oben endlich auf dem Kamme des grauen Felsenhintergrundes der ehemalige Schädelthurm, auf dem als Trophäen die Köpfe der im Kampfe Erschlagenen aufgepflanzt zu werden pflegten, nun Glockenthurm.

Ein gutgehaltener Fußsteig längs der Umfassungsmauer des stari dvor führt uns näher und zwar zuvörderst an einen kreisrunden, von einem steinernen Walle umringten Platz, wie versichert wird, genau vom Umfange der großen Glocke des Moskauer Kreml, in Wirklichkeit von der Größe etwa der Dreschtennen, auf denen man zum Entkörnen des Getreides der im Kreise herumtrottenden Pferde sich bedient. Es heißt auch guvno, und zwar Ivanbegovo, die Tenne Ivan-begs, d. i. Ivan Crnojevitsch', und hat, wie nicht zu zweifeln, dem Kloster einst auch als solche gedient. Es war dies aber auch in früheren Zeiten der Versammlungs- und Berathungsplatz der Stammes-Häupter, die darin im Kreise umhersitzend mit den Vladyken die gemeinsamen Angelegenheiten der damals noch mehr oder minder autonomen Stämme beriethen und über Krieg und Frieden mit den Türken entschieden, das Forum der Crnagora. Hier an einem Herbsttage 1707 wurde die crnogorische Vesper beschlossen, die Ausrottung des auf der Crnagora sich immer mehr ausbreitenden Moslims in einer Nacht, und hierher am Weihnachtsmorgen darauf brachten die fünf Brüder Martinovitsch — die Vorfahren des uns bereits bekannten Rhapsoden — die Nachricht, daß das Blutwerk in der verflossenen Nacht geschehen. Hier hielten Vuk Manduschitsch und Vuk Mitschunovitsch die zündenden Reden, auf die der Sieg in den Schluchten des Carev-laz folgte; hier conferirte General Mortier mit Peter I. und den versammelten Vojvoden; hier noch 1830 wurde Peter II. zum Vladyken ausgerufen. Durch eine höchst einfache Pforte, wenige Schritte

von dieser Stätte, gelangt man über einige Treppen in den mit Steinplatten belegten Hofraum — auch hier die characteristische kamena avlija — und aus diesem links in das obenerwähnte neuere Gebäude, dessen zweites Stockwerk der Herr des Hauses, der gegenwärtige Metropolit der Crnagora, inne hat, dem vor Allem unsere Aufwartung zu machen wir uns verpflichtet erachten.

Bischof Hilarion Roganovic, der unsern Besuch sofort und ohne alle Umstände annimmt, ist ein stattlicher, kräftiger, ungenirter Mann in schwarzem Mönchsgewand mit violettem Gürtel und Goldkette mit emaillirtem, amethystgefaßtem Christusmedaillon um den Hals, starkem schwarzem Vollbart und eben solchem langem Haar, beides bereits ergrauend. Er mag nicht fern vom Ende der Vierzig sein. Der ausgeprägt slavische Kopf, der einigermaßen an den russischen Typus mahnt, zeugt von Verstand, Charakterstärke, Energie und dabei doch kluger Selbstbeschränkung. Höchst einfaches Benehmen, offenes Auge und gerades Wort, keine Spur von der üblichen, händefaltenden, augenverdrehenden und mundverziehenden Prälatenleutseligkeit; diesen Eigenschaften dankt er auch die allgemeine Beliebtheit und Achtung, die er genießt, ihnen Montenegro all' die Verdienste, die er unbestritten um dasselbe sich erworben. Er war vordem Mönch im Kloster Ostrog gewesen. Die gänzliche Trennung von Staat und Kirche auf Montenegro, die mit dem Regierungsantritte Danilo's sich vollzog, der, zum Bischof-Regenten berufen, den Bischof aufgab und sich dafür den Fürstenhut aufsetzte, ist mit sein Werk und hätte ohne seine Zustimmung schwerlich so leicht und so bald sich befestigt. Bischof Hilarion hat aber noch andere Beweise seiner patriotischen und freidenkenden Gesinnung gegeben, indem er, für sich selbst und sein Oberhirtenamt in die Reihen der Diener des Staats zurücktretend und mit einem bescheidenen Jahresgehalte sich begnügend (2000 Gulden!), auf alle mit dem Vladykat und den Klöstern bisher verbundenen Einkünfte für alle Zukunft verzichtete und sie der Errichtung von Volksschulen widmete. Die 52 Volksschulen, die Montenegro jetzt bei einer Bevölkerung von nicht viel über 130,000 Einwohnern besitzt, und deren es, bei der außerordentlichen Armuth des Landes, ohne ihn ganz gewiß entbehren müßte, wurden bis ganz vor Kurzem ausschließlich aus diesem von ihm dem Staate abgetretenen Kloster- und Kircheneinkommen erhalten, und erst jetzt, nachdem dasselbe nicht mehr ausreicht, tritt für das Abgehende die Beisteuer der Bevölkerung ein. Bischof Hilarion ist aber auch ein Mann, der für seine Person Bedürfnisse nicht kennt und dem daher der Verzicht auf die Mittel zur Befriedigung derselben unschwer leichter werden konnte, als manchem andern Herrn Prälaten. Die drei Stuben, die er bewohnt, sind, nach unsern Begriffen, sogar mehr als ärmlich, kahle, weißgetünchte Wände, — nur an einer bemerkte ich eine alte Lithographie des Kaisers Nikolaus und ein photographisches Tableau der Theilnehmer an der Moskauwallfahrt, denen auch er sich angeschlossen hatte, — im Empfangszimmer ein schadhaftes Sopha, ein Tisch und einige Stühle, im Schlafzimmer ein Bett und eine Etagère, das ist Alles. All' sein Hofstaat ist — der Kirchendiener, all' seine Tafelfreude dieselbe Castradina, die auch das Festmahl seiner Alumnen ist.

Es ist sicherlich bezeichnend für den Mann, daß er, indem er zuvorkommend sich selbst uns zum Führer anbot, vor Allem uns zu dem für ihn Wichtigsten

geleitete, zu seinen djaci, den Alumnen des theologischen Seminars, aus denen die künftigen Schullehrer des Volkes hervorzugehen haben werden. Unterrichtet werden diese in der theologischen Schule, im stari dvor unten. Wohnung und Verpflegung haben sie hier im Kloster. Wir treten zuerst in die Wohn- und Schlafräume, die in dem Stockwerke unterhalb der Wohnung des Bischofs sich finden, zwei Stuben, eines für 13, das andere für 14 Zöglinge eingerichtet, saubere eiserne Betten mit Matratzen und Wolldecken, für die kleinen Räume allerdings etwas zu viel, besonders im Winter, da nicht geheizt und nur wenig ventilirt werden kann. Nebenan die Stube des Igumen (ἐγόμενος), ihres Präfecten. Im anstoßenden Tracte der Speisesaal und die Klosterküche. Ersterer, eine luftige Halle unmittelbar unter dem Dachgebälk, will allerdings nur im bescheidensten Sinne verstanden sein. Es ist eben zu Mittag geläutet, und wir treffen die jungen Theologen und Pädagogen, es mögen ihrer an die dreißig sein, über ihrem Mittagsmahle. Die Kost reichlich und schmackhaft, Reis, Lammfleisch, Kraut, Rothwein und Weizenbrod. Die lange Tafel reinlich und anständig gedeckt, selbst Servietten — ein Luxus, könnte man sagen, an dem vom Hause aus wol keiner dieser, größtentheils höchst dürftig anzuschauenden Scholaren gewöhnt ist und dessen er in seiner künftigen Stellung wahrscheinlich auch wieder wird entbehren müssen. Mag sein; aber immerhin eine sehr lobenswerthe Angewöhnung an Ordnung und Sauberkeit. Die Unterhaltung ist lebhaft, aber nicht lärmend, wie überhaupt den jungen Leuten viel Ernst anzusehen ist. Die Küche nebenan stellt sich gleichfalls nur als ein Stück Dachboden — wie wir sagen würden — dar. Rußgeschwärzte Mauern und rußglänzendes Dachgebälk; der steingepflasterte Fußboden zugleich Herd; über dem Feuer, das durch einen ganzen Baumstamm genährt wird, an einer langen Kette noch der eiserne Kessel. Ein russiger Gigant fungirt als Koch, die Küchenmagd schlüpft wie ein Schatten durch die dunkeln geschwärzten Räume.

Wir steigen zu den Galerien empor. Nur die Steintreppen, die hinanführen, sind gewölbt. Sonst über uns nur Balken und unter uns nur Bretter, über die wir hinschreiten. Die erste Galerie communicirt mit dem vorerwähnten Gebäude, die zweite enthält die Glockenstühle. Die älteste der drei Glocken, die hier aufgehängt sind, ist vom J. 1678. Man sieht darauf ein Crucifix, eine Muttergottes und noch einen Heiligen. Eine Widmung findet sich nicht. Die interessanteste ist die vom Jahre 1718 aus der Regierungszeit Daniel's, des ersten Vladyken aus dem noch jetzt regierenden Hause Petrovitsch-Njegusch und eigentlichen Wiedererweckers der Crnagora. Sie trägt die für manche historische Klarstellung sehr wichtige italienische Inschrift: „Daniel metropolita di Scanderia et oltra marina." Die Dritte ist eine Stiftung der Stadt Cetinje vom J. 1867 aus Anlaß der Cholera, die damals, zum ersten Male auf Montenegro, hier gewüthet und der auch der Vater des jetzt regierenden Fürsten, der Großvojvode Mirko Petrovitsch, erlegen.

Und nun auch zu dem, was für uns das Wichtigste ist — zu den eigentlichen alten Klosterräumen. Sie nehmen den Raum rückwärts der Galerien ein und erstrecken sich von da in die beiden thurmartigen alten Bauten oberhalb der Kirche. Klafterdicke Mauern, finstere, enge Gänge, schmale Thüren, wenige

kleine, mit schweren Eisenstäben versehene Fenster, und diese nicht in's Freie, sondern auf die Gänge und auf die Felsenlehne hinaus. Der Zellen sind nur wenige, und die Anzahl der hier wohnenden Mönche mag wol nie vier bis fünf überschritten haben. Die merkwürdigste unter ihnen ist unstreitig die, in der ehedem die Vladyken, die bischöflichen Regenten der Crnagora, residirt, und in der auch der vorletzte derselben, Peter I., den das Volk nun als sveti Petar crnogorski als seinen nationalen Heiligen verehrt, durch 39 Jahre (1791—1830) gewohnt, gelebt, regiert und während der napoleonischen Kriege mit Frankreich, Rußland, England und Oesterreich verhandelt und Noten gewechselt. Es ist das ein kleines Gewölbe, dem der Name eines Gemaches wol nicht gegeben werden kann, roth getüncht, in welchem außer einem Bett, einem Tisch, einem Stuhle und einem Betpult mit einigen Heiligenbildern darüber, nichts weiter Platz hat, — eine Zelle beschränktesten Umfangs, in der jetzt in der That auch ein alter Mönch, nebenbei gesagt, der einzige des Klosters, der zugleich das Amt als Hüter des Grabes des Verewigten versieht, seinen Aufenthalt hat. Licht fällt nur durch ein einziges kleines Gitterfenster herein. Das Ganze ist ohne alle Frage weit schlechter, als nach unsern Begriffen selbst für ein Gefängniß statthaft ist. Und doch noch schlechter ist der Raum, in welchem dieser merkwürdige Mann, im 81. Jahre seines Lebens, gestorben. Damals schon ein Gewölbe ohne Licht und Luft, heute — eine Holzkammer. Die Ziegel des Fußbodens sind dieselben, auf die damals sein Sterbelager gebreitet gewesen, — ein Bund Maisstroh. Das finstere Gewölbe gleich nebenan mit dem kleinen Gitterfenster auf den dunklen Gang heraus war das Wohn- und Arbeitscabinet des montenegrinischen Staatssecretärs. Aber so war es ehedem. Vor der Nothwendigkeit der Sicherheit mußte alles Andere zurücktreten. Daher auch der Fenster so wenig und der Schießscharten überall so viel als möglich. Dennoch will ich nicht verschweigen, daß der Mangel an Pietät gegenüber denkwürdigen Stätten, dem ich übrigens hier nicht zum ersten Mal begegnete, mich recht peinlich berührte. Sollte denn der Mangel an Raum auf Cetinje gar so groß sein, daß man nicht wenigstens die Stätten, wo der merkwürdigste Herrscher der Crnagora, Peter I., und der größte Dichter der Südslaven, Peter II., ihre Seelen ausgehaucht, dem täglichen profanen Gebrauche entziehen und der Erinnerung unentweiht bewahren könnte? Oder hat man auf Montenegro nur Betpulte und Verse, um die großen Todten zu feiern?

Zur Kirche, der Metropolitankirche Montenegro's und vordem der gesammten rechtgläubigen Christenheit bis hinab an die Adria, führen zwei Wege, der eine von außen her, der andere aus dem Hofe. Sie ist ein ganz unansehnlicher Bau, nicht größer als eine recht kleine Capelle, in Kreuzform zwar, sonst aber durchaus primitiv und ohne alle architektonische Bedeutung. Eine Steintafel, aus den Ruinen unten auf der Wiese hieher übertragen und in das Gemäuer nach der Hofseite zu eingefügt, nennt in altslavischer Inschrift den Namen des Stifters, des „sündigen Knechtes der Gottesgebärerin", Ivan Crnojevik, und das Jahr der Stiftung 1483. Ueber dem Eingange rechts und links gewahrt man je ein mit schwarzem Sammet verdecktes Grab und auf jedem derselben einen Säbel mit sammt Gehänge, — jenes das Grab des Fürsten Danilo, demselben gegen-

über das seines ältern Bruders, des Großvojvoden Mirko, des Siegers von Grahovo. In der Nische rechts befindet sich das Grab Peter's I., des nunmehr heiligen, bedeckt mit Goldbrokat und umhängt mit Heiligenbildern. An demselben, wenn er der Liturgie anwohnt, hat auch der Fürst seinen Platz. Die Stelle des bischöflichen Stuhles, einen Schritt hinter demselben weiter zurück, vertritt — ein kleiner Fußschemel, auf dem der Metropolit während des ganzen Gottesdienstes stehend ausharrt. Nur die Fürstin und der vierjährige Erbprinz Daniel nehmen neben dem Fürsten zuweilen ihren Platz, der übrigens so beschränkt ist, daß in der That für Niemand mehr Raum bliebe. Alle Andern, auch die Mutter des Fürsten, Gospodja Stane Mirkova, müssen sich in dem nicht minder beschränkten Schiffe bequemen. Das Ikonostasion ist ein einfaches Holzgestell, die Vorhänge daran von billigstem Stoff, die Bilder von allerprimitivster Art. Das Ganze ein beredtes Denkmal wiederholter Plünderung, ein lautes Zeugniß allgemeiner Armuth. Und doch betritt diesen Raum der Sohn der Berge nur mit Schauern tiefster Ehrfurcht, und weht durch denselben ein Zug weltgeschichtlichen Odems, dem selbst der Fremde sich zu entziehen nicht vermag.

VII.

Ein Gevierte blaßroth getünchter Mauern; in jeder der vier Ecken ein runder Thurm, kegelförmig eingedacht und mit einem Wetterfähnchen auf der Spitze; dann ein langer, ein Stockwerk hoher Bau, ohne alle Verzierung, ja ohne Anwurf, mit einer langen Reihe kleiner Fenster und grüner Fensterläden, der es von einem Ende zum andern in zwei gleiche Hälften theilt, von denen die eine, mit dem grünen Thore, als Vorhof, die andere, mit der Wohnung des Besorgers, als eine Art Gras-, Gemüse und Baumgarten dient: das ist der stari dvor, oder, wie das Volk und selbst der Sänger Savo Martinowitsch in seinen chronikalen Rhapsodien ihn zuweilen nennt, das „billard", nicht etwa von irgend welcher Aehnlichkeit, sondern nach einem factischen Billard, welches der Erbauer, Peter II., zu seinem Zeitvertreib darin hatte aufstellen lassen, — halb noch Castellkloster, halb bereits Palais und Regierungshôtel, beides, versteht sich, nur in kühnster Metapher, wie denn in der That auch die letzten Tage des alten geistlichen Regiments und die ersten des neuen weltlichen einander darin berührten. Eine breite Treppe, angebracht gerade in der Mitte der dem Kloster zugekehrten Front, führt uns hinan. Oben angelangt, treten wir in einen Corridor, der den Bau der ganzen Länge nach durchzieht. Die Abtheilung rechts, ehedem durch eine schwere eiserne Thür verschließbar, umfaßte die Appartements des letzten Vladyken und nach ihm des ersten Fürsten: im Vergleiche mit der Vladykenzelle im alten Kloster drüben allerdings sardanapalische Räume; nach unsern Gewohnheiten eine Flucht landstädtisch bürgerlicher Stuben, gegenwärtig etwas verwahrlost und für Gäste bestimmt. Die Abtheilung links, gleich ursprünglich zu Regierungszwecken bestimmt, umfaßt auch heute noch die Kanzleien der upraviteljstva, d. i. der centralen Directionen der verschiedenen Verwaltungszweige, den großen Repräsentations- und Versammlungssaal und in einem an-

gebauten besondern Tract den Senat. Unter den Kanzleien jedoch darf man sich keineswegs Labyrinthe von Bureaux in dem uns gewohnten Style vorstellen. Man liest an einer kleinen Thür in serbischer Sprache: „Verwaltung der Finanzen". Man tritt ein und findet eine kleine Stube mit einem mäßigen großen Tische, einer Bank und einem Schranke für die Schriften. Der Upravitelj financie, gegenwärtig der Senator Pejo Cerovitsch, und sein Schreiber sind die einzigen Beamten dieses Departements. Man liest an einer andern Thür „Verwaltung des Kriegswesens", und findet eine gleich eingerichtete Stube und darin weiter keinen Beamten als den Chef des montenegrinischen Heerwesens, den Vojvoden Ilija Plamenac und seinen Adlatus Martinovitsch, einen Sohn des Rhapsoden. Und so in allen Kanzleien. Auch der erwähnte Saal ist nur eine einfache, mehrfenstrige, große Stube, ohne allen und jeden Schmuck, die nur bei festlichem Anlasse, z. B. wenn der Fürst darin das jährliche Sylvesterbankett gibt, mit einigen Fahnen ausstaffirt wird, außerdem aber zur Unterbringung allerlei bei Seite gesetzter Dinge dient. So fand ich z. B. darin, als ich für das kranke Kind eines Senators nach einer einfachen Arznei suchte, zwar nicht das Gesuchte, dafür aber einen ganzen verstaubten Kasten voll der seltensten und am allerwenigsten gebrauchten Medicamente, und zwar in geradezu fabelhaften Mengen, darunter z. B. einen großen Glastopf voll — Strychnin, das, Spaß bei Seite, gerade genug gewesen wäre, die ganze türkische Armee durch Starrkrampf zu tödten. Es wäre nicht uninteressant, den Namen des Doctors zu erfahren, in dessen „Verordnungssystem" dieses menschenfreundliche Alkoloid eine so bedeutende Rolle spielt, daß er für nöthig fand, auf Staatskosten einen so ungeheuren Vorrath desselben einlagern zu lassen!

Nicht minder enttäuscht würde Derjenige sich finden, der, verleitet durch den klangvollen Namen „Senat", die Räumlichkeiten, die die oberste Behörde des montenegrinischen Staates in sich schließt, sich irgend anders dächte. Zwei kleine Stuben, communicirend mit einander durch ein in die Scheidewand gebrochenes kleines Fenster; die kleinere für den Secretär, der darin den Verhandlungen des Senates anwohnt, durch besagtes Fensterchen alle Vorgänge in dem anstoßenden Raume übersieht und mit dem Präsidenten und den Senatoren verkehrt; die größere, der eigentliche Verhandlungssaal, mit einem Zugange auch von der Straße, getheilt durch eine Barrière in zwei Abtheilungen, deren innere für die Senatoren bestimmt ist, die da, zu beiden Seiten des Präsidenten, auf einer einfachen hölzernen Bank ihre Plätze haben, während die äußere den Parteien und ihren Begleitern ohne Beschränkung freisteht. Der Senat ist Central-Instanz in allen Angelegenheiten der Verwaltung sowol wie der Rechtspflege, und Jedermann, fühlt er sich beeinträchtigt durch die eine oder die andere, kann ohne alle Umstände vor ihm seine Beschwerde vorbringen. Die Verhandlung ist mündlich und öffentlich. Jede Partei kann ihre Gründe und Gegengründe ungenirt auseinandersetzen, ihre Zeugen vorführen, und ist ihnen allen die vollständigste Redefreiheit gesichert. Der Vorsitzende stört Niemanden und greift nur in Red' und Antwort so weit ein, als die Klarstellung der Sache, allenfalls auch die friedliche Beilegung es erfordert. Die Senatoren sodann, wenn Letzteres nicht gelingt, fällen ihr Urtheil. Aber auch mit diesem sich zu-

frieden zu geben, ist Niemand gehalten, und oft genug enden Verhandlungen, nach beidertheiligem Aufwand nicht selten staunenswerther Beredtsamkeit, mit der Erklärung des sachfälligen Theiles: „Schönen Dank, meine Herren, aber ich gehe zum Fürsten!“ Denn die letzte Instanz, die infallible Autorität schließlich ist bei diesem. Ist er gerade zugegen, was oft genug der Fall ist, denn Fürst Nikolaus liebt es, überall persönlich zuzuschauen, so nimmt er die Sache gleich selbst vor und entscheidet. Beide Theile küssen ihm dann ehrerbietig den Saum des Gewandes, und die Sache ist abgethan. Ist er nicht zugegen, so suchen sie ihn auf, wo er eben zu finden ist.

Uebrigens gilt dies nur in solchen Fällen, die wir bei uns als Streitsachen privatrechtlicher Natur zu bezeichnen pflegen. In Sachen des öffentlichen Rechts, in Straffachen bleibt die Person des Staatsoberhauptes gänzlich fern, und nur das Recht der Begnadigung ist ihm in denselben vorbehalten. Mindere Fälle dieser Art nämlich urtheilen in den Districten gleich die Capitäne ab, und nur schwerere kommen vor den Senat, und auch diese nur werden im Centralgefängniß, das vor Kurzem erst auf Cetinje etablirt worden, abgebüßt. Es befindet sich dies, unfern vom stari dvor, und außerhalb des Ortes, auf einem freien Platze, in der Nähe des fürstlichen Marstalls: ein ebenerdiges, durchaus primitiv aufgeführtes, schoppenartiges Viereck, das einen geräumigen Hof einschließt, auf den heraus die Thüren der einzelnen Kammern gehen. Nur die Thüren des einen, für die weiblichen Gefangenen bestimmten Flügels führen in's Freie. Als ich diese Anstalt besuchte — es war an einem Morgen — gewahrte ich von Ferne schon auf dem freien Platze vor derselben eine größere Anzahl jüngerer und älterer Männer, deren einige auf den Steinen oder auch auf dem dürftigen Grase umhersaßen, plaudernd miteinander und aus längeren und kürzeren Tschibuks behaglich blaue Wolken dem blauen Himmel entgegenblasend, — andere, die Hände über den Rücken gekreuzt, müßig umherwandelten, — noch andere mit dem landesüblichen Steinwurfspiele sich unterhielten. Es waren, wie mein Begleiter, der Secretär des Senates, mich belehrte, Gefangene. Sie trugen weder Ketten, noch Gefängnißtracht, noch sonst irgend ein Anzeichen, das als Gefangene sie hätte erkennen lassen, und nur der Mangel an Waffen in ihren Gurten verrieth, daß sie der Freiheit entbehrten. Auch eine Wache war nirgend zu sehen, außer etwa einem alten Manne, der von seinen Schutzbefohlenen durch nichts sich unterschied, als durch die Pistole, die er im Gürtel trug, im Uebrigen aber sowol den Taback als die Gespräche und Spiele derselben zu theilen schien. Wir traten näher und wurden allseits freundlich begrüßt. Das Erscheinen eines Fremden in Begleitung des Gospodin Gavro schien als ein Ereigniß aufgefaßt zu werden und mancherlei Hoffnung zu wecken, die in erwartungsvollen Mienen und funkelnden Augen sich kundgab. Man schloß sich um uns zusammen, und umgeben von einem Gefolge, wie es mir wenigstens bisher noch nicht zu Theil geworden war, traten wir in den Hof. Auch hier, ebenso wenig wie an der Pforte, irgend welche Bewachung, und auch hier die „Eingesperrten“ ungefesselt und frei umhergehend. Nur zwei Männer trugen schwere Ketten an den Füßen. Sie waren wegen Todtschlags verurtheilt, begangen, um erfahrene Beleidigungen zu rächen. Auch die Thüren aller Zellen

ringsumher standen offen. Nur eine war geschlossen und wird nur geöffnet, um den dahinter Eingesperrten ihr tägliches Brod zu reichen; es sind zwei Brandstifter. Die Zellen selbst sind klein, je für mehrere Gefangene eingerichtet, und enthalten außer einem Strohlager weiter keine Bequemlichkeit. Das Aussehen der Gefangenen, bis auf Einen, der die auf lebenslänglich ihm zuertheilte Haft nun bereits im neunten Jahre abbüßt, an Nekrose der Wirbelsäule krankt und seit Jahren bereits auf seinem Strohlager hinsiecht, ist durchgehends ein gesundes und, so weit dies eben möglich, selbst ein zufriedenes, munteres. Ich gestehe, daß ich das Loos dieser Leute, im Vergleich mit dem der Insassen unserer Gefangenencasernen, unbedingt beneidenswerth fand. Früh Morgens öffnen sich ihre Zellen und bleiben bis zum Abend offen, und mögen sie ganz nach Belieben den Tag darin oder im Freien zubringen. Dabei sind sie nicht etwa auf den Hof beschränkt, sondern können ungehindert auch in der Umgebung des Gefängnisses sich aufhalten, wo und so lange sie wollen, hier mit ihren Angehörigen und Freunden verkehren, Geschäfte abthun, Anordnungen für's Haus treffen u. s. w. Die Weiber, vor den Thüren ihrer Zellen sitzend, sah ich mit Nähen und Stricken beschäftigt. Ob die Männer zu irgend einer Arbeit angehalten werden, weiß ich nicht, obwol hier sicherlich eine gute Gelegenheit sich böte, mancher handwerklichen Fertigkeit im Lande Eingang zu verschaffen. Dagegen kommt es nicht selten vor, daß „Gefangene" zu Botengängen verwendet werden in die Districte und selbst über die Grenzen, und es ist noch niemals geschehen, daß Einer nicht zurückgekommen wäre. Ich redete mehrere von den Gefangenen an. Sie antworteten auf Alles frei und offen. Nur auf die Frage, aus welchem Grunde er an diesem Orte angehalten werde, mochte Keiner Antwort geben, und doch, wie ich aus den Listen entnahm, befindet sich kein Einziger hier, der aus einem andern Motive, als aus dem der Satisfaction für wirklich erlittene oder vermeintliche persönliche Unbilden, sich gegen die gesetzliche Ordnung vergangen, kein einziger Fall von Diebstahl, Veruntreuung, Betrug. Nur ein stämmiger Mann, in den Dreißigen, dem man ansah, daß er sich hier als Neuling bewege und der mir deshalb besonders aufgefallen war, machte eine Ausnahme. „Ich bin der Peter Bozovitsch aus Stijena, vom Stamme Piperi," sagte er, „der, der bei Podgorica dem Nizam die Kugel durch den Leib gejagt, als er sich just anschickte, mir dasselbe zu thun. Ich bin kein Mörder. Ich habe das auch dem Senat gesagt. Und doch haben sie mich auf achtzehn Monate hierher geschickt. Nun, eine Weile will ich mir's gefallen lassen, schon der Türken wegen, damit sie keine Ausrede gegen uns haben. Lang' aber nicht! Das, wenn Du so gut sein willst, bitt' ich auch dem Gospodar zu sagen! Denn achtzehn Monate wegen eines Türken, das ist denn doch ein bischen zu viel!"

Nun, ich bin nach einer halben Stunde schon dem Auftrag treulich nachgekommen, habe jedoch vom Gospodar — wie der Fürst hier allgemein genannt wird — die Auskunft erhalten, daß, ungeachtet der Türken, der Mann freigesprochen worden wäre, wenn er über das Recht der Nothwehr nicht hinausgegangen wäre, indem er, als der Nizam ihm nicht mehr schaden konnte, noch ein zweites Mal, über das Wasser hinüber, Feuer auf ihn gab; daß man aber

auch, blos um die Türken damit zu ärgern, Niemandem auf Montenegro eine Unthat ungestraft hingehen lassen könne.

Noch zwei Sehenswürdigkeiten hat der stari dvor, die Druckerei und den Trophäensaal. Die Crnagora hat den Ruhm, noch vor Ausgang des 15. Jahrhunderts ihre eigene Druckerei gehabt zu haben, und zwar die erste, aus der Druckwerke in serbischer Schrift und Sprache hervorgingen, der „Oktoic" und der „Zaltar", beides Kirchenbücher, 1494—1495. Sie befand sich damals im Kloster Rijeka in der Nähe des Skutarisees. Nach der Zerstörung derselben durch die Türken bekam Montenegro eine dergleichen Anstalt erst wieder unter dem Vladyken Peter II. 1834. Schon 1852 jedoch wurden die Lettern derselben, im Kriege gegen Omer Pascha, zu Kugeln umgegossen. Die gegenwärtige Druckerei wurde im Jahre 1860 errichtet und stand eine Zeitlang unter der Leitung Ivan Sundetschitsch's, der von 1865—1870 in ihr den montenegrinischen Staatskalender „Orlic" herausgab, werthvoll wegen der Fülle historischer und statistischer Details und der trefflichen poetischen Beiträge, darunter ein großer Theil aus der Feder des Fürsten Nikolaus selbst, jedoch heute bereits eine bibliographische Seltenheit. Gegenwärtig wird, außer kleinen, unbedeutenden Drucksachen zu Verwaltungszwecken, die wöchentlich einmal erscheinende politische Zeitung „Glas Crnogorca", unter der Leitung Simeon Popovitsch's, darin gedruckt. Beschäftigt in ihr fand ich nur einen Setzer, der zugleich Factor ist, dann einen Drucker und einen Hilfsarbeiter. Der Letternkasten jedoch ist bereits so eingegangen, daß sein Vorrath nur noch für den Satz Einer Form Folioformat ausreicht, die zweite Seite der Zeitung also immer erst gesetzt werden kann, wenn die erste bereits gedruckt ist. Doch steht diesem Mangel demnächst Abhilfe bevor.

Die Trophäensammlung, in einem dunklen und feuchten Raum untergebracht, birgt wol viel des Interessanten, Alles jedoch ungeordnet, unübersichtlich und in einem Zustande, der, wenn nicht bei Zeiten bessere Vorsorge getroffen wird, den größten Theil binnen kurzer Zeit dem Verderben zuführen muß. Groß ist die Anzahl erbeuteter türkischer Fahnen, rothe und grüne Tücher, meistentheils mit höchst primitiv aufgenähtem weißem oder rothem Halbmond, in der Ecke darunter die ausgespreizte Hand des Welteroberers, — dann die in den Kämpfen von 1852—1862 den gefallenen Türken abgenommenen Ehrenzeichen, darunter der Großstern des auf Grahovo gefallenen Kadir-Pascha und besonders zahlreiche Krim-Medaillen mit dem Bildnisse der Königin Victoria. Von Trophäen aus dem vorigen Jahrhundert, außer zahlreichen türkischen Flinten, Pistolen und Handscharen, findet sich da nur noch ein Säbel aus der denkwürdigen Schlacht im Carev-Laz, 1712, und der Säbel des grimmigsten Feindes der Crnagora, Kara-Mahmud Pascha, der 1796 bei Kruse gefallen; von Angedenken einheimischer Helden nur die Flinte des kühnen Heiduckenführers Bajo Pivljanin und des tapfern Niko Tomanovitsch.

Daniel Stern.

Das ohnlängst erfolgte Hinscheiden Daniel Stern's, d. h. der einundsiebzigjährigen unter jenem durchsichtigen Pseudonym sich verbergenden Gräfin d'Agoult, geb. v. Flavigny, läßt in der schriftstellernden Damenwelt von Paris eine fühlbare Lücke. So vorgerückt ihr Alter, blieb sie doch thätig eingreifend; ihre begonnene „Geschichte der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts" bezeugt ihre Arbeitskraft und ihre angebliche politische Glaubenstreue. Eine Adlige von Geburt und ausgezeichneter aristokratischer Bildung, wurde sie durch ihre Studien und Lebenserfahrungen in das demokratische Lager hinübergeführt, doch mit Vorbehalt, auch dieser Partei nur Sympathien zu bieten, nicht alle leidenschaftlichen, anormalen Ausschreitungen, nicht die absurden Hoffnungen zu theilen. Es war ein männliches Talent, ein männlicher Charakter. Ihre Panegyriker — sie hat deren gleich nach ihrem Tode gefunden — reihen sie etwas hyperbolisch an Frau von Staël und George Sand. Diese Rangordnung scheint uns nicht gerechtfertigt; jedenfalls aber bleibt sie eine eigene, fast phänomenale Erscheinung, merkwürdig für Deutschland, da sie, in Frankfurt geboren (1805), mit deutscher Literatur und deutschen Ideen getränkt, dieses Gut als französische Schriftstellerin auf eine originelle Weise verwerthete. Mit dem Altvater Goethe stand sie nicht in näherm dauerndem Contact; aber, wie sie in einem ihrer Werke: „Dante et Goethe" (1867) behauptet, ward sie einmal als fünfzehnjähriges Mädchen von dem Patriarchen bemerkt, und empfing durch das Auflegen seiner Hände auf ihr Lockenhaupt eine Weihe, die ihr, wenigstens auf einem Theil ihrer Lebensbahn, zum Segen gedieh.

Wir haben es hier durchaus nicht mit der romanhaften Biographie der „berühmten Frau" zu thun. Was sie bis jetzt davon anzudeuten geruhte, ist in ihrem Roman (Nelida 1846), zum Theil in „Dante et Goethe" niedergelegt. Ueberdies werden ihre „Mémoires" in der ersten Nummer des von Colani edirten „Courrier littéraire" angekündigt, oder doch in nahe Aussicht gestellt. Bis dorthin scheint es gerathen, über ihr bewegtes Leben und die notorischen Incidenzen desselben sich kein Urtheil zu erlauben. — Gewiß hat sie nur ihre schöne Marmorbüste vor den Augen der neugierigen Leser enthüllt, und auf sie

wird das Sprichwort: de mortuis nil nisi bene eine liberale Anwendung beanspruchen. Bereits vor neun oder zehn Jahren hatte der scharfsinnige Kritiker und jetzige französische Senator Edmond Scherer den Weg der unbedingten Lobeserhebung Daniel Stern's eingeschlagen. In seinen „portraits littéraires" widmet er der anziehenden Androgyne, als Schriftstellerin, eine ziemlich ausführliche Analyse. Von ihrem Leben gibt er nur die unentbehrlichsten Hauptpunkte. — Die philosophisch-literarische Abhandlung von „Dante et Goethe" (1866) bot ihm zum zweiten Mal Gelegenheit, in den Charakter des ausgezeichneten Talents einzudringen. Schuré, ein chauvinistischer Elsasser, wird zum absoluten Panegyriker; die den Franzosen eigene Galanterie gegen Damen, auch wenn diese gealtert, oder schon im Schattenreiche wandeln, gestattet wol gegen Daniel Stern, keine andere Behandlung. Es stehen in nächster Zeit noch andere Aufsätze zu erwarten; schwerlich wird ein ganz unparteiischer, rücksichtsloser Kritiker zum Hervorheben der Kehrseite des Talents und des Charakters der Verewigten sich verstehen. Wäre diese Zurückhaltung das Resultat christlicher Milde, so ließe sich nichts dagegen einwenden; aber gesellschaftliche Rücksichten sind dabei meist vorwaltend und bestimmend.

Was uns zuvörderst in den geistreichen Aufsätzen Edmond Scherer's unrichtig vorkommt, ist sein apodiktischer Ausspruch: „Oui, vous êtes sincère, Diotime" — Diotima*) ist nämlich die Hauptfigur in der dialogisirten Abhandlung über Goethe, und unter dieser Maske birgt sich Daniel Stern. — Nein! müssen wir entgegnen; nein! sie ist nicht aufrichtig, oder es hat sich während ihrer letzten Lebenshälfte eine innere Umwälzung, eine radicale Bekehrung in diesem leidenschaftlichen Gemüthe vollzogen. Schwerlich läßt sich die Verfasserin von „Nelida" in ihren späteren Schriften ganz durchschauen. Es mochte ihr ein Ideal von Moralität, von persönlicher und staatlicher Perfectibilität vorschweben; aber daß der ganze innere Mensch bei ihr mit ihren Vorbildern in Einklang war, fällt uns, nach ihren Antecedenzien zu glauben schwer. — Im engen Schoße der christlichen Kirche, auf dem Todbette, vollziehen sich ausnahmsweise solche Rehabilitationen. Auf Treu und Glauben, nach Insicht abgerissener Sentenzen**) dies bei Daniel Stern anzunehmen, dazu ist der Leser nicht gehalten. Edmond Scherer ist dagegen die personificirte Aufrichtigkeit. Als seine dogmatischen Ansichten unter dem Einfluß der deutschen theologischen Kritik sich verdunkelten, trat er unverhohlen aus dem Kreise seiner bisherigen Glaubensgenossen. Sein eigenes Benehmen bestimmte ihn augenscheinlich in seinem Urtheil über Daniel Stern.***)

Nach unsers Kritikers Dafürhalten erreichte die pseudonyme Gräfin nicht den Grad allgemeiner Anerkennung, der ihrem Talent gebührte, weil ihre Arbeiten nicht auf ein einzelnes bestimmtes Feld beschränkt blieben. Sie war vielseitig gebildet; ihre Leistungen, ihre Ansprüche auf Geltung zersplitterten sich.

*) Augenscheinlich ist dabei an Hölderlin's und an Platon's Diotima gedacht worden.

**) Siehe ihre: „Esquisses morales", oder die Abhandlung: „De la liberté".

***) Die Aeußerungen E. Scherer's über Goethe in seinen neuesten „Portraits litteraires" sind dermaßen absprechend, daß wir auch an seiner Aufrichtigkeit oder an seinem unparteiischen Richteramte irre geworden.

Sie bewährte sich gleichermaßen in literarischen und artistischen Artikeln, im Roman, in der Moralphilosophie, in der Geschichtsschreibung; sie ließ somit das größere Publicum in der Ungewißheit über die Grenzen ihrer Virtuosität. — Viel Wahres liegt in dieser Bemerkung; und dennoch reichte die Vielseitigkeit Daniel Stern's bei Weitem nicht an die Productivität George Sand's.

Beide Frauen waren, soviel wir wissen, nicht ganz intim miteinander befreundet; darüber werden uns die Memoiren einst des Näheren belehren. So congenial in Vielem ihr Streben, so sehr mußten sie sich in der Wahl ihrer Umgebung abstoßen. Wir möchten nicht dafür einstehen, daß in Daniel Stern nicht eine verborgene Eifersucht sich regte. Die Schöpfungskraft und die materiellen Erfolge der Verfasserin unzähliger Romane, packender Dramen, weitgedehnter Memorabilien lagen unbestritten vor Aller Augen. — „Nelida" hingegen sah eher einem sorgenvollen Alter entgegen.

Hoch überragte sie aber andere schriftstellernde gleichzeitige Dilettantinnen und emancipirte Frauen. Wir erinnern z. B. an Flora Tristan, die sich, wie D. Stern, um das Wohl und Fortkommen der untern Volksschichten, besonders um das Loos vereinzelter Frauen und Mädchen bekümmerte, aber in ihrem Bemühen unterging. Unwillkürlich drängt sich uns hier der Name der Dichterin Louise Collet auf; nach einer leidenschaftlichen Carrière, worin Alfred de Musset verflochten, schied sie aus dem Leben um dieselbe Zeit wie D. Stern; in den illustrirten Blättern stand ihr Bild neben dem Abdruck der Gesichtszüge Nelida's; sonderbares Zusammentreffen dieser romanhaften Heroinen am Rande des Grabes! — Wie ganz anders erscheint dagegen vor dem Altar der reinen Häuslichkeit das vom Schmerz umflorte Antlitz der Wittwe Agenor's v. Gasparin; auch sie eine Priesterin der Musen, auch sie, mit polygraphischer Fertigkeit als capriciöse Touristin, als moralisirende Philosophin zuerst vor der protestantischen Lesewelt sich producirend, hierauf in weitere Kreise eingeführt, von der ultramontanen Partei verfolgt und verleumdet. Auch der eingefleischteste Realist, der Vertreter weiblicher Emancipationsgelüste, konnte, wenn er nicht jedem ästhetischen Eindruck verschlossen, seine Aufmerksamkeit diesem originellen Frauentalent nicht versagen, welches die Advocatur der christlichen Ehe übernahm,*) Schild gegen Schild erhob und ohne Anstrengung, mit erlaubten Mitteln, durchschlagenden, dauernden Erfolg errang.

Eine Parallele zwischen D. Stern und gleichzeitigen französischen Schriftstellerinnen zu verfolgen, liegt nicht in unserm Plan; wir beschränken uns auf das Hervorheben der Grundsätze der pseudonymen Gräfin. Wie mochte es kommen, daß ein im Pariser sacré coeur erzogenes Mädchen, diesem Ausgangspunkt ganz entfremdet, in andere Bahnen überging, unter der Juliregierung sich der reformatorischen Opposition hingab und als Mitarbeiter an dem neuen Gebäude auftrat?

Wenn D. Stern in den angekündigten Selbstbekenntnissen nur einigermaßen aufrichtig sein will — ich spreche nicht von rücksichtsloser Darlegung aller Verhältnisse, wie J. J. Rousseau oder Casanova solche sich erlauben, nur von einer

*) Le mariage au point de vue chrétien.

relativen Beichte, — so wird sie eingestehen, daß vor Allem Herzenserfahrungen, und höchstens in zweiter Linie historische und Vernunftgründe sie zum Uebertritt in's feindliche Lager bestimmten. — Dennoch gipfelt, nach unserer Ansicht, ihre intellectuelle Entwicklung in der „Geschichte der Februar-Revolution von 1848." *) Bis dorthin war ein Fortschritt sichtbar; von dort ab blieb sie stationär. Das angezogene Werk ist ein beinahe photographischer Abdruck der bewegten, kurzen, aber in ihrer Kürze unheilvollen Periode. Unparteiisch, so weit es die Verfasserin bei ihrem einmal eingenommenen Standpunkte sein konnte, entrollt sie das Gemälde der Februartage und der darauffolgenden Anarchie, den Verlauf des furchtbaren Juniaufstandes und der darauffolgenden Reaction. Sie schildert das Selbsterlebte mit dramatischer Lebendigkeit, doch in einzelnen untergeordneten Episoden allzu ausführlich, und schwächt dadurch den Gesammteindruck. Für künftige Historiker bleibt jedenfalls ihr Werk eine Hauptquelle. Mehr oder weniger mit den auftretenden Aktoren befreundet oder bekannt, von den entgegengesetzten Parteien Berichte und Enthüllungen sammelnd, den weitschichtigen Stoff bewältigend, erscheint uns hier die bisherige Feuilletonistin und Romanschriftstellerin unter ganz neuer Beleuchtung. Wir glauben kaum, daß selbst ihre näheren Freunde, vor der Veröffentlichung dieses Geschichtswerks, in Daniel Stern die Arbeitskraft des Sammlers, die Beobachtungsgabe, die Würdigung der Charaktere und der öffentlichen Zustände vermutheten. Theilweise ist diese Geschichte das Ergebniß einer Improvisation; während die Ereignisse ihren unaufgehaltenen Gang einhielten, schrieb sie täglich ihre Eindrücke nieder. Unter ihren Fenstern zieht der schreiende Pöbel vorüber; sie läßt sich von dem Tumulte nicht stören; sie glaubt immerfort an bessere, ruhigere Tage; für die kommende Generation zeichnet sie die Lineamente jener Schreckenszeit. Ein ergreifendes, fast romanhaftes Interesse fesselt im Laufe der Erzählung auch den gleichgültigsten Leser. Wer selber an der Seite des tobenden Volksstroms lebte, oder im Strudel mit fortgerissen worden, erwehrt sich kaum eines betäubenden Schwindels, eines traumartigen Unwohlseins; vergegenwärtigt wird ihm die fluchbeladene Zeit.

Den Sturz der königlichen Familie hatte Daniel Stern so gut als Lamartine vorausgesehen; die Unzulänglichkeit der ehrenhaften Glieder des fürstlichen Hauses, einen Damm gegen die Fluth aufzuführen, war für die anti-aristokratische Gräfin eine unabweisliche Thatsache; und doch, mit welch' tragischer Energie schildert sie das letzte Auftreten der unvergeßlichen Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer! — Lamartine war für sie kein congenialer Freund, und doch, mit welch' klarer Würdigung behandelt sie die Phasen seiner Dictatorrolle! Wie gerecht abwägend beurtheilt sie die verfehlten, mangelhaften Bestrebungen der Chefs der politischen reformatorischen Schulen, die sich, bereits vor der Revolution, um die Volksgunst bewarben! Es ist ein fast staatsmännischer Ueberblick des chaotischen Strebens, von den St. Simonisten herab bis auf Proudhon, auf dessen Schultern sie die volle Wucht ihrer Verachtung wälzt.

Was mich an Daniel Stern befremdet, was unwillkürlich Zweifel an der

*) Das Werk erschien zuerst 1851; seitdem in zweiter verbesserter Auflage.

politischen Aufrichtigkeit der Schriftstellerin hervorruft, ist wol folgender Umstand. Scharfsinnig beurtheilt sie die Verhältnisse, die Menschen, die Parteien; sie sieht, welche unvereinbare Elemente in dem Hexenkessel der Pariser Revolution kochen; sie kann das Auge nicht schließen vor der Volkswuth — und dennoch hat sie Worte der Beschönigung; hören wir sie sprechen, da kommen die meisten Fehler von oben .... Nun verneinen wir keineswegs den theilweisen Egoismus der obern und mittlern Classen der Bevölkerung; aber in vollem Gegensatze zu den Behauptungen der Verfasserin schreiben wir auf die Rechnung der nicht zu befriedigenden Ansprüche der Proletarier einen Haupttheil der Verantwortlichkeit. Wir sehen nicht ein, wie ein philantropisches, gesittetes Gemüth den Glauben hegt, es könne aus der systematischen socialen Unordnung je ein ersprießlicher Zustand hervorgehen. Wir sehen nicht ein, wie Daniel Stern in dem theatralischen, heuchlerischen Auftreten eines Ledru-Rollin und seiner Mitgenossen, in den hirnlosen, verbrecherischen Ausschreitungen während der Junitage nicht künftige größere Katastrophen voraussah; wie nach den unwiderleglichen Erfahrungen der 70er und 71er Jahre sie sich nicht von ihren früheren politischen Idealen abwandte.

Daniel Stern rühmt sich ihrer geistigen Verwandtschaft mit Goethe. Nun wenn je, so ist hier der Apfel weit weggefallen vom Stamme. Das ganze lebenslängliche Streben des Altmeisters ist in directem Gegensatz mit der sich ihm aufdrängenden Schülerin; wäre der Patriarch zum hundertjährigen Greisen geworden, und hätte sich ihm Stern-Diotima nach den erschütternden Erfahrungen von 1848 vor die halberblindeten Augen gestellt, wäre sie zu seinen Füßen niedergekniet, er hätte ihr nicht mehr, wie ein halbes Jahrhundert zuvor, die Hand auf das blonde Lockenhaupt gelegt; unbarmherzig hätte er sie weggewiesen aus dem Kreise der Treuen, die sich um den Vertreter der gesellschaftlichen Ordnung schaarten.

Die Fakten, wie sie Diotima selber hinstellt, strafen ihre politischen und socialen Theorien Lügen; es herrscht ein nicht zu sühnender Widerspruch zwischen der Aussicht auf künftiges Völkerglück und dem Verlauf der Tragikomödie, welche die zu voller Besinnung kommende Nachwelt mit den strengsten Ausdrücken brandmarken wird. — Und schneidender noch dürfte der Contrast erscheinen, wäre nicht die hochbegabte Frau zurückgewichen vor dem Gedanken, trübe Auftritte in ihrer nackten Wirklichkeit zu enthüllen. Wie sichtlich abgeschwächt erscheint doch unter ihrer classischen Feder die berüchtigte Mordscene an der Barrière vor Fontainebleau am Vorabend des niedergeworfenen Juniaufstands! Gewiß waren die Proceßacten der unglücklichen Schlachtopfer dem Geschichtsschreiber nicht vorenthalten worden, und daraus mochte sie wahrlich ersehen, daß die Henker dem General Bréa und seinen Freunden keine Qual ersparten, daß sie dieselben nur nach langsamer Kreuzigungstortur abschlachteten. „Ich hätte nie geglaubt," sagte mit zerknirschtem Herzen ein republikanischer Deputirter von Straßburg, „ich hätte nie geglaubt, daß das Volk in seiner ungebändigten Wuth zu solchen Gräueln sich verirren könnte." — Diese schauderhaften Nebenumstände hat Daniel Stern wohlweislich verschwiegen: es hätte nicht in das Programm gepaßt und den classischen Effect beeinträchtigt.

Dem Schreiber dieser Zeilen liegt es am Herzen, die Gemüther zu beschwichtigen; allein er lebt der Ueberzeugung, daß in einer aufrichtig geschriebenen Historie der reelle Charakter der Begebenheiten nicht ganz verhüllt werden darf. Es blieb Daniel Stern gewiß nicht verborgen, welch' feige, sittenlose Behandlung einzelnen Mobilgardisten, Kindern, die in die Hände der Rebellen fielen, zu Theil ward. Das weibliche Zartgefühl gebot hier der Verfasserin zu schweigen und über die That der entweiblichten Megären der Vorstädte einen dichten Schleier zu werfen. — Mir ist nur zur Hälfte diese Pflicht auferlegt. Ich sah im Frauengefängniß zu Hagenau eine dieser Verbrecherinnen, und, räthselhaft genug, durchaus nicht unter einer abschreckenden Maske, nein, in voller Jugendfülle prangend, und vielleicht in ihrer tiefsten Brust künftige Rachepläne brütend; denn es gibt der lebenslängliche Arrest immer noch der unverwüstlichen Hoffnung Raum. — Hat sie etwa bis in die Kriegsjahre ihr Leben fortgeschleppt und, nach überstandener einsamer Qual, sich an den Märtyrern der letzten Schreckenszeit vergriffen? . . .

Wie wagte es Daniel Stern, auf Perfectibilität des Pöbels in Paris zu hoffen, nachdem sie selber die Vehmgerichtsscene unter Caussidière im Luxembourg besprochen? Wie konnte sie der Hoffnung Raum geben, es lasse sich in einer Stadt, die solche Vorfälle ermöglichte, irgendwie, auch in ferner Zukunft, ein besseres Volk herausbilden?

Zu wiederholten Malen warfen wir, Daniel Stern gegenüber, die Frage auf: Was ist bei ihr vorherrschend: die Illusion, oder das selbstbewußte Verschleiern unerhörter Thatsachen? . . . Dem Schilderungstalent aber, und dem abwägenden Sammelfleiß der Schriftstellerin bleiben wir gerecht und reihen die Geschichte der Februarrevolution unter die merkwürdigen Producte französischer Historiographie während den letzten Decennien, sogar nach den Hauptwerken, welche den berühmten Namen Lanfrey's und des untergeordneten Taxile-Delord's an der Stirne tragen.

Ganz verfehlt erscheint uns dagegen die Parallele zwischen Dante und Goethe. Schon die Gesprächsform ist eine unglücklich gewählte. Warum bequemte sich die Verfasserin nicht zu einer einfachen Abhandlung? Diotima-Stern spricht im Grunde ganz allein, ohne erhebliche Gegenrede. Diotima's Verehrer mußten sich ganz gewiß zu ihrer Bewunderung hinaufschrauben und fühlten sich in ihren ästhetischen Gefühlen beengt. — Das Nebeneinanderstellen des Florentiners und des deutschen Dichters bot zu bedeutenden Einwürfen Gelegenheit. Auf deutsche Vorarbeiten sind großentheils die Ansichten über Goethe's Leben und Wirken zurückzuführen. Einige Anspielungen auf Diotima's Persönlichkeit und Schicksale blieben in orakelhaftes Dunkel gehüllt.

Viel durchsichtiger zeigten sich Charakter und Jugendjahre Daniel Stern's in dem schon angeführten Romane. Als vor bald dreißig Jahren „Nelida" erschien, war in den Pariser Cirkeln der Hintergrund des „moralisirenden" Selbstbekenntnisses eine stadtkundige Geschichte, ein öffentliches Geheimniß. Man sprach sich darüber aus, ganz unverhohlen, wie über ein bekanntes Alltagsthema. Daniel Stern hatte augenscheinlich das Bedürfniß gefühlt, sich vor sich selber und vor dem Publicum zu rechtfertigen, in idealer Verklärung zu erscheinen.

Die Heldin Nelida ist ein Musterbild, sie hat zuerst in klösterlicher Abgeschiedenheit, hierauf als Gattin die Verwirklichung ihrer Ideale gesucht, nicht gefunden, sich zu einer illegalen Liebe hergegeben, ist, auch in diesem freiwilligen Bunde enttäuscht, zu einem autonomen Leben erwacht: das große Opfer ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer weiblichen Würde ist einem Undankbaren, einem Unwürdigen zu Theil geworden; aber dem tiefen Falle folgt eine innere und äußere Versöhnung. Die Zerknirschung und dann das Sichaufraffen, das Streben nach einem hohen, selbstgesteckten Ziele werden für die schöne Sünderin zum zweiten Taufbecken, worin die früheren Flecken verschwinden. Und wer ist der Glückliche? Wem gelang die temporäre Eroberung des großen Herzens Nelida's? . . . Guermann — diesen Namen beliebt es der Verfasserin ihrem entthronten Helden beizulegen — Guermann ist ein reichbegabter, genialer Künstler, eine anscheinend großmüthige Natur, doch im tiefsten Herzensgrunde ein Egoist, — „ein Talent, doch kein Charakter", ausgestattet mit blendenden äußerlichen Gaben, mit dem dämonisch anziehenden Reiz, der ein noch unerfahrenes weibliches Herz bestrickt; unersättlich in seinen Begierden, unbezähmbar in seinem satanischen Stolze; dem äußerlichen Erfolg, der Ruhmsucht Alles opfernd und ergrimmt, als ihm klar wird, welche Pflichten die Hingabe Nelida's ihm aufgebürdet. Erfolgen muß, bei solchen Anlagen, eine Krisis, eine Trennung. Guermann's Portrait ist mit keineswegs schmeichelhaften Conturen gezeichnet; auf Nelida und ihr Gebahren fallen dagegen nur rosenfarbige Streiflichter. Da wirft der unbefangene Leser oder Beschauer oder Richter die Frage auf: Wie! Wenn wir der vulgären Sentenz ‚audiatur et altera pars' einiges Gehör liehen? Wie würde sich das Verhältniß der Betheiligten ausnehmen, stünden uns Memoiren oder ein intimer Roman des verworfenen Guermann zu Gebote? Zu welchen Vorwürfen wäre nicht Er vielleicht berechtigt? Denn es berührt nicht Ihn, nicht seine frühere Verbindung mit Nelida, wenn sie, gerade durch ihren Fall, zu einem spätern engelreinen Dasein sich aufschwingt, wenn ihr die Flügel wieder wachsen, nachdem sie im glühenden Feuer der leidenschaftlichen Liebe sich verzehrt? . . . War es nicht mehr als wahrscheinlich, daß es den beiden Liebenden wie so vielen rechtmäßigen Ehegatten erging, die in gegenseitiger „incompatibilité d'humeur" — die deutsche Sprache hat keinen adäquaten Ausdruck — die Beweggründe zu einer Trennung von Tisch und Bett suchen; oder liegen nicht ganz andere, tiefere, von dem Publicum nicht geahnte Motive zu diesem offnen Bruche vor?

Die absolute Aufrichtigkeit, die Edmond Scherer zu wiederholten Malen in Diotima's Bilde als Grundsatz bezeichnet, springt uns deshalb auch in dem autobiographischen Roman Nelida's nicht in die Augen. Das relative Quantum von Wahrheit und Dichtung, von Dichtung und Wahrheit verschwimmt darin in eine nicht mehr zu scheidende Masse. Wir wünschen, im Interesse einer unabhängigen psychologischen Studie, die angekündigten Mémoires mögen uns darüber Auskunft geben; zu hoffen wagen wir es kaum.

* * *

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert.

Martin Knutzen und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere der Entwicklungsgeschichte Kant's. Von Dr. Benno Erdmann. Leipzig, L. Voß. 1876.

So viel für die Geschichte der deutschen Philosophie in den letzten Jahrzehenden gethan worden ist, so zeigt unsere Kenntniß derselben doch immer noch viele und empfindliche Lücken, welche nur von einer monographischen Bearbeitung einzelner Partien derselben ihre Ausfüllung erwarten können. Dies wird auch von den Männern des Fachs, und am bereitwilligsten gerade von denen anerkannt, die sich am eingehendsten mit ihr beschäftigt haben. Aus diesem Gesichtspunkt hat z. B. die Berliner Akademie d. W. schon vor zwei Jahren den Einfluß der englischen Philosophie auf die deutsche des 18. Jahrhunderts zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht, von der es sich aber erst im nächsten Jahre entscheiden kann, ob und wie sie gelöst wird. Um so erfreulicher ist es, wenn sich fähige jüngere Kräfte diesem Gegenstande zuwenden, und wenn dieselben namentlich solche Männer und Zeitabschnitte genauer untersuchen, welche bisher, glänzenderen und großartigeren Erscheinungen gegenüber, stiefmütterlich behandelt worden sind. Es gilt dies in erster Reihe von dem Menschenalter, das zwischen Chr. Wolff's weitgreifender Wirksamkeit und Kant's epochemachendem Auftreten in der Mitte liegt. Für das deutsche Culturleben ist diese Zeit von der höchsten Bedeutung; das goldene Zeitalter unserer Literatur ist unmittelbar aus ihr hervorgegangen; ein Klopstock, Wieland und Lessing, die erste Periode von Herder's und Goethe's Wirksamkeit gehören ihr an; in der allgemeinen Bildung, in der ganzen Lebens- und Weltauffassung hat sich in ihr ein tiefgehender Umschwung theils angebahnt, theils vollzogen. Aber sie hat allerdings keinen Philosophen aufzuweisen, der sie ausschließlich beherrscht hätte, wie Wolff die vorangehenden, Kant die nächstfolgenden Jahrzehende, der an geistiger Kraft und geschichtlicher Wirkung einem Kant oder Leibniz, einem Fichte, Schelling, Hegel oder Herbart zu vergleichen wäre; denn Mendelssohn erscheint neben jenen doch nur als ein Mann von bescheidenem Wuchse, und Lessing's kritische Genialität kam weniger der Philosophie selbst, als den angrenzenden Gebieten zu Gute. Es ist einestheils mehr die Ausbreitung und Anwendung, als die Vertiefung der philosophischen Ideen, welche die Signatur dieser Zeit bildet; und andererseits zeigt sich das, was hiebei trotzdem Neues zu Tage gefördert oder vorbereitet wird, nicht als das Werk Eines oder weniger herrschenden Geister, sondern als die gemeinsame Arbeit vieler Einzelnen, von denen keiner weit über das mittlere Maß emporragt, die aber alle zusammen, sich unterstützend oder bestreitend, schließlich doch recht erhebliches leisten. Es ist nicht

eine Periode der Monarchie oder Aristokratie, sondern der Demokratie, ja wol auch der Anarchie in der Wissenschaft; ähnlich wie die, aus welcher die Philosophie der Gegenwart sich herauszuarbeiten wenigstens den Versuch macht. Eine solche Periode zu durchforschen ist immer eine mühsame und in mancher Beziehung eine undankbare Aufgabe. Wer sich ihr unterzieht, der verzichtet zum voraus auf die Vortheile, welche der augenfällige Reiz oder die imponirende Großartigkeit ihres Gegenstandes dem Historiker gewähren. Er muß vielen Schutt sieben, bis er ein paar Goldkörner findet, muß unter die oft nicht sehr anziehende Oberfläche der Erscheinungen eindringen und den Grund nach allen Seiten durchwühlen, um ihre Wurzeln bloszulegen und die Fäden ihres verborgenen Zusammenhangs zu entdecken. Eben dies hat nun der Verfasser der vorliegenden Schrift in der anerkennenswerthesten Weise geleistet. Auf der Grundlage einer eindringenden, zuverlässigen und selbständigen Quellenforschung gibt er uns das Bild eines Mannes, welcher in der Geschichte der Leibniz-Wolffischen Schule eine nicht unbedeutende Rolle spielt, und er verbindet damit eine Darstellung der Verhältnisse, unter denen, und des Schauplatzes, auf dem sein Leben sich bewegt, durch welche unsere Kenntniß jener Zeit eine willkommene Bereicherung erhält. Die Geschichte der Philosophie wußte bisher von dem Königsberger Professor Martin Knutzen, der 1713 geboren wurde und schon 1751 gestorben ist, nicht mehr zu sagen, als daß er es war, der seinen großen, nur elf Jahre jüngeren Schüler, Immanuel Kant, nicht allein in die Wolffische Philosophie, sondern auch in die Mathematik und die durch Newton reformirte Naturwissenschaft einführte. Der Verfasser zeigt uns in ihm den Vertreter einer eigenthümlichen Richtung innerhalb der Wolffischen Schule, der sich an ihrer Entwickelung an einem wichtigen Punkte mit nachhaltigem Erfolg betheiligt hat. Er weist nach, wie die beiden reformatorischen Bewegungen, welche in Deutschland während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hervortraten, die religiöse und die wissenschaftliche, der Pietismus und die Leibnizische Philosophie, fast unmittelbar nach dem harten Zusammenstoß, den Wolff's Vertreibung aus Halle (1724) bezeichnet, und von dem auch Königsberg nicht unberührt blieb, gerade in dieser Stadt früher, als anderswo, in ein gemeinsames Bett geleitet wurden, und sich in dem Versuche zusammenfanden, die Dogmatik und die religiöse Moral des Pietismus mit Hilfe der Wolffischen Philosophie zum System auszubilden. Er schildert uns den Theologen, auf dessen energisch eingreifenden, nicht allein die Königsberger Universität, sondern das ganze Kirchen- und Schulwesen der Provinz längere Zeit beherrschenden Einfluß diese merkwürdige und folgenreiche Erscheinung vorzugsweise zurückzuführen ist, den Professor Franz Albert Schultz, den Lehrer M. Knutzen's, der sich auch Kant's wohlwollend angenommen und durch seine Verbindung mit Kant's Eltern (welche bekanntlich der pietistischen Partei zugehörten) auf die Erziehung und Ausbildung dieses Philosophen wesentlich eingewirkt hat. Er knüpft hieran eine eingehende Untersuchung über Knutzen's Leben und Schriften, und namentlich über seine Hauptschrift vom Jahr 1745, das „System der wirkenden Ursachen", welche neben der gleichzeitig erschienenen Metaphysik von Reusch den ersten von der Wolffischen Schule selbst ausgehenden entschiedenen Angriff auf die Leibnizische Lehre von der prästabilirten Harmonie wagte, die in derselben von da an immer mehr Boden verlor. Er verfolgt Knutzen's Verhältniß zu seinen Zeitgenossen aus der Schule, der er angehörte, und erörtert schließlich seine Bedeutung für Kant und die Kantische Philosophie. In das Einzelne dieser Erörterungen näher einzugehen, ist nicht dieses Orts; aber wenigstens das wollten wir uns nicht versagen, die Leser dieser Zeitschrift auf eine Arbeit aufmerksam zu machen, welche auf sehr mäßigem Raume (nicht ganz 10 Bogen) und in der anspruchslosen Form einer rein sachlichen Untersuchung nicht allein der Geschichte unserer Philosophie, sondern auch der deutschen Culturgeschichte einen wirklich werthvollen Beitrag zur Lösung ihrer umfassenden Aufgaben liefert. E. Z.

Thausing's Dürer-Buch.

Moritz Thausing. Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. — Leipzig, E. A. Seemann. 1876.

Die kunstgeschichtliche Literatur, eine Zeit lang wenig ergiebig, hat sich diesmal eines reichen Herbstes zu erfreuen. Zu dem Besten, was er geliefert hat, gehört M. Thausing's Buch über Dürer. Man hatte es in den Kreisen der Fachgenossen lange erwartet, gelegentliche Aufsätze aus diesem Stoffgebiete hatten dargethan, wie gründlich und scharfsinnig Thausing seine Aufgabe angriff. Das Werk, das jetzt vorliegt, rechtfertigt die günstigen Voraussetzungen. Der Verfasser zeigt sich dem großen Stoff vollständig gewachsen. Strenge historische Schulung, eingehende Kenntniß des geschichtlichen Lebens wie der Literatur derjenigen Epoche, der sein Gegenstand angehört, vereinigen sich bei ihm mit einer sichern Beherrschung des in Frage kommenden künstlerischen Materials. Günstige äußere Verhältnisse haben Thausing dabei wesentlich gefördert. Als Vorstand der Albertina in Wien, einer der größten Kupferstich- und Handzeichnungsammlungen in Europa, in welcher gerade Dürer wunderbar vertreten ist, konnte er aus dem Vollen schöpfen, hatte er fast Alles zur Verfügung, was als Maßstab, als Object der Vergleichung heranzuziehen war. Arbeiter auf dem gleichen Felde, die nicht das Glück haben, an großen Centren zu leben, und die fortwährend mit dem Mangel an Hilfsmitteln zu kämpfen haben, wissen am besten, was das bedeutet. Thausing hat sich dieser Vortheile aber durchaus würdig gezeigt.

Auch der äußeren Erscheinung des Buches kamen sie zu statten. Man ist gewohnt, daß der Seemann'sche Verlag glänzend ausgestattete und gut illustrirte Bücher in die Welt sendet. Das hier Gebotene steht aber auf einer noch höheren Stufe. Ein Stich von Jasper, unter Jacoby's Leitung ausgeführt, Dürer's Gestalt von seinem Allerheiligenbilde in Wien, bildet das Titelkupfer; die übrigen Abbildungen bestehen aus Holzschnitten, nach Zeichnungen von Schönbrunner, von F. W. Bader in Wien ausgeführt. Aeußerste Sorgfalt und charaktervolle Feinheit in Auswahl der Vorbilder und in der Durchführung sind ihnen gemeinsam. Blätter, wie das Bildniß des dreizehnjährigen Dürer, wie der Kopf Pirckheymer's, gehören zu den Meisterwerken moderner Holzschneidekunst. Zur Reproduction wurden fast nur Unica, nämlich Zeichnungen und Gemälde gewählt, nicht aber die eher zugänglichen Kupferstiche und Holzschnitte. Titel, Initialen, Schlußverzierungen der einzelnen Capitel zeigen Motive von Dürer und zwei sonst noch in den Rahmen der Darstellung fallenden anderen Meistern, die Anfangsbuchstaben sind genau dem ABC entnommen, welches Dürer, in schöner Wiederbelebung der antiken Lettern, aufgestellt hat. Umschlag und Einband sind im Dürer'schen Stil schlicht und charakteristisch verziert. Jedem Capitel geht ein eigener Ausspruch des Meisters, aus seinen Büchern, Briefen und Tagebüchern ausgewählt, als Motto vorher, gleichfalls ein sinniger Schmuck.

Nicht alle kunstwissenschaftliche Arbeit, welche hinsichtlich Dürer's zu leisten ist, will der stattliche Band in sich fassen. Die „Geschichte seines Lebens und seiner Kunst" kündigt der Titel an. Eine andere Arbeit, die zu thun war, hat Thausing bereits vollbracht durch seine Ausgabe und Uebertragung der Dürer'schen Briefe, Tagebücher und Reime, welche 1872 als dritter Band der von Eitelberger herausgegebenen Quellenschriften für Kunstgeschichte erschienen ist. Ergänzendes Material ist jetzt freilich noch hinzugekommen, so ein noch unbekannter Brief an Pirckheymer aus Venedig, ein Brief des Astronomen Nicolaus Kratzer an Dürer und dessen Antwort, die wieder ein neues kostbares Zeugniß für seine vom Geist der Reformation erfüllte Gesinnung enthält. Eine andere Arbeit wird man noch von Thausing erwarten: ein neues kritisches Verzeichniß sämmtlicher Werke des Meisters. Wäre er im Stande gewesen, dasselbe gleichzeitig mit der Biographie zu fördern, so

würde dies der Form derselben zu statten gekommen sein und ihn mitunter des Eingehens auf eine Fülle von Einzelheiten enthoben haben. Er hat dieselben immerhin so verwerthet, daß sie den tiefer eingehenden Leser nicht ermüden. Eine selbständige Aufgabe ist endlich, Dürer als Kunsttheoretiker auf Grund seiner Lehrwerke zu zeichnen. Diese wurde bereits von Albert von Zahn (1866) gelöst, und Thausing hatte daher nur dessen Resultate übersichtlich zusammenzustellen.

Das Streben, die Kunst im engsten Zusammenhang mit Cultur und geistigem Leben überhaupt aufzufassen, durch welches die Kunstgeschichte erst zur Wissenschaft geworden ist, waltet auch bei Thausing. Scheinbar setzt er sich dabei engere Schranken, legt er den Hintergrund nicht so breit an. Wol beleuchtet das erste Capitel die geschichtlichen Bedingungen, welche der deutschen Malerei bei dem Auftreten Dürer's geboten waren, und das zweite Capitel schildert seine Heimath Nürnberg, aber in beiden ist die Darstellung äußerst knapp, sie gibt nur das Nothwendigste. Desto entschiedener findet das culturhistorische Moment überall im gesammten Verlauf der Darstellung seinen Platz, niemals ist es außer Augen gelassen. Die Mächte, welche damals in das deutsche Leben eingriffen, die Ideen, die sich bilden und die Epoche beherrschen, kommen zur Geltung und werden bis in ihre feineren Regungen verfolgt; die Gestalten, mit welchen Dürer näher und ferner in Beziehung stand, treten an rechter Stelle ein, und auch hier schöpft Thausing immer aus dem Vollen, seine Darstellung ist stets eine quellenmäßige. Den geschichtlichen Gang, den die Biographie selbstverständlich innehält, unterbricht er mitunter, um, von dem streng Chronologischen absehend, das zusammenzufassen, was sachlich zusammengehört. So wird im dritten Abschnitt gleich Alles abgehandelt, was auf die Familie Bezug hat, im sechsten das, was die Verheirathung, die Verhältnisse im Hause, die bürgerliche Existenz betrifft. Die schon von Thausing früher scharfsinnig durchgeführte Widerlegung jener widerwärtigen Mythe von Dürer's ehelichem Unglück bildet auch hier wieder die Voraussetzung für alles Weitere. Auch die einzelnen Werke sind oft nach einem inneren Zusammenhang, der über das Chronologische hinausgreift, berücksichtigt. Der sechzehnte Abschnitt, der Dürer's Verhältniß zur Reformation darstellt, verfolgt beispielsweise die tieferen Beziehungen seiner Gesinnung zu dem Geiste, aus welchem Luther's Auftreten hervorging, bis in weit frühere Zeiten zurück.

Zu den wichtigsten neuen Resultaten, welche dieses Buch gewonnen hat, gehört gleich die neue Würdigung von Michael Wolgemut, Dürer's Lehrmeister. Die Partien, welche diese enthalten, würden allein hinreichen, um den Gehalt einer wichtigen Monographie zu bilden. Bisherigen Vorurtheilen gegenüber wird dem Wolgemut eine wichtigere Stellung in der deutschen Kunstgeschichte zuerkannt, seine Gestalt gewinnt wieder Kraft und Leben vor unseren Augen, seine Kupferstiche werden ihm zurückgegeben, wir sehen ihn in seinem hohen Alter eine neue Entwicklung durchmachen, einen intensiveren und weiterreichenden Einfluß auf seinen großen Schüler ausüben, als wir ahnten. Ebenso sorgfältig werden alle anderen Einflüsse, welche Dürer erfuhr, untersucht, vor Allem diejenigen der italienischen Kunst. Daß Dürer schon bei Gelegenheit seiner Wanderschaft, gegen 1494, in Venedig gewesen, wird vielleicht nicht zwingend bewiesen, aber kann wenigstens nach Thausing's Erklärung als höchst wahrscheinlich gelten. Vorzugsweise wichtig sind dann die Aufschlüsse über Dürer's Verhältniß zu „dem Proteus unter den italienischen Malern", Jacopo de' Barbari, der als Vermittler italienischen und germanischen Kunstgeschmacks eine interessante Rolle spielt, über seinen Wettstreit mit diesem und das Gewinnen der vollen künstlerischen Selbständigkeit gerade auf Grund solcher Nebenbuhlerschaft. Mit gleichmäßiger Sicherheit untersucht der Verfasser in den verschiedensten Perioden Dürer's die Elemente, welche für seine Richtung, sein Schaffen maßgebend waren; bis in Nebenbeziehungen ist ihm Alles klar, sein Verständniß gewinnt dadurch den festen Halt, daß er den innigen Zusammenhang, welcher bei Dürer zwischen der Charaktereigenthümlichkeit des Menschen und der künstlerischen Production besteht, nie aus dem Auge verliert. Nicht nur die Summe Dürer'scher Werke ist gegen das,

was wir ehemals kannten, vermehrt, sondern darin liegt vornehmlich ein Fortschritt, daß Thausing die rechten Ergebnisse aus der Kenntniß des Einzelnen zieht, die Dinge immer an die rechte Stelle setzt.

Sein Verfahren ist geeignet, Vertrauen in sein Urtheil einzuflößen, wenn er bestimmte Arbeiten Dürer zuerkennt oder ihm abspricht. Die Kunstkennerschaft, wie man sie gewöhnlich versteht, das heißt die Diagnose, zu welcher Schärfe des Blickes, verbunden mit Erfahrung und Bereitschaft des Gedächtnisses, befähigen, ist eine im Kunsthandel unerläßliche Eigenschaft, hat aber in der Wissenschaft an und für sich noch keine selbständige Bedeutung. Für diese gewährt sie höchstens eine vorläufige Orientirung, sie ermittelt höchstens den Standpunkt, von welchem eine eigentlich wissenschaftliche Untersuchung erst zu beginnen hat. Anders steht es aber da, wo das vergleichende und prüfende Auge unter Zuhilfenahme aller Mittel der Specialforschung operirt, wo die umfassende und bis in das Einzelne erfolgte Kenntniß von der gesammten Production eines bestimmten Meisters, von seinem Stil, seiner Technik, von den Wandlungen, die er durchgemacht, der Prüfung einzelner Kunstwerke zu Grunde liegt. Für den Fachmann ist es höchst interessant, zu verfolgen, wie Thausing die Atelierbilder Dürer's scharf von denen, die wahrhaft seine eigene Arbeit sind, zu sondern versteht, wie ihm bei den ersteren oft gelingt, die helfenden Hände glücklich nachzuweisen; wir erwähnen als Beispiel den Hinweis auf Hans von Kulmbach und selbst auf Barthel Beham bei dem Jabach'schen Altar. Ferner, wie fein er der Genesis einzelner Werke durch Kenntniß der Handzeichnungen, durch Herbeiziehen des Verwandten auf die Spur kommt, wie nachdrücklich und vorurtheilsfrei er mit Nachahmungen und Fälschungen aufräumt, wie etwa den angeblichen Bildern der Fürlegerin, deren richtiges Vorbild er klar erkannt hat, oder den Portraitzeichnungen in Berlin, Bamberg u. s. w. Wer durch eigenes Studium mit Dürer's Werken tiefer vertraut ist, wird gewiß mit Freude die zahlreichen Fälle wahrnehmen, in denen Thausing's Ansicht ganz der seinigen entspricht oder ihm eine Aufklärung, die sofort einleuchtet, gewährt. Fälle, in denen er nicht überzeugt, werden gewiß verhältnißmäßig selten sein, und ich selbst wenigstens würde in solchen Fällen, ehe ich einen Widerspruch äußerte, bei der Gewissenhaftigkeit und Methode des Verfassers, zuerst die eigene Ansicht scharf auf's Korn nehmen und sie unter Zurückgehen auf die Quellen von Neuem prüfen. — Unter Dasjenige, was die deutsche Kunstliteratur ganz besonders zu lernen hat, gehört namentlich die Analyse der künstlerischen Technik. Wir haben oft Gelegenheit zu erfahren, daß z. B. Crowe und Cavalcaselle das besser als die Meisten unter uns verstehen. Von Thausing gilt das aber nicht; gerade hierin liegt seine Stärke, und den eben genannten Forschern ist er dadurch überlegen, daß er tiefer in die Sache selbst eindringt, die Analyse des Technischen zugleich zu einer Untersuchung der stilistischen Eigenthümlichkeiten überhaupt erhebt. Das finden wir in der schon erwähnten trefflichen Charakteristik des Jacopo de' Barbari, bei der Würdigung der in Venedig (1505—1507) entstandenen Gemälde, bei den Bemerkungen über die Farbe des Allerheiligenbildes. Technik und Vortrag kommen hier ebenso wie die eigentlich künstlerische Absicht, die rein ästhetische Wirkung der Farbe zu ihrem Rechte.

Thausing's Buch ist eine Arbeit von durchaus wissenschaftlichem Charakter, der Specialforschung angehörend, für die Fachmänner bestimmt. Er wird auch Leser finden, die außerhalb dieses Kreises stehen. Ernste Hingabe, die auch eine oft mühsame Lectüre nicht scheut, wird sich belohnt fühlen. Prüfen wir die Form des Werkes vom höchsten Gesichtspunkt aus, so werden wir sagen müssen: ein solches Ueberwinden des Materials, ein so klares, durchsichtiges Gestalten der Ergebnisse, wie es manche Meisterwerke der modernen Geschichtschreibung darbieten, die dann nicht blos für den Historiker von Fach sondern für die wahrhaft Gebildeten der Nation existiren, zeigt der „Dürer" nicht ganz, aber das Material, in welchem zu arbeiten war, ist auch ein spröderes. Die eigentlich kritischen Partien überwiegen die biographischen, das analytische Verfahren drängt das synthetische etwas zurück. Wir würden vielleicht

wünschen, daß die Hauptresultate noch abgeschlossener, noch organischer ineinandergreifend daständen. Aber dies zugegeben, muß betont werden: wie die Behandlung einmal gewählt worden, hat sie auch in der Form ihren Werth. Dürer ist hier jedenfalls in einer Weise gezeichnet worden, die seiner eigenen Art, zu zeichnen, innerlich verwandt ist, aufrichtig, in charaktervollen Zügen, durchaus gewissenhaft, von einer vielleicht dem Peinlichen nahekommenden Sorgsamkeit, mit scharfem Blick für alles Einzelne, aber zugleich wahrhaft lebensvoll. Keine Zeile, die nicht ernst durchdacht wäre; bei aller kritischen Schärfe zugleich eine edle Wärme der Empfindung, die sich zum Ergreifenden steigern kann; eine Fähigkeit, in die feinsten geistigen Intentionen des Meisters einzudringen, doch keine Spur von jenem selbstgefällig-geistreichen Ton, jenem Spiel mit blendenden Einfällen, welche in beliebten Erzeugnissen moderner Kunstliteratur das Publicum anlocken und den Sachkundigen verletzen. Auch in der Sprache besitzt Thausing energische Ausdrucksfähigkeit und eine ausgesprochene Eigenthümlichkeit, die sich schlicht und wohlthuend gibt.

Thausing citirt am Schlusse seiner Vorrede das Wort, welches Goethe über Dürer an Lavater geschrieben: „Denn ich verehre täglich mehr die mit Silber und Gold nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu Seinesgleichen hat. Dieses wollen wir nicht laut sagen." — „Wir heute wollen es laut sagen!" setzt der Autor hinzu. Es ist eine Aufgabe der neueren Kunstwissenschaft, bei der Würdigung der Kunstwerke und der Künstler an die Stelle des abstracten Idealitätsbegriffes, von welchem das vorige Jahrhundert ausging, die geschichtliche Auffassung zu setzen, welche jede Erscheinung auf die Bedingungen hin, unter denen sie erwachsen ist, im Zusammenhang mit ihrem Boden, ihrer Zeit, mit dem Volksgeiste, dem sie angehört, untersucht. Auf diese Weise können wir das richtige Verhältniß zu der Kunst unserer eigenen Vergangenheit gewinnen. Und daß wir dies thun, ist zugleich eine nationale Aufgabe für uns. Daß sie hierzu ihre Kraft biete, kann die Nation von der Wissenschaft verlangen. Wie wir heut in manchen Beziehungen viel von den Franzosen lernen können, so auch in dem Verständniß für die eigene künstlerische Vorzeit, für die consequente Beschäftigung mit ihr. Davon, daß eine solche von Staatswegen gefördert werde, daß ihr das Publicum in weiteren Kreisen entgegenkomme, sind wir noch weit entfernt. Gerade von Norddeutschland gilt dies am meisten, gerade in dem größten deutschen Staate dürfen wissenschaftliche Bestrebungen, die sich diese Aufgabe setzen, am wenigsten auf Förderung rechnen. Die Aufgabe, Dürer's Leben und Schaffen echt wissenschaftlich zu behandeln, hat ein österreichischer Gelehrter gelöst. Seine Arbeit aber kommt der ganzen Nation zugute. Die Zeit, die er behandelt, die Reformationsepoche, ist die Zeit, in welcher der deutsche Geist am eigenthümlichsten zum Durchbruch kommt, so daß sein Streben und Kämpfen bis in unsere eigenen Tage hinein wirkt. In ihr hat auch für unser Studium eigener künstlerischer Vergangenheit der Schwerpunkt zu liegen. Alfred Woltmann.

Neue Schriften zur Kunde von Afrika.

Nirgends feiert, in der Gegenwart, die Erdkunde größere Triumphe, als im „schwarzen Erdtheile", in Afrika. Jeder Tag, so zu sagen, bringt uns Neues von dort, semper aliquid novi ex Africa; und im Augenblicke, wo wir dieses schreiben, erfahren wir die gewaltige Erweiterung centralafrikanischer Geographie durch den Amerikaner Henry Stanley, welchem es gelungen ist, die Gestalt des Ukerewe-Sees

festzustellen und damit eines der wichtigsten Probleme zu lösen. Der gewaltigste Förderer afrikanischer Geographie war aber unstreitig der verstorbene David Livingstone, über dessen letzte Reise sein von Horace Waller herausgegebenes Tagebuch, das nunmehr auch in deutscher Uebertragung vorliegt,*) Aufschluß gewährt.

Am 7. April 1866 verließ Livingstone die Küste. Nach vier Monaten einer sehr anstrengenden Reise gelangte er an den See Nyassa, den er schon bei einer früheren Expedition erforscht hatte; er umging das südliche Ende des Sees. Das Jahr 1867 verstrich in einem langen Marsche durch die in einander geschobenen Gebirgsreihen des Tanganjika und dann westlich zum See Moero, der durch den Fluß Luapula gebildet ist, in welchem der obere Lauf des Nil vermuthet wird. Nach längerer Rast bei einem eingebornen Häuptling an diesem See wandte er sich südwärts zu dem weit ausgedehnteren See Bangweolo, aus dem sich der Luapula ergießt. In der Mitte des Jahres 1868 erreichte er denselben; der Rest dieses Jahres und der Beginn von 1869 verging mit der Rückkehr zum See Tanganjika und Udschidschi. Im Herbst brach er wieder gegen Osten auf, um den bisher noch undurchforschten Landstrich Manyuema zu bereisen. In dieser Region verbrachte er volle zwei Jahre, an deren Ende er sich, erschöpft in jeder Beziehung, nach Udschidschi zurückzog, wo er im October 1871 mit Stanley zusammentraf. Mit diesem besuchte er nochmals den Tanganjika, vornehmlich dessen nördliches Ende, wobei er feststellte, daß der von Norden kommende Rusidschi-Fluß nicht aus dem, sondern in den See ströme. Ein großer Theil des Jahres 1872 verging im Zuwarten auf die neue Ausrüstung; im Herbst machte er sich nochmals nach dem Süden auf, die Erforschung des See's Bangweolo zu vervollständigen; an dessen südlichen Ufern befiel ihn die Krankheit, der er am 1. Mai 1873 erlag. Seine Begleitung umging mit dem Leichnam den ganzen See und kehrte, wie bekannt, glücklich zur Küste zurück.

Das ist in Kurzem der Umriß der sieben letzten Lebensjahre des großen Afrika-Reisenden, den in all' seinen Mühsalen die Hoffnung aufrecht erhielt, das große Problem zu lösen und die Nilquellen aufzufinden. Die Pflicht, das seltsame Netzwerk von Flüssen und Gewässern im Herzen Afrika's zu entwirren, war für Livingstone zu einem Postulat, zu einer Lebensaufgabe geworden, und er ahnte nicht, daß, indem er den Quellen des Nils nachzugehen meinte, er eigentlich an den Ufern eines noch weit geheimnißvolleren Stromes, des Congo, stand. Bekanntlich war es Dr. Behm in Gotha, welcher 1872, nach Bekanntwerden der Details der Livingstone'schen Forschungen, die Vermuthung aussprach und zu begründen versuchte, daß der Lualaba, der als Fortsetzung des Luapula dem Moero-See entströmt, der Oberlauf des Congo sei, eine Meinung, welche in Bälde den Beifall aller Sachverständigen errang. In Livingstone's Tagebuch finden wir nur an Einer Stelle der Möglichkeit gedacht, daß der Lualaba der Congo sei, im Uebrigen jedoch identificirt er ihn stets mit dem Nil. Bei dem jetzigen Stande der Frage nimmt indeß dieser Irrthum, wenn es, wie allerdings höchst wahrscheinlich, ein solcher ist, nicht das Geringste der Größe der Livingstone'schen Entdeckungen. Die volle Bedeutung derselben gelangt erst zur Anschauung durch die Veränderungen, welche das Kartenbild jener Gebiete erlitten hat. Nehmen wir die treffliche Karte zur Hand, worauf der mit Recht so gefeierte Gothaer Geograph, unser Dr. August Petermann, den gegenwärtigen Standpunkt centralafrikanischer Geographie auf Grund der jüngsten Livingstone'schen Reisen niedergelegt hat (Geographische Mittheilungen, Märzheft 1875, Tafel 5), so genügt ein einziger Blick, um uns die geographische Bedeutung der letzten Entdeckungen Livingstone's sofort im hellsten Lichte erscheinen zu lassen. Der Tanganjika-See, nicht wie bisher in gerader

*) Letzte Reise von David Livingstone in Central-Afrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi von Horace Waller. Rechtmäßige deutsche Ausgabe, besorgt von Dr. Josef M. Boyes. Mit Porträt, zwei Karten, vielen Illustrationen und Facsimiles. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1875.

Meridianrichtung, sondern von Nordnordwest nach Südsüdost gestreckt, was die seither durch Lieutenant V. Lovett Cameron erfolgte Aufnahme*) dieses gewaltigen Wasserbeckens im Großen und Ganzen bestätigt hat — der Liemba-See einfach seine südliche Spitze, statt wie bisher ein als eigenes Seebecken bestehendes Anhängsel — der Bangweolo-See beträchtlich vergrößert, sein Ausfluß, der Luapula, an sein Westende statt in die Mitte seines Nordufers verlegt — der Kamolondo-See statt südnördlich nun ostwestlich als Erbreiterung des Lualaba-Laufes gelegen — das Muxinga-Gebirge gegen Norden ausgebogen, so daß die Quellen des Arruanga und damit die Nordgrenze des Zambesi-Wassergebietes in die Breite des nördlichen Bangweolo-Sees fallen, während der Tschambezi in südwestlicher statt rein westlicher Richtung demselben zuströmt: das sind der geographischen Momente genug, um den Ergebnissen der Livingstone'schen Reisen die höchste Bedeutung zuzusprechen.

Schon im Januar 1867, also gleich im ersten Jahre seiner Reise, traf Livingstone ein Unfall, dem er offenbar große Wichtigkeit zuschrieb, und der auch zu dem traurigen Ausgang seiner Expedition wesentlich beigetragen haben mag. Ein eingeborner Führer desertirte und nahm den Arzneikasten mit sich. Von da ab befand sich Livingstone bei zahlreichen Fieberanfällen des mächtigen Heilmittels beraubt, wodurch sein Organismus allmälig erheblich geschwächt ward. Was der Bedauernswerthe in diesen letzten Jahren alles durchmachen mußte, besonders die namenlosen Beschwerden in zahlreichen „Schwämmen", wie die Sümpfe um den Bangweolo-See heißen, muß man in dem kunstlos geschriebenen Tagebuche selbst nachlesen. Daß Livingstone mit den „theoretischen Entdeckern", die ihre Karten von Centralafrika in London, am warmen Kamine sitzend, entwerfen, auf gespanntem Fuße lebte, ist zur Genüge bekannt und dem tapferen Forscher auch wol kaum zu verargen. Weit beklagenswerther ist die hochgradige Negromanie, an welcher der schottische Missionär litt, und die seinen Blick für Alles, was seine Schoßkinder, die „unverdorbenen" Neger, betraf, auf's empfindlichste trübte; sie ist auch Schuld an seiner Abneigung gegen die Anthropologie und deren Vertreter, weil die positiven Lehrsätze dieser Wissenschaft die Livingstone'sche Negerbewunderung gründlich zerstören. Wenn er wiederholt versichert, daß die Leute im Innern Afrika's an Gestalt und Schädelbildung zum mindesten gleichstünden mit jenen, welche in London Vorlesungen über sie hielten, so hindert ihn seine Verblendung, die Widersprüche zu gewahren, in die er sich durch seine eigene Darstellung der bestehenden Verhältnisse verwickelt. Die Anthropologie widerspricht sogar auf das bestimmteste seiner Behauptung, nur an der Küste befinde sich eine degenerirte Race, und der Sklavenhandel corrumpire jetzt die Stämme im Innern.

Ein viel positiver, nüchterner denkender Beobachter ist der deutsche Eduard Mohr aus Bremen, den unersättliche Wanderlust nach dem südlichen Afrika trieb. In den Jahren 1866 bis 1870 lernte er die Capcolonie, die englische Colonie Natal, dann die zwei holländischen Bauernrepubliken Orange und Transvaal kennen, ja er zog hinauf bis zu dem gewaltigen Mosiwatunja-Falle des Zambesi, den Livingstone, sein Entdecker, der englischen Unsitte fröhnend, alle Landkarten mit den Namen Victoria und Albert zu füllen, in Victoria-Fall verunstaltet hat. Sind die wissenschaftlichen Ergebnisse von Mohr's afrikanischen Wanderungen wol schon durch zerstreute Publicationen bekannt geworden, so müssen wir es doch dem gewandten Reisenden und Erzähler zu Dank wissen, daß er uns endlich eine zusammenhängende Schilderung seiner merkwürdigen Wanderung in einem mit prachtvollen Kunstbeilagen geschmückten zweibändigen Werke**) vorlegt. Eduard Mohr ist ein leidenschaftlicher Nimrod und weder Elephant und Nashorn, noch Löwe, Hyäne, Büffel, Hartbeest

*) Die Karte des Tanganjika, wie er sich nach den Cameron'schen Aufnahmen darstellt, siehe im Londoner „Geographical Magazine" vom März 1875.

**) Nach den Victoriafällen des Zambesi, von Eduard Mohr. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1875. 2 Bde.

und anderes Gethier ist vor seinen Schüssen sicher. Stahlkugeln mit Spitzen und schwere Büchsen hat er eigens nach Afrika mitgebracht, um damit den Dickhäutern erfolgreich zu Leibe gehen zu können. Neben dem edlen Sport lag er aber auch fleißig astronomischen Beobachtungen zur Bestimmung der geographischen Ortslage ob und maß nach dem Drucke der Luft oder mit Siedethermometer die verticale Erhebung über dem Meeresspiegel; anfänglich ließ er sich von dem Geognosten Adolf Hübner begleiten, und so kommt es, daß Mohr's Reise auch in wissenschaftlicher Hinsicht von Belang geworden ist.

Mohr trat seine Reise nach dem Innern am 8. März 1869 in der Hafenstadt D'Urban oder Port Natal, zunächst nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt der Colonie, in dem bekannten, oft beschriebenen, afrikanischen Ochsenwagen an. Maritzburg liegt höchst malerisch am Umsindusi und mochte 1869 etwa 11,000 Einwohner zählen, Weiße, Kafirs und ansässige indische Kulis mitgerechnet. Am 21. März tauchten im Westen die in blaue Aether gehüllten Massen der Drakensberge auf, mit deren Ueberschreiten sich der erste und leichteste Schritt der Reise nach dem Innern hin vollzieht. Von jetzt an liegen die Wohnungen der Menschen oft Tagemärsche auseinander, die Karawane ist mehr auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen. So gelangt der Reisende nach dem Städtchen Harrysmith, welches zum Orange-River-Freistaat gehört, dessen Gebiet man auf der Reise nach Potschefstroom, der Hauptstadt von Transvaal, durchwandern muß. Zwar ist der Löwe aus diesen Gegenden bereits verschwunden, dafür hat man mit andern Widerwärtigkeiten, darunter einer fatalen Pferde- und Ochsenseuche, zu kämpfen, so daß, wer in Afrika reisen will, nach Mohr's Erfahrungen weniger Muth, als vielmehr eine riesige Geduld und eine Gesundheit von Eisen braucht. Nach Ueberschreiten des Elandsbaches, tritt man in eine große Ebene ein, aus der nur hin und wieder einzelne auffallende Berge, deren Form sehr oft die einer abgestumpften Pyramide ist, ganz isolirt emporragen, die einzigen Landmarken in der oceanartigen, baumlosen Graslandschaft für den Boer, der sich darnach orientirt und die Distancen seines Vorwärtsmarsches abschätzt. Am 23. April gingen Mohr's sämmtliche Gespanne durch den großen, durch seine Diamantenlager berühmten Vaal-Fluß, der hier die Grenze zwischen Orange und Transvaal bildet. Hier bemerkte Mohr am südwestlichen Horizonte anscheinend mächtige Rauchsäulen, an deren gelblichem Schein seine Begleiter jedoch sogleich die geflügelte Pest Afrika's, die alle Vegetation vertilgenden Heuschrecken erkannten. Die Verwüstungen dieses Zuges spürte unser Wanderer deutlich bis zum Mangwe-Bach im Matebele-Land, also über eine Ausdehnung von mindestens fünf Breitegraden.

Am 27. April erreichte Mohr das niedliche Potschefstroom oder Mooi-River-Dorp, ein kleines Oertchen von 4—500 Einwohnern in einer fruchtbaren Thalebene. Beim Weitermarsche, anfangs längs des krystallklaren Mooi-Baches, nach Wonderfontein, dann nach Mooi-River-Hole oder Hole-fontein, fängt das Land an, etwas Buschung zu zeigen, meistens stachlichte Mimosen, vereinzelt dazwischen hier und da die bekannten rothblühenden Aloes, so wie die, für diesen Theil des Continents charakteristischen, Termitenhügel von conischer Form, graugelb von Farbe und bis etwa 1 Meter Höhe sich erhebend. Die malerische, von West nach Ost streichende Kette der Magalis-Berge lag nordwärts von den Reisenden und gewährte in blauer Luft gebadet einen prachtvollen Anblick. Eine parkartige, buschige Hügellandschaft breitet sich bis zu dem Fuße der Kette aus, welche Mohr durch das enge Thor des Elephant-Neck-Passes überschritt; sie bildet eine entschiedene, klimatische Scheide, denn kaum hatten sie den Paß hinter sich, so traten urplötzlich tropische Pflanzenformen auf. In dieser neuen Landschaft liegt in einer schön bewässerten Ebene das Städtchen Rüstenburg, von dem Mohr sagt, daß man in Bezug auf Schönheit der Gegend und Klima das Land hier mit vollem Rechte ein Paradies Transvaals nennen dürfe. Nach anstrengenden Märschen kam Mohr's Karawane am 18. Juni glücklich aus einem dürren Landstrich heraus an die Ufer des herrlichen, klaren Limpopo-

oder Krokodilflusses. Die Ufer sind mit weithin sichtbaren, prachtvollen Schattenbäumen bestanden, oft eingesäumt von hohen, gelblichen Schilfmassen, in denen Löwen, Büffel und anderes Großwild gern Deckung nehmen. An dem linken Ufer des Limpopo hinziehend, den Marico-Fluß und am Ngoguane die Grenze Transvaals überschreitend, trat die Karawane nun ein in das Land der West-Betschuanen, und die vor ihr liegende Gegend beschreibt Mohr als ein endloses Dornbuschmeer, aus dem hier und da einzelne Baumgruppen inselartig hervorragen. Diese Buschgegenden machen einen traurigen Eindruck: starr, regungslos, oft ohne jeglichen Blattschmuck, mit furchtbaren Dornen bezackt, liegen sie in ihrer grauen Einförmigkeit da; $3^1/_2$ Tage lang hatte Mohr diese trostlose Dornbuschwüste zu durchwandern, ehe er Sochong, auch Bagmanvato, erreichte, die Residenz des Betschuanen-Chefs Matscheen. Sochong hat für den Handel insofern eine gewisse Bedeutung, als hier ein Markt für kostbare Straußenfedern ist, ein Monopol in den Händen des Königs; die Kälte in diesem schmutzigen Dorf, das aber an 30,000 Einwohner zählt, war hier in 1005 Meter Seehöhe so groß, daß in der Nacht sich Eiszapfen bildeten.

Die Mohr'sche Expedition nahm am 10. Juli den Weitermarsch wieder auf durch eine hügelige Gegend von Grünsteinfelsen mit einförmigen Mimosen- und schattenlosen Mopani-Wäldern. Das Wasser begann hier fast überall in bedenklicher Weise zu fehlen, viele Bäche waren völlig ausgetrocknet oder boten nur ein spärliches Naß; dies galt vom Gogwe, vom Kaschani und Seribe, sowie vom größeren Schaschа. Nachdem sie diese öde, sonnenverbrannte Landschaft durchzogen, kam die Mohr'sche Gesellschaft am 26. Juli bei der Niederlassung an den Goldfeldern von Tati an, welche der unlängst verunglückte Karl Mauch entdeckt hatte. Die Erwartungen der hier zusammengeströmten Goldgräber wurden jedoch in arger Weise getäuscht, denn das Gold, das sich im harten Quarze findet, ist nur in geringer Menge vorhanden. Vom Tati schlug Mohr die Richtung nach Nordosten ein und wanderte über die Ramakoban-Passage in's Matebele-Land nach Inyatin. Die ganze Marschlinie dahin liegt auf dem Rücken eines nach Nordwest und Südwest zu sich senkenden Hochplateau's, zwischen den Quellen jener periodischen Ströme und Bäche, die links von dem eingehaltenen Wege von Südost nach Nordwest in den Zambesi laufen. Umgekehrt von Nordwest nach Südost fließen alle Gewässer, die dem Limpopo-Systeme angehören. Obwol von Ramakoban an nach Norden zu das Land fruchtbarer zu werden beginnt, so ging der Marsch doch weiter durch wüste, unbewohnte Waldlandschaft, aus der jene eigenthümlichen Granitformationen emporragen, die für das Matebele-Land so charakteristisch werden. So gelangt man zum Mangwe und zum Felsenthore von Monyama, wo ein wahres Felsenmeer beginnt. Am 9. September erreichte Mohr die Ufer des Kumala und, eine vertrocknete Waldgegend durchziehend, am 14. Umbigo's großen Kraal von Sunkendaba. Am 17. gelangte er nach Inyatin, wo ihn aber der Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr zwang. Von den Ufern dieses Flusses unternahm Mohr einen Versuch, auf der Guay-Linie den Zambesi zu erreichen. Seine nächsten Stationen waren das Betschuanadorf Chikamabele, der große Kraal von N'Umkaniula, der Kraal Machunde, von Malissa und Melembo's Kraal von Shlangeen am rechten Ufer des Guay. Sich täglich wiederholende Gewitter weichten den Boden jedoch so sehr auf, daß am 3. December abermals die Umkehr zum Mangwe beschlossen werden mußte. Mohr selbst begab sich zurück bis zur Tati-Niederlassung, wo er den Anbruch des Jahres 1870 feierte.

Endlich war man wieder so weit, daß man an die Aufnahme der Reise denken konnte. Am linken Tati-Ufer hinaufziehend, marschirte Mohr im März 1870 nach dem Lande der Makalaka, wo er eine dichte Bevölkerung traf; am 11. April erreichte er den nördlichsten Makalaka-Kraal, den von Babat, von hier ab aber lag vor ihm bis zum Zambesi ein völlig unbewohntes Gebiet. Am Maytengue-Bache, dessen Laufe er am rechten Ufer nunmehr folgte, stieß er auf immer dichteren Wald, dann über mehrere Bäche schreitend die Grenze, wo die Ochsenwagen wegen der Ge-

fahr der Tsetse-Fliege, deren Bezirk man jetzt erreichte, zurückgelassen werden mußten. Der Weitermarsch zum Zambesi ward nur mit Packträgern und zu Fuß aufgenommen. In nordwestlicher Richtung, durch ein offenes, mit saftigem Grase bewachsenes Hügelland erreichte Mohr am 2. Juni die Ufer des Guay, den wildromantische Felsbastionen, oft steile Wände bildend, umrahmen. Dies hinderte ihn, dem Guay-Thale zu folgen, welches ihn unfehlbar an den Zambesi geführt hätte, und nöthigte ihn gegen Westen nach der Daka sich zu wenden, die so wie der Guay ein von Süden kommender Nebenfluß des Zambesi ist. Um 9 Uhr 12 Minuten am Sonntag Morgen den 12. Juni 1870 stand Eduard Mohr endlich am Ufer des Zambesi. Von diesem Orte bis zu den berühmten Wasserfällen des Motiwatunja waren es aber noch $5^1/_2$ Tagemärsche, die weder Abenteuer noch große Abwechslung brachten. Das Land zeichnet sich hier dadurch aus, daß die von Süden kommenden Bäche zuerst in schmalen Rillen dahinfließen; je näher sie dem Strome kommen, desto weiter und tiefer theilen sich die steilen Ufer auseinander. Am 19. Juni Abends gewahrte Mohr hoch über einem weiten, grünen, anscheinend endlosen Walde weißballige Wolken, die fortwährend in vier bis fünf Säulen emporsteigend auf ein und derselben Stelle zu verharren schienen und auch in Bezug auf die Form keine Veränderung zeigten. Dies war der Sipôma, der Wasserfall! Das rollende Brüllen der fallenden Wasser, worin ein gewisser pochender Tact zu liegen schien, war in der Nacht deutlich wahrnehmbar. Am nächsten Morgen, den 20. Juni, ging's zu den Fällen und erreichte Mohr seinen entferntesten Punkt von der Küste im Centrum des südöstlichsten Afrika. Um 12 Uhr 8 Minuten langte unser kühner Reisender bei den Fällen an, deren Schilderung eines der fesselndsten Capitel seines Buches bildet; und hier verabschieden wir uns von unserem Führer, dessen Rückreise so ziemlich auf dem gleichen Wege erfolgte.

Sind wir mit Livingstone und Mohr in die südliche Hälfte des afrikanischen Continentes eingedrungen, so leitet ein anderer der berühmtesten Afrikareisenden der Gegenwart, Gerhard Rohlfs, mit seinem neuen Buche*) uns hauptsächlich nach dem Norden. Rohlfs hat hier zwölf theilweise schon anderwärts veröffentlichte Aufsätze vereinigt, die zwar unter einander in keinem Zusammenhange stehen, gewiß aber von Jedermann mit hohem Genusse gelesen werden dürften, denn Rohlfs kennt, wie kaum irgend Einer, die Dinge von denen er spricht. Aegypten ist an dieser Sammlung am reichsten, denn es ist darin dem Canal von Suez, dem jetzigen Alexandrien, dann Kairo je ein ausführlicher Artikel gewidmet. Auch die beiden Aufsätze: „Aufbruch zur libyschen Wüste", und „Meine Heimkehr aus der libyschen Wüste" greifen mehr oder weniger nach Aegypten herüber. Sehr lesenswerth ist der Aufsatz „Bauten in Afrika", welcher einen trefflichen Ueberblick über die bei den gegenwärtigen Bewohnern des afrikanischen Nordens herrschende Bauweise gewährt. Nach Centralafrika führt uns der Artikel über das Gora-Gebirge und zum Theile wol auch die sehr interessante Abhandlung über Reiz- und Nahrungsmittel centralafrikanischer Völker, welche früher schon im „Ausland" erschienen war. Der fernste Punkt, den wir in dem Rohlfs'schen Buche betreten, ist Lagos an der Westküste von Afrika, jene englische Niederlassung, welche der muthvolle Reisende am Schlusse seiner merkwürdigen Wanderung quer durch den Continent erreichte. Drei Aufsätze endlich sind den Bewohnern Marokko's gewidmet; Rohlfs macht uns mit den Höflichkeitsformen und den Umgangsgebräuchen der Marokkaner vertraut, dann zeigt er uns die Sitten der marokkanischen Berber und geleitet uns schließlich zu den Zeltbewohnern in Marokko. Diese drei Abhandlungen sind alle von hohem ethnographischem Werthe. Rohlfs vertritt mit Energie die Anschauung, daß die Berber, was die geistigen Fähigkeiten betrifft, mindestens auf derselben Stufe, wenn nicht jetzt höher als die Araber stehen. Er sieht, und wie wir meinen mit Recht, in diesen

*) Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrika's. Berichte aus den Jahren 1870—1875, von Gerhard Rohlfs. Leipzig, Dürr'sche Buchhandl. 1876.

Nachkommen der alten Numidier auch die Völker, welchen die Zukunft des Landes gehört, während der semitische, durch die Religion fanatisirte Araber immer mehr in die Wüste zurückgedrängt werden müsse. Zu einer guten Entwickelung des Berbervolkes wäre allerdings der Contact mit religiös vorurtheilsfreien Nationen nothwendig.

Was Rohlfs' jüngste Expedition in die libysche Wüste betrifft, so sei hier kurz erwähnt, daß der ausführliche Bericht über dieselbe, ein Werk*) in Lieferungen mit glänzender Ausstattung und geziert mit höchst prächtigen photographischen und anderen Kunstbeilagen, kürzlich erschienen ist.

Tiefer im Innern des eigentlichen Centralafrika, als es diesmal Rohlfs gethan, bewegt sich Georg Schweinfurth, der soeben ein hochbedeutendes Bilderwerk über den Kunstfleiß der Centralafrikaner hat erscheinen lassen,**) aus welchem eine positive Grundlage für spätere ethnographische Forschungen geschaffen ist. Den verschiedenen Culturstufen seiner Bewohner nach, theilt Schweinfurth Afrika in drei Gebiete, deren Grenzen den von seinen peripherischen Theilen aus auf die Binnenmasse einwirkenden Bewegungen des Welthandels entsprechen. Diese Gebiete sind, von der Küste landeinwärts fortschreitend, jenes der Feuerwaffen, jenes der Baumwollenzeuge, dann das des Kupfers und der Glasperlen, welches jenen Centralkern umschließt, der von jeder Berührung mit der europäischen Welt fast noch gänzlich intact geblieben ist. In diesem letzteren Kerne, wo die geringe Kleidung der Eingeborenen sich auf selbstverfertigte Rindenzeuge und Felle beschränkt, leben die Stämme, deren Kunstproducte uns Schweinfurth vor Augen führt; es sind dies die Dinka, die Djur, die Bongo, die Mitta, die Niamniam, die Bellanda, die Monbuttu, die Sfere, die Golo und die Kredj. Diese Völker zu studiren, ist um so wichtiger und interessanter, als wir nur noch bei ihnen, als den rohesten, zum Theil noch kannibalischer Sitte huldigenden Stämmen, den angeborenen Kunsttrieb, die Freude an der Herstellung von Kunstgebilden zur Verschönerung und Annehmlichkeit des Lebens, die Freude am selbsterworbenen Besitz erhalten finden. Denn Schweinfurth constatirt überall in Afrika die betrübende, aber auch beschämende Thatsache, daß die europäischen Einflüsse, der Verkehr mit der Außenwelt, statt zu befruchten und zu beleben, nur zerstörend wirken. Je größer die Fortschritte gewesen, welche hin und wieder in unserer Zeit ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äußeren Gesittung gemacht, um so geringfügiger gestaltete sich die eigene Productionskraft, um so größer wurde die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie; denn diese, unaufhaltsam sich aufdrängend, schließt von vornherein jede inländische Concurrenz aus und erstickt jede Regung eines angebornen Nachahmungstriebes. Die mohammedanischen Völker Nordafrika's liefern dafür einen noch schlagenderen Beweis, indem dieselben von Jahr zu Jahr sich immer weniger productiv zeigen, und einen gleichen Einfluß wie die europäische Welt auf diese haben sie wieder auf die hinter ihnen wohnenden Stämme ausgeübt; dies gibt sich am deutlichsten in den Negerstaaten des mittleren Sudan zu erkennen, wo, seit sie dem Islam verfallen, ein gradualer Rückschritt auf der Bahn der äußeren Cultur sich offenbart und die letzten Spuren eines einheimischen Gewerbfleißes in kurzer Zeit zu verschwinden drohen.

Eine sorgfältige Musterung der von Schweinfurth uns vorgelegten Proben centralafrikanischer Industrie leitet uns zu der Erkenntniß eines überraschenden Zusammenhanges, welcher zwischen den mittelafrikanischen Cannibalen, besonders den Niamniam, und den Menschenfressern der äquatorialen Westküste besteht, welche der

*) Drei Monate in der libyschen Wüste. Von Gerhard Rohlfs. Mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel. Cassel, Theodor Fischer. 1875.

**) Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen des Kunstfleißes central-afrikanischer Völker von Dr. Georg Schweinfurth. Mit XXI lithographischen Tafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875.

amerikanisirte Franzose Herr Paul Belloni Du Chaillu als „Fan-Neger" beschrieben hat. Letzteren gefährlichen Völkerschaften ist in jüngster Zeit der dermalige Secretär der geographischen Gesellschaft in Kairo, Marquis de Compiègne, näher getreten, mit dessen fesselndem Werke*) wir diese Anzeige afrikanischer Bücher beschließen wollen. Der Marquis de Compiègne ist ein junger Naturforscher, welcher in Gesellschaft seines Freundes Alphonse Marche die Gebiete am Gabun und am Ogoway durchforschte und an letztgenanntem Strome tiefer in's Innere vordrang, denn irgend wer vor ihm. Für diese Reise, welche auch in zoologischer Hinsicht einträglich war, insofern eine ansehnliche Menge zoologischen Materiales erbeutet ward, erhielten die beiden Forscher von der Pariser geographischen Gesellschaft die silberne Medaille zuerkannt, und wir möchten hinzusetzen, daß selbst die goldene ihren Verdiensten nicht unangemessen gewesen wäre. Compiègne's vorliegendes Buch ist für das große Lesepublicum bestimmt und erhebt deshalb keinen Werth auf besondere Wissenschaftlichkeit; die den strengeren Fachmann interessirenden Ergebnisse der Reise sind theils schon anderweitig publicirt worden, theils wird dies noch geschehen. Der schlichte Bericht der mannigfachen ausgestandenen Qualen und Leiden, die mitunter unvermuthet hineinspielende Komik, welche der Verkehr mit den Negerstämmen und ihren Häuptlingen mit sich brachte, wird sicherlich Jedermann, der an Reiseliteratur Geschmack findet, auf's angenehmste fesseln. Compiègne's Pahouin's sind die oben erwähnten Fan Du Chaillu's, während die Osyeba, welche gleichfalls der großen Familie der Fan angehören, erst, sozusagen, durch Compiègne in die Völkerkunde eingeführt werden. Aus seinem Buche gewinnen wir ein überaus anschauliches Bild des Lebens und Treibens, der Sitten und der Denkweise einer ganzen Reihe von Völkerschaften, welche zu den unbekanntesten Afrika's gehören. Compiègne kam mit gebrochener Gesundheit aus den Fieberdjungeln des Ogoway zurück und mußte vorläufig den Gedanken an eine Fortsetzung seiner Forschungen in diesem Gebiete aufgeben; sein kräftigerer Gefährte, Hr. Marche, ist aber im vergangenen Sommer schon wieder nach dem äquatorialen Afrika aufgebrochen, um mit Lieutenant Brazza die Lösung jener Aufgaben zu versuchen, welche auf der ersten Reise versagt geblieben ist.

Fried. von Hellwald.

---

*) L'Afrique équatoriale. Gabonais, Pahouins, Gallois. Okanda, Bangouens, Osyéba. Par le marquis de Compiègne. Paris, E. Plon et Comp. 1875. 2 Bde.

Berliner Chronik.

Das Jubiläum des Herrn von Hülsen. — Das Gastspiel des Meiningen'schen Hoftheaters.

Berlin, Mitte Juni 1876.

An die Spitze unserer Theaterschau stellt sich diesmal gleichsam von selbst, sowol wegen seiner Seltenheit wie seiner Bedeutung, ein Fest, das, welche Persönlichkeit es auch immer träfe, Epoche in der Theatergeschichte machen würde. Fünfundzwanzig Jahre, seit dem Juni 1851, steht Herr Botho von Hülsen an der Spitze der beiden Berliner Hoftheater und hat seit zehn Jahren, seit den politischen Entscheidungen des Jahres 1866, zu dieser Last auch noch die Oberleitung der Theater zu Hannover, Kassel und Wiesbaden zu tragen. Schon die Energie, mit der ein Einzelner eine solche Schwere und Fülle der Arbeit bewältigt, setzt eine ungewöhnliche Begabung, Thätigkeit, Lust und Liebe zur Sache voraus. Aber auch von einem höheren Gesichtspunkt aus verdient die Amtsführung des Herrn von Hülsen die Anerkennung gerade der Kritik. Nichts widerlegt schlagender und vernichtender den herben Ausfall Laube's in seinem Buche über „Das norddeutsche Theater" gegen die Leitung der Berliner Hoftheater, als der schmucklose statistische Bericht über die Amtsthätigkeit des Herrn von Hülsen. In diesen fünfundzwanzig Jahren haben im Schauspielhause 2477, im Opernhause 1319 Vorstellungen klassischer Werke stattgefunden; zur ersten Aufführung sind 362 Schauspiele, 64 Opern, 35 Ballets gekommen; neu einstudirt wurden 200 Schauspiele, 87 Opern, 42 Ballets. Auch für Diejenigen, die mit der inneren Mechanik des Theaterwesens nicht vertraut sind und behaglich von ihrem Sitz aus die holden Wunder genießen, ohne zu fragen, welchen Schweiß der Edlen, welche Nachtwachen sie gekostet, führen diese Zahlen eine beredte Sprache. Die Thätigkeit, das Streben des General-Intendanten, die besten Kräfte heranzuziehen; die Auswahl, die er in den Schöpfungen der modernen Dichtung getroffen; die Berücksichtigung, die beinahe jedem Talente zu Theil geworden, sichern ihm ein Blatt in der deutschen Theatergeschichte. In ganz anderer Weise, als Laube an der Spitze des Burgtheaters es gethan, hat er das klassische Repertoire und die moderne deutsche Dichtung gepflegt. Von der wesentlichsten Errungenschaft Wiens — dem französischen Drama des zweiten Kaiserreichs — hat er mit einziger Ausnahme von Octave Feuillet's Schauspiel „Montjoye" die Berliner Hofbühne freigehalten. Mit Recht — denn diese Stücke gehören auf eine zweite, nicht auf die erste Bühne unsers Volkes. Wir beanspruchen weder für Brachvogel's „Narziß", noch für Freytag's „Journalisten" einen Ehrenplatz im théâtre français.

Die Stellung eines General-Intendanten ist in keiner Weise mit der eines Dramaturgen oder eines Theaterdirektors zu vergleichen, der mit seinem Vermögen, nach seinem Belieben und auf sein Wagniß hin, seine Bühne einrichtet, seine Schauspieler aussucht, die ihm passenden Neuigkeiten auswählt. Viel eher ist der Generalintendant einem verantwortlichen Minister an die Seite zu stellen, der zugleich den

Wünschen seines Herrn nachkommen soll und die Zustimmung des Publicums gewinnen muß. Er hat die Traditionen des Theaters aufrecht zu erhalten, dessen Verwaltung ihm anvertraut worden ist, und darf sich doch keineswegs dem Geiste der Zeit und den Neuerungen verschließen. Ein Hoftheater innerhalb der engen Schranken zu halten, in denen es sich vor dreißig Jahren bewegte, ist eine Unmöglichkeit; so stark, wie in der Politik, wogt in theatralischen Dingen seit 1848 die demokratische Fluth. Herrn von Hülsen's Augenmerk hat sich von dem Antritt seines Amtes her hauptsächlich auf die Verwaltung der beiden Berliner Hoftheater gerichtet: im seltenen Grade war er hierfür befähigt. Mit redlichstem Willen brachte er einen scharfen Blick, eine strenge Ordnungsliebe, das Talent, verwickelte Verhältnisse zu übersehen und zu schlichten, eine vollkommene Unparteilichkeit mit. In fünfundzwanzig Jahren ist er sich selbst treu geblieben und nie von seinen Grundsätzen abgewichen. Mit dem raschen Wachsthum unserer Stadt haben sich unsere Ansprüche an die Leistungen des Theaters, mit unseren Ansprüchen die Aufgaben der Bühne verdoppelt. An jedem Abend wird jetzt in beiden Häusern gespielt: oft mit einer großen Oper zusammen eine Shakespeare'sche Historie. Der Etat der Angestellten der Berliner Hoftheater, der im Jahre 1851 vierhundert sechs und vierzig Namen zählte, enthält jetzt fünfhundert achtzehn. All' diesen Anforderungen hat sich Herr von Hülsen gewachsen gezeigt. Seine Verwaltung ist nicht nur eine musterhaft geordnete, im Großen und Ganzen ist sie auch eine gute und segensreiche gewesen. Ohne eine bestimmte Vorbildung für seinen Lauf hat ihn Herr von Hülsen angetreten: ein junger, lebhafter Officier, in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einer gewissen schauspielerischen Begabung, einer leichten und gefälligen Art, eine Bühne zu improvisiren, ein Stück einzurichten, mit literarischen und künstlerischen Anschauungen, die im Boden der Romantik, in dem ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelm's IV. wurzelten. Unverkennbar hat sich in der ersten Zeit seiner Verwaltung ein Gegensatz zwischen ihm und der modernen Dichtung geltend gemacht. Wie seinem Könige war ihm der demokratische Zug peinlich und antipathisch. Die Jahre haben allmälig diesen Gegensatz gemildert und endlich verwischt. Um so fester aber hat Herr von Hülsen sein anderes Ziel im Auge behalten: die Einrichtung eines reichen ausgiebigen klassischen Repertoire's. Von dem Jahre 1852 an finden wir die Neu-Einstudirungen klassischer Werke, niemals ist in diesen Bestrebungen ein Stillstand eingetreten. Von Lessing sind seine drei Hauptwerke; von Goethe sieben Schauspiele; von Schiller alle seine dramatischen Dichtungen auf unserer Bühne. Als neue Aufgaben stellen sich hier die Einstudirung der „Miß Sara Sampson" und des zweiten Theils des „Faust" dar. Mit „Stella" und der „Natürlichen Tochter" sollte ein Versuch gemacht werden. Von Heinrich von Kleist sind fünf Stücke erschienen; außerordentlich dankenswerth ist die Belebung der „Herrmannsschlacht"; zu lange, seit 1864, feiert „Der Prinz von Homburg", meinem Geschmacke nach die vollendetste und am reinsten ausklingende Dichtung Kleist's. Die lange Liste Shakespeare'scher Schauspiele weist 23 Stücke auf: als lebensunfähig, wenigstens in der Einrichtung, wie sie erschienen, sind „Cymbeline", „Timon von Athen" und „Antonius und Cleopatra" zu verzeichnen. Statt ihrer sollte man „Das Wintermärchen" und „Der Sturm" einschieben und zwar in einer Einrichtung, die sich dem Text so viel als möglich anschließt und für die äußere Form der Bühne theilweise die alte Mysterienbühne benutzt. Von Molière hat sich nur „Der Geizige" und „Tartüffe" gehalten; von Moreto die unvergängliche „Donna Diana"; mit Calderon hat man ohne Glück verschiedenartige Versuche angestellt: seit 1865 ist er ganz vom Repertoire verschwunden. Vielleicht ließen sich „Das Leben ein Traum" in einer durchaus phantastischen Ausstattung und „Der Richter von Zalamea" — ich weiß wohl, daß er von Calderon nur überarbeitet ist — im streng historischen, spanischen Stil für eine Weile wieder bei uns einbürgern. Es ist nicht nur eine hochpoetische, eigenthümliche Welt, die sich uns in dem spanischen Dichter erschließt: vor allem ist es eine theatralische, bunt bewegte, von leidenschaftlichsten und seltensten Vorgängen erfüllte. Schwerlich wird

ein anderes Theater auch nur annähernd ein solches klassisches Repertoire aufzuweisen haben wie das unsrige: es ist der schönste Ruhm des Herrn von Hülsen.

Es wäre, wenn man wiederum wie billig die Gesammtthätigkeit dieser fünfundzwanzigjährigen Amtsführung in Betracht zieht, ungerecht von einer Zurücksetzung der modernen Dichtung gegenüber den Klassikern zu reden. Einzelne Mißgriffe, einzelne Vernachlässigungen sind vorgekommen, im Allgemeinen wird aber Jeder, bei der Durchsicht des statistischen Berichts, über die Fülle der Neuigkeiten, die das Berliner Schauspielhaus zur Aufführung gebracht hat, erstaunen; keinen irgendwie hervorragenden Namen wird er in dieser Liste vermissen. Dennoch ist ein offenbares Mißverhältniß zwischen den klassischen und den sogenannten modernen Vorstellungen vorhanden. In diesen fünfundzwanzig Jahren haben im Schauspielhause 6320 Vorstellungen stattgefunden, von denen 2477 — mehr als der dritte Theil — auf klassische Werke fallen, während von den 6227 Vorstellungen des Opernhauses nur 1319 — etwas mehr als ein Fünftel — den Klassikern gehören. Sieht man nun näher zu, so erkennt man den tiefsten Grund dieses Mißverhältnisses in der ungenügenden Production der modernen Dichter: brauchbare Bühnendichtungen werden zu wenig geschaffen und von den wenigen auserwählten hält überdies nur ein verschwindender Bruchtheil eine Concurrenz mit den Klassikern aus. Von 1851 bis 1876 hat das Repertoire des Schauspielhauses nur eine Vermehrung von etwa 30 neuen Stücken erfahren, die es auf eine größere Anzahl von Aufführungen, auf ein mehrjähriges Leben gebracht haben; die überwiegende Mehrzahl waren Blumen eines Abends. Die alte Behauptung, daß die Reform des deutschen Theaters bei der Dichtkunst zu beginnen habe, wird einmal wieder durch die Statistik bestätigt. Wie anders diese Dinge bei der Oper stehen, beweisen folgende Namen. In dem Zeitraum, der für die dramatische Dichtung so wenig günstig war, sind: Lucia von Lammermoor, Don Pasquale, Tannhäuser, Lohengrin, der Troubadour, Margarethe, die Afrikanerin, Mignon, die Meistersinger von Nürnberg, Aïda, die Maccabäer, Tristan und Isolde — zur ersten Aufführung gelangt. An diesem Niedergang der deutschen dramatischen Dichtung ist die Leitung der Berliner Hoftheater so wenig wie die der andern Theater schuldig — im Gegentheil, Herr von Hülsen ist redlich bemüht gewesen, innerhalb der Grenzen, die ihm seine verantwortliche Stellung zog, jedem Talente aufmunternd die Hand zu reichen. In diesen Dingen aber wiegt das persönliche Interesse zu stark vor, um eine objective Würdigung zu gestatten. Einstimmiger wird man die Verdienste anerkennen, die sich Herr von Hülsen um das Genossenschaftswesen der deutschen Bühnendirectoren und der deutschen Schauspieler erworben hat. Auf der Ausbildung dieser Vereine, auf ihrer gegenseitigen Annäherung und ihrem Zusammenwirken beruht, nach der practischen und materiellen Seite hin, die Zukunft des deutschen Theaters.

Bei so gerechten Ansprüchen auf die Verehrung und Dankbarkeit aller mit dem Theater Verbundenen konnte es dem Herrn von Hülsen an seinem Ehrentage nicht an den mannigfaltigsten und herzlichsten Huldigungen fehlen. Von Nah und Fern kamen Grüße und Wünsche. An dieser Stelle können wir dem Jubilar nur unsere rückhaltlose Anerkennung seiner Gesammt-Thätigkeit aussprechen; was die Kritik auch immer an der Einzelleistung auszusetzen hat, niemals wird sie einem unermüdlichen Eifer, einem edlen Streben und Wirken, die sich in einem Menschenalter gut und groß bethätigt haben, ihre freudige Zustimmung, ihre freie Huldigung versagen. Die Kritik will dasselbe, wie die Dichtkunst, die Schauspielkunst, die künstlerische Theaterleitung — die Darstellung eines schönen, in sich vollendeten Ganzen. Da kann es wohl zwischen Männern, die es ernst mit der Sache meinen — „die Sache will's, mein Herz, die Sache will's!" — Gegensätze, aber keine Gegnerschaften geben.

Wende ich mich von diesem frohen Tage zu dem eigentlichen Theatertreiben zurück, so ist das Bild, das sich entrollt, weniger erfreulich. Von der Mitte des Aprilmonats bis zur Mitte des Junimonds haben die Berliner Theater vegetirt. Wilbrandt's

„Arria und Messalina", die mit einer großen Schauspielerin in das Residenztheater eingezogen war, feiert dort immer noch ihr Liebesbacchanal. Aber der Falerner ist abgestanden und das beständige Herbeirufen mittelmäßiger Schauspielerinnen, diese trüben Hefen zu kredenzen, schadet der Dichtung noch mehr als dem Theater. An einem ähnlichen Siechthum leidet das Wallner-Theater. Bei Gelegenheit des Gastspiels des ehemals beliebten Komikers August Neumann brachte es eine alberne französische Posse „Die Wärmflasche" von Meilhac und Halévy zur Aufführung, die trotz der Niederlage bei der ersten Vorstellung eine Weile ohne Witz und Behagen von Abend zu Abend geschleppt wurde. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist das Repertoire schon längst zu einem stehenden Sumpf geworden; heute „Die Fledermaus", morgen „Die Reise durch Berlin in achtzig Stunden" und so fort durch saure Wochen, wie durch heitere Feste. Das Hoftheater ist mit dem ersten Mai in die Periode seines Sonnenuntergangs getreten: die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen sind im Opern- wie im Schauspielhause eröffnet worden und sollen bis zum Beginn der Sommerferien dauern. Ueber diese Neuerung giebt es nur eine Stimme des Lobes; für diese Vorstellungen erweist sich das klassische Repertoire als ein rechter Nibelungenschatz; in mannigfaltigem Wechsel kann man dem großen Publicum ein Kleinod nach dem andern zu einem billigeren Preise zeigen, als irgendwo in einem Privattheater. Ich halte diese Einrichtung für eine der wichtigsten und folgenreichsten Reformen des Theaterwesens in unserer Stadt, deren segensreiche Wirkung sich mit jedem Jahre, mit jeder Vervollkommnung verstärken und ausdehnen wird. Selbstverständlich sind in dieser Zeit keine Neuigkeiten aufzuführen, dieselben müssen der Herbst- und Wintersaison vorbehalten bleiben. Die letzten Neuigkeiten der Hofbühne waren am 25. April Kleist's „Penthesilea" und am 30. April Raimund's Zaubermärchen „Der Bauer als Millionär". Letzteres bildet mit dem „Verschwender" eine dankenswerthe und gefällige Bereicherung des Repertoire's, Kleist's „Penthesilea" dagegen wird, wie ich fürchte, in der eigenthümlichen Luft der Bühne nicht leben können. Möglich, daß die ungeschickte Einrichtung Mosenthal's, die beständig mildert und glättet und aus der düstern Sturmgewitterstimmung der Kleist'schen Dichtung, dem Salvator Rosa-Ton eine verschwommene akademisch-tragische Färbung macht, im Verein mit der ungenügenden Darstellung der Hauptfiguren durch Fräul. Ziegler und Herrn Ludwig, den geringen Erfolg des Stücks mit verschuldet haben. Das entscheidende Gewicht wird doch immer darauf zu legen sein, daß der Zuschauer weder mit der Heldin sympathisch empfindet, noch sich leicht und schnell in das heroische Zeitalter versetzen kann, das Kleist schildert. Alles, was wir aus dem Homer von dem trojanischen Kriege, seinen Helden und Frauen wissen; Alles was wir an Bildwerken von Achilles und Odysseus, den Amazonen und Amazonenschlachten gesehen, entspricht so gar nicht dem Gemälde Kleist's, den Gedanken und Gefühlen, die er durch den Mund seiner Gestalten äußert, daß wir kein Zutrauen zu seiner Dichtung fassen; nicht das Leben, sondern ein Fiebertraum, nicht eine erhöhte Wirklichkeit, sondern eine halb in's Medusenhafte, halb in's Groteske verzerrte Phantastik erscheint vor uns. Die nothwendige Eintheilung in Acte, die Zwischenpausen, der Wechsel der Decoration — unvermeidliche Forderungen der modernen Bühne, die freilich feiner und behutsamer hätten durchgeführt werden können, als es in Mosenthal's Bearbeitung geschehen ist — dies Zerreißen der unaufhaltsam fortstürmenden Dichtung rauben ihr den wirksamsten Reiz. Während der Lectüre stehen wir ganz im Banne des Dichters und müssen auch widerstrebend in seinem Zauberkreise ausharren: die Pause zwischen den einzelnen Acten der Darstellung läßt uns aufathmen; statt das Schreckliche und Ergreifende des Vorgangs zu erhöhen, schwächt die Darstellung es ab. Nicht annähernd erreicht das, was sichtbar uns in's Auge tritt, das Unbeschreibliche, was sich unsere Phantasie auszumalen sucht.

Somit erweckte denn das Gastspiel der Gesellschaft des Meininger Hoftheaters auf der Winterbühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters wie-

der das allgemeinste Interesse und bildete während dieser Monate vom 1. Mai bis in die Mitte des Juni den Mittelpunkt der theatralischen Vergnügungen. Zum dritten Male, immer mit dem gleichen Erfolge, sind die Meininger jetzt vor dem Berliner Publicum erschienen. Und nicht allein dieses ist ihnen treu geblieben, ein Theil ihrer ästhetischen Gegner hat sich zu ihnen bekehrt, ein anderer läßt ihnen ausreichend Gerechtigkeit widerfahren. Drei Vorzüge sind es, welche den Meiningern ihre hervorragende Stellung verschafft haben: die Treue, mit der sie, von allen Bearbeitungen absehend, an dem Text der klassischen Dichtungen festhalten; das vortrefflich abgetönte, harmonisch in einander greifende, immer zu einem Gesammtbilde sich zusammenschließende Ensemble; die möglichst historisch richtige und charakteristische Einrichtung der Stücke in Decorationen, Geräthen, Costümen. In allen drei Punkten hat bisher bei den meisten Bühnen die entgegengesetzte Praxis gegolten. Statt Shakespeare's, Kleist's, Schiller's hörten wir Oechelhäuser, Holbein, Laube, irgend einen beliebigen Regisseur, der heute Fiesko so und nach drei Jahren anders einrichtete; statt eines einheitlich gebildeten Ensemble's strebten alle Einzelnen willkürlich auseinander, neben einem realistischen Don Carlos spielte ein akademischer Don Philipp, je bedeutender der Schauspieler, desto weiter trat er aus dem Kreise der Uebrigen hervor; statt eines bestimmten historischen Colorits begnügte man sich mit drei allgemeinen phantastischen Farben- und Formschattirungen: Alterthum, Mittelalter und Renaissance. Dem gegenüber hatten und haben die Vorstellungen der Meininger etwas unmittelbar Ergreifendes und Fesselndes: das Gepräge der Wahrheit. Wie oft sie im Einzelnen fehlgreifen und übertreiben, stets kommt in einem überwältigenden Eindruck der eigentliche Charakter der Dichtung zum Austrag: so im „Julius Cäsar" wie im „Eingebildeten Kranken", so im „Fiesko" wie in der „Bluthochzeit", in der Grillparzer'schen „Esther" wie in Otto Ludwig's „Erbförster". Niemand verlangt, daß nun mit einem Schlage die Meiningen'sche Spielweise auf allen Bühnen eingeführt werde; nicht nur, daß Decorationen, Gruppirungen, große Ensemble-Scenen von der Breite und Tiefe einer Bühne abhängen und nicht ohne Gefahr von einem Raum auf einen andern übertragen werden können: diese Einrichtungen sind das Werk eines hervorragenden Talents, einer seltenen Virtuosität, die, um auch diesen Punkt zu berühren, kritischer Einsprache sich keineswegs vornehm verschließt, sondern diese Winke aufnimmt und trefflich zu benutzen versteht. Nicht Jeder darum, der gerne möchte, kann auf diesem Instrumente spielen. Läßt sich doch die Laube'sche Weise, das Gegenstück der Meiningen'schen, ebenfalls nicht im modernen Lustspiel ohne individuelle Einschränkungen nachahmen. Daß die Meininger aber reformirend auf alle größeren Theater eingewirkt haben, wird von Niemand mehr bestritten — nur scheint mir diese Reform immer noch nicht tief genug zu gehen. Oder ist es unmöglich, sich von plumpen und widersinnigen Bearbeitungen klassischer Werke frei zu machen? Unmöglich, die Schauspielerinnen in die echte Tracht der Philippine Welser, der Eboli, der Prinzessin Leonore zu kleiden? Unmöglich, der Aufführung eines Shakespeare'schen, eines Schiller'schen Drama's einen durch alle Theile des Werks gehenden Grundaccord zu verleihen? Wird man dann die Auswüchse der Meiningen'schen Spielweise, das Ueberladene hier, das Allzubewegliche dort, das Pomphafte, wo es nicht nöthig ist, die Unruhe, wo sie die Bewegung und die Rede der Hauptfiguren hemmt und stört, vermeiden: dann wird man das Ideal einer theatralischen Darstellung erreicht haben.

Arm, wie man gesagt hat, ist das Repertoire der Meininger keineswegs: sie haben 1874: Shakespeare's „Julius Cäsar" und „Was Ihr wollt", Minding's „Sixtus V.", Lindner's „Bluthochzeit", Molière's „Eingebildeten Kranken" und Björnson's „Zwischen den Schlachten" — 1875: Kleist's „Herrmannsschlacht", Schiller's „Fiesko", Grillparzer's „Esther" und Molière's „Gelehrte Frauen" — 1876: Kleist's „Käthchen von Heilbronn", Otto Ludwig's „Erbförster", Schiller's „Wilhelm Tell", Henrik Ibsen's „Kronprätendenten", Shakespeare's „Macbeth" zur Aufführung gebracht: 15 Stücke in drei Jahren sind für eine mittlere Bühne, mit beschränktem Schauspielerpersonal, eine hervorragende Leistung; es darf nicht vergessen werden, daß

in Meiningen selbst das Theater ja nicht von diesem kostbaren Brode, sondern von der Alltagskost moderner Lustspiele leben muß. Von den diesmaligen Vorstellungen gehörte die des „Wilhelm Tell" nicht zu den vollendeten. Die Einführung des Parricida hatte recht bedenkliche Striche in der Scene zwischen Attinghausen und Rudenz nöthig gemacht: ich würde lieber den Parricida beseitigen. In der Rütli-Scene hatte nicht Stauffacher das letzte Wort; um einen malerischen Effect zu gewinnen, schloß man mit den drei Gelöbnissen der Eidgenossen; während sie auf den Knieen lagen, fing das Frühroth die Spitzen der Berge zu erleuchten an. Das aber will der Dichter nicht; in dem ruhigen Auseinandergehen der Verschworenen will er uns das Gefaßtsein, die Standhaftigkeit, die unerschütterliche Entschlossenheit der Schweizer schildern — so, sagt er zu uns, handeln Männer, so handelt ein freies und ein stolzes Volk. Alles Theatralische muß hier vermieden werden, gerade der Gegensatz zwischen der Stille, die nach dem geleisteten Schwur eintritt, zu der hochgehenden Erregung, die bis dahin die Scene erfüllt hat, soll die Wirkung hervorbringen. Auch die Zerstörung der Feste Zwinguri gelang nicht recht; der Dichter schreibt in seinen Anmerkungen, hinsichtlich der scenischen Einrichtung, die Zertrümmerung des hohen Baugerüstes vor, während die Meininger ein steinernes Burgthor einrissen. Dazu kam die sonderbare Darstellung des Tell durch den begabten Schauspieler Ludwig Barnay, der, den Realismus auf die Spitze treibend, aus Schiller's Helden mit dem stark mythischen Zuge einen abenteuerlichen Jäger und Wegelagerer machte. Indem er, in seiner Anschauung mit strenger Folgerichtigkeit, aus der Rolle das deklamatorische Element und jede idealistische Zuthat entfernt, glaubt er der Naturwahrheit, der Wirklichkeit eines Schweizer Bauern und Gemsenjägers näher zu kommen: nur stellt er damit die dichterische Gestalt auf den Kopf. Schiller hat gar keinen Jägersmann aus Bürgeln oder Altdorf zum Modell seines Tell vor den Augen oder im Sinn: er kennt nur Tschudi's Tell, den Heros, den die drei Waldstätte, etwa wie im Alterthum die Griechen den Herakles, verehrten, dem eine Kapelle errichtet ist, dessen Thaten als halb übermenschliche in den Liedern gefeiert werden. Eine Grenze muß der Realismus der Schauspielkunst haben: die Dichtung; der Schauspieler hat den Dichter zu interpretiren, nicht nach seiner Schablone zu verbessern. Die glücklichste und tadelloseste Vorstellung, welche diesmal die Meininger aufführten, war die des „Käthchen von Heilbronn". Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß hier zum ersten Male die Dichtung Kleist's, das „Ritterschauspiel" aus der Zeit Maximilian's, des letzten Ritters, zur vollen Erscheinung gelangte. Treueste Bewahrung des Textes vereinigte sich mit der besten, weil schlichtesten und einfachsten Darstellung und der farbenprächtigsten Einrichtung zu einem unvergleichlichen Ganzen. Das Vehmgericht und der Gottesgerichtskampf zu Worms, die Waldschenke Jacob Pech's und der Brand der Burg zu Thurneck waren historische Genrebilder, des trefflichsten Malers würdig. Keine steifleinenen Gesellen, kein sentimentales Käthchen, kein schmachtender Graf Wetter vom Strahl: das waren Ritter und Reisige, ein frisches, fünfzehnjähriges Bürgermädchen, das meilenweit zu Fuß wandern und den Bach durchwaten kann, ein fester, stolzer, biderber Edelmann aus dem 15. Jahrhundert. Statt des Theatergeklappers gab es wirkliches Schildgerassel und Schwerterklingen; die Schauspieler trugen nicht wie zu einer Maskerade linkisch und schwerfällig diese Rüstungen, diese Sturmhauben, die Helme mit den fußlangen, niedernickenden Federn — sie bewegten sich darin wie in einer gewohnten Tracht. Nichts fehlte dieser musterhaften Darstellung, weder die Phantastik, die um Käthchen waltet, noch das Groteske, das um Kunigunde spielt. In einer andern Sphäre, in der kleinbürgerlichen Welt des „Erbförsters", leisteten die Meininger nicht minder Vorzügliches. Thörichter Weise hat man hier die Darstellung dieses Trauerspiels im Burgtheater zu Wien zum Vergleich herangezogen. Daß man in Meiningen nicht über die Kräfte des Burgtheaters verfügt, braucht nicht erst betont zu werden. Das eben ist ja die Kunst der Regie, daß sie mit den Kräften, die sie besitzt, ein harmonisches Ganze herzustellen weiß. Mit den geringsten Mitteln, ohne jede „Augenverblendung", kömmt Otto Ludwig's „Erb-

förster" zu so vollendetem Ausdruck wie Molière's „Eingebildeter Kranke": ich glaube sogar, daß der Erdgeruch des Trauerspiels, der Tannenduft des Thüringer Waldes, stärker und frischer in der Meiningen'schen Darstellung als in der künstlerisch ungleich bedeutenderen der Wiener Burgschauspieler weht.

Einen merkwürdigen Versuch haben die Meininger mit Ibsen's „Kronprätendenten" gemacht. Henrik Ibsen ist ein begabter norwegischer Dichter, dessen Schauspiele in Christiania und Kopenhagen große Theilnahme und großen Zulauf finden; unter uns sind seine Dichtungen vornämlich durch Adolf Strodtmann bekannt geworden: er hat auch die „Kronprätendenten" vor einigen Jahren übersetzt und bearbeitet (Berlin, Gebrüder Paetel). Das Stück schildert die Kämpfe, welche König Hakon V., in der Geschichte durch den Beinamen „des Alten" ausgezeichnet, in der ersten Hälfte seiner langen Regierung, die von 1217 bis 1263 währte, mit dem mächtigsten Manne seines Landes, dem Jarl Skule, zu bestehen hatte. In Hakon verkörpert der Dichter in jugendlicher ritterlicher Gestalt das Königsrecht und den königlichen Sinn, in dem Jarl die usurpatorische trotzige Gewalt eines großen Barons: leider aber drängt sich die Handlung, der Gegensatz nicht zu einer dramatischen Spitze zusammen, sondern verläuft durch eine Reihe einzelner, nur lose mit einander verbundener Vorgänge in epischer Weise. Die Scenen der beiden letzten Acte lassen sich noch am besten mit den einzelnen Gesängen eines Heldengedichts vergleichen; neue Figuren lösen die alten, die bisher im Vordergrund gestanden, ab, neue Motive treten an die Stelle der früheren. An Kraft der Sprache, in den ersten Acten sogar an dramatischer Beweglichkeit, an der Gabe, charakteristische Gestalten zu erfinden, fehlt es dem Dichter nicht: dagegen wird der dramatische Bausinn, die Fähigkeit, gewaltige Massen einfach und übersichtlich zu gliedern, die Verwickelung zu steigern und von innen heraus zu lösen, zu sehr vermißt. Auf den deutschen Zuschauer, der von den Dingen und Menschen nicht in seinem Gemüth und seiner Volksthümlichkeit berührt wird, wie der Norweger, dem das Schauspiel eine Glanzzeit, die Heroentage seiner Vergangenheit vorführt, wirkt das Ganze doch nur wie eine Staatsaction. Trotz der prächtigen Ausstattung und des außerordentlichen Fleißes, den man auf die Einstudirung verwandte, erwies sich die Dichtung nicht zugkräftig: ein interessanter, aber verfehlter Versuch, an dem die Freunde nordischer Dichtung am Abend der ersten Aufführung sich erfreuten, für den jedoch die Masse des Publicums sich nicht zu erwärmen vermochte. Ich, meinerseits, halte es gar nicht für die Aufgabe der Meininger, uns neue, noch dazu ausländische Stücke mit stattlichem Kostenaufwand vorzuführen: ihre Specialität und ihre Kraft beruht in der Einrichtung der klassischen Meisterwerke; diese dem Publicum der deutschen Hauptstadt in möglichster Vollendung zu zeigen und damit zugleich der gesammten deutschen Bühne eine mächtige und tiefe Anregung zu geben, ist nach außen hin ihre Mission. Es ist eine Vergeudung von Zeit, Arbeit und Geld, sich mit Schauspielen abzuquälen, die trotz ihres poetischen Werthes sich niemals auf einem deutschen Theater einbürgern werden, weil sie uns in ihrem Kern ewig fremd sind und sein werden.

Bei der Aufführung des „Macbeth" verdient vor Allem hervorgehoben zu werden, mit welcher Meisterschaft das phantastische Element des Trauerspiels behandelt ist: nicht allein in den Aeußerlichkeiten, dem Auftreten und Verschwinden, dem Tanz und Gesang der Hexen, den Geisterscheinungen, sondern in der Stimmung und dem Spiel Macbeth's, Banquo's, der Lady. Wir athmen gleichsam den gespenstischen Hauch, der von den schottischen Haiden aufsteigt und uns aus den Hallen der düstern Schlösser entgegenweht. Von der ersten bis zur letzten Scene erscheint das Drama in seinem richtigen Beleuchtungston. In den Figuren wie in ihrer Umgebung herrscht das Gigantische und Schaurige vor. Die Halle, in der das Königsmahl gefeiert wird, die Höhle der Hexen, der Burghof mit der steil ansteigenden Treppe — Alles weckt schwermüthige, finstere Gedanken, „Grillen der Verzweiflung", zu denen das Spiel der Künstler trefflich gestimmt ist. Ich nenne, um ihnen hier den Tribut des Dankes für ihren Fleiß und ihre tüchtigen Leistungen abzustatten, einige der

hervorragendsten: Frau v. Moser-Sperner ein vielseitiges Talent, im „Käthchen von Heilbronn“ die Kunigunde von Thurneck, Armgart in „Wilhelm Tell“, eine unvergleichliche „Esther“, eine, wenn auch noch keineswegs fertige, aber in den Grundzügen bedeutsame Lady Macbeth; Frl. Pauli, ein herziges Käthchen, das naturwahrste, das jetzt vielleicht die deutsche Bühne besitzt, eine tragisch angehauchte Marie im „Erbförster“; Hrn. Hellmuth-Bräm, der nacheinander in nie ermüdender Ausdauer den Waffenschmied Friedeborn, den Stauffacher, den Erbförster, den Jarl Skule und Macbeth spielte, am vorzüglichsten den Stauffacher und den Erbförster; Hrn. Nesper, ausgezeichnet in Heldenrollen, die einer starken Repräsentation bedürfen: Graf Wetter, König Hakon, Macduff; Hrn. Weilenbeck, den fein abwägenden und doch auch grotesken Charakterspieler, dessen „eingebildeter Kranke“ seines Gleichen sucht, Kaiser Maximilian im „Käthchen“, der Holzhüter im „Erbförster“, Attinghausen im „Tell“; Hrn. Teller, einen mannigfach begabten, wandlungsfähigen Künstler, der sich zuweilen durch ein Uebermaß der Beweglichkeit und des Mienenspiels schadet, aber voll von originalen Aeußerungen: der Rheingraf im „Käthchen“, Geßler, Bischof Arneson in den „Kronprätendenten“, der Buchjäger im „Erbförster“. Allen Leistungen gerecht zu werden, ist unmöglich — nur dies kann man sagen, daß in der Meiningen'schen Theatergesellschaft ein Jeder an seinem Platze mit Aufopferung und Hingabe zum Gelingen des Ganzen beiträgt. Man hat sie mit einigem Spott oft eine wohl gedrillte Compagnie Soldaten genannt — meinetwegen, ich wünschte, daß alle deutschen Schauspielergesellschaften so geleitet würden und von einem solchen Pflichteifer, mit der Darangabe jeder Eitelkeit und jedes falschen Ehrgeizes, der außerhalb des Ganzen seine Befriedigung sucht, beseelt wären. Karl Frenzel.

Rückblick auf die Orientwirren.

Zunächst zur Sicherung der durch den Krieg von 1870 geänderten politischen Lage Mitteleuropa's verband sich Deutschland mit Rußland und dann mit Oesterreich zum Dreikaiserbunde. Wäre aber jene Formel gefunden, die Forderungen Europa's, wie sie sich in der orientalischen Frage darstellen, in möglichstem Einklang auszutragen, so hätte kein besserer Moment ergriffen werden können, die Formel zur Verwendung zu bringen, als die Zeit nach 1870. Nie lagen die Machtverhältnisse und der gute Wille der Nächstbetheiligten günstiger für eine Lösung der Orientfrage, als heute, so daß diese Lage einen Bund der Ostmächte ad hoc herausfordern würde, wenn er nicht sonst schon bestände. Für das friedensbedürftige Europa ist jede politische Umwälzung heute höchstens ein nothwendiges Uebel. Das Uebel der orientalischen Lösung aber über einen günstigen Augenblick gewaltsam hinauszuschieben, wäre die Handlungsweise der Kurzsichtigkeit oder der Rathlosigkeit. Der Dreibund hat den Frieden zuoberst auf seine Fahne geschrieben: doch hieße es den Frieden schlecht verstehen, wollte man in seinem Namen eine Thatenlosigkeit auch dort verlangen, wo rechtzeitiges Handeln das Maß der Gefahr und künftiger Verwickelung augenfällig vermindert. Der heutige Friede kann nimmer um den Preis gesteigerter künftiger Kriegsgefahr erkauft werden. Von selbst aber verschwindet die Orientfrage sammt ihrer Friedensbedrohung nicht aus der Welt. Die Gegensätze der Interessen zwischen Oesterreich, dessen Schwäche einen Aufschwung des südslavischen Elements fürchtet, und Rußland, dessen starkes Selbstbewußtsein sich eben dort im Süden geltend zu machen strebt, können nur gegen einander in der Wage gehalten werden durch die festeste Treue in den diplomatischen Beziehungen, durch aufrichtigen Compromiß in Rücksicht der Ziele, durch die Garantie Deutschlands für beide Bedingungen. Unter diesen Voraussetzungen hat der Dreibund gewagt, die Orientfrage in Fluß gerathen zu lassen, indem er gegen Europa die Bürgschaft dafür übernahm, daß kein Zusammenstoß der Großmächte daraus hervorgehen werde. —

Er hat die Orientfrage in Fluß gerathen lassen, ja er hat sogar dieselbe ihrer Lösung fördernd zugeschoben, sie in Gang gebracht. Diese Behauptung wird heute kaum Jemanden mehr überraschen. Denn — um es kurz zu sagen — die dilatorische Behandlung war das beste, wirksamste, sicherste Mittel, dem Aufstande in den türkischen Provinzen des Nordwestens den Erfolg zu erleichtern. Wie wir jetzt nach fast Jahresfrist auf die Dinge zurückschauen, spricht aus ihnen folgender Gedanke zu uns: Eine thätige Unterstützung der Pfortenherrschaft von Außen her war zur Zeit nicht anzunehmen; dagegen schützte einmal die Machtstellung des Dreibundes, dann der Mißcredit, in den der finanzielle Ruin die Pforte stürzte, ferner die Ablenkung der westmächtlichen Interessen durch den Suezcanal, endlich die Sympathien der Völker für die Rajahnationen. Man schließe die Balkanhalbinsel ab

und gestatte nur dem moralischen Einfluß einzudringen, der aus der Theilnahmlosigkeit Europa's hervorgehend die Kräfte der Pforte ebenso schwächen muß, als anderseits die Sympathien der Völker und verwandten Stämme dem Unternehmungsgeist der Aufständischen zu Gute kommen. Je länger die Entscheidung hinausgezogen, je länger die Kräfte des Aufstandes gespart werden, um so größer wird ihr Gewicht, denn um so weiter wird die Entkräftung des Gegners vorgeschritten sein. Je sorgfältiger und ausgedehnter Serbien und Montenegro ihre Rüstungen vollbringen, um so entscheidender werden sie später eingreifen. In Bulgarien muß eben so ohne Uebereilung der Vorbereitung für die Erhebung gestattet werden, sich zu vollenden. Inzwischen ist durch diplomatische Mittel Europa in Ruhe zu erhalten, und darauf hauptsächlich hinzuarbeiten, daß Zeit gewonnen werde. Wenn ein solches Programm unter den Mächten nicht festgesetzt ward, so sind die Thatsachen doch demselben gefolgt.

Wieder wie seit Jahren brachte der Frühling den russischen Kaiser nach Berlin, und wieder wie ein Jahr vorher knüpfte die politische Welt vielerlei Erwartungen für Krieg oder Frieden an diesen Besuch, und zwar jetzt mit größerem Recht, als damals. Stand man doch scheinbar vor der Entscheidung über die Stellung, die der Ostbund zu der veränderten Sachlage im Orient einnehmen sollte. Denn die Prophezeiung Graf Andrassy's wollte eben Wahrheit werden: Der Aufstand, in Bosnien und Herzegowina neu entflammt und mit nicht minderem Glück als im Herbst geführt, war eben hinübergesprungen nach Bulgarien, deckte hier das Vorhandensein langer Vorbereitungen auf und gewann in diesem größten Slawenstamm der Halbinsel eine viel unmittelbarere, lebensgefährlichere Bedeutung für den Orient, als er bisher gehabt hatte. Es war nicht mehr wegzuleugnen: Die große orientalische Frage stand mit der ganzen Gespensterhaftigkeit wieder da, die sie im Lauf ihres langen Lebens für Europa erlangt hatte. Und für diese Frage lauschte man zu allererst auf eine Antwort von Rußland her. Daß dieselbe nicht gänzlich harmlos sein werde, wollte man schon aus den Gerüchten entnehmen, die den Grafen Andrassy nur auf besonderes Drängen und nach beruhigenden Versicherungen von anderer Seite her sich entschließen ließen, nach Berlin zu kommen.

Am 10. Mai traf der Zar hier ein, begleitet von seinem Kanzler und seinen hervorragendsten diplomatischen Köpfen, Jomini, Hamburger. War man aber gerüstet die Lage ernst zu fassen, so warf ein zufälliges Zusammentreffen doch noch unerwartete Schwierigkeiten den versammelten Diplomaten in den Weg. Am 7. Juni traf von Saloniki aus die Nachricht ein, daß aus Anlaß eines Streites des Volkes um ein zum Islam übergetretenes Bulgarenmädchen die beiden Consuln von Deutschland und Frankreich ermordet worden seien. Mit Recht rief die aufgeregte allgemeine Meinung nach Schutz der fremden Staatsangehörigen in der Türkei, und dieser Ausbruch muselmännischen Fanatismus verlangte schon um deswillen Beachtung auch in Berlin, weil er die militärischen Kräfte aller sechs Vormächte herbeirief und dadurch auf diesem Gebiete das Vorwiegen der ostmächtlichen Action beseitigte. Es wurden alsbald von allen Seiten Geschwader in die türkischen Gewässer abgesandt. Trotz dieser Complication nahmen die Verhandlungen einen raschen Verlauf. Gleich anfangs trat die geänderte Reihenfolge hervor, in der die Ostmächte unter einander die Vertretung der gemeinsamen Interessen übernehmen wollten. Oesterreich, das bisher als leitende Macht nur auf eine Reihe von Mißerfolgen im Sinne der Pacification zurückweisen konnte, überließ die Führung nunmehr Rußland, welches wie bisher auf dem Schilde, mit dem es die Südslaven zu decken sich anheischig machte, die Devise des status quo ante trug. Fürst Gortschakoff trat mit einem Entwurf hervor, von dem bisher nur bekannt geworden ist, daß er über die Grenze der Concessionen hinüberging, die Graf Andrassy im Interesse Oesterreichs von der Pforte zu verlangen für räthlich hielt. Kaum aber ward dieser Gegensatz klar, so trat Kaiser Alexander, von deutscher Seite her unterstützt, vermittelnd ein, veranlaßte Aenderungen in dem Entwurf im österreichischen Sinne und brachte es zu Wege, daß bereits

am 13. Mai ein fertiges, von den Ostmächten angenommenes Memorandum durch den Fürsten Gortschakoff den Vertretern der drei übrigen Vertragsmächte vorgelegt werden konnte. Graf Andrassy theilte der erwartungsvollen Welt am 20. Mai, in der Form einer vor der österreichischen Delegation in Pest auf eine Interpellation abgegebenen Erklärung, den Kern dieses Memorandums mit. Der Standpunkt des status quo war auch fernerhin festgehalten; ein besonderes festes Programm war nicht vereinbart, vielmehr ausdrücklich ausgeschlossen worden in dem Beschlusse, daß die Mächte sich in der Orientfrage nur von Fall zu Fall verständigen wollten. In Betreff der Reformen wurde der Weg der Note vom 30. December beibehalten und Rußland hatte es unternommen, auch den schwierigsten Punkt, die Forderung der Garantien für die Ausführung der Reformen, in fester Bestimmung zu formuliren. Dieses Memorandum ward von Italien, dessen Vertreter mit ausreichenden Vollmachten versehen war, bereits am 13. Mai, als es durch den russischen Kanzler den Botschaftern der drei Westmächte vorgelegt war, sofort angenommen. Die Zustimmung Frankreichs folgte bald nachher, wol schon am folgenden Tage. England nahm sich Bedenkzeit.

So war der Dreibund nochmals siegreich aus einer erschwerten und nicht ungefährdeten Lage hervorgegangen. Denn man zweifelte im ersten Augenblicke nicht an der endlichen Zustimmung Englands. Aber schon an demselben Tage, wo die sechs Vormächte in anscheinend gesicherter Einigkeit im deutschen Reichskanzleramte versammelt waren, zogen neue Wolken im Osten herauf. An diesem Tage lief die erste Kunde von einer revolutionären Bewegung an den Ufern des goldenen Hornes ein, deren Charakter so viel Räthselhaftes aufwies, daß alle Urtheile über türkisches Wesen und Staatsleben in's Schwanken geriethen. Softa's und Ulema's, die professionellen Vertreter des Islam in Religion, Gesetz und Recht, hatten am 10. und 11. Mai durch eine völlig geordnete und haltungsvolle Demonstration bewirkt, daß auf ihr Verlangen der bisherige Großwessir Mahmud Nedim Pascha und der Scheichul-Islam entlassen und durch Mehmed Ruschdi Pascha und Hassan Hairullah Effendi ersetzt wurden. Sie hatten noch Midhad Pascha für das Wessirat verlangt, waren aber damit nicht durchgedrungen. Ferner hatten sie die Forderung gestellt, daß der russische Botschafter, General Ignatjew, entfernt werde, endlich daß die Türkei eine Art von Constitution im abendländischen Sinne erhalte, und es schien, daß sie sich bei der abschlägigen Antwort auf diese letztere Forderung nicht beruhigen würden. Man wußte nicht, wie diese Bewegung plötzlich aus dem Boden erwachsen war, der nur für stumpfe Indolenz oder fanatische, rohe Gewalt fruchtbar geschienen, und stand zweifelnd, ob dahinter Wahrheit stecke, ob ein gesunder Trieb sich aus diesem Samen entwickeln könnte. Sicher aber war das Eine, daß die dominirende Stellung, die Rußland bishin zu Stambul eingenommen, einen schweren Stoß erlitten hatte. Mahmud Nedim war seit langen Jahren eine Creatur der russischen Diplomatie gewesen, er war noch im vorigen Jahre durch General Ignatjew in's Wessirat gekommen und seitdem ein Werkzeug seines Gönners geblieben, das nicht zum geringsten Theil die Schuld an der so hoffnungslos verwirrten Lage des Reiches trug. Dieses Verhältniß war nur zu bekannt in Stambul: liebte General Ignatjew es doch stets, seine Macht, seine Gewaltstellung auch offen zu zeigen. Dieses Verhältniß trug auch nicht wenig dazu bei, die Feindseligkeit zu nähren, mit der der General in Stambul in wachsender Schärfe angesehen ward, bis sie endlich jetzt bei Gelegenheit dieser ihm beigebrachten Niederlage sich in einem Artikel Luft machte, den ein dort erscheinendes Blatt, der „Levant Herald", am 13. veröffentlichte. Es ward ihm die Schuld an dem ganzen Elend der Lage darin zugeschoben, in den heftigsten Ausdrücken ihm die Niedrigkeit, Verächtlichkeit seiner Mittel und Zwecke vorgeworfen, und daß dieser Haß in weiteren Kreisen der Bevölkerung wurzelte, dafür lieferte der General selbst den Beweis, indem er beim Ausbruch der Softabewegung sein Botschaftshotel zu Pera mit der Sommervilla zu Bujukdere eiligst vertauschte.

Dieser ganze Vorgang war ein schlimmes Vorzeichen für die Wirksamkeit, mit

der Rußland nun eben dort seine Thätigkeit beginnen wollte, wo das Organ dieser Thätigkeit im entscheidenden Augenblicke kaum mehr die Sicherheit der Existenz nachbehalten hatte. Auch erfuhr man durch officiöse Canäle bereits die Absichten, mit denen sich die Pforte gegenüber dem Gortschakoff'schen Memorandum trug: dasselbe sollte abgelehnt werden. Durfte man nun nach dem Vorgange vom December auch annehmen, daß diese officiöse Drohung zuletzt in der Ausführung gemäßigt sich zeigen werde, so mußte man doch auf zähen Widerstand rechnen. Welchen Charakter das neue Ministerium haben werde, ward bald deutlich, als man erfuhr, daß der energische, aber gewaltsame, alttürkische, kriegs- und ruhmdürstige Hussein Avni Pascha zum Seraskier ernannt sei. Der neue Divan ward rasch nach einander in diesem Sinne weiter ergänzt durch die Ernennung von Ministern, wie die Pascha's Midhad, Namyk und Andere, durch Erhebung Kerim Pascha's zum Generalissimus der Armee. Es bedeutete einen radicalen Systemwechsel zu Gunsten einer Aufraffung der türkischen Kräfte, einer Sprengung der seitherigen russischen Fesseln. Auf eigene Kraft wollte die Türkei noch einmal sich zu stellen versuchen, das sprach aus diesem neuernannten Divan: aber wo würde sie demnächst Anlehnung suchen?

Schon am 19. Mai kam ein Wink darüber. Man hörte aus London, daß England dem Gortschakoff'schen Memorandum nicht beitreten werde. Mit einigem Zweifel empfing man das Gerücht: war doch von der Berliner Conferenz die Erklärung ausgegangen, daß man an dem Programm vom December festhalten wolle, und war doch dieses Programm damals von England gebilligt worden. Aber am 22. bestätigte sich leider das Gerücht: die Minister hatten vor dem Parlament die geschehene Ablehnung verkündet und motivirt. Die Antwortnote Englands auf die Berliner Vorschläge war nicht ohne Schärfe besonders gegen Rußland, kündete offen den Entschluß Englands an, nicht ungestraft den Pariser Vertrag von 1856 zerreißen zu lassen, und drückte unverhohlen das Mißtrauen in die gute Absicht Rußlands zur Wiederherstellung der Ruhe und des status quo ante auf der Balkanhalbinsel aus. Dieser Kundgebung gingen kriegerische Demonstrationen zur Seite. Eine gewaltige Panzerflotte, in der Besikabai, dicht vor den Dardanellen gelagert, vertheidigte in den Dardanellen und dem Bosporus den Meerengenvertrag von 1856 so gut als die Interessen Englands in Aegypten. Starke Rüstungen ergänzten das drohende Auftreten. Man mußte aus diesem Gebahren schließen, daß nach der Niederlage Rußlands zu Stambul England die verlassene Position in gegensätzlichem Sinne aufzunehmen gedenke, daß der Dreibund nicht mehr unbestritten seine Politik im Orient verfolgen werde. Alsbald gerieth der Boden der Berliner Conferenz in's Schwanken, besonders in Frankreich verrieth sich das peinliche Bewußtsein, voreilig gehandelt zu haben. Hatte man hier dem Dreibunde gegenüber stets eine möglichst kühle Miene angenommen, so lange Oesterreich im Vordergrunde stand, so benutzte man den Augenblick, wo in Berlin Rußland den Vortritt nahm, dazu, dieser Macht durch rasche Zustimmung sich gefällig zu erweisen. Nun fiel es dem Herzog Decazes doch auf das Gewissen, daß Frankreich mancherlei mit England gemeinsame Interessen am Marmarameer habe, die vielleicht auf's Spiel gesetzt wurden um den Preis einer doch noch sehr fraglichen und fernen Verbrüderung mit Rußland. Man begann zu vermitteln, England sollte womöglich doch noch der Politik der Fünfe zugeführt, das Gortschakoff'sche Memorandum entsprechend modificirt werden. Noch war die Lage in völliger Verwirrung, als ein neuer Schlag hereinbrach.

Das Actionsministerium zu Stambul hatte mit Ueberlegung und Folgerichtigkeit sich selbst durch Herbeiziehung der tüchtigsten Kräfte für eine rücksichtslose Initiative auf dem Wege des Widerstandes gegen den hereinbrechenden Ruin vorbereitet. Den eigensinnigen, unfähigen Sultan mit fortzureißen, war keine Aussicht vorhanden. So mußte er fallen. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai, nachdem Alles von Midhad Pascha heimlich vorbereitet worden war, entthronte das Ministerium den Sultan Abdul Aziz, und am 31. verkündete ein kaiserlicher Hat die Thronbesteigung seines Neffen, des gesetzlichen Erben, als Sultan Murad V. Murad war stets Gegner

seines Oheims gewesen, auch in der Stellung zu Rußland. So war denn die Umwälzung auch in dieser Rücksicht vollendet: Rußland hatte vorläufig seine gesammte Position am goldenen Horn, wenn auch nicht in der Diplomatenwelt von Pera, verloren. Man verband diese Ereignisse bald mit der Zögerung und dem endlichen Rücktritt Englands von den Berliner Beschlüssen. England war, wenn nicht betheiligt, so doch in sehr naher Verbindung mit den Vorgängen gewesen. Nur drei Tage später, am 2. Juni, traf die Nachricht ein, Abdul Aziz Effendi, der Entsetzte, habe sich entleibt. Die nächsten Tage nach der übrigens unblutigen Palastrevolution brachten nur noch einige Meldungen, theils kriegerischen, theils friedlichen Charakters aus Stambul. Die Rüstungen wurden energisch aufgenommen, in Achmed Kaissarli ein Kapudanpascha für die Flotte ernannt. Daneben freilich wurden weitgehende Reformen in Aussicht gestellt und der eifrigste Vertreter derselben, Midhad Pascha, zum Präsidenten des Staatsraths gemacht.

Man glaubt heutzutage längst diesen Reformen nicht mehr, die von der Pforte versprochen und von ihr ausgeführt werden sollen ohne fremde Mitwirkung. Die Türken haben den europäischen Geist nicht gelernt und den osmanischen nicht vergessen. Ueberall zeigt dieser Stamm die Merkmale des Niederganges, nirgends schaffende, belebende Kraft. Im Süden überwuchert ihn das griechische Element, im Norden das slawische; er selbst bleibt sich unverändert gleich im Fordern und in der Unfähigkeit zum Geben, in zähem Festhalten der einmal vorhandenen Herrscherstellung und völliger Leblosigkeit in der Wurzel, in der Leitung der bürgerlichen Volkselemente. Wirkliche Gleichstellung der nichtmuselmännischen Bevölkerung auf allen Gebieten des Staatslebens, wie sie von Europa gefordert wird, hätte zur Folge, daß das Osmanenthum alsbald thatsächlich nicht mehr gleich, sondern auf eine untere Stufe herabgedrückt sich erblickte. Die Türken sind sich dessen wol bewußt: sint ut sunt aut non sint; und deshalb werden alle Reformen an dem Widerstreben der türkischen Bevölkerung scheitern, oder aber, mit Gewalt durchgeführt, den Zusammensturz beschleunigen. Die Aufgabe Europa's, insbesondere des Dreibundes, kann es nimmer sein, ein Volk, das numerisch und virtuell abwärts geht, zu erhalten, sondern nur den Proceß der Auflösung sich langsam und ohne große Erschütterung vollziehen zu lassen. Jede Reform, die mit mehr oder minder Thatsächlichkeit in's Werk gesetzt wird, befördert diesen Proceß, jeder Monat, der die Anstrengung der materiellen Mittel gegen den Aufstand in Bosnien, Herzegowina, Bulgarien länger in Anspruch nimmt, thut dasselbe. Die neue Regierung hat sich beeilt, den von den fünf Mächten des Berliner Memorandum geforderten Waffenstillstand in gewissen Beschränkungen zuzugestehen. Aber die Zersetzung der Lebenselemente in den Provinzen schreitet rascher vor, als die Sammlung derselben in dem Staatscentrum. Der Ausgang ist vorherzusehen. Denn die Hilfe Europa's konnte seit Jahrzehnten wol die äußere Form dieses Staates erhalten, nicht aber dem Volke neues Leben einhauchen, und von diesem Volksgeist hängt doch im letzten Grunde allein die Erhaltung des Körpers ab. Auch England ist nicht gesonnen, nochmals den Versuch einer solchen innern Regeneration mit Opfern zu versuchen. Am 10. Juni hat Disraeli im Unterhause sich in versöhnlichem Sinne ausgesprochen, indem er darauf hinwies, daß Rußland gleich den übrigen Mächten bereit sei, der neuen Regierung zu Stambul Zeit zu gewähren, um — vielleicht zum letzten mal — den Nachweis anzutreten für die Lebensfähigkeit und die Existenzberechtigung der Türkei. An der Jahreswende der herzegowinischen Erhebung werden wir voraussichtlich die Mächte versammelt sehen am Lager des „kranken Mannes", um das Verdict abzugeben über den Erfolg dieses letzten Rettungsversuches.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. **Heft 11.** August 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. A. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Rudolf Lindau, Das Glückspendel. Novelle.	161
II.	G. Nachtigal, Araber in Central-Afrika und Nomadenleben	182
III.	Louis Ehlert, F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesammtausgabe seiner Werke	201
IV.	M. Jastrosinski, Die englischen Reviews	217
V.	Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. III.	238
VI.	Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. IV. (Schluß.)	253
	Literarische Rundschau:	
VII.	****, Lord Russell's Denkwürdigkeiten	269
VIII.	Wilhelm Scherer, Deutsche Puppenkomödien	275
IX.	Albert M. Selß, Ein Engländer über Heinrich Heine .	279
X.	Rudolf Elcho, Die Centennial-Ausstellung in Philadelphia	283
	Politik und Volkswirthschaft:	
XI.	R. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. I.	299
XII.	A. Lammers, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung	312
XIII.	Literarische Neuigkeiten	323

Das Glückspendel.

Novelle

von

Rudolph Lindau.

I.

Seit langen Jahren hatte Hermann Fabricius seinen alten Freund Heinrich Warren aus den Augen verloren — und vergessen. Doch hatten sich die Beiden auf der Universität sehr lieb gehabt und sich zu verschiedenen Malen „ewige Freundschaft" geschworen. Das war zu einer Zeit, die noch nicht alt ist, aber doch schon fern hinter uns zu liegen scheint, wo junge Leute noch an „ewige Freundschaft" glaubten und sich für eine große That oder einen großen Gedanken begeistern konnten. — Die heutige Jugend ist vernünftiger. — Fabricius und Warren waren, noch als Studenten, kindlich unvernünftig gewesen und hatten sich, nicht nur in dem Rausche, in dem sie Brüderschaft getrunken, sondern auch später noch, im nüchternen Zustande, fest eingebildet, daß sie während des ganzen Lebens neben einander hergehen würden, und daß Nichts sie von einander trennen sollte.

Der harmlose Wahn hatte nur kurze Zeit gedauert. Das Leben hatte die Beiden, als sie kaum Männer waren, mit strenger Hand gepackt und hatte den Einen nach Westen, den Andern nach Osten geschleudert. — Sie hatten sich noch ein Paar Monate lang häufig und ausführlich geschrieben; sie hatten sich auch noch einmal gesehen. Dann waren sie von einander geschieden; die Briefe waren seltener und kürzer geworden — und schließlich ausgeblieben. Gemeinschaftliche Interessen allein scheinen im Stande zu sein, briefliche Verbindungen auf die Dauer zu erhalten. Man kann einen Freund recht lieb haben, und doch nicht Zeit finden, ihm zehn Zeilen zu schreiben; währenddem man täglich lange Stunden für den fremden Mann erübrigt, der Einem zu einer guten Stellung verhelfen soll. Und man kann bei alledem ein treuer und edler Mensch sein. — Menschen sind Egoisten, und die Natur will, daß sie es seien. Wenn sie nur nicht gleichzeitig boshaft sind, sondern mitleidig bleiben, d. h. wenigstens

in zweiter Linie wohlwollend an ihren Nächsten denken, so darf man nicht über sie klagen. — Fabricius wußte, zur Zeit wo diese Erzählung beginnt, nicht mehr, ob er zum letzten Male an Warren, oder ob dieser zum letzten Male an ihn geschrieben habe, und wer von ihnen beiden die früher so eifrig gepflogene Correspondenz abgebrochen hatte; genug, sie existirte seit Jahren nicht mehr, und mit jedem Jahre auch war das einst so lebendige Bild des abwesenden Freundes schwächer und schwächer geworden, bis es schließlich nur noch undeutlich, beinahe gänzlich verwischt, erschien. — Manchmal war Fabricius, der eine Universitätsstadt bewohnte und sich als Professor und Schriftsteller einen gewissen Namen erworben hatte, einem Studenten begegnet, der wahrscheinlich in seiner Nähe wohnte. Er hatte braunes, lockiges Haar, ehrliche, blaue Augen, die heiter und muthig in die Welt hinausblickten, und ein freundliches Lächeln um den jugendlichen Mund, ein Gesicht ohne Arg und Falsch, das Vertrauen schenkte und Vertrauen erwarb und auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruhte. Wenn Fabricius den jungen Mann antraf, so sagte er sich jedesmal unwillkürlich: „So sah Heinrich aus vor fünfzehn Jahren" — und während einiger Minuten dachte er sodann an die Vergangenheit und wünschte seinen alten Irrwinck noch einmal wiederzusehen. Er hatte sich auch nach solchen Begegnungen häufig vorgenommen, Erkundigungen nach dem verschollenen Freunde einzuziehen; — aber es war immer bei dem Vorsatze geblieben. Wenn er nach Hause kam, so fand er auf seinem Arbeitstische neue Bücher, die gelesen und besprochen werden sollten, Briefe von Verlegern und Herausgebern, die versprochene Manuscripte verlangten, Einladungen, die angenommen oder abgelehnt werden mußten — kurz, so viel „laufende" Arbeiten, die sofortige Erledigung erheischten, daß es spät wurde und die Müdigkeit ihn überwältigte, ehe er wieder an Irrwinck denken konnte. Das Leben der meisten Menschen richtet sich so ein, daß in demselben nur Raum für nothwendige Arbeiten — oder für das, was dafür gehalten wird — bleibt. Demjenigen, der seinem Vergnügen lebt, und der im eigentlichen Sinne des Wortes gar nichts Nützliches thut, geht es in dieser Beziehung ebenso wie dem mit Arbeiten überhäuften Gelehrten, Beamten oder Geschäftsmann. Der Mann, der „Zeit hat", gehört zu den seltensten Ausnahmen in unserer Gesellschaft.

Eines Nachmittags, als Fabricius zur gewöhnlichen Stunde, um 5 Uhr, nach Hause kam, überreichte ihm der Diener einen Brief mit amerikanischem Poststempel, den er, ehe er ihn öffnete, aufmerksam und nachdenklich betrachtete. — Die große, eckige Handschrift auf der Adresse war ihm wohlbekannt, doch konnte er sich nicht gleich besinnen, wem sie gehörte. Aber plötzlich leuchtete sein Gesicht auf: „Ein Brief von Heinrich!" — rief er. Das Schriftstück enthielt nur wenige Zeilen und lautete wie folgt:

„Mein lieber Hermann!

Es ist ein Glück, daß es wenigstens Einer von uns Beiden bis zur Berühmtheit gebracht hat. Ich habe Deinen Namen, als den des Verfassers, auf einem Buche gesehen, habe Deinem Verleger geschrieben, der ein höflicher Mann ist und mir mit umgehender Post geantwortet hat, und bin Dank diesem Umstande im Besitze Deiner Adresse und in der Lage, Dir mittheilen zu können,

daß ich gegen Ende September in Hamburg ankommen werde. Schreibe mir poste restante dorthin und sage mir, ob Du mich auch ein paar Tage sehen willst. Ich kann auf der Reise nach meiner Vaterstadt Deinen jetzigen Wohnsitz berühren und werde dies gern thun, wenn Du mir mittheilst, daß es Dir lieb sein wird, mich wiederzusehen.

Dein alter Freund

Heinrich Warren."

Unter diesem Briefe stand ein P. S. — „So sehe ich jetzt aus" — und in einem Couvert, das Fabricius nun entfaltete, lag eine Photographie, mit der er an das Fenster trat und die er lange und voll schmerzlicher Wehmuth betrachtete. Es überlief ihn eiskalt. Die Photographie zeigte das Gesicht eines alten Mannes: graues, wenn auch noch dichtes, langes Haar, eine sorgenvolle Stirn, tiefliegende Augen, von eigenthümlicher, beunruhigender Starrheit im Blick, ein schmerzlicher Zug um den fest geschlossenen, zwischen zwei tiefen Furchen eingedämmten Mund.

„Mein armer Warren! — So sieht er also aus! — Und er ist ein Jahr jünger als ich. Er ist noch nicht sechs und dreißig Jahre alt."

Fabricius trat vor den Spiegel und betrachtete sein eigenes Gesicht. Nun, es war nicht so verlebt wie das, welches die Photographie, die er in der Hand hielt, zeigte, aber es war auch kein junges Gesicht mehr, und es war entschieden kein sorgenloses, heiteres; die Augen waren nicht starr und finster, aber sie blickten entmuthigt und müde, und um den Mund lagen, wie auf Warren's Bilde, schwere, tiefe Falten.

„Ja, wir sind beide alt geworden," sagte Fabricius mit einem Seufzer; „ich hatte seit langer Zeit nicht daran gedacht." — Dann setzte er sich hin und schrieb seinem Freunde und sagte ihm, wie sehr er sich darauf freue, ihn bald wiederzusehen.

Am nächsten Tage begegnete er auf der Straße wieder dem jungen Manne mit den braunen Locken und den ehrlichen, lachenden Augen, der ihn so häufig an Warren erinnert hatte.

„Der sieht vielleicht in zwanzig Jahren ebenso aus, wie heute mein alter Freund," sagte sich Fabricius. — „Das Leben versteht es, heitere Augen zu trüben und einen lachenden Mund in ernste Falten zu legen: Mir ist es eigentlich nicht schlecht gegangen . . . . auch nicht besonders gut. Ich habe ein Alltagsleben geführt: hier ein wenig Befriedigung; dort ein bischen Kummer und häufig Sorgen. Und darüber ist meine Jugend dahingeschwunden, ohne daß ich etwas Besonderes gethan oder erlebt hätte."

Am 2. October empfing Fabricius eine Depesche aus Hamburg, in der Warren ihm anzeigte, daß er am folgenden Tage, Abends um 8 Uhr, in B. . . antreffen werde. Fabricius begab sich rechtzeitig zur Eisenbahn, um seinen Freund gleich nach seiner Ankunft zu bewillkommnen. Er sah ihn langsam, etwas schwerfällig aus dem Wagen steigen und musterte ihn einen Augenblick, ehe er sich ihm näherte. — Wie gebrechlich und alt erschien er ihm, noch älter als er auf dem Bilde aussah. Er trug einen grauen Reiseanzug, der schlotterig auf seiner langen, hagern Figur saß. Ein breitkrempiger, weicher Filzhut

beschattete ihm Stirn und Augen. Er sah sich suchend nach Fabricius um und näherte sich dann dem Ausgange langsamen, müden Schrittes. Fabricius ging ihm entgegen; Warren erkannte ihn, sobald er ihn erblickte. Ein sonniges, junges Lächeln flog über seine verwitterten Züge, und freudig, tief bewegt, reichte er ihm die Hand.

Eine Stunde später saßen die beiden Freunde in Fabricius' gemüthlichem Zimmer vor einem frugalen Male. Warren aß wenig. Fabricius bemerkte dagegen, zuerst mit Verwunderung, dann mit Unruhe, daß sein Freund, den er als ein Muster von Mäßigkeit gekannt hatte, viel trank. Der Wein schien jedoch keinen Einfluß auf ihn zu haben. Sein farbloses Gesicht röthete sich nicht; der Blick blieb kalt und starr und die Redeweise ruhig und langsam, ohne schwer zu sein.

Das Dienstmädchen, das bei Tische aufwartete, hatte nun die Speisen abgetragen, den Caffee auf den Tisch gesetzt und das Zimmer verlassen. Fabricius rückte ein paar Sessel zurecht und sagte seinem Freunde:

„So — nun sind wir ungestört. Stecke Dir eine Cigarre an und dann mache es Dir auf diesem Sessel bequem und erzähle mir, wie es Dir während unserer Trennung ergangen ist."

Warren schob die Cigarrenkiste zurück.

— „Wenn Du nichts dagegen hast," sagte er, „so rauche ich meine Pfeife. Ich bin daran gewöhnt und sie schmeckt mir besser, als die beste Cigarre."

Er zog darauf aus einem abgetragenen Etui, dem man langen Gebrauch ansah, eine schwarzgebrannte, kurze Holzpfeife, die er methodisch mit einem dunkeln, feuchten Taback füllte. Dann zündete er die Pfeife sorgfältig an, blies mit lautem Paffen einige dicke Rauchwolken vor sich hin und sagte mit sichtlicher Befriedigung:

„Ein ruhiges Zimmer — einen Freund — eine Pfeife nach dem Essen — und keine Sorgen für morgen! Das lob' ich mir!"

Fabricius musterte seinen Genossen von der Seite und ward betroffen. Der lange, hagere Mann, mit dem grauen Haar, dem glanzlosen, starren Blick, der nach vorn gebeugt, mit übereinander geschlagenen Beinen, rauchend neben ihm saß, schien so gar nichts mit Heinrich Warren, dem Freund seiner Jugend, gemein zu haben. Der Mann war ihm fremd; er wurde ihm geheimnißvoll, unheimlich. — Gleichzeitig zog tiefes Mitleiden in seine Brust. Wie schlecht mußte das Leben seinen Freund behandelt haben, um ihn so zu verändern — zu verunstalten.

„Nun," sagte Fabricius, die durch das Kommen und Gehen des Dienstmädchens unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmend, „also erzähle. — Wie ist es Dir ergangen? — Oder soll ich mit der Beichte beginnen?" — Er bemühte sich, heiter und leicht zu sprechen; aber er fühlte, daß ihm der Versuch mißlang.

Warren rauchte eifrig weiter, ohne zu antworten. Die Pause wurde Fabricius peinlich. Er bekam beinahe Furcht vor dem fremden und doch so

bekannten Gaste, den er in sein Haus geladen hatte. Endlich faßte er Muth und sagte noch einmal:

„Nun, willst Du sprechen, oder soll ich anfangen?"

Warren lachte leise vor sich hin. „Ich dachte darüber nach," sagte er, „was ich Dir antworten sollte. Die Sache ist nämlich die, daß ich gar nichts zu erzählen habe. Ich wundere mich nun eigentlich — und das machte mich einen Augenblick nachdenklich — daß ich mich mein Leben lang über Nichts geärgert habe. — Was für ein Narr ich gewesen bin! Als ob es nicht gerade ebenso leicht und unendlich viel angenehmer gewesen wäre, mich über dasselbe Nichts — mein Leben — zu freuen. — Ich habe nämlich gar keinen besonders großen Kummer zu ertragen gehabt. Es ist wahr, daß ich niemals und nirgends reussirt habe; aber ich weiß, daß es mir in dieser Beziehung nicht schlechter gegangen ist, als tausend Andern. Die gebratenen Tauben sind mir nicht in den Mund geflogen; ich habe nie ein großes Loos gewonnen; ich habe mein tägliches Brod immer sauer verdienen müssen; ich habe mich auch einmal, wie man sagt, „unglücklich verliebt". — Es ist lange her. — Ich habe mich über das Alles lange, längst getröstet. Es kümmert mich in diesem Augenblicke nicht mehr. Was mich verdrießlich macht, ist, daß mir das ganze Leben ohne Freude, ohne Genuß dahingeschwunden ist."

Warren hielt eine kurze Weile inne und fuhr dann langsam und ruhig fort:

„Bis vor wenigen Jahren hatte ich mir noch immer eingebildet, es würde anders und besser werden. Ich war eben noch jung. Die Zeiten waren hart und schlecht. Ich arbeitete für ein miserables Gehalt in einer Schule im Staate von New-York. Ich lehrte dort alles Mögliche: was ich wußte und was ich lernen mußte, um es lehren zu können: Griechisch und Lateinisch, Deutsch und Französisch, Mathematik und Physik; auch Musik in meinen sogenannten Mußestunden. Ich kam den Tag über selten zur Ruhe. Ich war von einer Schaar lärmender, muthwilliger Burschen umgeben, deren Hauptbeschäftigung, während der Stunden, die ich zu geben hatte, darin bestand, mich bei einem Fehler im Englischen zu ertappen. — Am Abend war ich todtmüde. — Doch konnte ich immer noch eine halbe Stunde mit wachen Augen träumen, ehe ich einschlief. Und dann sah ich mich in einer glücklichen, außergewöhnlichen Lage: Ich *hatte* das große Loos gewonnen; die gebratenen Tauben *kamen* urplötzlich aus allen Himmelsgegenden für mich angeflogen. Ich war reich, angesehen, mächtig . . . was weiß ich! Ich setzte die Welt, oder vielmehr Ellen Gilmore, die meine Welt war, in Erstaunen. — Bist Du auch ein solcher Narr gewesen wie ich, Hermann? Hast Du Dich auch im wachen Traume als Staatsminister, Millionär, Verfasser des größten literarischen Werkes der Neuzeit, siegreicher Feldherr, Parteiführer im Parlament und Aehnliches gesehen? Ich habe das Alles erlebt . . . im Traume wohlverstanden. — Nun item es war eine schöne Zeit. —

„Ellen Gilmore, die ich eben genannt habe, war die ältere Schwester eines meiner Zöglinge, des wenigst lernbegierigen Schülers in der ganzen Schule. Sein Vater bestand jedoch darauf, daß er etwas lernen solle, und

ich, der ich mich des Rufes erfreute, große Geduld zu besitzen, wurde auserkoren, um dies gegen anständige Bezahlung zu Stande zu bringen. Bei der Gelegenheit wurde ich in die Familie Gilmore eingeführt, und nachdem ich mich dort zufälligerweise auch als Musiker entpuppt hatte — Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich für einen Dilettanten ganz gut Clavier spielte — kam ich dort täglich in das Haus, um Francis Sprachunterricht und Ellen Musikstunden zu geben. —

„Nun male Dir, bitte, die Situation aus, und dann lache über mich, wie ich es selbst zehntausend Male gethan habe: also einer Seits, auf der feindlichen Seite, bei den Gilmores, großer Reichthum und nicht wenig Stolz darauf, ein kluger und gewitzter Papa, eine ehrgeizige, putzsüchtige Mutter, ein ungezogener, gutmüthiger Schlingel von Sohn, die Hoffnung der Familie, und eine bildschöne, unglaublich gebildete, ruhige, verständige Tochter von neunzehn Jahren. — Und auf der andern Seite: Dr. Heinrich Warren, neunundzwanzig Jahre alt — im Traume: Verfasser eines epochemachenden, philosophischen Werkes, oder siegreicher General der Nordarmee, oder Präsident der Republik, trotzdem man dazu in Amerika geboren sein muß, währenddem Heinrich das Licht der Welt in Calbe an der Saale erblickt hat — in Wirklichkeit: wohlbestellter Schulmeister am Gymnasium zu Elmira mit 70 Dollars monatlichem Gehalt. — Glaubst Du nicht, daß ich die hoffnungslose Lächerlichkeit meiner Stellung als Prätendent von Anfang an verstehen mußte? — Natürlich verstand ich sie. Ich war ja, wenn ich nicht träumte, ein vernünftiger Mensch, der viel gelesen und behalten hatte; und ich hätte ja wahnsinnig sein müssen, um mir einbilden zu können, daß die Möglichkeit vorhanden wäre, Ellen jemals zu heirathen. Ich wußte mit vollständiger Sicherheit, daß dies unmöglich war, gerade so unmöglich, wie daß ich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt werden sollte. Und doch träumte ich von der Heirath mit der Tochter des Millionärs. — Ich darf mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Niemand mit meiner Leidenschaft incommodirt habe. Es war ein stilles, harmloses Vergnügen, das ich mir damit bereitete. Es fiel mir ebensowenig ein, davon zu sprechen, wie von meiner Traumstellung als commandirender General am Potamac. Aber Ellen merkte doch etwas von meiner stummen, heimlichen Liebe. Ich fühlte es mit absoluter Gewißheit, obgleich sie nie durch ein Wort oder einen Blick verrieth, daß sie meinen Zustand ahne. Nur ein einziger, kleiner Zwischenfall steht damit in Widerspruch:

„Ich sah sie eines Tages mit rothgeweinten Augen. Ich wagte natürlich nicht zu fragen, was sie quäle. Sie war während des Unterrichts unaufmerksam. Als ich fortgehen wollte, sagte sie mit niedergeschlagenen Wimpern: „Ich werde vielleicht meine Stunden während einiger Zeit unterbrechen müssen. Es thut mir sehr leid. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Herr Warren." — Damit ging sie schnell, ohne mich angesehen zu haben, aus dem Zimmer. Ich war bestürzt. Was sollten die Worte und der Ton, in dem dieselben gesprochen waren, bedeuten? Am nächsten Tage theilte mir Francis, mit einem Gruße vom Papa, mit, er habe vier Tage Ferien, und ich solle mich nicht zu ihm bemühen, da seine Schwester sich mit Herrn Howard, dem reichen Kaufmann aus

New-York, verlobt habe und große Festlichkeiten im Hause stattfinden würden. Da fiel es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen, und mit den Träumen, die mir bis dahin das Leben versüßt hatten, war es zu Ende.

„Es war im Grunde kein größeres Unglück für mich, daß Ellen sich verheirathete, als daß Johnson zum Nachfolger von Lincoln erwählt wurde; weder das Eine noch das Andere ging mich vernünftigerweise etwas an; aber Du hast keine Idee davon, wie mich die Sache — ich spreche von der Verlobung — angriff. Meine ganze, vollständige Nichtigkeit wurde mir plötzlich klar. Meine Traumschlösser fielen zusammen. Ich sah mich endlich, wie ich in Wirklichkeit war: ein Schulmeister — ohne Stolz auf vergangene Werke, ohne Freude an der Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft."

Die Pfeife war während des Erzählens ausgegangen. Warren klopfte sie bedächtig aus. Dann nahm er eine Platte gepreßten Cavendish-Tabacks aus der Tasche, schnitt mit einem Federmesser soviel davon ab, wie er grade gebrauchte, stopfte die Pfeife und steckte sie wieder behaglich an. Er sprach während dieser Beschäftigung nicht, sondern pfiff leise vor sich hin. Fabricius schwieg ebenfalls. Nach einer kurzen Weile und nachdem die Pfeife durch einige schnelle, laute Züge gut angebrannt war, fuhr Warren in seiner Erzählung fort:

„Ich war eine Zeit lang sehr unglücklich. Nicht etwa über den Verlust Ellens — was man nie besessen, nie zu besitzen berechtigt war, kann man nicht verlieren — sondern über den Verlust meiner Illusionen, über mich selbst. Ich verzehrte schockweise Aepfel vom Baume der Selbsterkenntniß und fand die Frucht sehr bitter. — Ich verließ Elmira und versuchte mein Glück wo anders. Ich verstand mein Handwerk. Ich hatte auch durch die Praxis gelernt, wie ich dasselbe am besten verwerthen konnte. Ich war nie um eine Anstellung verlegen und ich lehrte successive und mit gutem Erfolge in ein bis anderthalb Dutzend verschiedener Staaten. Ich erinnere mich kaum noch, wo ich gewesen bin: in Sacramento, Chicago, St. Louis, Cincinnati, in Boston, New-York... überall — überall. Und ich fand aller Orten dieselben ungezogenen, faulen Schüler und dieselben regelmäßigen und unregelmäßigen griechischen und lateinischen Verba. Wenn Du einen Menschen sehen willst, der mit Schulbuben und Grammatik der classischen Sprachen vollständig gesättigt ist, so brauchst Du mich nur zu betrachten.

„In den Mußestunden, die ich, wieviel ich auch zu thun haben mochte, immer fand, gab ich mich philosophischen Betrachtungen hin. Bei dieser Gelegenheit gewöhnte ich mich daran, viel zu rauchen . . . . ." Er schwieg plötzlich, schien über Etwas nachzusinnen und blickte starr vor sich hin. Dann strich er sich mit der magern Hand das Haar aus der Stirn und wiederholte langsam und zerstreut: „viel zu rauchen . . . . Ich gewöhnte mich auch an manches Andere," fuhr er schneller fort, „aber das hat mit meiner Erzählung Nichts zu thun.

„Die Theorie, die mich am meisten beschäftigte, war die von den Schwingungen eines von mir erdachten, sogenannten Glückspendels. Ich verdanke derselben die ruhige Verfassung, in der ich seit einiger Zeit lebe und in der Du mich heute siehst. Ich sagte mir nämlich, daß mein großes Unglück, wenn ich

es, ohne unbescheiden zu sein, so nennen darf, daher gekommen sei, daß ich die Absicht gehabt habe, außerordentlich glücklich zu werden. — Wenn man sich im Traume bis zur Höhe eines weltberühmten Mannes, eines Bräutigams von Ellen Gilmore erhebt, so ist es kein Wunder, daß man beim Erwachen einen tiefen Fall machen muß, bis man wieder reellen Boden unter seinen Füßen fühlt. Wäre ich in meinen Aspirationen bescheidener gewesen, so würde die Verwirklichung derselben eine leichtere, die Enttäuschung im schlimmsten Falle eine weniger bittere gewesen sein. Von diesem, durch jüngste Erfahrung als richtig angezeigten, Princip ausgehend, kam ich sodann zu der logischen Schlußfolgerung, daß das beste Mittel, Unglück so viel wie menschenmöglich zu vermeiden, das sei, sich so wenig wie möglich Glück zu wünschen. Dies ist bereits von meinen philosophirenden Vorfahren lange Jahrhunderte vor Christi Geburt erfunden worden, und ich beanspruche kein Patent für den alten Gedanken. Das Symbol jedoch, in das ich denselben schließlich kleidete, ist, so glaube ich wenigstens, neue Erfindung.

„Gib mir einen Bogen Papier und eine Bleifeder," fuhr er fort, sich zu seinem Nachbar wendend; „mit ein paar Strichen kann ich die Sache am leichtesten begreiflich machen."

Fabricius reichte seinem Freunde, ohne ein Wort zu sagen, das Verlangte. — Dieser zeichnete darauf einen großen, nach oben offenen Halbkreis auf das Papier und darüber ein vertical herabhängendes Pendel, welches den Punkt des Halbkreises, an dem sich auf dem Zifferblatt einer Uhr die Zahl VI befindet, berührte. Daneben schrieb er rechts, von unten anfangend, am Platze der Stundenzahlen, V, IV, III, die Worte: „Bescheidene Wünsche" — „Leidenschaftliches Verlangen, Ehrgeiz" — „Ueberschwengliche Sehnsucht nach Glück, Größenwahnsinn". — Er schob das Papier darauf wieder zurück und schrieb links vom Pendel, also am Platze der Uhrenzahlen VII, VIII, IX: „Aerger und Verdruß" — „Gram, bittere Enttäuschung" — „Verzweiflung". — An Stelle der Zahl VI endlich, gerade unter dem Pendel, machte er einen dicken, runden Punkt, den er, wohlgefällig lächelnd, sorgfältig schattirte und unter den er die Worte: „Todter Punkt. Vollständige Ruhe" schrieb.

Er legte darauf den Kopf auf die Seite, zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund wie zum Pfeifen und betrachtete die Zeichnung eine halbe Minute lang mit großer Aufmerksamkeit. Dann sagte er: „Die Windrose ist noch nicht complet. Zwischen dem „Todten Punkt" und „Bescheidenen Wünschen" auf der rechten, und „Aerger und Verdruß" auf der linken Seite, gehört noch „Vernünftige, ruhige Gleichgültigkeit" hin . . . . aber die Zeichnung, wie sie da ist, genügt zur Demonstration meiner Theorie. — Folgst Du mir?"

Fabricius nickte stumm mit dem Kopfe. Eine tiefe Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er erblickte nun in dem Freunde seiner Jugend, für den er einst eine goldne Zukunft gehofft und dem er noch heute alles Gute wünschte, einen beklagenswerthen Monomanen.

„Siehst Du," fuhr Warren eifrig demonstrirend fort, als halte er eine wissenschaftliche Vorlesung vor einem aufmerksamen Schülerkreis „wenn ich das Glückspendel nun leise nach rechts hin in die Höhe hebe, bis es den Punkt

„Bescheidene Wünsche" berührt, und es sodann fallen lasse, so geht es gehorsam und natürlich bis zum Punkte „Aerger und Verdruß" zurück, den es nicht überschreiten kann, schwingt dann noch eine Zeit, längstens eine Leben lang, im Abschnitte „Vernünftige Gleichgültigkeit" und kommt schließlich auf dem „Todten Punkt" zu „Vollständiger Ruhe". — Ein tröstlicher Gedanke!" — Er hielt einen Augenblick inne, als erwartete er eine Entgegnung von Fabricius. Als dieser aber beharrlich schwieg, fuhr Warren fort:

„Du verstehst nun bereits, wohin ich kommen will: hebe ich das Pendel bis auf „Leidenschaftliches Verlangen" oder „Größenwahnsinn", so schnellt es von da bis auf „Gram" respective „Verzweiflung" zurück. Die Sache ist klar. Nicht wahr?"

„Ganz klar," antwortete Fabricius traurig.

„Sehr wohl," fuhr Warren eifrig fort. „Ich fand dies leider etwas spät aus. Ich hatte mich, wie ich Dir bereits sagte, im Traume nicht mit Kleinigkeiten abgegeben. Ich hatte Präsident der Republik, siegreicher Feldherr, weltberühmter Gelehrter, Ellen's Bräutigam werden wollen. — Hm! — Ein bescheidener Mann. — Was sagst Du zu mir? Ich hatte das Glückspendel wie ein Wahnsinniger hoch gehoben, und da es plötzlich meinen ohnmächtigen Händen entfallend zurückschwang, mußte es einen großen Bogen beschreiben und den Punkt Verzweiflung berühren. — Das waren harte, böse Zeiten! — Es ist Dir hoffentlich nie so schlecht gegangen, wie es mir damals erging. — Ich lebte wie in einem tiefen Traume . . . . wie in einem wüsten Rausche . . . ." Er stockte wieder, wie er es vor einigen Minuten bereits gethan hatte. Dann lachte er laut und weh auf . . . . „Ja! wie im Rausche! — Ich trank . . . ." Plötzlich jedoch wurde sein Gesicht, das sich häßlich verzerrt hatte, wieder ernst und edel und er sagte schaudernd: „Es ist furchtbar für einen Menschen, wenn er sich herabsinken sieht." — Er schwieg lange. Dann stopfte er sich von Neuem die Pfeife und sich zu Fabricius wendend fragte er:

„Hast Du genug von meinem Leben, oder willst Du das Ende der Geschichte hören?"

„Es thut mir leid, Dich so sprechen zu hören," antwortete Fabricius; „aber bitte, fahre fort. Es ist vielleicht am besten."

„Ja, es thut mir wohl, mir das Herz einmal ausschütten zu können . . . . Ich trank also . . . . Man nimmt die niederträchtige Gewohnheit in Amerika leicht an . . . . Ich mußte verschiedene Stellungen aufgeben, weil man mich dort nicht mehr für „respectable" hielt. Aber ich fand stets ohne große Mühe neue Beschäftigung. Noth hatte ich nie zu leiden, obgleich ich auch nicht gerade im Ueberfluß lebte. Ich gebrauchte wenig. Ich vernachlässigte meinen Anzug. Ich kaufte keine Bücher mehr. — Anderthalb Jahre, nachdem ich Elmira verlassen, traf ich eines Tages im Central-Park in New-York mit Ellen zusammen. Sie war seit fünfzehn Monaten verheirathet. Ich wußte es. Sie erkannte mich sofort und redete mich an. Ich hätte in die Erde versinken mögen. Ich wußte, daß ich abgerissen und unordentlich aussah. Ich bildete mir ein, daß sie mir das Laster, dem ich mich ergeben hatte, am Gesichte absehen müßte. Aber sie

bemerkte nichts, oder wollte nichts bemerken. Sie reichte mir die Hand und sagte mit ihrer sanften Stimme:

„Es freut mich, daß ich Sie endlich antreffe, Herr Warren. Ich habe mich bei meinem Vater und bei Francis nach Ihnen erkundigt, aber sie konnten mir keine Auskunft über Ihren Verbleib geben. Ich möchte Sie bitten, mir während des Winters wieder einige Musikstunden zu geben. Sie wissen, wo ich wohne" — und sie gab mir ihre Adresse.

„Ich stotterte eine verlegene Antwort auf die freundliche Anrede. Sie sah mich wohlwollend lächelnd an. Plötzlich wurde sie jedoch ernst und fragte theilnehmend:

„Sind Sie krank gewesen, Herr Warren? Ich finde, Sie sehen etwas angegriffen aus."

„Ja," antwortete ich, froh, eine Entschuldigung für mein Aussehen gefunden zu haben. „Ich bin krank gewesen. Ich bin noch nicht ganz wohl."

„Das thut mir sehr leid," antwortete sie leise. — Lache mich aus, Fabricius! Schilt mich einen unverbesserlichen Narren! Aber ich schwöre Dir zu, ich sah in ihren Augen mehr als banale, höfliche Theilnahme. Sorgend, mitleidig blickte es aus denselben hervor. Ein unsäglicher Schmerz packte mich. Was hatte ich gethan, um so elend zu sein? Es wurde mir schwarz vor den Augen. Der Trunk, Unruhe, schlaflose Nächte hatten mich zum Schwächling gemacht. Ich taumelte einen Schritt zurück und blickte sie verstört an. Um uns her wogte das Treiben der großen Stadt.

„Kommen Sie bald, recht bald," sagte sie schnell und entfernte sich. Ich sah sie in einen Wagen steigen, den sie wahrscheinlich verlassen hatte, um eine Promenade zu Fuß zu machen. Dann erblickte ich sie, wie sie mit bleichem Gesichte sich aus dem Wagenfenster hinauslehnte und mich im Vorbeifahren mit starren, erschreckten Blicken ansah.

„Ich ging nach Hause, mein Weg führte mich an ihrer Wohnung vorüber. Sie bewohnte einen Palast. Ich schloß mich in meiner Stube, in einem miserablen Gasthaus ein, und ich träumte: Ellen liebte mich, bewunderte mich; sie war mir nicht verloren. Das Pendel zeigte wieder wahnsinnige Erwartungen.

„Erkläre mir, Hermann, wenn Du es kannst, wie es kommt, daß ein vernünftiger, ruhiger Mensch, denn ein solcher bin ich im gewöhnlichen Leben stets gewesen, und für einen solchen gelte ich noch heute in den Augen sämmtlicher Schuldirectoren, bei denen ich acht Jahre lang mein Brod mit amo und τύπτω ehrlich und sauer verdient habe, — erkläre mir, wie es kommt, daß ein solcher Mensch zu gewissen Stunden, bei vollem Bewußtsein, positiv verrückt sein kann. — Ich will zu meiner Entschuldigung und Deiner Aufklärung annehmen, daß dieser Zustand Vorbote einer Nervenkrankheit war, die mich bald darauf packte und mich mehrere Wochen lang an das Lager fesselte.

„Während der Genesung wurde ich ruhig und vernünftig; aber mit meinem Leben war es auf einmal vorbei. Ich war in zwei Monaten um zwanzig Jahre älter geworden. Als ich das Krankenzimmer verließ, war ich alt und gebrechlich, wie ich es heute bin. Meine Vergangenheit, so leer und freudenlos

sie gewesen, war mein ganzes Leben. Es blieb mir nichts mehr zu thun, zu hoffen, zu wünschen übrig. Es war dämmerig geworden. Der Tag mit seinem Lärm und seiner Hitze war vorüber. Es wurde ruhig und kühl. Das Pendel schwang träge in einem kleinen, kurzen Bogen, auf der Linie „Vernünftige Gleichgültigkeit". Ich möchte wol wissen, wie Leuten zu Muthe ist, die ihr Ziel erreicht, die es weit in der Welt gebracht haben, die wirklich siegreiche Feldherren, Premierminister und Aehnliches geworden sind. Ob sie stolz befriedigt am Abend des Lebens ruhen können, oder ob auch sie nur kampfesmüde, nicht siegesfreudig aus dem Getümmel zurücktreten. Ist es Jedermann, bei Strafe des Glückes, verboten, in sein Inneres hinabzusteigen und sich Rechenschaft davon abzulegen, wie er sein Leben verausgabt hat?"

Warren schwieg längere Zeit, in schmerzliche Betrachtungen versunken. Dann fuhr er leise fort:

„Ich hatte Ellen's Einladung natürlich nicht Folge geleistet. Aber irgendwie hatte sie meine Wohnung herausgefunden, hatte auch erfahren, daß ich krank war. Glaube nicht etwa an eine romantische Liebesgeschichte. Keine lichte Gestalt erschien an meinem Bette; ich fühlte nicht im Fiebertraum, wie sich eine weiße Hand kühlend auf meine brennende Stirn legte. Ich wurde im Hospital gepflegt, und recht gut gepflegt, und hieß dort No. 388; und die ganze langwierige Geschichte war so prosaisch wie nur möglich. — Aber als ich das Krankenhaus verlassen wollte und dem freundlichen Director Adieu sagte, überreichte mir dieser einen Brief mit einem Cheque von 500 Dollars. In dem Couvert lag ein anonymes Billet folgenden Inhalts:

„Ein alter Freund bittet Sie, den einliegenden Betrag als Darlehen annehmen zu wollen und denselben, nachdem Sie Ihre Arbeiten wieder begonnen haben, in monatlichen Raten durch Zahlungen an das Hospital zu restituiren."

„Die Sache war augenscheinlich gut gemeint; aber sie that mir sehr weh. Ich mußte das Geld natürlich zurückweisen. Das hätte gerade noch gefehlt, daß ich mich von der Frau, die ich liebte und die einen Andern geheirathet hatte, ernähren ließ.

„Ich fragte den Director, der mich, währenddem ich den Brief las, mit einem wohlwollenden Lächeln beobachtet hatte, ob er wisse, wer der Absender desselben sei. Er antwortete mir: er wisse es nicht; aber ich war sicher, daß er mir die Wahrheit verschwieg. — Ich dachte einen Augenblick nach, und dann fragte ich von Neuem, ob er einen Brief von mir in die Hände des Absenders des an mich gerichteten Schreibens gelangen lassen könnte. Dies bejahte er. Darauf sagte ich, ich würde ihm am nächsten Tage einen Brief bringen.

„Ich dachte lange darüber nach, wie ich schreiben sollte. Ich zweifelte nicht, daß Ellen mir das Geld geschickt hatte. Ich wollte nicht undankbar erscheinen; ich wollte sie nicht verletzen. Ich setzte endlich einen Brief auf, der, soviel ich mich noch besinnen kann, ungefähr wie folgt lautete:

„Ich danke Ihnen vielmals; aber es ist mir unmöglich das Geld, das Sie mir leihen wollen, anzunehmen. Zürnen Sie mir nicht, weil ich es Ihnen zurückschicke. Ihre Handlung zeigt, daß Sie mir wohlwollen. Ich will mich be-

mühen, Ihrer Freundschaft nicht unwürdig zu werden. Bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken. Ich kann Ihre Güte nie vergessen."

„Wenige Tage darauf und nachdem ich diesen Brief dem Krankenhaus-director anvertraut hatte, verließ ich New-York und ging nach San Francisco. — Jahrelang sah und hörte ich nichts wieder von Ellen Gilmore. Ihr Bild wurde schwächer und schwächer. Ich vergaß sie. Ich vergaß, daß ich jung gewesen. Ich war alt. Der dunkle Strom, der die Barke, die mich und mein Glück trug, ruhig, ohne Erschütterung zu dem geheimnißvollen Meere führte, in den sich schließlich alles Lebende ergießt, nahm seinen Lauf durch eine öde Wüste. Die Ufer glitten in schrecklichem Einerlei an mir vorüber. Ich stand am Bord des Nachens — des Lebens, ach, so müde! — Ich hatte wissentlich nie etwas Böses gethan. Ich hatte das Schöne geliebt und das Gute erstrebt. — Weshalb war ich so freudenlos? Ich hätte die Klippe gesegnet, die den Kiel meines Schiffes zerrissen und mich in die dunkle Tiefe gezogen hätte. — Bis zu dem Tage, wo ich Ellen's Verlobung erfahren, hatte ich immer noch geglaubt, ich werde mein Leben morgen beginnen. Das Morgen war gekommen, ohne daß ich einen Anfang gemacht hatte — und mein Leben war beendet."

Warren sprach jetzt so leise, daß Fabricius Mühe hatte, ihn zu verstehen. Er schien mit sich selbst mehr, als mit seinem Freunde zu reden. Er hob den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe und machte eine langsame, kurze Bewegung von rechts nach links, die Schwingung eines Pendels andeutend. Dann berührte er den schwarzen Punkt, den er auf dem Bogen Papier verzeichnet hatte und sagte: „Vollständige Ruhe .... Ich möchte, Alles wäre vorbei."

Eine lange Pause trat ein, die Fabricius endlich unterbrach.

„Wie kam es," fragte er, „daß Du den Entschluß faßtest, Amerika zu verlassen und nach Europa zurückzukehren?"

„Ja richtig," entgegnete Warren sich schnell sammelnd, „das sogenannte Ende fehlt noch. Eigentlich hat meine Geschichte kein Ende .... wie sie auch, so zu sagen, keinen Anfang hat. Sie beschreibt etwas Formloses, Zweckloses; nicht im Leben, sondern nur im Ableben — Sterben. — Aber ich kann in chronologischer Reihenfolge weitergehen, wenn Du noch nicht müde geworden bist."

„Bitte, fahre fort."

„Nun gut ... Ich trieb mich also jahrelang in Amerika umher. Das Glückspendel war gut regulirt. Es bewegte sich stätig zwischen „Bescheidenen Wünschen," die ich meist mit Leichtigkeit erfüllen konnte, und „Aerger und Verdruß," die mich nie länger als auf kurze Zeit in Anspruch nahmen. — Ich führte ein Stillleben und galt für einen Sonderling. Ich that meine Pflicht und Schuldigkeit und bekümmerte mich um keinen Menschen. Sobald ich meine Stunden gegeben hatte und Herr meiner Zeit war, ging ich allein aus der Stadt in den nächsten Wald und lagerte mich unter die großen Bäume. Alle Jahreszeiten waren mir gleich: Der blüthentreibende Frühling, der reiche grüne Sommer, der traurige Herbst, der rauhe Winter. Ich fand immer meine Freude am Walde. Der stille Wald ist das Schönste auf der Welt. Friede zog dort in meine Brust. Ich wurde vollständig ruhig, und Das, was mich umgab,

wurde mir so gleichgiltig, daß ich mich daran gewöhnte, zu Allem, was mir begegnete, auf Alles, was man mir vor- oder abschlug, „Sehr wohl" zu antworten. Ich selbst wußte dies nicht einmal, so natürlich kam mir das Wort, bis mir ein College eines Tages sagte, man habe mir auf der Schule den Spitznamen „Herr Sehrwohl" gegeben. — Es ist komisch, daß man mich, dem es nie gut gegangen ist, „Sehrwohl" genannt hat.

„Nun habe ich noch von einem kleinen letzten Abenteuer zu berichten, und dann bin ich mit meiner Geschichte fertig, und dann will ich Dich hören.

„Im vergangenen Jahre führte mich mein Weg nach Elmira. Es war Ferienzeit. Ich hatte Nichts zu thun und hatte ein paar hundert Dollars in der Börse. Ich beschloß, den Schauplatz meiner Freuden und Leiden noch einmal zu besuchen. Es war sieben Jahre her, seitdem ich ihn verlassen hatte. Ich war ganz sicher, daß mich dort Niemand erkennen werde. Uebrigens wäre es mir auch gleichgiltig gewesen, erkannt zu werden.

„Nachdem ich durch die Stadt gewandert und meine alte Schule, sowie das Haus, in dem Ellen Gilmore gelebt, aufgesucht hatte, ging ich nach einem kleinen, in der Nähe der Stadt gelegenen Park, in dem ich als junger Mensch manche Stunde verträumt hatte und in dem ich damals jeden Strauch kannte. Die Bäume, die ich jung gesehen, waren groß geworden. Alle hatten nicht gelebt. Hier und da war einer abgestorben oder abgehackt. — Es war im Monat September — gegen Abend. Die Sonne stand tief am Himmel; ihr rothes, blendendes Licht blitzte durch die dunklen Zweige. — Auf einer Bank, unter einem Baume, saß eine dunkle Gestalt. Als ich mich ihr genähert hatte, erkannte ich sie. — Es war Ellen. — Ich blieb eine Secunde wie angewurzelt stehen.

„Sie saß vornüber gebeugt und zeichnete mit dem Stiele eines langen Sonnenschirmes Figuren in den Sand. — Sie war in Trauer. — Sie hatte mich noch nicht gesehen. Ich hielt den Athem an und wandte mich lautlos wieder ab. Nachdem ich hundert Schritte gegangen war, trat ich aus der Allee unter die Bäume und sah mich furchtsam um. Sie saß noch immer am selben Platze. Gott weiß, was für Gedanken mir plötzlich wieder in das Gehirn stiegen. Ich wollte sie sehen. Ich war sicher, daß sie mich nicht erkennen konnte. Ich näherte mich ihr langsam wie ein Spaziergänger, und wenige Minuten später ging ich an ihr vorüber. — Als sie meinen Schatten auf dem Wege sah, hob sie nachlässig den Kopf in die Höhe, und unsere Blicke begegneten sich. Mir stockte das Herz. Ihr Blick war fremd und kalt. Aber auf einmal leuchtete es darin sonderbar auf, und sie machte eine schnelle Bewegung, als wollte sie sich erheben. Mehr konnte ich nicht sehen. Ich ging weiter, ohne es zu wagen, mich umzusehen. Noch ehe ich jedoch den Ausgang des Parks erreicht hatte, rollte ein offener Wagen schnell an mir vorüber, und aus demselben sich hinauslehnend, bleich, mit weitgeöffneten Augen, wie ich sie vor fünf Jahren im Central-Park von New-York erblickt hatte, sah ich Ellen. — Was hielt mich ab, sie zu grüßen? — Narrheit — aber ich grüßte nicht. — Die Augen, die eine Secunde lang ängstlich auf mich gerichtet gewesen waren, wurden plötzlich wieder kalt.

Ich sah noch, wie Ellen tief aufathmete und sich langsam wieder in den Wagen zurückbog. — Dann war sie verschwunden.

„Ich war nun sechs und dreißig Jahre alt. Ich schäme mich beinahe, den Schülerstreich zu bekennen, den ich beging. Ich schrieb ihr: „Ein ergebener Freund, dem Sie vor Jahren Gutes erwiesen haben und der Sie gestern einen Augenblick gesehen hat, ohne von Ihnen erkannt zu werden, sendet Ihnen seine Grüße." — Ich warf den Brief, eine Minute ehe ich in den Eisenbahnwagen stieg, der mich nach New-York führen sollte, in den Briefkasten; und dabei schlug mir das Herz, als ob ich eine gefährliche That verrichtet hätte. — Das sind große Abenteuer! Nicht wahr? ... Und ich habe keine größern erlebt, und daran zehrt meine Erinnerung.

„Ein Jahr später ungefähr, vor wenigen Monaten, traf ich in Broadway mit dem zwanzigjährigen Francis Gilmore zusammen. — Die Welt ist klein — es ist schwer, Bekannten aus dem Wege zu gehen. — Francis, der seiner Schwester sehr ähnlich geworden war, erkannte mich nicht. — Ich redete ihn an. Er betrachtete mich einige Secunden freundlich und verlegen lächelnd. — Plötzlich streckte er mir herzlich die Hand entgegen.

„Herr Warren!" rief er, „wie freut es mich, Sie endlich einmal wiederzusehen! Ellen und ich, wir haben so oft von Ihnen gesprochen und darüber nachgegrübelt, was wol aus Ihnen geworden sein möchte. — Weshalb haben Sie nie etwas von sich hören lassen?"

„Ich konnte nicht hoffen," antwortete ich, „daß Sie das interessiren würde." Ich sprach ganz kleinmüthig. Was für ein muthiger Mann ich bin! Der junge Mensch schüchterte mich ein. Und doch hatte ich nie etwas von ihm verlangt und erwartete nichts von ihm.

„Francis antwortete mit jugendlichem, freundlichem Eifer: „Es ist unrecht von Ihnen, so mißtrauisch zu sein. Sie sind der einzige Mensch, von dem ich etwas gelernt habe; der einzige Lehrer, dem ich etwas verdanke. Glauben Sie, ich habe unsere langen, schönen Spaziergänge vergessen? Ich war noch ein Kind; aber alles Gute und Schöne, was Sie mir damals erzählten, hat sich in mein Gedächtniß eingegraben. — Und Ellen? — Sie hat nie wieder Musikunterricht nehmen wollen, seitdem Sie verschwunden sind, und sie spielt heute noch dieselben alten Stücke, die sie von Ihnen gelernt hat, und will von keiner andern Musik etwas wissen."

„Wie geht es Ihren Eltern, — wie geht es Ihrer Schwester?" fragte ich.

„Meine arme Mutter ist vor drei Jahren gestorben," antwortete Francis. Ellen führt jetzt die Wirthschaft in unserm Hause."

„Ihr Schwager wohnt also bei Ihnen?"

„Mein Schwager?" entgegnete Francis verwundert. „Wissen Sie denn nicht, daß er im vergangenen Jahre am Bord der „Atlante" auf der Reise von Liverpool nach New-York ertrunken ist?"

Ich war sprachlos.

„Nun," setzte Francis unbefangen und ruhig hinzu, „unter uns gesagt: es war kein großer Verlust. Mein Schwager war kein guter Mensch. Ellen

lebte bereits seit drei Jahren von ihm getrennt, als er plötzlich starb. — Die Ehe ist keine glückliche gewesen."

Ich machte ein Zeichen mit dem Kopfe, als wolle ich Beileid ausdrücken. Es war mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen.

„Sie müssen uns nun recht bald besuchen," fuhr Francis fort; „hier ist meine Karte. — Bestimmen Sie einen Tag, und kommen Sie dann zum Essen. Wir werden uns Alle freuen, Sie zu sehen."

„Ich antwortete, ich würde ihm schreiben, und damit trennten wir uns.

„Mein Geist hatte — glücklicherweise, glaube ich — seine jugendliche Elasticität verloren. Das Pendel schwang nicht in die Höhe. Es blieb innerhalb des kurzen Bogens, in dem es sich seit Jahren bewegte. Ich sagte mir, daß mir aus einer erneuerten Verbindung mit der Familie Gilmore nur Kummer und Enttäuschung erwachsen könne. Ich fühlte, daß ich noch immer nicht ganz Herr meiner selbst geworden war, daß Ellens Gegenwart mich wahrscheinlich wieder zum Narren machen würde. Ich war vernünftig genug, um einzusehen, daß es Wahnsinn sein würde, mich um die Hand der reichen, gefeierten, jungen Wittwe zu bewerben. Gleichzeitig fühlte ich, daß ein kurzes Zusammensein mit Ellen meine arme Vernunft wieder zu Grunde richten könnte. — Ich habe in lyrischen Gedichten gelesen, daß die Liebe den Menschen veredle, ihn zum Gotte mache. — Sie macht ihn auch zum Narren. Dies war mein Fall, und dies wollte ich vermeiden.

„Wenige Tage vor meinem Zusammentreffen mit Francis Gilmore hatte ich die Nachricht von dem Ableben eines alten Verwandten erhalten. — Ich erinnere mich seiner nur undeutlich. Ich hatte als Kind einmal die Ferien bei ihm zugebracht, und er hatte mich damals sehr freundlich empfangen. Er war ein stiller, ernster Mann, der ein einsames Leben führte. Ich erinnere mich dunkel, gehört zu haben, daß er meine Mutter geliebt und sich nach deren Verheirathung von der Welt zurückgezogen habe. Seit langen Jahren hatte ich nichts wieder von ihm gehört. Es scheint nun aber, daß der alte traurige Mann mich in sein Herz geschlossen und nicht wieder vergessen hatte. Kurz: vor seinem Tode hatte er mir den größten Theil seines kleinen Vermögens hinterlassen. Ich wurde auf diese Weise Besitzer eines freundlichen Hauses, in der Nähe von R . . . gelegen, und eines auf lange Jahre verpachteten Grundeigenthums. Die Pacht, 1200 Thaler p. a., erschien mir vollständig genügend, um damit alle meine Bedürfnisse zu befriedigen.

„Ich nahm mir vor, Amerika nun sofort zu verlassen und nach meiner Heimath zurückzukehren. Ich hatte mir Deine Adresse verschafft. Ich dachte mir, daß die Freude, Dich, meinen ältesten und einzigen Freund, wiederzusehen, mich für manchen Schmerz entschädigen würde, den ich im Leben erlitten habe. Ich habe mich darin nicht getäuscht. Ich habe endlich einmal — zum ersten Male — mein volles Herz ausschütten können, und nun ist mir leicht und wohl, wie mir seit Jahren nicht gewesen ist. — Du richtest mich nicht strenge; das weiß ich. — Du bedauerst meine Schwäche, ohne mich deswegen hart zu verurtheilen. — Ich habe nichts Gutes im Leben gethan — und nichts Schlechtes

verbrochen. Ich bin ein vollständig unnützes Möbel gewesen, ein „homme de trop", wie der traurige Held einer traurigen Geschichte von Turgeniew.

„Ich schrieb Francis Gilmore vor meiner Abreise von New-York. — Ich sagte ihm, der plötzliche Tod eines Verwandten nöthige mich, nach Europa zu gehen. Ich gab ihm Deine Adresse, damit es nicht aussehe, als fliehe ich die Verbindung mit seiner Familie. Und dann reiste ich ab. — Und nun bin ich hier. — Dixi!"

Warren, der während des Erzählens die Pfeife nicht hatte ausgehen lassen und gleichzeitig eine Flasche Wein, die auf dem Tische stand, beinahe vollständig geleert hatte, erklärte sich bereit, nun die Lebensgeschichte seines Freundes Fabricius zu hören. Aber dieser war niedergeschlagen und verstimmt und fühlte sich nicht zum Sprechen aufgelegt. Er machte seinen Freund darauf aufmerksam, daß es spät geworden sei, und schlug vor, die Unterredung am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Warren antwortete darauf: „Sehr wohl", klopfte seine Pfeife aus und vertheilte den Rest des Weines, der sich noch in der Flasche befand, zwischen Fabricius und sich. Dann hob er sein Glas und sagte feierlich: „Der Jugendzeit!" — Er trank das Glas bis auf die Neige aus, setzte es auf den Tisch und sprach befriedigt:

„Dies ist der erste Schluck Wein, der mir seit Jahren wirklich mundet; denn ich trank ihn nicht dem Vergessen, sondern der Erinnerung."

II.

Warren blieb mehrere Tage in L . . . bei seinem Freunde Fabricius. Er erschien diesem als der anspruchsloseste Mensch, den er jemals angetroffen hatte. Er verlangte nach Nichts und schien stets mit Allem, was ihm geboten wurde, zufrieden. Jeder Vorschlag, den Fabricius ihm machte, erhielt denselben Bescheid: „Sehr wohl." — Aber wenn Fabricius Nichts anregte, so machte es sich Warren mit seiner kurzen Pfeife auf einem Lehnstuhle bequem, nahm ein Buch in die Hand, in dem er jedoch nur wenig las, blies dicke Rauchwolken vor sich her und schien mit sich und der Welt vollständig zufrieden. — Fremde Leute, sagte er, sähe er lieber nicht. Die wenigen jedoch, die zu Fabricius kamen und mit denen er eine oberflächliche Bekanntschaft anknüpfte, fanden in ihm einen wohlunterrichteten, bescheidenen Mann. Er gefiel Jedermann, mit dem er in Verbindung trat. Er hatte etwas ihm eigenthümlich Gefälliges, Anziehendes. Fabricius machte sich nicht klar, worin diese Eigenthümlichkeit bestand; aber er selbst konnte sich dem Einfluß derselben nicht entziehen. Er hatte Warren in wenigen Tagen die opferfreudige, innige Freundschaft zurückgegeben, die er als junger Mann für ihn gefühlt hatte. — „Jedermann muß ihn lieb gewinnen," sagte er sich. „Es sollte mich gar nicht wundern, zu erfahren, daß Ellen Gilmore ihn geliebt habe. . . Ich möchte, ich könnte ihn glücklich machen."

Fabricius führte seinen Freund eines Abends in ein Theater, in dem eine ausgelassene Posse vorzüglich gespielt wurde. Er erinnerte sich daran, daß Warren als Student eine große Vorliebe für derartige Vorstellungen gehabt

und sich dort immer außerordentlich gut amüsirt hatte. Das fröhliche, frische Lachen seines Freundes klang ihm aus der Zeit noch in den Ohren. — Aber Fabricius fand eine neue Enttäuschung. — Warren wohnte dem Stücke vollständig theilnahmlos bei. Fabricius, der ihn von der Seite beobachtete, sah ihn nicht ein einziges Mal lachen. Er hörte eine Weile aufmerksam zu, dann schien er den Versuch, das, was er sah und hörte, zu verstehen, aufzugeben und sah sich zerstreut im Hause um; als Fabricius ihn endlich nach dem Ende des zweiten Actes fragte: „Wollen wir nicht nach Hause gehen?" antwortete er schnell: „Ja, komm! Ich kann dem Unsinn keinen Geschmack mehr abgewinnen. Laß uns eine Pfeife rauchen und schwatzen. Das ist vernünftiger und amüsanter."

Warren glich dem Freunde, den Fabricius vor fünfzehn Jahren gekannt hatte, gar nicht mehr. Aber er war Fabricius deshalb nicht weniger theuer. Er beobachtete ihn mit schwerer Sorge im Herzen, wie einen geliebten, todtkranken Sohn. Er wurde nie müde, ihn aufheitern zu wollen; er wäre eines großen Opfers fähig gewesen, um ein zufriedenes Lächeln auf die starren Züge seines Gastes heraufzuzaubern. Warren bemerkte dies, und als er von ihm Abschied nahm, drückte er ihm mit Rührung die Hand und sagte:

„Du willst mir wohl, alter Freund, das sehe ich . . . und glaube mir, ich bin Dir dafür dankbar. Wir wollen uns nicht wieder aus den Augen verlieren. Ich werde Dir regelmäßig schreiben."

Wenige Tage nach Warren's Abreise erhielt Fabricius einen Brief für ihn aus Amerika. Das Monogramm auf dem Couvert zeigte die Buchstaben „E. H." — Ellen Hawanel, den Namen der von Warren geliebten Frau. Fabricius beförderte den Brief sofort weiter und schrieb dazu: „Ich hoffe, Du empfängst in der Einlage erfreuliche Nachrichten aus Amerika." — Warren in seiner Antwort ließ diesen Satz unberücksichtigt und sprach überhaupt nicht von Ellen. Er beschrieb seinen neuen Wohnsitz, in dem er sich bequem eingerichtet hatte, und er lud Fabricius ein, ihn dort bald und auf längere Zeit zu besuchen. Im fernern Verlauf der Correspondenz verabredeten sich die beiden Freunde, die Weihnachts- und Neujahrstage mit einander zu verbringen.

Zu Anfang des Monats December schrieb Warren, Fabricius möchte seine Abreise so sehr wie möglich beschleunigen.

„Ich befinde mich nicht wohl" — hieß es in dem Briefe — „und ich fühle mich manchmal so matt und müde, daß ich das Zimmer gar nicht verlassen mag. Ich kenne hier noch Niemand und habe auch nicht die Absicht, Bekanntschaften anzuknüpfen. Deine Gesellschaft würde mich sehr erfreuen. Ich habe mich wieder an Dich gewöhnt und Du fehlst mir aller Orten. Ich habe Dir ein Zimmer eingerichtet, in dem Du nach Herzenslust, grade ebenso gut wie in L..., und jedenfalls ungestörter als dort, arbeiten kannst. Warte also nicht bis zum 23., sondern komm je eher je lieber. Wir können Weihnachten am 15. December gerade ebensogut feiern, wie am 25."

Fabricius war in der Lage, dem Wunsche seines Freundes Folge leisten zu können, und langte noch in den ersten Tagen des Monats December bei ihm

an. Er fand ihn sehr abgemagert und elend aussehend. Warren hatte noch keinen Arzt zu Rathe gezogen und weigerte sich auch, dies zu thun.

„Was kann mir der Doctor nutzen? — Ich weiß sehr wohl, wo mich der Schuh drückt und weshalb ich hinke. Er würde mir Zerstreuung empfehlen, gerade wie er einem durch mangelhafte Ernährung geschwächten, armen Mann kräftige Speisen und alten Wein verordnen würde. Der arme Mann dürfte das dazu nöthige Geld nicht besitzen. Man hat nicht immer die Mittel, sich gerade das zu verschaffen, was Einem wohlthun würde. — Wie sollte ich mich zerstreuen? — Reisen? — Ich liebe nichts so sehr, wie Stillsitzen — Fremde Gesichter sehen? — Du bist der einzige Mensch, dessen Gesellschaft ich dem Alleinsein vorziehe — Bücher? Ich habe keine Lust mehr am Lernen, und das, was ich weiß, interessirt mich nicht mehr."

Fabricius machte, wie bei dem ersten Zusammentreffen mit Warren, die Bemerkung, daß dieser beinahe gar nichts aß, dagegen ziemlich viel trank. Seine freundschaftliche Sorge um Warren's Gesundheit gab ihm den Muth, davon zu sprechen.

„Du hast recht," antwortete ihm Warren, „Ich trinke zu viel; aber ich kann nicht essen und ich fühle das Bedürfniß, irgend Etwas zu mir zu nehmen, was meine Kräfte aufrecht erhält. Ich bin in der deplorablen Verfassung eines der jammervollen invalides du sentiment von Gavarni: „Toutes ces bêtises m'ont dérangé la constitution."

Eines Abends, als die beiden Freunde im behaglich warmen Zimmer zusammen saßen, während es draußen stürmte und tobte, fing Warren aus freien Stücken an, von Ellen zu sprechen.

„Wir stehen jetzt in regelmäßiger Correspondenz," sagte er. „Sie schreibt mir, sie hoffe, ich werde bald wieder nach Amerika kommen. — Weißt Du wol, Hermann, daß mir die Frau geradezu unerklärlich wird? Daß sie mich nicht wie den ersten Besten behandelt, das steht fest. — Aber was veranlaßte sie, die Verbindung mit mir aufrecht erhalten zu wollen? — Liebe? — der Gedanke ist lächerlich. — Mitleiden vielleicht. — Das ist also das Ende meiner stolzen Träume: ich bin ein Gegenstand des Mitleidens geworden. — Ich habe ihr geschrieben, daß ich mich hier festgesetzt habe und daß es meine Absicht sei, mein unnützes Leben in Unthätigkeit und Zurückgezogenheit zu beschließen. Ich werde sie nie wiedersehen.... Erinnerst Du Dich einer kleinen Scene aus den „Reisebildern", wo der Student das hübsche Mädchen am Fenster küßt und dieses es sich gefallen läßt, weil er dabei sagt: „Morgen ziehe ich weiter und sehe Dich vielleicht nie wieder." — Der Gedanke, Jemand nie wiederzusehen, gibt Einem den Muth, Manches zu sagen, was man sonst kaum anzudeuten wagen würde. — Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. — Sage nichts dagegen, lieber Freund. Ich weiß, es ist so. Ich habe es Ellen geschrieben... Ich habe ihr noch viel mehr geschrieben... Unsinn!... Alles, was ich im Leben gethan habe, ist unnütz und zwecklos gewesen. Es ist ein harmonischer und logischer Abschluß meines Daseins, daß ich auf dem Sterbebette eine Liebeserklärung gemacht habe. Gibt es etwas Zweckloseres? Ich habe es gethan."

Fabricius hätte gern etwas Näheres über diesen Brief erfahren, aber Warren

wollte sich nicht auf bestimmte Antworten einlassen. — „Hätte ich eine Copie von dem Schreiben," sagte er, „so würde ich sie Dir gern zu lesen geben. Du kennst meine ganze Geschichte, und ich schäme mich vor Dir keiner Albernheit, die ich begangen habe, wie groß und gänzlich unnütz dieselbe auch sein möge. — Ich schrieb den Brief vor vierzehn Tagen, als ich das Nahen des Todes mit vollständiger Sicherheit fühlte. Ich lag im Fieber. Ich hatte keine Furcht vor dem Tode, der wirklich wenig empfängt, indem er mir das Leben nimmt. Aber ich war aufgeregt, begeistert. Es ist möglich, daß ich ein hochpoetisches Machwerk verfaßt habe, einen Schwanengesang. Ich wünschte es nicht ungethan. Nein, ich bin froh, daß Ellen endlich wissen wird, wie ich sie geliebt habe: ohne meine Liebe zu gestehen, ohne Gegenliebe zu erflehen, zu hoffen. Das nenne ich uneigennützig!"

Die Festtage gingen still und traurig vorüber. Warren war so matt, daß er sich täglich nur wenige Stunden von seinem Lager erheben konnte. Fabricius hatte nun aus eigener Machtvollkommenheit einen Arzt an das Krankenbett seines Freundes gerufen. Aber der Mann der Wissenschaft konnte auch nicht helfen. Warren litt nicht an einer bestimmten Krankheit. Seine Lebenskraft war aufgezehrt. Er erlosch langsam, wie ein Licht, das sich ausbrennt. Manchmal noch, in seltneren und längeren Zwischenräumen, flackerte sein Geist hell auf und sprühte Funken; aber schon lagerten sich die Schatten des Todes über ihn, und es wurde dunkler und dunkler.

Am Sylvesterabend stand Warren gegen 11 Uhr auf. „Ich will das neue Jahr mit Dir in alter Weise begrüßen" sagte er zu Fabricius. „Möge es Dir Freude bringen. Mir bringt es Frieden."

Wenige Minuten vor Mitternacht trat er an das Clavier und spielte feierlich, einem Chorale gleich, ein Lied von Robert Schumann: „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes". — Mit dem Glockenschlag Zwölf füllte er zwei Gläser. Er hob das Glas und sprach aus dem Liede, das er soeben gespielt hatte, langsam und nachdenklich eine Strophe nach:

„Was ich erschau' in Deinem Grund,
„Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen."

Dann beugte er sich zurück und leerte das volle Glas in einem langen Zuge. — Er hatte während des Sprechens und des Trinkens gar nicht auf Fabricius geachtet, der ihn bestürzt und sprachlos beobachtete. Jetzt erblickte er ihn, und sein Auge leuchtete hell und freudig in jugendlichem Feuer auf.

„Ein anderes Glas!" rief er. „Der Freundschaft! Prosit, Bruder!"

Er leerte das zweite Glas wie das erste und ließ sich dann schwerfällig auf einen Sessel nieder. Der Blick wurde wieder starr und ausdruckslos, und willig, wie ein schläfriges Kind, ließ er sich bald darauf von Fabricius zu Bette geleiten.

Während der nächsten Tage konnte er nicht aufstehen. Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf und theilte Fabricius, den er für einen nahen Verwandten hielt, mit, daß er sich auf das Schlimmste vorzubereiten habe.

Am 8. Januar brachte ein Diener aus dem Hotel der Stadt, in deren unmittelbaren Nähe Warren's Landhaus gelegen war, einen an diesen gerichteten

Brief, der, wie der Bote sagte, sofortige Erledigung erheischte, und den Fabricius öffnete, da sein Freund seit mehreren Stunden in einem träumerischen Fieberzustand lag, der an vollständige Bewußtlosigkeit grenzte. Der Brief war „Ellen Hawanel" gezeichnet und lautete wie folgt:

„Eine Reise nach Europa, die mein Vater bereits seit längerer Zeit beabsichtigte, ist plötzlich zur Ausführung gekommen. Ich habe Ihnen dies nicht früher mittheilen wollen, um das Vergnügen zu haben, Sie zu überraschen. Hier erfahre ich nun aber durch den Gastwirth, daß das Unwohlsein, von dem Sie in Ihrem letzten Briefe sprachen, noch nicht beseitigt ist. Ich mag deshalb nicht unangemeldet vor Ihnen erscheinen und frage zunächst an, ob Ihr Zustand Ihnen erlaubt, uns zu empfangen. Ich bin hier mit Francis, der wie ich darauf bestanden hat, Ihnen, werther Freund, auf der Durchreise einen kurzen Besuch abzustatten. Mein Vater ist direct von Hamburg nach Paris gereist, wo mein Bruder und ich uns in wenigen Tagen wieder mit ihm vereinigen werden."

Fabricius dachte einen Augenblick nach. Dann nahm er seinen Hut und sagte dem Boten, er werde die Antwort auf den Brief selbst nach dem Hotel bringen. — In dem kleinen Gasthause angelangt, wurde er ohne Weiteres bei der „fremden Dame" vorgelassen. Er hatte ihr durch den Kellner seine Karte geschickt mit den Worten: „Im Auftrage des Dr. Warren."

Ellen war allein. Fabricius musterte sie schnell. Sie war von auffallender Schönheit. Ihre großen, entschlossenen, blauen Augen waren unruhig fragend auf den Eintretenden gerichtet.

Fabricius war in seinem Leben nur wenig mit Frauen umgegangen und erschien gewöhnlich verlegen in ihrer Gesellschaft. Aber in diesem Augenblicke waren alle seine Gedanken bei dem kranken Freunde und er konnte ohne Anstrengung vollständig unbefangen sein. Er erzählte in wenigen Worten, Warren sei krank — sehr krank — sterbend. Er, Fabricius, habe den an seinen Freund gerichteten Brief erbrochen und gelesen.

Ellen sah ihn stumm, gewissermaßen erstaunt an. Sie schien, was sie hörte, nicht zu fassen. Aber langsam füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Ist es mir erlaubt, Herrn Warren zu sehen?" fragte sie endlich.

Fabricius bejahte dies.

„Soll mein Bruder mich begleiten, oder ist es besser, daß ich allein gehe?"

„Ich halte es für gerathen, daß Sie zunächst allein kommen. Ihr Bruder kann unsern armen Freund vielleicht später sehen."

„Wird die Ueberraschung den Kranken nicht ermüden?"

„Sicherlich nicht. Jede Freude kann ihm nur wohl thun; und ich weiß, er wird sich freuen, Sie zu sehen."

Ellen war in wenigen Minuten bereit, Fabricius zu folgen, und bald darauf befanden sich Beide in Warren's Hause. Fabricius bat seine Begleiterin, in der Wohnstube zu warten, und ging zunächst allein in das Krankenzimmer.

Warren lag mit weitgeöffneten, im Fieber leuchtenden Augen auf dem Bette. Er redete irre. Er erkannte jedoch den Eintretenden sofort und bat diesen, ihm etwas zu trinken zu geben. Nachdem er seinen Durst gelöscht, schloß er die Augen, als wolle er schlafen.

„Ich habe Dir einen guten Freund geholt," sagte Fabricius, „willst Du ihn empfangen?"

„Fabricius? Er sei willkommen!"

„Nein. — Einen Freund aus Amerika."

„Aus Amerika? . . . Da habe ich lange, lange gelebt. . . . Wie traurig, trostlos die Ufer!"

„Willst Du den Freund sehen?"

„Ich gleite den dunkeln Strom hinunter — hinunter. In nebeliger Ferne: hohe, dunkle Formen, bewaldete Höhen. . . . Ich kann sie nimmer erreichen."

Fabricius entfernte sich auf den Fußspitzen und trat nach wenigen Minuten mit Ellen wieder in das Zimmer. Warren schien nichts zu bemerken. Er sprach mit leiser, tonloser Stimme weiter:

„Der Strom nähert sich dem Meere. Ich höre sein dumpfes Brausen. Die Ufer werden grün. Die Berge nähern sich. Das sind die Bäume, unter denen ich so oft geruht . . . Waldesdunkel . . . zwischen den Bäumen schwebt eine lichte Gestalt daher . . . Ellen!"

Sie trat an sein Bett. Der Sterbende blickte sie ohne jede Ueberraschung, freundlich lächelnd an.

„Gott Lob! Ich sehe Dich noch!" sagte er. „Ich wußte, daß Du kommen würdest . . ." Er lallte noch einige unverständliche Worte, dann lag er lange Zeit still da. Plötzlich rief er: „Hermann!"

Der Gerufene stand neben Ellen.

„Das Glückspendel! Du verstehst mich?" Ein kindliches, harmloses Lächeln flog über sein Gesicht. Er hob die magere Rechte in die Höhe, und mit dem Zeigefinger eine weite Pendelschwingung in der Luft nachzeichnend, sagte er dazu: „Früher!" Dann machte er in derselben Weise eine ganz kurze Bewegung von rechts nach links, die er langsam wiederholte, und sprach: „Heute!" — Endlich hielt er den Zeigefinger wie drohend fest und unbeweglich in die Höhe: „Bald!" Darauf schloß er die Augen und lag einige Minuten lang schwer athmend, sprachlos da.

Ellen beugte sich weinend zu ihm herab und rief leise „Heinrich! Heinrich!" Er öffnete die müden Augen noch einmal. Sie näherte ihren Mund seinem Ohr und flüsterte unter Thränen: „Ich habe Dich immer geliebt."

„Ich wußte es von Anfang an," antwortete Warren ruhig und überzeugt. Die starren Züge wurden noch einmal sanft und belebt. Das Auge blickte freundlich, zutraulich, wie vor langen Jahren. Er ergriff Ellen's Hand und führte sie an seine trocknen Lippen. Ein Lächeln verklärte sein Antlitz.

„Wie fühlst Du Dich?" fragte Fabricius.

Die alte Antwort kam: „Sehr wohl . . ." Die kraftlosen Finger zerrten an der Bettdecke, als wollten sie diese in die Höhe ziehen. Dann streckten sich die Arme lang aus und die Finger lagen still. — „Sehr wohl . . ." wiederholte Warren noch einmal leise. Er schien darauf in tiefes Nachdenken zu versinken. Eine lange Pause trat ein. Dann richtete er das brechende Auge liebevoll und traurig auf die Geliebte, und zögernd, leise, mit schwachem Ausdruck auf das erste Wort sagte er: „Ganz wohl."

Araber in Central-Afrika und Nomadenleben.

Von

Dr. **G. Nachtigal.***)

Als ich im Anfange der Regenzeit 1870 in Kuka, der Hauptstadt von Bornu, angekommen war, gedachte ich nach Ablauf derselben, im Oktober oder November, wenn der Tsadsee einen hohen Wasserstand haben würde, das Innere desselben zu besuchen. Es ist bekannt durch die Barthschen Erkundigungen und durch den Overwegschen Besuch des Sees, daß derselbe besonders in seinem östlichen Theile voller Inseln ist und daß diese von zwei Stämmen bewohnt werden, den Buduma oder Jedina und den Kuri, welche unter sich und mit den ursprünglichen Bewohnern von Bornu verwandt, zum Theil Heiden und fast unabhängig vom Bornureiche sind. Der einzige Europäer, welcher das Innere des Sees besucht hat, war unser Landsmann Overweg, der leider zu früh durch das tropische Klima dahingeraffte Begleiter Barth's; doch da seine restirenden Aufzeichnungen sehr spärlich sind, so versprach der Besuch eine lohnende Ausbeute.

Zu jener Zeit, Ende des Jahres 1870, rückte der Wadaïkönig Mohammed Ali mit einer Kriegsmacht gegen Westen heran, und wenn sich auch bald herausstellte, daß er keinerlei feindselige Absichten gegen Bornu nährte, sondern nur seinen unruhigen Nachbarn und übermüthigen Vasallen Mohammedu, den König von Baghirmi, züchtigen wollte, so äußerte doch dieser Kriegszustand seinen Einfluß auf die ganze Gegend und machte die Einwirkung, welche der Herrscher von Bornu auf die Bewohner des Tsade unter gewöhnlichen Verhältnissen auszuüben vermag, so problematisch, daß derselbe mir seine Zustimmung zu meinem Reiseplane versagte. Nach Osten wollte ich. Da die direct östliche und die südöstliche Richtung mir abgeschnitten waren, so ergriff ich die Gelegenheit in nordöstlicher vorzudringen, als zu Ende des Winters, wie fast alljährlich, eine Anzahl Araber aus Kanem, den Stämmen der Auläd Soliman und der Mgharba angehörig, in Bornu erschien, um auf dem großen Markte von Kuka ihren

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Band VII, S. 45.

Ueberfluß an Kameelen und Datteln gegen gewöhnliche Baumwollenhemden der Bornumanufactur umzutauschen, welche von Kanem bis Borku die gangbare Münze darstellen. Mit ihnen hatte ich die Aussicht, weite, bisher unbetretene Gebiete zu durchwandern, das bunte Völkergemisch Kanems zu studiren, die Dasa oder südlichen Tibbu in Borku zu besuchen, die als Kameelweiden berühmten Thalebenen Egai und Bodele und den räthselhaften Bahar el Ghasal (Gazellenfluß) zu durchziehen und endlich noch die Bekanntschaft der im Norden von Wadaï wohnenden Bidejat oder Terrawia und der Wanja, welche in ihrer ethnologischen Stellung noch nicht gehörig fixirt waren, zu machen.

Die genannten Araber Kanems sind erst seit ungefähr einem Menschenalter auf der centralafrikanischen Bühne erschienen, während die Einwanderung der Araber überhaupt in die dortigen Breitengrade in ihren ersten Anfängen bis auf die ersten Zeiten des Islam zurückgeht. Dieselbe hat den größten Einfluß auf die Staaten- und Völkerbildung des nördlichen Centralafrika gehabt. Die centralisirten sogenannten Sudanstaaten, welche sich als breiter Gürtel in fortlaufender Linie vom Niger bis zum Nil erstrecken und das ungeheure Wüstengebiet des nördlichen Afrika von dem ganz unbekannten äquatorialen Theil des Continents trennen, sind durch die Expansionskraft des Islam entstanden. Dieser aber wurde durch die Bewohner der arabischen Halbinsel mit ihrer rastlosen Wander- und Abenteuerlust und durch die furchtlosen, zähen, energischen Berber von Osten und Norden her eingeführt. Die Verbindung der Mittelmeerküste und des Nilgebiets mit diesen innerafrikanischen Ländern, den Fellatastaaten, den Haussaländern, Bornu, Baghirmi, Wadaï und Dar For, wird seit Jahrhunderten nur durch sie aufrecht erhalten und nur auf ihren Pfaden, unter ihrem Schutze durchzieht der europäische Entdeckungs- und Forschungsreisende die große Wüste mit ihren Gefahren und Schrecken, ihren Entbehrungen und Anstrengungen, ihrer unendlichen Oede, ihrer großartigen, geheimnißvollen Schönheit.

Die in Centralafrika im Laufe der Jahrhunderte eingewanderten Araber, welche ich hier vorläufig nicht von den ihnen verbundenen berberischen Elementen trennen will, haben, so zähe sie auch an ihrem Ursprunge festhalten, mit der Zeit eine eigenartige Stellung eingenommen. Sie werden von den Eingeborenen streng von den im Norden wohnenden und nur periodisch als Kaufleute und Räuber bei ihnen auftretenden Arabern unterschieden, und von diesen wiederum nicht mehr als ihres Gleichen angesehen. Wo sie in größeren Stämmen sich niederließen, und wo sie nahe der Grenze der Wüste das ihnen eigenartige Leben von Kameelhirten ohne zahlreiche Sklaven fortführen konnten, bewahrten sie die ursprünglichen Züge und Hautfärbung in großer Reinheit; wo sie im Süden der Sudanstaaten Rinderhirten und im Centrum derselben seßhaft wurden und wo sie inmitten dichterer Negerbevölkerung der Vermischung mit ihr mehr ausgesetzt waren, bieten sie dem entsprechend die verschiedensten Nüancen der Hautfärbung und die mannigfachsten Uebergänge zu den Negern in Körper- und Gesichtsbildung dar. An der Sprache und den Sitten ihrer Heimath haben sie mit äußerster Zähigkeit festgehalten und die erstere in den östlichen Sudanstaaten, in Wadaï und in Dar For, fast zu gleicher Berechtigung mit der Landessprache zu erheben gewußt. Aber selbst in Bornu, wo die arabische Sprache gegen die

Landessprache, das Kanuri, nicht hat aufkommen können, bin ich, der kaum angekommene Fremdling, in der Lage gewesen, für eingeborene Araber (Schoa), deren Vorfahren vor Jahrhunderten eingewandert waren und die als Rinderhirten im Centrum des Landes wohnten, Kanurileuten gegenüber den Dolmetscher machen zu müssen.

So finden wir im fernen Westen am Niger die Fellata, welche nach meiner Ueberzeugung semitischen Ursprungs sind und wahrscheinlich von Marokko aus dorthin gelangten, ein ausgebreitetes Reich bilden und später zwischen Niger und Tsadsee die Haussastaaten erobern. In Bornu gründeten vor mehr als acht Jahrhunderten Einwanderer, welche von Norden kamen und einen entschiedenen Zusammenhang mit arabischen und sabäischen Stämmen hatten, das Reich Kanem. In Wadaï und Dar For endlich sehen wir die Anfänge der Staatenbildung durch die Tündjer geschaffen, welche von Tunis kamen und deren Grundstamm wir in den Hellelia zur Zeit des Propheten im Nedjed Arabiens finden.

Ein wunderbarer Drang beseelte dieses Volk, in seinen nomadisirenden Bestandtheilen dem Fortschritt so unzugänglich, seinen Glauben und seine Sitten in die Welt hinauszutragen, und es giebt in der Geschichte der Völker kaum eine interessantere Erscheinung, als diese in der Gestalt von Kaufleuten, Missionären, Räubern, Abenteurern die Bewohner Innerafrikas hier verdrängenden, dort beherrschenden, noch anderswo als Herren anerkennenden, doch immer physisch und psychisch umbildenden arabischen Stämme und Stammfractionen.

Die letzte, jetzt, wie es scheint, definitiv gewordene Einwanderung von Arabern in die Negerländer betrifft eben jene Araber Kanem's, deren Kern der Stamm der Auläd Soliman bildet. An ihnen kann man die Geschichte dieser Einwanderungen und ihrer Folgen um so leichter studiren, als sich dieselbe erst seit einem Menschenalter vollzieht.

Die Auläd Soliman hatten ihre ursprünglichen Sitze an der großen Syrte, und das Gebiet ihrer periodischen Wanderungen reichte bis in das Innere der Provinz Fezzan, wo sie von ihren Vorfahren her Dattelpflanzungen in verschiedenen Oasen besaßen. Als in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts der alten Dynastie der Auläd Mohammed, welche ein halbes Jahrtausend in Fezzan geherrscht hatte, durch den Mukkeni, einen Feldherrn Jussef Pascha's, des Koromanli, des letzten selbstständigen Fürsten Tripolitaniens, ein Ende gemacht und Fezzan eine Provinz des letztern wurde, waren die Auläd Soliman vor den Uebergriffen dieses Fürsten, welcher ihre Macht und ihren Reichthum mit Mißtrauen ansah, unter ihrem Scheich Seïf en Nasser auf ägyptisches Gebiet gezogen. Sobald der genannte Mukkeni die Regierung Fezzans übernommen hatte, eilten aber auch die Auläd Soliman wieder herbei, bemächtigten sich ihrer heimischen Dattelpflanzungen und bedrohten jenen selbst in seiner Hauptstadt Murzuk. Als Jussef Pascha seinem frühern Feldherrn eine Heeresabtheilung zu Hilfe schickte, zogen sich die Araber in das Thal Schati in Fezzan zurück, wurden dort von Beiden ereilt und aufs Blutigste decimirt. Sie wurden so gänzlich aufgerieben, daß fast nur Frauen und Kinder entkamen und daß ein Menschenalter gewartet werden mußte, bevor der Stamm wieder auf der politischen

und kriegerischen Bühne erscheinen konnte. Der berechtigte Chef des einst so blühenden und mächtigen Stammes war zu der Zeit ein Enkel des genannten Seif en Nasser, Namens Abd el Djlil, der nach dem Blutbade als Geisel am Hofe Jussef Pascha's emporwuchs. Abd el Djlil lernte schon als junger Mann die Negerländer kennen, indem er Theil nahm an den großen Raub- und Kriegszügen, welche im Anfange dieses Jahrhunderts nach der Eroberung der Provinz Fezzan von ihr aus nach dem fernen Süden unternommen wurden, und von denen er die letzten schon als Führer begleitete. Im Laufe von zehn Jahren zogen diese unruhigen Horden fünf Mal durch die Wüste in tropische Gebiete und jede dieser sogenannten „Ghazien" dauerte etwa den Zeitraum eines Jahres. Haben nicht diese einfachen Beutezüge, die sich auf eine directe Entfernung von mehr als zweihundert deutschen Meilen erstrecken, etwas Staunenswerthes, der Drang zu ihnen nicht etwas Geheimnißvolles an sich! — Ich habe Greise unter den Auläd Soliman gekannt, welche alle diese Beutezüge, die sich über Tibesti und Borku nach Kanem, dem Bahar el Ghasal und sogar zwischen Tsadsee und Fittrilagune hindurch bis nach Baghirmi hinein erstreckten, mitgemacht hatten.

Währenddem hatte die Rache, welche der turbulente Stamm Jussef Pascha dem Koromanli schuldete, nur geschlummert. Wir finden Ende der zwanziger Jahre den hochbegabten, mannhaften Abd el Djlil mit dem Nachwuchse der Auläd Soliman, verbunden mit anderen arabischen oder berberischen Stämmen Tripolitaniens, die Sitze seiner Vorfahren in Fezzan wiedergewinnen, den Norden dieser Provinz dazu erobern, eine Colonne Jussef Pascha's schlagen und diesen selbst und das eigentliche Tripolitanien bedrohen. Gleichzeitig hatte sich ein Neffe Jussef Pascha's, unabhängig von den Arabern und ihren Unternehmungen, gegen seinen Onkel empört und bedrohte ihn in der Hauptstadt Tripolis. Die doppelt geängstigten Einwohner riefen die Türken herbei, der Dynastie der Koromanlia wurde ein Ende gemacht und Tripolitanien eine regelmäßige türkische Provinz.

Diesen Zeitpunkt benutzte Abd el Djlil, um eine regelmäßige Regierung in Fezzan mit der Hauptstadt Murzuk zu etabliren, welche er durch zwölf Jahre fortführte und während welcher er im friedlichen Verkehr mit der türkischen Regierung stand. Als die Türken sich jedoch fest und fester in Tripolis fühlten, erhoben sie Ansprüche auf die dazu gehörige Provinz Fezzan, verwickelten Abd el Djlil in einen ungleichen Kampf, in dem er mit den Seinen den heldenmüthigsten Widerstand leistete, und tödteten ihn in der Schlacht bei Baghla im Jahre 1840. Zum Tode getroffen, versammelte der sterbende Held die Aeltesten seines Stammes und rieth ihnen, das Land der Türken zu fliehen, die ihnen doch niemals verzeihen würden, und in jene reichen Gegenden des fernen Südens zu wandern, die sie gemeinschaftlich auf ihren jugendlichen Kriegszügen kennen gelernt hätten, und von denen ihm besonders Borku mit seinem Dattelreichthum als geeigneter Wohnsitz erscheine.

So geschah es. Nun heimelten sie zwar in Borku die üppigen Dattelpalmenthäler an, doch brachte das Land weder Getreide genug zu ihrem Unterhalte hervor, noch war es bequem, für so viele Menschen die Kleidung von den Bornumärkten oder aus Fezzan zu beschaffen. Der Charakter Kanem's sagte

ihnen in dieser Beziehung besser zu. Die tief in den Boden geschnittenen Thäler mit ihrem Wasserreichthum und fruchtbaren Boden waren von seßhaften, ackerbautreibenden Kanembu bewohnt; das übrige Land trug den Charakter der Steppe und sein Mimosen- und Gräserbestand verhieß ihren Kameelen eine treffliche Weide. Das Land lag zwischen der Wüste und dem tropischen Afrika; die Produkte des letztern und die großen Negerstädte mit ihren Märkten zum Austausch waren nach Süden hin nahe, während nach Norden die weiten Steppen und Wüsten, welche sich zwischen Kanem und Borku und zwischen der Bornu- und Wadaïstraße ausdehnen, wahre Paradiese für Kameelzucht, damals der Sammelplatz verschiedener kameelreicher Tibbustämme, waren und reiche Beute verhießen. Unter diesen hausten die Auläd Soliman fürchterlich. Weiter und weiter dehnten sie ihre Raubzüge aus, und nicht allein die Kameele der Nomaden wurden ihre gesuchte Beute, sondern auch die seßhaften Einwohner Kanem's, Bornu's und Baghirmi's mußten ihre Schätze hergeben. Der Ruf ihrer Macht drang in die nordische Heimath und zahlreiche Zuzüge arabischer Brüder aus Tripolitanien, von der ägyptischen Grenze bis zum westlichsten Fezzan, vermehrten ihre Macht.

Als der Kameelbestand der nächsten Umgebung etwas spärlicher geworden war, wendeten sie sich nach Kauar, der großen Tibbuoase auf der Bornustraße, wo die unerschöpflichen Salzgruben von Bilma einen großen Zusammenfluß von Kameelen erzeugen. Es waren und sind hauptsächlich die südöstlichen Tuareg, vom Stamm der Kel-owi, reich an Kameelen, welche das kostbare Product der Oase theils für ihre eigenen Thiere und die der übrigen über die ganze westliche Hälfte der Sahara verbreiteten Tuaregstämme bedürfen (denn das Kameel erfordert zu seiner Prosperität der häufigen Darreichung von Salz), theils in riesigen Karavanen den salzarmen Ländern zwischen Tsadsee und Niger zuführen. Kauar wurde das Lieblingsziel der Raubzüge der Auläd Soliman und Tausende und Abertausende von Kameelen der Tuareg fielen ihnen dort zum Opfer.

Doch bald ermannten sich diese. Als einst der größte Theil der den Auläd Soliman zugezogenen nördlichen Araber, welche nicht denselben Grund hatten, die Heimath und die türkische Herrschaft zu fliehen und nur periodisch kamen und gingen, nach Norden gezogen waren, um ihren Beuteantheil in Sicherheit zu bringen, erschienen die Kelowi im Jahre 1850 auf der Bühne, überfielen die Horden in einem der Kanemthäler und rieben sie gänzlich auf. Die meisten der Männer wurden getödtet, unter ihnen der Sohn Abd el Djlils, Mohammed, und die seit Jahren aufgespeicherten Schätze an Kameelen und Silber gingen verloren, wie sie gewonnen waren. Vor dieser Katastrophe vermochten die Auläd Soliman mit ihren arabischen Zuzügen an tausend Reiter in's Feld zu stellen. Wenn sie auch nachher kaum die Hälfte dieser Zahl aufzubringen vermochten, so genügte ihre Macht immerhin, um die Tibbustämme weiter auszuplündern und die seßhaften Kanembu zu terrorisiren. Die früher so belebten üppigen Kameelweiden von Egai und Bodele vereinsamten mehr und mehr; die Einwohner Borku's unterwarfen sich ihnen fast gänzlich; die Kanembu zogen sich mehr und mehr auf die Inseln des Tsadsees zurück, und den nördlichen Bewohnern Wadaï's wurden die „Minneminne" ein beständiges Schreckgespenst. Denn Minneminne, die Fresser, wurden sie von den Tibbu genannt, sei es in bildlicher

Weise ihrer unersättlichen Raubgier wegen, sei es in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, weil sie, die wir Europäer schon ihrer Mäßigkeit wegen bewundern, den überaus mäßigen Tibbu ihrer Gefräßigkeit wegen auffielen.

Rastlos waren sie unterwegs, nie in feindlicher Weise. Bald zogen sie hundert Meilen weit nach Kauar, bald überfielen sie die Nordbewohner Wadaï's nach einem heimlichen eben so weiten Zuge, bald unternahmen sie von ihrem Wüstensitze Borku, das sie nach wie vor als ihr Eigenthum ansahen, Züge nach Tibesti, nach Wanjanga, nach Ennedi, und sogar im Norden von Dar For sind sie gesehen worden.

Was ist Raum und Zeit für einen Sohn der Wüste? Ein Tag ist für ihn wie eine Woche, wie ein Monat, ein Jahr. Und der Raum? Wo es Kameele gibt, da fühlt er sich zu Hause; wo *ihre* Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er sein Zelt aufschlägt, da ist seine Heimath. — Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos und unermüdlich von Süd nach Nord, von West nach Ost durchziehen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glaube, Friede und Sicherheit gewichen sind, das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser weder Gott noch Menschen fürchtenden Rotte durchwandern kann, und staune! —

Schon Heinrich Barth und Overweg hatten in Gesellschaft dieser Räuber Kanem durchreist, dessen Stämme sich damals noch mehr gegen die Unterwerfung unter die fremden Eindringlinge sträubten. Barth prophezeite damals in Rücksicht auf das siegreiche Vorgehen der Tuareg die nahe bevorstehende Auflösung des Stammes; doch ist derselbe heute mächtiger als damals. Mit den Tuareg hat er Frieden gemacht; in Kanem ist seine Stellung sicherer als je; nur im Südosten des Ländchens sucht er vergebens seine Herrschaft über den zahlreichen und interessanten Stamm der Haddäd auszudehnen, welche in den hohen Laubdächern der dicht gedrängten mächtigen Bäume ihrer Thäler verborgen, den allzukühn andringenden Feind mit vergifteten Pfeilen überschütten.

Nachdem die Kel-owi den Stamm so schrecklich reducirt hatten, nahm sich der König von Bornu, Scheich Omar, seiner an, rief den jugendlichen Häuptling Rhet, den übrig gebliebenen Sohn Abd el Djlils in seine Hauptstadt Kuka und gab ihm und seinen Leuten Pferde, Waffen und Munition in der Hoffnung, sie sollten ihm die Grenzen seines Reiches nach Norden gegen die Tuareg und nach Osten gegen Wadaï schützen und seine eigenen Unterthanen in Ruhe lassen. Ersteres hätten sie wol aus ritterlichem Sinn und Raufluft gethan; letzteres aber war zu viel verlangt. Wieder und wieder plündern sie die am Nordufer des Tsadsees wohnenden Bornuleute und die von Bornu nach Kanem ziehenden Karavanen, wenn sie nichts Anderes zu rauben haben, und es gehört eine Gutmüthigkeit und Schlaffheit, wie sie dem braven Bornukönige eigen ist, dazu, nicht mit ihnen zu brechen. Und doch haben sie Sympathie für Bornu und fühlen Dankbarkeit gegen Scheich Omar, so weit sie solchen Gefühlen zugänglich sind. Mit Wadaï steht die Sache anders. Sie betrachten dieses Land mit um so begehrlicheren Augen, als die nördlichen Bewohner desselben, Araber, Tibbu und Zoghawa, durch ihren Reichthum an vortrefflichen Kameelen ihre natürlichen Feinde sind. Kurz nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Wadaï,

der seinem Vater im Jahre 1858 in der Regierung folgte, wagten sie es sogar, einen brüderlichen Prätendenten mit Waffengewalt zu unterstützen, wurden aber von dem mannhaften Könige Ali und seinen kriegerischen Unterthanen energisch zurückgeschlagen. Später ließ sich der König Ali angelegen sein, ihre Freundschaft zu gewinnen, um den Grenzbewohnern seines Landes Ruhe und Frieden zu verschaffen. Doch es nützt nichts, sie Frieden beschwören zu lassen; heute schwören sie, und morgen können sie der günstigen Gelegenheit, sich einer schönen Kameelheerde zu bemächtigen, nicht widerstehen. So bieten sie seit einem Menschenalter der ganzen Umgebung Trotz, gefürchtet und gehaßt von Allen, mit einer Macht von einigen hundert Reitern und eben so viel Fußkämpfern, auf einem Gebiete, das die Größe Deutschlands hat.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren bekamen sie Zuzug von Nomaden Barka's, den sogenannten Mgharba, welche ebenfalls jetzt den Gedanken der Rückkehr aufgegeben zu haben scheinen; und während ich bei ihnen verweilte, erschien ein neuer Zuzug aus Tripolitanien von einigen hundert aus verschiedenen Stämmen recrutirten Arabern, welche jedoch nur einen kleinen Raub- und Abenteuerzug von zwei oder drei Jahren beabsichtigten.

Die Auläd Soliman, welche mit ihren ganzen Familien auswanderten, haben sich ihr arabisches Gepräge ziemlich rein bewahrt, während die Mgharba, obgleich sie noch nicht einmal halb so lange dort sind, schon außerordentlich viel Dasablut in sich aufgenommen haben, da sie keine Frauen mitbrachten. Doch alle werden noch lange nicht von den Eingeborenen zu *den* Arabern gezählt, welche die Negerländer als ihre Heimath betrachten. Diese heißen z. B. in Bornu Schoa, während die Araber Kanem's noch die Bezeichnung der Araber der Nordküste, d. i. Wassili, führen.

Mit diesen Leuten also beschloß ich zu ziehen. — Von den nach Kuka Gekommenen war Hasäs, der Sohn Bu Aläk's, der vornehmste und geachtetste. Ihm vertraute mich der Herrscher von Bornu an, ihn machte er verantwortlich für meine Sicherheit, so weit es möglich war, und ihn bat er, mich bis nach Borku zu bringen. Hasäs hat sich der übernommenen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit entledigt, mit alleiniger Ausnahme des Umstandes, daß ich, anstatt der drei oder vier verabredeten Monate, länger als drei Vierteljahre in der schrecklichen Gesellschaft seiner Gefährten, der ertödtenden Einförmigkeit des Nomadenthums und der aufreibenden Rastlosigkeit des Räuberlebens verbringen mußte. Doch was ist, wie gesagt, für einen Nomaden ein halbes Jahr!

Wir reisten am 20. März 1871 aus der Hauptstadt Bornu's ab, überschritten den Fluß von Joo (Komodugu Joobe), folgten dem Westufer des Tsadsees bis zur Nordspitze desselben, wendeten uns dann nach Osten und erreichten am 5. April den eigentlichen Sitz der Araber von Kanem, die Landschaft Schitati. Und ein beschwerlicher Zug wurde es schon Anfangs für mich! Schon am Flusse von Joo ergriff mich das Sumpffieber, und die einzige Unze Chinin, welche ich noch besaß, hatte ich, da ich den gesunden Regionen der Wüste zustrebte und keine Aussicht hatte, neue Medicamente zu erhalten, für meine Rückkehr in Bornu zurückgelassen. Tagtäglich, wenn wir von der Mittagsrast aufsaßen, lag ich im heftigsten Fieber, mußte auf das

Pferd oder das Kameel gehoben und festgehalten werden, und mehr als einmal fiel ich besinnungslos von der Höhe der Thiere zu Boden. Gegen Morgen, wenn die Reaction eingetreten war, in heftigster Transpiration, inmitten der niedrigen Temperatur der Jahreszeit, ging es dann weiter, bis zum Tode matt. Von Aufenthalt kann nicht die Rede sein, denn das Gebiet, in dem diese Araber ihr Wesen treiben, zählt zu den unsichersten der Welt. Wenn sie in geringer Zahl dasselbe durchziehen, sind Furcht und Gefahr ihre beständigen Begleiter. Da sind die Abtheilungen der südlichsten Tuareg, die Tibbustämme Kanem's, welche sich vor ihnen in das Innere von Bornu zurückgezogen haben, die Bewohner des Tsade; und manche Andere, welche nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich an ihren schrecklichen Feinden zu rächen.

Erst in der gesunderen Gegend der Landschaft Schitati, im nördlichen Kanem, und unter dem fast ausschließlichen Genusse von Kameelmilch verließ mich das Fieber und wuchs mir wieder Lebensmuth und Unternehmungslust.

Der Tsadsee, dessen nördlichen Theil wir umzogen hatten, und seine genauere Erforschung hatte bis da das directe Ziel der meisten nach Bornu gesandten deutschen und englischen Expeditionen gebildet; seine Ufer, sein Inneres, seine Zuflüsse, seine etwaigen Abflüsse schienen manche interessante Verhältnisse darzubieten. Er bedeckt im Ganzen ein Areal von ungefähr 500 deutschen Quadratmeilen, ist also etwa so groß wie die Insel Sicilien, mit der er ebenfalls eine dreieckige Gestalt gemein hat. Von seinen flachen Ufern gesehen, gewährt er nirgends den Anblick eines großen Sees. Entweder schweift der Blick über weite Marschflächen oder das Wasser durchschneidende Schilflinien, oder der Horizont wird begrenzt durch Inselbildungen. Das offene Wasser findet sich nur im westlichen Theil der großen Lagune von der Mündung des Schari nach der Nordspitze zu, während die östliche Hälfte nur eine netzartige Verzweigung der Wässer desselben darstellt, wodurch zahllose Inseln erzeugt werden, deren Boden- und Vegetationsverhältnisse die größte Aehnlichkeit mit denen Kanem's zu haben scheinen. Das Land ist in diesem Theile so vorwaltend, daß Handelsleute, welche nach Kanem reisen, wegen des oft unsicheren nördlichen Weges den See nach Süden umgehen und unmittelbar nach Ueberschreitung des Schari die nördliche Richtung einschlagen, gar nicht das Bewußtsein haben, einen See zu durchziehen. Sie passiren zwar täglich zahlreiche Wasserarme, welche jedoch bei niedrigem Wasserstande, also im Frühjahr und Sommer, zu welcher Zeit allein dieser Weg bereist werden kann, meist von Lastthieren durchwatbar sind. Auf dem Nordostufer des Sees, dessen Bewohner ihre Verwandten zum Theil im Innern desselben haben und lebhaften Verkehr mit den Buduma und Kuri unterhalten, fand ich Niemand, der jemals offenes Wasser (Ngki Bul d. h. weißes oder helles Wasser, wie die Kanuri, die Herren von Bornu, sagen) gesehen hätte. Man kannte nur Land, wie das Kanemland, von Wassercanälen durchzogen.

Die Ufer des Tsade können nicht genau fixirt werden; sie sind voller Moräste und Hinterwässer und wechseln beständig. In der zweiten Hälfte der Regenzeit, welche die Monate Juli, August, September umfaßt und noch einige Tage vom Juni und vom Oktober hinzunimmt, beginnen die Wässer des Sees zu schwellen,

erreichen ihren höchsten Stand gegen Ende November und beginnen dann allmälig bis zur Regenzeit des folgenden Jahres abzunehmen. Außer dieser jahreszeitlichen Veränderung aber scheint seine Gestalt noch eine dauernde Umbildung zu erfahren, wenigstens im nördlichsten Theile und auf dem Westgestade, wie eine solche zweifelsohne im östlichen Theile vor Zeiten stattgefunden hat. An dem nördlichsten Theile des Sees, den die Araber Kanem's während der fünfunddreißig Jahre ihrer Residenz daselbst fast alljährlich umziehen, bilden sich beständig neue Buchten und Wasserarme, von denen manche, welche wir sahen, noch keine Namen hatten und den Arabern in ihrer Existenz noch unbekannt waren. Daß dieselben auf ihren jährlichen Vornureisen allmälig einen immer größeren Bogen um die nördliche Extremität des Sees beschreiben müssen, bestätigt jeder Araber. Auch das Westufer scheint nach und nach vom Tsadewasser erobert zu werden. Daß wenigstens die Anwohner davon überzeugt sind, geht aus der Gründung einer neuen Residenzstadt auf höherer Lage hervor, welche der Scheich Omar Ende Winter 1872 auf 73 auf Grund der eben erwähnten deutlich ausgesprochenen Ueberzeugung anordnete. Diese Umbildung der Configuration des Tsadsees in seinem westlichen Theile hängt sicherlich mit der Veränderung, die er in seinem östlichen im Laufe der Zeit erfahren hat, zusammen.

Hier hatte der Bahar el Ghasal und sein Verhältniß zum See seit lange das Interesse der europäischen Geographen erregt. War er, trocken gelegt, wie er jetzt ist, früher ein Zufluß, war er ein Ausfluß gewesen? Es war durch die Erzählungen der Eingeborenen bekannt, daß in seinem Bette auf der Oberfläche zahllose Fischwirbelknochen, ja ganze erhaltene Skelette von ansehnlicher Größe sich fänden. Dasselbe wurde von den Ebenen Egai und Bodele erzählt, von denen es kaum wahrscheinlich war, daß sie, auf der Grenze der Wüste gelegen, ursprünglich Wasser enthalten und dem Tsadsee zugeschickt haben sollten. — Denham und Clapperton und Barth und Overweg erfuhren von den Eingeborenen, daß früher der Bahar el Ghasal Wasser aus dem großen Reservoir nach Nordosten geführt habe und daß derselbe erst in der jüngsten Zeit trocken gelegt sei. Auf der andern Seite sollte sich der Bahar el Ghasal aber bis nach Borku im Nordosten erstrecken, und Borku war bekanntlich ein Land voller Felsen, von dem man unmöglich vermuthen konnte, daß es noch unter dem Niveau des Tsadsees, der circa 800 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, gelegen sei. Man war aus diesem letztern Grunde in Europa geneigt, dem Bahar el Ghasal eine Richtung von Nordost nach Südwest zuzuschreiben und zu vermuthen, daß er unter Umständen aus der felsigen Gegend Borku's dem Tsadsee Wasser zuführen könne. Es gelang mir, dieses Verhältniß einigermaßen aufzuklären.

In Schitati angekommen, empfing mich der damalige Scheich der Araber, Abd el Djlil, der Sohn Rhet's, also ein Enkel ihres einstigen Heros von Fezzan, — ein Jüngling, durch seine Mutter von unedler Abkunft, — so gut als es seine Natur mit sich brachte. Noch hatten er und seine Leute Kenntniß von dem freundschaftlichen Verhältniß, das früher seinen Großvater mit den Christen von Tripolis verknüpft hatte, von den Diensten, welche dieselben damals jenem bei der türkischen Regierung geleistet, und ich hatte nicht vergeblich auf diese

Reminiscenzen gebaut. Leider hätte fast ein muhammedanischer Missionar alle meine Berechnungen zu Schanden gemacht. Derselbe gehörte jenen fanatischen Sectirern an, welche zu Djaherbub bei Siwa ihren Centralsitz haben und sich, nach ihrem aus dem fernen Westen stammenden Stifter, Senussia nennen. Diese herrschen unbestritten in der östlichen Hälfte der großen Wüste; sie sind zahlreich vertreten in Fezzan und dringen von dort aus in die Tuaregländer; sie haben religiöse Etablissements in der großen Tibbuoase Kauar auf der Bornustraße; sie üben einen maßgebenden Einfluß auf die Teda, die Tibbu Tibesti's aus; sie unterhalten Missionäre in Borku, haben die Wanja und die Bidejat zum Theil zum Islam bekehrt und beherrschen die Straße von Benghasi nach Wadaï, durch dieses Land in die Sudanstaaten dringend, denn der König Ali ist ihr eifrigster Anhänger. Da sie die Bewohner der östlichen Hälfte der Sahara als ihre Schutzbefohlenen betrachten, so hatte ihr derzeitiger Chef, Sidi Mahadi, der Sohn Senussi's, einen heiligen Mann zu den Arabern Kanem's geschickt, welche jenen, den Tibbu und den Bidejat, den unerbittlichsten Krieg machen. Ich fand ihn beschäftigt, meinen Gastfreunden ein schauerliches Bild von ihren Aussichten auf einen verlängerten Aufenthalt im Höllenfeuer aufzurollen, und als er gar von meiner Ankunft und von meinem Plane hörte, mit ihnen nach Borku zu gehen, wohin noch keines Christen Fuß gedrungen war, setzte er ihren angsterfüllten Gewissen so zu, daß sie in stürmischer Volksversammlung beschlossen, mich zu bitten, meinen Plan zu ändern und freiwillig nach Bornu zurückzukehren. Ich meinerseits erklärte dagegen, dies nur thun zu können, wenn sie selbst öffentlich aussprechen wollten, daß es eine Schande für sie sei, mit mir zu reisen, und Hasäs seinerseits verweigerte jede Theilnahme an der Reise nach Borku für den Fall meiner Ausschließung. Hasäs blieb fest, und die erstere Erklärung abzugeben, schämten sich die Araber, denen ja eine gewisse Noblesse und Generosität nicht abzusprechen ist. Der geistliche Herr, mit dem ich leider später noch einmal in Borku zusammentreffen sollte, reiste nach Wadaï ab, und wir zogen nach Borku.

Am 23. April verließen wir die Landschaft Schitati und am 30. Mai lagerten wir an der Quelle Galakka, der ersten Wasserstation von Borku. Sobald wir die Ufer des Tsadsees verlassen hatten, stiegen wir zu dem nördlichsten Theil Kanems in nördlicher Richtung unbedeutend an bis fast zum 16. Breitengrade, wandten uns dann in ostnordöstlicher Richtung stetig absteigend nach Egai und Bodele, erreichten die abhängigste Stelle der letztgenannten weiten muldenförmigen Niederung, die bemerkbar unter dem Niveau des Tsadsees gelegen ist, und stiegen von da nur sehr unbedeutend nach Borku auf, dessen nördlicher Theil erst sich rapide zu erheben beginnt. Von der abhängigsten Stelle Bodele's setzt sich die Vertiefung nach Osten bis zum Bahar el Ghasal fort und trifft auf ihn an der Stelle, wo er seinen Flußthalcharakter einbüßt. Beide sind mit Resten von Fischskeletten übersäet; auch Egai entbehrt derselben nicht, und noch im südlichsten Theil von Borku werden sie gefunden. Ohne Zweifel stellte der Bahar el Ghasal früher eine Verbindung zwischen dem Tsadsee und den ausgedehnten Wassermassen dar, welche Bodele und Egai bedeckten und wurde mit diesen erst in jüngster Zeit trocken gelegt. Noch jetzt weiß die ganze eingeborene

Welt, daß Bodele früher wie der Tsade ein Süßwassersee mit zahlreichen Inseln und Ortschaften gewesen ist. Diejenigen der Auläd Soliman, welche in ihrer Jugend die oben erwähnten großen Raub- und Kriegszüge im Anfange dieses Jahrhunderts von Fezzan aus mitgemacht haben, erinnern sich sehr wohl, damals unter den Eingeborenen viele Leute gekannt zu haben, welche in ihrer Jugend den Bahar el Ghasal nach Nordosten abwärts fuhren. Noch jetzt existiren zahlreiche Anekdoten in der ganzen Gegend über die Schnelligkeit, mit welcher in wenig Tagen Gerüchte von Bornu bis nach Borku gelangten, so bevölkert sei die Gegend gewesen. In diesem früheren Reservoir des Tsadsees haben wir die Chelonidensümpfe des Ptolemäus zu suchen. Jetzt kennzeichnen kurze Brunnen und reichlicher Krautwuchs die abhängigen Stellen und bewegliche Sanddünen mit ihrer charakteristischen Halbmondform die ganze Gegend.

Der einzelne Reisende mit gutem Kameele und ohne Gepäck kann die Entfernung in etwa 12 Tagen zurücklegen; eine Handelskarawane mit dem Zwecke der möglichst schnellen Erreichung ihres Zieles, mit ihren festgeschnürten Waarenballen und dem streng zugemessenen Mundvorrathe würde ihrer ungefähr 18 gebrauchen. Doch bei den periodischen Wanderungen der Araber Kanem's nach Bornu handelt es sich um eine temporäre Wohnortsverlegung und neben der Erreichung des Zieles um die Ausnutzung der Weiden für die Kameele. Frau und Kind, Haus und aller Besitz, Nahrung für Menschen und Thiere auf Monate muß mitgeführt werden.

Freilich, das Haus ist einfach und der Besitz ist spärlich. Jenes besteht in einem Dutzend Stangen aus Akazienholz unter Mannshöhe mit einem halben Dutzend Matten, aus Dumpalmengestrüpp geflochten, aus denen in zehn Minuten die längliche, viereckige Hütte hergestellt wird; nur wenige der angesehensten Leute besitzen ein Zelt, dessen Gebrauch den vorherrschenden atmosphärischen Bedingungen auch wenig entspricht. Das übrige Besitzthum wird in roh gegerbten Säcken aus Kameelhaut mitgeführt; nur ältere Frauen wissen noch die vortrefflichen Säcke der fezzanischen Heimath aus Kameelgarn zu weben, und das südliche Kameel liefert kein Material für diese Industrie, denn es ist durchaus glatt- und kurzhaarig.

Der Mann trägt für gewöhnlich die einfache weiße Bornu-Tobe, die er sich entsprechend der heimathlichen Sitte enger macht und darüber, zur Erinnerung an den Haïk, in den die Araber der Nordküste sich so kleidsam zu drapiren wissen, eine Art Shawl aus einem zerschnittenen und entsprechend wieder zusammengenähten Bornuhemde, der aber des schweren, groben Stoffes wegen ihm nicht mehr in malerischen Falten Haupt und Schultern zu umgeben vermag. Als Kopfbedeckung liebt er den rothen, tunesischen Torbusch, den der freie Neger eigentlich verachtet; doch lange Jahre der Wüstensonne und des Wüstenwindes haben die so widerstandsfähige Farbe tunesischer Kunst erheblich zu bleichen vermocht. In den Säcken erfreut er sich aber einer arabischen Weste und Jacke aus Tuch oder Seide, eines in der Heimath gefertigten Beinkleides, eines Haïk aus dem Lande Djerid, eines neuen tunesischen Torbusch, zuweilen eines Bernus und eines Teppichs. Das ist neben einem Paare silberausgelegter Reiterpistolen oder einem weitmündigen damascirten Karabiner, zuweilen einem gestickten

sammetenen Sattelüberzuge, seltener einem Säbel, sein ganzes, so zu sagen überflüssiges Besitzthum, das nicht den zehnten Theil einer Kameelladung ausmacht. Nur Pulver und Blei hält er sich in Vorrath, so viel er vermag und zwar verachtet er das in Bornu fabricirte absolut, kauft vielmehr nur englisches Fabricat. Neben seiner Steinschloßflinte und ihrer Munition sind die vortrefflichen Wasserschläuche aus Ziegenfellen der Haussaländer dasjenige, was er auf Erden am meisten schätzt.

Die Frau erfreut sich einiger seidener oder baumwollener Hemden und Shawls, einiger silberner Fußspangen, Armbänder und Ohrringe außer dem meistens blauen baumwollenen Gewande, das sie für gewöhnlich trägt. Ihr ganzer Toilettenschatz übersteigt nicht ein kleines Bündel leichten Handgepäcks. Ihr Hauptstolz aber ist das Gehäuse, in dem sie auf dem Kameele sitzt; ihr ganzer Ehrgeiz concentrirt sich auf seine Fabrication und auf die Tücher und Decken, mit denen es verziert und verhängt wird. Bei den dortigen Arabern wird es Kharmut genannt. Es ist aus leichten, schwarz gefärbten, bogenförmig zusammengebundenen Zweigen hergestellt, hoch genug, daß die Frau im Innern mit untergeschlagenen Beinen sitzen kann, und breit genug, daß sie mit mäßig zusammengezogenen Knieen ausgestreckt zu liegen vermag. Zum Tragen der Herrin wird dann gewöhnlich ein großes, starkes, schönes Kameel ausgesucht, nicht allein, um dem Schatz, den es trägt, Ehre zu machen, sondern um durch eine breite vollständige Ladung dem Kharmut eine solide Basis zu bieten.

Einige der Kameele tragen den Getreidevorrath für Monate, denn die ausschließliche Nahrung der Dattel genügt nicht, am wenigsten für das Pferd, dessen Kraft und Schnelligkeit ja das Mittel zum neuen Besitz wird und das ihnen im Nothfalle der Retter in Gefahr sein soll. Einige Krüge aus gebranntem Thon als Kochtöpfe, Eßschüsseln und Trinkschalen aus Holz geschnitzt oder aus den Schalen großer Kürbisse hergestellt, machen mit den glatten, flachen Steinen zur Mehlbereitung den ganzen Küchenapparat der Familie aus. Ein großes Gefäß aus verzinntem Kupfer oder auch nur aus Holz dient zur Tränkung der Kameele, zum seltenen Waschen der Gewänder oder auch als Eßschüssel, wenn der Gäste viele sind.

Langsam geht es voran. Die üppige Vegetation der tiefen Thalmulden Kanem's sind verschwunden. Der Nebek (Zizyphus Spinae Christi) versucht noch kurze Zeit, sich eine wüstenhafte Existenz aufzuzwingen. Die Mimosenwelt wird einfacher, in ihren Baumindividuen kümmerlicher. Am längsten halten sich noch die Sajal-Akazie, der Tundup (Capparis Sodada), der Suak (Salvadora persica), die Suaeda und an den Wasserlöchern die Dumpalme.

Das hochgewellte Terrain macht einer Ebene Platz, welche, des Baumschmuckes allmählich entkleidet, sich anfangs noch dichten Gräser- und Kräuterwuchses erfreut. Nach und nach wird auch dieser seltener, und endlich beschränkt sich die bescheidene Vegetation auf die nächste Umgebung der Brunnen. Auf der öden, unabsehbaren Ebene steigen nur hier und da jene etwa 50 Fuß hohen Sanddünen auf, welche in ihrer Beweglichkeit etwas Räthselhaftes, in der Regelmäßigkeit ihrer Form in Mitten der wüsten Umgebung etwas Gespenstisches haben. Die geringste Unebenheit auf der wüsten Fläche scheint Anlaß zu ihrer

Entstehung geben zu können. Der regelmäßige Ostpassat, hier aus ostnordöstlicher oder nordöstlicher Richtung wehend, führt Tag für Tag den nöthigen Sand herbei, wölbt ihn sowol in horizontaler als in verticaler Richtung den nach Nordost gewendeten Rücken und gibt ihr so eine Halbmondform, deren nach Südwesten gewendete Concavität sich oben in scharfgeschnittener Linie vom Rücken absetzt und glatt und steil zum Boden abfällt.

In den Thälern combiniren sich die unbeweglichen Dünen von weniger strenger Form zu mannigfach geformten Hügelreihen, kleinen Sandgebirgen und Gruppen, zwischen denen die oft verschütteten Wasserlöcher mit ihrer bescheiden grünen Umgebung dem müden und durstigen Reisenden die einzige Erquickung bieten, welche diese unwirthlichen Gegenden leisten können.

Tagtäglich um 8 oder 9 Uhr Morgens erhebt sich der hier unbestritten herrschende Ostwind, schwillt mit der Sonne häufig zu sturmähnlicher Stärke an und legt sich erst gegen Abend. Auf dem Marsche peitscht er das Gesicht des Reisenden empfindlich mit den Steinchen, die er massenhaft mit sich führt; Sand und Staub verschleiern die Atmosphäre, und wehe dem Reisenden, welcher zurückbleibt oder allein reist! Die Spuren der vorausgegangenen Karawane sind im Nu verwischt; keine Sonne liefert Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Richtung, Wege gibt es nicht, und die Sinne des Reisenden verwirren sich. Alljährlich auf dem Zuge nach Borku vermißt man einige Sklaven, welche, nicht gehörig überwacht, ermüdet zurückbleiben, und selten vergeht ein Jahr, daß nicht ein Araber im Vertrauen auf seine Kenntniß der Gegend und auf seinen topographischen Wüstensinn hier seinen Untergang findet. Im Lager aber überzieht dieser Wind Alles mit einer dichten, hohen Lage von Sand. Da ist keine Kiste, kein Sack, in dessen tiefstem Innern man nicht Massen von Sand und Staub fände. Vergeblich ist der Kampf. Resignirt wickelt sich der Mensch, den keine zwingende Beschäftigung hinaustreibt, in seine Decke, läßt sich geduldig mit Sand überschütten und ersteht erst gegen Abend zu dem Grade von Leben, den die Umstände gestatten.

Wo üppiges Kameelfutter ist, wird gerastet, und an jedem dritten oder vierten Tage werden die Thiere getränkt, was immer eine Tagesarbeit kostet, besonders in Egai und Bodele mit ihren zahlreichen Wasserlöchern, deren Gehalt an Natronsalzen für die Kameelzucht des höchsten Rufes genießen. Zwar stark wird das Kameel nicht dabei, eben so wenig wie der Mensch, denn für Beide stellt eine Reise von Kanem nach Borku etwa eine energische Carlsbad-Cur dar; doch gesund bleiben oder werden beide.

Für das Kameel lebt der dortige Araber, in ihm concentrirt sich all sein Dichten und Trachten, und selbst, wenn er Beutezüge plant, geschieht es hauptsächlich mit der Hoffnung auf Kameelfang. Seine Beobachtung dieses Thieres, seine Zergliederung des physischen und psychischen Lebens desselben sind wahrhaft bewundernswürdig. Er kennt jedes Individuum seiner Heerde nach seiner Eigenthümlichkeit; er unterscheidet die Fußspuren der Einzelnen und geht oft mit Erfolg den Spuren eines entlaufenen nach, inmitten hundert anderer, zwischen die es sich verirrt hat. Er erkennt aus der Fußspur, ob dieses Thier leer oder beladen ging, und wenn, ob es schwer oder leicht belastet war, und diagnosticirt

mit Leichtigkeit kleine körperliche Gebrechen nur aus ihr. Nicht selten kommt es vor, daß von der Nachts auf der Weide gebliebenen Heerde einige Exemplare gedankenlos und fressend sich verlaufen, oder daß dieselben gar, wenn in der Ferne, viele Meilen weit, durch Regenfall frische Kräuter sprossen und sich ihren scharfen Sinnesorganen verrathen, entlaufen. Tage lang verfolgt sie der Araber und wenn es nicht gerade Stuten waren, welche allerdings rastlos Tag und Nacht vorwärts streben, so bekommt er sie stets wieder in seine Gewalt.

Endlos sind die Gespräche über die Kameele; über diese Stute, die gekalbt hat und so und so viel Milch gibt, über diesen Hengst und jenen Wallach; über die verschiedenen Kälber. Jedes Lebensjahr gibt dem Thiere einen besonderen Namen, und die verschiedenen Farbennüancen rufen endlose Bezeichnungen hervor. Hat Jemand das Glück, einmal ein Rennkameel gekauft oder geraubt zu haben, wie es die Tuareg und seltener die Tibbu und die Bidejat züchten, und wie es am vollkommensten die Bischarin zwischen Nil und rothem Meere dressiren, so erzählen sie Geschichten von ihm und seiner Schnelligkeit, wie sie die Araber Arabiens nicht poetischer und phantasievoller von ihren edlen Pferden erzählen können.

Diese Einförmigkeit wird plötzlich unterbrochen durch das auftauchende Gerücht von einem feindlichen Ueberfalle, von dem man selten weiß, woher es stammt. Die Spur eines Reisenden, eines fremden Pferdes oder Kameels genügt, um in so unsicherer Gegend allgemeine Besorgniß zu erwecken. Dann wird die Trommel Abd el Djlil's gerührt; Alles stürzt bewaffnet zusammen, die Pferde werden gesattelt, die Kameele von der Weide geholt; das Lager widerhallt von Kriegsrufen; die Frauen lassen ihr unnachahmliches Zungenschlaggeräusch hören, und Alles geräth in heilsame Aufregung, bis sich das Gerücht als falsch erweist, was neunmal unter zehnen der Fall ist.

Oder sie planen selbst einen Raubzug; dann geht es an ein tagelanges Discutiren, wobei Jeder gerade so viel Stimme hat, als der Chef Abd el Djlil selbst. Jeder scheint anderer Meinung als der Nachbar, und eine Vereinigung der Ideen unmöglich, bis plötzlich die aristokratischen Häupter doch thun, was sie wollen und Alle ihnen nachfolgen. Jetzt ist es in Kanem eine von Bornu kommende Karawane mit Waaren, dann in Borku eine aus dem Norden Wadaï's, welche aus dem salzreichen Thale Budu dieses kostbare Product holen will. Sowol mit dem Herrscher von Bornu als mit dem Könige von Wadaï leben sie eigentlich in Frieden und sollten durch Dankbarkeit an Beide gebunden sein. Doch wenn es sich um Kameele handelt, werden diese einfachen Wüstensöhne arge Sophisten. Die Gewandtesten beweisen mit zäher Dialektik in der Rathsversammlung die Berechtigung zum Raube; die Habgierigsten gehen in der Ausführung voran, und die Uebrigen, die doch auch nicht leer ausgehen möchten, folgen ihnen nach.

Merkwürdig ist bei einem Ueberfalle der geringe Grad von Solidarität, der diese Räuber verbindet. Es findet keine regelmäßige Vertheilung der gemachten Beute statt; Jeder plündert für sich, hat aber auch gegen die eigenen Genossen, welche etwa kein Pferd besaßen oder zu spät kamen und nichts mehr fanden, unterwegs seinen Antheil zu vertheidigen. Gewöhnlich thun sich drei oder vier

zusammen und theilen gleichmäßig unter sich. Sind die Feinde oder vielmehr die unglücklichen Opfer dieser Habsucht mehr oder weniger wehrlos oder der Zahl nach unterlegen, so verliert gewöhnlich Niemand sein Leben bei dem Ueberfalle, es sei denn bei dem ersten Anlaufe, wo die ganze Horde blind auf sie lossprengt und auf's Gerathewohl schießt. Doch sah ich auch kaltblütig Menschen hinmorden, die keinerlei Widerstand leisteten und kaum mehr besaßen als das Hemde, welches sie trugen, nur weil einige der gewissenlosen Schurken von ihren Genossen übervortheilt und keines Antheils am Raube theilhaftig geworden waren.

Ernstlicher ist der Zug in Feindesland und der Ueberfall eines Thales, einer Ortschaft inmitten des feindlichen Stammes. So von Borku aus in Tibesti, in Wanjanga, in Ennedi, bei den Arabern und Dasa im Norden Wadaï's. Dann zieht Alles, was ein solides Reitthier besitzt und irgend im heimischen Lager entbehrt werden kann, aus, und man sucht die eigene Macht durch Verbindung mit beutelustigen Eingeborenen zu mehren. Dann kommen auch oft nicht alle wieder. Anstatt der gehofften Beute erscheint wol ein dumpfes Gerücht über Mißlingen der Expedition und von dem Untergange der Krieger, ein Gerücht, dessen exacter Ursprung ebenfalls selten festgestellt werden kann, und wenn sich dasselbe bestätigt, tönt anstatt des alt hergebrachten, über zwei Drittheile von Afrika verbreiteten eigenthümlichen Freudengeschreies der Frauen Tag und Nacht der einförmige, melancholische, nicht unmelodische Klagegesang der Trauernden durch die Wüste.

In jenem Jahre gab es von Borku aus wenig Ghaziengelegenheit. Ein größerer Zug gegen die westlichen Thäler der Bidejat, von dem der unbefriedigende Zustand meines einzigen Kameels mich zu meinem Glücke bald zwang umzukehren, endigte mit dem Verluste von fünfundzwanzig Mann Nichtcombattanten, unter denen ich mich wahrscheinlich ebenfalls befunden haben würde.

Nach diesem Verluste, der die besten Familien betraf, widmeten wir uns ganz der Dattelernte. Die ganze Tibbulandschaft Borku besteht aus ungefähr zehn Dattelpalmenthälern, die sich auf einen Raum zusammendrängen, dessen Ausdehnung einige Tagereisen in jeder Richtung nicht übersteigt und die wir bei der Ankunft im Lande nach Stämmen, Stammfractionen, Familien und Kopfzahl unter uns vertheilt hatten. Die Araber Kanem's erscheinen alle drei oder vier Jahre in dieser ihrer Domäne, nähren sich und ihre Pferde und Kameele von Datteln und führen den Ueberschuß der Ernte auf die Bornumärkte zum Verkauf oder nach Kanem als Winterprovision. In solchen Jahren bleibt den unglücklichen Bewohnern von Borku nur der gegohrene Saft des jungen Palmenholzes, der stark berauschende Lagbi, zum Troste, denn die geringe Quantität von Weizen und Durra ihrer Gärten ist durchaus unzulänglich. Die Araber aber halten sich für außerordentlich großmüthige Herren, daß sie so selten von ihrem Eigenthum Gebrauch machen. Durch dieses unglückselige Verhältniß wird Borku fast unbewohnbar. So lange die Araber Kanem's dort sind, haben die Einwohner zwar Frieden, aber beständigen Hunger; und sind dieselben in ihre Adoptivheimath zurückgekehrt, so erscheinen racheschnaubend die mächtigen Nachbarstämme

aus Ennedi und Wadaï und kühlen ihre Rache, die sie den Arabern schulden, an den unglücklichen Eingeborenen. Noch kurz vor unserer Ankunft hatten die Araber Wadaï's das Land überfallen und hunderte von Frauen und Kindern und alles Kleinvieh fortgetrieben.

Die Datteln Borku's reifen je nach den verschiedenen Arten im Juni, Juli und August. Die Landschaft ist fast ganz wie Fezzan auf diesen herrlichen Baum angewiesen. — Was wären in der That die Wüstenländer ohne ihn! Die Oasen wären unbewohnbar, ihre kümmerliche Vegetation würde ohne den erfrischenden Schatten der Dattelpalme einer ephemeren Existenz, einem frühzeitigen Tode anheimfallen. Nicht allein dem Reisenden erscheint die Dattelpalme nach seiner einsamen Wüstenwanderung als der Baum des Lebens und der Hoffnung; nicht allein der Gegensatz zur öden Umgebung schmückt den Palmenhain stets mit neuer Schönheit und Pracht. Diese hohe schlanke Beherrscherin der Wüste ist nicht allein der Trost, die Hoffnung der Armen; sie ist die Retterin, die Helferin für Alle! Ihr Holz bildet die Balken der Häuser, die Gerüste der Brunnen; ihre Zweige oder vielmehr Blätter liefern das Material zu den Hütten; die Basis derselben, die Blattansätze, bilden das Brennholz und dienen zur Construction von Kameelsätteln; der Bast gibt die solidesten Stricke; das junge Holz mit seinem Zuckerreichthum wird genossen und liefert den süßen Palmenwein oder Lagbi; die Früchte sind die Existenzbasis für Mensch und Thier und Pferde, Kameele, Ziegen und Hunde fressen sie mit Vorliebe; selbst die Kerne werden zermahlen und mit Grünfutter den Kameelen in dieser Gestalt als besonders nahrhaft verabreicht. — Wenige haben in der That eine Idee von dem ganzen Werthe dieses Baumes, von dem Reichthum an kostbaren Eigenschaften, von der Fülle von Hilfsquellen, die er dem Wüstenbewohner bietet.

Für mich aber war er der einzige Trost, der mir noch blieb inmitten meiner traurigen Umgebung, meiner gräßlichen Gesellschaft und der ertödtenden Monotonie unseres Lebens. Ich verbrachte schließlich den ganzen Tag im Schatten der mir bei der Vertheilung zugefallenen Dattelbäume von Ngurr. Schon Morgens früh zog ich mit den mir restirenden Büchern und Schreibmaterialien in den herrlichen Hain und verbrachte in dem reinlichen Sande irgend einer anmuthigen Gruppe den Tag schreibend, lesend, schlafend, stets glücklich, für diese Zeit meiner entsetzlichen Umgebung entrückt zu sein.

Leider sollte auch dieses einzige Vergnügen, diese bescheidene, mir als ein Glück erscheinende, Abwechselung mir wieder geraubt werden, durch die Ankunft jenes Eingangs erwähnten Missionars, der jetzt aus Wadaï zurückkehrend seiner nordischen Heimath wieder zustrebte. Sobald er hörte, daß ich trotz seiner Verwünschungen in das Land seiner Schützlinge, ich, der erste Christ, gedrungen sei und noch mit den Arabern an dem Besitzthum der Gläubigen participire, schleuderte er die energischesten Bannflüche gegen die Abtheilung der Auläd Soliman, mit der ich herumzog — denn die Araber lagern nach Stammfractionen und Familien —, und verbreitete unter den Eingeborenen und den übrigen Arabern, daß der Frig oder Weiler des Scheich Abd el Djlil, der den Christen bei sich aufgenommen habe, ebenfalls als aus Christen zusammengesetzt

zu betrachten sei, und suchte die Eingeborenen durch eine glühende Schilderung der Freuden des Paradieses, welche einem jeden Gläubigen durch Christenmord zu Theil würden, zu meiner Ermordung zu fanatisiren. — Hier trat mein Freund Hasäs ein. Ohne Scheu vor dem heiligen, gelehrten Mann, griff er ihn in öffentlicher Versammlung, er, der unwissende Sohn der Wüste, mit scharfer Dialektik an und schlug ihn zur Genugthuung Mancher unter den Arabern, die sich unter der Last ihrer Sünden in der Gesellschaft eines so heiligen Mannes ungemüthlich fühlten, gänzlich. Er führte Allen in der öffentlichen Discussion zu Gemüthe, wie selbst der Beherrscher der Gläubigen, der Großsultan in Konstantinopel als Christ zu betrachten sei, wenn der Senußi-Scheich Recht habe, denn derselbe nehme die Christen freundlich bei sich auf und lebe in derselben Stadt, in den besten Beziehungen mit ihnen. Er bewies ihnen, wie überhaupt dann kein Volk und kein Land des Islam von diesen Vorwürfen sich reinigen könne, und vermochte ihm aus den Büchern des Islam selbst zu beweisen, daß die Anwartschaft auf das Paradies allerdings dem zufalle, der im heiligen Glaubenskriege einen Christen tödte, daß es aber auch nach den Gesetzen des Islam die höchste Schande sei, Jemanden zu verrathen, der, welcher Religion er auch angehöre, im Vertrauen auf Treu und Glauben der Menschheit sich unter den Schutz der Gläubigen begeben habe. — Gleichwol waren die Eingeborenen der glühenden Fanatisirung desjenigen, von dem sie Schutz und Frieden erhofften, zugänglicher, und ich sah mich gezwungen, mein letztes Asyl, meine Rettung vor der Verzweiflung aufzugeben.

Glücklicher Weise näherte unser Aufenthalt in Borku sich seinem Ende. Mitte September hatten wir die letzten Datteln eingeheimst und mußten an die Rückkehr denken. Unser Getreide war lange zu Ende, der milchenden Kameelstuten waren wenige, Fleisch gab es nicht, wenn uns nicht etwa ein Kameel verreckte, und Datteln allein erzeugen zwar außer der Zahncaries keine Krankheit, doch Kraft geben sie auch nicht. So pilgerten wir, unsere Kameele weidend, langsam wieder nach Kanem. Während des Marsches sammelten die Kinder und Sklaven die reifen Samen verschiedener Gräser — dies war mit der Zeit schon eine bekannte Kunst geworden — aus denen wir dann die von der Nordküste bis zum Aequator allgemein verbreitete Speise, einen steif eingekochten Brei, ohne Salz und Gewürz, bereiteten und mit etwas verwässerter saurer Milch als Sauce begossen.

Hatten wir schon auf dem Hinwege einen Monat zur Reise gebraucht, so war die Langsamkeit, mit der wir auf dem Rückwege fortschritten, wahrhaft zum Verzweifeln. Mein Zelt bestand nur noch aus Fetzen, denn der alltäglich sich erhebende Wind schwoll mit der Sonne regelmäßig bis zu einer Stärke an, welche allmälig Alles, was sich zu einiger Höhe über die Erdoberfläche erhob und was nicht niet- und nagelfest war, zerstörte. So hatte ich ebenfalls die kleine Hütte der Nomaden adoptirt und verbrachte in derselben, wie in einem unzulänglichen Käfige, Tage, Wochen, Monate. Mein Pferd wurde schon lange am Zügel geführt, seit zwei Monaten hatte es keine Getreidenahrung gesehen, und meine Kleidung bestand nur aus Lumpen.

Nur zuweilen rüttelte uns die Furcht oder die Raubsucht aus diesem Leben

penibler Vegetation heilsam auf. Heute sollten uns die Tuareg die Friedensverträge brechen, morgen wurde ein Ueberfall der Araber Wadaï's erwartet; zu anderer Zeit zogen wir selbst vier oder sechs Tage weit, Tag und Nacht, und fanden den Feind benachrichtigt und seine Kameele in Sicherheit gebracht. Ein heilloses Leben der Unthätigkeit und des Hungers, oder der Furcht und der Anstrengung. Dazu Hader und Streit zwischen den Stammfractionen, zwischen den Familien und im Schooße der letzteren. Hier spielten die Frauen die bedenklichste Rolle. Sie hatten durchaus nicht die untergeordnete Stellung inne, die man sich gewöhnlich von den muhammedanischen Frauen denkt, sondern zettelten allen Hader, alle Intriguen an, dominirten ihre Eheherrn so allgemein, wie man es selbst in unseren Ländern selten findet, und hatten selbst bei kriegerischen Berathungen ihren zwar unsichtbaren, aber deshalb nicht weniger bedeutenden Einfluß.

Nach Kanem zurückgekehrt blieb mir vor der Rückkehr nach Bornu noch die Pflicht, die von Barth und Overweg nicht erreichten Gegenden Kanem's zu besuchen, in welchen der furchtlose, thatendurstige Moritz von Beurmann sein junges Leben eingebüßt hatte. Hier ist Mao die Hauptstadt der früher zu Bornu gehörigen Provinz Kanem und der Gouverneur, der jetzt von Wadaï bestallt wird, stammt aus einer alten Familie früherer Bornusklaven. Die Einwohner von Mao sind alle Dalatoa, d. h. stammen alle ab vom ersten Bornugouverneur der Provinz, einem Sklaven Namens Dala, und noch jetzt betrachten die Bornukönige trotz der Abhängigkeit Mao's von Wadaï die Khalifen von Kanem als zu ihnen gehörig, wie diese trotz ihres Wadaïtitels „Agid" mit ihren Sympathien nach Bornu neigen.

Beurmann, welcher die Araber Kanem's aus Barth's Schilderungen kannte, wünschte diese Räuber und Diebe, mit denen das Leben allerdings nichts Verführerisches hat, zu umgehen, und sich auf die Verbindung zu stützen, welche den Khalifa von Mao mit Bornu verknüpfte. Welcher Jammer, daß unser unglücklicher Landsmann, von so seltener Energie und so hohem Muthe, die Bedeutung der von mir soeben geschilderten Araber unterschätzte! In ihrer Gesellschaft hätte ihn damals das traurige Schicksal nicht erreicht. Die thatsächlichen Herrscher jener unsichern Gegend sind eben die Auläd Soliman und ohne ihren Schutz kann Niemand dort nur mit einiger Sicherheit reisen. Selbst der Khalifa von Mao ist mehr oder weniger abhängig von ihnen, und König Ali von Wadaï sah sich genöthigt, da die Araber vom Khalifa Musa nichts wissen wollten, den frühern, Namens Mohammedu, trotzdem er ihn tödtlich beleidigt hatte, wieder einzusetzen, da er mit den unruhigen Arabern harmonirte. Ursprünglich hatte auch sicherlich der Khalifa Musa nicht die Absicht, den scheußlichen Verrath an unserm Landsmann zu begehen. Genoß doch derselbe seine Gastfreundschaft, war er doch in seinem eigenen Hause einquartiert, und hat doch der Islam, wohin er nur gedrungen ist, wie verderbliche Grundsätze er in vieler Beziehung immer verbreitet haben mag, überall Respect vor der heiligen Pflicht der Gastfreundschaft zur Geltung gebracht. Da kam der Agid Chommi, der während meiner spätern Anwesenheit in Wadaï starb, reizte die Leute gegen den Fremden auf und drängte den Khalifa, sich des gefährlichen Mannes zu

entledigen, bevor er die Grenzen ihres geheiligten Landes Wadaï überschritten habe. So war der Agid Chommi der moralische Urheber der Schandthat. Die Stadt Mao war seitdem um einige Stunden nach Osten verlegt worden, doch noch sah ich den Kurnabaum, in dessen Schatten die Hütte des muthigen Forschers gestanden hatte, die Stätte seines heldenmüthigen Kampfes gegen die Meuchelmörder, von dem noch jetzt die Leute erzählen. Ihrer waren drei, und da sie mit ihren blanken Waffen seiner verzweifelten Gegenwehr gegenüber wenig ausrichteten, nahmen sie ihre Zuflucht zu Stricken, welche sie ihm überwarfen und mittelst deren sie ihn erdrosselten. Seine Leiche — erzählen die Leute — war den Geiern und Hyänen überlassen worden, doch weder diese noch jene wollten sich an ihr vergreifen. Als sich dieselbe noch nach langen Tagen intact auf derselben Stelle vorfand, begrub sie ein mitleidiger, vorurtheilsfreier Mann, der Malem Derbe, am Rande des romantischen Thales Djugu, wo derselbe noch heute seine einsame Hütte an der Stelle des frühern Mao bewohnt. Noch gelang es mir, ihm durch ein meiner Armuth entsprechend bescheidenes Ehrenkleid die Dankbarkeit meiner Nation zu beweisen. Die drei Vollbringer der schändlichen That aber starben, obgleich junge Leute, alle im Laufe von wenigen Jahren eines unnatürlichen Todes. Der Eine soll von einem Meteore, der Zweite von dem herabstürzenden Balken eines Hauses erschlagen worden sein, und der Dritte wurde in einem Streite ermordet. Ich kam auf den Schauplatz der Greuelthat, nur von einem einzigen der Auläd Soliman begleitet, dem alten Bu Aläk, dem Vater meines Freundes Hasäs, und konnte den Khalifa Mohammedu und seine Beamten, nur im Vertrauen auf meinen Begleiter und Gastfreund, in meinen Reden als Räuber und Mörder behandeln; ich konnte mich weigern, ihre Gastfreundschaft anzunehmen, indem ich ihm und seinem versammelten Hofstaate in lauter Rede sagte, ich zöge es vor, unter den Hyänen der Wildniß die Nacht zuzubringen, als in ihrer Gesellschaft, die sie sich nicht scheuten, einzelne Reisende zu verrathen, die nur Gott und ihre Gastfreundschaft zum Schutze hätten.

So konnte ich schließlich noch mit Dankbarkeit von meinen räuberischen Genossen und ihrem gottvergessenen Leben scheiden und nach fast zehn langen Monaten der Entbehrung, der Furcht und des Ekels, mit einer tiefen Ueberzeugung von der wichtigen Rolle, welche die arabischen Elemente in Centralafrika spielen, in mein Hauptquartier Kuka unter den Schutz des edlen Bornufürsten Omar zurückkehren.

F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesammtausgabe seiner Werke.*)

Von

Louis Ehlert.

Bei einer Gesammtausgabe ist die erste Frage die nach ihrer Berechtigung. Ist eine künstlerische Erscheinung so mächtig, daß wir sie als Totalität, mithin in all' ihren Lebensäußerungen, auch den flüchtigen und unwesentlichen, zu begreifen verlangen, so wird ein Gesammtbild ihrer Leistungen zur Nothwendigkeit. Eine solche Zusammenstellung ist eigentlich eine Biographie ohne Worte. Nur muß die Summe der epochemachenden Werke eines Mannes prävaliren und stark genug sein, die schwächeren über Wasser zu halten. Kein künstlerisches Leben besteht aus lauter Werken gleichen Ranges. Neben bahnbrechenden wird es immer andere geben, denen die Spürkraft des genialen Instinctes fehlt. Aber sie können als Entwicklungsstufen charakteristisch und lehrreich sein. Um ein höchstes Beispiel zu wählen: welchen Einblick in das Privatleben Goethe'schen Geistes gewähren nicht die vielen gelegentlichen Arbeiten, welche uns ein großes Genie im Lichte des Werkeltags zeigen. Auch ein Lorbeerhain kann seine kleine Welt der Blumen und des Epheus haben.

Wir haben in Gesammtausgaben bisher nur Beethoven, Bach und Händel. Mozart ist im Erscheinen, Haydn und Gluck fehlen noch, ebenso Schubert und Schumann. Daß der letztere namentlich folgen wird, sobald ein Abkommen mit den verschiedenen Verlegern getroffen oder das Verlagsrecht verfallen ist, unterliegt keinem Zweifel. Er ist als der romantische Zeitgenosse Mendelssohn's ganz unerläßlich. Beide Männer, obwol der denkbar größte Gegensatz im Punkte des Naturels und des künstlerischen Ideals, gehören zu einander, fast wie Goethe und Schiller. Es ist unmöglich, über einen von ihnen zu sprechen, ohne den andern zu berühren. Indem die Natur diese beiden Männer von gleichem

*) Felix Mendelssohn-Bartholdy's Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe von Julius Rietz. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Ernst, gleicher Würde und gleicher Reinheit schuf, scheint sie, nicht ohne Anflug von Humor, ihren unerschöpflichen Reichthum an Phantasie haben zeigen wollen. Die Werke Rob. Schumann's herauszugeben, wäre die nächste dankenswerthe Aufgabe, welche sich die Breitkopf und Härtel'sche Verlagshandlung zu stellen hätte. Es darf bei solcher Gelegenheit voll ausgesprochen werden: ohne Männer solcher Art, welche mit großartiger Energie dem höchsten buchhändlerischen Ideal, die Werke ihrer Nation in würdigen Ausgaben herzustellen, mit Aufbietung aller geistigen und pecuniären Hilfsmittel nachstrebten, wäre unsere Literatur übel daran. Leider wissen wir Deutschen unseren Dank dafür nicht wie die Engländer abzutragen. Bei uns rechnen es sich die gebildeten und wohlhabenden Leute noch nicht zur Ehre und Pflicht an, solche Ausgaben zu besitzen. Wir kommen wol Verarmten und Abgebrannten zu Hilfe; daß es aber eine Wohlthätigkeit gegen unser Schicklichkeitsgefühl wäre, unsern verarmten und abgebrannten Privatbibliotheken durch würdigere Ausstattung zu Hilfe zu kommen, das bedenken wir nicht.

Bei einer Gesammtausgabe Beethoven's und Bach's kam die Frage der Ausscheidung einzelner Werke in Wegfall. Die Zahl ihrer unbedeutenden Arbeiten ist verschwindend klein. Es konnte sich also nur um die Unterscheidung bei ihnen handeln, was authentisch sei und was nicht. Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf den unschätzbaren Aufsatz Otto Jahn's über die Beethoven-Ausgabe (in seinen „Gesammelten Aufsätzen"). Schwieriger war es schon bei Händel. Alle seine verschollenen Opern und so manches der Zeit deutlich Verfallene zu drucken, hat vielleicht seine Bedenken gehabt. Um der Größe des Mannes willen entschied man sich aber auch bei ihm für Vollständigkeit. Ich hoffe, im Folgenden nachzuweisen, daß auch Mendelssohn das Anrecht auf eine vollständige, nicht blos ausgewählte Sammlung seiner Werke besitzt, und daß, wenn man einige Frühwerke und Posthuma ausnimmt, das Gewichtsverhältniß seiner bleibenden zu seinen vergänglichen Arbeiten völlig zu seinen Gunsten spricht. Ich verstehe dies freilich mehr im moralischen, als quantitativen Sinn.

Wenn von dem Genie gesagt worden ist, daß es eine Art göttlichen Wahnsinns sei, so würde man auf den ersten Blick einem so gesunden und normalen Kopf wie Mendelssohn dasselbe abzusprechen geneigt sein. Jene räthselhaften, über alles Begreifen hinausragenden Eingebungen, wie sie bei Beethoven vorkommen, wird man vergeblich bei ihm suchen. Man hat sich zu helfen versucht, indem man einen Unterschied zwischen Genie und Talent machte, jenem mehr die Intuition, diesem mehr die Application zuschreiben wollte. Die Grenze liegt aber durchaus im Quantitativen. Ohne Eingebungen, ohne die Fähigkeit, etwas Neues zu bringen, ist auch kein Talent denkbar; denn sich aller vorhandenen Elemente bemächtigen und aus ihnen eklektisch ein nur durch Mischung und überraschende Verwendung hervorgegangenes Werk hinstellen, nennen wir noch nicht Kunst. Näher kommen wir dem Problem, wenn wir verschiedenartige Grade der schöpferischen Phantasie annehmen. Vergleichen wir einmal die Hebriden mit der Coriolan-Ouvertüre. Die Welt der Fingalshöhle ist nicht die Welt Coriolan's. Dort die begründet faßlichen Bewegungen eines außerordentlichen Menschen, hier Götterschmerz und ein Gestalten, welches jeden Versuch,

uns auf ein gleiches Niveau zu heben, zurückweist. Beethoven hätte aber, mit all' seiner Größe, ein Stück wie die Hebriden nicht schreiben können. Er gleicht dem Hochwald, wo Alles zum Himmel strebt, zu riesigen Massen sich ausdehnt und die Natur in Urlauten redet. Mendelssohn war ein wohlgepflegter Park. Er gehörte, wie Mozart, zu den Sonntagskindern der Kunst, in deren Wiege die Anmuth des schön Menschlichen und die schicksalbeschwörende Macht des Bescheidens gelegt war. Ihm gaben die Sterne der eigenen Brust Licht und Leitung genug. In ihm musicirte mehr der Trieb eines harmonisch und universell gebildeten Mannes, welcher mit den mannigfachsten tonkünstlerischen Begabungen unfehlbaren Geschmack und unfehlbaren Kunstverstand vereinigte. Auch jene spontanen Laute, welche, wie bei Schubert, uns mit dem naiven Ungestüm eines schönen Naturereignisses ergreifen und das Erfinden vollkommen als göttlichen Proceß erscheinen lassen, waren seiner Harfe versagt. Das Schicksal hatte ihm einen grundgescheidten Vater, vortreffliche Anleitung, künstlerischen Instinct, eine fast kindliche Verehrung vor Gesetz und Sitte, und eine von Weber und Schubert frisch aufgeschlossene Welt der Romantik gegeben, in die seine leicht erregte, von anmuthigster Poesie erfüllte Seele sich rasch einzuleben wußte. Alles Autodidaktenthum war ihm erspart geblieben: er lernte das Handwerk seiner Kunst von Grund aus, wie es Wenige seitdem gelernt haben. Schwierigkeiten verjüngten seinen Willen; er war nicht der Mann des Verzagens und der Verzärtelung, und ein in unsern Tagen so traurig hochmüthiges sich früh Reifsprechen war nicht seine Sache. Die Natur hatte ihm hohen Sinn für schöne Form ohne jeden Beigeschmack von Pedanterie gegeben. Dieser ihm angeborene Gestaltungssinn war vielleicht nur eine andere Form seines Pflichtgefühls, seiner unbegrenzten Verehrung alles Tüchtigen und Bewährten. Jedenfalls war er der glückliche Einsatz, dem er so manchen Gewinn zu verdanken hatte. Erscheinung ist Form. Eine Kunst ohne sie kommt über das Embryonische nicht hinaus, oder sie endet orthopädisch. Wir sehen es in der Natur: je höher ein Geschöpf, je ausgebildeter seine Organe. Es war damals noch die schöne Zeit, wo man als Kind anfing und als Genie endete. In unsern Tagen wird dieses Gesetz nicht immer mehr festgehalten. Man findet es pikanter, als Genie zu debutiren, um seine Tage im Findelhaus zu beschließen.

Gesunde Menschen pflegen meist einen übersichtlichen und naturgemäßen Bildungsgang zurückzulegen. Wenn man die geniale Frühthat der Sommernachtstraum-Ouvertüre ausnimmt, so erscheint die Entwicklung Mendelssohn's ganz folgerecht. Man kann die Jahresringe an seinem Wachsthum zählen. Er ist auch hierin, wie in so vielen anderen Beziehungen, das absolute Widerspiel Schumann's. Ich wüßte nicht, worin die Originalität Schumann's schärfer, als in der ersten Periode seiner Claviermusik, zum Ausdruck gelangt wäre. Hier erscheint er so vollkommen neu, so frei von jedem nachweisbaren Einfluß der Tradition, daß er sogleich den Eindruck eines Genies macht. Mendelssohn's Jugendarbeiten lehnen sich, wie die Beethoven'schen, mit einer Art von ängstlichem Nachahmungstrieb an die klassischen Muster an. Man möchte glauben, daß die Natur, in ihrer künstlerischen Oekonomie, gelegentlich von einer ironischen Ordnung der Jahreszeiten besessen ist. So tritt sie bei Niels W. Gade in der

ersten Sinfonie und der Ossian-Ouverture frappant originell auf, verblaßt aber nach einiger Zeit zu allgemeineren Zügen. Auch bei Schumann hat der Herbst dem Frühling nicht ganz Wort gehalten. Bei aller Verehrung vor der Faustmusik, der Manfred-Ouverture, den Sinfonieen — mit Stücken wie dem Quintett, dem Carneval, der Kreisleriana, den Davidsbündlern, der Fis-moll-Sonate, den sinfonischen Etüden können sie nicht concurriren, denn hier weht der „Athem des ersten Schöpfungsmorgens". Mendelssohn wird mit jedem Jahre seiner Fähigkeiten mehr Herr. Ein Bildungstrieb ohne Gleichen entwickelt ihn zu immer höherer Meisterschaft. Er hatte nicht nur das Genie des Lebens, sondern auch das des Sterbens. Seine letzte große That war der „Elias", und ich bezweifle, daß er darüber jemals hinausgekommen wäre. Dann starb er, exact und klug, in der Stunde seines höchsten Ruhms.

Mendelssohns Leben umfaßt ungefähr die erste Hälfte unseres Jahrhunderts.*) Man vergegenwärtige sich, in welche Zeit seine Bildung fiel. Als sich der Jüngling in ihm festigte, also um sein zwanzigstes Jahr, waren Goethe und Beethoven abtretende Gestirne. Schiller war todt. Nach dem Sturze Napoleon's brach der Morgen eines Weltfriedens von seltener Dauer an. In der bildenden Kunst lebten Thorwaldsen und Rauch; von Schinkel fanden sich die letzten frischen Spuren. Weber, Boieldieu, Marschner beherrschten die romantische, Spontini und der aufsteigende Meyerbeer die große historische Oper. Cherubini lebte noch. Chopin und Schumann fangen bald darauf an, zuerst Verwunderung, dann Aufmerksamkeit zu erregen. In der romantischen Dichtkunst wimmelte es von Talenten aller Art: Heine, Uhland, Lenau, Rückert, Chamisso, Tieck, Brentano, Arnim, T. A. Hoffmann, Eichendorff — welche berauschende Nahrung für einen beweglichen, nach Stoffen begierigen Componisten. Es war in seinen Willen gestellt, sich dem klassischen Hellenenthum Goethe's, Schinkel's, Thorwaldsen's anzuschließen, oder mit den Romantikern in dem frisch blühenden Märchenwald nach Wundern zu suchen. Ich habe die flüchtige Berührung des Knaben Felix mit dem greisen Dichterfürsten immer für providentiell gehalten. Mendelssohn war ganz die Natur, um den Eindruck des gewaltigen Mannes unverlöschlich in sich zu erhalten. Das Durchsichtige, Reife, Krystallinische hat er von ihm. Von ihm auch die Fähigkeit, nicht über sein Vermögen hinauszugreifen, sich im Gemessenen wohl zu fühlen. Während Mendelssohn nun in seinen Oratorien den unverkennbaren Eindruck der Renaissance macht, die alten Formen Bach's und Händel's nur erweitert und mit neuem Inhalt füllt, durch einen geistreichen Fürsten angeregt, sogar Musik zu griechischen Dramen schreibt, versinkt er in der Sommernachtstraummusik, der Walpurgisnacht, den Hebriden in die bunteste Romantik, aber in eine, die mit der romantischen Schule wol den Stoff, aber nicht die Behandlung gemein hat. Es fehlt das Ironische, Weltschmerzliche und Ueberspannte. Seine Elfen sind nicht symbolisch; sie entspringen, wenn man dies von einer Fiction sagen darf, unmittelbarer Anschauung. Es sind die Elfen Shakespeare's, ein concretes kleines Völkchen, das vom Kinde die Anmuth, vom Stern das Flimmernde, von der Blume den Schmelz, von der

*) Er war geboren 1809 und starb 1847.

Lacerte die Beweglichkeit hat. Diese trippelnde Welt der Schalkhaftigkeit und des Humors, mit ihren neckischen Maskenspielen und ihrem süßen Kindergeplauder, treibt fast in allen Scherzis Mendelssohn's ihr Wesen. Solche Neigung war nichts Gelegentliches oder Zufälliges; sie saß tief in seinem Blut. Will man sie sich erklären — wir treiben ja den Luxus, Alles erklären zu wollen — so glaube ich, daß der Trieb zum Zierlichen und kindlich Harmlosen, der so vorherrschend in ihm war, sich figürlich nirgends so gut zu dramatisiren wußte, als in der eingebildeten Welt des unendlich Kleinen. Wer jemals eine handschriftliche Partitur Mendelssohn's gesehen hat, wird schon aus den Schriftzügen wissen, welche Sauberkeit des Geistes in ihnen wohnt. Wie seine Manuscripte, so war auch sein Geist: ohne jede Rasur und Unsicherheit. Man betrachte die erste Seite der Sommernachtstraum-Ouvertüre. Wie zierlich hängen die Notentraubchen am Spalier, wie rein gestimmt läuten die Blumenglocken, welch' thaufrische Reinheit ruht über dem Ganzen! Während Hoffmann, Brentano, Arnim im Grunde aber von den Creaturen abhingen, die sie machten, hat das Melusinen- und Sommernachtstraum-Märchen in Mendelssohn's Leben seiner Realität keinen Eintrag gethan. Seiner harrten noch andere Aufgaben. Er mußte den Blumenstaub von seinen Händen schütteln, wenn er die Gestalten des Elias und Paulus herausmeißeln und ihre halb versunkenen Schatten wieder heraufbeschwören wollte. Hier mag ein Punkt betont werden, der durch magnetische Berührung mit einer Frage, die Viele unter uns mehr beschäftigt, als wir eingestehen wollen, zu einer wahren Calamität geworden ist.

Man hat versucht, bestimmte Eigenschaften von Künstlern auf ihren Glauben zurückzuführen. Natürlich handelt es sich hierbei nicht um den Werth einer Confession, sondern um das Racenthum. Convertirt Jemand, so ist sein Glaube nichts weiter, als eine theologische Geschmackssache. Das Ererbte aber, die Summe des Habituellen, Angeborenen, das ist es, was gemeint wird. Das Judenthum zu perhorresciren, glaubte man sich schon historisch berechtigt. Achtzehn Jahrhunderte haben den widerlichen Brand nicht zu löschen vermocht. Immer lodert er wieder auf, in letzter Zeit auf musikalischem Gebiete. Man hat den Nachweis des Racenthums an den begabtesten Männern unter den Juden zu führen versucht. Nun hat, wie jedes Gemeinwesen, auch jede Religion ihr Armen- und Krankenhaus, wo man die Hilflosen und Siechen hinschleppt. Eine ganze Religion aber für ein Hospital erklären, in welchem constitutionelle Krankheiten gepflegt werden, das ist unerhört. Was man dem Judenthum als einen Mangel seiner Gestalt nachweisen kann, das thue man immerhin. Der höchste Ausdruck der Kunst, wie wir ihn beispielsweise in Rafael und Mozart feiern, ist ihm gewiß unzugänglich. Ich glaube, man kommt der Wahrheit ziemlich nahe, wenn man dem Spontanen in ihm nur einen bedingten Raum anweist. Wir wissen, wie Heine's scheinbar einfachste Liebeslieder gefeilt und überarbeitet worden sind. Man vergleiche „Du bist wie eine Blume" mit dem Uhland'schen „Die linden Lüfte sind erwacht" oder mit einem Goethe'schen Gedicht. Es ist ein Unterschied, wie zwischen künstlichen und natürlichen Blumen; aber sie sind mit der auserlesensten Feinheit gemacht und ihr Parfum kommt oft dem Duft ganz nahe. Unter den christlichen Dichtern gibt es sehr viel un-

bedeutendere, die ihn alle an Naturlaut weit überragen, z. B. Storm, Osterwald. Hier ist offenbar die Grenze des Judenthums in der Kunst zu suchen. Eine Kunst besteht aber nicht blos aus Eingebungen; sie bedarf der mannigfachsten Begabungen der Phantasie und des Verstandes, und hier ist es, wo der jüdische Geist den Ausfall an Spontaneität wieder einzubringen verstanden hat. In einzelnen Fällen hat das Individuum sich seines Racenthums und seiner schönheitsfeindlichen Elemente fast ganz zu entledigen gewußt, und Mendelssohn muß in erster Reihe genannt werden. Spuren hiervon finden sich in den aufgeregt redseligen Außensätzen einiger seiner Streichquartette und in den Finales der Claviertrios, die zu dem Unerfreulichsten gehören, was er geschrieben hat. Aber was bedeuten solche Einzelheiten gegenüber dem Totaleindruck seines Schaffens? Man weise mir den Juden im „Wir preisen selig dich" des Paulus, oder im „Siehe der Hüter Israels" des Elias, überhaupt in der ganzen künstlerischen Physiognomie des Mannes nach. Wie hingegeben dem Dämon seiner Race erscheint dagegen Meyerbeer. Wohin man blickt, der speculative, melismatische Ausdruck eines nur auf den Effect gerichteten Talentes. Kein Tact bei ihm, der in der heiligen Stille des Studirzimmers, der nicht im Angesichte des ganzen Publicums geschrieben ist. Welch' ein fieberhaftes Fugiren seines Ruhmes, der ihm nicht vielstimmig genug erscheinen konnte! Wahrlich, wenn man von jüdischer Musik sprechen will — Meyerbeer hat uns die Berechtigung zu dieser fatalen Unterscheidung gegeben. Alles wirklich Ideale in der Kunst ist aber confessionslos. Man betrachte, mit welchem allgemein menschlichen Ausdruck Elias und Paulus zu ihrem Gott beten. Das ist, trotz alles testamentarischen Gewandes, nicht der Gott ihrer Väter, der alte starre Gott des auserwählten Volkes; es ist der begriffliche, philosophische Gott unserer Zeit, zu dem allein wir unser Gemüth noch in ein Verhältniß setzen können. Ich möchte es so aussprechen: Mendelssohn hatte ein dunkles Gefühl, daß seine Abstammung dem künstlerischen Ideal, das er verfolgte, nicht hilfreich sei. Er verstand es, sich ihrer Mißlichkeit zu entziehen, ohne ihre evidenten Vorzüge aufzuopfern. Daher die merkwürdige Verbindung in ihm von Temperament und Grazie, die es beherrscht. Daher der blendende Zauber seines Vortrags, welcher von Flunkerei so weit entfernt war. Daher die feine Berechnung in der Anwendung aller erlaubten Mittel, ohne jemals dem Raffinement zu verfallen. Was vom Orient in ihm geblieben, war nur der dunklere Teint, das feurigere Auge und der raschere Pulsschlag des Empfindens. Der hochmüthige Versuch, das Judenthum als ein der Kunst direct widerspänstiges Element zu graviren, wird an ihm sicher zu Schanden werden. — Die Frage in ihrer ganzen culturhistorischen Breite zu behandeln, muß andern Männern überlassen werden. Philosophie und Naturwissenschaft, vor Allem Spinoza müßte in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Hier genügt es, von dem einzelnen Manne, der uns beschäftigt, den Bann christlicher Ueberhebung abzuwenden. Ich möchte lieber, ohne jede Nothbrücke, zu einem andern Punkt in Mendelssohn's Natur übergehen, welcher interessant ist, ohne von so allgemeiner Tragik zu sein.

Goethe sagt einmal (in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter"): „Auch das gehört zum Genuß an einem Werk der Einbildungskraft, daß wir

ohne Forderungen genießen: denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird; sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt." In diesen Worten ruht verschämt eins jener dichterischen Geheimnisse, welches die Wurzel aller echten Kunst ist. Es richtet sich wie ein Januskopf nach zwei Seiten: der Genießende soll nicht fordern und von dem Dichter keine Forderung gestellt werden. Betrachten wir in diesem Licht die meisten unserer modernen Kunstwerke — wie weit bleiben sie hinter dieser Anforderung des nicht Forderns zurück. Sie wollen etwas vorstellen, ohne es recht zu sein, verstimmen durch die Macht ihrer Ansprüche und lassen dem unmittelbar Genießenden keinen Spielraum der freien Auslegung. Ich spreche hier nicht blos von der crassesten Form dieses Zwanges, dem Programm, sondern von der unerfreulichen Nöthigung, uns mit den privatesten Seelenprozessen eines Autors zu beschäftigen. Es gibt psychologische Interna, welche künstlerisch nicht verwendbar sind. Es ist dasselbe Gesetz, welches dem Maler verbietet, einen Fieberparoxismus oder eine Hautkrankheit zu malen. Goethe hat es gewagt, im „Clavigo" eine Schwindsüchtige auf die Bühne zu bringen, und in der bekannten römischen Büste des Aesop sind die Attribute des Verwachsenseins sichtlich angedeutet. Aus solchen Ausnahmen, die noch dazu mit dem größten Tact behandelt sind, wird Niemand auf eine Regel schließen wollen. Schon die Benutzung des Wahnsinns im Drama zeigt am deutlichsten, wo die Grenze liegt. Nur da ist er zulässig, wo er, wie bei Lear und Ophelia, als unvermeidliche pathologische Consequenz eines gesteigerten Seelenaffectes denkbar ist. Ein von Haus aus Wahnsinniger wäre künstlerisch ein unmöglicher Stoff. Nun meine ich, daß es auch unfruchtbare und häßliche Regungen des Gemüthslebens gibt, mit denen die Kunst sich nicht beschäftigen sollte. In der Musik ist es Mode geworden, zu Stoffen wie Lear, Faust, Manfred, Hamlet Ouvertüren zu schreiben; Stoffe, die, wenn man nicht ein großer Mann ist, in der gefährlichsten Weise dem Zerfahrenen und Ungesunden Vorschub leisten. Mit welchen Forderungen soll hier genossen werden, und — man verzeihe die Inversion — mit welchem Genuß wird hier gefordert? Ist nun der Wahnsinn als Object schon ein mißliches Ding, wieviel schwerer ist er im Subject zu ertragen. Was sollen uns geistige Verrenkungen, unter denen Musiker ihren Seelenschmerz vortragen? Jeder Schmerz ist ein Unglück, aber nur sehr wenige ein Kunstobject. Beethoven in seiner letzten Zeit und Schumann haben vielfach ungünstig gewirkt. Man posirte wie sie und ahnte nicht, daß man es nur bis zur Grimasse brachte. Ich gestehe ganz aufrichtig, daß ich in der „Schönen blauen Donau" von Strauß viel mehr richtig gewollten und getroffenen Kunstsinn wahrnehme, als in all' den Zerrbildern einer aufgebauschten modernen Romantik. Mendelssohn würde mir darin Recht gegeben haben. Ein Walzer von Strauß erfüllt Alles, was man von dieser Musikgattung fordern kann. Er sprudelt von Erfindung und guter Laune und ist von dem bestrickendsten klanglichen Reiz. Ich habe nicht nöthig, mich literarisch oder ästhetisch auf ihn vorzubereiten wie auf eine Michelangelo- oder Dante-Sinfonie; ich brauche mich auf keine Art von Münzregulirung bei ihm einzulassen: was er mir gibt, kann ich augenblicklich in Fleisch und Blut

umsetzen. Und das ist es, was wir auch von der Kunst verlangen: Stoffwechsel. Was ich mir in keiner oder doch nur in der gewaltsamsten Weise assimiliren kann, was, statt mich zu gesunden, mich auf ein fremdes Zwangs- und Krankenbett wirft, das gehört nicht in den Tempel der Kunst. Mendelssohn war über diesen Kernpunkt künstlerischen Wesens von erstaunlicher Klarheit. Nimmt man eine einzige Richtung aus, die gleich berührt werden soll, so kehrte sein untrüglicher Kunstverstand nur in diejenigen Kreise künstlerischen Empfindens ein, welche darstellungswürdig und erfreulich waren. Er hat, obwol er der Erfinder der Ouvertüre zu bestimmten dichterischen Vorwürfen ist, den überspannten Erbanspruch, welcher der Musik aus der illegitimen Verbindung mit ihrer Natur fremden Vorstellungen erwuchs, auf seinen Pflichttheil gesetzt. Die poetischen Stoffe, welche ihn anregten, trugen die Musik eigentlich schon latent in sich, so: Meeresstille und glückliche Fahrt, Melusine, Fingalshöhle, Walpurgisnacht, Sommernachtstraum. In der kleinen Erfindung des Titels „Lieder ohne Worte" lag ein gut Stück ästhetischen Glaubensbekenntnisses. Es sollte damit gesagt sein, daß das instrumentale Lied keines Wortführers bedarf.

Welchen Erfolg diese empfindungsreichen, bald elegisch, bald munter gefärbten Tonstücke gehabt haben, ist allbekannt. Die ersten Hefte sind bei weitem die frischesten; nach dem fünften tritt Ermatten ein, wie überall, wo ein glücklicher Gedanke zu viel Nachkommen erhält. Schwerlich war es in Mendelssohn's Sinne, Alles, was sich von diesen Arbeiten in seiner Mappe fand, herauszugeben. Vielleicht wäre es eine höhere Pietät gewesen, auch manche andere Posthuma zu unterdrücken. Aber ich habe ein zu deutliches Gefühl von der Schwierigkeit, in einem Nachlaß wie dem seinen kritische Unterscheidungen aufzuwerfen, als daß ich den Herausgebern irgend einen Vorwurf machen möchte. Nachlässe haben immer etwas Feierliches, und es ist schwer, sie mit nüchternem Verstande zu ordnen. Widerstrebte es nicht so sehr einem berechtigten Gefühl, so wäre es besser, dieses Geschäft von ganz unparteiischer Hand verrichten zu lassen, von einer Hand, welche kaltblütig ausscheiden würde, was dem Dank, zu dem ein großes Vermächtniß verpflichtet, nicht volle Ehre erwiese.

Mendelssohn's Thätigkeit hat fast alle Gebiete tonkünstlerischen Schaffens berührt, mit Ausnahme der Oper. Ein früher Versuch in ihr, „Die Hochzeit des Camacho", fällt in seine Werdezeit und kann keinen Anspruch auf Bedeutung erheben. Die „Heimkehr" war nur ein gelegentliches Liederspiel, die „Lorelei" blieb unvollendet. Was wir von ihr kennen, ist auf der Bühne nicht recht zu denken. Die Oper verlangt vor Allem ein frisches Zugreifen, das mehr auf's Ganze als auf's Einzelne gerichtet ist. Auch scheint für ihre Pflege die Beschäftigung mit andern Musikgattungen nicht förderlich zu sein. Nimmt man Mozart, Beethoven und Cherubini aus, so haben die eigentlichen Operncomponisten sich auf andere Kunstgebiete nur ganz vorübergehend eingelassen. In der Oper ist Alles anders als in der Kirchen- und Kammermusik: Composition, Pinselführung, Farbe. Man muß außerdem eine populäre Ader in sich tragen; muß wissen, wie ein Ding von der Masse aufgenommen und empfunden wird. Kurz, man muß mehr Volk als Individuum sein. So waren Weber, Auber,

Rossini, Boieldieu. Mendelssohn war für eine solche Aufgabe viel zu reservirt und aristokratisch. Er lebte nicht in der Sphäre des Volks, sondern in einer ausgewählten Gesellschaft. Für ihn war das Oratorium eine viel adäquatere Form. Auch in der Kirche wird eine Wirkung auf die Allgemeinheit ausgeübt; aber sie ist anderer Natur. Sie addirt sich gewissermaßen nur zu einer Vielheit von Einzelwirkungen, während sie in der Oper sich umgekehrt zunächst an das Ganze wendet und das Individuum außer Betracht läßt. Schon was sich vor unsern Augen sinnlich abspielt, ist viel concreter und darum allgemeiner, als was wir erst mit Hilfe des Vorstellungsvermögen in uns zur inneren Anschauung bringen können. Das ist es aber nicht allein, denn verwischen würden sich diese Unterschiede auch nicht bei einer im Concertsaal wiedergegebenen Oper oder einem auf der Bühne dargestellten Oratorium. Ein echter Operncomponist richtet seine Musik immer an eine Gesammtheit von Hörern. Bach hat in seinen Passionen sicher nicht daran gedacht. Er schrieb als Einzelner für Einzelne, diese mögen nun so zahlreich sein, wie sie wollen. Es ist höchst merkwürdig, daß sich bei Händel diese Wirkungsgattungen mischen, da sein Oratorium von der Oper ausging.

Mendelssohn's besondere Eigenthümlichkeiten sind in seinen großen Werken — ich rechne, außer den Oratorien, hierzu namentlich die Ouvertüren, die Musik zum Sommernachtstraum, die Walpurgisnacht, das Octett, das erste Clavier- und das Geigenconcert, so völlig zur Geltung gekommen, daß wir die Unvollendung seiner Oper schwerlich zu beklagen haben. Ein Werk von wirklich lebendiger, dauernder Bühnenwirkung wäre die „Lorelei" kaum geworden. Sie hätte das Schicksal von Goethe's „Natürlicher Tochter", Schumann's „Genoveva", Schubert's „Häuslichem Krieg" gehabt, die man um ihrer Herkunft willen und wegen des literarischen Interesses, das sich an sie knüpft, von Zeit zu Zeit aufführt, ohne sie halten zu können.

Werden sich doch selbst die sogenannte „schottische" und „römische" Sinfonie nicht dauernd in der Gunst des Publicums halten, weil Mendelssohn keine eigentlich sinfonische Natur war. Sie sind voll der reizendsten Details, und einzelne ihrer Sätze, wie die beiden Scherzi, verdienten wol unsterblich zu sein. Aber es fehlt die Prägnanz in der Totalität, ohne welche es keinen dauernden Ruhm gibt. Eins wird ihnen aber in den Augen eines Jeden, der die Kunst als etwas Zusammenhängendes, sich Fortbewegendes zu denken gewohnt ist, als bleibendes Verdienst angerechnet werden, daß sie sich mit kluger Beschränkung von den titanischen Bahnen Beethoven's abzuwenden und in einer Region heimisch zu machen verstanden, welche von den Schauern des Größenwahns unberührt blieb. Mendelssohn hat nur einmal etwas unternommen, wozu seine Kräfte nicht ausreichten und nicht ausreichen konnten, weil die Aufgabe eine falsche war, und dieses eine Mal nur aus Verlegenheit. Ich spreche von der Musik zur „Antigone" und zum „Oedipus". Es ist bekannt, daß Mendelssohn diese Arbeiten auf den Wunsch Friedrich Wilhelm's IV., aber ohne rechte Lust und Ueberzeugung, unternahm. Er war viel zu gescheidt, um nicht zu wissen, daß sich nicht deutsche Musik zu einem griechischen Drama schreiben ließe. Was

wir von der Musik der Griechen*) wissen, ist herzlich wenig; das aber wissen wir bestimmt, daß ihre Art, den Chor musikalisch zu behandeln, mit dem, was wir unter Musik verstehen, nicht die geringste Aehnlichkeit besessen haben kann. Im griechischen Sinne, mit griechischen Mitteln diesen Versuch zu wagen, war also unausführbar. Was blieb, als in unserm Sinne, mit unsern Mitteln den Wortlaut Sophokleischer Verse zu illustriren? Der König, von einem wunderlichen Regenerationsbedürfniß für alte Kunst ergriffen, insistirte. Es ist schwer, geistvollen Fürsten etwas abzuschlagen. Mendelssohn ging an die Arbeit mit aller Feinheit seines Geistes, aller Routine eines guten Philologen. Ich kann diesen Partituren gegenüber das Bild nie unterdrücken, als schmückte man eine antike Statue mit frischen Blumen. Auf „Antigone" und „Oedipus" folgte noch Racine's „Athalie". Damit schloß glücklicher Weise die Reihe der königlichen Aufträge.

Man vergleiche den Eindruck, den solche geistreiche Arbeiten hervorbringen mochten, mit der Weltwirkung des „Paulus" oder „Elias", und man fühlt den Unterschied zwischen dem lebendig aus der Seele geborenen und dem artificiellen Kunstwerk. In der „Antigone" Alles berechnet, ausweichend, vorsichtig: hier kein taubstummer Tact, ein Leben voll erfrischenden Ueberflusses, ein pochendes Kraftgefühl, als schwämme ein jugendstrotzender Körper im labenden Wasser. Schon die Stoffe haben etwas vertraulich Ueberwältigendes. Prophet und Apostel, in all' ihrer Größe so menschlich bewegt, im Zorn wie in der Liebe uns so verständlich. Die Macht der Chöre so durchsichtig stark, als läge von Händel's gewittergroßem Geist ein letzter, spät aufleuchtender Blitz darin. Und nun das Erschütternde unterbrochen von der Süßigkeit des Einzelgesanges, in welchem Innigkeit und Grazie sich verschwistern. Beide Oratorien sind der merkwürdige Beweis, wie eine anscheinend abgeschlossene und erschöpfte Kunstform durch Individualisirung wieder lebendig gemacht werden kann. Mendelssohn hatte das Studium Bach's durch Aufführung der Passion neu belebt und aus solcher Belebung für sich selbst eine neue, auf Bach'schem Grunde ruhende Welt gestaltet. Seine Natur war durch und durch Renaissance. Man kann sich die Entwicklung der Kunst ohne seine Vermittlung fast nicht denken. Dies ist sein bleibendster Ruhm, den Niemand ihm mißgönnen wird, auch Derjenige nicht, der für die Werke seines Genius ohne Zärtlichkeit ist. Als er auftrat, war es wie nach einer großen Campagne, die alle Hilfsquellen und Güter erschöpft hatte. Beethoven's Triumphzug glich in dieser Beziehung dem Napoleon's. Er hatte Kunstmittel und Kunstempfinden scheinbar bis auf's Letzte verbraucht. Man hätte glauben sollen, darnach käme das Nichts. Schubert wurde erst lange nachher anerkannt; er componirte zunächst für den kleinsten Kreis, und seine Wirkung ließ sich damals nicht ermessen. Da trat Mendelssohn auf. Seine ganze Persönlichkeit, die vornehme und doch natürliche Art, sich einzuführen, machte den größten Eindruck. Zudem besaß er Alles, um sich rasch

*) Der ausgezeichnete Forscher Gevaert hat in seiner unlängst erschienenen „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité" Alles mitgetheilt, was davon aufzufinden und zu enträthseln war.

zur Geltung zu bringen. Er componirte nicht nur, er spielte, lehrte, dirigirte. Er blendete schon durch sein persönliches Wesen. Und mit welch' beispielloser Sicherheit ging er den ernsten Weg, den er für recht hielt, vorüber an allem Neid, an Schmeichelei, ja an Vergötterung. Wie oft wurde er unbequem und wußte, daß er es wurde. Abtrünnigkeit war ihm ein fremder Begriff. Aus seinen Briefen, die jede Biographie ersetzen, kann man den ganzen Menschen herauslesen. Es gibt kaum etwas Reizvolleres und dabei Einfacheres, als sie. Schließlich ist der Mensch doch die Kunst. Wenn es Ausnahmen davon gibt, so sind sie mindestens unbehaglich, und wir werden, wie in einem übertriebenen Roman, das Gefühl des Unwahrscheinlichen nicht los. Alles Unwahrscheinliche aber ist absurd, weil es unser Urtheil suspendirt.

In seinen Claviercompositionen, sowol den „Liedern ohne Worte" als in der nach Umfang und Tiefe bedeutendsten, den „variations sérieuses", ist es Mendelssohn nicht gelungen, einen eigenen Clavierstil zu schreiben, wie ihn Chopin und Schumann in so hohem Grade zu erfinden verstanden. Er liebte keine Neuerungen, wie er denn, so im Leben, wie in der Kunst, ohne jedes revolutionäre Bedürfniß war. Er suchte seine Eingebungen in dem Gegebenen darzustellen, ohne von der Sehnsucht nach neuen Hilfs- und Ausdrucksmitteln beunruhigt zu werden. Für alles Experimentiren war er eine zu kluge und vorsichtige Natur, und wo er sich von solchen Neigungen hinreißen ließ, wie in den griechischen Dramen und dem „Lobgesang", auch meist nicht glücklich. Eine Mischung von Sinfonie und Cantate, wenn schon durch das mächtigste Vorbild zwiefach angeregt, konnte seinem, reinliche Gliederung und Trennung der Disciplinen — man möchte hier fast sagen, der Kirche vom Staat — verlangenden Kopfe nicht frommen. So entstand ein Werk, in welchem man, bei aller erdenklichen Vorliebe für seinen Verfasser, sich aus dem Sinfonischen in's Chorische und umgekehrt aus diesem in jenes hinübersehnt, weil jene großartige Rücksichtslosigkeit darin fehlt, mit der ein auf das Aeußerste losdringender Geist unbedenklich all' seine Vortheile wahrgenommen hätte. Wer mit so ungeheuren Mitteln, mit der Gemeinschaft zweier Elemente, von denen jedes einzelne für sich allein schon ausdrucksfähig genug ist, eine gewaltige, alles Hergebrachte übersteigende Wirkung erzielen will, muß von anderem Wuchs, anderem Wollen, anderem Leben und Sterben sein. Der „Lobgesang" ist eine wohl überlegte, feinsinnige Composition; warum sie aber nicht ganz Cantate geworden ist, bleibt uns unverständlich. Und das ist das Kriterium solcher Werke, daß wir, wie beim Finale der Beethoven'schen Chorsinfonie, eine andere Form absolut nicht zu denken vermögen. Fangen wir über sie zu brüten an, so hat die Berechtigung schon ihr halbes Spiel verloren.

Der Mangel eines eigenen Clavierstils verhehlt sich selbst in denjenigen Werken nicht, welche, wie die beiden Concerte und das H-moll-Capriccio, durch die Natur des Vorwurfs darauf hindrängen. Aber eine Heiterkeit reinster Art bringt diesen Ausfall kaum zum Bewußtsein. Das G-moll-Concert insbesondere ist unter allen Nach-Beethoven'schen Arbeiten dieser Gattung wol die glücklichste und liebenswürdigste. Sie stellt das Verhältniß zwischen Orchester und Clavier in ein so trauliches Licht, hält die schwere Mitte zwischen einem, der musikali-

schen Dichtung und dem virtuosen Zweck gleichzeitig dienenden Genre so geistreich und scheinbar unbewußt ein, daß es noch heute ein Muster für uns geblieben ist. Nur Schumann war es beschieden, in seinem Geiste und in wieder ganz anderer Art, ein Seitenstück dazu zu schreiben.*) Es hat seit jener Zeit nicht an den vielseitigsten Bemühungen gefehlt, die Lorbeeren des G-moll-Concertes zu theilen. Neben sehr viel tüchtigen Arbeiten haben wir auf diesem schwierigen Felde die sinnlosesten Attentate gegen den guten Geschmack erlebt. Was ist von alledem geblieben? Nur Dasjenige, was, wie bei Chopin, wesentlich der Virtuosität als Folie dient und die Liszt'schen Parforcestücke. Bei Chopin fehlte eine Grundbedingung, der Sinn für die orchestrale Partie. Seine Concerte sind nicht Duette zwischen Clavier und Orchester, sondern geistreich erfundene Clavierstücke, bei denen ein Orchester zufällig im Hintergrunde steht. Uebertroffen ist das G-moll-Concert nur einmal, und zwar von Mendelssohn selbst in seinem Violinconcert. Ich stehe nicht an, dieses Stück ganz in die vorderste Reihe seiner Leistungen zu rücken und es für eine der vollkommensten Schöpfungen zu halten, welche jemals aus der Werkstatt eines Musikers hervorgegangen sind. Im G-moll-Concert kann man vielleicht von einer ungleichen Höhe der einzelnen Partien reden. Das Mittelstück mit seinem sommerlich rosendurchglühten Ton überragt gewiß das Finale, welches der Spielseligkeit eines abschließenden Tonstücks wol zu sehr die Zügel schießen läßt. Das Violinconcert ist von der ersten bis zur letzten Note Kunst im höchsten Wortverstande. Nirgends Ermattung oder Abfall. Dem Genius des schönsten aller Instrumente gewidmet, scheint es durch ihn gegen alles Fehlen gefeit worden zu sein: ganz unnachahmlich darin ist der Bund der Stimmungen. Der leise Anflug von Elegie, welcher dem ersten Satz ein so unvergleichliches Colorit gibt, wird im zweiten zur ausklingenden Schwermuth, der man das Tröstliche ihrer Endlichkeit zwischen den Zeilen abhört, bis hinter der weggeworfenen Maske der lustigste Kinderjubel losbricht. Wie das Alles erfunden, empfunden, ausgeführt, mit welcher Grazie alle Ausdrucksmittel bis zu ihrem reifsten Genügen herangezogen werden, davon kenne ich in der musikalischen Literatur kein zweites Beispiel. Mit dem Beethoven'schen Werke gleicher Gattung muß hier jeder Vergleich abgelehnt werden. Es ist von ganz anderer Potenz, größerer Machtfülle, größerem Stil. Aber was würde aus unserer Kunst, wenn wir Alles geringschätzen wollten, was nicht Beethoven oder Mozart gliche? Mendelssohn war eben so weit entfernt, mit seinem G-moll-Concert an das Es-dur zu rühren, als es ihm eingefallen ist, dem unsterblichen Violinconcert des Meisters ein ebenbürtiges an die Seite setzen zu wollen. Sich die Miene größeren Gebahrens zu geben, wäre ihm gewiß besser, wie den Anderen gelungen. Ich denke, was in seiner Macht lag, solchen Schein des Anspruchs von sich abzuwehren, hat er durch den völlig veränderten Ton, den er anschlug, unzweideutig bewiesen. Die immense epische Kraft Beethoven's besaß er ja ganz und gar nicht. Er war Lyriker; aber mit einem für einen solchen sehr entwickelten Gestaltungsvermögen,

*) Das Concert von Brahms kommt hier nicht in Betracht, da es einer anderen Gattung angehört.

welches seinen geistigen Bewegungen oft zur glücklichsten plastischen Versinnlichung verhalf. Wie köstlich ist das Melusinenmärchen vorgetragen und welche tonmalerische und erzählende Kunst liegt in „Meeresstille und glückliche Fahrt"! Dieses letztere Stück mit seiner entzückenden Einleitung scheint mir geschrieben zu sein, den Streit über das Bildliche in der Tonkunst mit all' seinem Spuk zum Abschluß zu bringen. Die Musik, neben der Poesie die bewegteste unter den Künsten, ja eigentlich die Kunst des bewegten Klanges, kann, wo es sich nicht blos darum handelt, auf einen Laut den instrumentalen Reim zu finden, nur Bewegtes schildern. Will sie die Ruhe malen, so bleibt ihr nichts, als die Schilderung des minder Bewegten; also eine Modification der Bewegung, oder die Fermate, d. h. ein momentaner Verzicht auf sie. Erscheinungen ohne Bewegung ist sie außer Stande in Tönen auszudrücken. Gestalt und Farbe gehören mithin der bildenden oder beschreibenden Kunst an. Wollte sie auch nur das Große oder Kleine, Helle oder Dunkle, Weiche oder Rauhe schildern, so müßte sie nach Allegorien in der Bewegung suchen. Wenn man Tongeschlechter wie „Dur" und „Moll" mit „hart" und „weich" bezeichnet, so ist das nur im allgemeinsten Sinne zutreffend; denn man kann erfahrungsgemäß sehr weich in Dur und sehr hart in Moll sein. Das Goethe'sche Gedicht war also eine sehr glückliche Folie für die Musik. Wie sich aus der brütenden Stille des Wassers das Wellenspiel erhebt, wie die leisen Hauche zum Winde anschwellen, der das Fahrzeug glücklich in den Hafen treibt, das ließ sich, ein klingend bewegtes Bild, im Orchester vortrefflich ausdrücken. Auch die Schlußsignale möchte ich vertheidigen. Ein Tonmärchen, und das soll es doch sein, darf schon am Schluß dem alten Vorrecht der Märchenerzähler, drastisch und mit einem kleinen Tusch zu schließen, treu bleiben — es versteht sich, wo er, wie hier, hingehört.

Wie sehr bei der Ouvertüre zu einem bestimmten Stoff derselbe begünstigend oder hemmend mitwirkt, sehen wir am besten an der „Ruy Blas"-Ouvertüre. Der Componist konnte sich entweder für den Stoff nicht erwärmen, oder dieser versagte sich der musikalischen Verbindung; genug, dem sonst fein ausgesonnenen Stück ist etwas Frostiges und Unvermitteltes geblieben, wovon Mendelssohn's vier große Ouvertüren nicht die geringste Spur zeigen. Ihre drei Themen sind mehr nach einander, als in einander gewebt, und die stete Wahrnehmung ihrer unglaubwürdigen, rein äußerlichen Dreieinigkeit thut auf die Länge nicht wohl.

Wollte man aus den Concertprogrammen der letzten zehn bis fünfzehn Jahre eine Scala Mendelssohn'scher Werke, proportionirt nach ihrer abnehmenden Anziehungskraft, entwerfen, so würden sich, da der öffentliche Cultus einer Kunst ein ziemlich sicherer Gradmesser ihrer allgemeinen Werthschätzung ist, daraus Wahrnehmungen herleiten, die schon als statistische Argumente bedeutungsvoll sind. Die Stimme des Volkes ist zwar nicht immer die Stimme Gottes, am wenigsten, wo es sich um aufsteigende Gestirne handelt: sie ist es immer bei absteigenden. Es ist sehr schwer, einer neuen Kunstweise die Herzen der Menschen zu gewinnen, aber es ist nicht leicht, wieder von ihnen freigegeben zu werden. Zu der süßen Macht der Gewohnheit tritt das eigene Grauen, welches bei conservativen Menschen jeden Geschmackswechsel begleitet. Wo im

Kunstleben ein Nachlaß an Befriedigung zu spüren ist, kann man mit Sicherheit eine wirkliche Erschöpfung voraussetzen. In unserm Kunstbeharren lassen sich, wie in den meisten Ehen, nebeneinander drei Grade unterscheiden: enthusiastische Liebe, gewohnheitsgemäße, etwas gelockerte Theilnahme, Entfremdung oder Uebersättigung. Nur zu wenigen Erscheinungen halten wir bis an's Ende den ersten Grad ein. Der Zauber verblaßt, wir fühlen uns von den Eindrücken ermüdet, die uns abnutzen, ohne unsern Verbrauch durch Restitution auszugleichen. Endlich beginnen wir die Fortsetzung unserer Hingebung für einen Act der Gutmüthigkeit zu halten, womit jedes Verhältniß innerlich abgeschlossen ist. Im Familienleben haben wir wol Pflichten: in der Kunst sind sie ohne große Bedeutung und Folge.

Betrachten wir unter dem angedeuteten Gesichtspunkt die Werke Mendelssohn's, so werden wir einen großen Theil seiner Kammermusik in die zweite Kategorie versetzen müssen. Die Abnahme derselben auf den Programmen, namentlich in allen fortschrittlichen Kreisen, ist nachweislich. Trios, Cellosonaten, ja selbst die Musik für Streichinstrumente verlieren, mit geringen Ausnahmen, von Jahr zu Jahr mehr in der Theilnahme des Publicums. Die Erklärung liegt offenbar in der zu geringen Widerstandskraft ihrer Eleganz gegen den nach tieferem Mark strebenden Geschmack neuerer Zeit. In sämmtlicher Kammermusik Mendelssohn's sind die beiden Mittelsätze fast immer reizvoll, viele unter ihnen von geradezu unvergänglicher Schönheit. Anmuth und Schwermuth, die beiden Sphären, in denen sich Scherzo und liedmäßiges Adagio am liebsten bewegen, standen ihm in solchem Maße zu Gebote, daß er mit ihnen immer zu rühren vermochte. Der erste Satz kränkelt häufig an einem weltmännischen Pathos, welches durch die Gesprächigkeit des letzten übel verleumdet wird. Nun lassen wir uns gern zwei artige Kinder gefallen, insbesondere, wenn sie durch verschiedenartiges Temperament anzuziehen verstehen: sind sie aber von gar zu beweglichen und eingreifenden Eltern umgeben, so bleiben wir doch auf unserer Hut. So ist es mit der Mendelssohn'schen Kammermusik: es gibt immer eine Auseinandersetzung mit der Familie. Ausnahmen, wie gesagt, gibt es freilich, so das Octett, das Es-dur-Quartett u. a.; recht wurzeln wollen die Stücke als Ganzes aber nicht mehr.

Was ist es mit dieser Vergänglichkeit? fragen wir uns unwillkürlich. Müssen wir uns hier nicht wieder der Goethe'schen Verse erinnern, welche Hanslick in seinem jüngsten Buche so glücklich citirte?

„Schuf ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön."

Gewiß, es gibt Dinge, welche wir wie „Thau" und „Blumen" um ihrer Vergänglichkeit willen nur noch schöner finden. Aber der Dichter läßt sie „sich weinend von Jupiter's Thron wegwenden". Verblühen und verwehen zu sehen was unsere Seele einst ganz erfüllte, was sie wie Ewigkeiten einzuschließen vermeinte, es ist ein herbes, herbstliches Gefühl. Aber die Geschichte der Kunst rauscht von welken Blättern. Nicht Alles in ihr ist zeitlos, wie das Immergrün; und es wäre thöricht

. . . nach Ewigkeiten zu verlangen,
wo Alles schwindet, was angefangen.

Wer sagt uns, ob, was unserem Denken heute noch als ewig erscheint, nur weil wir den Zeitpunkt seiner Endlichkeit nicht berechnen können, nach hundert Jahren nicht schon zu den Todten geworfen ist? Die Zeit ist ein Grab, in das Alles zuletzt versinkt; das Leben aber wird des Neugebärens nicht müde und zieht seine geheimnißvollen Kreise weiter und weiter. Vergessen wir nicht: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Die Mission des Einzelnen ist nur ein Bruchtheil von der Mission Aller. Den Nachklang unseres Wirkens, — mag das Gesetz der Resonanz ihn doch immerhin reguliren.

Es kann an dieser Stelle und bei dem Zweck, der mich leitet, nicht meine Absicht sein, mich über alle Einzelheiten Mendelssohn'schen Wirkens zu verbreiten. Was er im Liede, im ein- wie mehrstimmigen, geleistet, und wie tief diese Arbeiten, beispielsweise die „im Freien" zu singenden Lieder für gemischtes Quartett, noch im Volke wurzeln, ist allbekannt. Auch eine Analyse der Sinfonien und Psalmen bleibe ich absichtlich schuldig. Ich sehe in ihnen mehr Werke der höchsten und liebenswürdigsten Intelligenz, als solche, die dem Componisten eine Stelle unter den Ersten seiner Nation bereitet haben würden, wenn sie nicht von so viel mächtigeren begleitet gewesen wären. Im Zusammenhange mit diesen werden sie immer auf unsere Dankbarkeit zu zählen haben. Man wird mir diese, wie manche andere, Freimüthigkeit vielleicht zu Gute halten, denn es ist schwer, bei einem so allgemein entworfenen Bilde alle Stimmen für sich zu haben. Nur darin bin ich wol der Theilnahme aller Orientirten und Wohlgesinnten gewiß, daß die überhand nehmende Geringschätzung eines Meisters, welcher, wie wenige Musiker, von den denkbar reinsten und gesundesten Trieben geleitet wurde, mit allen Waffen der Kritik bekämpft werden muß. Unsere heutige Musik würde in vieler Beziehung eine normalere sein, wenn sie ihm in der Macht und Klarheit seiner Ideale nacheifern wollte, worunter natürlich nicht zu verstehen ist, daß man seine Wendungen und Eigenthümlichkeiten geistlos copiren soll. Copie ist immer schlimm, selbst wo das Vorbild ein richtiges ist, weil sie Armuth beweist. Etwas Anderes ist es, zu erkennen, welches Streben, welcher Wille uns zu erziehen geeignet sind, an welchem Beispiel wir ein noch in der Gährung begriffenes Kunsttreiben aufzurichten und zu befestigen haben. Eine gute Hälfte künstlerischen Ringens ist sittlicher Natur. Wehe einer Kunst, die dies vergißt!

Unterschätzung Mendelssohn'scher Kunst war übrigens schon früh üblich. In Leipzig wurde in der Zeit, als Mendelssohn und Schumann zusammen an dem neu begründeten Conservatorium lehrten, von den jüngern Tonkünstlern eine fast fanatische Abgötterei mit Schumann getrieben. Ein gewisser H. Hirschbach gründete damals, unter dem Namen „Repertorium", eine Musikzeitung, welche als Hauptzweck die grenzenloseste Mißachtung Mendelssohn's verfolgte. Jeder Jüngling mit langen Haaren und kurzem Gesicht ließ darin seine Unzufriedenheit mit ihm aus. Hirschbach selbst componirte, und schrieb Quartette mit poetischen Devisen. Eins führte das Motto: „Es möchte kein Hund so länger leben." Der unzufrieden quartettirende Mann ist denn auch bald gestorben, das „Repertorium" lebte nur kurze Zeit. Auch erinnere ich mich hier einer

Anekdote, welche mir der verstorbene A. B. Marx als Zeuge erzählte. Als Mendelssohn die Sommernachtstraum-Ouvertüre geschrieben hatte, erschien er eines Tages mit seiner Partitur bei Spontini. Spontini wohnte damals auf dem Gensdarmenmarkt. Nachdem das Spiel beendet war, führte er den jungen Componisten an's Fenster, wies auf einen der bekannten Thürme und sagte: „c'est très-joli, mon cher. Mais il vous faut des idées grandes, comme cette coupole là". Wo sind jetzt die „großen Ideen" Spontini's, wo seine „Nurmahal", sein „Cortez", seine „Olympia"? Hören wir doch selbst die Vestalin nur noch mit gemischtem Vergnügen. Und die „kleinen" Ideen des Sommernachtstraums? . . . .

Die Breitkopf- und Härtel'sche Ausgabe wird neunzehn Serien umfassen und innerhalb $2^1/_2$ Jahren perfect sein. Erschienen sind bisher dreizehn derselben. Die kritische Revision liegt in den Händen von Jul. Rietz, einem unserer gewiegtesten Musiker und Freunde Mendelssohn's. Um ein weit verbreitetes Vorurtheil, als wären die Preise dieser Ausgabe hochgestellt, zu entkräften, füge ich hinzu, daß sie thatsächlich nur die Hälfte, oft nur ein Drittheil der der bisherigen Ausgaben betragen. So kosten beispielsweise die drei ersten Bände Claviermusik zusammen M. 24, während ihr Preis in den bisherigen Einzelausgaben M. 67 betragen würde.

Die englischen Reviews.

Von

Dr. **M. Jastrowski** in Berlin.

Der Franzose Michelet hat von den Engländern den Ausspruch gethan, daß sie nichts als Review-Artikel schrieben. Das spitze Wort deckt natürlich nicht im Mindesten den weiten Umfang der reichen literarischen Thätigkeit des britischen Volkes, streift aber mit Glück und Geschick die Grenze der Wahrheit.

In keinem Lande haben Reviews oder periodische Zeitschriften, die ausschließlich der Kritik neuer Bücher gewidmet sind, eine so ausgeprägte Form und hervorragende Bedeutung gewonnen, als in dem, auch sonst vielfach eigenartigen Inselreiche; in keinem andern Lande hat sich die Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise, wie sie in den Review-Kritiken gehandhabt wird, in so ausgedehntem Maße auf Stil und Diction in Büchern und Leitartikeln der bedeutendsten Tagesblätter verpflanzt; nirgendwo beeinflussen dieselben die öffentliche Meinung in gleich hohem Grade oder erregen die Theilnahme ihrer Leserkreise so lebhaft und nachdrucksvoll.

Eine neue Nummer „Blau-Gelb" Blue-and-Yellow oder The Blue and Buff — die volksthümliche Benennung für die Edinburgh Review, von der Farbe des Rückens und der Einschlagdeckel — oder ein frischer Band der Quarterly und Westminster Review werden nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern in der ganzen, großen gebildeten Gesellschaft mit einer gewissen Spannung erwartet.

Die letzten Nummern irgend einer der in England erscheinenden Vierteljahrs- oder Monatsschriften fallen in den Empfangzimmern gebildeter und wohlhabender Familien, auf den Büchertischen obenauf liegend, sofort in die Augen und bilden nicht selten den Anknüpfungspunkt der Unterhaltung.

Die Mannigfaltigkeit der auf diesen Blättern behandelten Gegenstände, der glänzende Stil, das Ansehen und die Bedeutung der Mitarbeiter verschaffen den Rundschauen eine große Anzahl von neugierigen und wißbegierigen Lesern. Jeder, der eine eben veröffentlichte Nummer dieser Journale in die Hand nimmt,

darf erwarten, auf etwas Neues, Pikantes, Ueberraschendes zu stoßen oder doch tüchtige Belehrung und nachhaltige Anregung zu finden.

Vor zwei Jahren (October 1874) erlebte die Contemporary Review wegen eines Artikels von Gladstone über den Ritualismus, welcher die kirchlichgesinnte englische Gesellschaft in so große Aufregung versetzte, kurz hintereinander zwölf Auflagen. In der Session des preußischen Abgeordnetenhauses 1875 beriefen sich die Papstgläubigen für ihren Standpunkt zu den Maigesetzen auf einen Artikel der Edinburgh Review; die Staatspolitiker wiesen auf die widerlegenden Argumente der Quarterly Review über denselben Gegenstand hin. Der Abgeordnete v. Sybel citirte damals unter großer Heiterkeit des Hauses eine Abhandlung der ultramontanen Dublin Review, in welcher die Frage aufgeworfen war, wovon die Legitimität einer Dynastie abhänge, und die einfache entscheidende Antwort gegeben war: ganz vom Belieben des Papstes. Ja, als am 16. Januar 1875 eine neue Nummer der Quarterly ausgegeben wurde, hielt man es für wichtig genug, den Hauptinhalt des Artikels „über die Reden Pius' IX." von Gladstone noch an demselben Tage durch den Draht den deutschen Zeitungen zu übermitteln. — So mag es denn den Lesern dieser deutschen Rundschau, welche den vielverheißenden Versuch gemacht hat, eine ähnliche Art von Geistesfrüchten auf deutschem Boden zu cultiviren, nicht unwillkommen sein, zu erfahren, wie die englischen Reviews entstanden sind, sich entwickelt haben und welche Stellung sie in der periodischen Presse einnehmen.

Den Titel Review führen auch andere zahlreiche Zeitschriften in den vereinigten Königreichen. Jede Summe von Thatsachen und jede Reihe von Ereignissen macht eine kritische Sichtung nothwendig. Dem Reviewer fällt die Aufgabe zu, aus der Mannigfaltigkeit den gemeinschaftlichen Gedanken hervorzuheben, die Hauptrichtung der auseinandergehenden Wege zu bezeichnen. Der kürzeste Zeitabschnitt, für welchen eine übersichtliche Betrachtung nützlich erscheinen kann, wird der Verlauf einer Woche sein. Und so finden wir denn auch Wochen-, halb- und ganzmonatliche, Vierteljahres- und Jahresrevuen. Die Saturday Review z. B. hält eine Umschau über die im Laufe einer Woche vorgefallenen wichtigsten Ereignisse und durchdringt sie mit Gedanken allgemeinen Inhalts: wenn die Tagesblätter referiren und raisonniren, verhält sich die Wochenschrift zusammenfassend und orientirend. Die Monatshefte dieses Namens behandeln in der Regel irgend einen Zweig der Kunst und Wissenschaft, so die oben erwähnte Contemporary Review theologische Fragen, meistens innerhalb der englischen Kirche. Specifisch aber ist die Bezeichnung Review für die kritischen Vierteljahresschriften*) von allgemein literarisch-wissenschaftlichem Inhalt geworden. Und nur diese sollen in den vorliegenden Blättern den Lesern vorgeführt werden, mit der Be-

*) Die meisten von den einigen und achtzig Vierteljahrsschriften sind unter den verschiedensten Titeln (Journal, Circular, Record, Guide, Magazine, Repository u. A.) ausschließlich bestimmten Wissenszweigen und Berufsarten gewidmet, z. B. der Münzkunde, dem Sport, dem See- und Kriegswesen, mikroskopischer Forschung, religiöser Erbauung u. s. w. Nur etwa zehn bis zwölf sind, unter dem Namen Review, die Vermittler der poetischen und politischen, wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur.

schränkung auf die drei hauptsächlichsten Repräsentanten der Gattung, welche sich sowol daheim einen großen Einfluß verschafft und lange erhalten haben, als auch im Auslande Beachtung und Anerkennung genießen. Es sind dies zugleich die Vertreter der drei hervorstechendsten politischen Richtungen in England: Die liberale Edinburgh Review, welche allen nach ihr entstandenen ähnlichen Zeitschriften zum Muster und Vorbild gedient hat; die conservative Quarterly Review, welche im Gegensatze zu jener in's Leben gerufen wurde und in ebenbürtigem Wetteifer mit ihr über zwei Menschenalter die Geister der gebildeten Lesewelt in England in Bewegung und Spannung erhält, und endlich die, im englischen Sinne, radicale Westminster Review, welche freiere politische, religiöse und gesellschaftliche Anschauungen zu verbreiten sich bestrebt.

Bevor wir indessen die glanzvollsten literarischen Sterne, die am kritischen Horizonte Englands am Anfange dieses Jahrhunderts aufgingen, einer eingehenden Betrachtung unterziehen, gebietet es die Pietät, mit einigen Worten der bescheidenen kritischen Zeitungen zu gedenken, denen vor ihnen die Aufgabe zugefallen war, neu erschienene Bücher zu sichten und den Geschmack sowie das Urtheil der Leser zu leiten. Wie der Naturforscher keinen Sprung in der Natur anerkennt, sondern mühevoll und sorgsam die vorausgegangenen Stufen eines Naturwesens aufsucht, so geziemt es sich, in den Geisteserzeugnissen der Entwicklung und den Uebergängen nachzuforschen. Indem wir den Verdiensten der Vergangenheit gerecht werden und ihnen Dankbarkeit entgegenbringen, ernten wir den Lohn, den Zusammenhang der geistigen Aufeinanderfolge besser zu verstehen, die Erscheinungen der literarischen Welt gründlicher zu erfassen und als Fortschritt zu erkennen.

Die frühesten englischen Reviews waren lediglich Anzeigen von neuen Büchern. Den dürftigen, armseligen Auszügen fehlte der lichtende und sichtende Gedanke. Der kritische Werth der Weekly Memorials von 1688, der Censura Temporum von 1707 und der Memories of Literature von 1725 stand weit zurück hinter dem Journal des Sçavans in Frankreich, auch hinter den Acta Eruditorum in Deutschland. Diese notizenartigen Veröffentlichungen entwickelten sich zu einem systematischen Bücherurtheil — die Keime der modernen Kritik in sich bergend — zuerst in der Monthly Review 1749. Neben der Inhaltsangabe des Buches veröffentlichte sie Auszüge mit kritischen Bemerkungen über Vorzüge und Mängel. Auch wurde sie von einem bestimmten politischen und religiösen Standpunkte aus geleitet: sie war eine eifrige Fürsprecherin politischer und religiöser Freiheit. Während demnach die Monthly Review sich als Organ der Whigpartei und der Dissenters ihren Einfluß verschaffte, wurde die Critical Review 1756, der Smollet sein Talent und seine Rührigkeit widmete, der Anwalt toryistischer und hochkirchlicher Gedanken und Bestrebungen. So vertraten diese beiden Zeitschriften am Ausgange des vorigen Jahrhunderts dieselben Parteistandpunkte, wie am Anfange unseres Jahrhunderts die Edinburgh und ihre Rivalin die Quarterly Review.

Der große Erfolg der beiden genannten Publicationen rief eine beträchtliche Zahl ähnlicher kritischer Journale in's Dasein. Die meisten von ihnen

erwiesen sich aber nicht lebensfähig: es fehlte ihnen Geschmack und der Reiz einer lebhaften Diction. Hauptsächlich aber trugen sie den Todeskeim in sich in der Unredlichkeit und Unwahrheit, mit der sie die besprochenen Bücher und somit das Publicum behandelten. Sie standen in Abhängigkeit zu großen und kleinen Verlegern und wurden lediglich in deren Interesse geleitet. Im Haupttheile galt es, den Verlag ihrer Brodherrn auf's feinste und eleganteste herauszuputzen; der Nebentheil hingegen, der Monthly Catalogue, welcher die Bestimmung hatte, kurze Bemerkungen über alle Bücher zu machen, die seit der letzten Ausgabe veröffentlicht wurden, war dazu ausersehen, die Erzeugnisse wetteifernder Buchhändler mit allem Schmutz zu bewerfen.

Diese überzeugungslose und liebedienerische Art der Kritik wurde durch das Erscheinen der Edinburgh Review am 20. October des Jahres 1802 plötzlich und unerwartet über den Haufen geworfen. Sie bewirkte sofort eine wahre Revolution in der kritischen Würdigung gleichzeitiger Geistesproducte durch die furchtlose Sprache, die sie führte, und den übermüthigen Ton — im guten und bösen Sinne — den sie anschlug, und der ihr Furcht und Achtung zugleich verschaffte.

Der witzreiche Sydney Smith, welcher sich später unter dem Namen Peter Plymley durch seine schneidigen Briefe über die Katholikenfrage einen weitverbreiteten Ruhm erwarb, soll in einem Kreise junger, unbeschäftigter Rechtsgelehrten in Edinburg die erste Anregung zur Herausgabe der Review gegeben haben, die von der Hauptstadt Schottlands ihren Namen erhielt. In einem Anfall jugendlicher Laune wählten sie ihr Motto aus Publius Syrus, von dem keiner von ihnen, wie Sydney Smith in Selbstironie berichtet, je eine Zeile gelesen hatte. „Judex damnatur cum nocens absolvitur", — der Richter verdient die Strafe, wenn er den Schuldigen frei ausgehen läßt, das sollte die Richtschnur ihrer Kritik sein: sie wollten gegen schlechte Bücher, verderbliche Gesellschaftsordnungen und veraltete Gesetze einen frischen, fröhlichen Krieg führen. Sydney Smith, der Anfangs die Leitung hatte, verließ kurz darauf Edinburg, und Francis Jeffrey, in spätern Zeiten Lord-Advocat von Schottland, nahm die Redaction in die Hand. Sechsundzwanzig Jahre hindurch von 1803—1829 war er die Seele und der Tonangeber dieser Blätter. Seine lange und geschickte Führung erwarb der Edinburger Vierteljahrsschrift den Ruhm, ein neues System der Kritik in England gegründet zu haben und hohe Achtung für die unerschrockene kühne Vertheidigung freisinniger Ideen gegen verrottetes bequemes Herkommen.

Jeffrey verstand es, als Chef sich einen tüchtigen Generalstab zu bilden. Er war fast durchgehends aus jungen Leuten zusammengesetzt, voll Geist, Witz, Kampflust — und vor Allem von unbedingtem Vertrauen auf ihre Kraft und ihr Geschick.

„Sie begannen ihre Laufbahn," um mit Walter Scott, der dem Kreise nahe stand, zu reden, „mit dem Bewußtsein geistiger Vollkraft, bestrahlt von dem Sonnenschimmer der Jugend und der Lebensfreude und durch innige Freundschaft an einander geknüpft."

Zu Jeffrey's bedeutendsten Genossen zählte in erster Reihe Henry Brougham. Er war zur Zeit 23 Jahre alt. Seine prickelnde Ironie, seine Schlagfertigkeit, vielseitige Kenntnisse und eine vordringliche Bereitwilligkeit über Alles und Jedes zu schreiben, weil er über Alles und Jedes sprechen konnte, machten ihn zu einem überaus geschätzten Mithelfer.

Der bereits erwähnte Sydney Smith stand in den ersten dreißiger Jahren. Er übte in seinen Artikeln einen unwiderstehlichen Reiz auf die Lachmuskeln der Leser, indem er beißenden Spott, drolligen Scherz und logische Schärfe in einander zu mengen verstand.

Auch Walter Scott gehörte zu dem auserlesenen Kreise.

Die ersten 20 Nummern der Review brachten 75 Artikel vom Chefredacteur, 23 von Smith, 80 von Brougham und eine Reihe von Scott.

Wie hoch der Werth solcher Mitarbeiter auch anzuschlagen war, den eigenthümlichen Charakter prägte dieser Zeitschrift der noch nicht 30 Jahre alte Hauptleiter auf, „der große Jupiter der Kritik". Er besaß eine seltene Befähigung für diesen Beruf und für ein solches Amt. Sein Wissen war ausgebreitet und bestimmt zugleich, sein Gedächtniß umfassend. Witzig und mit Geschmack verstand er ein Buch in seine einzelnen Theile zu zerlegen, Fehler, Schnitzer, Abgeschmacktheiten herauszulesen und in beredter, lebhafter Sprache auch ein langweiliges Werk populär und angenehm zur Anschauung zu bringen. Jeffrey schrieb bis 1829 hauptsächlich Artikel über Poesie. Sie waren der schönste Schmuck der Edinburgh Review, klar, verständnißvoll, oft tief eindringend, zuweilen ohne poetisches Empfinden, aber immer glänzend geschrieben.

Schottlands Hauptstadt, in welcher die erste englische Review dieses Jahrhunderts veröffentlicht wurde, war in hohem Grade geeignet, ihr die eigenthümliche Richtung zu geben, welche sie ausgebildet und volksthümlich gemacht hat, nämlich bei den Kritiken von einem allgemeinen Gedanken auszugehen, Grundsätze aufzustellen und das vorliegende Einzelproduct daran zu prüfen — und gleicherweise die einzelnen Freiheits- und Reformmaßregeln vom principiellen Standpunkte aus zu beurtheilen und mit Wärme und Eifer zu befürworten.

Hervorragende und originelle Denker hatten durch ihre Vorlesungen und Schriften die Geister zu philosophischen Untersuchungen angeregt und eine frische literarische Thätigkeit hervorgerufen. Hume, der Historiker und Philosoph, Adam Smith, der Vater der modernen Nationalökonomie, Robertson, der Geschichtschreiber Karl's V. und Amerika's, Thomas Reid, Gegner von Hume's Skepticismus und Begründer der sogenannten schottischen Philosophenschule, sowie sein berühmterer Schüler Dugald Stewart hatten in die höheren und mittleren Gesellschaftsschichten des nordischen Athens, wie Edinburg mit seinen zahlreichen literarischen Instituten und Bestrebungen genannt wurde, eine große Menge Gedankenstoff ausgeschüttet. Die Lehrer der Naturwissenschaft und Philosophie an der Universität erfreuten sich eines weit verbreiteten Rufes.

Auch waren zur Zeit in Schottland liberale politische Ideen nicht ganz so in Bann gethan, wie in England. Hier waren die herrschenden und tonangebenden Classen durch die Gewaltsamkeiten und Gräuel, welche die französische Revolution

im Gefolge hatte, wahrhaft fanatisch aufgeregt worden gegen jeden Gedanken einer Neuerung oder Reform im englischen Verfassungsleben. Mit einer Aengstlichkeit sonder Gleichen wurde die Unabänderlichkeit der englischen Staatsgrundsätze erklärt.

„Frankreich," klagt Byron, „blutberauscht, gebar Verbrechen,
Und an der Freiheit, ach! muß überall
Der Saturnalien wüster Traum sich rächen!"

Indem nun die schottischen Reviewer zeitgemäße Veränderungen der Constitution des Landes befürworteten und die Sache der Freiheit in Schutz nahmen, bildete sich gewissermaßen eine politische Opposition Schottlands zu England, und Edinburg wurde dadurch der Mittelpunkt der liberalen Elemente des ganzen Reiches.

Die Schotten waren sonst immer die Zielscheibe des englischen Witzes gewesen; nunmehr bot sich den verletzten Schotten die günstige Gelegenheit, den ein Schlaraffenleben führenden Cockneys in London ihre Impertinenzen durch beißende Kritiken reichlich heimzuzahlen:

„So lang' es duldsam Albion's Söhne leiden,
Daß Schotten über Englands Witz entscheiden." (Byron.)

Zu diesen gewichtigen Ursachen, welche die ersten Herausgeber der Edinburgh Review zu ihrem Unternehmen getrieben haben mochten, kam noch der Umstand, daß damals in der nordischen Hauptstadt keine nennenswerthe periodische Zeitschrift vorhanden war, welche der Intelligenz der Bewohner und der Aufregung, welche die großen Tagesfragen hervorbrachten, auch nur einigermaßen entsprach.

Diesen gegebenen Vorbedingungen eines wahrscheinlichen Gelingens fügten die Herausgeber ihrerseits einige wichtige Momente hinzu. Die früheren Journale der Art waren monatlich herausgegeben worden. Ihre Aufgabe war es gewesen, Anzeigen von allen Büchern zu machen, die seit der letzten Publication erschienen waren. Die Artikel mußten natürlich kurz und inhaltlos sein. Indem die Reviewers des vorigen Jahrhunderts sich bestrebten, irgend etwas Picantes und Geistreiches über jedes gedruckte Buch zu veröffentlichen, anstatt einige wenige auszuwählen und einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, waren sie genöthigt, ohne gehöriges Nachdenken zu schreiben und zu kritisiren, was sie nicht gelesen hatten.

Die Kritiker der Edinburgh Review hingegen — und ihr Programm, wie es die erste Nummer brachte, wurde das Modell fast aller späteren — veröffentlichten ihr Journal vierteljährlich anstatt monatlich, ferner schenkten sie ihre Aufmerksamkeit nur solchen Büchern, welche bereits im Publicum Anerkennung gefunden hatten oder auf solche Anspruch erhoben, endlich gaben sie ihren Besprechungen wichtiger Gegenstände eine Ausdehnung, wie sie bisher in kritischen Zeitungen nicht üblich gewesen war. Die Aneignung dieses Planes gewährte dem Herausgeber die Muße, eine Wahl zu treffen unter Werken und Stoffen je nach dem Interesse, das sie erweckten, und die Mitarbeiter konnten mit Ueberlegung ihre Bücher aussuchen und ihre Untersuchungen mit Sorgfalt zu Papier bringen.

Ebenso hielt sich diese neue Zeitschrift — im Gegensatz zu den alten — vollständig frei und unabhängig von dem Einflusse eines Verlegers.

Dazu kam endlich die kluge, praktische Maßregel, daß jeder Mitarbeiter ein ansehnliches Entgelt für seine Leistungen annehmen mußte. Selbst Gelegenheitsjournalisten von Rang und Stand waren gezwungen ihre wirkliche oder vorgeschützte Delicatesse abzulegen und Zahlung anzunehmen. Der Herausgeber wies standhaft alle Anwandlungen von Empfindlichkeit mit dem Beispiele Peter's des Großen zurück, der gleichfalls Sold angenommen habe, so lange er als gemeiner Soldat in den Laufgräben seine Arbeit verrichtete.

Der Bogen wurde mit 10 Guineas, nach wenigen Jahren mit 15 und 20 bezahlt. Diese in Materialismus versunkenen Engländer, die heute 25 Guineas und darüber für einen Bogen und für manchen Essay 300 zahlen, waren schon damals des Idealismus baar: sie bezahlten gute Geistesproducte mit gutem Gelde wie Kaufmannswaare!

Alle diese zufälligen Umstände nun im Verein mit den wohlüberlegten Maßnahmen sicherten den Erfolg des Unternehmens. Die überraschend schnelle Verbreitung der Review aber, die Macht und das Ansehen, welche sie sich, wie im Fluge, erwarb, hatten ihren Hauptgrund in den gewaltigen Zeitereignissen, welche ein fieberhaftes Interesse erweckten, und in der Behandlungsweise, im Tone, den die Herausgeber der herrschenden Aufregung anzupassen verstanden. Der Umsturz von Herrscherthronen in ganz Europa, große innere und äußere politische Fragen, der schnelle Wechsel von Krieg und Frieden boten von selbst würdige und bedeutungsvolle Erörterungspunkte. Die leidenschaftliche Beredtsamkeit im Parlament, der hohe Schwung der Worte und Gedanken regte die ganze englische Nation auf und verlangte tiefere Begründung und stärkere Erschütterungen, als sie die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts geboten hatten.

Die Essayisten, deren Rolle die Reviewers jetzt übernahmen, hatten in ihren literarischen Skizzen höfliche und artige Formen, Etikettenbräuche, die Kunst sich wohlanständig und gefällig zu kleiden, ferner Fragen der Moral und Philosophie zu ihrem Thema gewählt. Addison, der Hauptvertreter dieser Richtung, und Andere entwarfen Sittenbilder der Zeit und waren darauf bedacht, Sinn und Geschmack für die Literatur und Lectüre überhaupt erst zu bilden. Nicht einmal die oberste Gesellschaftsschicht, noch weniger die mittlere, empfand Freude und Vergnügen an den Geisteserzeugnissen ihrer Schriftsteller. Addison verstand es, die besten Schriftsteller zu bezeichnen und das Publicum auf den Genuß derselben vorzubereiten. In allgemein faßlicher Form und mit einschmeichelndem Zauber machte er die Kritik volksthümlich und unterhaltend für eine große Leserzahl. Er versetzte philosophische Erörterungen und schöngeistige Unterhaltungen aus den Studirstuben und Bibliothekszimmern in Clubs und Gesellschaften, in's Kaffeehaus und an den häuslichen Heerd: bis dahin blöde und unbeholfen, wurden sie von Addison gesellschaftsfähig gemacht. Diese literarischen Genrebilder waren in den ruhigen, friedlichen Zeiten beliebt und gesucht. Nunmehr verlangte der Geschmack große historische Gemälde, aufregende Schlachtenbilder, und die Reviewers kamen den Wünschen des Publicums entgegen und drängten alle jene Zeitschriften, welche dem oben geschilderten Geschmack ent-

sprachen, den Tatler, Spectator, Guardian, Rambler, Idler und wie sie sonst geheißen haben, in den Hintergrund.

Eine neue Art Prosa war zum Bedürfnisse geworden: das Lesepublicum wollte, wie es durch's Leben erregt wurde und leidenschaftlichen Antheil an den Dingen nahm, auch in der Kritik der Thaten und Ereignisse denselben warmen, hochgehenden Pulsschlag fühlen.

Die Schriftsteller der Edinburgh Review verstanden es, dem Bedürfnisse des Publicums durch eine leidenschaftliche Sprache und durch eine Uebertreibung im Ton gerecht zu werden. Der schwungvolle Stil, die Originalität der Gedanken, das Geschick, die kritischen Besprechungen mit den Tagesereignissen in Beziehung zu setzen, erwarben ihnen einen zahlreichen, theilnehmenden Leserkreis in den oberen und mittleren Classen der Gesellschaft in Großbritannien.

Die Review wurde bald bei Schriftstellern und Politikern eine gefürchtete Macht. Den Tories, welche am Ruder waren, stieg die Besorgniß auf, daß das Gift der liberalen Tendenzen, welche diese viel gelesenen Blätter verfochten, durch die reizende Schale, in der es credenzt wurde, auch in ihren eignen Gliedern Verheerungen anrichten könnte.

Um diesem verderblichen Umsichgreifen der offenen und starken Sympathien der Edinburgh Review mit den Liberalen entgegenzuarbeiten, wurde der Plan gefaßt, eine neue Review mit entgegengesetzten Tendenzen zu gründen. Der Hauptförderer dieses Unternehmens war der bisherige Mitarbeiter Walter Scott. Durch Geburt, Erziehung und politische Grundsätze in naher Verbindung mit den Tories, faßte er eine heftige Abneigung gegen die politischen Principien, welche in der Edinburgh Review mit Wärme und Talent verbreitet wurden.

Die unmittelbare äußere Veranlassung zum Bruche mit der Zeitschrift, für die er bisher gearbeitet hatte, war ein starker Angriff Brougham's auf die Politik der englischen Regierung in Spanien. Obwol Scott mit Jeffrey auf befreundetem Fuße lebte, wollte er nunmehr keine Gemeinschaft mehr mit einem Manne halten, der seiner Meinung nach der französischen Revolution seinen Beistand lieh. Ihre Freundschaft wurde, wie zwei Jahrzehnte früher die zwischen Burke und Fox, plötzlich und geräuschvoll abgebrochen. Diese politische Feindschaft hatte indessen eine starke Beimischung von persönlicher Empfindlichkeit über eine unbarmherzige, rücksichtslose Kritik seines „Marmion", welche sechs Monate vorher, April 1808, in der Edinburgh Review veröffentlicht worden war. Schon die Wahl des Gegenstandes hatte ihm Jeffrey zum Vorwurfe gemacht: romantische Rittergeschichten in unserer modernen Zeit zu schreiben, sei ebenso phantastisch als eine moderne Abtei oder eine englische Pagode zu bauen; die Unvollkommenheit der Form rühre von der übergroßen Eile her, mit welcher der Dichter producire. Ja, Scott's Charakter wurde in gewissem Sinne angegriffen, wenn sein schlechter Geschmack verurtheilt wird, Politik und Poesie zu mischen, um lebenden Personen, die in hohen Aemtern stehen, Lob zu spenden. Ein Dichter, lautete die scharfe Mahnung an ihn, sollte eingedenk sein, daß er nicht für eine Generation schreibe.

Diese Kritik hatte den empfindlichen Dichter auf's tiefste verletzt. Die moralische Ohrfeige, welche ihm Jeffrey versetzt hatte, stachelte ihn zum größten

Eifer, zu Reisen nach London, zu unaufhörlichen Unterhandlungen mit dem jungen, unternehmenden Londoner Verleger Murray und zu einem ausgebreiteten Briefwechsel mit einflußreichen Männern und Schriftstellern an, um ein neues kritisches Journal in's Leben zu rufen. Seine ausdauernden Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt: im Februar 1809 erschien die erste Nummer der Quarterly Review in London.

William Gifford war von George Canning zum Redacteur des Toryorgans ausersehen worden. Er hatte sich durch beißende Satiren einen Namen erworben und stand bereits als Herausgeber der Wochenschrift „The Anti-Jacobin" im Dienste der Toryregierung. Vom Schuhmacherlehrling und Schiffsjungen hatte er sich, in mühseligem Ringen nach Kenntnissen, zum Vorkämpfer und Parteigänger der englischen Aristokratie hinaufgearbeitet. Sechzehn Jahre hindurch schlug er ihre Schlachten: sein Kampfplatz war die Quarterly. Er besaß wie Jeffrey ausgebreitete Kenntnisse, war wohl bewandert in der classischen Literatur sowie in der altenglischen Poesie. Seine Hauptstärke und sein eigentliches Verdienst bestand in der Besprechuug der alten heimischen Dichter und der dramatischen Literatur insbesondere. Ihm fehlten Jeffrey's Witz und Beredtsamkeit, er übertraf ihn aber an Gelehrsamkeit und in der Handhabung bitterer Sarkasmen und schonungsloser Satire: „wenn er die Feder in die Hand nahm, floß sie über von Galle und Wermuth".

Durch die Ernennung dieses Kämpfers mit der scharfen, verletzenden Feder war des jungen Dichterlöwen Byron — der von den Edinburgern schwer verwundet worden war — sehnlichster Wunsch, einen Rächer erstehen zu sehen, in Erfüllung gegangen: „Was schläfst Du, Gifford?" hatte er kurz vorher ausgerufen.

„Was schläfst Du, Gifford? laßt uns nochmals fragen,
Gibt's keine Tollheit auf der Welt zu zügeln?
Gibt's keine Narren weiter durchzuprügeln?
Gibt's Sünden nicht, Satiren abzufassen?
Trabt ruhig nicht das Laster durch die Gassen?"

Dem Herausgeber standen mehrere der bedeutendsten Schriftsteller der Zeit zur Seite, unter Anderen Walter Scott, von dem in der ersten Nummer drei Artikel erschienen, John Wilson Croker, ein Eingeweihter des Ministeriums, der die politischen Artikel, namentlich die durch Detailkenntnisse ausgezeichneten über Frankreich, schrieb, der Dichter Robert Southey und der Reisebeschreiber John Barrow.

Alle Hebel hatte Scott in Bewegung gesetzt, um sofort beim ersten Anfange der neuen Zeitschrift eine große Wirkung zu sichern: Canning, der Atlas der englischen Politik, so hatte er in London dringend gemahnt, sollte seine Last auf einige Stunden ablegen, irgend ein ministerielles Diner mit Vorschützen eines Gichtanfalles ausschlagen und bei einem Huhn und einer Flasche Wein einen Artikel oder wenigstens den Entwurf zu einem solchen für die erste Nummer schreiben; wichtige politische Mittheilungen sollten aus dem Ministerium der Redaction zugesteckt werden, aus denen man, ohne ausdrückliches Berühmen,

ersähe, daß die Review gut und sicher informirt sei; die Zeitschrift sollte plötzlich und überraschend erscheinen, so würde man im Stande sein, einen Eindruck hervorzubringen und einen erfolgreichen, ehrenvollen Widerstand zu leisten.

Der Kampf, welcher zwischen den beiden rivalisirenden Literaturzeitschriften begann, „war" — wie ein englischer Literaturhistoriker sich ausdrückt — „ergötzlich für Alle, welche keine Bücher zu kritisiren hatten".

Schon der erste Artikel der Quarterly über spanische Angelegenheiten war gleichsam die Antwort auf den bereits erwähnten von Brougham, welcher Walter Scott die äußere Veranlassung zum Bruche gegeben hatte. Seine offenbare Bestimmung war, den Charakter des neuen Journals zu kennzeichnen: er klagte die Herausgeber der Edinburgh Review als Vaterlandsfeinde und Gottesleugner an, beschuldigte sie, Liberalismus zu nennen, was in Wahrheit Jacobinerthum sei, Religionslosigkeit mit Toleranz zu verwechseln, kurz und gut Thron und Altar zu unterwühlen.

Der heftige Kampf jener Zeit, der zwischen Whigs und Tories mit zündender Flammensprache im Parlament geführt wurde, fand sein Spiegelbild auf den Blättern der beiden Reviews: „Die Götter der Quarterly wurden Götzenbilder von Holz und Stein in der Edinburgh Review, und wen diese hoch in den Himmel hob, den stürzte jene in den tiefsten Abgrund".

— „Abenteurer Beide,
Kämpft jeder eifervoll für *seine* Fahne."

Die hervorragendsten Parteimänner hielten diese Zeitschriften für die geeignetsten Canäle, durch die sie ihre Gedanken und Meinungen über Wissenschaft, Philosophie, Literatur, Kunst, Verwaltung und Alles, was den Menschen lieb und theuer, wichtig und nützlich ist, in die Köpfe und Herzen der Gebildeten oder noch zu Bildenden leiten könnten.

Die Artikel über Poesie zogen die Aufmerksamkeit in erster Reihe auf sich. Sie nahmen in beiden Reviews einen großen Raum ein und wurden im ersten Vierteljahrhundert am liebsten gelesen und am meisten bewundert.

Auch in der poetischen Sprache und Ausdrucksweise hatte sich, wie mit der prosaischen, um die Wende des Jahrhunderts eine Veränderung und Umgestaltung vollzogen.

Die Anregung von Seiten der großen neuen deutschen Literaturepoche hatte daran einen nicht geringen Antheil. „Die Musen erwachten aus einem Traumschlummer und die Dichter fingen wieder an ihre Empfindungen mit Leidenschaft und Pathos vorzutragen. Die französisch glatten, wohlgebauten Verse Pope's, der Aufputz des kühlen und dürftigen Inhalts durch Flitter aus der Mythologie der Alten, hörten auf Gegenstand der Bewunderung zu sein. Die Naturlaute von Burns und die empfundenen Töne Cowper's hatten einen neuen Weg gewiesen." Als Georg III. im Jahre 1820 aus dem Leben schied, gab es eine beträchtliche Zahl von Dichtern, deren Werke mit warmem Interesse und lebhafter Begierde aufgenommen wurden: Crabbe, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Southey, Scott, Moore, Byron, Shelley, Keats lieferten den Kritikern reichen und würdigen Stoff der Besprechung.

Viele Kritiken der Reviews über die gleichzeitigen Poeten und ihre Poesien

sind von Werth gewesen und geblieben: lebhaftes und schnelles Erfassen des Inhalts, eine reiche Phantasie, bilderreiche Darstellung und glücklicher Ausdruck zeichneten sie aus. Sie sind aber oft mit Coterie-Voreingenommenheit geschrieben und von Parteivorurtheil beeinflußt. Jede Review hatte ihre Schoßkinder und ihre Stiefkinder. Dazu gesellte sich das ausgeprägte politische und religiöse Glaubensbekenntniß, mit dem die Dichterwerke gelesen und besprochen wurden: die Kritiker zeigen daher nicht immer den Gleichmuth des Richters, sondern den Parteistandpunkt des Advocaten.

In der Edinburgh wurden niemals die poetischen Verdienste und Schönheiten der sogenannten „Seeschule" anerkannt, die Quarterly hingegen richtete ihre heftigen Angriffe auf Keats, Shelley und Hazlitt. Der später gemilderte und abgewogene Ton der Reviews war anfangs herb, verächtlich und voller Uebertreibungen.

Um die Kritik der vorangegangenen Zeit aus ihrer Schlaffheit aufzurütteln, betraten die neuen Kritiker den entgegengesetzten Weg: ihr System bestand fast nur im Angriff. Einige Kritiken aus jenen Jahren haben in der Literaturgeschichte eine Berühmtheit erlangt, vor allen die über Byron's Erstlingswerk „Mußestunden" (Hours of Idleness) im Frühjahr 1808. Der Recensent verhöhnte ihn als Lord und Minderjährigen, wie sich der Dichter selbst auf dem Titelblatte genannt hatte, rieth ihm, erst etwas Rechtes zu lernen, um nicht Knabenreime für Poesie auszugeben, und sprach den Wunsch aus, daß Byron sein Versprechen halte, dieses erste Product nämlich auch sein letztes sein zu lassen. Diese wegwerfende verächtliche Behandlungsweise regte den Stolz, die Ehrbegier und das Rachegefühl des Dichters gewaltsam auf. Nach einem eifrigen Studium satirischer Dichter, um sich ein Modell zu schaffen, raffte er allen Klatsch zusammen, der einen Stoff zu boshaften Scherzen bot, und ergoß seinen verhaltenen, erstickenden Glühzorn in die poetische Satire: „Englische Dichter und schottische Kritiker" (English Bards and Scotch Reviewers). Facit indignatio versum. Da er den wirklichen Verfasser, den wahren Schuldigen nicht kannte, so schoß er blind seine Pfeile ab, um sie Alle zu treffen, die Tageshelden auf dem Felde der Literatur:

„Wen sucht, wen meidet man? Die Wahl ist schwer.
Wen schonen? Wohin richten einen Streich?
Denn Bard' und Krittler sind bei uns sich gleich."

Alle zusammen nannte er:

Tyrannenbrut, zu frechem Werk verschworen,
Des krit'schen Richterstuhls Usurpatoren.

Byron's Pamphlet machte ungeheures Aufsehen; ihm fiel der Beifall aller rivalisirenden Literaturzeitschriften zu; alle Dichter und Schriftsteller, welche in Edinburg schlecht recensirt worden waren, klatschten freudig in die Hände. Als Beispiel der bissigen Galle, die er in die Verse goß, diene, was er, mit Hinweis auf den unbarmherzigen Richter Jeffrey's unter Jacob II., über Jeffrey sagte:

Heil, mächt'ger Jeffrey, Dir! Es rühmt das Land
Noch einen Richter, fast wie Du genannt;
An Gnad' und an Gerechtigkeit Dir gleich, —
Der Satan ließ ihn, heißt's, aus seinem Reich,

Er hat auf ihn der Welt zu Lieb' verzichtet,
So daß, der Menschen einst, jetzt Bücher richtet;
Ohnmächt'ger, doch mit gleichem schwarzen Herzen,
Schnell im Verdammen zu der Folter Schmerzen;
Im Recht erzogen, ist er einzig nur
Mit Lust der Menschen Fehlern auf der Spur.

Jene Kritik in der Edinburger Vierteljahrsschrift ist bis auf unsere Tage herab vielfach getadelt worden; aber der Verfasser ist, wie selbst Thomas Moore, Byron's Biograph, zugesteht, zu entschuldigen: „Wir lesen jetzt," sagt er, „Byron's Jugendverse gleichsam im Lichte seines künftigen Sonnenglanzes, der Kritiker aber hatte damals die Hilfe dieses reizenden Reflexes nicht, den die hellen Strahlen seiner spätern Größe auf seine ersten Knabenversuche zurückwerfen."

In spätern Nummern hat die Edinburgh Review zu ihrer eignen Ehre wiederholt Gelegenheit genommen, reumüthig das Geständniß abzulegen, daß sie in der Knospe die Blume nicht entdeckt. Wie oft sie aber auch Byron's neue poetischen Ergüsse mit höchster Anerkennung und im schwungvollsten Stile der Welt anpries, er fühlte immer den alten Stachel im Herzen, und obwol er später wünschte, jene Bausch- und Bogen-Satire nicht geschrieben zu haben, erinnerte er sich doch gar zu oft für seine Seelenruhe in Freundeskreisen der scharfen und verletzenden Sprache jenes Artikels: der Geist der Reviewers verfolgte ihn durchs ganze Leben.

Nach seinem Tode setzte ihm dieselbe Review das schönste Denkmal in tiefempfundenem dichterischem Schwunge: „Es ist kein König mehr in Israel. Griechenland, Italien, ja die Welt haben ihren Dichterheros verloren; sein Tod hat eine größere Trauer verbreitet und ein tieferes Weh zurückgelassen, als das Hinscheiden eines der vielen Großen, so weit die Erinnerung reicht. Er ist wie die Sonne in ihrem Glanze untergegangen, und seine Laufbahn war am strahlendsten im letzten Augenblicke, denn sein Andenken ist nun geheiligt durch die Freiheit und den Genius."

Während die erwähnte Kritik eines Dichters schlummernde Lebenskraft weckte und entfaltete, wie die Schläge des harten Stahls dem Feuersteine sprühende Funken entlocken, hatte eine andere in der Quarterly die Wirkung, das Herz eines Dichters, der aus weicherem Stoff geformt war, frühzeitig zu brechen. Gifford hatte von Keats' Endymion behauptet, daß es ihm bei allem Aufwande von Kraftanstrengung nicht gelungen wäre, über das erste der vier Bücher dieser poetischen Romanze hinauszukommen. Die Schule, zu welcher der Dichter unglücklicher Weise zu gehören schien, kleide die abgeschmacktesten Ideen in die ungeschlachtesten (uncouth) Worte. Dieser wegwerfende Angriff soll den Tod des kränkelnden Dichters beschleunigt haben, was Byron halb mitleidig, halb muthwillig im Don Juan also erwähnt:

John Keats starb hin durch giftige Kritik.
Der arme Bursch! gar bös war sein Geschick!
Seltsam, daß Geist, die feurige Partikel,
So ausgeschnäuzt wird durch Journalartikel!

Als im Jahre 1826 dem verbitterten, phantasiearmen Gifford der empfindungswarme, sympathische Lockhart in der Leitung des conservativen Journals

folgte, wiederfuhr auch hier dem gekränkten poetischen Talente Keats' Gerechtigkeit und wurde Shelley's mit Anerkennung gedacht. Ueberhaupt milderte und besänftigte sich der Ton in rein literarischen Dingen, zumal um etwa dieselbe Zeit oder wenig später durch Macaulay, der in der liberalen Edinburgh Review seine glänzende Schriftsteller-Laufbahn begann, gleichfalls eine würdigere, versöhnliche Sprache zum Ausdruck kam.

Nach dem Tode Shelley's und Byron's, als Scott, Moore und Southey die poetische Bahn verlassen und ihre Empfindungen und Gedanken in Prosa niederlegten, nahm die bisherige Theilnahme für Recensionen dichterischer Schöpfungen beträchtlich ab; später trat an ihre Stelle die Romanliteratur, die sich in England so mächtig entfaltete.

Wie zahlreiche Blätter der kritischen Zeitschriften indessen der schönen Literatur gewidmet waren, so blieb doch die politische Literatur die Hauptsache. Jeffrey hatte einmal einem Freunde geschrieben, sein Journal gehe auf zwei Beinen, von denen das eine die Literatur, die Politik aber, unter allen Umständen, das rechte Bein sei.

Wenn nun die politischen Principien und Parteiansichten die Federn der Mitarbeiter dieser Zeitschriften schon bei der Beurtheilung schöngeistiger und rein wissenschaftlicher Themas lenkten und beeinflußten, so daß der harsche Ton und derbe persönliche Invectiven zu Duellen, wie zwischen Thomas Moore und Jeffrey, und zu rohen Straßenanfällen auf Kritiker führten, so waren die Gemüther um so erregter und leidenschaftlicher in Zeiten, wo die allerwichtigsten politischen Reformen auf den Tagesordnungen standen, bei denen es galt, einer mächtigen und geschlossenen Partei alte ererbte Vorrechte oder materielle Vortheile zu entwinden. Die bloße Erwähnung der großen Reformmaßregeln: der Katholiken- und Judenemancipation, der Freigebung des Handels, der Sklavenemancipation in den Colonien, die Wilberforce's Namen unsterblich gemacht hat, Abschaffung der Kornzölle, der Cobden die Wege geebnet hat, der Ausdehnung des Wahlrechts, Beseitigung der Staatskirche in Irland und England, geheimer Abstimmung bei Parlamentswahlen, wird begreiflich machen, wie heftig der Angriff und die Vertheidigung geführt wurden. Die Conservativen befürchteten oder gaben vor zu fürchten, daß die Existenz Altenglands und der Kirche auf dem Spiele ständen; die Liberalen im Gegentheil hielten ihre Vorschläge für das geeignetste Mittel, das Land vor Umsturz zu bewahren. Hart platzten die Geister bei den Debatten auf einander, unerbittlich war der Federkrieg.

Zur Charakterisirung der rücksichtslosen Sprache, wie sie gegen politische Gegner gang und gäbe war und noch ist, diene ein Satz aus der Besprechung eines veröffentlichten Briefes von William Russel in der Quarterly Review: „Seine hinfällige Logik, seine schaukelhaften Principien, seine böswilligen Unterstellungen, seine unverschämt dreisten Behauptungen sind nichts Neues in seinen politischen Stilübungen (penmanship): er ist als Staatsmann ein unbesonnener, anmaßlicher Flachkopf" (he is a wild, presumtuous and shallow statesman). Und das in einer wissenschaftlichen Zeitschrift!

Selbstverständlich bei einer Nation, die in allen Welttheilen Besitzungen und Handelsinteressen hat, finden alle Bewegungen und Erschütterungen in

europäischen Ländern und in fremden Continenten neben der Poesie und inneren Politik, Philosophie und Geschichte, exacte wie humanistische Wissenschaften, schöne Künste sowie Ackerbau und Militärwesen ihr Echo in den Reviews. Neben dem Höchsten und Bedeutendsten, dem Nächsten und Drängendsten erhalten aber auch das scheinbar Niedrigste und Entfernteste einen Platz, wofern es nur das menschliche Interesse zu erregen im Stande ist.

Die Kritik einer neuen Ausgabe des alten und neuen Testaments nach der ältesten vaticanischen Handschrift wird gleichzeitig einer Besprechung unterzogen mit der Gesundheit der Nachtwächter und Straßenfeger; neben Shakespeare und Milton steht eine Abhandlung über Strick- und Stickmuster; auf einen Essay über Homer folgt die Theorie der Stereoskope; auf die Geschichte der Sanskritliteratur, Gehirnkrankheiten und Verstandesstörung; eine Karawanenreise durch die Wüste Sahara wechselt mit der Eisenbahnfrage in England; der Ursprung der Cultur ist nicht zu hoch, um in Gesellschaft der Bierbrauerei und Schankwirthschaft aufzutreten; neben einer Abhandlung über den ethischen Gehalt des Talmud kann eine Beleuchtung des Adreßbuches und der Straßennamen von London stehen.

Nur muß der Reviewer im Stande sein, den räumlich und zeitlich entlegenen Dingen ein praktisches, in der Gegenwart wirkendes Interesse abzugewinnen. Denn diese Zeitschriften haben das bewußte Ziel, in das Leben der Nation unmittelbar einzugreifen, bestimmten und offen eingestandenen politischen, religiösen, wissenschaftlichen und socialen Anschauungen Verbreitung und Geltung zu verschaffen, die Gemüther und Geister der Gesellschaftsclassen zu gewinnen, welche eine Einwirkung und, wenn erforderlich, einen Druck auf die regierenden Familien zu üben vermögen. Daher die vorzugsweise Berücksichtigung brennender Tagesfragen. Jede Veröffentlichung, die solche berührt, sei es in Form eines Buches oder einer Broschüre, einer Adresse an eine Corporation oder an eine hervorragende Persönlichkeit, sei es der Brief eines Parlamentsmitgliedes an seine Wählerschaft, ein Aufsehen erregender Leitartikel, eine Correspondenz an eine Zeitung, gewährt die Veranlassung, nicht immer gerade das Buch oder die Broschüre zu behandeln, sondern oft vielmehr den darin berührten Gegenstand.

Wie wirkungsvoll und bedeutend zuweilen die Kritik wichtiger Publicationen durch eindringenden Scharfsinn, umfassende Gelehrsamkeit und geistvolle Darstellung sein mag, der Hauptwerth und eigenthümliche Charakter der Review-Artikel liegt doch mehr in der Summe allgemeiner Ideen, grundlegender Principien und bestimmter Grundsätze, die sie zu verbreiten suchen. Den Titel des Buches gleichsam als Motiv benutzend, stellt sich der Kritiker auf einen höheren Standpunkt, der ihm eine weitere freie Aussicht eröffnet, und nicht beengt durch nahe Hindernisse hält er eine Umschau und — in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Review — eine Rückschau zugleich auf den Anfang und Beginn der Thatsachen und Ereignisse, verfolgt den geschichtlichen Verlauf derselben, hebt die aufeinanderwirkenden zusammenhängenden Ursachen und Folgen hervor, und so die Vergangenheit an die Gegenwart anreihend, forscht er nach den möglichen und wahrscheinlichen Ausgängen. Durch das Herausschälen der leitenden Gedanken und durch Klarlegung der Theorie der Ereignisse

sucht er nachzuweisen, inwiefern die in dem angeführten Werke dargelegten Ansichten einen Fortschritt bekunden oder welche Früchte für die Zukunft von ihnen erwartet werden dürfen.

Statt einer Kritik oder eines Referats gibt der Reviewer einen Essay, eine selbständige Studie aus einem Gusse, von einem leitenden Gedanken belebt, Alles ausscheidend, was den Gang schwerfällig machen, Alles einschließend, was ihn fördern kann; er ist so im Stande, seine besonderen Kenntnisse, seine persönliche Begabung frei zu entfalten und Cabinetstücke der Kritik zu liefern, die als einheitliches Ganze auch für spätere Zeiten einen dauernden Werth bewahren.*)

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Aus der Kritik eines Buches über altenglische Poesie entsteht ein Essay über die Natur und den Gegenstand der Poesie überhaupt oder über den Unterschied zwischen Poesie und Prosa; die Recension einer neuen Ausgabe von Dryden's Werken verwandelt sich unter der Hand des Reviewers in eine Untersuchung der Gesetze, welche den Aufschwung und Verfall der Poesie bedingen und beeinflussen; die Anzeige der Vorstellungen auf einem Londoner Theater wird zur Geschichte des Dramas; die Erwähnung eines epischen Gedichtes eine Erörterung der augenblicklichen Gefühls- und Geschmacksrichtung in Bezug auf diese poetische Gattung oder über die Aussichten auf einen Erfolg oder Mißerfolg des Verfassers; eine Geschichte von England gewährt dem Reviewer die Veranlassung, die Entwickelung der englischen Historiographie einer Untersuchung zu unterziehen, eine Classikerausgabe, sich über den Nutzen des Griechischen und Lateinischen auszulassen.

Welche Meister- und Muster-Essays Macaulay an Bücheranzeigen in der Edinburgh Review knüpfte, ist bekannt genug.

Mögen neben den Beispielen aus der Sphäre des Friedens auch einige aus den bewegten Kriegsjahren einen Platz finden. Die bekannte Kriegscorrespondenz der Times während des Feldzuges von 1866 und ähnliche Publicationen veranlaßten den Reviewer, das militärische Wachsthum Preußens von den Zeiten des großen Kurfürsten bis herab zum Frieden von Nikolsburg zu schildern; an ein Buch über die neuesten Kriegshilfsmittel lehnte sich ein Recensent an, um die Geschichte des Fortschrittes in der Waffenbereitung durch die letzten zwei Jahrhunderte zu verfolgen an einer Vergleichung der Feuerwaffen zur Zeit der Königin Elisabeth mit denen unter der Königin Victoria; ein anderer benutzte dasselbe Thema, um die stehenden Armeen in den verschiedenen Staaten Europas und Amerikas einer Prüfung zu unterziehen und sie mit der Englands zu messen.

Weniger also in der Schätzung und Beurtheilung der Bücher, als in der Verbreitung allgemeiner Gesichtspunkte, in dem Reiz und Antrieb, den sie ihren Lesern zu weiterem Eindringen in würdige Wissensfragen gewähren, liegt die

*) Nicht blos einzelne Artikel, sondern ganze Nummern der Reviews, die doch einen stattlichen Band ausmachen, erleben zahlreiche Auflagen, oft noch Jahrzehnte nach ihrem ersten Erscheinen. Die gesammelten Beiträge hervorragender Schriftsteller bilden dauernde Literaturschätze, wie Jeffrey's Contributions und Macaulay's Essays aus der Edinburgh, Mill's und Grote's aus der Westminster Review. Ein Aufsatz unseres allzufrüh verstorbenen Landsmannes Emanuel Deutsch in der Quarterly aus dem Jahre 1867 über den „Talmud" wird auch jetzt noch immer von Neuem gedruckt.

eigentliche Stärke der englischen Reviews. Von Anfang an haben es diese Zeitschriften verstanden, die Belehrung anziehend zu machen, mit Witz und Scherz, Lebhaftigkeit und Laune ihre ernsten Artikel zu würzen, durch blendende Antithesen, unerwartete Wendungen, Anspielungen aller Art, Paradoxen, glänzende Bilder, durch Schlagwörter, die sich leicht dem Gedächtniß einprägen, durch glücklich gewählte Anekdoten die Leser munter und aufmerksam zu erhalten und mit Unterhaltungsstoff für die nächsten drei Monate zu versehen: die Reviewer malen in grellen, übersatten Farben. Nun hat freilich nicht jeder Mitarbeiter diese besondere Gabe der Darstellung und des Stils, und der Herausgeber ist genöthigt, auch Beiträge anzunehmen, denen jener Schmuck oder Schimmer fehlt, wofern der Verfasser nur Kenner des Gegenstandes ist, dem die Kritik gelten soll. Dem Herausgeber aber steht das unbestrittene Recht zu, die Artikel, welche ihm zum Drucke übergeben werden, seinerseits einer kritischen Review zu unterziehen, um schwerfälligen, schleppenden irgendwelche leichte, geistreiche Abschnitte vor- oder anzuhängen, unklare durch einige Geistesblitze zu erhellen oder, um ein Bild Walter Scott's anzuwenden, sie schmackhafter zu machen durch eine Hand voll Gewürz, das hineingestreut wird. Zuweilen drängen sich aber der Pfeffer und die sonstigen Zuthaten so sehr hervor, daß das eigentliche Gericht nicht zu erkennen ist. So erzählt Earl Stanhope, daß er im Jahre 1833 (zur Zeit noch Lord Mahon) der Quarterly einen Artikel über die französische Revolution übergeben habe. Der Leiter des Journals habe diesen Wilson Croker, dessen besondere Domäne die Revolutionszeit war, zur Amendirung übertragen. Diese hätte aber aus so beißenden persönlichen Anspielungen bestanden, daß er in großem Verdrusse seine Vaterschaft des Ganzen nicht anerkannt wissen wollte.

Jeffrey soll Meister der Kunst gewesen sein, solche Schminke und Schönheitspflästerchen aufzulegen und zu vertheilen, manchen Beiträgen durch geschicktes Streichen oder leichtes Retouchiren Anmuth und Leichtigkeit zu verleihen.

Lockhart, Walter Scott's Schwiegersohn und sein Biograph, welcher die Herausgabe der Quarterly von 1826—1853 besorgte, besaß ein ähnliches Geschick wie Jeffrey. Durch wenige Züge konnte er einem Artikel Gefälligkeit und Pointe geben, überflüssigen Stoff ausscheiden, einen halb entwickelten Gedanken ausführen, einen verwickelten Satz entwirren und so einem schwerfälligen, aber gründlichen Artikel Geist und Leben einhauchen, wie der Bildhauer dem formlosen Stein Gestalt gibt.

Viele Mitarbeiter der Reviews liefern sonach, in einem alltäglichen englischen Bilde, häufig blos den Pudding und der Herausgeber besorgt die Rosinen.

Aus den vorangegangenen Bemerkungen ist unschwer der Schluß zu ziehen, daß viele Kritiken in den Reviews mehr blendend als gründlich, übertrieben im Ausdruck und einseitig in der Behandlung sind. Mitarbeiter desselben Journals gehen zuweilen bei der Beurtheilung von entgegenstehenden allgemeinen Gedanken aus: der eine tadelt einen jungen Dichter, weil er die feststehenden, unabänderlichen Gesetze der poetischen Kunst mißachtet habe; ein anderer lobt einen zweiten, gerade weil er neue Bahnen eingeschlagen und sich um die veralteten nicht gekümmert habe.

Auch sind die Entscheidungen dieser literarischen Gerichtshöfe, die in ihren Vierteljahrssessionen Urtheil und Recht sprechen, nicht immer unfehlbar: unge-

achtet der verurtheilenden Kritiken in der Edinburgh Review über Wordsworth, wird er in seinem Vaterlande zu den großen Dichtern gezählt; Scott's Marmion hatte trotz des absprechenden Urtheils einen glänzenden Erfolg; Shelley hat sich die Herzen der Freunde der Poesie erobert, wie wegwerfend auch die Quarterly ihn behandelt hat. Selbst wissenschaftliche Theorien, die lächerlich gemacht wurden, sind später zur Geltung und Anerkennung gelangt.

Bei alledem bleibt das Verdienst der Reviews groß und bedeutsam. Durch die Discussion der Ideen und Principien, welche sie den Literaturwerken und Tagesfragen zu Grunde legen, liefern sie gleichsam den Compaß, welcher die Richtung auf dem unübersehbaren Meere des Schriftthums und in der erregten Strömung der Tagesmeinungen angibt. Die Hauptgesichtspunkte dieser reichen geistigen Production werden durch die Vierteljahrsschriften zuerst von den oberen Zehntausend, dann von den Mittelclassen erfaßt, bis sie durch die Vermittelung der zahlreichen Monats-, Wochen- und Tageszeitschriften Gemeingut auch der untern Gesellschaftsclassen geworden sind. So wurden die Grundsätze der Nationalökonomie, welche die Edinburgh Review oft und ausführlich behandelte, populär, bis ihre Macht so unwiderstehlich war, daß jede englische Regierung, Whigs oder Tories, ihre Ergebnisse in Gesetzesform zu kleiden, vor das Parlament zu bringen und dort zu vertheidigen gezwungen war. Ebenso war es mit allen großen Fragen der innern Politik, mit der Katholikenemancipation, der Staatskirche in Irland; und ebenso wird es, auf demselben Wege, wenn nicht alle Anzeichen trügen, zu einer vollen Auseinandersetzung von Staat und Kirche überhaupt kommen.

Neben der theoretischen Erörterung verfolgen die Reviewers greifbare Ziele; sie sind in der Regel Männer öffentlicher Wirksamkeit, nicht bloße Schriftsteller von Beruf. Unabhängige, talentvolle junge Leute, die sich dem Staatswohle widmen wollen, betrachten diese Journale als eine Uebungsschule für einen künftigen Parlamentssitz, das hohe Ziel wohlberechtigten Ehrgeizes. In ihnen lernen sie ihr Wissen und ihre Kenntnisse in ein gefälliges Gewand kleiden, die Methode, den Gedanken eine rechte Form geben, die Gründe nachdrucksvoll und eindrucksvoll vortragen. Der in vielen Familien angesammelte Reichthum, alter Besitz, Unabhängigkeit der Aristokratie in Verbindung mit der eigenthümlichen Richtung der Engländer, ihre großen Mittel und beneidenswerthe Muße vorzugsweise speciellen Lieblingsstudien zu widmen, versorgen die Reviews zu jeder Zeit mit dem erforderlichen Stoff. Und insofern liegt in dem Anfangs angeführten Satze Michelet's eine gewisse Wahrheit: „Les Anglais ne font guère que des articles de revues."

William Hamilton legte den Grund zu seinem späteren Rufe in einem Artikel über Cousin's Philosophie in der Edinburgh Review, Macaulay's Essays über Milton und Macchiavelli verschafften ihm mit Hilfe Jeffrey's einen Sitz im Parlament, George Cornewall Lewis, der bedeutende Forscher in der römischen Geschichte und Herausgeber jener Zeitschrift von 1852—55, wurde englischer Finanz- und Kriegsminister, und zahlreiche andre wie James Mackintosh, Mac Culloch, James Mill, Wilberforce, Hallam, Canning, John Stuart Mill, Grote, Bulwer, Gladstone, haben in den Reviews, dem Kampf- und Ringplatz der besten

Geister Englands, mit verdecktem Visir — die Artikel erscheinen anonym — um den höchsten Preis geworben. Mit wie vieler Mühe hingegen muß sich bei uns der Herausgeber einer wissenschaftlichen literarischen Zeitschrift die erwünschten Beiträge verschaffen; Staatsmänner, Juristen, Professoren sind zu sehr von ihren Berufspflichten in Anspruch genommen. Erst seit Kurzem ist es auch bei uns besser geworden: namhafte Gelehrte, die sonst nur umfassenden Werken ihre Zeit und Thätigkeit widmeten, erfreuen zuweilen das gebildete Lesepublicum mit kleineren Beiträgen, schätzbaren Arbeitsspänen von den schweren, streng wissenschaftlichen Gerüsten, an denen sie zimmern. Die Vermehrung ihrer Zahl wird der schönen Literatur eine größere Tiefe und einen kernigeren Gehalt verleihen, wie die Gelehrten selbst hinwiederum durch solche Bemühungen ihren Blick für's Leben und die Praxis schärfen würden. Die englischen Review-Artikel vermitteln gleichsam die Wissenschaft mit dem Leben, die Forschung ist durchflochten von Gedanken aus der Praxis. Die Schulung englischer Gelehrten durch Review-Artikel übt einen merklichen Einfluß leichterer Behandlung und gefälligeren Stils auch auf umfangreiche Fachwerke, die daher bei den gebildeten und urtheilsfähigen Lesern sich leichten Zutritt verschaffen. Die englischen Schriftsteller mögen dadurch auch eine schärfere Uebung gewinnen, stets ein größeres Publicum vor Augen zu haben. An diese Betrachtung über die Darstellungsweise der Reviews will ich eine Bemerkung über den Ausdruck in denselben hinzufügen. Sie haben sich immer bestrebt, ein reines, kräftiges Englisch zu schreiben, und bilden dadurch ein starkes Gegengewicht zu der oft überladenen, wunderlichen Ausdrucksweise der schnell geschriebenen und schnell gedruckten Tagesblätter, schützen den sächsischen Sprachschatz vor dem affectirten Kauderwälsch der zahlreichen Secten (Cant), vor dem schlüpfrigen Gassenjargon (Slang) und bleiben die Hüter des Muster-Englisch ihrer Königin, „The Queen's English".

Das sind die Vorzüge und Fehler, die Glanz- und Schattenseiten der Reviews, die sie während ihrer siebenzigjährigen Lebensdauer der Welt offenbart haben. Sie hatten Epochen des Aufschwungs und Niedergangs. Ihr Schicksal hing von der Gunst der Zeiten und Personen ab, je nachdem sie große Ideen, weltbewegende Thaten zu behandeln hatten und außergewöhnliche Mitarbeiter fanden. Die Zahl der Exemplare war vor wenigen Jahren gesunken. Anstatt der früheren 20,000 veröffentlichte die Edinburgh 4000 und die Quarterly 5000. Die alle Menschen und alle Länder ergreifenden großen religiös-politischen und ökonomisch-socialen Fragen der Gegenwart scheinen ihnen, wie das häufige Erwähnen und Citiren derselben erweist, wiederum erneuerte Lebenskraft und frische Kampfeslust eingehaucht zu haben.

Mancherlei Ursachen haben indessen dazu beigetragen, den einstigen hohen Flug zu hemmen. Der Quell ursprünglicher Poesie fließt nicht mehr so reichlich wie im ersten Viertel unseres Jahrhunderts. Der Dichter ist vom Naturforscher verdrängt worden. Die großartigen und wundervollen physikalischen Entdeckungen aber finden ihre ausführliche Erörterung meist in Fachjournalen. Es haben sich ferner die scharfen politischen Gegensätze und Parteikämpfe beträchtlich gemildert, die maßlose, schneidige, stachelnde Sprache ist ruhiger, höf-

licher geworden; persönliche Angriffe haben das Verletzende verloren. Dadurch wird das Bedürfniß mancher Leser nach heftiger leidenschaftlicher Erregung nicht mehr befriedigt. Ferner hat die Aufhebung der Papier- und Zeitungssteuer die Tages-, Wochen- und Monatsschriften billiger und lesenswerther gemacht. Sie füllen ihre Spalten mit guten ausführlichen Besprechungen von Literaturerzeugnissen und bringen ihre Geistesproducte frischer, schneller und billiger auf den Markt, während die Reviews ihren ursprünglichen, verhältnißmäßig hohen Preis von 6 Schillingen (6 Mark) das Heft beibehalten haben. Endlich sind zahlreiche Concurrenz-Reviews geschaffen worden, unter denen eine große Familienähnlichkeit herrscht.

Jedoch ist von allen Vierteljahrsschriften nur *eine* noch den beiden hier gewürdigten mit Erfolg an die Seite getreten, die Westminster Review. Sie wird mit mancherlei Unterbrechungen und unter wechselnden Schicksalen seit 1824 als Organ der sogenannten philosophischen Radicalen veröffentlicht, keiner Umsturzmänner etwa, welche die Gesellschaft auf den Kopf stellen wollen, sondern definirbare Freiheiten und greifbare Rechte weiteren und tieferen Volksschichten zuzuführen bestrebt sind. Diese Partei zählt Gelehrte von Ruf und Männer von unabhängiger Lebensstellung wie John Bright zu den Ihrigen. Die etwas dogmatische Beweisführung und philosophische Sprachweise dieses Journals verschließt ihm aber gerade die Kreise, für deren Rechte es hauptsächlich kämpft. Als Gründer dieser politisch-socialen Gruppe ist Jeremias Bentham, der Vorläufer der Manchesterschule, anzusehen, welcher das Princip des Utilitarismus nicht blos in der Moral, sondern auch in der Rechtswissenschaft, der Gesetzgebung und der politischen Philosophie als vorwaltenden Gesichtspunkt zur Geltung bringen wollte: das Glück der großen Massen zu fördern und ihr Elend zu lindern, waren seine humanen Ziele. Eine schwerfällige Sprache und dunkle Ausdrucksweise verhinderten aber, daß seine Schriften Eingang und Verbreitung fanden. Doch brachten dieselben sowie auch seine persönlichen Anregungen lebhafte Erörterung in der Gelehrtenwelt hervor und erzeugten ein frisches Interesse bei jungen Staatsmännern und Rechtsgelehrten. Man fand, daß zwischen Whigs und Tories kein principieller, sondern nur ein Gradunterschied vorhanden war, und stiftete deshalb unter der Aegide des Meisters die neue Zeitschrift, um die neuen Gedanken und Doctrinen zu populariſiren und zur Geltung zu bringen. John Bowring, ein wahrer Mezzofanti der modernen europäischen Sprachen, und James Mill, der energische, rücksichtslose Denker, waren die ersten Leiter dieser Zeitschrift. In ihr haben sich George Grote, der Geschichtsschreiber der Griechen, und James Mill's größerer Sohn, John Stuart Mill, der Logiker und Nationalökonom, ihre literarischen Sporen erworben. Zu jeder Zeit ist die Westminster Review für Regulirung der übergroßen Einkünfte der englischen Staatskirche, für Abschaffung der zahlreichen Sinecuren, der Steuer auf die Bildung, wie die Zeitungssteuer genannt wurde, auf alle Lebensbedürfnisse, des Erstgeburtsvorrechts, der Fideicommisse mit Nachdruck und Wärme eingetreten; mit Kraft und Schärfe dringt sie auf die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, selbst der Frauen, auf Sparsamkeit in der Verwaltung, Vereinfachung des gerichtlichen Verfahrens, Ausbreitung des Unterrichts und auf vollständige

Trennung der Kirche vom Staate. Sie stützt nicht die alten Säulen der englischen Verfassung: König, Haus der Lords und das Parlament, sondern räumt offen der demokratischen Regierungsform den Vorzug vor der monarchischen oder aristokratischen ein, spricht sich in feindlichem Sinne gegen die herrschenden Classen und gegen die officielle Kirche aus.

Seit der Verschmelzung der Westminster mit der Foreign Quarterly Review schenkt sie eine große Aufmerksamkeit der Besprechung ausländischer, besonders aber der deutschen Literatur.

Sie hat in Gemeinschaft mit ihren Rivalinnen dazu beigetragen, fremde Literaturen in England bekannt zu machen, besser schätzen zu lehren und unzählige Vorurtheile, namentlich in Bezug auf deutsche Kritik, deutsche Philosophie und deutschen Charakter, zu zerstreuen. Stichwörter von ehemals, die uns galten, wie schlechter Geschmack, Mysticismus, metaphysisches Wolkenland im Gegensatze zur englischen, realistischen (matter-of-fact) Anschauungs- und Denkweise, sind allmälig einer größeren Achtung und Anerkennung unseres Wesens gewichen.

Unter allen englischen Reviews aber ist keine den Hoffnungen, welche Goethe mit seiner warmen Empfänglichkeit und herzlichen Theilnahme für alles Bedeutende auf sie setzte, nämlich, daß sie bestimmt seien, einst eine allgemeine oder Weltliteratur zu erzeugen, näher gekommen, als die seit etwa einem Jahrzehnt unter der geschickten Leitung und Mitarbeiterschaft von John Morley monatlich erscheinende Fortnightly*) Review. Obwol sie, streng genommen, nicht in den Rahmen dieser Besprechung gehört, seien ihr aus diesem Grunde hier einige Bemerkungen gewidmet. Ihr internationaler Charakter ist in den zahlreichen fremdländischen Mitarbeitern deutlich ausgeprägt. Wir begegnen, um nur einige hervorragende Namen zu erwähnen, Heinrich v. Sybel's und Karl Hillebrand's Aufklärungen über deutsche Reichs- und Literaturverhältnisse, des unermüdlichen Karl Blind's tapferer Vertheidigung seines Vaterlandes, sprachlichen Aufsätzen von Max Müller, solchen über deutsche Musik, deutsches Schulwesen von anderen Landsleuten. Italien, Spanien, Frankreich sind durch die bedeutungsvollen Namen eines Mazzini, Castelar, Rochefort (sogar in französischer Sprache) vertreten.

Wie die Fortnightly in dieser Beziehung eine eigne Richtung eingeschlagen hat, so weicht sie auch sonst von den kritischen Vierteljahrsschriften wesentlich ab. Sie erscheint, wie bereits erwähnt, am ersten jedes Monats, die Artikel sind mit Namensunterschriften versehen und schließen sich nicht an neue Publicationen an, sondern sind selbständige Essays, mit großer Sachkenntniß, frischem Geiste und in lebhafter, anregender Darstellung geschrieben. Bedeutend sind die Arbeiten über socialwissenschaftliche Fragen (von Fawcett, G. Campbell u. A.), wie über Löhne und Contractbruch, Landtheilung, Genossenschaftswesen (Trades Unions und Cooperative Associations), über den Anspruch der Frauen auf politische Rechte neben höchst anziehenden historischen und culturgeschichtlichen Aufsätzen.

*) Der ursprüngliche Plan, sie alle 14 Tage herauszugeben, ist suspendirt, daher der jetzt nicht mehr zutreffende Titel.

Mit den übrigen Reviews hat sie das Gemeinschaftliche, daß sie eine ausgeprägte politische Tendenz an der Stirn trägt. In dieser Beziehung ist sie als jüngere, lebensfrischere Schwester der Westminster Review anzusehen. „Freie Kirche, freies Land, freie Schule und freie Arbeit" sind ihr Zukunftsprogramm. Um es zu verwirklichen, sucht sie Dissenters und Arbeiter zu einer neuen, geschlossenen Partei zu sammeln. Sie bereitet neue Ideen zu neuen Reformen vor. Bis die neue Partei erstarkt sein wird, selbst die modernen Bestrebungen als Gesetze in's Leben einzuführen, ist ihre Devise: „Mögen die Whigs herrschen, die Radicalen sollen regieren," wie unter dem Ministerium Gladstone der Radicale Bright das treibende Rad der reformirenden Gesetzgebung gewesen ist.

Wenn im Obigen der Bestrebungen der englischen Reviews, die darauf hinzielten, unser Volk verstehen und würdigen zu lehren, mit Anerkennung gedacht wurde, so wird es einem deutschen Rundschauer vor Allem wohl anstehen, an dieser Stelle den englischen Reviewer ganz besonders mit Dank zu erwähnen, der, beinahe zwei Menschenalter hindurch, es sich zur Aufgabe gemacht, seinen Landsleuten unsern Charakter, unser Denken und Empfinden zur Anschauung zu bringen. Thomas Carlyle erntet jetzt den Lohn und die Genugthuung, darauf hinweisen zu können, daß große und umfassende Gedanken, daß tiefe und wahre Empfindung es auch zu großen, bewunderungswürdigen Thaten zu bringen im Stande waren. Es war ihm von einem guten Geschicke vergönnt, in einer glänzenden Schriftstellerlaufbahn, die er mit der Lebensbeschreibung Schiller's, des idealsten deutschen Dichters, begonnen, im hohen Alter die realste Schöpfung deutschen Geistes und deutscher Kraft freudig zu begrüßen: den politischen Neubau des Vaterlandes, die Einigung der deutschen Stämme, die Aufrichtung eines Achtung gebietenden deutschen Reiches.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.
Dr. **Heinrich von Brandt.**

III.

No. 1.

Posen, den 4. April, um 9 Uhr Morgens.

Ich verschob gestern meinen Bericht, weil ich hoffte, über die endliche Lösung der militärischen Verhältnisse hier etwas mittheilen zu können. Aber da man angefangen, die Politik mit in den Bereich der militärischen Wirksamkeit zu ziehen, so vertrödelt sich die Entscheidung von einem Tage zum andern. Seit vorgestern sind hier alle Truppen versammelt, über die man einstweilen gebieten kann — ich glaube in der Provinz an 16—18,000 Mann. — Gestern sollten mobile Colonnen nach Szroda, Buk und Miloslaw gehen. Da läuft die Meldung ein, daß in der Gegend von Obornik ein Detachement bei einem Dorfe auf einhundert Sensenmänner gestoßen, die sich auf einen Edelhof zurückgezogen, hier die Sensen in die Erde gesteckt und unter dem Rufe: „es lebe unser König, unser Vater Friedrich Wilhelm," erklärt hatten, nicht auseinander gehen zu wollen. Zu gleicher Zeit hätten sich Frauen und Kinder in großer Zahl um sie geschaart und den Soldaten zugerufen: hier auf uns Wehrlose schießt, mit unserm Blute befleckt euch u. s. w. Man vermuthete, überall diesen passiven Widerstand organisirt zu finden, und beschloß daher um so mehr von der Absendung mobiler Colonnen zu abstrahiren, als noch in der Nacht ein Schreiben aus Berlin eingelaufen war, das die größte Schonung anempfahl. Gleichzeitig mit der Absendung der Colonnen sollte auch die Erklärung erfolgen, daß Posen in Kriegszustand versetzt sei. Letzteres zu redressiren war aber zu spät, und so ist denn

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Band III, p. 392 und Band IV, p. 368 ff. Wir lassen hier vorerst an Stelle des Tagebuches eine Reihe von Briefen an eine hervorragende Persönlichkeit folgen, welche sich demselben beigefügt finden. Sie geben den unmittelbaren Eindruck der damaligen Lage der Dinge vielleicht noch getreuer wieder, als die biographischen Aufzeichnungen, in deren Mittheilung demnächst fortgefahren werden wird.

D. Herausgeber.

gestern um 3 Uhr Nachmittags die Stadt in Belagerungszustand erklärt worden. Es wurde überall unter Trommelschlag und Trompetenschall bekannt gemacht. Anfangs blieb Alles ruhig. Später aber sammelten sich Gruppen auf dem alten Markte — ein Kerl fiel einem Husaren in den Zügel, und da haben denn einige Husaren von ihren Waffen Gebrauch gemacht, wobei ein Mensch ziemlich stark, ein anderer leicht verwundet wurde. Der Cravall hatte damit ein Ende; Abends aber entstand ein neuer Auflauf vor dem Local des polnischen Comités. Wie es heißt, hätte die schlesische Landwehr, die überhaupt wüthend und schwer zu zügeln ist, das Local desselben stürmen wollen. Soviel ist gewiß, daß sie einem Studenten den Säbel, welchen er sich, um mit Minutoli zu reden, ehrenvoll auf den Barrikaden von Berlin erworben, zerbrochen, ihn stark verwundet und eine drohende Stellung gegen die Polen überhaupt angenommen, die Cocarden abgerissen haben, ꝛc. Einige Züge Husaren und ein Piquet Infanterie stellten aber bald die Ruhe wieder her, die auch bis jetzt nicht weiter unterbrochen worden. Doch hat sich ein schlesisches Landwehr-Commando, das heute nach Gnesen gerückt ist, noch Demonstrationen gegen das Comité erlaubt. Das Local hat müssen besetzt werden. Ich höre, daß Juden die Soldaten hierzu animirt und mit Schnaps bewogen haben sollen. Wie mir der Commandirende vor einer Stunde sagte, so erwartet man heute General von Willisen, um, ich weiß nicht was Alles anzubahnen. Man spricht von einem polnischen Ober-Präsidenten, polnischem Militär, enfin von einem „jungen Polen" unter eigenen Emblemen. Mag man nun thun, was man will, so ist es Zeit, daß etwas geschähe. Das ganze preußische Wesen ist so auseinander getrieben, so zerbröckelt und zerweicht, daß es ohne Blutvergießen nicht wieder hergestellt werden kann. Die fabelhaften Insinuationen des Ober-Präsidenten haben hierzu den Grund gelegt und die schwachen Instructionen von Berlin die Sache vollendet.

Das flache Land und die kleinen Städte haben die Polen ganz inne. Wie es scheint, so fürchtet man jeden entschiedenen Schritt, der mit Blutvergießen begleitet sein könnte. Ich habe noch gestern gerathen, unter jeder Bedingung Szroda zu nehmen, und sollte man über die gesammten Comité's wegmarschiren müssen — aber bald wartet man auf General von Willisen, bald auf Nachrichten vom Minister, und darüber wächst der Hydra der Kopf stündlich. Truppen hat man jetzt eher zu viel als zu wenig.

No. 2.

Nachmittags um 6 Uhr.

Wollte Gott, man faßte auch hier die Sache ernstlich an, aber fast scheint es mir, als wäre jeder Vorwand willkommen, die Entscheidung aufzuschieben. General von Hirschfeld hat heute einen gewissen Dobeski hierher gesandt, der, wie ich höre, Landwehr-Officier ist und sich allerhand Extravaganzen in Gnesen soll haben zu Schulden kommen lassen. — Aus dem Schildberger Kreise hört man allerhand Greuel: 7 Domänen sind theilweise geplündert und in Asche gelegt worden, 2 polnische und 5 deutsche. Die deutschen Grundbesitzer klagt man harter Behandlung ihrer Einsassen an.

In der Anlage schicke ich ein ganzes Packet Proclamationen. Sie deuten

ungefähr den Standpunkt beider Parteien an, den kühnen, verwegenen Revolutionär und die sich im engen Cirkelkreise bewegende, schüchterne Legitimität. Ich füge zugleich ein Gedicht bei, das hier nebst einem Zerrbilde auf den König verkauft worden. Es stellt einen gekrönten Reiter in der Harlekinsjacke dar, dessen Rosse zwei bewaffnete Proletarier führen. Krone und Scepter liegen bereits an der Erde. Der Reiter ist im Begriff zu fallen. Die Behörde hat es erst nach einigen Tagen, nachdem Tausende von Exemplaren verkauft waren, wegnehmen lassen können. Eine Proclamation des Commandirenden füge ich bei.*) Aber was helfen uns die Truppen, wenn wir sie nicht brauchen? Aus Dolzig geht soeben der Bericht ein, daß man sich dort geweigert, unsere Truppen aufzunehmen, weil man 200 Sensenmänner erwartet. Der Officier ist so schwach gewesen, weiter zu marschiren, ohne sich wenigstens das Comité mitzunehmen. In Szrem, wo 1400 Mann stehen, hat man das Comité außer Wirksamkeit gesetzt und hinterher wieder installirt. Alles, weil die Herren politisiren, statt energisch und entschlossen zuzugreifen. Die jungen Officiere sind über diese Züge politisirender Schwäche außer sich, und ich kann nur deren Ansichten theilen und ehren.

No. 3.

Posen, den 6. April 1848,
um 6 Uhr Abends.

Heute Nacht endlich ist General von Willisen angekommen. Ich glaube, daß dessen Ankunft Diesem und Jenem schon recht gewesen, denn heute Abend eben sollte die Expedition gegen Szroda abgehen. Auf den Wunsch des Generals aber wird der Ausmarsch der Truppen nun um drei Tage aufgeschoben. Der General verspricht sich von diesem Aufschube goldene Berge, und angeblich hätte ihm das National-Comité versprochen, die Truppen auseinander gehen zu lassen und Alles so herzustellen, wie es vor dem 20. März gewesen. Daß aber dies nicht geschehen wird, ist wol mehr wie gewiß. General von Willisen hat die Vollmacht, den Polen vorweg Manches zu gewähren. So sollen sie z. B. einen

---

*) Corps-Befehl.

Posen, den 3. April 1848.

Mit großer Genugthuung habe ich bisher gesehen, mit welcher musterhaften Ordnung und Disciplin, mit welcher Ruhe, Ausdauer und Hingebung Officiere und Soldaten jetzt seit 14 Tagen schon die vielfachen Beschwerden eines mühsamen Dienstes ertragen und sich in Geduld in die Nothwendigkeit eines unthätigen Harrens gefunden haben, das auch meinem Soldatenherzen schwer geworden ist.

Ehrend erkenne ich diese Leistungen an und sage Euch, Kameraden! meinen wärmsten Dank dafür. — Nur das Menschlichkeitsgefühl hat mich bis jetzt veranlaßt, allen den bedauerlichen Aufregungen um uns her mit Ruhe zuzusehen, ohne dagegen einzuschreiten.

Auch jetzt ist noch eine kurze Zeit des Ausharrens erforderlich. Mit der bisher bewiesenen Ruhe und würdevollen Haltung werdet Ihr auch jetzt das Gesetz zu schützen wissen.

Gehorsam und willig, treu Eurem Könige, treu Eurem Eide, werdet Ihr daher wie bisher Eure Pflicht erfüllen, und Jeder von Euch wird jederzeit gleich freudig mit mir rufen:

„Hoch lebe der König!"

Der commandirende General
gez. von Colomb.

polnischen Ober-Präsidenten haben, ihm aber ad latus ein deutscher Präsident stehen — sie sollen ferner die Befugniß erhalten, sich die Landräthe selbst zu wählen, die Districts-Commissaire sollen ganz wegfallen ꝛc. Man druckt soeben eine Proclamation, die ruhig gehalten und sehr bestimmt zur Ordnung und Gesetzlichkeit auffordert. Ich denke sie Ihnen morgen übersenden zu können. Habe ich General von Willisen recht verstanden, so wird er auch ein Stück von polnischer Bewaffnung gestatten, um so Alles, was bis jetzt die Waffen ergriffen und nicht zurückkehren will, zu absorbiren. Das National-Comité will sich hier auflösen, ob aber die Enragés in der Provinz, wie z. B. Welczewski bei Trzeszno, einer Mahnung hierzu Folge leisten werden, dürfte zu erwarten stehen. Ich möchte es kaum glauben. In Wreschen und Szroda soll es sehr bunt aussehen; man sprach davon, daß Wreschen heute geplündert werden sollte. An der Warthe hat sich Herr Matecki, dieser ehemalige preußische Officier, festgesetzt und gerirt sich gleichfalls als Organisator. Ich habe heute Gelegenheit gehabt, ein von ihm unterzeichnetes Placat zu sehen.

Die deutsche Bevölkerung hat von mehreren Seiten her sehr verschiedene Männer hierher geschickt, um zu erklären, daß sie unter keiner Bedingung unter Polen stehen wollten. Mir sind ein Herr von Zastrow, von Zittwitz, von Treskow und von Winterfeld als Präsidenten eines hier zu Rathe sitzenden Comités genannt. Willisen selbst meinte, daß es ihm Mühe machen werde, diese Verhältnisse zu ordnen. — Morgen denke ich in meinem Berichte fortfahren zu können.

No. 4.

Posen, den 7. April, um 8 Uhr Abends.

Die Revolutionärs haben die letzten Tage sehr entschieden benutzt, um die Soldaten, Polen sowol als Deutsche, in ihrer Treue zu erschüttern. Die Bearbeitung der Polen hatte man wol vorgesehen. Dieselben waren unter genaue Controlle gestellt, und das energische Einschreiten gegen Einen, der überführt worden, durch Desertion und zum Treubruch aufgefordert zu haben, schien die Sache ganz coupirt zu haben. Wenngleich auch Landwehrleute des 1. Bataillons 18. Infanterie-Regiments, das gestern in der Stärke von ca. 700 Mann ausmarschirt ist, geäußert, daß sie mit den Polen gemeinschaftliche Sache machen würden, so hat man doch hiervon weiter keine Notiz genommen. Das Bataillon war sehr schön, beim Ausmarsch aber in einem entschiedenen Zustande militärischer Auflockerung. Die Officiere meinten jedoch, die Ordnung werde sich finden, sowie man zum Thore hinaus sei. Das Bataillon war nach Glogau bestimmt, soll aber auf General von Willisen's Rath für jetzt nur nach Fraustadt oder Lissa gehen. — Auffallend ist es, daß in Redoute I auf dem Kronwerk, wohin nur Avancirte der Artillerie kommen, ein Geschütz ganz kunstgerecht vernagelt gefunden worden. — Eine betrübende Erscheinung ist es, daß man nun anfängt, auch die Deutschen im revolutionären Sinne zu bearbeiten. Seit einigen Tagen hat man den Soldaten im Bazar und in einigen anderen großen Quartieren den deutschen Soldaten-Katechismus und andere Libelle insinuirt. Da wir keine Vorschrift haben, um uns gegen dergleichen gesetzlich sicher zu

stellen, so habe ich in einem Brigadebefehl den Soldaten anheimgestellt, die Vertheiler solcher Schriften tüchtig durchzuprügeln und hinauszuwerfen. Ich muß zwar erwarten, von den Herren Zeitungsschreibern hierüber angegriffen zu werden; aber ich werde dies ruhig abwarten. — Ich schrieb schon, daß in Dolzig eine Unannehmlichkeit passirt sei. Die Sache hängt so zusammen. Ein Major vom 18. Infanterie-Regiment erhält den Befehl, mit zwei Compagnien und 25 Pferden über den benannten Ort zu nach Posen zu marschiren. In Dolzig angelangt, sagt ihm das dortige Comité, er könne dort nicht bleiben, weil für 100 Sensenmänner Quartier angesagt worden sei, und nach einem unnützen Herüber- und Hinübergerede zieht das Commando ruhig ab, angeblich um keinen Conflict herbeizuführen. In Szrem benimmt der Major sich in einer andern Sache fast noch miserabler. Wie er nun hier ankommt, nehme ich Gelegenheit, ihn auf sein nicht ganz entschlossenes Betragen aufmerksam zu machen, es besonders hervorhebend, daß, wenn er einmal hätte den Sensenmännern weichen wollen, er wenigstens jene illegale Behörde, die ihm so entschieden entgegengetreten, hätte mitnehmen müssen. Dies hat der gute Mann so übel genommen, daß er um eine Untersuchung gebeten, die ich auch sofort veranlaßt habe. Die Sache wird gewiß nicht gut ablaufen, denn die Officiere seines Detachements sind ihm in Dolzig en corps entgegengetreten und haben ihn dringend ersucht, doch die Armee nicht so zu compromittiren und auf die bloße Angabe des Comités hin Reißaus zu nehmen. Einen ziemlich ähnlichen Fall haben wir in Buk gehabt. Die ganze Welt will den Politiker spielen; energisch auftreten und handeln will Niemand. — Hier sagt man, daß vom 3. Dragonerregiment viele Dragoner desertirt und in Trzemeszno bei den Insurgenten ständen. Dies aber ist wahrscheinlich eins jener übertriebenen Gerüchte, wie deren so viele coursiren.

Willisen sagt mir, daß der König geäußert, er sei es nun müde, hier stets eine Armee auf den Beinen zu haben — er wolle die deutschen Bezirke seinen Provinzen einverleiben, Posen festhalten und dann könne den Rest nehmen, wer da wolle — Kosaken, Russen — ihm sei es einerlei. Seiner Versicherung nach hätten die Russen erklärt, sie würden einen Einfall polnischer Insurgenten nicht als einen casus belli betrachten.

In Wreschen soll völlige Anarchie herrschen. Gestern hat man einen Fleischer dort umgebracht, weil er, der nur deutsch konnte, sich in dieser Sprache unterhalten. Man hat die Zeugen dieser That an General von Willisen geschickt, um ihn zu überführen, mit wem er es zu thun habe. Die Deutschen sind hierüber erbittert, und ich höre, daß das deutsche Comité hier anfängt, den Polen sehr entschieden entgegenzutreten. Mitunter fallen Scenen vor, die an's Tollhaus erinnern. Gestern nimmt ein Escadrons-Chirurgus von den Ulanen Urlaub, angeblich um einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Statt dessen geht er in den deutschen Club und hält hier eine Rede gegen den König, die an Schamlosigkeit Alles übertreffen soll, was bis jetzt gegen denselben losgelassen. Die Mitglieder des Clubs aber fallen über ihn her und würden ihn wahrscheinlich erschlagen haben, wenn nicht einige besonnenere Leute ihn gerettet und au

die Hauptwache abgeliefert hätten, wo er als Hochverräther auf dem Rapport figurirt.

Hier besteht jetzt eine Art von Ruhe, indem Mieroslawski hat veröffentlichen lassen, daß er die Namen Aller in den Zeitungen bekannt machen würde, die nicht sofort abreisten, wohin sie beordert wären. Wie und wann sich das Gewitter entladen, ob es gegen uns oder die Russen losbrechen wird, steht zu erwarten — ich fange an zu besorgen, daß es wird sehr ernstlich hergehen müssen, wenn man die Ruhe wieder herstellen will. Die Hydra ist zu groß geworden, um sie ohne Weiteres ersticken zu können.

Die Proclamation von General von Willisen lege ich bei.*)

v. Brandt.

---

*) Einwohner des Großherzogthums Posen!

Die Reorganisation der Provinz, wie sie Seine Majestät versprochen, soll beginnen; ich bin dazu mit den nöthigen Vollmachten versehen. Ich hoffe, das Vertrauen der ganzen Bevölkerung kommt mir bei diesem schwierigen Werke entgegen; dürfte ich das nicht hoffen, würde ich den sonst so ehrenvollen Auftrag nie übernommen haben.

Polen! Ihr wünscht eine nationale Regierung, ein nationales Gerichtsverfahren in Eurer Sprache: Ihr werdet Beides haben; als erste Sicherheit dafür haben Seine Majestät bestimmt, daß ein Mann polnischer Abkunft an die Spitze der Verwaltungsbehörde treten und daß die freie Wahl der Landräthe wieder gegeben werden soll. Ihr wünscht eine nationale Bewaffnung: Ihr habt sie schon an der Landwehr; es gibt keine volksthümlichere als diese. Alles, was Ihr wünschen könnt, wird sich sehr leicht an sie anschließen, und ich werde gern Vorschläge erfahrener Männer unter Euch entgegennehmen über Aenderungen, welche etwa begehrt werden könnten, wie z. B. Abzeichen und Dienstsprache.

Deutsche! Hegt keine Besorgniß, die Rechte, welche Eure Sprache Euch gibt, sind unverletzbar, ganz Preußen gewährt sie Euch.

Als leitendes Princip für die künftigen Einrichtungen steht fest, daß jeder in seiner Sprache regiert werde, in ihr sein Recht empfange. Keiner soll nöthig haben, zu irgend welcher Behörde in einer andern Sprache zu reden als in der seinigen, noch darf er anders als in ihr beschieden werden oder sein Urtheil empfangen. Habt Vertrauen zu Euren polnischen Landsleuten, bei aller natürlichen Aufregung der letzten Zeit haben sie doch die ernstesten Anstrengungen gemacht, Keinem von Euch zu nahe zu treten. Einzelnes ist eine Ausnahme, die sie selbst beklagen und auch Einzelne von Euch haben nicht immer das rechte Maß gehalten.

Darum vor Allem keine gegenseitigen Anschuldigungen; seht nur auf das Ganze, seid nachsichtig und milde gegen das Einzelne. In der Einigkeit seid Ihr stark, in der Entzweiung jedem Winde, der von Außen kommt, Preis gegeben.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen soll nun sofort an's Werk geschritten werden. Aber eine Vorbedingung muß ich machen. Zuvor muß Ordnung und Gesetzlichkeit vollkommen wieder hergestellt sein. Es darf keine Autorität im Lande geben, welche nicht von der Regierung ausgeht, nicht von ihr sanctionirt ist.

Von den bestehenden Comités kann ich nur die bestätigen, welche lediglich locale Zwecke, die öffentliche Sicherheit im Auge haben und deren Fortbestehen die Ortsbehörden wünschen; alle anderen müssen sich sofort aller und jeder öffentlichen Handlung enthalten.

Jede ungeregelte freiwillige Bewaffnung in Trupps wird im eigenen Interesse der Nationalität gut thun, sich unverzüglich aufzulösen. Es droht für jetzt noch keine Gefahr von Außen. Träte sie uns nahe, so würde ich der Erste sein, welcher die Vaterlandsliebe der Eingeborenen zu jeder Anstrengung aufforderte. Für jetzt kann jeder ruhig in seine Heimath zurückkehren. Eure Gefahr ist auch die unsere und wir werden dann zusammen ihr entgegentreten. Was bis jetzt geschehen, ist eine unzeitige Verschwendung von Geld und Kräften.

No. 5.

Posen, den 8. April 1848, Abends 7 Uhr.

General von Willisen hat mit seiner Proclamation schlechte Geschäfte gemacht; denn wie ich höre, sind Polen und Deutsche damit gleich unzufrieden. Er ist eben im Begriff, noch eine andere drucken zu lassen. Auf seinen ersten Bericht hat der König nachgegeben, daß ein polnisches Infanterie- und ein polnisches Cavallerieregiment mit polnischen Fahnen und polnischem Commando gestiftet werde. Meines Erachtens aber werden die Polen auch hiermit nicht zufrieden sein. Schon der Umstand, daß sie nie wahrhaft sind, daß sie, während sie hier unterhandeln, fortfahren zu organisiren, Stafetten auffangen, Steuern erheben ꝛc., muß alle Unterhandlungen zerschlagen. Auf die Nachricht, daß General von Willisen und Mieroslawski herumreisen werden, um zu sehen, ob sie auseinander gegangen ꝛc., hat das Comité hier veranlaßt, daß man sich von allen Seiten nach Szroda begebe, um dem Commissar zu zeigen, wie stark man sei. Das General-Commando hat hierüber eine Menge Befehle in Händen, die ihm von allen Seiten zugegangen sind. In Szroda und Wreschen sollen jetzt an die 12,000 Mann beisammen sein nebst zwei kleinen Geschützen und einem ganzen Ulanenregiment. Hier hat man gestern Abend auch die Landschaft besetzt, weil man dort fortfuhr, zu exerciren. Die Studenten sind zur Stadt hinausgewiesen, weil die Erbitterung der eingerückten Truppen es unmöglich machte, sie gegen deren Insulten zu schützen. Morgen, spätestens übermorgen soll denn auch General von Dunker mit der mobilen Colonne losbrechen. Ist er glücklich, so wird die Sache bald ein Ende haben; sollte er aber einen Echec erleiden, so würde die Revolution ihr Haupt um so sicherer erheben. Ich bin mit Vertheidigung der Stadt und dem Commando der Truppen in Viniary beauftragt — ein schwieriger Auftrag, der seine bösen Seiten hat. Je mehr man sich mit den darauf bezüglichen Details beschäftigt, auf je mehr Blößen,

---

Wer sich dem Dienste der Waffen aber widmen will, kann sich bei dem Landwehr-Commandeur melden, er wird, wenn er dienstfähig ist, eingestellt werden.

Polen! Die edelsten Männer unter Euch haben mir ihre Mitwirkung für die Herstellung der Ordnung, wie ich sie verlangen muß, zugesagt; ich werde mich in ihrer Begleitung bald überzeugen, ob meine Wünsche überall erfüllt sind und dann soll es schnell an's Werk gehen. Bis dahin kann nur vorbereitend berathen werden. Ich werde dazu Männer jeden Standes, jeder Sprache in angemessenem Verhältnisse heranziehen und hoffe sicher, Sr. Majestät Regierung nur solche Vorschläge zu machen, welche das Zeichen gerechter Abwägung aller Interessen an ihrer Stirn tragen.

Noch einmal also: Ordnung, Ruhe, Gesetz!

Ohne Ordnung keine Freiheit, und Polen! bedenkt, welches unverhoffte volle Maß bürgerlicher und politischer Freiheit Ihr durch die großen Gaben der letzten Wochen mit uns genießt, mehr als Einer von uns zu erleben hoffte. Wollt Ihr aber unsere Freiheit mitgenießen, müßt Ihr zunächst auch in unsere Ordnung eingehen. — Werdet Ihr zu derselben zurückkehren, Euch geordnet und ruhig in Eure Heimath begeben, so verbürge ich mich Euch für das Geschehene die vollständigste Amnestie bei Sr. Majestät zu erwirken.

Posen, den 6. April 1848.

Der Königliche Commissarius und Präses der Commission zur Reorganisation des Großherzogthums Posen, von Willisen, General-Major.

Schwächen, Unzulänglichkeiten stößt man. Es ist kaum glaublich, wie die Herren in's Gelag — das ist wol der rechte Ausdruck — hineingebaut. Da ist kein Gedanke gewesen, daß die Sache noch einmal so oder so kommen könne — in so viel Jahren, haben sie calculirt, wollen wir fertig sein, und damit Basta. Weder die Erfahrungen von 1831 noch 1846 haben sie klug gemacht — nirgend ein Abschnitt, ein Anschluß an die Stadt, die Enceinte derselben noch offen, die einzelnen Forts nur bedingungsweise vertheidigungsfähig. Wären wir genöthigt worden, die Stadt zu verlassen, ich weiß nicht, wie es mit Fourage, Brod ꝛc. geworden sein würde. Wir haben einstweilen nur gegen den gewaltsamen Angriff formirt und doch haben wir 161 Geschütze en batterie. Von dem Bataillon meiner Brigade, das in der Enceinte liegt, habe ich 231 zur Artillerie geben müssen. Mit einem Worte, man muß es dem Ingenieurcorps, dem Kriegsministerium nachrühmen, daß sie beim Bau kein politischer Gedanke geleitet, daß sie als reine Techniker und eben nur noch als Techniker einer niedern Ordnung gehandelt haben. Von den Details der Verschanzung, mit denen ich mich unablässig beschäftige, ließ sich noch mehr sagen — ich möchte sagen, daß man für jedes Werk ein eigenes Ingenieurcorps haben müßte.

Generallieutenant von Wedel ist heute Nachmittag hier angekommen. Ich habe jedoch nicht Zeit gehabt, ihn zu sehen — nur Lieutenant Mirus habe ich einen Augenblick gesprochen. Von ihm habe ich erfahren, daß die Blücher'schen den Kampf begonnen und einen guten Fang gemacht haben. Die Sache hat hier eine ungemeine Freude erregt — man erwartet nur den Moment, loszubrechen. Alle Berichte stimmen darin überein, daß man Alles, was man hat auftreiben können, bei Szroda und Wreschen concentrirt. Am Ende denkt Mieroslawski daran, die ganze Geschichte auf Rußland zu hetzen.

Ich habe bis heute 31 Deserteure, heute fünf auf einmal. Doch hat man einen Menschen eingefangen, der sie dazu verleitet — auch einen Mann hat man arretirt, der den deutschen Soldatenkatechismus, dies infame Blatt, unter die Soldaten vertheilt hat.

Morgen denke ich, den endlichen Ausmarsch der mobilen Colonnen berichten zu können. Gott gebe, man hätte sie sofort nach meiner Rückkehr aus Berlin in Bewegung gesetzt.

No. 6.

Posen, den 9./4, Morgens 10 Uhr.

Die Sache mit General von Willisen fängt an, schlecht zu gehen. Die Deutschen aller Orten haben sich entschieden gegen ihn ausgesprochen und ihm vorgeworfen, daß er ihrer Sache entgegentrete und die Polen ungebührlich begünstige — einige sind sogar soweit gegangen, ihm zu sagen, daß er nur an einen Krieg mit Rußland denke. Im deutschen Club sind dieserwegen die heftigsten Reden gehalten worden, und man hat sich mit bitterer Beschwerde über des Generals Treiben an den Minister des Innern gewandt. Auch die Polen sind mit ihm unzufrieden und werden sich vor allen Dingen hüten, auseinander zu gehen. Ebenso hat sich der Commandirende gegen ihn erklärt und beim Kriegsminister gegen seine Maßnahmen entschieden protestirt. Ich wollte

ihn gestern Abend besuchen und ihn von dem Sturm, der sich gegen ihn zusammenzieht, avertiren, aber er war nicht zu Hause. Morgens um 7 Uhr sprach ich ihn auf einige Augenblicke; er las mir in größter Eile eine Proclamation vor, die er beabsichtigte, zu erlassen und eilte dann in die Session der Reorganisationsmänner. Seit der Zeit habe ich ihn nicht gesehen. Mieroslawski ist gestern nach Szroda gegangen. Bleibt es bei den erlassenen Bestimmungen, so würde der Ort morgen angegriffen werden.

Im Augenblicke wo die Truppen zur Expedition nach Szroda abrücken und ich die Sicherheitsmaßregeln für die mir vertrauten Posten einleite, werde ich zum Commandirenden befohlen. Ich traf dort Generallieutenant von Steinäcker, General von Willisen, General von Dunker und Major von Olberg. Der Commandirende fragte mich, ob ich für den Geist der Truppen einstehen könne, wenn die Expedition nach Szroda noch länger vertagt würde? Ich erklärte, daß ich dies nicht könne; daß heute gegen 700 Polen zur Beichte gewesen, daß die Insinuationen der Priester und Edelleute schon anfingen, ihre Früchte zu tragen; daß das Verschieben und Verlegen Officiere und Soldaten höchst unzufrieden mache. General von Willisen wollte die Expedition bis Dienstag 11 Uhr aufgeschoben haben. Darüber kam es nun zu heftigen Debatten, in denen namentlich der Commandirende sich gegen jede und alle Concessionen erklärte. Endlich jedoch ward nachgegeben, daß der Angriff nicht vor Dienstag 11 Uhr geschehen dürfe; alle Polen sollten dann auseinander gegangen sein, die unter dem militärpflichtigen Alter sollten zu ihren Eltern, die Landwehrmänner zu ihren Bataillons zurückkehren, die sonstigen Freiwilligen aber bei den Regimentern der polnischen Division eintreten. Der Erzbischof, Mieroslawski und viele andere Polen haben sich anheischig gemacht, die Leute zum Auseinandergehen zu vermögen. Ich glaube jedoch, daß der Anmarsch der Truppen, die morgen nur eine Meile von Szroda bivouakiren werden, hierbei das Beste thun wird. Bei Alledem ist wieder ein Tag verloren gegangen.

Im deutschen Comité hat man eine Notiz, die Willisen angeblich den Polen eingehändigt haben soll, circuliren lassen. Die Deutschen haben dem Commandirenden erklärt, daß sie sich nun, da man sie complet verrathe, selbst Recht verschaffen und mithin bewaffnen würden. Zugleich haben sie zwei Deputirte nach Frankfurt und zwei nach Berlin geschickt. Der Commandirende hat ihren Entschluß durchaus gebilligt. Es wächst somit ein neues Element in die Sache, das sie nur noch verwickelter macht. General von Willisen will sich übrigens morgen einer Colonne anschließen, um einen letzten Versuch zur Sühne zu machen.

Heute stehen hier nur vier Bataillone meiner Brigade. Morgen rücken das Samter'sche Landwehr-Bataillon, ca. 600 Mann, und das Liegnitzer Landwehr-Bataillon, ca. 400 Mann, hier ein. Die Landwehr-Escadron des hiesigen Landwehr-Bataillons, 76 Pferde, tritt morgen unter Rittmeister v. Treskow in Activität. Ich glaube, man könnte in kurzer Zeit Tausende von Leuten beritten machen, wenn man nur die Pferde nach dem Etatspreis bezahlen wollte. Mit dem Gelde aber sieht es knapp aus, weil durchaus nichts eingeht und von

Berlin nichts geschickt wird. Präsident Klebs sagte mir, daß kaum so viel da sei, um den Officianten das Tractament für den nächsten Monat auszuzahlen.

No. 7.

Posen, den 10., Morgens 8 Uhr.

Die Nacht ist ohne Störungen vorübergegangen. Doch sind mehrere Verhaftungen Bewaffneter vorgefallen. Beim Abfahren der Szrodaer Post wurden zwei Studenten und ein Franzose aus Batignolles verhaftet, die mit Stutzen und Säbeln bewaffnet waren und überdies noch einen Ballen mit Waffen bei sich führten. Um 1 Uhr etwa nach Mitternacht ward die Nachricht vom Vorfall in Miescisko im Bivouak bekannt. Die Sache fiel um so mehr auf, als General v. Wedel bei seiner Anwesenheit hier versichert hatte, es sei im Departement, bis auf Trzemeszno, Alles ruhig. Ich habe hier von Hause aus gerathen, dem Winkel von Ragomo, Lopienno, Kleck ꝛc. die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mieroslawski legte ihm 1846 nicht ohne Grund so hohe Wichtigkeit bei und hat ihn auch jetzt, wo er alle seine Kräfte bei Szroda concentrirt, festgehalten. Ich fürchte, daß sich dorthin die Insurgenten zurückziehen, wenn ihr Gros auseinander gesprengt wird, und daß sie hier einen sehr günstigen Schauplatz für den kleinern Krieg finden. Das buschige, durchschnittene Terrain ist dazu sehr geeignet und liegt vortrefflich, um nach allen Seiten hin auszufallen. Hoffentlich jedoch werden ihnen die Generäle von Wedel und von Hirschfeld hierzu keine Zeit lassen.

Aus Berlin her geht die Weisung ein, jetzt, wo Willisen's Bemühungen sich als fruchtlos bewiesen, energisch einzugreifen. Wie es scheint, hat General von S. eine hierauf bezügliche Cabinetsordre zu gelinde gedeutet, denn er empfiehlt noch immer Schonung und Menschenliebe. Wenigstens fragt ein Brief vom General von Neumann vom 8. d., warum man denn noch nicht ernstlich eingeschritten? Uebrigens ist man hier mit General von S.'s Erklärung in der Stände-Versammlung über die hiesigen Umtriebe sehr unzufrieden. Er hat hundert Documente über den anarchischen Zustand der Provinz in Händen und äußert sich darüber in einer blöden, mamsellenhaften Zurückhaltung. Kommt er nochmals mit einer solchen deplacirten Schonung zum Vorschein, so riskirt er, von hier aus sehr scharf in den öffentlichen Blättern zurecht gewiesen zu werden. Die Deutschen sind hier ganz furiös geworden und wollen von keiner Schonung mehr etwas wissen. Sie werfen den Behörden Schwachheit und Mangel an Energie vor, worin sie theilweis nicht Unrecht haben.

1 Uhr.

Während General von Willisen mit den Polen schön thut und wirklich hemmend wirkt, haben wir in Kurnik eine neue Ungelegenheit erlitten. Ein Detachement Reconvalescenten von 8 Mann ist in Kurnik entwaffnet worden, und die Leute selbst sind nur in der Finsterniß den Mißhandlungen der Menge entwichen. Eine Husaren-Patrouille von 10 Pferden, die beauftragt war, die Nachricht von der Verschiebung der Feindseligkeiten einer von Santomyschl heranrückenden Colonne zu überbringen, ist in dem Orte gleichfalls angegriffen

worden. Ein Husar ist dabei geblieben — ein Pole — die andern sind, ohne ihren Auftrag vollführen zu können, zurückgekehrt. Ob hierdurch noch größere Unannehmlichkeiten herbeigeführt werden dürften, steht natürlich zu erwarten.

Ueber eine neue Proclamation des General von Willisen ist der Commandirende außer sich. Er ist sogleich zu ihm gegangen und hat ihm darüber, als der mündlichen Verabredung zuwider, die heftigsten Vorwürfe gemacht. Was sich daraus entwickeln, wie sich die Sache fortspinnen wird, mag Gott wissen. Jedenfalls ist die Stimmung der Deutschen den Polen gegenüber noch gereizter geworden und deren Comité hier ist entschlossen, es auf Alles ankommen lassen zu wollen. Der Commandirende selbst hat eine energische Protestation in Bezug auf manche Punkte an General von Willisen gerichtet.

4 Uhr.

Der Commandirende hat sich entschlossen, heute noch aufzubrechen und der Expedition, die ca. 8000 Mann zählen wird, beizuwohnen. Ich soll die Ehre haben, ihn zu begleiten. Jedenfalls ist die Sache morgen um diese Zeit entschieden. Kommt es zum Kampfe, so wird er sehr blutig sein. Unsere Soldaten sind wüthend, die Polen nicht minder. Ich schreibe womöglich vom Kampfplatze selbst. So Gott will, treiben wir die Rebellen auseinander und stellen die Ordnung wieder her. Wir werden dort Manchen treffen, der gegen unsere Kameraden in Berlin gekämpft — ich denke, wir wollen ehrliche Abrechnung halten. Wenn Gott mich in der Expedition abrufen sollte, so werde ich wenigstens das Bewußtsein mit hinüber nehmen, nach Kräften für die gute Sache gewirkt zu haben.

General von Dunker meldet soeben, daß sich die beiderseitigen Vorposten hinter Tulce bei Zimico gegenüberstehen — an ein Auseinandergehen scheint nicht zu denken.

No. 8.

Mackovice bei Szroda, den 11./4. 48, 4 Uhr Nachmittags.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Die Sache ist ganz anders gekommen, als alle Welt geglaubt. Die Polen haben sich den ihnen vom General von Willisen gestellten Bedingungen unterworfen und sollen nun auseinander gehen. In drei Tagen soll Alles auseinander sein. Die Truppen haben daher in der Nähe der Stadt, im Umkreis einer Meile, Cantonirungen bezogen. Ob die ganze Sache von Erfolg sein wird, wer möchte darüber das Rechte wissen? 2000 Mann und 400 Pferde in Abtheilungen von 500 Mann und 100 Pferden sollen in Szroda, Wreschen, Miloslaw und Xionz zusammenbleiben, bis der Commandirende sie den Truppen einverleibt. Es sind die Leute, glaube ich, die nicht wissen, wohin sie sollen, oder aber, die die Polen ausgesucht, um noch weiter zu miniren, als es bis jetzt gelungen. Willisen ist ganz stolz, es soweit gebracht zu haben — wir Alle aber sind in Verzweiflung, daß es dahin gekommen. Morgen soll ich nach Szroda, um zu sehen, wie weit den Stipulationen der Abkunft genügt worden.

Nach den, dem General von Willisen überreichten Documenten waren auf den verschiedenen Punkten 18,000 Mann beisammen; in Szroda, das befestigt

und barricadirt worden, nur 4000 Mann. Die Hauptbande soll in Wreschen stehen, 6000 Mann. Die Polen selbst sollen gemeint haben, daß sie nicht würden auseinander zu bringen sein. Einstweilen muß man Alles glauben, was circulirt — die Folge wird ja lehren, ob es wahr gewesen. Ich fürchte, man beugt einer momentanen Ungelegenheit vor und bereitet sich deren größere für die Zukunft. Die Nachricht von dem Engagement des General von Wedell bei Przemczyn lief heute Nacht ein — ich glaube, man hat ihn auf Nekla dirigirt.

No. 9.

Komornice, den 12./4. 48, 6 Uhr Abends.

Die unerklärbaren Verhältnisse, in denen wir hier im eigentlichen Sinne des Wortes herumschwimmen, fangen an, immer unerklärlicher zu werden. Gestern war Alles Vertrag, Amnestie. In Folge derselben unterhandle ich mit einer Deputation aus Szroda und habe soeben eine Art Vertrag unterzeichnet, als der Befehl einläuft, morgen um 10 Uhr auf demselben Flecke zum Abmarsch aufgestellt zu sein, wo wir gestern den General von Willisen empfingen. Der commandirende General hatte mich beauftragt, über das Verhältniß einen Corps-Befehl aufzusetzen und die Truppen über den Verlauf der Sache einigermaßen zu beruhigen. Während dem hatte sich General von Willisen den Truppen genähert und ist von diesen, wie ich höre, mit einer wahren Indignation empfangen worden. Die Landwehr namentlich hat sich über sein Betragen höchst tumultuarisch ausgesprochen und es haben Scenen stattgefunden, die stark an Indisciplin grenzen. Ich mag nicht Alles nacherzählen, was darüber gesprochen wird; aber die Sache ist soweit gekommen, daß der General von Willisen seinen Mantel abwerfen gemußt, um den Leuten zu zeigen und zuzurufen, daß er preußischer General sei, um sie von weiteren Excessen abzuhalten. Seinen Begleitern hat man die polnische Cocarde abgerissen und den Wagen, in dem ein Regierungs-Commissar vom Ober-Präsidio saß, umwerfen wollen. Der Mißmuth der Soldaten hat sich in ungestümster, unverzeihlichster Weise Luft gemacht.

Sind die Nachrichten, die uns soeben aus Posen zugehen, begründet, so wäre dort gleichfalls ein Crawall bei des Generals Ankunft gewesen. Man sagt sogar, daß das Militär und die Polizei die Deutschen und die Juden auseinander treiben müssen. Was den Befehl zur plötzlichen Concentrirung bewirkt, ist bis jetzt noch ein Räthsel — entweder sind General von Willisen bestimmte Nachrichten darüber zugegangen, daß ihn die Polen täuschen, oder aber der Commandirende, der nach Posen zurückgegangen, hat von Berlin Weisungen erhalten, der Sache schnell ein Ende zu machen. Soeben kommen Officiere aus Kurnik und Bnin. Die Landwehr, die dort steht, hat schnelle Justiz geübt. Sie hat selbst desarmirt, die Adler mit Triumphgeschrei wieder aufgehängt — das Ganze nicht ohne Excesse — ein übles Zeichen für die Polen, denn von der Erbitterung der Leute gegen sie kann man sich keine Idee machen. Leider aber muß man gestehen, daß sich hiermit die Bande der Disciplin grausam lösen. Die tobenden Landwehrmänner haben sogar auf einen Officier des 7. Regiments angeschlagen, als er zur Verhütung des Allarms ernstlich hat einschreiten wollen.

11 Uhr Abends.

Soeben kehrt der Commandirende von Posen heim. Der Abmarsch für morgen wird aus mir unbekannten Ursachen abbestellt und erst auf übermorgen angeordnet. Zugleich bestätigt es sich, daß Tausende von Menschen vor des Generals von Willisen Quartier erschienen und dort den größten Spectakel angerichtet haben. Die Pikets haben unter die Waffen treten und der Commandirende hat den General ersuchen müssen, abzureisen, was denn auch geschehen ist, wenngleich erst in der Nacht. Um 12 Uhr wurden die ganzen Cantonnements alarmirt; der Lärm kam von Kurnik her, wo wahrscheinlich die Landwehrleute ganz ohne Noth geschossen und einen Scandal herbeigeführt hatten. Zuletzt hieß es, man habe aus den Fenstern geschossen, was sich aber nicht bestätigt hat — es hat sich nur ergeben, daß einige Landwehr-Bataillone, namentlich das Liegnitzer, aus Rand und Band sind. Die Cantonnements aber waren rasch unter den Waffen.

Szroda den 14./4., 5 Uhr Abends.

Heute endlich sind wir hier eingerückt. Von all' den Schanzen, Redouten, Verhauen, wovon man so viel erzählt, ist gar nichts, oder doch nur so wenig da, daß es an das Lächerliche grenzt. Der Aufmarsch unserer Colonnen hat einen guten Eindruck gemacht. Die Leute hatten sich einreden lassen, mit den Preußen sei es vorbei. Nun haben sie sich eines Andern überzeugt, denn die 8—9000 Mann und 10 Geschütze, die allein hier eingerückt, sprachen klar und deutlich auch zu den Ungläubigsten. Der Einmarsch ist ohne jede Störung geschehen, ebenso die Entwaffnung der Bürgergarde, das Abnehmen der polnischen Fahnen. Aber während die Truppen bei dem Commandirenden defiliren, haben sich von der Landwehr wieder Leute entfernt und angefangen, den Probst, der allerdings ein übler Patron sein soll, zu plündern. Das Liegnitzer Landwehr-Bataillon sah beim Vorbeimarsch gräulich aus, war ganz auseinander. Ich habe dem Commandeur zu den extremsten Maßregeln gerathen, aber ich glaube nicht, daß ich damit durchkommen werde. — Ich weiß nicht, ob sich der General täuscht, aber ich glaube, daß wir jetzt erst beim Ende des Anfangs sind. Uebrigens hätte man keineswegs nöthig gehabt, auch nur die mindesten Concessionen zu machen; aber die Instructionen des Generals von Willisen scheinen ganz eigener Art zu sein. Wie ich höre, so wenden sich alle Meuterer jetzt gegen Galizien. Ich lasse mir sogar sagen, daß man sie auch von Berlin dorthin dirigire. Aber werden sie dort bleiben? Sollten sie nicht von dorther demnächst verstärkt zurückkehren? Bei der Schwäche der Regierungen, dem Mangel an Energie, der Schlaffheit der Behörden, der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit der Meuterer ist dies mehr wie wahrscheinlich. Willisen will von alle dem nichts hören und sehen. Gott gebe, daß er Recht habe; aber, obwol ich nicht zu den Geisterſehern gehöre, glaube ich mich nicht zu täuschen.

Der Commandirende ist mit des Generals von Willisen Maßregeln im höchsten Grade unzufrieden. Er hat in Berlin in den stärksten Ausdrücken dagegen protestirt und sich namentlich gegen die Incorporirung der Mannschaften in die Posen'schen Regimenter ausgesprochen. Ich würde dabei das schlechteste Geschäft machen. Die Regimenter haben im Durchschnitt die Hälfte Polen;

kämen nun noch zu jedem Regiment 1000 Mann, so weiß ich wirklich nicht, wie das werden soll. Ich habe bis jetzt das Unmögliche möglich gemacht; aber die Sache auf die Länge der Zeit zu halten, geht über meine Kräfte. Man will mir die Ueberwachung der polnischen Depots in den vier Städten übertragen; aber ich werde mich auf das Aeußerste dagegen sträuben — ich wüßte kein undankbareres und schwierigeres Geschäft. In Wreschen ist gegen Mieroslawski ein completer Aufstand ausgebrochen — auch von hier hat er sich flüchten müssen. Ich habe ihm vielfach gesagt, wie die Sache hier enden werde. Aber so viel Verstand und Kenntnisse er auch haben mag, so fehlt ihm doch die Ruhe, das erste und nothwendigste Requisit für einen großen Mann.

General von Willisen hat dem Commandirenden gerathen, schon jetzt die Landwehr in kleinen Märschen nach Hause zu schicken, überhaupt alle militärischen Maßregeln zu sistiren. Alle Militärs sind anderer Meinung. Aber wer weiß, wer hier Recht behält?

Szroda, den 16./4. 48.

Euer ꝛc. dürften Sich wundern, noch einen Bericht von hier aus zu erhalten. Bei dem diplomatisch-politischen Gange unserer Angelegenheiten jedoch, in dem die militärischen Maßregeln ganz in den Hintergrund treten, müßte man eigentlich erstaunt sein, uns überhaupt noch hier zu sehen. General von Willisen sieht die Abwickelung der ganzen Uebereinkunft noch immer in einem rosenfarbenen Licht; in Berlin hat man ihr seine ganze Beistimmung bis auf die Incorporirung der annoch bewaffneten Leute gegeben. Diese soll noch einer weiteren Entschließung vorbehalten bleiben. Zugleich hat man sich für eine Abzweigung des ehemaligen Netzdistricts und der deutschen Grenzkreise positiv entschieden und für die Sicherstellung der deutschen Nationalität in dem zu reorganisirenden Theil der Provinz entschieden ausgesprochen. En attendant stehen uns aber die bewaffneten Banden noch immer gegenüber. In Wreschen haben sie bei ihrem Abzuge, einen Juden ermordet, vier Judenmädchen mit Sensen tödtlich, vier andere Menschen aber schwer verwundet, dabei noch geplündert und wie die Vandalen gehaust. Man war Willens, diese ganze Sache so hingehen zu lassen. In einer Versammlung aber beim Commandirenden habe ich mich entschieden gegen diese Schwachheit ausgesprochen und darauf angetragen, daß, wenn die Mörder und Verbrecher nicht bis heute um 9 Uhr ausgeliefert würden, man ohne Weiteres Miloslaw angreifen und die Banden mit Gewalt der Waffen auseinander treiben müsse.

Diese Ansicht ist denn auch durchgegangen, man hat sie General von Willisen zur Mittheilung an die Insurgenten zugesandt und ihn zugleich aufgefordert, bei der Expedition zugegen zu sein, um sich zu überzeugen, daß man bei aller Entschiedenheit doch jeder Regung der Menschlichkeit Gehör geben werde. So stehen die Sachen jetzt, d. h. um $6\frac{1}{2}$ Uhr Morgens. In Xionz sollen gleichfalls grobe Excesse vorgefallen sein. Man hat dort angeblich im Lager einige Insurgenten-Chefs ermordet und mißhandelt. Die Führer sind darauf entflohen und die Banden sollen nun rauben und plündern. Wie es scheint sind an keinem Punkte die Chefs Herren ihrer Leute. — Die Furcht hält sie noch bei ihren Leuten. Griffe man energisch und entschieden zu, so hätte man längst reinen Tisch ge-

macht. Aber die unglückselige Politik, die steten Befehle von Berlin, das Blutvergießen zu vermeiden, verhindern, die Ordnung herzustellen. Von fern gesehen, mag sich Manches in einem andern Lichte darstellen; aber es ist ein wahrer Jammer, so in der Mitte der Ereignisse zu stehen und zu sehen, wie es zugeht. Hier wollte man sich auf Tod und Leben wehren, alle Welt war überzeugt, daß es einen heißen Kampf setzen werde; in Wreschen sollte dasselbe stattfinden. Aber ebenso, wie sich unsere schlauen Politiker glücklich schätzten, einen Ausweg zu finden, um ja nicht die Fingerspitzen in Blut zu tauchen, beeilen sich die Polen, eine Ausrede zu finden, sich bei Leibe nicht bis auf den letzten Mann niedermachen zu lassen. Die Barricaden, Gräben 2c., welche die Priester eingeweiht und die Sensenmänner geschworen, bis auf den Tod vertheidigen zu wollen, sind am Tage unseres Einrückens durch alte Frauen beseitigt worden.

Ich bemerkte schon früher, daß sie eben so schlecht concipirt als ausgeführt waren. Ein Gerücht sagt, die Insurgenten wollten jetzt über die Warthe gehen, sich mit denen bei Xionz und Pleschen vereinen und versuchen, nach Galizien zu gehen, wo sie auf große Erfolge rechnen.

Um 11 Uhr.

Soeben geht eine Remonstration des Generals von Willisen gegen die Expedition nach Miloslaw ein. Sie wird danach unterbleiben. Eine Versetzung der höheren Führer wirft die ganze Ordre de bataille über den Haufen. Ich bin beauftragt, die Führung aller Truppen zu übernehmen. — in einer Stunde breche ich mit 6 Bataillonen, 6 Escadronen und 6 Geschützen nach Xionz auf, wo es drunter und drüber gehen soll.

Briefe von Schiller*)

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg

über ästhetische Erziehung.

In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben

von

A. L. J. Michelsen.

5.

Durchlauchtigster Prinz,

Ehe ich die angefangene Materie verlasse, so verstatten Sie mir, was ich bisher blos theoretisch ausführte, auch historisch zu erweisen. Ich versetze mich in Gedanken in die Urwelt zurück, und folge der jugendlichen Menschheit auf ihren ersten Schritten zur Humanisierung.

Was war der Mensch, ehe die seelenbildende Kunst ihre Hand an ihn legte? Der trotzigste Egoist unter allen Thiergattungen, und bey aller Anlage zur Freiheit der abhängigste Sinnensklave. Er sorgte blos für sich selbst und schätzte nichts, als was seine rohen Begierden stillte. Die schöne Natur breitete umsonst ihre Herrlichkeit vor ihm aus. Er sah nichts in ihr als eine Beute, über welche seine Begehrlichkeit herstürzen konnte. Er betrachtete sie blos mit dem gierigen Blick eines Räubers, wenn sie ihm ihren Reichthum zur Schau ausstellte, und blos mit dem knechtischen Blick eines Missethäters, wenn sie in Gewittern, Erdbeben, Ueberschwemmungen ihre Größe und Macht blicken ließ. Ohne eine Wahl anzustellen, trachtete er blos nach unmittelbarer Befriedigung. Der Geschlechtstrieb war das einzige Band, das ihn an seine Gattinn fesselte, und die Befriedigung dieses Triebes die einzige Forderung, die er an sie machte. Bey seiner Bekleidung, seinen Geräthschaften, seiner Wohnung sah er blos auf das Nothwendige. Eine Höhle genügte ihm, um ihn vor dem Grimm wilder Thiere und der Witterung zu schützen. Gebrach es an dieser, so machte er sich eine künstliche von Baumzweigen oder Steinen; so kümmerlich sie auch ausfallen

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Heft 7, S. 67—81, Heft 8, S. 273—284 und Heft 9, S. 400—413.

mochte, der Noth war sie schön genug. So trotzig er sich gegen die Ohnmacht bewies, so verzagt war er gegen die Uebermacht. Alles, was er überwältigen konnte, nahm er als Eigenthum in Anspruch; alles, womit seine Stärke sich nicht zu messen wagte, war ihm ein feindliches Wesen, das gegen ihn bewaffnet war; so legte er in alles, was ihm vorkam, die mörderische Selbstsucht, die seine eigene Brust beseelte.

So elend erscheint uns die Menschheit auf ihrer untersten Stufe. So finden wir die alten Pelasger im Thucydides, und neuere Weltentdecker haben die Schilderung des Griechen bey vielen Völkern der Südsee und des nördlichen Asiens bestätigt gefunden.

Ich verlasse dieses niederschlagende Bild, um Ihnen, Gnädigster Prinz, ein fröhlicheres vorzuführen. Was war es für ein Phänomen, welches die anfangende Humanisierung bey diesen wilden Stämmen verkündigte? So viele historische Annalen wir auch zu Rath ziehen mögen, es ist bey allen Völkern dasselbe Phänomen: die Liebe zum Putz.

Der Wilde hört auf, sich mit dem Nothwendigen zu begnügen; er verlangt, daß es noch eine Eigenschaft mehr besitze, und zwar eine Eigenschaft, die nicht mehr seinen thierischen Trieb, sondern ein Bedürfniß von besserer Abkunft befriedigt. Diese Eigenschaft ist das Schöne. Freilich nur schön für seinen barbarischen Geschmack, aber hier kommt es ja nicht auf den Innhalt, sondern blos auf die Form des Urtheilens an, und mit dieser ist eine Veränderung vorgegangen. Es gründet sich nicht mehr auf die unmittelbare und materielle Empfindung, sondern auf die Reflexion, auf die freie Betrachtung. Auch das Häßliche, als schön beurtheilt, beweist schon die Thätigkeit eines freieren Vermögens, ein Wohlgefallen ohne Sinneninteresse, einen anfangenden, wenn gleich noch so grotesken Geschmack.

Das Schöne des Wilden ist immer das Seltsame, das Schreiende, das Bunte. Er bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben, und eine gellende Musik. Aber da diese Eigenschaften sein materielles Wohlseyn schlechterdings nicht verbessern können, so muß man annehmen, daß er sie auf seine Denkkraft bezieht, und sie nicht darum schätzt, weil er unmittelbar etwas angenehmes dabey erleidet, sondern weil sie ihn mittelbar, als Anlässe zur Thätigkeit, rühren. Sie gehören also in subjektivem Sinn allerdings zur Familie des Schönen, wie sehr sie auch, in objektiver Rücksicht, davon ausgeschlossen sind. Sie gefallen seinem innern Sinn, weil sie ihm eine Thätigkeit des Verstandes zu empfinden geben.

Jetzt fängt auch der Wilde an, auf den Eindruck Acht zu haben, den er auf andere macht. Er will gefallen. Schon diese einzige Regung macht ihn zum Menschen. Dieses Bedürfniß könnte er nicht haben, wenn er nicht angefangen hätte, aus dem engen Kreis der Nothwendigkeit heraus zu treten, und für den Werth der Dinge einen andern Maaßstab zu gebrauchen, als die Beziehung auf sinnlichen Genuß. Alles was er besitzt, muß jetzt neben dem Dienst, wozu es da ist, noch eine Forderung erfüllen. Es muß ausgezeichnet seyn und in die Augen fallen; denn so pflegt sich der erste Geschmack anzukündigen. Er, der auf der ersten Stufe vorlieb nahm, fängt an zu wählen, und was ihn bey dieser Wahl leitet, ist mehr werth als seine ganze vorige Existenz. Jetzt sucht

sich der alte Germanier schönere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkgeschirre aus, und der Nordkaledonier läßt bey seinen Festen die buntesten Muscheln kreisen. Selbst die Waffen sollen jetzt nicht mehr bloße Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn. Das rauhe Feldgeschrey fängt an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen.

Nicht zufrieden, das Nothwendigere zu verschönern, macht sich der menschgewordene Wilde das Schöne, auch schon der bloßen Schönheit wegen, zum Zweck, und will gewisse Dinge, bloß um dieses Zwecks willen, haben. Er schmückt sich. Die Gegenstände seiner Begierde wachsen, die Zahl seiner Güter mehrt sich, bis die künstlichen Bedürfnisse die natürlichen übersteigen. Der bloße Nutzen ist schon eine zu enge Grenze für seine erweiterten Neigungen. Wie er seine Haare mit Federn, seinen Hals mit Korallen ziert, wie er sogar an seinem eigenen Körper künstelt, und seine natürliche Gestalt, in der Absicht, sie zu verschönern, bis zum Abscheulichen entstellt, ebenso führt er in sein gesellschaftliches Betragen und in seine Sitten Schnörkel und Verzierungen ein, und gefällt sich über die bloße Zweckmäßigkeit hinauszugehen, um den erwachten Trieb nach freiem Vergnügen zu befriedigen. Wie sehr auch alle diese ersten Versuche, als Entfernungen von der Einfalt der Natur, ins Abentheuerliche, Abgeschmackte und Widersinnige fallen, so sind sie doch eben deswegen, weil es Entfernungen von der Natur sind, Wirkungen eines freieren Bildungsvermögens, und daher, als die erste Anmeldung der Vernunftfreyheit, eines Grades von Achtung werth. Sie beweisen uns, daß der einzelne Mensch und das Volk, bey denen wir sie antreffen, die Epoche der gänzlichen Unmündigkeit und des bloßen Naturregiments überstanden haben; daß sie nicht mehr Wilde, sondern Barbaren sind; denn Wildheit ist ganz unentwickelte, Barbarey falsch entwickelte Menschheit.

An dem Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern wird jetzt eine sehr vortheilhafte Veränderung sichtbar. Es ist nicht mehr der blinde Drang der Natur allein, was die Geschlechter einander näher bringt. Reize werden von dem Weibe, Verdienst von dem Manne gefordert, und die Schönheit ist der Tapferkeit Preiß. Freiheit äußert sich bey dem Geschäft des Instinkts, und da der Instinkt sonst ganz ohne Wahl handelt, so dient diese Freiheitsäußerung zum untrüglichen Beweis, daß etwas höheres als die Natur dabey thätig war.

Auch der gesellschaftliche Umgang gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Abhängiger von der guten Meinung anderer, weil er zu gefallen wünscht, muß der rohe Egoist den Ungestüm seiner Affekte bezähmen, und die Freiheit außer sich respektieren, weil er der Freiheit gefallen will. So lange er gegen andre nur in physischen Verhältnissen stehet, kann er nur ein Objekt des selbstsüchtigen Erhaltungstriebes, nie eines freien ästhetischen Urtheils seyn. Er muß also heraustreten aus dem feindseeligen kriegerischen Stand der Natur, und sich in einen Gegenstand der uneigennützigen und ruhigen Betrachtung verwandeln. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß er selbst zur milden Erscheinung wird, daß er andern nicht als Feind gegenübersteht, daß er durch keine ungestüme Kraftäußerung ihre Selbstliebe aufschreckt, kurz, daß er andere nicht, gleich einem feindseeligen Gestirn, in den Wirbel seines Daseyns zieht, sondern sie, wie ein fernleuchtender Stern, als bloße liebliche Vorstellung beschäftigt.

Nirgends aber offenbart sich die wohlthätige Veränderung der Empfindungsart deutlicher, als in der heitern und lachenden Gestalt, welche, nach Erwachung des Schönheitstriebes, Religionen und Sitten annehmen. Furcht ist der Geist aller Gottesverehrung, ehe der Geschmack die Gemüther in Freiheit setzt. Es ist blos ihre Macht, wodurch sich Götter und Dämonen dem kindischen Alter der Menschheit verkündigen, und dem Sklaven der Bedürfnisse ist alles Mächtige zugleich schrecklich. Ein knechtisches Zagen ist seine Andacht, sein Gottesdienst ist finster und nicht selten fürchterlich. So wie aber der Sinn für Schönheit erwacht, und der verzagte Erhaltungstrieb nicht mehr ausschließend und allein den Maaßstab der Beurtheilung abgiebt, so verbessern sich auch die Vorstellungen von den Göttern, und der Mensch fängt an, in ein edleres Verhältniß zu denselben zu treten. Weil sie nicht mehr als bloße Naturkräfte auf ihn stürmen, so gewinnt er Raum, sie mit dem ruhigen Blick der Betrachtung zu fixieren. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit erschreckt hatten, und überraschen ihn mit einem veredelten Bilde seiner selbst. Das göttliche Ungeheuer des Morgenländers, das blos mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltete, zieht sich in der griechischen Phantasie in die freundliche Form der Menschheit zusammen, und selbst der Vater der Götter muß seine plumpe Titanenkraft mit Schönheit vertauschen, um den Geschmack eines feinern Volks zu gewinnen, den nur die Form, nicht mehr die bloße Materie, befriedigen kann.

So unterwirft sich der Schönheit stille Macht nach und nach die rohe Natur, initiirt den Wilden zum Menschen, und lehrt ihn, auch schon in seinem physischen Sklavenstande seine dämonische Freiheit versuchen. Aber ihre wohlthätigen Wirkungen schränken sich nicht darauf ein, die Empfindungen zu vergeistigen, und dadurch die reine Geistigkeit von ferne vorzubereiten. Ihr Einfluß auf die letztere ist noch näher und unmittelbarer, denn selbst in seiner absolut freien Thätigkeit, im Geschäft der Erkenntniß und der Wahl, leistet sie dem Geist gegen die widerstrebende Sinnlichkeit Beystand, ob ihr gleich an diesen Geschäften selbst kein positiver Antheil gestattet werden kann.

Die Erforschung der Wahrheit erfordert Abstraktion und strenge Gesetzmäßigkeit, wovor die Trägheit und Willkührlichkeit der Sinne zurückbebt. Anspannung der Denkkraft gehört dazu, um die Form, worin allein die Wahrheit enthalten ist, von der Materie zu scheiden. Um also die sinnlichen Vermögen, die sich immer nur an die Materie halten, für die reine Thätigkeit der Vernunft zu gewinnen und ihren Widerstand zu besiegen, ist es nöthig, Formen wieder in Materie umzusetzen, Ideen in Anschauungen zu kleiden, und durch die Operationen der thätigen Kraft die leidende zu affizieren. Nur auf diese Art kann auch bey dem reinen Erkenntnißgeschäfte der Sinnlichkeit ein Gewinn abfallen, und die Arbeit mit Genuß, die Anspannung mit Abspannung, die Thätigkeit mit Leiden abwechseln.

Dieses leistet der Geschmack im Vortrag der Wahrheit. Bey dem Schönen fängt die Vernunft an, in das willkührliche Spiel der Phantasie ihre Gesetzmäßigkeit zu mischen. Bey dem Schönen fangen Phantasie und Empfindungskraft an, einen edlern Stoff von der Vernunft zu empfangen, und bey der höhern

Thätigkeit des Gemüths interessiert zu werden. Das Schöne dient also nicht blos dazu, die Sinne zur Denkkraft zu erheben, und Spiel in Ernst zu verwandeln, es hilft auch umgekehrt, die Denkkraft zu den Sinnen herabzuziehen und Ernst in Spiel zu verwandeln. Das erste dieser beiden Verdienste erwirbt sich der Geschmack um den empfindenden, das zweyte um den denkenden Theil der Welt.

Zum Denken wird der Mensch, wenn nicht starke Triebfedern seine natürliche Trägheit überwinden, bekanntlich nur durch den Reitz des Genusses eingeladen, und dieser Genuß muß unmittelbar aus seiner Thätigkeit selbst, nicht aus den Folgen derselben fließen. Diese erwarteten Folgen seiner Thätigkeit — sey es nun, daß sie wesentlich daraus fließen, wie die Einsicht aus dem Nachdenken, oder daß sie sich zufällig damit verbinden, wie etwa der Lohn mit der Arbeit oder der Ruhm mit der Geschicklichkeit — können niemahls zu allgemein wirksamen Antrieben dienen, weil es ja noch stets problematisch bleibt, ob wir eine Vorstellung davon haben, ob wir uns Hoffnung dazu machen, und ob wir einen Werth darauf legen. Und dann kann uns ein noch so großes Gut in der Erwartung, wenn es auch anlockend genug ist, uns zur Arbeit anzuspornen, doch die gegenwärtige Mühe der Anstrengung nicht verbergen, noch das Gefühl eines Zwanges ersparen. Um dieses Gefühl völlig aus dem Gemüth zu verbannen, muß der Genuß so schnell mit der Anspannung wechseln, daß das Bewußtseyn beyde Zustände kaum unterscheiden kann. Ein Meister in der guten Darstellung muß also die Geschicklichkeit besitzen, das Werk der Abstraktion augenblicklich in einen Stoff für die Phantasie zu verwandeln, Begriffe in Bilder umzusetzen, Schlüsse in Gefühle aufzulösen, und die strenge Gesetzmäßigkeit des Verstandes unter einem Schein von Willkühr zu verbergen.

In den wenigsten Fällen wirkt der Verstand logisch, nemlich mit deutlichem Bewußtseyn der Regeln und Principien, die ihn leiten; bey weitem in den mehresten Fällen wirkt er ästhetisch, und als eine Art von Takt, wie Ew. Durchl. schon aus dem Sprachgebrauch ersehen, der in allen Sprachen für diese Verstandesgattung den Ausdruck Gemeinsinn einführte.

Nicht als ob der Sinn jemals denken könnte; der Verstand wirkt hier ebenso gut, als bey dem schulgerechten Denker, nur daß die Regeln, nach denen er verfährt, nicht im Bewußtseyn festgehalten werden, und daß wir in einem solchen Fall nicht die Verstandesoperationen selbst, nur ihre Wirkung auf unsern Zustand durch ein Gefühl der Lust oder Unlust erfahren. Ehe das Gemüth sich Zeit nimmt, sein eigener Zuschauer zu seyn, und von seinem Verfahren sich Rechenschaft zu geben, wird der innere Sinn affiziert, die Handlung geht in Leiden, der Gedanke in eine Empfindung über.

Für diesen Takt nun muß der Redner und Schriftsteller von Geschmack sein Werk ausführen, wiewohl er sehr unrecht thun würde, es blos vermittelst eines solchen Takts zu erzeugen. Führt er es hingegen auch für den logischen Verstand aus, wie er es durch denselben erdachte, so legt er jedem seiner Leser oder Zuhörer die Arbeit des Hervorbringens auf, die er doch allein hätte übernehmen sollen; er verweilt sie länger, als es dem Sinn gefallen kann, bey dem zwangvollen Zustand der Abstraktion, indem er den weit beliebteren Zustand der Anschauung

und Empfindung verzögert. Er übt also eine Art von Gewalt gegen sie aus und missfällt, weil er die Freiheit beleidigt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, Gnädigster Prinz, daß diesem Gesetz des Geschmacks nur Vorstellungen unterworfen sind, die auf Unterhaltung und Ueberredung abzwecken, nicht aber solche Werke, welche der strengen Prüfung ausdrücklich hingegeben werden, und Ueberzeugung bewirken sollen. Diese letztern sind von allen Anforderungen des Geschmacks nicht nur freygesprochen, sondern es streitet sogar mit ihren Zwecken, daß sie in ästhetischer Rücksicht vortrefflich sind; weil der Zustand des Genusses der Prüfung nicht günstig ist, und eine geschmackvolle Behandlung das logische Maschinenwerk versteckt, auf welches doch alle philosophische Ueberzeugung sich gründet. So würde Kant's Kritik der Vernunft offenbar ein weniger vollkommenes Werk seyn, wenn sie mit mehr Geschmack geschrieben wäre. Ein solcher Schriftsteller wird aber auch vernünftigerweise nicht erwarten, daß er Leser interessiere, die seinen Zweck nicht mit ihm theilen.

Wer hingegen allgemein gefallen will, den entschuldigt kein Stoff, er muß die Freiheit der Phantasie respektieren, er muß das logische Geräthe verbergen, wodurch er den Verstand seines Lesers lenkt. Wenn der dogmatische Vortrag in geraden Linien und harten Ecken mit mathematischer Steifigkeit fortschreitet, so windet sich der schöne Vortrag in einer freyen Wellenbewegung fort, ändert in jedem Punkt unmerklich seine Richtung, und kehrt ebenso unmerklich zu derselben zurück. Der dogmatische Lehrer, könnte man sagen, zwingt uns seine Begriffe auf, der sokratische lockt sie aus uns heraus, der Redner und Dichter giebt uns Gelegenheit, sie mit scheinbarer Freiheit aus uns selbst zu erzeugen.

So wie ein geschmackvoller Vortrag zum Denken einladet, und die Erkenntniß der Wahrheit befördern hilft, weil er selbst aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet, so hilft der Geschmack auch selbst die Sittlichkeit des Handelns befördern, indem er die moralischen Vorschriften der Vernunft mit dem Interesse der Sinne in Uebereinstimmung bringt, und das Ideal der Tugend in ein Objekt der Neigung verwandelt.

Aber hier, Gnädigster Prinz, betrete ich einen Boden, wo es ebenso gefährlich als leicht ist, einen Mistritt zu thun, und wo ich mich also genöthigt sehe, einen langsameren Schritt zu nehmen. Es giebt der denkenden Köpfe sehr viele, welche von keinem Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit wissen wollen, und in diesem Gebiete weit mehr von ihm befürchten als hoffen. In den folgenden Briefen werde ich Gelegenheit haben, ihre Gründe zu prüfen.

Ich erlaube mir noch nur den Wunsch hinzuzusetzen, daß das Interesse Ew. Durchl. an diesen Unterhaltungen nicht in eben dem Grad sich vermindern möchte, als das meinige wächst solche fortzusetzen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster Diener

Ludwigsburg in Schwaben am 21. November 1793.

F. Schiller.

6.

Durchlauchtigster Prinz,

Mit einem gemischten Gefühl von Verlegenheit und Muth ergreife ich heute die Feder. Ich habe die Frage zu beantworten, wie viel die Tugend durch den Geschmack gewinnt, und fürchte daher in einen noch ernsthafteren, und für eine schriftliche Unterhaltung noch weniger schicklichen Ton, als bisher, zu verfallen. Doch ich erinnere mich zugleich, an wen ich schreibe, und wenn auch vielleicht die Wahl meines heutigen Gegenstandes den delikaten Geschmack des Weltmanns beleidigen sollte, so werde ich an dem Herzen des Tugendfreundes und an der Wahrheitsliebe des philosophischen Denkers, dem kein Gegenstand der Untersuchung, am wenigsten ein solcher, gleichgültig ist, desto nachdrücklichere Vertheidiger finden.

Ich bekenne gleich vorläufig, daß ich im Hauptpunkt der Sittenlehre vollkommen kantisch denke. Ich glaube nemlich und bin überzeugt, daß nur diejenigen unsrer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns blos die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seyen, und welch' imposante Nahmen sie auch führen. Ich nehme mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selber ruhen müsse, und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sey. Gut ist (nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unterschreibe) gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist.

Wenn ich also dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zu Beförderung der Sittlichkeit beyzutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Brief zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall wie mit der äußern und physischen. Frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, blos meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Ebenso kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist, sich nach andern zu richten; ebenso gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald

wir nur wissen, daß der Handelnde dabey blos seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Ebenso verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabey blos dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht blos auf ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung blos auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Vergönnen mir Ew. Durchl., daß ich diese Analogie noch weiter ausführe. Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unserer Freiheit entgegenwirken, und bezwungen werden müssen. In so fern giebt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstand feindseeliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich in's Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Ebenso mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. In so fern giebt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sich keine Anreitzung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unsere Willenskraft diese Anreitzungen entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir blos darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist — gesetzt auch, es wäre die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmertz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse blos deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eines hinausläuft, der Begierden mit der Vernunft zu entspringen, und einer Seits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andrer Seits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle haben. Moralität kann also auf zweyerlei Weise befördert werden, wie sie auf zweyerlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchungen brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen sey.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein

eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabey vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn starke Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden.

Ich trage also kein Bedenken, Gnädigster Prinz, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördere, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der gefährlichste innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden. Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat.

Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos, wie ihren Sinn gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchungen siegen. In ästhetisch verfeinerten Gemüthern ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.

Diese Instanz ist der Geschmack. Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisierten Menschen. Diesen Zwang, den sich der civilisierte Mensch bei Aeußerung seiner Affekte auflegt, verschafft ihm über diese Affekte selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den blos leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden.

Der Geschmack ist also als der erste Kämpfer anzusehen, der in einem ästhetisch verfeinerten Gemüth gegen die rohe Natur heraustritt, und, ehe die

Vernunft noch nöthig hat, sich als Gesetzgeberin ins Mittel zu schlagen, und in Forma zu sprechen, diesen Angriff zurücktreibt. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth blos darum von dem Joch des Instinkts, um es in seinen Fesseln zu führen, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nemlich regiert das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität, da ist blos ein Tausch der Ketten vorgegangen.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr den lebhaften und feurigen Beyfall der Natur.

Wenn wir nemlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle ohne Mühe auf diese zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit (die Natur) die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortieren. Unterwegs, als beide zusammen ritten, bekömmt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erhohlen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe lag, erblickte der letztere des Alexius Schwerdt, das in einem Baumzweige aufgehangen war, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena giebt zu verstehen, daß sie nicht wüßte, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier, Gnädigster Prinz, war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten und heraufsteigenden Gattung, wo der sinnliche Trieb den ersten Antrag machte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung

aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er (ich setze diesen Fall) einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein anderer besteigen wollte, so ist wohl niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Motion der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben?

Gesetzt also der erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckte, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Naturtrieb sein Anliegen vorbringt, schon der bloße Geschmack es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der Geschmack den Willen blos durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das widrige Gefühl, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung und im Gebiet der leidenden Kraft verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reitzbaren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfänglichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte durchsetzen müssen. Werden Sie ihn aber, Gnädigster Prinz, deswegen im zweyten Fall für minder vollkommen als im ersten halten? Gewiß nicht, denn er handelte ja im zweyten so gut als im ersten nach einer Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgte, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also *moralisch* ebenso vollkommen, *physisch* hingegen ist er bey weitem vollkommener, denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Naturbewegungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen denen Fällen, wo der Naturtrieb die erste

Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, was sonst das Gewissen hätte ausmachen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe moralischer Handlungen, sondern auf der größern Fertigkeit des Gemüths, solche Handlungen ausüben zu können; ja vielleicht wird man in der Epoche des erfüllten sittlichen Ideals ebensowenig von Moralität und moralischen Thaten als in dem goldenen Alter der Natur und der Kindheit hören, und höchstens nur bey außerordentlichen Fällen daran erinnert werden, daß die Vernunft und nicht die Neigung das Ruder führt. Der Geschmack kann hingegen in allen denen Fällen positiv nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Beredsamkeit der Natur überstimmt zu werden. In diesen Fällen nemlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht, und macht also auch ein geringeres Maaß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist.

Gesetzt, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beytragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kömmt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird.

Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet, und so innig in einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu erhalten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — so lange sie menschliche Natur bleibt — nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Geisternatur handle, daß sie nie gegen die sittliche Ordnung verstoße, wie mit den Vorschriften der Vernunft sich im Widerspruch befinde — wenn wir, bey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend, uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besten Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bey

diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beßte der Welt auf dieses Ohngefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten — wenigstens als vollkommenere Instrumente dem Naturzweck zu entrichten, was wir als unvollkommene Personen der Vernunft schuldig bleiben, um nicht in beiden Weltordnungen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie keinen moralischen Werth hat, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnten alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden. Je zufälliger aber unsre Moralität, um desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniß der letzteren würde uns moralisch zugerechnet werden können. Ebenso wie der Wahnsinnige, der seinen nahen Paroxismus ahndet, alle Messer entfernt, und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines kranken Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu seyn — ebenso sind auch wir verpflichtet, uns in den freien Intervallen durch Religion und durch ästhetische Tugend zu binden, damit unsre Leidenschaft nicht in den Perioden ihrer Herrschaft gegen die Weltordnung rase.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle verdiente, der weder die Reize der Schönheit noch den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich in allen Vorfällen des Lebens der Pflicht gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, wenn er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl der Welt, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und dem Geschmack, zu befestigen.

Und zwar scheinen sich beide, wenn ich anders meinen Erfahrungen trauen darf, in den Menschen und in das Menschengeschlecht so zu theilen, daß die Religion demjenigen ihre Arme öffnet, an dem die Schönheit verlohren ist. Da nemlich, wo keine ästhetische Kultur den innern Sinn aufgeschlossen, und den äußern beruhigt hat, und die edleren Empfindungen des Verstandes und Herzens die gemeinen Bedürfnisse der Sinne noch nicht eingeschränkt haben, oder in Lagen, wo auch die größte Verfeinerung des Geschmacks den sinnlichen Trieb nicht verhindern kann, auf eine materielle Befriedigung zu dringen — da ist es die Religion, die auch dem sinnlichen Trieb noch ein Objekt anweist, und ihm für die Opfer, die er der Tugend zu bringen hat, hier oder dort eine Entschädigung zusichert. In diesen Fall aber kommen wir alle, nur mit dem Unter-

schied, daß der rohe Mensch sich unaufhörlich, der verfeinerte nur momenteweise darin befindet.

Eine Seele nemlich, welche angefangen hat, das edlere Vergnügen an Formen zu kosten, und aus dem reinen Quell der Vernunft ihre Genüsse zu schöpfen, scheidet ohne Kampf von den gemeinen Freuden des Stoffs, und hält sich für die Entbehrungen des äußern Sinns durch die Vergnügungen des innern unendlich entschädigt. Aber Einen Fall giebt es doch, wo wir alle, verfeinert oder roh, unter die Gewalt des Instinkts zurückkehren, und wo die Natur, aller Kunst zum Trotze, ihre Rechte geltend macht. Keine ästhetische Kultur geht so weit, daß sie den Naturtrieb auch da zurückweisen könnte, wo er sich für Leben und Daseyn wehrt. Alles was der Geschmack vermag, ist, das Objekt unsrer Begierden zu verändern, und gröbere Empfindungen gegen feinere auszutauschen. So lange also die Vernunft, bey ihrer moralischen Gesetzgebung, blos das Opfer einzelner Empfindungen fordert, so kann der Geschmack dem innern Sinn erstatten, was dem äußern entzogen wird; sobald aber die Vernunft das Opfer der Kraft selbst verlangt, und den letzten Grund aller, auch der geistigsten Empfindungen, antastet, so hat der Geschmack nichts mehr zu ersetzen, weil er — als ein zur Hälfte sinnliches Vermögen — in das Schicksal der Sinne sich selbst mit verwickelt sieht, und mit der Existenz auch seine Herrschaft sich endigt. Wo das Vermögen der Empfindungen aufhört, da ist kein Tausch der Empfindungen möglich, und den Trieb zu unterdrücken, den wir nicht mehr befriedigen können, ist alles was übrig bleibt. Dies ist aber nur durch die gewaltsamste aller Abstraktionen und durch eine Kraftäußerung möglich, deren die gemischte Natur des Menschen kaum fähig ist. Dazu würde ein Sprung vom Bedingten ins Unbedingte hinüber, und eine völlige Verzichtleistung auf alles, was an uns der Materie gehört und unter Naturbedingungen stehet, also auf Daseyn und Bewußtseyn und Wirken erfordert werden. Blos die reine Form der Vernunft, in ihre unwandelbare Identität eingehüllt, würde, von allem Stoff abgesondert, zurückbleiben, und selbst diese Idee des Absoluten und Nothwendigen würde, weil sie nicht ohne Zeitbedingungen und Stoff gedacht werden kann, in den allgemeinen Verlust mit eingeschlossen werden. Da nun zu dieser Gemüthsoperation eine Kraft erfordert wird, deren nur die wenigsten Menschen, und diese Wenigen auch nur in ihren glücklichsten Momenten, fähig sind, so werden wir wohl thun, für diesen äußersten Fall Religionsideen in Bereitschaft zu halten, um dem unabweisbaren Lebenstrieb in einer andern Ordnung der Dinge eine Befriedigung versichern zu können. Soll ich es frei heraus sagen, Gnädigster Prinz? Die Religion ist dem sinnlichen Menschen, was der Geschmack dem verfeinerten, der Geschmack ist für das gewöhnliche Leben, was die Religion für die Extremität. An eine dieser beiden Stützen aber, wo nicht lieber an beide, müssen wir uns halten, so lange wir keine Götter sind.

Schon ein flüchtiger Blick in die gegenwärtige moralische Verfassung der Welt bestätigt mir meine Bemerkung. Betrachten wir die Masse des Volks; seine Religion ist das Gegengewicht seiner Leidenschaften, wo kein äußrer Widerstand ihre Stärke bricht. Der gemeine Mann wird sich vieles nur als Christ verbieten, was er als Mensch sich erlaubt hätte. Betrachten wir die feineren

Klassen, so sind sie gesittet, aber nicht sittlich. Die Gesetze des Anstandes, des guten Tons und der Ehre können sie allein vermögen, Rechte ungekränkt zu lassen, die sie weit entfernt sind, zu respektieren. Wo das Interesse ein zu schwacher Zügel für sie seyn würde, da ist es blos der Geschmack, der uns die Gesetzmäßigkeit ihres Betragens verbürgt. Ich zweifle nicht, daß es unter beiden Klassen Beyspiele wahrer Tugend giebt, aber ich fürchte sehr, daß sie zu den Ausnahmen und nicht zu der Regel gehören. In Frankreich hat jetzt eine Erschütterung zugleich die Religion umgestürzt und den Geschmack der Verwilderung preißgegeben, und es fehlt viel, daß der Karakter der Nation so weit aufgebaut wäre, um dieser Stützen zu entbehren. Die Zeit wird lehren, was geschehen wird.

Darf ich, Vortrefflichster Prinz, wegen der freimüthigen Wendung, mit der ich diesen Brief beschloß, Ihre Verzeihung hoffen? Ich gestehe, daß mir daran gelegen war, mich auch in diesem Stück Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin, denn vor Personen, die ich in diesem Grad respektiere und liebe, möchte ich gern so vollständig und unverhüllt erscheinen, wie vor meinem eigenen Herzen.

In tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigster Diener und dankbarster Verehrer

Ludwigsburg am 3. Dec. 93. Friedrich Schiller.

7.

Durchlauchtigster Prinz,

Der Sinn für das Schöne, habe ich in dem vorhergehenden Briefe auszuführen gesucht, diene der wahren Tugend zur Stütze und ersetze sie, wo sie mangelt, durch die ästhetische. Diese ästhetische Tugend, obgleich sie dem Menschen keinen Werth in der moralischen Welt erwirbt, macht ihn doch für die physische brauchbar, weil sie ihn einer Gesetzmäßigkeit des Betragens fähig macht, ohne welche die Natur ihren großen Zweck, der auf Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen gerichtet ist, nie erreichen könnte. Aber die Menschen sind darum noch lange nicht vereinigt, wenn sie nicht unter einander entzweyhet sind und die Legalität allein kann blos verhindern, daß Ungerechtigkeit nicht das Band der Gesellschaft zerreiße. Die Menschen wahrhaft und innig zu vereinigen, dazu gehört noch ein eigenes positives Band, der gesellige Karakter, oder die Mittheilung der Empfindungen, und der Umtausch der Ideen.

Zur Gesellschaft konnte schon das bloße Bedürfniß den Menschen führen, aber nur der Geschmack zur Geselligkeit; denn schon die Noth konnte seine doppelte Natur entwickeln, aber nur die Schönheit sie vereinigen. Der Geschmack allein bringt eine harmonische Einheit in die Gesellschaft, weil er eine harmonische Einheit in dem Individuum stiftet.

Rücksicht auf die Mittheilbarkeit der Empfindungen und Ideen ist bekanntlich das erste Gesetz, welches der gute Ton allen Gliedern einer civilisierten Gesellschaft diktiert. Der gute Ton verbannt alles was ausschließt. Er verlangt,

daß an dem, was Einer faßt, und was Einer empfindet, alle ohne Unterschied sollen Theil nehmen können.

Aber die Vergnügungen der Sinne, die sich auf unmittelbare Sensation und eine materielle Ursache gründen, und die entgegengesetzten des reinen Verstandes, die sich auf Abstraktion und logische Formen beziehen, haben beide mit einander gemein, daß sie nie einer allgemeinen Mittheilung fähig sind. Jene deswegen nicht, weil sie sich nach einer individuellen Empfänglichkeit und nach Privatbedürfnissen richten, welche zufällig sind; diese deswegen nicht, weil sie zwar aus der unveränderlichen und gemeinschaftlichen Anlage des Verstandes, aber aus einer besondern Anwendung und Entwickelung dieser Anlage fließen, welche gleichfalls zufällig ist, und nicht bey jedermann darf vorausgesetzt werden.

Man würde eine gemischte Gesellschaft aus der gesitteten Welt sehr schlecht unterhalten, wenn man blos den Sinnen mit angenehmen Reitzungen schmeichelte. Denn, auch die Geistesleerheit einer solchen Bewirthung abgerechnet, könnte man ja niemals sicher seyn, daß der Privatgeschmack eines Einzelnen aus der Gesellschaft dasjenige nicht abhorrierte, was den andern Vergnügen macht, und, gesetzt daß es auch durch Varietät gelänge, es jedem Einzelnen recht zu machen, so würde doch eigentlich nicht gesagt werden können, daß der Eine das Vergnügen des Andern theile, sondern jeder würde immer nur für sich besonders genießen, und seine Empfindungen in sich begraben.

Man würde aber die nämliche Societät nicht viel besser befriedigen, wenn man sie mit den profondesten Wahrheiten der Mathematik, Metaphysik oder Diplomatik bewirthete, weil das Interesse an diesen Gegenständen auf Kenntnissen und einem besondern Verstandesgebrauche beruhet, der nicht von allen Menschen erwartet werden darf. Der blos sensuelle Mensch und der bloße Fächergelehrte sind daher gleich unbrauchbare Subjekte der Konversation, weil beide gleich wenig Fähigkeit besitzen, ihr Privatgefühl zum allgemeinen zu erweitern, und das allgemeine Interesse zu dem ihrigen zu machen.

Literarische Rundschau.

Lord Russell's Denkwürdigkeiten.

Recollections and Suggestions. 1813—73 by Earl Russell. 2. edit. London 1875. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Halle, H. Gesenius. 1876.

Unter den lebenden Staatsmännern kann wol kaum Einer auf eine so lange politische Laufbahn zurücksehen, wie Lord Russell, der, 1792 geboren, dieselbe 1813 als Mitglied des Unterhauses für Tavistock begann und bis Mitte 1866 an den Ereignissen dieses Zeitraumes als Mithandelnder einen hervorragenden Antheil genommen hat. Achtzehn Jahre kämpfte er als einer der Führer der kleinen, aber stetig wachsenden Whigpartei, welche gegen das seit der französischen Revolution am Ruder befindliche starre Toryregiment die Sache der Reform vertrat; 1831 in das Ministerium Lord Grey's berufen, führte er vornehmlich die Parlamentsreform im Unterhause durch und ist seitdem Mitglied aller liberalen Ministerien gewesen, bis er sich mit dem Falle Gladstone's 1866 zurückzog und von da nur noch einzeln an den Verhandlungen des Oberhauses theilgenommen hat. Dagegen hat er während dieser wohlverdienten Muße seines Alters die Feder noch fleißig geführt, häufige Zuschriften an die „Times" über kirchliche und politische Fragen gerichtet und namentlich auch den vorliegenden Band Memoiren geschrieben. Dieselben sind indeß von sehr ungleichem Werthe. Der erste Theil, welcher Aufzeichnungen aus der Zeit enthält, während welcher Russell in den Reihen der Opposition mit steigendem Erfolg kämpfte und schließlich sein Hauptziel durchsetzte, bietet vieles Interessante; die späteren Capitel, welche die Periode von 1842 bis auf die Jetztzeit behandeln, sind lückenhaft und gehen gerade über die Punkte, in denen ihr Verfasser auf dem Gebiet der praktischen Politik keine Lorbeeren geerntet, ziemlich mit Stillschweigen hinweg. Wir wollen, da Russell's geschichtliche Bedeutung wesentlich in dem Antheil liegt, welchen er an der Parlamentsreform genommen, diesen etwas näher in's Auge fassen.

Die englische Auffassung der Volksvertretung war niemals die der Kopfzahl, sondern stets die der Repräsentation örtlicher Verbände, der Grafschaften und der Burgflecken gewesen; aber bereits im 17. Jahrhundert hatte sich in derselben ein Mißverhältniß gezeigt; zahlreiche Plätze, die zu blühenden Städten erwachsen waren, blieben ohne Vertretung, während andere, welche zur Unbedeutendheit herabgesunken waren, über Sitze im Unterhaus verfügten, die thatsächlich von den großen Grundeigenthümern vergeben wurden. Auch in den Grafschaften war der Einfluß derselben maßgebend, in den größern Städten lag die Vertretung entweder in den Händen oligarchischer Corporationen oder einer bestechlichen Masse. In Schottland stand es womöglich noch schlimmer, da die Gesammtzahl der Wähler sich kaum auf 4000 belief; in Irland steigerte sich die Gehässigkeit des Systems durch den Ausschluß

der Katholiken, welche die große Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Durch den Parteikampf der Whigs und Tories machten sich in der Wirklichkeit die Sachen allerdings besser, wie die glänzende parlamentarische Geschichte des 18. Jahrhunderts zeigt; indeß waren die Zustände doch zu abnorm, um auf die Länge unangefochten zu bleiben. Schon Cromwell hatte seinen staatsmännischen Blick bewiesen, indem er 72 kleinen Flecken ihr Wahlrecht nahm, es Manchester, Leeds und Halifax verlieh und die Zahl der Grafschaftsmitglieder vermehrte; aber die Restauration annullirte diese Reformen zum größten Theile. Lord Chatham faßte sodann die Nothwendigkeit einer Aenderung in's Auge, er prophezeihte, daß bis Ende des Jahrhunderts das Parlament entweder sich selbst reformirt haben müsse oder zur Strafe von außen reformirt werden würde; sein Vorschlag ging 1770 dahin, den Grafschaften ein drittes Mitglied zu geben, um ein Gegengewicht gegen die bestechlichen und faulen Flecken zu schaffen. William Pitt nahm den Plan seines Vaters wieder auf und versuchte zweimal, 1783 und 1785, eine umfassende Reform durchzuführen, welche England schwere Kämpfe erspart haben würde; aber er scheiterte an der Opposition der Privilegirten.

Die Ausschreitungen der französischen Revolution riefen eine starke conservative Reaction in England hervor, welche alle Reformpläne in den Hintergrund drängte und sich steigerte, je länger der große Kampf gegen Napoleon dauerte; um die verschiedenartigen Elemente einer Majorität für die Fortsetzung des Krieges zusammenzuhalten, gab Pitt die Verbesserung der Zusammensetzung des Unterhauses ebenso auf wie die Emancipation der Katholiken und den Freihandel. Aber wenn damals die Opposition selbst anerkannte, daß der Moment, wo man die nationale Existenz vertheidigte, kein günstiger sei, um die Verfassung auszubilden, so war es um so dringender geboten, nach dem Frieden die Sache in die Hand zu nehmen. Das schroffe Toryregiment jedoch, welches sich noch über 15 Jahre behauptete, wies die allmälig erstarkende Bewegung für eine gerechtere Vertretung der Bevölkerung einfach zurück; selbst Canning, der in der auswärtigen Politik einen liberalen Umschwung herbeiführte, erklärte sich 1822 auf das lebhafteste gegen den Wahn, „jenes Feuer vom Himmel, dessen heiliges Gefäß unsere Verfassung ist, größer und glänzender leuchten zu lassen," während man in Wahrheit seine Reinheit gefährde oder sein Verlöschen riskire. Als die Majorität sich genöthigt sah, dem Flecken Grampound sein Wahlrecht wegen notorischer Bestechlichkeit zu entziehen, weigerte sie sich doch, es auf das unvertretene Leeds zu übertragen. Die Hauptverantwortlichkeit für diese falsche Politik trifft Wellington; mehr General und Minister als constitutioneller Staatsmann fand er, es lasse sich mit dem gegenwärtigen Hause vortrefflich regieren, folglich sei ein Wechsel im System unnöthig. Dabei blieb er, obwol die Flut sichtlich stieg und sein Cabinet mit Huskisson, Palmerston, Lord Dudley und anderen Ministern, die einer nach dem andern zurücktraten, der besten Kräfte beraubt ward.

In dem Kampf, welchen die Opposition gegen diese Verblendung der Regierung führte, nimmt Lord John Russell die erste Stelle ein; es ist die glänzendste und verdienstvollste Zeit seiner Wirksamkeit. Unermüdlich war er in der Aufdeckung von Mißbräuchen und Vorlegung von Reformplänen, welche, damals noch sehr gemäßigt gehalten, die öffentliche Meinung befriedigt haben würden. Nachdem Wellington und Peel in Bezug auf die Emancipation der Katholiken hatten nachgeben müssen, war die Parlamentsreform nicht mehr hintenanzuhalten. Die unter dem Eindruck der Julirevolution und der vielen Verwaltungsmißbräuche vollzogenen Wahlen brachten einen mächtigen Umschwung in der Majorität des Unterhauses hervor, und als ohne Verständniß für diese Zeichen der Zeit der eiserne Herzog beim Zusammentritt des Parlaments erklärte, daß nach seiner Ansicht die Zusammensetzung desselben vollkommen sei, so daß der menschliche Geist a priori nichts so Gutes hätte ersinnen können, wurde das Ministerium bei der nächsten Abstimmung geschlagen und zum Rücktritt genöthigt. In dem Cabinet von Lord Grey, das an seine Stelle trat, bekleidete Russell die Sinekure des Zahlmeisters der Armee, hatte aber als eigentliches Geschäft die Durchführung der Reform des Unterhauses. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen

Stadien des Kampfes zu verfolgen, durch welchen dies geschah; wir beschränken uns auf die charakteristischen Momente der Maßregel selbst.

Sie ging hauptsächlich dahin, daß 50 Flecken mit geringer Bevölkerung, die bisher 111 Mitglieder gewählt hatten, ihre Rechte vollständig verloren und 30 Flecken, die 60 Mitglieder wählten, die Hälfte ihrer Vertreter verloren. Die so verfügbar gewordenen 141 Sitze wurden auf die großen Städte und volkreichsten Grafschaften vertheilt, die bunten Abstufungen des städtischen Wahlrechts abgeschafft und dafür eine Qualifikation von 10 Pfd. St. jährlichem Miethzins eingeführt. Die Bill ging weiter, als die Freunde der Reform gehofft und die Feinde derselben gefürchtet hatten. Groß war der Beifall, den sie in der Masse der Bevölkerung fand, welche Lord Brougham's Losung „die Bill, die Bill und nichts als die Bill" aufnahm; um so lebhafter aber auch die Opposition nicht nur bei Denen, die in ihrem bisherigen Besitz bedroht waren, sondern selbst bei vielen Gemäßigten, welche eine Untergrabung des Gleichgewichtes der Verfassung fürchteten. Unter diesen ragte besonders Sir Robert Peel hervor, der die erwähnte herausfordernde Erklärung Wellington's entschieden getadelt und die Nothwendigkeit der Reform anerkannte; er bekämpfte die Bill, weil, wie er sagte, dieselbe verhängnißvoll für die glücklich gemischte Regierungsform Englands sein werde, für jenen Geist der Mäßigung, welcher demselben das Vertrauen der Welt erworben, verhängnißvoll für die Regierungsweise, die, indem sie Eigenthum und Freiheit der Individuen mit Nachdruck schirme, doch der Staatsgewalt eine Kraft verleihe, welche jeder andern Zeit und jedem andern Lande unbekannt geblieben sei. Die Maßregel stehe unter dem Geiste jenes revolutionären Geistes, welcher aus Frankreich wehe: wenn das englische Volk von seiner augenblicklichen Aufregung wieder zu sich komme, werde es den Ministern vorwerfen, die Verfassung umgestürzt zu haben, unter der das Land groß geworden. Speciell führten die Gegner der Bill Folgendes an:

1) Das bisherige System habe auf beiden Seiten jedem politischen Talent einen Platz gesichert. Jeder aufstrebende Kopf, welcher der Regierung oder der Opposition von Nutzen sein konnte, sei sicher gewesen, einen Sitz zu finden. Fast alle großen Staatsmänner, welche sich einen Namen in der parlamentarischen Geschichte erworben, seien zuerst für kleine Flecken eingetreten, und die Regierung habe durch die ihr zu Gebote stehenden jede Stelle mit dem Bestgeeigneten besetzen können.

2) Das System habe eben durch die Zugänglichkeit der kleinen Flecken jedem großen Interesse der Nation eine Vertretung gesichert, während bei dem Kopfzahlprincip notorisch bedeutende Classen der Gesellschaft dieselbe nicht fänden.

3) Das System habe der jedesmaligen Regierung eine feste Majorität gesichert und doch, wie die Geschichte zeige, keineswegs stationäre Zustände geschaffen. Wenn ein Ministerium durch Mißgriffe gefallen, so erhielten seine Nachfolger, welche vielleicht mit wenig Stimmen gesiegt, eine feste Majorität durch die Flecken, welche in den Händen der Regierung als solcher waren. Dadurch aber sei gerade die gefährlichste Eventualität des parlamentarischen Wesens beseitigt, nämlich daß ein Cabinet nicht im Stande sei, eine Maßregel durchzuführen und doch die Opposition nicht fähig, an seine Stelle zu treten.

Gewiß waren diese Einwürfe nicht ohne Gewicht, aber an den Tories rächte sich jetzt der Starrsinn, mit dem sie früher auch die bescheidenste Reform zurückgewiesen, und ebenso falsch war ihre nunmehrige Taktik, die Bill nicht im Einzelnen zu verbessern, sondern ganz zu Fall zu bringen; sie mußten schließlich vor dem drohenden Unwillen der öffentlichen Meinung doch weichen. Es ist begreiflich, daß Russell die Bill noch heute in allen ihren Theilen vertheidigt; er verwahrt sich einestheils dagegen, daß sie zu radikal eingegriffen, daß er die Thorheit des Dieners von Aladdin begangen, der sich durch den Ruf „Neue Lampen für alte" betrügen ließ, die rostige Zauberlampe für ein glattes, flimmerndes Ding von neuer Arbeit wegzugeben; man habe nur die alte Lampe von bleibendem Schmutze gereinigt, daß sie heller brennen könne. Und gewiß hat er darin Recht, daß die Reformbill nichts von der französischen

Verfassungsmacherei an sich hatte, daß anderntheils eine große und kühne Maßregel zugleich auch die weiseste war, weil sie allein den Frieden wiederherzustellen vermochte. Aber wenn man ihm auch darin zustimmt und zugibt, daß, als die Bill einmal eingebracht war, sie auch durchgesetzt werden mußte, so ist doch die Frage, ob sie in jeder Beziehung richtig gegriffen war, und das wird sich nicht durchweg behaupten lassen. Sie trug zunächst den Charakter einer Parteimaßregel, und zwar nicht blos deshalb, weil sie manche whiggistische Wahlflecken sorgfältig erhielt, sondern namentlich weil sie dem städtischen Element, das fortan durch 405 Abgeordnete vertreten war, ein gewaltiges Uebergewicht über das ländliche gab, welches nur 253 Mitglieder zählte, obwol die Grafschaften bei weitem den größten Theil der Bevölkerung umfaßten. Was sodann die städtischen Wählerschaften betraf, so läßt sich sehr bestreiten, daß die Miethe einen richtigen Gradmesser für die politische Stellung eines Mannes gibt, zumal ein einförmiger Satz derselben in verschiedenen Städten etwas ganz Verschiedenes bedeutet; 10 Pfd. Miethe im Ostend von London sind etwas Andres als dieselbe Summe im Westend, etwas Andres in Manchester als in Chester. Daneben begünstigte dieser Census wesentlich die niedrige Mittelclasse, in welcher die stets whiggistisch gesinnten Dissenters stark sind, eine Wahlqualification nach dem Miethzins wird immer besonders günstig für die kleinen Händler und Ladeninhaber sein, weil sie im Verhältniß zu ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrem Vermögen und geistigen Bildung eine verhältnißmäßig höhere Miethe zahlen als andere Classen. Der Census von 10 Pfd. schloß alle diese ein und damals fast alle eigentlichen Arbeiter aus.

Ebensowenig läßt sich behaupten, daß durch die Reformbill die Bestechlichkeit erheblich vermindert ward; sie blüht noch heute, wie die fortwährenden Untersuchungen beweisen, und im Wesentlichen ist der Unterschied nur, daß vor 1832 der Candidat dem Besitzer des Wahlfleckens eine runde Summe zahlte, während dieselbe sich jetzt auf viele Personen vertheilt. Noch heute betragen die Kosten einer Wahl, bei der alle eigentliche Bestechung vermieden wird, mindestens 2000 Pfd.; es ist aber keine Seltenheit, daß 20,000 aufgewendet werden.

Wichtiger noch sind folgende Momente. Es liegt im System der parlamentarischen Regierung, wie sie sich in England einmal gebildet hat, daß nicht blos die Minister, sondern auch die Unterstaatssecretäre, Kronanwälte u. s. w. Mitglieder eines der beiden Häuser sein müssen. Die Minister selbst nehmen allerdings durchweg eine so bedeutende Stellung ein, daß sie auf einen Sitz rechnen können; aber nach Abschaffung der Regierungswahlflecken macht es oft erhebliche Schwierigkeiten, jüngere Leute, welche als Verwaltungsbeamte vortrefflich, politisch indeß unbekannt sind, in's Parlament zu bringen. Wahrhaft ausgezeichnete Köpfe können nicht gegen den localen Einfluß irgend eines reichen Kaufmanns oder Brauers durchdringen, dessen Ehrgeiz keine Opfer scheut, um das M. P. hinter seinen Namen setzen zu können. Die Minister müssen daher nehmen, nicht wen sie für den tauglichsten halten, sondern wen sie bekommen können.

Mit der Reformbill hat eine Zersetzung der Parteien begonnen, welche oft das parlamentarische Regiment überhaupt in Frage zu stellen droht, namentlich da die Irländer seit der Katholikenemancipation sich nicht einfach in eine der beiden großen bestehenden Parteien einfügten, sondern mit der einen oder andern, je nach ihren katholischen und specifisch irischen Interessen, stimmten. Wir haben es häufig erlebt, daß ein Ministerium nicht leben und nicht sterben kann, oder sich am Ruder gegen die Majorität hält, weil diese in sich zu uneinig ist, um eine Verwaltung aus ihrer Mitte zu bilden. Das gegenwärtige Disraeli'sche Cabinet ist seit langer Zeit das erste, welches unabhängig von den irischen Mitgliedern über eine feste Mehrheit verfügt. Das ist eine bedenkliche Erscheinung in einem Lande, wo keine unabhängige königliche Gewalt neben der Legislative steht und wo die Regierung nur dadurch stark ist, daß die Minister im Parlament hinreichende Autorität haben, um den Gang der Geschäfte zu leiten. Je schwächer ein Ministerium ist, desto weniger wird es

geneigt sein, die Verantwortlichkeit für große Maßregeln auf sich zu nehmen, sondern wird sie auf das Parlament abzuwälzen suchen, wodurch die Verantwortlichkeit illusorisch gemacht, weil eine große Versammlung, welche nicht fest geführt wird, unsicher in ihrem Verfahren und unstät in ihren Beschlüssen ist. Und mit dieser Zerfahrenheit der Parteien hat die Tüchtigkeit ihrer Führer abgenommen; das trat zunächst nicht zu Tage, weil jede große politische Veränderung erst nach längerer Zeit ihre volle Wirksamkeit entwickelt; die Periode von 1832—60 lebte wesentlich von den Staatsmännern, welche schon vorher auf die Bühne getreten waren; aber wie schwach ist der Nachwuchs! Gladstone, Disraeli, Lowe, Cobden, Bright, Göschen haben ihre Verdienste; aber welch' ein Abstand, wenn wir sie mit Lord Derby, Palmerston, Melbourne, Brougham, Russell, Peel vergleichen! Die Reformbill legte den Schwerpunkt der parlamentarischen Vertretung in die Mittelclassen; aber diese haben wenig Männer von Bedeutung und keinen einzigen Staatsmann im großen Styl hervorgebracht, das allgemeine Niveau des Unterhauses hat sich nicht gehoben, sondern ist auf das Mittelgut von Männern gesunken, die durch Reichthum in's Parlament gelangen.

Am wenigsten hat sich Lord Russell's Voraussage bewahrheitet, daß die Bill den Abschluß der Frage bringen werde, daß sie eine final measure sein solle. Der großen Aufregung des Kampfes folgte allerdings eine Periode der Ruhe und eine Reaction, welche wenige Jahre später wieder Peel an's Ruder brachte. Sodann nahmen die wirthschaftlichen Reformen alles Interesse in Anspruch; aber schon 1852 taucht die Frage einer neuen Parlamentsform auf, und zwar schlug derselbe Russell, der die Bill von 1832 als „endgültige Lösung" erklärt hatte, eine weitere Ausdehnung des Wahlrechts vor. In den vorliegenden Aufzeichnungen übergeht er diesen Versuch mit vollständigem Schweigen, wahrscheinlich, weil derselbe erfolglos war, aber schließlich zu Resultaten geführt hat, die seine Absichten überflügelten. Thatsächlich ging der Anstoß, den er damit gab, keineswegs aus einer Bewegung im Volke hervor, sondern war lediglich ein Parteimanöver, um sein schwaches Ministerium durch eine populäre Maßregel zu stärken. Ein innerlich zwingender Grund, die parlamentarische Vertretung auf's Neue zu ändern, lag nicht vor; alle wirklich nothwendigen Reformen waren in ununterbrochener Reihe durchgesetzt, jedenfalls hätte die Reform eher auf Beseitigung positiver Uebelstände, wie der Bestechung, des Unwesens der Privatbills, der nicht ausreichenden Vertretung der Grafschaften im Verhältniß zu den Städten gehen müssen, als auf eine neue allgemeine Herabsetzung der Wahlqualification. Aber die Sache war einmal wieder auf das liberale Programm gesetzt, und mit Rücksicht auf die vorgeschrittenere Fraction der Partei ging man successive weiter, bis dann endlich 1866 doch das Russell'sche Cabinet über diesen Stein stürzte und — sic vos non vobis — der schlaue Disraeli den Liberalen den Rang ablief. Weiter gehend als sie, führte er für die Städte das Haushaltswahlrecht ein, eine Maßregel, die der Premier des Cabinets, Lord Derby, selbst als einen Sprung in's Dunkle bezeichnete und die Russell scharf tadelt, weil sie keinem der beiden Principien entspreche, auf die allein das Wahlrecht gegründet werden könne, das allgemeine Stimmrecht oder die Beschränkung auf Personen, die durch Besitz und Erziehung zum Wahlrecht befähigt seien.

Wir übergehen hier die andern inneren Fragen, welche unser Verf. meist ziemlich sporadisch behandelt, um noch einige Bemerkungen betreffs der Rolle zu machen, die er in der auswärtigen Politik gespielt hat. Für dieselbe zeigte er im letzten Theile seiner Laufbahn eine besondere Vorliebe und machte 1859 seine Uebernahme des Auswärtigen Amtes geradezu zur Bedingung seines Eintrittes in das Ministerium. Gleichwol hat er gerade auf diesem Felde am wenigsten Lorbeeren geerntet und am meisten beigetragen, Englands Stellung im Rathe der Nationen sinken zu lassen. Was zunächst den Krimkrieg betrifft, so scheint Russell nach seinen Aufzeichnungen noch jetzt nicht zu fühlen, wie schwach seine Politik gewesen ist; er erzählt, daß er eine Erklärung an die Pforte veranlaßt, sie müsse die bekannte österreichische Note von 1853 dem Wortlaut sowol als dem Wesen nach annehmen,

indem sonst England ihr nicht länger gegen Rußland beistehen werde und sie sich darauf gefaßt machen müsse, die Donaufürstenthümer den ganzen Winter besetzt zu sehen. Als nun aber die Türkei sich doch weigert, darauf einzugehen, weil die Fassung der Note den gefährlichsten Auslegungen Raum gebe, gehen ihm plötzlich die Augen auf und er schreibt: „Bisher haben wir Rußland große Mäßigung gezeigt. Jetzt ziemt es uns, der Türkei die gleiche Nachsicht zu beweisen, wenn sie ihrerseits eigensinnig und starrköpfig wird"! Von den Wiener Conferenzen zu Anfang 1855, wo Russell als erster Bevollmächtigter Englands auftrat, schweigt er ganz, wol in dem Bewußtsein, daß er dort keine besonders glänzende Rolle spielte, z. B. in zarter Rücksicht auf seinen neben ihm sitzenden französischen Collegen Rußland die geforderte Neutralisirung des Schwarzen Meeres durch die Bemerkung annehmbar zu machen suchte, daß England Ludwig XIV. zu weit härteren und demüthigenderen Bedingungen genöthigt habe. (Protokoll der Conferenz vom 17. April 1855.) Ueber sein auswärtiges Ministerium (1859—65) gibt Russell nur wenige Seiten. Ganz mit Schweigen übergeht er die klägliche Politik in Bezug auf Polen und Schleswig-Holstein; er war der erste, welcher für den thörichten und verbrecherischen Aufstand eintrat, durch den die unverbesserlichen Polen alle Vortheile der liberalen Concessionen Alexander's II. zu Nichte machten; er empfahl dem Petersburger Cabinet, Polen parlamentarische Institutionen zu geben, und antwortete dem russischen Gesandten, der ihm bemerkte, daß es doch schwierig sei, die Polen in dieser Hinsicht vor den Russen zu bevorzugen, warum man denn diesen nicht dasselbe gewähren wolle? Er bewog Frankreich und Oesterreich zu dem diplomatischen Feldzug zu Gunsten Polens, der nach vielen Depeschen und großen Worten im Sande verlief; er wollte Rußland seiner Rechte auf Polen aus den Wiener Verträgen verlustig erklären, weil dasselbe seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt habe, aber behielt seine Erklärung in der Tasche, als Graf Bernstorff ihm im Auftrage Bismarck's bemerkte, daß dann die deutschen Regierungen auch den König von Dänemark seiner Rechte auf Schleswig-Holstein verlustig erklären könnten, da derselbe die Bedingungen des Londoner Protokolls nicht erfüllt habe. Er gestand schließlich in seiner Rede von Blairgowrin ein, daß er niemals daran gedacht, seinen Forderungen für Polen kriegerischen Nachdruck zu geben. In die Frage der Herzogthümer mischte er sich beständig ein, empfahl 1862 Dänemark eine höchst originelle Verfassung mit vier Parlamenten, versicherte es des englischen Beistandes und überließ es schließlich seinem Schicksal. Zwei andere Angelegenheiten berührt er kurz, seine Haltung gegenüber Italien und Amerika. Die lebhaften Sympathien, welche er dem italienischen Einigungswerk entgegenbrachte, machen seinem Herzen alle Ehre, und er druckt mit einem gewissen Stolz zwei Depeschen ab, in denen er die italienische Annexionspolitik gegen den Tadel Rußlands und Preußens vertheidigt und mit der Anerkennung des Königreichs zuerst vorgeht. Wir glauben ihm gern, wenn er sagt, daß ihm der warme Beifall des Grafen Cavour und des General Garibaldi für diese Anstrengungen, bei dem guten Werke zu helfen, zu Theil geworden, und gönnen ihm die Freude an einer Statue „Das junge Italien", welche ihm einige Mailänder Herren als Anerkennung verehrt haben. Aber er scheint die Macht seiner Worte und Sympathien einigermaßen zu überschätzen; Depeschen, Meetings und Ovationen für Garibaldi haben das Festungsviereck nicht gebrochen. Hinsichtlich des amerikanischen Secessionskrieges gibt Russell zu, daß er einen Fehler begangen, indem er durch sein Zögern die Alabama habe entkommen lassen; behauptet aber, sonst eine strenge Neutralität durchgeführt zu haben, was die Geschichte schwerlich bestätigen wird. Darum kann man ihm indeß nicht das Recht bestreiten, den traurigen Vertrag von Washington herbe zu tadeln, durch den Gladstone den Vereinigten Staaten gegenüber ohne jede zwingende Nothwendigkeit capitulirte, indem er sich ein ex-post facto erfundenes Gesetz aufnöthigen ließ, welches die Verurtheilung Englands nothwendig machen mußte, ohne daß dieses seinerseits eine Genugthuung für die Einfälle der Fenier in Canada erhielt. Denn so schwach Russell's auswärtige Politik war, so ist er doch kein Manchestermann, der wie Gladstone Frieden um jeden Preis

will und durch die Erklärung, daß der Krieg etwas Abscheuliches sei, Demüthigungen provocirt. Er hat ein lebhaftes Gefühl für Englands Ehre, und wie er nicht zögerte, bei dem Trentfall Amerika die Wahl zwischen Genugthuung und Krieg zu stellen, so will er auch für die Zukunft den britischen Territorialbestand gegen jeden Angriff mit allen Mitteln vertheidigt wissen.

Es ist ein reiches und bewegtes politisches Leben, welches sich in diesen Blättern entrollt und in der Geschichte der innern Entwicklung Englands einen bedeutenden Platz behaupten wird. Was die auswärtige Politik betrifft, so scheint Lord Russell die Wahrnehmung zu bestätigen, daß sie die schwache Seite der Whigs ist; zu den großen Staatsmännern seines Vaterlandes und seiner Zeit gehört er überhaupt nicht, dazu fehlt ihm der umfassende Blick und die Energie, welche die Erfolge eines Chatham, Pitt, Wellington und Peel begründeten.

* * *

Deutsche Puppenkomödien.

Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. Heft I—IV. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1874, 1875.

„Wir wollen Allen Alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt hat": so schrieb Achim von Arnim 1805. Er meinte den gesammten Schatz deutscher Poesie, welche die Gewähr der Volksthümlichkeit in sich selber trug. Und er sprach das Programm einer edlen Genossenschaft begeisterter Männer aus, welche jenen Schatz, den halb versunkenen, halb vergessenen, wieder ausgraben und an alles Volk vertheilen wollten.

So erklangen die deutschen Volkslieder aus „des Knaben Wunderhorn". So erschienen die deutschen Märchen und die deutschen Sagen. So sind die Nibelungenhelden wieder auferstanden. So hat man Volksbücher, Räthsel und Sprichwörter erneuert. So sind die Romanfiguren des siebzehnten Jahrhunderts, Simplicius, Schelmuffsky, die drei Erznarren, wieder im neunzehnten umgegangen*). Jetzt ist die Zeit der Auferstehung endlich auch für die Puppenspiele, für die letzten Reste des deutschen Volkstheaters gekommen.

Es war hohe Zeit. Nur das Puppenspiel vom Faust hatte bisher allgemeinere Theilnahme gefunden, verschiedene Fassungen desselben wurden gedruckt, und Simrock hat seinen „deutschen Volksbüchern" eine vortreffliche Bearbeitung eingefügt. Alle übrigen aber drohten zu verschwinden. Ein gebildeter Deutscher hatte eher Gelegenheit, in Paris die Possen Gringalet's, in Wien die sinnlosen Tollheiten des Wurstelpraters zu sehen, als eine jener ernsten Marionettenvorstellungen, der Genovefa z. B.,

---

*) Simplicius Simplicissimus schickt sich soeben an, seinen alten Zauber auf die deutsche Lesewelt in erhöhtem Maße auszuüben. Im Nordwestdeutschen Volksschriften-Verlag ist eine freie Bearbeitung des Romans von Elard Hugo Meyer erschienen (Bremen, 1875), welche dem Buche alles abzustreifen sucht, was seine Wirkung bei heutigen unbefangenen Lesern beeinträchtigen könnte. Der Held darf sich nun eher in gebildeter Gesellschaft sehen lassen. Er findet auch zum Schlusse häuslichen Frieden. Seltsamer Weise hat der wilde Reitersmann selbst in dieser zahmen Gestalt noch im März 1876 den Schwarzen wie den Weißen des preußischen Abgeordnetenhauses einen jähen Schrecken eingejagt. Es verfolgt ihn sein altes Verhängniß: „Simplicius wird ein Waldbruder, verfällt hernachmalen aber wieder in das alte Luder". Jetzt ist er sittsam geworden, aber seine Besserung hilft ihm nichts, sie wird ihm nicht geglaubt.

wobei einfache schlichte Leute in Thränen zerfließen und ein altes Mütterchen etwa, Dichtung und Wahrheit verwechselnd, in die lebhaftesten mitleidigen Klagen ausbricht: „Sieben Jahre in der Einsamkeit, nur von Wurzeln, es ist kein Wunder, daß sie abgehärmt aussieht" u. s. w. Ich spiele auf ein Factum an, das mir glaubwürdig bezeugt ist; denn ich selbst war nie in der Lage, eine solche theatralische Wirkung zu beobachten. Auch im antiquarischen Handel kommen Manuscripte von Puppenspielen äußerst selten vor. Ich hatte mich daher Jahre lang vergeblich nach einer näheren Bekanntschaft damit gesehnt, und fühle mich jetzt dem Herausgeber der obengenannten Bändchen zu besonderem Danke verpflichtet. Sie sind für die historische Erforschung des deutschen Schauspieles unentbehrlich und sehr lehrreich.

Aber nicht blos die Literaturgeschichte hat daran ein gewisses Interesse, sondern, wenn ich mich nicht täusche, in bescheidenen Grenzen die Literatur selbst. Auch diese Stücke können wieder aufleben; auch ihr poetischer Gehalt kann der Gegenwart von neuem zu gute kommen. Die Märchen sind nach zwei Seiten werthvoll: die Wissenschaft studirt an ihnen die Verbreitung der Novellenstoffe; die deutschen Kinder freuen sich an der Poesie als solcher. Auch die Puppenkomödie ist noch heut ein Kindervergnügen, und manche Mutter wird gezwungen, daran ihre tragische oder komische Kunst zu erproben: sie wird gewiß lieber nach den vorliegenden Heften greifen, als daß sie eigene Erfindungen wagt oder sich mit beliebigen modernen Erzeugnissen begnügt. Einer Kinderphantasie leuchten glückliche Sterne, welche, wie Goethe und sein Wilhelm Meister, früh aus den Puppenspielen genährt und mit einer Reihe tragischer Hauptstoffe ahnungsvoll vertraut wird. Und die Erkenntniß wird sich wol merklich Bahn brechen, daß auf einer möglichst frühen und möglichst intensiven ästhetischen Erziehung der heranwachsenden Generationen ein großer Theil unserer nationalen Zukunft beruht. Auch hier müssen wir endlich lernen, die ungünstigen Naturbedingungen durch Arbeit überwinden, damit wir an Geschmack des Lebens, Redens, Schreibens und Bildens hinter den romanischen Völkern nicht länger zurückbleiben. —

Ich bin nicht Pedant genug, um Herrn Engel im Einzelnen vorzurechnen, wie er seine Ausgaben hätte besser einrichten sollen; oder ihn fühlen zu lassen, daß ein Gelehrter von Beruf dies oder jenes würde anders gemacht haben. Ein Gelehrter von Beruf hätte jedenfalls nicht so glücklich gesammelt. Und was nützt mir die größte Kunst, ein Material zu bearbeiten, wenn sie nicht im Stande ist, das Material herbeizuschaffen. Nur um Eins möchte ich im Interesse der Wissenschaft ernstlich bitten: daß uns möglichst genau gesagt werde, woher die Handschriften stammen, welche Herr Engel benutzt. Die Stücke selbst verrathen uns wenig über ihre Herkunft. Der Hanswurst hat in seiner Mundart oft wienerische Anklänge; in der Genovefa glaube ich manchmal niederrheinische Spracheigenthümlichkeiten zu vernehmen; u. s. w.

Die acht Schauspiele, die wir bis jetzt empfangen haben, sind von sehr ungleicher Art und von sehr ungleichem Werth. Nur Eins haben sie gemeinsam: den Hanswurst. Um das Verdammungsurtheil des Professors Gottsched, das im übrigen so einflußreich war, wie Professoren-Anatheme selten sind, hat sich der Puppen-Wurstel offenbar gar nicht gekümmert. Er ist dem Faust und Don Juan als Diener treu geblieben. Er wird von Golo zu Schurkendiensten benutzt und ist dann doch wieder der gutmüthige Henkersknecht, der Genovefa am Leben läßt. Er tritt in der Gesellschaft von Cyrus und Tomyris auf. Er schlägt sich mit Feen und Teufeln herum: das letztere ist seine besondere Force, die komischen Figuren der altdeutschen Volksbühne müssen sich mit einander messen, um die Zuschauer doppelt zu erheitern. Man könnte leicht schon aus dem vorliegenden Material eine Naturgeschichte des Hanswurstes schreiben. Die Wahrheit zu sagen, das Geschöpf ist nicht sehr interessant. Die typischen Späße, Mißverständnisse, Prügel, Schimpfwörter bewegen sich in einem engen Kreise des Witzes, so daß nur noch jenes kindliche naive Publicum sie dankbar aufnehmen wird, unter welchem die Puppenspiele ihre eigentliche Heimath haben.

Blos im Faust ist Hanswurst neben dem Helden zum ergreifendsten Gegensatz geworden: der hochstrebende Idealist, der eine Beute der Hölle wird — und der dumme, niedrige Philister, dem der Teufel nichts anhaben kann. Seufzend steht zuletzt Faust als der kleinere da und bricht in die Worte des in Flammen sterbenden Reformators aus: „Welch treumüthige Einfalt!" — o sancta simplicitas. Der Philister sitzt über den Helden zu Gericht, und natürlich bekommt die Einfalt Recht.

Die Geschichte des Puppen-Faust ist ziemlich klar. Von der Geschichte der übrigen Stücke weiß ich wenig zu sagen; wenig mehr, als was schon der Herausgeber ermittelt hat.

„Der Raubritter oder Adelheid von Staudenbühel" ist gewiß nicht älter als die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die erste Blüthezeit des Ritterromans und Ritterschauspiels. Während die Puppenspiele sich sonst einer planen, wenig gehobenen Sprache befleißen, „schleicht" hier gleich anfangs „die Sonne sich blaß und traurig hinter dem Nebelgewölk herauf, als wär ihr groß Herzeleid widerfahren."

Die „wohlthätige Fee Almanda" kann aus derselben Zeit stammen. Von dem französischen Feenmärchen, von Wieland und von der Zauberoper sind solche Anregungen ausgegangen. Der „Don Juan" ist jünger als Molière und älter als Mozart. Die „Genovefa", die ich nicht chronologisch zu taxiren weiß, hat den Golo natürlich noch als reinen Bösewicht bewahrt und ihn nicht sentimentalisch abgeschwächt.

„Hans Wurst als Teufelsbanner" stammt direct oder indirect aus einem Schwanke des Hans Sachs. Der „verlorene Sohn" war seit dem lateinischen Acolastos des Gnapheus (1529) ein beliebter Dramenstoff, dessen Tradition sich nachweisen läßt, bis er 1620 in die sogenannten „englischen Comödien" aufgeht. In dem Puppenspiel ist wenig von der alten Ueberlieferung zu spüren: die Figur der Lisette deutet bestimmt auf die französische Lustspielschule des vorigen Jahrhunderts.

Der „König Cyrus" ist mir ganz räthselhaft. Die großen Eroberer, wie Tamerlan, waren auf der altenglischen Bühne beliebt.

Sicher verdanken wir dieser Bühne den „Faust", der freilich alle anderen Puppenspiele weit in Schatten stellt und auf welchem ich ein wenig verweile, nicht um mit Dingelstedt's geistreicher Darstellung im Maiheft dieser Zeitschrift zu wetteifern, sondern um das dadurch erregte Interesse noch weiter für einige ergänzende Bemerkungen in Anspruch zu nehmen.

Das älteste deutsche Faustbuch von 1587 erfährt gleich 1588 eine dramatische Bearbeitung durch Christoph Marlowe; diese ist im siebzehnten Jahrhundert, vermuthlich durch englische Schauspieler mit den Stücken Shakespeare's nach Deutschland gekommen und dem Zeitgeschmacke gemäß nicht blos übersetzt, sondern umgestaltet worden. Die Alexandriner, die antike Mythologie, die Furien statt der Teufel deuten auf die Zeit des Andreas Gryphius. Dieses Drama liegt unsern Puppenspielen zu Grunde. Dem Original am nächsten werden das von Engel publicirte und ein früher von Oscar Schade herausgegebenes stehen. Die einzelnen Fassungen kann man mit ihren Verschiedenheiten bis in die Dichtungen des vorigen Jahrhunderts, bis zu Goethe und Maler Müller verfolgen. Lessing's Faustfragment hat in eins der Puppenspiele Aufnahme gefunden und ist darin nicht ganz unwürdig eingefügt und weitergeführt worden.

Ein solcher Stoff pflegt über die Jahrhunderte hin getragen zu werden durch den Geist, aus dem er geboren ist. Das sechzehnte Jahrhundert hat uns kein anderes poetisches Erzeugniß von gleicher Bedeutung überliefert: es hat einen seiner größten historischen Charakterzüge darin verewigt.

Jene Zeit liebt die kleine Erzählung, die Novelle, den Schwank, die Fabel, das Lügenmärchen. Diese kleinen Gattungen können sich zu eigenthümlicher Größe erheben, wenn sie unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefaßt und an eine einzelne Figur geheftet werden.

Eine solche Figur aus früherer Zeit war Reineke Fuchs. Solche Figuren wurden jetzt Eulenspiegel, der Finkenritter, die Schildbürger. Die Unflätherei condensirt sich in der Gestalt des Grobianus. Ein ebensolcher Typus, aber von ganz anderer Tiefe als alle die genannten, ist Faust.

Ein Theil des Volksbuches stellt sich nur als eine Sammlung von Zaubergeschichten dar. Dinge, die man früher von Albertus Magnus, Erlolf von Fulda, Simon Magus u. A. erzählte, wurden jetzt auf das Haupt des Johannes Faust vereinigt, eines Mannes aus dem Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, eines gelehrten Vagabunden und nach Art der Taschenspieler blendenden Magiers. Johannes Faust wurde ein Sammelpunkt für Zaubergeschichten, wie Eulenspiegel ein Sammelpunkt für Eugenspiegeleien.

Aber auch der Teufelsglaube spielt herein, die beliebte ausgebreitete Teufelsliteratur gewinnt hier Vertretung. Die uralte Sage von einem Bündniß mit dem Teufel, die in Kleinasien im sechsten Jahrhundert zuerst auftritt und welche schon das Drama des zehnten Jahrhunderts bearbeitet hatte, wird gleichfalls auf Faust übertragen.

Protestantischer Eifer macht den Verdammten, der Hölle Verfallenen zum Papisten: er verachtet die Schrift, ermangelt des unerschütterlichen Glaubens an Christus und verzweifelt, wie der mittelalterliche Parzival, an der Gnade Gottes.

Auch an der Sinnlichkeit der Epoche hat er Theil. Er beschwört sich das schönste Weib herauf aus der Unterwelt, um mit ihr das Leben zu genießen.

Aber dieses Weib ist Helena — und wir erkennen in dem, der sie begehrt, den Sohn der Renaissance, der sich vermißt, die verlorenen Comödien des Plautus und Terenz wieder herzustellen; der an der Universität Erfurt über den Homer liest und seinen Studenten die alten Helden persönlich vorstellt: sie fürchten sich gewaltig vor Polyphem, der nicht wieder zur Thüre hinaus will.

Und mit diesem Weibe zeugt er ein Kind, das „ihm viel zukünftige Ding erzählte, so in allen Ländern sollten geschehen" — wir erkennen den universalen Wissens- und Forschungstrieb des Jahrhunderts der Erfindungen, der Entdeckungen, der Reformation, das in alle Höhen und Tiefen dringt, aus den Sternen die Schicksale der Menschen lesen will und an eine unbeschränkte magische Macht des Geistes über die Naturkräfte glaubt.

Faust „nahme an sich Adlersflügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen": erzählt das Volksbuch. Faust's Abfall von Gott ist „sein stolzer Hochmuth, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten."

Damit ist der eigentliche Lebenskeim der Sage bloßgelegt: der gelehrte Titanismus. Es ist ganz mittelalterliche Auffassung, wenn das höhere Wissen auf Verkehr mit dem Teufel zurückgeführt wird: Erbschaft einer Zeit, in welcher Teufelsdiener, die Heiden, die Araber, sich im Besitz dieses höheren Wissens befanden. Aber die mittelalterliche Auffassung hat hier ein edles Gefäß gebildet, worin die modernen Helden des Geistes ihr höchstes Empfinden niederlegen konnten.

Was in Faust lebt, lebt auch in Kepler: der Trotz und die Kühnheit, das stolze Kraftgefühl, welches die Worte niederschreiben konnte: „Hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu lesen der Mitwelt oder der Nachwelt, gleichviel; es wird seines Lesers Jahrtausende harren, wenn Gott selbst sechs Jahrtausende lang den erwartet hat, der sein Werk beschauete."

Was in Faust lebt, lebt auch in Lessing und Goethe. Je genauer wir Goethe kennen lernen, desto höher steigt neben dem Dichter der Gelehrte. Die Macht allgemeiner Gedanken in ihm wird uns allmälig erst klar. Dieser Titan ist Jupiter geworden: aber das poetische Symbol des gelehrten Titanismus blieb das poetische Symbol seines Lebens. Eine größere Ehre konnte dem Puppenspiele nicht zu Theil

werden, als daß es für Goethe's Faust die Grundlage abgeben durfte. Die siegreiche Einfalt des Philisters, repräsentirt durch Hanswurst, ist daraus verschwunden. Hinzu kam dagegen die siegreiche Einfalt der Natur und Unschuld, vertreten durch Gretchen.

Wilhelm Scherer.

Ein Engländer über Heinrich Heine.

The life, work and opinions of Heinrich Heine, by William Stigand; 2 voll., 900 pages; London, Longmans & Co. 1875.

„Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten," mit diesen Worten bezeichnete Heine den Zweck seines irdischen Wirkens in seinem Testamente, und diese Erklärung steht an der Spitze der neuen englischen Biographie Heine's, welche vor Kurzem in London erschienen ist. Der Verfasser, bisher nur bekannt durch seine Beiträge zu englischen Revüen, so wie durch sein Epos Adonais (über den ersten Kreuzzug), bemerkt, daß die Absicht, Frankreich mit Deutschland auszusöhnen, leider vom Dichter nicht erreicht sei; daß aber Heine dennoch einmal später vielleicht durch seine Werke dazu beitragen könnte, diese Aussöhnung zu bewerkstelligen, wenn das Andenken an den Krieg von 1870/71 aus dem Gedächtnisse mehr geschwunden sei. Bis dahin jedoch wäre es wünschenswerth, daß ein Neutraler, weder Franzose noch Deutscher, seine Meinung über Heine ausspräche, und das Land seiner Geburt mit dem Lande, wo Heine seinen Wohnsitz genommen, vergleiche. Stigand will also das Leben und die Werke des großen rheinischen Dichters einer genauen Prüfung unterwerfen, zu dem Zwecke einer vergleichenden Betrachtung über Deutschland und Frankreich. Ein Werk, welches mit solchen Ansprüchen auf strenge Unparteilichkeit auftritt, in einem Augenblicke, wo die Spannung zwischen den zwei Nachbarvölkern einen so bedauerlichen Grad erreicht hat, wird ohne Zweifel mit tiefem Interesse in Deutschland gelesen werden. Wir sind es gewohnt, aus England vorurtheilsfreie Kennerstimmen zu hören, vorzüglich in Sachen der Literatur. Seit Carlyle das Leben Schiller's, und Lewes dasjenige Goethe's so meisterhaft geschrieben hat, daß ihre Biographien bei allen Einsichtigen Deutschlands als unübertroffene Musterwerke gelten, schenken wir keinem Ausländer lieber unsere Aufmerksamkeit in Fragen der Literatur, als einem Engländer. Wie steht es nun mit diesem Stigand'schen Werke? Ist es ein würdiges Seitenstück zu den Werken der genannten beiden Schriftsteller?

Es thut uns leid, diese Frage entschieden verneinen zu müssen. Der junge englische Verfasser hat sich leider nicht zu jener Ruhe und Höhe der Betrachtung erheben können, welche man von einem leidenschaftslosen wissenschaftlichen Forscher zu erwarten berechtigt ist. Wir verlangen durchaus nicht von einem Fremden, daß er unsre eignen Anschauungen theile und in politischen Streitfragen überall auf unsre Seite trete. Aber wir haben das Recht, zu fordern, daß er sein Urtheil, da, wo es entschieden ungünstig für uns ausfällt, mit derjenigen Zurückhaltung ausspreche, welche sich für den Bürger eines neutralen Nachbarlandes, und überdies für einen Literarhistoriker geziemt. Die Geschichte der Literatur ist kein Tummelplatz politischer Leidenschaften. Die Besprechung der verschiedenen National-Kunststyle ist recht wol möglich, ohne den literarisch Verurtheilten Schimpf und Tort anzuthun. Herr Stigand hätte also, dem wissenschaftlichen Zwecke seines Werkes getreu, die politischen Tagesfragen entweder ganz schlummern lassen sollen, oder mindestens sie so behandeln

müssen, daß keine von beiden Parteien — Franzosen und Deutsche — daraus Grund zur Klage schöpfen konnte. Aber leider hat er dies nicht gethan, sondern versucht, Deutschland politisch sowol wie literarisch zu verurtheilen; ja, er hat seine Verdammung sogar auf Gebiete ausgedehnt, welche mit der Literatur in gar keiner Verbindung stehen. Die Neutralität, wovon die Vorrede sprach, ist nichts als eine trügerische Phrase, die eine höchst tendenziöse Parteischrift verdecken soll. Unter Anderem hat Stigand die deutschen Fürstenhöfe, die deutschen Gelehrten, unsre akademische Jugend und sogar unsre Frauen auf eine Weise besprochen, die sich höchstens für ein politisches Pamphlet, aber nicht für ein Werk über Literatur paßt. Alle thörichten Anklagen, welche die französische Presse seit den letzten fünf Jahren gegen uns erhebt, werden uns von Stigand auf Englisch aufgetischt, und man glaubt oft, man liest Auszüge aus „Un voyage au pays des milliards“ oder aus den Feuilletons des Gaulois und ähnlicher französischer Blätter. Nach seiner Behauptung sind die Preußen fast alle slavo-finnischen Ursprungs, und den Russen verwandt, und deshalb Englands natürliche Feinde. Als geborne Slaven und Sklaven lassen sie sich von „frechen“ Fürsten und Adligen knechten, hassen die gebildeteren Culturvölker West-Europa's, und haben deshalb jenen jüngst vergangenen Krieg angefangen. Stigand erlaubt sich mehrere unparlamentarische Aeußerungen über die preußische Regierung und besonders über den großen Staatsmann, der gegenwärtig die Geschicke unseres Vaterlandes leitet. Er gibt ihm Schuld, den Krieg von 1870 provocirt zu haben, und bedauert, daß es ihm gelungen sei, dem übrigen Europa über die wahre Ursache dieses Kampfes Sand in die Augen zu streuen. Er schreibt den Krieg nicht, wie man sonst thut, den Eroberungsgelüsten der Franzosen zu, sondern dem Haß, welcher alle Emporkömmlinge (parvenus), und somit auch die Deutschen, gegen ältere und gebildetere Nationen beseele. Er leugnet nicht, daß bei unserer vorherrschenden „Barbarei“ doch einige Anfänge von Civilisation in Norddeutschland zu finden seien; aber diese Anfänge datirt er von der französischen Hugenotten-Colonie, welche nach Widerrufung des Edictes von Nantes sich in Preußen ansiedelte. Dieser Colonie verdanke „Preußen“ fast Alles, was es besitze an Industrie, Kunst, Bildung und Geschmack. Deutschlands politische Bildung, so schwach sie auch bestellt sei, rühre ebenfalls von französischem Einflusse her, indem mehrere politische Flüchtlinge von 1830 bis 1848 in Paris die Segnungen der Freiheit kennen lernten, und daher ihre Landsleute über den Nutzen des Constitutionalismus belehren konnten. Am allerlautesten betont Stigand das angebliche Fehlen des komischen oder spielenden Elementes im deutschen Charakter. Dieser Mangel soll der Grund sein, weshalb es in Deutschland „kein einziges Lustspiel“ gebe, und weshalb deutsche Witzblätter so erbärmlich, deutsche Romane und Zeitungen so langweilig wären. Um so erstaunenswerther, sagt er, wäre in einem so witz- und salzlosen Lande das Auftreten eines Mannes wie Heine. Sein Erscheinen wäre in der That einer von jenen Ausnahmefällen oder Unregelmäßigkeiten der schaffenden Natur, welche Darwin entweder als Atavismus, oder als einen lusus naturae bezeichnen würde.

Wir haben Herrn Stigand reden lassen, damit der Leser den Geist dieses Schriftstellers richtig auffasse. Es muß jedem Vernünftigen klar sein, daß wir es hier mit keinem wirklichen Literarhistoriker, sondern mit einem verkappten politischen Parteigänger, mit einem jugendlichen Hitz- und Brausekopfe zu thun haben, welcher die Armuth seines Geistes und den Mangel an speciell literarischem Talent durch Ausbeutung der öffentlichen Tagesfragen verdecken will. In der That, man muß lange suchen, ehe man irgend einen originellen Gedanken in dem Buche antrifft. Die biographischen Nachrichten darin sind alle wörtlich aus dem trefflichen Werke Adolf Strodtmann's entnommen; diejenigen literarischen Kritiken aber, welche nicht aus dieser Quelle stammen, schließen sich an die Ansichten des französischen Kritikers Taine an, und von völligen Fehlgriffen, Mißverständnissen, falschen Angaben und irrigen Uebersetzungen aus dem Deutschen findet sich beinahe in jedem Capitel eine unerfreuliche Menge. Leider war der Stoff der Biographie sehr dazu angethan, der

tendenziösen Absicht des Verfassers Vorschub zu leisten. Heine's Schriften sind bekanntlich ein sehr unlauterer Born, worin die deutschfeindlichen Heißsporne Englands und Frankreichs einen reichen Vorrath von Scheltworten, schlechten Witzen und Waffen des Angriffs auf die früheren und jetzigen regierenden Kreise Deutschlands antreffen können. Diese benutzt nun Stigand mit innerlichem Wohlgefallen. Leben und Werke des verstorbenen Dichters werden zu einem wahren Sündenregister deutscher Schlechtigkeiten ausgebeutet. Die unpatriotischen Bemerkungen Heine's über deutsche Gelehrte, seine Spottverse auf deutsche Fürsten, auf Menzel, Uhland, Jahn und Maßmann werden, so weit dies mit englischen Begriffen von öffentlichem Anstand verträglich war, übersetzt und mit einer Miene des Triumphes und der inneren Genugthuung dem Publicum vorgetragen. Diejenigen Stellen aber, worin Heine England bespricht, werden hinwegdemonstrirt, weil sie dem Nationalgefühl des englischen Lesers unangenehm gewesen wären, und die gänzlich franzosenfeindlichen Stellen in Heine, welche bekanntlich auch sehr zahlreich sind, werden ausgelassen. Das Buch Stigand's sollte betitelt sein: „Witzige Excerpte aus Heine zur Beschimpfung Deutschlands", denn die wahren Ansichten Heine's kann man aus dem englischen Buche gar nicht erfahren. Um unsre Behauptung durch ein einziges schlagendes Beispiel zu unterstützen, greifen wir aus einigen hundert Stellen, wo Heine die französische Leichtfertigkeit und Sittenverderbniß bespricht, folgende heraus, aus Band 11, Seite 159: „Ich hoffe, was ich im vorigen Briefe über das französische Lustspiel angedeutet habe, findet Ihre Beistimmung. Das sittliche Verhältniß, oder vielmehr Mißverhältniß zwischen Mann und Weib ist hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Lustspiels so kostbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch ist der Mittelpunkt aller jener Lustspiel-Raketen, die so brillant in die Höhe schießen, aber eine melancholische Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft zurücklassen. Die alte Religion, das katholische Christenthum, welche die Ehe sanctionirte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, ist hier mitsammt der Hölle erloschen. Die Moral hat in Frankreich alle ihre Lebenswurzeln verloren und rankt nur mißmuthig-welk an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat . . . der verrufensten Messaline öffnen sich die Flügelthore des französischen Salons, so lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt u. s. w." So geht es oft Seiten lang bei Heine, in seinen Berichten über die Verdorbenheit französischer Zustände. Warum hat Stigand solche Stellen geflissentlich übergangen? Warum sind dagegen die Bemerkungen über die Langweiligkeit der ehelichen Verhältnisse in Deutschland mit einer wahrhaft kindischen Absichtlichkeit hervorgezogen? Stigand drückt an vielen Stellen seines Werkes seine Ueberzeugung von der hohen Sittenreinheit der Französinnen aus, und belobt die socialen Zustände seines gallischen Lieblingslandes mit einer in dem Munde eines Engländers beinahe ironisch klingenden Leichtgläubigkeit. Wir lassen es dahingestellt, ob Stigand wirklich diese paradoxen Ansichten im Stillen theilt. Vielleicht hat der Verfasser blos aus persönlichen Rücksichten, etwa aus Höflichkeit gegen französische Leser, Verwandte oder Freunde, dergleichen seinem Buche einzuverleiben für nöthig erachtet. So viel ist sicher — die öffentliche Meinung Englands, aller Nord-Europäer, so wie der ganzen übrigen Welt, hegt eine total entgegengesetzte Ansicht über den moralischen Zustand der französischen Gesellschaft, als diejenige, welche in diesem englischen Werke vorgetragen wird.

Was würden die Engländer dazu sagen, wenn man in Deutschland ein Buch, etwa über Lord Byron, schreiben wollte, und alle schlechten Witze, alle gehässigen Urtheile dieses oder anderer Schriftsteller, nebst den Meinungen der amerikanischen Iren oder ähnlicher brittischer Unterthanen über ihr Mutterland zusammenstellen wollte, vermischt mit böswilligen Zeitungsartikeln, über die Untugenden und Schlechtigkeiten der Bewohner Altenglands? In Deutschland würde ein solches Buch schwerlich geschrieben werden, weil wir unsern Nachbarn Gerechtigkeit widerfahren lassen und unsre Nationalvorurtheile nur zu sehr bei Seite legen bei Behandlung ausländischer

Literatur und fremder Sittenzustände. Es gibt in der That nichts Unerfreulicheres und für den Literarhistoriker Unpassenderes als derartige Klatschsucht, welche das Aushängeschild der literarischen Biographie zur Maske für ein politisches Pasquill benutzt. Nur ein gänzlich in französischen Vorurtheilen befangener und verbohrter Mensch, wie dieser Stigand zu sein scheint, konnte je auf den Gedanken kommen, ein Leben Heine's zu solchem Zwecke zu schreiben.

Die Urtheile Stigand's über Deutschland verdienen um so weniger eine genauere Prüfung, weil er die lächerlichsten Irrthümer begeht, sobald er sich von dem Texte des Strodtmannschen Werkes einige Schritte entfernt. Was er über die schwäbische Dichterschule, über Hegel, über Gutzkow und Andere gesagt hat, beweist eine höchst mangelhafte Kenntniß unserer Literatur. Die schwäbische Schule nennt er eine „Anzahl unbedeutender Versmacher, die in Zukunft nur noch in Verbindung mit Heine erwähnt würden". Seine mehrmaligen Bemerkungen über Lessing's Emilia Galeotti, (welcher Name immer mit dem e hinter dem l gedruckt auftritt), erwecken das Bedauern jedes Gebildeten, daß ein Engländer so wenig Bekanntschaft mit unseren Literaturwerken besitzt. Herr Stigand erinnert uns oft an den beredten Franzosen, der fortwährend Shakespeare als „le grand Villiams" bezeichnete. Sehr possierlich sind die Versuche Stigand's, die deutsche Musik herabzusetzen. Er sagt, die Musik wäre in Deutschland ein „künstliches Product", bloßes Resultat technischer Fähigkeit. Er meint, die Kopf- und Geistesmusik — (elaborate head-music) — der Deutschen stände tief unter der melodiereichen Herzensmusik — (melodions heart-music) — Italiens. Er schreibt auch Heine diese Ansicht zu, und um doch einen Beweis für diese falsche Behauptung beizubringen, übersetzt er eine Stelle, wo Heine von der deutschen „Muse" spricht, als ob sie von der deutschen „Musik" handle. Heine sagt, bei Besprechung der Schlegel: Unsre Muse ist ein altes Weib mit einem Spinnrocken: Stigand übersetzt (I, 379): Our music is an old woman with a distaff. Falsche Uebersetzungen spielen überhaupt eine große Rolle in diesem elenden Buche.

Die gegenseitige Beurtheilung der großen Nationen Europa's ist an sich sehr wünschenswerth und kann in ihrer Anwendung auf Literatur nur zu wahrer Belehrung und zur Berichtigung des europäischen Geschmackes beitragen. Aber es ist auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß, wenn diese kritische Arbeit von so unfähigen, groben Parteigängern, wie dieser Stigand, in die Hand genommen wird, die Folge eine bedauerliche und unheilsame sein muß. Wenn man die Kritik so treibt, so wird sie nur die gegenseitige Achtung tödten, die Stimmung verbittern, das Vorurtheil bestärken und alle schlechten Leidenschaften in das Heiligthum der Kunst und Wissenschaft hineinführen. Es wird uns freuen, aus England selbst Stimmen zu vernehmen, welche gegen ein Werk von der Art des vorliegenden den wolverdienten Ordnungsruf ergehen lassen. Albert M. Selß.

Die Centennial-Ausstellung.

I.

Philadelphia, Juni 1876.

Die internationale Ausstellung in Philadelphia ist so eigenartig in ihrer Zusammensetzung, daß man zögern muß, ihr den Namen einer Weltausstellung beizulegen. Von den europäischen Staaten hat nämlich nur einer bei diesem Unternehmen seine volle Kraft eingesetzt, und das ist England. Neben den jungen Staaten von Nordamerika tritt also das Mutterland im vollen Glanz seiner Friedenswerke auf, und dieser Umstand gibt der Ausstellung eine leichte politische Färbung.

Unwillkürlich steigt dem fremden Besucher der Gedanke an den großen Familienzwist des vorigen Jahrhunderts wieder auf, nur verschwimmen diese Dinge wie der bleigraue Revolutionshimmel, der Declarationsblitz vom Jahre 1776 und die blutgerötheten Felder von Lexington, Saratoga, Trenton und Yorktown im Hintergrund des Gemäldes. Im Vordergrund aber steht die jugendfrische Union mit einem Schimmer des Glücks in den Augen und dem reichen Sternenkranz im Haar; mit versöhnendem Lächeln nimmt sie die stolze Matrone Britannia bei der Hand, führt sie in das Reich ihrer Schöpfungen und scheint sagen zu wollen: „Sieh', was im Laufe eines Jahrhunderts aus mir geworden ist!"

Die Union ging bei der Veranstaltung dieser Ausstellung in Philadelphia von einem idealen Gesichtspunkte aus. Das hundertjährige Geburtsfest der Republik sollte gefeiert werden; wie konnte das Land, welches seine Macht und Größe nicht von Eroberungen durch Waffengewalt, sondern allein von den glücklichen Erfolgen der freien Arbeit herleitet, dies in würdigerer Weise thun, als dadurch, daß es die Resultate seiner friedlichen Entwicklung in einer Ausstellung aller Producte zu zeigen versuchte und die Culturvölker aufrief, ihre Kräfte auf diesem Felde mit ihm zu messen?

Von den Staaten, welche bisher internationale Ausstellungen veranstalteten, hat vielleicht keiner so sehr das Bestreben in den Vordergrund gerückt, Belehrung zu geben und Belehrung zu empfangen, als gerade die Union, und so ist die sechste Weltausstellung ein rechtes Friedensfest geworden, bei welchem die fremden Nationen so viel Gewinn ernten, als die Bewohner der hundertjährigen Republik.

Ein so prächtiger Ausstellungsplatz kann kaum gedacht werden, als der ist, welchen der Fairmount-Park zu Philadelphia bietet, das „Eden von Amerika". Philadelphia liegt bekanntlich am Zusammenfluß des Schuylkill und Delaware, und während die großen Monumentalbauten der Stadt wie die Stapelplätze des geräuschvollen Handels sich an den Ufern des Hauptstromes hinziehen, breitet sich im Norden der Stadt der weite schattige Park zu beiden Seiten des Schuylkill aus. Von dem Staatenhaus, in welchem der erste Congreß der Colonien tagte und Jefferson's Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet wurde, gelangt man mit der Pferdebahn in

50 Minuten zum Ausstellungsplatz, welcher am Westufer des Schuylkill liegt und einen Flächenraum von 236 Acker umfaßt.

Schon in der äußern Entfaltung ihrer Bauten ist die Ausstellung von 1876 eine ungemein großartige. Auf dem Plateau von Lansdowne und dem waldumsäumten Hügelland im Norden desselben liegen nicht weniger als 170 Ausstellungsbauten. Unter diesen sind die Haupthalle und die Maschinenhalle räumlich so bedeutend, daß sich die gleichartigen Bauten früherer Ausstellungen nicht mit ihnen messen können.

Da die Baucommission von dem Grundsatz ausging, daß die Form der Halle mit dem Inhalt möglichst im Einklang stehen müsse, so hat man bei der Ausführung dieser vorerwähnten Ausstellungsgebäude mehr die Zweckmäßigkeit, als die architektonische Schönheit in's Auge gefaßt. Gleichwol gewährt die Haupthalle, welche eine Fläche von 936,000 Quadratfuß bedeckt, einen imposanten Anblick. Die ungeheure Façade des broncefarbenen Gebäudes erhält durch die scharf heraustretenden Projectionen im Centrum, wie zu beiden Enden der Längseite, welche an allen Ecken mit Thürmen, vergoldeten Adlern und wehenden Bannern geschmückt sind, eine gefällige und zugleich reiche Form. Zu diesem Riesenbau wurden nicht weniger als $8\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Eisen und über 7 Millionen Fuß Bretter verbraucht. Dreitausend Arbeiter stellten diesen Bau von dem Augenblick an, da der erste Spatenstich gethan wurde, bis zu seiner völligen Vollendung, in dem kurzen Zeitraum von einem Jahr her, und zwar unter der Leitung der Amerikaner Pettit, Wilson und Dobbins. Bei dieser Halle, wie der Maschinenhalle, sind Licht und Luft in reichem Maße vorhanden. Mit dem Hauptgebäude liegt die Maschinenhalle in einer Flucht und beide bilden eine fast ununterbrochene Front von 3824 Fuß.

Hinter der Haupthalle liegt in einer Entfernung von 300 Fuß, fast am Rand des Lansdowne Plateaus, die Memorialhalle, der eigentliche Monumentalbau der Ausstellung, der nicht weniger als 1,500,000 Dollars kostete, eine Summe, welche der Staat Pennsylvanien und die Stadt Philadelphia allein aufbrachten. Es ist bekannt, daß ein talentvoller deutscher Architekt, Herr J. Schwarzmann aus München, den Plan zu diesem Gebäude entwarf, und seine Ausführung leitete. Es ist denn auch ein stolzer Granitbau entstanden, im Stil der modernen Renaissance, der sich auf der hohen Terrasse recht imposant ausnimmt. Die von einem Dom überragte Centralhalle hat drei hohe säulengetragene Eingangspforten und ist durch luftige Arkaden mit den Eckpavillons verbunden. Allegorische Figuren und fliegende Adler schmücken die Ecken der Centralhalle und der Pavillons, Schalen in antiker Form die schlanken Deckengeländer. Von der Kuppel des Domes erhebt sich, mit den Füßen auf der Erdkugel stehend, die Columbia, welche in der Hand den Preis des Siegers hält. Der mit künstlerischer Pracht ausgeführte Bau ist auf das reichste ornamentirt, allein leider läßt gerade der ornamentale Theil viel zu wünschen übrig, das Blattwerk der korinthischen Säulen ist nicht kräftig genug herausgearbeitet, die allegorischen Figuren sind mangelhaft in der Zeichnung und die Adlerfittiche sehen fast so aus, als habe sie der Künstler aus Furcht, daß seine Geschöpfe davonfliegen könnten, ein wenig zurechtgestutzt.

An die Memorialhalle schließt sich ein großer Annex an zur weiteren Unterbringung der Kunstwerke, zu deren Aufnahme beide Gebäude bestimmt sind.

Wie die Memorial-Halle, so wird auch die von Schwarzmann erbaute Horticultur-Halle dem Fairmountpark erhalten bleiben, nur steht zu befürchten, daß die etwas delicate Constitution der letzteren nicht allzulange den Winterstürmen wird Widerstand zu leisten vermögen. Der Bau ist nämlich seinen Hauptbestandtheilen nach aus farbigem Glas und Eisen hergestellt; außer diesen Materialien kamen noch farbige Ziegel zur Verwendung, und endlich dunkler Marmor.

Die im maurischen Stil des zwölften Jahrhunderts ausgeführte Halle gewährt dem Beschauer ein Bild von wahrhaft phantastischer Pracht und Schönheit. Sie ist auf einer sonnigen Höhe gelegen und ihre Haupteingänge werden von dichtbelaubten

Baumkronen beschattet. Von einer breiten Galerie aus, welche um das ganze Gebäude läuft, erblickt man in der Ferne die blauen Wasser des Schuylkill, über welche Dampfer und Segelboote dahingleiten, eine waldige Schlucht windet sich vom Fluß herauf bis dicht in die Nähe der Horticulturhalle, und an einer Stelle ist eine breite Eisenbrücke über die Wipfel der mächtigen Bäume weggespannt. An der Südseite ziehen sich Parkanlagen mit bunten Pavillons, breiten Alleen, Blumenbeeten, Bosquets, Fontainen, Statuen und Vasen hin, welche das Entzücken jedes Landschaftsgärtners ausmachen. Bei der Maschinenhalle liegt, von Blumenfeldern und Villenbauten umgeben, ein blauer See, aus dessen Mitte springende Wasser emporrauschen. Im Nordwesten zieht sich eine Reihe von Bauten am Saum des Waldes hin, die fast unabsehbar erscheint, und es gewährt dem müden Wanderer einigen Trost, daß munter läutend ein Eisenbahnzug durch den Ausstellungsgrund dahinläuft, von dessen offenen Sommerwagen aus man alle Ausstellungsgebäude wenigstens oberflächlich betrachten kann.

Jenseits der Schlucht liegt noch eines der Hauptgebäude, welches den Mittelpunkt einer ganzen Section bildet, ich meine die Agriculturhalle. Dies Gebäude ragt mit seinen gothischen Thürmen, hohen Spitzbögen und grünen Dächern wie ein weitausgelegter Kirchenbau aus dem dunklen Grün einiger Cederngruppen hervor. Es besteht aus einem weiten Mittelschiff und drei Transepten. Bei seiner Construction wandte man eine ganz neue Combination des Materials an — nämlich die von Holz und Glas. Auch dieser Bau bedeckt einen beträchtlichen Flächenraum, denn er ist 826 Fuß lang und 540 breit.

So gern ich eine flüchtige Skizzirung des herrlichen Panoramas fortsetzte, das sich auf dem Ausstellungsgrunde dem Auge des Beschauers bietet, so heißt mich doch die Rücksicht, daß der Inhalt wichtiger ist, als die Schale — und wäre jene auch noch so reich und herrlich — weiter eilen. Ich will nur noch kurz erwähnen, daß die Regierungen der einzelnen Staaten der Union, sowie die Besitzer und Leiter bedeutender Privatunternehmungen so viele schöne und geschmackvoll eingerichtete Bauten in's Leben riefen, daß zum Besuch all' dieser verlockenden Dinge einige Wochen Zeit gehören. In jenem Thalgrund sehen wir ein Schlößchen aus gepreßtem Zinkblech im Rococostil construirt, und auf der Höhe den bunten Palast eines Kaufmanns von Marokko, in dessen kühlen Hallen Töpferwaaren ausgelegt sind. Hier bauen die Söhne Japans einen Sommerpalast, dessen Façade an den Tempel Toshiogu erinnert, und am Saum des Waldes führen einige canadische Trapper in ihrem Blockhaus ein idyllisches Dasein. Hier wird ein New-Jersey-Haus von hohen Bäumen beschattet, dessen Vorbild vor hundert Jahren die Axt eines Colonisten schuf; und nicht weit davon erblicken wir den malerischen Aufbau eines Ziegelfabrikanten, der vielleicht den Namen eines Zukunftshauses verdient, denn das Dach beispielsweise besteht aus gebrannten Ziegeln, welche weiße und rosafarbene Quadrate bilden. Diese und viele, viele andere Bauten liegen über ein weites, von der Natur und Kunst reich bedachtes Terrain ausgestreut, und so genießt der Besucher dieser Ausstellung fast von jedem Punkte aus ein wahrhaft malerisches Landschaftsbild.

Es muß ferner rühmend anerkannt werden, daß das Ausstellungs-Comité dem Comfort der Besucher eine fast übergroße Sorgfalt widmete. In den Anlagen findet man schattige Sommerhäuser, bequeme Ruheplätze und Brunnen, in den Hauptausstellungsbauten Zimmer, um Toilette zu machen und sich zu ruhen; hier stehen dem Fremden Waschbecken, Seife, Trinkgefäße und andere Dinge unentgeldlich zur Verfügung, und in der Haupthalle concertirt täglich eine ganz vortreffliche Capelle. Der Presse ist ein palastähnlicher Bau mit prächtig eingerichteten Arbeits- und Conversationszimmern zur Verfügung gestellt, ferner sind ein Postbureau, ein Telegraphenamt und eine Wechslerbank auf dem Ausstellungsgrunde thätig.

Kommen wir zum eigentlichen Kern und Inhalt der Ausstellung. Bei jeder internationalen Ausstellung versteht es sich ganz von selber, daß das Volk, welches

die übrigen Culturstaaten zu einem friedlichen Wettkampf auf dem Ausstellungsgebiete einladet, selber die größten Anstrengungen zu machen verpflichtet ist, um in stattlicher Ausrüstung auf dem Plan zu erscheinen. Bei den Vereinigten Staaten Nordamerika's fallen noch zwei Umstände in's Gewicht, welche es fast natürlich erscheinen lassen, daß diese quantitativ fast so reich vertreten sind, wie alle übrigen Nationen zusammen: zuerst hatte die Ausstellung für die Bürger der Union eine vorwiegend nationale Bedeutung und dann mußten die europäischen Staaten wie die alten Culturvölker des Orients ihre Ausstellungsobjecte so weit verschicken, daß die erwachsenden Transportkosten, wie die Wahrscheinlichkeit entstehender Verluste durch Beschädigung die allgemeinere Betheiligung verkümmerten. Es ist daher kaum zu verwundern, daß die Centennial-Ausstellung eine vorwiegend moderne geworden ist. Kunst und Kunstgewerbe sind hier von dem modernen Industrialismus überflügelt worden, das Nützliche hat dem Schönen den Rang abgelaufen. Die Maschinenhalle im Fairmountpark hat nicht ihres Gleichen, und ich glaube, in ihr liegt der Schwerpunkt der Ausstellung.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist ziemlich naheliegend für die Leser der „Rundschau", welche Friedrich Kapp's vortreffliche culturhistorische Arbeit „Die hundertjährige Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung" in so anziehender Weise mit der politischen, gewerblichen und commerciellen Lage der ehemaligen Colonien bekannt machte. So lange die englische Regierung die Colonien an der Küste der atlantischen See bevormundete, hatten jene so gut wie gar keine Industrie. Der Gewerbfleiß wurde ganz niedergehalten, und die Bewohner Nordamerika's lediglich auf den Ackerbau angewiesen, damit das Mutterland möglichst viel Rohstoffe aus den Colonien herausziehen und seine Fabrikate unter den vortheilhaftesten Bedingungen absetzen könne. Als daher Nordamerika seine nationale Selbständigkeit erreicht hatte und in die Reihe der großen Culturstaaten trat, war seine industrielle Entwicklung kaum mehr als nichts bedeutend. Das Volk sah vor sich ein fast unbegrenztes Terrain, das der reichsten Ausbeute fähig war; allein dieser Boden war von der Cultur noch unberührt und es galt, gewaltige Kräfte in Bewegung zu setzen, um demselben Schätze zu entlocken. Die schwielige Hand allein konnte auf der wilden Erde nur mühsam vorwärts kommen und es galt die Hebel der Mechanik, die Hilfsmittel der Physik und Chemie anwenden, um die Arbeitskraft des Individuums zu verdoppeln und zu verzehnfachen. Das junge Volk sah sich nach Arbeitswerkzeugen und Maschinen um, es hatte keine. Die Hilfe anderer Völker anzurufen, verschmähte es, aus Furcht wieder in drückende Abhängigkeit zu gerathen. Die jungen Staaten wollten sich aus eigner Kraft emporringen — auf dem staatlichen wie dem wirthschaftlichen Gebiete — darum brachen sie, mit der Entschlossenheit eines Cortez, alle Brücken hinter sich ab und legten den Waaren fremder Völker drückende Einfuhrzölle auf.

Somit datirt die industrielle Entwicklung Amerika's erst vom Jahre 1776 ab und hält mit der staatlichen gleichen Schritt — soweit es sich um den Zeitraum handelt. Von äußern Feinden unbehelligt, konnten sich die Freistaaten ganz ihrer wirthschaftlichen Entwicklung widmen und hier gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Es galt unermeßliche Wälder auszuroden, erzreiche Höhenzüge zu unterwühlen, gewaltige Ströme zu überbrücken und die großen Handelsplätze durch billige Verkehrsmittel in Verbindung zu setzen. All' diese gewaltigen Aufgaben riefen die Erfindungsgabe und zäheste Ausdauer in die Schranken und so kam es, daß das energische Volk in hundert Jahren eine Industrie schuf, welche unsere Bewunderung herausfordern muß, trotzdem sich dieselbe in überwiegender Weise auf das Gebiet des Nützlichen erstreckt.

Es ist begreiflicher Weise ganz unmöglich, aus der erstaunlichen Masse der hier angehäuften Ausstellungsobjecte alles das in den Rahmen einer Besprechung zu drängen, was interessant oder wichtig für den Fortschritt auf dem Gebiete des Ma-

schinenwesens ist, ich muß mich damit bescheiden, dem Leser ein flüchtig skizzirtes allgemeines Bild dieser wichtigen Gruppe zu geben.

Die amerikanische Abtheilung ist so belehrend für den Besucher wie keine andere. Hier hat ein Uhrenfabrikant ein ganzes Atelier eingerichtet, in welchem die Arbeiter — es sind meist hübsche Mädchen — mit bewundernswerther Geschicklichkeit theils Uhrtheile mit der Maschine herstellen, theils die Uhren selbst zusammensetzen. Mit einer Walter-Presse bedruckt und wirft die „New-York-Times" so rasch Exemplare ihrer Zeitung aus, als ein Zuschauer zu zählen vermag. Die vor unsern Augen gedruckten Exemplare werden unentgeldlich unter die Zuschauer vertheilt. Diese sehr einfach construirte Presse ließ der Maschinist des Morgens aufstellen und am Abend druckte sie bereits untadelhafte Zeitungsexemplare. Eine Automatenmaschine stellt vor unsern Augen Briefcouverts aus langen Papierstreifen her, eine andere faltet eine 32 Seiten zählende Brochüre zusammen, klebt einen Umschlag darauf und gibt sie fertig in ganzen Packeten wieder von sich. Der Proceß vollzieht sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit und zwei Damen, welche die Maschine bedienen, haben nichts zu thun, als die Papierbogen von Text und Umschlag einzuschieben.

Am emsigsten geht es in den mit wunderbarer Eleganz ausgestatteten Arbeitsräumen der Nähmaschinenfabrikanten her. England und Amerika treten hier als ziemlich ebenbürtige Rivalen einander gegenüber. Die Singer'sche Firma hat in einem eigenen Pavillon eine Specialausstellung ihrer durch Schönheit der äußern Form wie Solidität der Construction ausgezeichneten Maschinen veranstaltet. Der Fabrikant Hussey aber hat eine jener neuen Maschinen aufgestellt, welche von der Näherin selbst nicht mehr getreten, sondern durch eine im Fußboden liegende elektrische Batterie bewegt werden. Wie viele arme Frauen könnten vor frühzeitigem Siechthum gerettet werden, falls sich diese Erfindung als praktisch bewährt!

Die Maschinenhalle im Fairmountpark trägt die Physiognomie der Werkstatt, nicht die eines Ausstellungslocals. Bei jeder Maschine will man sehen, *wie* sie arbeitet; und die Commission für diese Gruppe hat dafür Sorge getragen, daß dies zur Anschauung komme.

Im Mittelpunkt der hohen luftigen Halle liegt wie auf einer kreisrunden Tischfläche die Corliß'sche Riesendampfmaschine, deren 1400 Pferdekräfte die Transmissionen der ganzen Halle in Bewegung setzen. Es ist eigentlich eine Doppelmaschine und jeder der beiden Cylinder hat 40 Zoll Durchmesser: beide treiben ein Schwungrad von 31 Fuß Durchmesser, dessen Gewicht 55 Tonnen beträgt. Das, was am meisten Bewunderung verdient bei dieser erstaunlich sauber gearbeiteten Maschine, ist ihr ruhiger, sanfter Gang. Wie das Spielzeug eines Titanengeschlechts ruht der Koloß auf der braunen Platte und während seine Riesenarme durch die Luft fahren und das gewaltige Rad fast geräuschlos an uns vorübersaust, verspürt man dicht am Rand der Unterlage kaum ein Leben. Dicht daneben zeigt derselbe Corliß aus Connecticut die sinnreichste Erfindung der letzten Jahre. Bekanntlich werden schon seit Jahren die Zähne gewöhnlicher Maschinenräder mit flachem Radkranz durch Maschinen ausgearbeitet, während man Radkränze von konischer Form mit der Hand ausfeilen mußte. Da diese Arbeit sehr beschwerlich ist und selten exact ausgeführt wurde, so setzte Krupp in Essen wie eine englische Gesellschaft schon früher Preise für die Construction einer Maschine aus, welche konische Zahnräder ausarbeite. Vor einem Jahre ist Corliß die Erfindung dieser Maschine gelungen, und von einem Manne geleitet, schneidet der Stahlmeisel vor unsern Augen Zug um Zug die Eisenzähne des konischen Radkranzes aus. In einem Transept zur Linken glaubt man, es tobe der Orkus. Am Ufer eines tiefen Bassins, das man kühn mit der Bezeichnung See beehren darf, heult eine Windsbraut; in der That nichts anderes, als ein Gebläse zur Ventilation von Bergwerken. Die ausgestoßene Luft strömt mit solcher Gewalt aus der Mündung des Rohrs aus, daß jede Hand, die ein Mann dem Luftdruck entgegenstemmt, bewegt und eine Fahne in Fetzen zerrissen wird. In das Bassin aber stürzen sich die brausenden Wasser der hydraulischen Maschinen, der

Patentpumpen, Dampfspritzen und anderer Maschinen, die sich des Wassers als Motor bedienen. Von jenen Tuchschneidemaschinen, welche in großen Schneiderwerkstätten 12 und mehr Lagen Zeug nach einem Muster zuzuschneiden vermögen, wurden nicht weniger als drei Systeme gezeigt. Maschinen, welche die Ziegelerde zerkleinern und mischen, solche welche Farben mengen, Baggermaschinen, Steinbohrer für Gold- und Silberminen, ein großer Diamantbohrer u. a. m. sind in voller Thätigkeit. Dann rasseln Dutzende von Webstühlen und Spulmaschinen (die letzteren besonders sinnreich construirt in der englischen Abtheilung) und zeigen die Art, wie sie arbeiten.

In der Ausstellung von Feuerwehrapparaten sehen wir Dampfspritzen und Schlauchwagen, die man aus der Ferne für seltsam gebaute Carossen irgend einer Märchenprinzessin halten könnte. Die blanken Flächen der Schlauchrolle sind an den Seiten mit Arabesken von Goldbronce verziert, die Räder sind aus polirtem Stahl, die Flächen der vorderen Büchse sind mit einem Gemälde geschmückt, die Deichsel hat Ornamente von eingelegten Hölzern und was dergleichen ungehöriger Luxus mehr ist. An diesem Paradeschlauchwagen erschien mir nur die Einrichtung als neu und praktisch, daß zwei an der Radaxe befindliche Glocken durch die Umdrehung der Räder mit bewegt werden und so in der Bewegung heftig zu läuten anfangen. Neu für den Europäer dürften auch die Eispflüge und schlittenartig gebauten Eissägen sein, mit denen der Amerikaner, welcher unter allen Nationen der größte Eisconsument ist, seine Eisblöcke im Winter ausschneidet. An dieser Stelle will ich auch der schönen Eisyacht Erwähnung thun, welche der Präsident des Hudson-Eisyacht-Clubs aufgestellt hat. Dieses moderne Fahrzeug ist nach Art einer Schaluppe mit zwei Segeln ausgestattet, die beiden Schlittenläufe sind weit ausgespannt und das Ruder greift in's Eis wie der Stahl eines Schlittschuhs. Bei gutem Eis und Wind beträgt die Geschwindigkeit der Challenge-Yacht, wie sie genannt wird, eine englische Meile in der Minute.

Was Amerika im Bau von Ruderbooten, Segelschiffen und Schraubendampfern leistet, zeigt uns in diesen Räumen eine besondere Abtheilung, in welcher theils hübsch ausgeführte Modelle, theils Fahrzeuge in natürlicher Größe ausgestellt sind, unter den letzteren ein Schraubendampfer zum Schleppen der Canalschiffe von neuer Construction. Unter den Ruderbooten befinden sich graziös gebaute Dinger, welche 34 Fuß lang sind und nur 49 Pfund wiegen.

In der englischen Abtheilung verdienen einige sehr sinnreich und praktisch construirte Eisenbahnwaggons zum Viehtransport, welche den armen Thieren bedeckte Raufen, Wassertröge und ein absolut trockenes Lager sichern, die Aufmerksamkeit der Behörden und dann ist ein neuer Apparat von Interesse, mit welchem ein Weichensteller auf dem Rangirbahnhofe alle in seinen Gesichtskreis fallenden Schienen von einem Punkte aus zu stellen vermag. Die Firma Chamell in Sheffield zeigt an verschiedenen Panzerplatten von 21 und mehr Zoll Dicke, wie tief die gewaltigsten Geschosse in diese Stahlblöcke einzudringen vermögen. Eine Panzerplatte vom Kriegsschiff „Temeraire" ist von 4 Geschossen bis auf einige Zoll durchbohrt, an andern Platten prallten die Kugeln ab und hinterließen nur einen schwachen Eindruck.

Da von der Panzerplatte bis zur Krupp'schen Kanone nur ein Schritt ist, so wollen wir uns der deutschen Abtheilung zuwenden, woselbst zwar die berühmte Riesenkanone noch nicht angekommen ist, wol aber die Krupp'schen Berggeschütze, bei denen die einfache Zeichnung und accurate Arbeit des Verschlusses höchlichst zu rühmen ist. Garibaldi wandte schon im Jahre 1860 im Königreich Neapel Berggeschütze an, allein es waren keine Hinterlader. Diese mußten leichter sein als die Krupp'schen, denn es genügte ein Maulthier, um die Lafette und eins um das Kanonenrohr zu transportiren. Dem Anschein nach sind Krupp's Berggeschütze so schwer, daß zwei Packpferde an dem Rohr zu schleppen haben.

Etwas findet sich in der deutschen Abtheilung, was Amerika nicht hat und was es uns unter allen Umständen zu guten Preisen abkaufen muß, und das ist das blanke Spiegeleisen, von welchem die Aussteller aus dem Siegerland eine ganze

Pyramide aufgebaut haben. Die Amerikaner haben dies Erz nicht, welches ihnen zur Erzeugung des Bessemer Stahls unentbehrlich ist und da sie diese Art Stahl in großen Quantitäten verbrauchen, so müssen sie sich bei uns oder in Schweden, der eigentlichen Heimath des Bessemer Stahls, nach Spiegeleisen umthun. Die deutsche Ausstellung ist bis heute in der Maschinenhalle nur eine sehr unbedeutende.

Die Aufmerksamkeit amerikanischer Fabrikanten weiß am meisten eine Deutzer Fabrik für Gasmotoren zu fesseln. Die kleinen Maschinen, welche, so weit es sich errathen läßt, durch den Druck der atmosphärischen Luft bewegt werden, vermögen mit drei Pferdekräften zu arbeiten und da sie mit wenig Kosten zu unterhalten sind, empfehlen sich dieselben für das Kleingewerbe.

Bei den Franzosen ist außer einer munter arbeitenden Maschine zum Pressen der Seife und einer Maschine zum Druck lithographischer Bilder noch wenig in dieser Gruppe zu sehen. Von den übrigen Nationen hat Brasilien sich am meisten angestrengt, und es zeigt an dieser Stelle, daß es schon ein klein wenig Eisenindustrie und einige Seidenspinnereien besitzt. Belgien hat in der Maschinenhalle nicht viel mehr als eine auserlesene Collection seiner berühmten Gewehre ausgestellt, von den Producten seiner großen Maschinenbauanstalten fehlt jede Probe. Zum Glück gibt diese Ausstellungsgruppe keinen Maßstab ab für die Leistungsfähigkeit der hier vertretenen Völker auf dem Gebiete des Maschinenwesens; sonst überragte uns Europäer die Union um Haupteslänge. Von den amerikanischen Kanonen neuester Construction habe ich an dieser Stelle noch nicht gesprochen, aus dem Grunde, weil die Amerikaner — von dem richtigen Gefühl geleitet, daß solche Mordwerkzeuge eigentlich nicht in das Reich der naturbeherrschenden Maschinen gehören — denselben einen Platz in der Waffengruppe der Haupthalle anwiesen.

Im weiten Bereich dieser Maschinenhalle glänzt der Amerikaner nicht allein durch seine Erfindungsgabe, sondern auch durch die geschmackvolle Art, in der er seine Maschinen ausführt; hierin hat er den Engländer erreicht, ja sogar überflügelt. Mit der Arbeit ist der Amerikaner emporgewachsen, sie hat ihm zum Wohlstand, zur Größe verholfen, darum hat er seine Freude an den Werkzeugen, mit denen er arbeitet. Bei der Hervorbringung der Arbeitswerkzeuge offenbarte sich zuerst der Sinn des Amerikaners für das Schöne und man darf fast behaupten, daß er bei den realsten Dingen zu idealisiren anfing. Man muß sich nur in der Haupthalle die gewöhnlichsten Werkzeuge ansehen: eine Holzaxt, eine Schippe, einen Hammer oder Hobel und man verspürt sofort die Lust, diese Dinge in die Hand zu nehmen und aus reinem Vergnügen über ihre Schönheit mit ihnen zu arbeiten. Wie handlich sind diese Dinge! Da ist bei der Axt die Länge des vortrefflich gebogenen Hickorystiels in ein genaues Verhältniß gebracht zur Masse des blanken Stahls; diese Schippe ist für den Starken, denn ihre Höhlung birgt einen halben Quadratschuh Erde — und wie die Höhlung sich nach dem Stiel hin vertieft, damit die Last nicht so sehr in's Gewicht falle! Hier aber ist ein Spaten für eine zarte Frauenhand und alles an dem Geräth ist zierlich, geschmackvoll und leicht. Ein Deutscher, welcher diese prächtigen Arbeitswerkzeuge betrachtet, kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn er an die Auswanderer denkt, die sich vor der Abfahrt nach Amerika noch reichlich mit Werkzeugen versahen, aus Furcht, daß solche Dinge im Westen nur schwer zu beschaffen seien. Leider jedoch artet der Hang der Amerikaner Werkzeuge, Maschinen und Ackergeräthe zu verschönen, bei vielen Fabrikanten derart aus, daß sie die Deichsel an einem Arbeitswagen durch Intarsia-Arbeiten schmücken, die Stützen am Pflug in schöne Adlerköpfe auslaufen lassen, auf den Säemaschinen das Trittbrett mit Teppichen belegen, damit der Fuhrmann seine schmutzigen Stiefel darauf setze, eine Mähmaschine aus polirtem Stahl und Goldbronze anfertigen und was dergleichen Albernheiten mehr sind. Diese Prachtstücke sind keine Arbeitsmaschinen und Werkzeuge mehr, sondern Decorationsstücke für Ausstellungshallen.

Dank der Energie der Väter erfreut sich heute die amerikanische Nation eines

großen Wohlstandes und was die Ansiedler und Handwerker des vorigen Jahrhunderts recht gut entbehren konnten, ist den Söhnen und Enkeln zum Bedürfniß geworden — ein schönes Haus mit all' den comfortablen Einrichtungen, welche eine behagliche Existenz schaffen und das Luxusbedürfniß befriedigen.

Zuerst dachte der nach einem opulenten Leben schmachtende Amerikaner daran, sich den Comfort des Lebens zu schaffen, und als er sich ein Haus eingerichtet, das als Muster der Bequemlichkeit gelten konnte, als er für seine Reisen und Spazierfahrten schöne Wagen und Schlitten besaß, dachte er erst daran, sein Daheim durch edle Kunstwerke zu verschönern. Englische und amerikanische Hauseinrichtungen sind, was den Comfort betrifft, mustergültig geworden, nur ein Unterschied herrscht zwischen beiden Nationen: in England ist es noch immer die Minorität, welche des Genusses einer bequemen Wohnlichkeit theilhaftig wird, in Amerika ist es eine gewaltige Majorität. In Philadelphia beispielsweise hat man Mühe, die Häuser aufzufinden, welche kein Badezimmer besitzen oder deren Treppen und Zimmer nicht mit Teppichen belegt wären. Eine Küche ohne Eisschrank gilt hier als eine Satire auf die Civilisation.

Im Annex der Maschinenhalle werden uns Kochherde, Gasöfen, Füllöfen, Badeeinrichtungen, Elevatoren für Hôtels, Magazine und Privathäuser in solcher Fülle und von so verschiedener Construction vorgeführt, daß sich der gewiegteste Fachmann in Verlegenheit befinden würde, sollte er jenem patentirten Sparherd den Vorzug geben oder zwanzig andern, diesem Waschapparat oder einem Dutzend seiner Rivalen. In dieser Halle finden wir auch eine Reihe Pullmann'scher Eisenbahn-Palastwagen, darunter einen, der für den Privatgebrauch des Kaisers von Brasilien bestimmt ist. Bei allen erscheint die Eleganz der decorativen Ausstattung und die zweckmäßige Verwerthung des Raums so wunderbar, daß man sich der Illusion hingibt, man wohne im Zauberschloß einer wohlthätigen Fee. Drücke ich hier dem Silberadler auf die ausgespreizten Flügel, so schießt ein Quell kühlen Wassers hervor und fällt plätschernd in ein weißes Marmorbecken. Diese Wandfüllung nimmt ein Spiegel ein und wenn ich den Knopf an seiner Linken bewege, bewundere ich Kästen voll blanken Tafelgeschirrs. Hier ist ein Salon mit grünen Spieltischen, schwellenden Fauteuils und breiten Sophas, dort trete ich in ein reizendes Plauderstübchen, das an das Boudoir einer Salondame erinnert und hier endlich ist ein dunkel möblirtes Lesecabinet, in dem sich der Reisende ungestört seiner Lectüre hingeben darf. Der Pullmann'sche Salonwagen, welcher sich alle amerikanischen Schienenwege erobert hat, bildet gleichsam die üppigste Frucht am Baum der Opulenz und beweist, daß dem Amerikaner der Comfort des Lebens unentbehrlich geworden ist.

Auf dem Gebiete des Wagenbaues leisten die Amerikaner überhaupt so Hervorragendes, daß sobald keine zweite Nation ihnen gleichkommen wird. Da ist eine Ausstellung von Carrossen, Reisewagen, Schlitten und Kinderwagen zu sehen, wie sie vordem keine andere Ausstellung auch nur annähernd aufzuweisen vermochte. Pariser Wagenfabrikanten glaubten mit Erfolg gegen die Amerikaner auftreten zu können und sandten einen ganzen Wagenpark voll elegant gepolsterter und solid gebauter Stücke hierher, allein, wie weit geriethen sie da in's Hintertreffen gegen die schlanken Skeletons, die graziös aussehenden Buggings und reich ornamentirten Schlitten! Der zierlichst gebaute Pariser Wagen sieht plump aus im Vergleich mit einem amerikanischen und das liegt vor allem daran, daß dem Amerikaner im Hickoryholz ein ganz unvergleichliches Material zu Gebote steht. Hier im Gebiete des Wagenbaues ist der Amerikaner äußerst geschickt, sobald es sich um die Erfindung neuer Formen handelt. Eine Collection von Kinderwagen, die zumeist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet sind, zeigt wenigstens zwanzig verschiedene Bauarten auf und eine gleiche Mannigfaltigkeit findet man unter den großen Wagen. Hierzulande sind es nicht allein die Fabrikanten großer Städte, welche im Wagenbau Geschmack und Erfindungsgabe beweisen, sondern man findet vortreffliche Arbeiten in

Ost und West. Ein Wagenbauer der kleinen Stadt Greencastle (Indiana) hat sehr schön gearbeitete Buggies aufzuweisen, worunter ein neu patentirtes, welches sich durch eine einfache Verschiebung des Verdecks, mit drei Griffen aus einem zweisitzigen Wagen in einen viersitzigen verwandeln läßt, wobei sich der Sitzraum um das Doppelte vergrößert. Die Pariser haben auf diesem Felde auch eine Erfindung gemacht, allein es ist das lächerlichste Ding von der Welt. Man denke sich ein Velociped, das nicht von den Füßen des Velocipedisten getreten, sondern nur von dessen Hand gelenkt wird; die Haupträder nämlich sind Drahtkäften, die man dadurch bewegt, daß man Hunde hineinsperrt und diese in der Tretmühle arbeiten läßt.

In der Haupthalle nehmen auch wieder die einheimischen Aussteller mit ihren Erzeugnissen den weitesten Raum ein. Das Kunstgewerbe tritt hier selbstverständlich in den Vordergrund. Wer sich des trostlosen Anblicks erinnert, den in Wien die kunstgewerbliche Ausstellung der Amerikaner bot und die gleichartige Gruppe heute betrachtet, der wird es kaum erklärlich finden, wie der absoluten Oede auf dem Gebiete des Kunstgewerbes eine so respectable Fülle im Zeitraum von wenigen Jahren folgen konnte. Wurden die früheren Weltausstellungen von den amerikanischen Kunstindustriellen, die etwas leisten konnten, nicht beschickt oder spornte die Ueberlegenheit fremder Nationen die beschämten Söhne der Columbia zur Nacheiferung an — wer kann es wissen; so viel ist sicher, daß heute die amerikanische Abtheilung viel Sehenswerthes für den Kunsthandwerker bietet.

Amerika hat erkannt, daß sein Sinn für das Praktische allein nicht ausreiche, um einen verfeinerten Lebensgenuß zu schaffen; und da ihm reiche Mittel zu Gebote stehen, so rief es geschickte Zeichner über's Meer und suchte eifrig sich gute Muster zu verschaffen. Jemehr aber die Gebildeten und Reichen des Landes mit dem Schönen vertraut werden, um so mehr empfinden sie die Lücken der heimischen Industrie und suchen sie auszufüllen. Die Industrieschule zu Philadelphia machte am Tage der Eröffnung so viel Erwerbungen an Porzellanvasen, Fayencegeschirren, Broncen, Prachtstücken in Silber, Teppichen und andern Kunstgegenständen, die als stilgerechte Vorbilder dienen konnten, daß sich ein ganzer Saal damit füllen läßt. Unter diesen Stücken befinden sich Porzellanvasen im Preise von 6000 Dollars.

In den großen Städten Amerika's ist — ganz wie in Paris und London — die Zimmerausstattung prächtiger Wohnungen in die Hände des Decorateurs übergegangen, der aber nicht wie in Paris Tapezierer, sondern zumeist Möbelfabrikant ist. So kommt es denn, daß auf dieser Ausstellung die vom amerikanischen Decorateur eingerichteten Wohnungen keinen brillanten Gesammteffect machen, weil der Mann die Formen und Farben des Cabinets nur so weit in Einklang zu bringen suchte, als dies den Möbeln vortheilhaft ist. Kurz gesagt: das Cabinet ist in seinen Augen für die Möbel da und nicht umgekehrt. So hatte ein Decorateur ein Bibliothekzimmer im Stil Heinrich's II. mit vollkommen harmonischer Farbenstimmung der Tapeten, Draperien und Möbel zusammengestellt; allein da ihm der wundervoll geschnitzte Bücherschrank von Ebenholz als der eigentliche Kern und Inhalt des Cabinets erschien, so gab er demselben die Ehre, in der Mitte des Raums stehen zu dürfen. Ein Zimmer im Stil Ludwig's XVI. mit braunem Mobiliar war dagegen so vortrefflich zusammengestellt, daß auch nicht der kleinste Fehler den Gesammtcharakter des Raumes schädigte. Ein Decorateur in Philadelphia ferner erzielte durch die Ausstattung eines Speisezimmers eine überaus harmonische Gesammtwirkung; hier stimmten Tapeten, Teppich, Kronleuchter und Möbel auf das Glücklichste in Form und Farbe zusammen, das Eichenholzmobiliar war in kräftigen Formen, aber mit wahrhaft schöner Ornamentation herausgearbeitet und konnte in Bezug auf solide und geschmackvolle Arbeit in allen seinen Theilen als mustergiltig angesehen werden.

Die amerikanischen Kunsttischler haben es entschieden darin versehen, daß sie den Schwerpunkt ihrer Ausstellung in die Prachteinrichtungen verlegten und nicht vorwiegend das zeigten, was sich aus gutem Material für die Bedürfnisse der großen Masse

schaffen lasse. Amerika besitzt in seinem schwarzen Wallnußholz ein Material von ausgezeichneter Güte und ich sah in vielen Privathäusern Newyorks und Philadelphia's Wallnußmöbel von so wahrhaft tüchtiger Arbeit und so gesunden Formen, daß ich den billigen Preis derselben erstaunlich fand. Die Aussteller verschmähten es zumeist, derartige solide Arbeiten zu zeigen und brachten ihre glänzenden Prunkstücke herbei, von denen viele in Nachahmungen italienischer Vorbilder bestehen. Die amerikanischen Holzschnitzer bewähren in all' ihren Arbeiten eine flotte Technik; was ihnen noch fehlt, ist die künstlerisch leitende Hand, welche sie vom Wege der Nachahmung zur selbständigen Erfindung hinüberleitet. Wo es sich um rein mechanische Vorrichtungen handelt, ist auch hier der amerikanische Tischler vielen anderen überlegen; so bringt er bei seinen Ausziehtischen eine einfache Kurbel zum Auf- und Zudrehen an, die sich einstecken und abnehmen läßt. Wo die Hausfrau also eine kurze Tafel in eine lange verwandeln will, braucht sie nicht mehr die ganze Familie herbeizurufen, um beim schweren Werk des Tischausziehens behilflich zu sein. Ein anderer Kunsttischler hat eine Bettstelle erfunden, die sich durch die Bewegung eines Hebels in ein hochstehendes Decorationsstück verwandeln läßt, das einem Schranke gleicht. Die Erfindung dieses Bettes ist ungemein einfach und gewährt den praktischen Vortheil, daß man mit großer Raumersparniß jeden Morgen das nützliche Hausgeräth in ein schönes Decorationsstück verwandeln kann.

Was die Möbel der übrigen Nationen betrifft, so läßt sich leider nur sagen, daß in diesem Zweige des Kunstgewerbes die Franzosen und Deutschen beinahe so gut wie gar nicht vertreten sind, Oesterreich tritt mit den bekannten Thonet'schen Möbeln auf, England mit einer glänzenden Hauseinrichtung, deren Möbel technisch vollendete, aber nicht allzuglücklich gemusterte Intarsiaarbeiten aufzuweisen haben und Italien endlich glänzt wieder durch seine herrlichen Holzschnitzereien, welche den vorhandenen Mustern aus der Zeit der Frührenaissance mit so bewundernswerthem Geschick nachgebildet sind. Etwas Neues dürfte aber kaum bei all' diesen Nationen aufzufinden sein. Was heute in Bezug auf Composition und Ornamentation in Philadelphia bewundert wird, hat man auch schon in Wien mit Gefallen betrachtet. Nur Aegypten, das auf die Pforte, welche zu seiner Ausstellung führt, die Worte schrieb: „Das älteste Volk der Welt sendet seine Morgengrüße der jüngsten Nation" hat an hervorragender Stelle einen Schrank mit Stalaktiten-Dom aufgepflanzt, der in seiner Zusammensetzung von Ebenholz, Elfenbein, Perlmutter und Schildpatt ein reiches malerisches Bild gewährt. Zu erwähnen wäre schließlich noch, daß ein französischer Fabrikant Möbel mit eingefügten Porzellan- und Fayenceplatten im Geschmack des vorigen Jahrhunderts bemalt, ausgestellt hat, welche in decorativer Beziehung zu dem Reizendsten gehören, was sich auf dem Gebiete der Hauseinrichtung finden läßt.

Was die Teppichindustrie betrifft, so gibt es kein Volk der Erde, welches nur annähernd in dieser Manufacturbranche so viel producirt und consumirt als gerade die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Statistik beweist, daß diese in den letzten Jahren mehr Teppiche verbrauchten, als ganz Europa zusammengenommen.

Bis zur Wiener Ausstellung ließen amerikanische Teppiche in Bezug auf Farbe und Muster sehr viel zu wünschen übrig; die meisten zeigten strotzende Blumensträuße und üppiges Rankenwerk, welche so kräftig aus der Fläche herauszutreten schienen, daß man unwillkürlich die Empfindung hatte, als müsse man mit den Füßen in dieser Blumenwildniß hängen bleiben. Die Wiener Ausstellung, welche uns belehrte, daß die Formbehandlung der Blumen- und Pflanzenwelt, wie sie die orientalischen Völker seit vielen Jahrhunderten anwendeten, die eifrigste Nachahmung verdiene, hat auch die amerikanischen Fabrikanten belehrt, daß mit der sklavischen Nachahmung der Natur wenig für die ornamentirende Kunst gethan sei; seither verbannen die bessern unter ihnen die grellfarbenen Blumensträuße und beginnen mit der Stilisirung und Flachlegung der Muster, wobei sie sich vorerst an das orientalische Vorbild halten.

Die holländischen Teppichmanufacturen zu Dewenter und Delft beweisen, wie weit sie es in der Nachahmung von indischen, persischen, maurischen und

türkischen Mustern gebracht haben, nur mit der Farbengebung will es ihnen noch nicht recht gelingen. Eine wahrhaft bewundernswerthe Ausstellung von indischen und persischen Teppichen haben diesmal die Engländer aufzuweisen und dem Besucher kostet es unter der andrängenden Menge entzückter Damen die größte Mühe, die streng stilisirten Muster und gesättigte Farbenpracht dieser schönen Erzeugnisse des Orients mit anstaunen zu können. Die Türkei hat den aus einigen Smyrna-Teppichen gebildeten Vorhang ihrer Ausstellungssection aufgerollt, allein noch ist die Scene leer. Die Japanesen haben eine Anzahl zottiger Decken so rasch verkauft als sie dieselben auslegten. Die Musterung derselben besteht zumeist aus einfachen geometrischen Figuren, welche in dicken Farben aufgemalt sind.

Oesterreich, das auf der Wiener Ausstellung schon allein durch das Haus Philipp Haas so vortrefflich in der Teppichindustrie vertreten war, ist gar nicht in die Concurrenz eingetreten und auch die belgischen Teppichwirker glänzten durch ihre Abwesenheit auf diesem Ausstellungsgebiete. Dafür war die belgische Nation wenigstens auf einem anderen Felde vertreten, auf welchem seine flandrischen Kunstweber schon zur Zeit der spanischen Kriege Vortreffliches leisteten, ich meine das Feld der Gobelinwirkerei. In diesem Zweige der Kunstindustrie scheint man jetzt, soweit es sich um die coloristische Wirkung handelt, der Malerei den Rang streitig machen zu wollen und es war da ein Porträt des Peter Paul Rubens ausgestellt, das man aus einiger Ferne leicht für ein Oelgemälde zu halten geneigt war.

Die belgischen Gobelinweber wurden aber noch überflügelt von der Ausstellung der französischen Staats-Gobelinweberei, welcher die Commission der Centennial-Ausstellung einen Platz in der Kunstgalerie anwies. Mir erscheint diese Auszeichnung als eine wohlverdiente, denn eine von Maillart gezeichnete und von Greliche ausgeführte Penelope, sowie zwei Bilder im Stile Watteau's, waren mit solcher Zartheit in der Farbe und Bestimmtheit der Conturirung ausgeführt, daß sie gewiß ihren Vorlagen in keinem Punkte nachstanden.

An kunstvollen Marmorarbeiten, soweit dieselben der Architektur und Zimmerdecoration dienen, hat Amerika, Dank der fremden Einwanderung, keinen Mangel mehr; dies beweist uns eine reiche Sammlung von Kaminen, die sich an Schönheit des Materials, Reichthum der Ornamentation und Schönheit der architektonischen Form mit den bessern Arbeiten der Belgier, Engländer und Franzosen messen können. Die Amerikaner führen jetzt vielfach Kamine aus bemaltem Schiefer ein, die an Farbe und Glanz dem Marmor gleichen und die man nach Gefallen mit Ornamenten versehen kann. Diese Art Kamine sind selbstverständlich sehr billig und sollen erst nach langen Jahren Glanz und Schmuck einbüßen.

Um die Kunsttöpferei ist es in den Vereinigten Staaten noch recht armselig bestellt und was dies Reich an Porzellan- und Fayencewaaren in seiner Abtheilung aufzuweisen hat, sind plumpe Nachbildungen europäischer und asiatischer Muster. Wie sehr das amerikanische Volk aber diese Lücke empfindet, geht daraus hervor, daß es bis heute fast Alles angekauft hat, was an hervorragenden Stücken bei anderen Nationen zu finden war.

Ganz wie in Wien, so bildet auch in Philadelphia die Kunsttöpferei den Glanzpunkt der industriellen Ausstellung. Hier sieht man alle Nationen vertreten und China, Japan und Aegypten bemühen sich, den Engländern, Franzosen, Deutschen, Italienern und Dänen den Rang streitig zu machen. Die beiden letzten Jahrzehnte haben der Kunsttöpferei einen so enormen Aufschwung gegeben, daß man bei jeder neuen Ausstellung wieder überrascht zu werden hofft. Indessen ist diesmal für den Europäer wenig Besonderes aufzufinden. Die Fayencesachen, welche bei der technischen Ausführung einem gut componirten Aufbau weniger Schwierigkeiten entgegensetzen als das Porzellan, erweitern mit jedem Jahre mehr die Grenzen ihrer Herrschaft. Indessen findet man auch bei dem Porzellan immer mehr veredelte Formen, und namentlich wird in der Bemalung und Ornamentation desselben Glänzendes geleistet. Die Ausstellung der königlichen Porzellan-Manufactur zu Berlin

findet viel Bewunderung um der Schönheit des Materials und der kunstvollen Ausführung der Bemalung willen. Die reichsten Sammlungen haben die Engländer hergeschickt und was diese Abtheilung besonders auszeichnet, das sind Daniell's schwarze Porzellanvasen, deren Ornamente in zarten herrlich gezeichneten Figuren bestehen, die sich nach Art antiker Gemmen von der dunklen Fläche abheben. Weiterhin findet man bei den Engländern Fayenceplatten und Medaillen, die von Künstlerhand mit den anmuthigsten Glasurgemälden bedeckt sind. Die Töpferei zu Lambeth hatte kaum ihre Doultonwaare, die sich durch schön heraustretende Ornamente und kräftige Farben auszeichnet, aufgestellt, so war auch schon die ganze Collection bis auf wenige Stücke verkauft. Die Fayencewaaren der Franzosen zeigen diesmal eine besonders bunte Farbengebung und breite decorative Behandlung. Die Ränder vieler Schüsseln sind wieder mit Fischen, Krebsen und Früchten bedeckt, nach dem Muster der Delfter Geschirre aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Für ihre Statuetten suchen sich jetzt die Zeichner mit besonderer Vorliebe ihre Modelle in den neueren Operetten und so sehen wir Madame Angot, den General Bumbum und andere grotesken Gestalten in Fayence wieder vor uns auferstehen, nachdem ihr Glanz im Bühnenlicht verblichen ist. Auch in der Bemalung ihrer Fayenceteller leisten die Franzosen so Ausgezeichnetes, daß man bei Tisch über der Anschauung des Bildes die Suppe zu vergessen in Gefahr geräth. Ein belgischer Künstler hat es uns gleich eingestanden, daß ihm der Fayenceteller nur der Stoff ist, auf welchen er sein Kunstwerk malen will; denn er hat alle seine Teller in der Kunstgalerie ausgestellt. Will ein Maler sein Bild in die Glasur einer Fayencefläche einbrennen, so sehe ich nicht ein, warum er einen Teller oder eine Schüssel dazu nimmt, die um seines Bildes willen ihre Existenz als Tischgeräth opfern müssen. Der Teller verlangt vom Maler nur eine Decoration, wer ihm ein Gemälde aufbrennt, versetzt ihn aus dem Küchenschrank als ein Geschöpf, das seinen Beruf verfehlte, in die Kunstkammer. Dänemark, in welchem Thorwaldsen einen so bestimmenden Einfluß auf die ganze Kunstrichtung seines Volkes ausübte, hält noch immer in der Kunsttöpferei an den Nachahmungen der antiken Terracottengefäße fest. Aegypten hat auch hier wieder seine dunkelrothen und schwarzen Thonwaaren ausgestellt, deren edle Conturen und wahrhaft schöne Ornamente jedes Auge fesseln. Italien glänzt durch seine schönen Majoliken und die bäuerlichen Töpferwaaren des Torquato Castellani, deren charaktervolle Formen auch die Aufmerksamkeit amerikanischer Kunstkenner, namentlich des talentvollen Bildhauers Rogers auf sich zogen.

Dieser Rogers hat auch zwei prächtige chinesische Vasen angekauft, deren phantastisch gestaltetes Rankenwerk und fabelhafte Thierköpfe zu den schönsten Ornamenten gehörten, welche die ganze Collection aufzuweisen hatte. Japan, welches in Wien zu seiner Freude fand, wie beifällig man seine Sazuma-Thonwaaren aufnahm, ist mit einer größeren Auswahl dieser Geschirre auf dem Weltmarkt erschienen. Persien ist weder durch seine Töpferwaaren noch durch sonst ein Product seiner untergehenden Industrie vertreten.

An Glaswaaren hat die Stadt, welche das Erbe der Phönizier antrat, nur sehr wenig eingeschickt. Venedig, welches mit Salviati's Hülfe die alte glänzende Technik wiedergewonnen hat, ist reicher durch Mosaiksachen als durch jene schönen Kronleuchter, Spiegel und farbige Kannen, welche in Wien so viel Bewunderung fanden, vertreten. In der österreichischen Abtheilung dagegen strahlen die böhmischen Glas- und Krystallwaaren in allen Farben der Iris. Amerika, welches eine recht bedeutende Glasindustrie besitzt, hat an mehreren Orten der Ausstellung Werkstätten etablirt, in denen geschickte Arbeiter vor den Augen des Publikums schillernde Kugeln blasen, die theils mit phantastischem Rankenwerk geschmückt, theils damit gefüllt sind. Abgesehen von diesen Spielereien aber haben die Amerikaner in ihrer Abtheilung für Beleuchtungsgegenstände prächtige Lüster und Glocken von Milchglas aufzuweisen, von denen die letzteren an märchenhafte Blumen erinnern.

Die europäischen Silberschmiede haben diesmal ihren amerikanischen Col-

legen das Feld fast ganz unbestritten überlassen. Die Berliner, Wiener und Pariser Silberschmiede fehlen ganz, von Christoffle's schönen incrustirten und emaillirten Metallgeräthen ist zur Zeit noch nichts zu sehen, und Elkington, der einzige Londoner Aussteller für Silberarbeiten hat den Schwerpunkt seiner reichen Ausstellung auf die galvanischen Reproductionen gelegt. Die Ehre der deutschen Silberschmiede hat in erster Linie die Bremer Firma Koch und Berfeldt durch eine Reihe von Tafelgeschirren gerettet; auch eine Reproduction des Hildesheimer Silberfunds finden die Beschauer in der deutschen Abtheilung. Allein diese Leistungen geben nur einen sehr schwachen Maßstab für das ab, was Deutschland in diesem Zweige der Kunstindustrie zu leisten vermag. Haben die europäischen Silberschmiede geglaubt, Amerika sei für ihre künstlerisch ausgeführten Arbeiten kein Absatzgebiet, so konnte sie die wahrhaft imposante Ausstellung der Newyorker Silberschmiede eines Bessern belehren.

Der elegant eingerichtete Salon der Firma Tiffany und Co. barg Silberarbeiten, deren Werth man dreist auf eine Million Thaler anschlagen darf. In Amerika wie in England hat dieser Zweig der Kunstindustrie einen ungeahnten Aufschwung durch das Vereinsleben gewonnen. Die Preise der Ruderclubs, der Sänger, Turner u. s. w. bestehen zumeist in reich ornamentirten Silbergeschirren oder decorativen Prachtstücken aus diesem Metall. Ein Verein wollte den andern durch die Schönheit und den hohen Werth der Preise übertreffen und so sehen wir in den glänzenden Schauläden der amerikanischen Juweliere die monumentalen Aufsätze und kunstvoll gearbeiteten Tafelgeschirre, welche im Wettkampf gewonnen wurden, zu Dutzenden ausgestellt. Tiffany hat jetzt die Century-Vase eines Vereins von Providence zum Mittelpunkt seiner Ausstellung gemacht, welche von Wilkinson und Pairpoint gezeichnet und in seiner Werkstatt in solidem Silber ausgeführt wurde. Die Breite dieser Vase beträgt 5 Fuß 4 Zoll, ihre Höhe 4 Fuß zwei Zoll. In dem reichen Figurenschmuck wird die ganze Entwicklungsgeschichte Nord-Amerikas wiedergegeben; die einzelnen Gruppen sind künstlerisch ausgeführt, die Art der Darstellung zeugt von großer Erfindungsgabe, nur ist ein Umstand zu bedauern, nämlich der, daß der Charakter des Prachtgeräths verloren ging. Die Vase ist zum monumentalen Tafelaufsatz geworden. Bei Tiffany und seinen Nachbarn sehen wir eine Reihe geschmackvoller Arbeiten aus getriebenem Silber, unter denen ich nur eines kleinen Services im persischen Stil erwähnen will, das sich in den edelsten Formen aus lauter kleinen Blumenknospen aufbaut; eine anmuthigere Arbeit kann kaum gedacht werden, sie ist für den bescheidenen Preis von 20,000 Dollars verkäuflich. Elkington's galvanische Arbeiten, seine Schilde mit Darstellungen aus Milton's verlorenen Paradies, seine Vasen, Statuetten und Helme bilden ein kleines Kunstmuseum, dem man einen ganzen Tag der Betrachtung widmen muß, will man nur annähernd alles das, was daran sehenswerth ist, kennen gelernt haben.

In Bezug auf Broncearbeiten gebührt den französischen Ausstellern noch immer der Vorrang und gerade diesen Zweig der Kunstindustrie finden wir in der französischen Abtheilung überaus reich vertreten. In diesem Wald von Statuetten, Uhrgehäusen, Candelabern und Gaskronen stoßen wir auf so prächtige Arbeiten, so graziös gezeichnet und technisch so vollendet ausgeführt, daß man sich beschämt fragt, warum wir Deutsche, die wir tüchtige Bildhauer und keine üblen Kunstgießereien besitzen, nicht auch dergleichen zu Wege bringen. In der englischen Ausstellung finden wir bei Cox und Söhne Broncearbeiten, die sich in der Form an kräftige mittelalterliche Muster anlehnen. Die Amerikaner haben vollendet schöne Broncesachen aufzuweisen, so sind ihre Treppengeländer aus reiner goldfarbner Bronce, ihre Thürschlösser und Beschläge sehr geschmackvoll ornamentirt und Gaskronen von vollendet schönen Formen sehen wir in der Ausstellung eines Deutschamerikaners, Namens Cornelius. Sehr gefällig sind die Wiener Broncesachen, die unter die Rubrik Galanteriewaaren fallen. Mit den deutschen Broncewaaren legen wir wenig Ehre ein, die einzige Firma, welche ausstellte, schien anzunehmen, daß wenn die Besucher der Ausstellung nur

recht viele Kaiser Wilhelms-, Bismarck- und Moltkeköpfe sähen, sie sich für die Mängel in der technischen Ausführung reichlich entschädigt fühlen würden.

Besser ist es in der deutschen Abtheilung um die Goldarbeiten bestellt, wo die Hanauer und Pforzheimer Fabrikanten prächtige Schmucksachen, reich componirt und elegant ausgeführt, in's Gefecht brachten. Ein maßloses Erstaunen rief bei den naiven Beschauern der angloamerikanischen Rasse die Billigkeit der Pforzheimer Waaren hervor. Könnten die Herren der Goldmischung in's Herz sehen, so würden sie bald des Räthsels Lösung finden. Die Italiener, welche durch des älteren Castellani Verdienst ihre Goldschmiedekunst dadurch befruchteten, daß sie in dem an antike Formen sich anlehnenden Bauernschmuck neue Vorbilder fanden, haben auch auf andere Nationen einen wohlthätigen Einfluß geübt, vorzugsweise nahmen sich die Engländer die Lehre zu Herzen. So finden wir denn in dieser Abtheilung die nationale Goldschmiedekunst wieder aufleben. Man suchte und fand in Irland und Schottland charakteristische Formen in alten Ringen, Wappen und den Ornamentationen alter Bauten, die sich recht gut in die Goldschmiedekunst einführen ließen. Bei den Amerikanern bewundern wir zumeist die Opulenz und geschmackvolle Fassung ihrer Edelsteine. Die Goldschmiede von Venedig und Rom glänzen diesmal durch ihre edel geschnittenen Gemmen und kunstvollen Mosaiks. Ein Franzose hat mit Glück ägyptische Schmucksachen nachgeahmt. In der spanischen Ausstellung sind wieder die tauschirten Eisenarbeiten von Zuloager zu sehen, die man als die ersten Zeichen der Wiederbelebung jener herrlichen Kunstindustrie ansehen darf, die mit den Mauren nach Spanien kam und wieder erlosch. Die Sammlung ist gewachsen und es tritt namentlich ein Degen hervor, welcher in der durchbrochenen Arbeit des Eisens wie in der Ornamentation des Goldbeschlags gleich schön und charaktervoll gehalten ist.

An Prachtstoffen hat auch in Philadelphia die französische Industrie wieder durch ihre Lyoner Seidenwaaren den ersten Rang erobert. Was die Musterung derselben betrifft, so kehren wir wieder zu den Streublumen und Palmetten des vorigen Jahrhunderts zurück. Durch schöne Spitzendessins zeichnen sich Wiener und Brüsseler Fabrikanten aus.

Ich will noch aus der großen Masse des Erwähnenswerthen hervorheben, daß in der Haupthalle Belgien und Amerika sich in Bezug auf schöne ornamentirte Waffen fast die Wage hielten.

Wunderbare Anstrengungen hat Brasilien zu einer würdigen Beschickung der Ausstellung gemacht, doch sind nur die Rohproducte dieses Landes von Bedeutung und einzig in seiner Art ist das Resultat einer Kunstindustrie, welche das Entzücken der Modedamen und das Entsetzen der Thierfreunde ausmacht. Am Eingangsthor der im maurischen Stil gehaltenen Arkaden, welche diese Abtheilung umfriedigen, sieht man nämlich Fächer, Guirlanden, Bouquets von wahrhaft berauschender Farbenpracht und zu all diesen reizenden duftigen Modeartikeln mußte der schillernde Kolibri sein Gefieder hergeben.

Die Chinesen und Japanesen haben eine Ausstellung zu Wege gebracht, welche nicht allein den ganzen Glanz der tausendjährigen Industrie des fernen Ostens wiederstrahlt, sondern uns auch ein Bild ihrer Reformbestrebungen gibt. Japan hat es versucht, uns ein möglichst getreues Bild seiner Schuleinrichtungen zu geben und das ist ihm auch auf's allerbeste geglückt. Die englischen und holländischen Colonien stellen die reichen Producte, Mineralien und anderen Erzeugnisse heißer Zonen dar und suchen das Verständniß für die Beschaffenheit jener wenig bekannten Territorien noch durch Photographien und größere Landschaftsbilder in Wasserfarben zu erhöhen. Besonders reich stellt sich die Abtheilung für Queensland dar, dessen Mineralien, darunter Opale von erstaunlicher Größe und Farbenpracht, für den Reichthum der australischen Küstenländer sprechen. Von den holländischen Colonien sind auch diesmal wieder kunstvolle Gewebe, darunter die unter Anwendung eines eigenartigen Verfahrens gefärbten Batikzeuge ausgestellt.

Auf der Centennial-Ausstellung ist weiterhin ungemein viel geschehen zur Kenntniß der Anlage, Einrichtung und Lehrmittel der Volksschulen und Mittelschulen. Vor Allem hat Schweden ein ebenso praktisch gebautes als vorzüglich eingerichtetes Schulhaus in den Fairmount-Park gestellt. Der Staat Pennsylvanien hat gleichfalls ein Ausstellungsgebäude der Kenntniß seiner Schulanstalten gewidmet. Belgien erbaute in der Haupthalle einen Pavillon, der ein Volksschulzimmer enthält. Wir finden hier das System der amerikanischen Volksschule weiter ausgebildet. Leider belehrt mich ein Blick auf den Stundenplan, daß die guten Schulschwestern dem Religionsunterricht fast ebensoviele Stunden widmen, als allen übrigen Zweigen des Unterrichts zusammen. Eine Canadische Lehrmittelausstellung gibt höchst schätzbare Aufschlüsse über den Blindenunterricht.

Wir stehen vor der Memorialhalle, welche die besten Schätze der bildenden Kunst der Gegenwart umfassen sollte, allein sie thut es in Wahrheit nicht. Quantitativ ist die Ausstellung zum Mindesten ebenso reich beschickt, wie die der Weltausstellung zu Wien, denn sie umfaßt jetzt schon weit mehr als 6000 Werke; allein wie es mit der Qualität bestellt ist, dafür mag schon der Umstand bürgen, daß in der deutschen Abtheilung als einziges Skulpturwerk die galvanoplastischen Copien des bayerischen technologischen Museums anzuführen sind und unter den Gemälden weder ein Werk Deffregger's, noch Werner's, noch Grützner's, noch Lessing's, noch Piloty's, noch von Knaus aufzufinden ist. Von den Achenbachs ist nur Andreas durch seinen in Berlin von der letzten Kunstausstellung her so wohl bekannten Seesturm vertreten. Aehnlich sieht es in andern Abtheilungen aus und man darf wol sagen, daß die Kunstausstellung in der Memorialhalle einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Kulturvölker auf dem Gebiete der bildenden Kunst nicht im Entferntesten abzugeben vermag. Da man mit vollem Rechte der Kunst als der höchsten Blüthe der Civilisation im Fairmount-Park einen so glänzenden Palast als Ausstellungslocal widmete, so ist es um so mehr zu bedauern, daß die Erwartungen der Centennial-Commission in diesem Punkte arg getäuscht wurden.

Beim Eintritt in die weite Halle überfliegt das Auge des Beschauers eine reiche Sammlung von Skulpturwerken, die meistens unter dem Meißel der Italiener oder einiger in der modernen italienischen Schule gebildeten Amerikaner hervorgegangen sind. Die italienischen Bildner finden seit Jahren in den Vereinigten Staaten ein vortreffliches Absatzgebiet und wir haben es in Wien erfahren, daß sie sich mit geistig complicirten Problemen den Kopf nicht zerbrechen, sondern frischweg das Leben copiren. Mit Vorliebe bringen sie das Naive, Anmuthige zur Anschauung und sind auf diesem Gebiete erfolgreich. Der Liebling der Amerikaner ist vor allem der Mailänder Realist Quarnerio geworden und ihm war es vergönnt, den Entwurf zu einer Washington-Statue anzufertigen, die später zur Ausführung gelangen soll. Der Mailänder Künstler, dessen „Erste Rose", „das erzwungene Gebet" und andere Bildwerke des leichteren Genres schon in Wien Aufsehen erregten, hat es mit seinem Washington und einem Arontes, der den Pfeil auf Camilla abschießt, versucht, edlere Gestalten darzustellen; allein hier erlahmt seine Kraft, ihm fehlt das Pathos, welches er seinem Werke einhauchen müßte. Auf einem Sockel in Würfelform thront unter der rosafarbenen Kuppel des Domes die Amerika, umgeben von allegorischen Figuren. Diese Gruppe, welche in Terracotta ausgeführt ist, bildet den Mittelpunkt der Ausstellung, um welche sich die realistisch gehaltenen Werke der Italiener reihen. Ausnehmen muß ich freilich zwei Werke von Bedeutung, eine Reiterstatue des Amerikaners Bailly und eine Statuette seines jungen Landsmanns Turner, welche unendlich viel Poesie athmet und mit vollendeter Technik ausgeführt ist. Neues ist bei den Italienern sonst wenig zu finden, den sinnlichen Reiz von Barzaghi's „Phryne" bewundert hier auch der andächtigste Quäker und die badenden Mädchen der ganzen italienischen Realisten stecken wieder die Fußspitze in das steinerne Wasser. Eine Marmorgruppe in der belgischen Abtheilung von Fraikin, „Eine Mutter mit dem Säug-

linge an der Brust", gehört zu den vollendetsten Arbeiten, welche die Skulpturgalerie aufzuweisen hat.

In der Abtheilung für Malerei nimmt Frankreich wol den ersten Rang ein, namentlich erregt ein Gemälde von George Becker: „Rizpah, die Leiber ihrer Söhne gegen die Raubvögel vertheidigend", berechtigtes Aufsehen. Aus diesem Werke spricht die Phantasie eines Victor Hugo und obgleich vieles daran zu tadeln ist, so scheint es doch, als ob Frankreich in Becker wieder ein Talent größeren Stils erwachsen sollte. In der österreichischen Abtheilung nimmt Makart's „Catharina Cornaro" eine bevorzugte Stelle ein, in der deutschen Steffeck's „Kronprinz von Preußen". Außer einer brillanten Orientlandschaft von Ernst Körner und einem stimmungsvollen Bilde von Alb. Schwartz, sowie einem trefflichen Litzen-Mayer wüßte ich in dieser Abtheilung wenig Neues anzuführen. England und Amerika haben manches Gute, aber auch viel Schlechtes ausgestellt. Der englische Shakespeare-Illustrator Gilbert ist durch ein Historienbild vertreten, Alma Tadema durch zwei bereits bekannte Werke. Ein ganz vortreffliches Bild hat der Londoner Maler Luke Fildes ausgestellt und unter den Landschaftern thut sich am rühmlichsten der Engländer Newton durch zwei Riesenaquarelle und der Amerikaner Giffords hervor. Beinahe hätte ich den in England lebenden Amerikaner Boughton vergessen, der ein größeres Genrebild mittelalterlichen Stils zu dem Besten zählen darf, was die Ausstellung aufzuweisen hat. In der spanischen Abtheilung verdienen einige Gemälde aus der National-Galerie zu Madrid um ihres kräftigen Colorits willen Beachtung. In den Sälen, welche den nordischen Reichen gewidmet sind, finden wir einige treffliche Schneelandschaften, welche alle in der technischen Behandlung an Munthe's Gemälde erinnern. Die Niederlande begnügen sich fast ganz mit der Ausstellung von Copien ihrer alten Meister und Belgien ist, wie Deutschland, mit seinen besten Leistungen daheim geblieben. Die Terracotten des Amerikaners Rogers haben auch eine Stelle in der Kunstgalerie erhalten und das mit Recht, denn Rogers hat in seinen Darstellungen dem realen Leben die interessantesten Seiten abgewonnen und seine Technik ist geradezu überraschend. Nie habe ich auf einem Kindergesicht ein so liebliches Lachen gesehen, wie es Rogers hervorzuzaubern vermag — es liegt wie ein glänzender Sonnenstrahl auf dem Thon.

Einen bedeutenden Fortschritt zeigen die größeren Mosaikarbeiten der Florentiner auf, von denen viele so prächtig in der Farbe zusammengestellt sind, daß man versucht wird, sie für Genrebilder zu halten.

An dieser Stelle muß ich abbrechen, obgleich es noch unendlich viel von der reichen Beschickung der Agrikulturhalle zu erzählen gäbe, von den Mangobäumen, Palmen und Orchideen der Horticulturhalle, deren Inneres ein so farbenreiches, echt orientalisches Bild bietet, von der Ausstellung der Frau, an welcher sich auch die englische Königin sammt den Prinzessinnen ihres Hauses betheiligt hat, und vor allem von der Ausstellung der amerikanischen Regierung, welche eine der eigenartigsten und interessantesten Gruppen bildet.

Die Centennial-Ausstellung ist in jeder Beziehung ein großartiges Unternehmen, das seitens der amerikanischen Regierung aus idealen Beweggründen geplant und mit bewunderungswerther Energie zu Ende geführt wurde. Wenn gleichwol die Ausstellung in mehr als einem Punkte zu wünschen übrig läßt, so ist das nicht die Schuld ihrer Veranstalter, sondern der Nationen, welche mit gänzlicher Verkennung ihrer materiellen Interessen zur Beschickung derselben allzu wenig Anstrengungen machten. Die jungen Freistaaten aber haben ihrem Centennialfest mit dieser Ausstellung die erhabenste Weihe verliehen; sie zeigen den fremden Nationen, was ein Volk zu leisten vermag, das in freier Arbeit sich ganz den friedlichen Culturbestrebungen widmen darf.

Rud. Elcho.

Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika.*)

Von

Dr. R. Schleiden.

I.

Neben v. Thümmel's „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs" ist Laboulaye's 1863 unter dem Titel: „Paris en Amérique par le docteur Lefebvre" erschienene geistvolle Satire auf die damaligen französischen Zustände das einzige mir bekannt gewordene Buch, dessen Verfasser es verstanden hat, ein überaus lebensvolles und im großen Ganzen wunderbar correctes Bild von einem Lande und Volke zu entwerfen, die er nie gesehen hatte. Aber so günstig mein Urtheil über diese Schriften auch ist, habe ich es doch nicht für möglich gehalten, daß irgend Jemand eine derselben, und insbesondere diejenige Laboulaye's, deren satirischer Charakter so durchsichtig hervortritt, jemals im Ernst als eine autoritative Quelle für die Kunde der geschilderten Zustände ansehen könnte. Ich war daher nicht wenig überrascht, gleich auf der ersten Seite der Einleitung zu Becker's „hundertjähriger Republik" zu finden, daß ich mich geirrt haben müsse. Hr. v. Hellwald trägt nämlich kein Bedenken, dort die Phantasmagorien des französischen Akademikers für allen Schwindel mit verantwortlich zu machen, der Jahre lang mit überschwänglicher Verherrlichung der großen transatlantischen Republik getrieben wurde, der aber — wie das ja über kurz oder lang mit allen Uebertreibungen der Fall ist, und wie das, wenigstens theilweise, auch von ihm selbst zugegeben wird, — längst angefangen hat in das Gegentheil umzuschlagen.

Mir standen, als ich weiter las, andere und größere Ueberraschungen bevor. Ich hatte das Buch mit einer gewissen Spannung in die Hand genommen. Schon der Titel ist verlockend. Der „deutsche Reichsanzeiger" hatte (in Nr. 115) davon gerühmt, daß es „eine unparteiische Schilderung" von dem nordamerikanischen Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten entwerfe. Die auf einem ganz entgegengesetzten politischen Standpunkt stehende „Frankfurter Zeitung" (Abendblatt Nr. 136) hatte die Schilderungen des Verfassers zwar einseitig, aber ohne besondere Uebertreibung gefunden. Mehr als diese anonymen Zeugnisse war bei mir in's Gewicht gefallen, daß der Redacteur eines so angesehenen Blattes wie „das Ausland" das Werk mit

*) Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, von John H. Becker. Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp. 1876.

einer 40 Seiten langen Einleitung in die Oeffentlichkeit einführte. Nun sah ich, daß Hr. v. Hellwald den Verfasser als einen Mann bezeichnete, der durch 17jährigen Aufenthalt in allen Theilen der Union ein genauer Kenner von Land und Leuten geworden, und zugleich ein scharfer, eiseskalter, nüchterner und unparteiischer Beobachter sei, und hinzufügte, daß das von ihm warm empfohlene Buch, „in dem so zu sagen keine Zeile aus einer anderen Quelle als aus jener der eigenen Erfahrung des Autors geschöpft" worden, auf seinen Wunsch ausgearbeitet sei, damit zur Zeit der Jubelfeier der Amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung und der Weltausstellung in Philadelphia, neben den zu erwartenden Lobpreisungen, auch eine unerschrockene, mannhafte Stimme sich vernehmen lasse, die für die Wahrheit eintrete. Ich glaubte daher einer reichen Ausbeute an neuem thatsächlichen Material und manchen feinen Beobachtungen entgegensehen zu können, und da mir die ungünstige Ansicht des Hrn. Redacteurs des „Ausland" über die Vereinigten Staaten bereits im Allgemeinen bekannt war, nahm ich auch keinen Anstoß an den ungewöhnlich starken Ausdrücken, die mir gleich auf den ersten Blättern der Einleitung entgegentraten. Stutzig wurde ich erst, als ich auf Seite V in fetter Schrift die Erklärung fand: „Jeder vernünftig und billig Denkende wird mir daher beistimmen, wenn ich kurz und trocken sage und verlange, daß, wer fürderhin die alten Utopien über die Amerikanische Superiorität noch glaubhaft an den Mann bringen will, in erster Linie und vor allem Andern die Verpflichtung habe, das Becker'sche Buch Punkt für Punkt zu widerlegen. Hic Rhodus, hic salta!" — Da ich jedoch niemals den Beruf gefühlt habe und denselben auch heute noch nicht fühle, für die „Superiorität" der Vereinigten Staaten einzutreten, so vermochte ich auch in dieser Erklärung nur eine Aufforderung zu finden, das Buch mit um so größerer Aufmerksamkeit zu lesen und zu prüfen. Das habe ich nunmehr gethan, und ich will nicht läugnen, daß ich in meinen Erwartungen sehr getäuscht bin. Ja, es hat sich mir sogar die Ueberzeugung aufgedrängt, es sei eine deutsche Ehrenpflicht, das Werk nicht in die Welt hinausgehen zu lassen, ohne ernste Einsprache zu erheben gegen die völlig unwissenschaftliche Behandlung des ganzen Gegenstandes und die maßlose Verunglimpfung eines befreundeten großen Culturvolks.

Das Becker'sche Buch hat überhaupt nur für denjenigen einen gewissen Werth, der durch eigene Kunde der Amerikanischen Verhältnisse in den Stand gesetzt ist, überall die nöthige Kritik anzulegen. Jeder aber, der die vielen darin enthaltenen Unrichtigkeiten und Uebertreibungen nicht zu erkennen vermag, wird nicht nur eine einseitige, sondern eine völlig verkehrte Vorstellung von den Zuständen in Amerika dadurch erhalten. Denn wie viel Becker auch von den Vereinigten Staaten gesehen haben mag, und wie ehrenhaft die Motive seiner Publication auch unzweifelhaft sein werden, fehlt es ihm doch an einer unerläßlichen Vorbedingung zur richtigen Würdigung der Zustände in der großen Amerikanischen Republik. Er kennt weder deren Geschichte in ausreichendem Maße, noch die Literatur über die Vereinigten Staaten, und er vermag daher nicht immer die Dinge in ihrem Zusammenhange zu überschauen, sondern nur thatsächliche Materialien zu sammeln und gelegentlich mit einem Commentar zu begleiten, wobei er nur zu oft in den Fehler verfällt, viel zu sehr zu generalisiren. Er beeinträchtigt aber außerdem den Werth, welchen ein Theil der von ihm angeführten Thatsachen unläugbar hat, auch noch dadurch, daß er es fast ausnahmslos versäumt, seine Quellen anzuführen, und dies vielfach selbst dann unterläßt, wenn er wörtlich aus Schriften von Autoritäten zu citiren behauptet. Er kann aber nicht beanspruchen, daß der Leser Alles, was er sagt, auf Treu und Glauben als richtig annehme, zumal da, ungeachtet der bereits erwähnten Versicherung, daß das Buch nur auf seiner eignen Erfahrung beruhe, der größte Theil seiner thatsächlichen Mittheilungen unverkennbar aus theilweise wenig zuverlässigen Amerikanischen Zeitungen geschöpft ist. — Hätte Hr. v. Hellwald die Arbeit Becker's nicht mit der Autorität seines Namens gedeckt und durch eine umfangreiche Einleitung vervollständigt, so würde das Buch bei der Fülle neuerer Werke über die Vereinigten

Staaten wahrscheinlich nur geringe Beachtung finden. Denn der Name des Hrn. John H. Becker ist unter den hervorragenden Deutsch-Amerikanern bisher noch nicht genannt worden. Ein Theil der Verantwortlichkeit für diese Publication trifft deshalb auch den Hrn. Redacteur des „Ausland", der offenbar dadurch getäuscht ist, daß er einem Manne, welcher 17 Jahre in dem von ihm geschilderten Lande gelebt hat, und der mit einer Entschiedenheit des Urtheils auftritt, um welche ihn mancher Amerikanische Fachpolitiker beneiden würde, wahre Sachkunde zutrauen zu können glaubte. Gegen den Vorwurf, daß er sich mit den Anschauungen Becker's völlig identificire, hat sich Hr. v. Hellwald weislich durch seine bereits angeführte Erklärung geschützt, die nur dagegen Protest einlegt, daß man fürderhin noch von einer Superiorität Amerika's spreche. Nachdem aber einige Tagesblätter das Becker'sche Buch als ein Ereigniß, als eine kühne, literarische That, und den Verfasser als einen Mann darzustellen versucht haben, der endlich einmal den Muth der Wahrheit gehabt habe, scheint es mir geboten, öffentlich den Nachweis zu führen, daß die schweren Beschuldigungen, welche in dem Werke gegen das ganze Amerikanische Volk geschleudert werden, der thatsächlichen Grundlage entbehren. Nun würde ich diesen Nachweis allerdings lieber einem Andern überlassen, weil ich weder Neigung verspüre, eine Lanze für die „Republik" oder für die „Superiorität" der Vereinigten Staaten einzulegen, noch Zeit und Lust habe, ein Buch zur vollständigen Widerlegung des vorliegenden Werkes zu schreiben, mir dagegen wol bewußt bin, daß die Raumverhältnisse einer Zeitschrift immerhin nur gestatten, verhältnißmäßig wenige Hauptpunkte einer nähern Erörterung zu unterziehen, um das ausgesprochene, scheinbar harte Urtheil zu begründen. Andererseits muß ich mir aber sagen, daß ich vielleicht unbefangener als mancher Andere einigen der irrigsten Auffassungen und stärksten Uebertreibungen in dem Buche entgegentreten könne, weil ich bereits durch frühere Veröffentlichungen den Beweis geliefert zu haben glaube, daß mir der Gedanke, die unläugbar in der transatlantischen Republik weit verbreitete Corruption beschönigen zu wollen, fern liegt, und weil ein langjähriger Aufenthalt in dem so schwer angegriffenen Lande mich in den Stand setzt, den Schilderungen Becker's hier und da meine eigenen Erfahrungen gegenüber zu stellen. Leider kann ich nicht umhin, bei solcher Besprechung dem mir von den Herren Verfassern des Buches und seiner Einleitung, den Vereinigten Staaten gegenüber, gegebenen Beispiele zu folgen und mehr die Schatten- als die Lichtseiten des Werks hervorzuheben. Ich bin dazu durch die eine punktweise Widerlegung verlangende Sommation des Hrn. v. Hellwald genöthigt, und kann ihm nur mit Molière zurufen: „Vous l'avez voulu, George Dandin, vous l'avez voulu!" Die Herren Verfasser werden das auch gewiß um so weniger tadeln, als in der Einleitung ausdrücklich erklärt wird, es sei nicht ihre Absicht, muthwillig zu verkleinern und herabzusetzen, was wirklich Anerkennung verdiene; sie seien keine principiellen Gegner der Amerikanischen Institutionen; wollten nur überspannte Begriffe auf ihr richtiges Maß zurückführen, die Thatsachen richtig stellen, den Nimbus zerstören, welcher die „Republik" noch in den Augen der Menge umstrahle, aber keineswegs, obwol der Schein unvermeidlich sei, die Meinung erwecken, als ob etwa monarchische Formen an sich vor republikanischen der Vorzug zu geben sei. Dem letzten Gedanken hat überdies Hr. Becker am Schlusse des Buches einen noch entschiedenern Ausdruck gegeben, indem er S. 382 seine Unzufriedenheit mit allen politischen Staatsformen in den Worten ausspricht: Die Wahrheit sei, „daß die Republik ebenso an den allgemeinen menschlichen Mängeln leide, wie die Monarchie, und bloß die Form der Ausbeutung der Einen durch die Andern eine andere sei, das Wesen aber dasselbe bleibe." —

Ich komme zur Sache, und knüpfe meine Bemerkungen an eine möglichst gedrängte Charakteristik des Hauptinhaltes des Werks an.

Hr. v. Hellwald ergänzt und vervollständigt in seiner Einleitung die Ausführungen Becker's durch eine ziemlich eingehende Erörterung der „Presse und des Deutschthums in Nordamerika", so wie der Bevölkerungsstatistik der Vereinigten

Staaten. Den recht interessanten historischen Notizen über die Entwicklung des amerikanischen Zeitungswesens kann ich mich nicht enthalten, noch eine hinzuzufügen, welche, da sie das erste Beispiel eines Versuchs betrifft, auch in Amerika eine Art von Censur einzuführen, sich im Geiste des Buchs sehr gut hätte verwerthen lassen. Durch einen Beschluß der Legislatur von Massachusetts vom 14. Januar 1722 wurde nämlich dem Herausgeber des von Hrn. v. Hellwald als einer der ersten wirklichen Zeitungen erwähnten „New England Courant", James Franklin, wegen des religiös bedenklichen Inhalts des Blattes verboten, dasselbe zu drucken und herauszugeben, ehe es dem Provinzial-Secretair vorgelegt sei. Wirksam ist dieser Beschluß allerdings niemals geworden, da hinfort Benjamin — gegen den kein Verbot erlassen war, — statt James, Franklin das Blatt zeichnete.

Auf welcher Quelle die Angabe beruht, daß die Zahl der Zeitungen in den Vereinigten Staaten jetzt volle 4000 betrage, von denen fast 460 täglich erschienen, wird nicht gesagt. Mir erscheint dieselbe selbst dann zu niedrig gegriffen, wenn hier unter Zeitungen nur exclusiv politische Blätter verstanden sein sollten. Der neueste Bundescensus von 1870 gibt die Ziffer der periodischen Publicationen auf 5808 — darunter 537 täglich erscheinende — an, von denen sich 4328 hauptsächlich mit Politik, 497 mit Religion, 207 mit Technik und Gewerben beschäftigen, 502 literarischen ꝛc. Inhalts sind, und deren Circulation c. 20 Millionen Exemplare beträgt. Der bekannte deutsche Buchhändler E. Steiger in New-York, welcher auf der Wiener Weltausstellung reichlich 6000 amerikanische Blätter in 148 Bänden zur Anschauung brachte, schätzt die Zahl in der Vorrede zu seiner lehrreichen Schrift: „The periodical literature of the United States of America" (New-York 1873, 4°) sogar auf 8500, von denen er — ohne hier die vielfach mit gleichen Nummern bezeichneten mitzuzählen, — 8081 einzeln aufführt. Der Zeitungs- und Adreßkalender von Geo. O. Rowell u. Co. für 1875 gibt, wie ich einer Notiz der „Augsb. Allg. Ztg." (außerordentliche Beilage Nr. 196) entnehme, die Zahl der amerikanischen Zeitungen und periodischen Zeitschriften auf 8348, und darunter diejenige der deutschen Zeitungen — ohne die deutschen Sonntagsblätter zu rechnen — auf 338 an, zeigt auch, daß die Zahl der im Westen erscheinenden deutschen Blätter ungleich größer ist, als Hr. v. Hellwald anzunehmen scheint. Ich habe es für richtig gehalten, diese trockenen Daten hier aufzunehmen, damit der Leser sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung von dem großen, der Hauptsache nach gewiß bildenden Einfluß machen könne, den ein so enorm entwickeltes Zeitungswesen naturgemäß auf alle Schichten der Bevölkerung, bis in die fernste Blockhütte im Urwalde hinein, üben muß. Die Darstellung des Hrn. v. Hellwald berührt leider diese wichtigste Seite der Presse des Landes nicht, sondern hält sich hauptsächlich an die theilweise recht unerfreulichen Aeußerlichkeiten der amerikanischen Preß-Zustände. Die ihm zufällig gerade vorliegenden Blätter, welche er nach Seite X hierbei zum Ausgangspunkte nahm, können aber nur zum kleinsten Theile als maßgebende Proben des amerikanischen Zeitungswesens gelten. Denn unter den dort erwähnten deutschen Blättern ist auch nicht ein einziges ersten Rangs, und unter den amerikanischen fehlen manche der besten, namentlich auch das vorzüglichste und belehrendste Blatt, das überhaupt jenseits des Oceans erscheint, das New-Yorker Wochenblatt: „The Nation".

Die beanstandete Ordnung des Stoffs in den amerikanischen Zeitungen erscheint einem Deutschen allerdings Anfangs sehr wunderlich; wer aber gewöhnt ist, dieselben zu lesen, findet sich sehr leicht darin zurecht und weiß auf den ersten Blick, an welcher Stelle er die ihn interessirenden Mittheilungen und Annoncen zu suchen hat. Eben so wenig würde Hr. v. Hellwald an den S. XVI mitgetheilten Anzeigen, wonach man im Nordwesten mit Kartoffeln, Holz ꝛc. auf eine Zeitung abonniren kann, Anstoß genommen haben, wenn ihm Kapp's kürzlich erschienene hübsche Schilderung einer Bücherauction in jenen Gegenden („Aus und über Amerika" I. S. 327 ꝛc.) schon bekannt gewesen wäre. Baares Geld ist dort knapp, Producte sind reichlich vorhanden.

Die als Proben des Mangels an jeder Bildung in der Amerikanischen Winkelpresse citirten und mit einigen scharfen Bemerkungen begleiteten abgeschmackten Leitartikel des, in Steiger's erwähntem Verzeichniß nicht einmal aufgeführten „Beobachters" von Olney und des „Volksfreundes" von Cincinnati erinnerten mich unwillkürlich an den Ausruf von Hiob (c. 13, v. 25): „Willst du wider ein fliegendes Blatt so ernstlich sein und einen dürren Halm verfolgen?" Blätter wie diese prätendiren gar nicht „bescheidene" Träger der Bildung zu sein. Ihr Hauptzweck ist: Geld zu verdienen und durch Annoncen den Verkehr zu fördern, und ihre Schreibart entspricht der Durchschnittsbildung ihrer deutschen Leser. Der niedrige Standpunkt eines großen Theils der amerikanischen Zeitungen erklärt sich außerdem aus der übergroßen Zahl derselben, für die es dort noch mehr an gebildeten Redacteuren und Mitarbeitern fehlt, als das bei gleicher Zahl in Deutschland der Fall sein würde.

Ich will dem Ton und der Moral eines nicht geringen Theils der amerikanischen Presse nicht das Wort reden; aber das S. XVII angeführte Beispiel „einer niederträchtigen Speculation von Geldspeculanten" im „Philadelphia Ledger" hat innerhalb der letzten Jahre leider manche Seitenstücke in Deutschland gehabt. Es rechtfertigt, meines Erachtens, eine Anzweiflung des Lobes nicht, welches Dr. T. de Witt Talmage, der Herausgeber des weitverbreiteten, durchaus anständigen, evangelischen, mit keiner Secte in Verbindung stehenden New-Yorker Wochenblatts: „Christian at Work", dem heilsamen Einfluß der Presse auf die Predigt des Evangeliums und die Hebung der Bildung ertheilt. Dieses Lob bezieht sich außerdem wesentlich auf die religiöse Presse, deren Circulation bekanntlich mehr als die Hälfte derjenigen der politischen Blätter beträgt, nämlich 4,764,358 gegen 8,778,320 Exemplare, wie der Census von 1870 ergibt.

Dem Unternehmungsgeist der amerikanischen Presse und der Raschheit ihrer Mittheilungen zollt Hr. v. Hellwald verdiente Anerkennung, und ich bedauere nur, daß er nicht, zum Vorbild für unsere deutsche Presse, zugleich einige zuverlässige Notizen über die Organisation der amerikanischen „associirten Presse" (associated press) machen konnte, worauf diese Raschheit der Mittheilung beruht. Auch mir stehen solche Notizen nicht zu Gebote. Der wunderbaren Entwicklung des amerikanischen „Reporterwesens" wird dagegen, nicht mit Unrecht, nur ein zweideutiges Lob ertheilt.

Die grobe und unanständige Schreibart vieler amerikanischer Blätter ist notorisch. Man ist aber in den Vereinigten Staaten gegen solche Schimpfereien wenig empfindlich und wirft das Blatt, welches sie enthält, wenn man nicht etwa eine auch dort zulässige Injurien-, Diffamations- oder Entschädigungsklage anstellen will, nachdem man es durchgesehen, lachend oder mit Achselzucken in den Papierkorb. Die S. XXIII ꝛc. abgedruckten Auslassungen des alle 14 Tage in New-York erscheinenden, mir zufällig nie zu Gesicht gekommenen Witzblattes „Schnedderedengg" und des „Washingtoner Journals" gegen Hrn. v. Hellwald sind weder höflich noch witzig; aber er thut, meiner Ansicht nach, beiden Blättern viel zu viel Ehre an, wenn er gegen sie polemisirt. Er hat offenbar die auf S. 207 des Becker'schen Buchs enthaltene Bemerkung übersehen, daß es in den Vereinigten Staaten vorzugsweise „die kleinen Winkelblätter" sind, welche sich mit persönlichen Verläumdungen befassen. Man muß sein Pulver nicht auf so kleine Vögel verschießen. Das gleichfalls angeführte Raisonnement des „Washingtoner Journals" über die Corruption ist bis auf die eine, durch das ganze vorliegende Werk als richtig bewiesene Behauptung: daß es eben die freie Presse ist, welche die Corruption an's Tageslicht zieht, mehr als schwach. Hrn. v. Hellwald's Versuch einer Widerlegung desselben hat aber auf mich fast den Eindruck gemacht, als ob er überhaupt ein Gegner unbedingter Preßfreiheit sei. Ich stehe auf einem andern Standpunkt, den ich durch meine, gerade in Amerika, wie in England, gemachten Erfahrungen von dem Segen unbedingter Preßfreiheit gewonnen habe. Ich unterschreibe aus vollem Herzen die Worte Sheridan's in seiner berühmten Rede im

Englischen Unterhause am 6. Februar 1810: „Gebt mir Preßfreiheit; ich will den Ministern dagegen lassen ein käufliches Oberhaus, ein bestechliches und serviles Unterhaus, ein vollkommen freies Anstellungsrecht, den ganzen Schwall ministeriellen Einflusses!"

Darin, daß die jetzt so oft gehörten Angriffe gegen die republikanisch-demokratischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten großentheils Folge einer Reaction gegen die frühere Verherrlichung derselben als nachahmungswerthes Muster sind, stimme ich Hrn. v. Hellwald ebenso bei, wie darin, daß uns jene Einrichtungen schließlich nichts angehen, wenn nur die Amerikaner selbst damit zufrieden sind. Gewiß ist es auch erlaubt zu prüfen, ob die Dinge in Europa schlechter sind als in Amerika, und ob wir Grund hätten, uns nach Amerikanischen Institutionen zu sehnen. Dazu hätte es jedoch nach dem bekannten Satze: „Eines schickt sich nicht für Alle", des dicken Becker'schen Buches nicht bedurft.

Französische Blätter haben — so wird S. XXVII bemerkt — die Ansicht zu begründen versucht, daß die traurigen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von der Zunahme des deutschen Elements herrührten. Ich würde mich nicht wundern, wenn dieser Versuch jetzt erneuert werden sollte; denn es wird dem aufmerksamen Leser des Buchs nicht entgehen, daß ein großer Theil der Ausführungen Becker's, obgleich allgemein gegen die Amerikaner gerichtet, im Grunde nur die Eingewanderten, und unter diesen ganz besonders auch die Deutschen trifft. Gewiß hat Hr. v. Hellwald völlig Recht, wenn er sagt, daß das deutsche Element noch nicht das leitende, herrschende und einflußreichste, und daß die durchschnittliche Bildung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten noch eine mäßige sei. Sehr auffallend ist mir dagegen die sich daran anschließende Bemerkung (S. XXIX) gewesen, daß bei der neuen Racenbildung in Amerika, „nach der übereinstimmenden Ansicht aller Beobachter", der Nordamerikaner sich mehr und mehr dem Indianischen Typus nähere. Dieselbe Beobachtung glaubten freilich einige französische Phantasten schon vor 100 Jahren gemacht zu haben, und wurden dafür von Benjamin Franklin während seines Aufenthalts in Paris weidlich lächerlich gemacht. Für die Unrichtigkeit derselben vermag auch ich Zeugniß abzulegen. Ich kenne 37 der 38 Vereinigten Staaten und mehrere ihrer Territorien aus eigner Anschauung, habe den Typus fast aller Nordamerikanischen Indianerstämme in ihren hervorragendsten Vertretern in Washington, und andererseits in ihren erbärmlichsten Gliedern in den verschiedenen Landestheilen zu sehen Gelegenheit gehabt, habe auch jetzt in dieser Veranlassung meine, aus reichlich 1400 Porträts — darunter zahlreiche Indianer — bestehende amerikanische Photographien-Sammlung wieder durchgemustert, aber auch nicht die geringste Spur von einer solchen Assimilation entdecken gekonnt.

Die kurze Zusammenstellung der Resultate des Census von 1870 in Betreff der Bevölkerungszahlen der verschiedenen ethnischen Elemente in den Vereinigten Staaten und deren Vertheilung auf die verschiedenen Stände wird gewiß Jedem, dem das dickleibige Originalwerk nicht zur Hand ist, sehr willkommen sein. Die daran geknüpften Klagen über die Unzuverlässigkeit der amerikanischen officiellen Statistik, welche in dem Buche selbst, S. 378 ꝛc., weiter ausgesponnen werden, sind unzweifelhaft zum großen Theil begründet. Man darf aber, meine ich, nicht zu strenge darüber urtheilen, wenn man in Betracht zieht, mit wie unendlich viel größeren Schwierigkeiten eine genaue Zählung in einem Lande verbunden ist, dessen Bevölkerung nicht einmal die Volkszahl des Deutschen Reichs erreicht, während dessen Areal dasjenige des Deutschen Reichs um mehr als das 17fache übersteigt, ganz zu geschweigen von den weiten, gar nicht oder äußerst sparsam bewohnten Strecken, in denen es an allen Communicationsmitteln fehlt, von den noch nicht fest angesiedelten Indianern, und von dem geringen Bildungsgrad eines sehr großen Bruchtheils der übrigen Bewohner. Daß sich dennoch auch aus den gewonnenen sehr mangelhaften Materialien höchst werthvolle Resultate ziehn lassen, hat der unter der Leitung des ungemein tüchtigen, gebildeten und ehrenhaften Herrn Jos. C. G. Kennedy bearbeitete achte Census von

1860 bewiesen. Mit dem streng beurtheilten jetzigen Chef des statistischen Bureau's in Washington, Dr. Young, bin ich persönlich zu wenig bekannt, um mehr als dessen Gefälligkeit und dessen Fleiß bezeugen zu können.

Den Schluß der Einleitung bildet eine Kritik der als „Größenwahnsinn" bezeichneten, mehrfach in Amerika ausgesprochenen Weissagung, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1900 eine Bevölkerung von 100 Millionen Seelen zählen würden. Daß diese Weissagung von Europäischen Schwärmern nachgebetet ward, und daß ihre Quelle zum Theil in den officiellen Censusberichten zu suchen ist, hat den Herrn Herausgeber zu einer Prüfung ihrer Richtigkeit veranlaßt, deren Ergebniß ist, daß nach den Berechnungen des vorletzten Superintendenten des Census, Walker, die Bevölkerung der Union im Jahr 1900 schwerlich mehr als 70 Millionen Seelen betragen, und daß dieselbe nicht einmal die Bevölkerungsziffer Rußlands erreichen werde. Nun ist es zwar richtig, daß der Superintendent des 7. Census von 1850, Professor De Bow, eine irrige Wahrscheinlichkeitsberechnung für das Jahr 1900 aufgestellt hat; aber De Bow wurde, wie ein Blick in ein beliebiges Heft seiner „Southern Review" zeigt, bei allen seinen zahlreichen statistischen Arbeiten von dem einen Gedanken geleitet, die Hilfsquellen der Verein. Staaten im Interesse des Südens und der Sklaverei auf's Aeußerste aufzupuffen. Herr v. Hellwald würde deshalb, glaube ich, besser daran gethan haben, wenn er, statt solche irrige und eitle Auffassungen zu geißeln, sich darauf beschränkt hätte, in ähnlicher Weise, wie das Kapp (l. c. I. S. 175 ꝛc.) gethan hat, anzuführen: daß die natürliche Zunahme der Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach genauen statistischen Berechnungen jährlich 1,38% beträgt, während der Procentsatz nach den kürzlich im „Deutschen Reichsanzeiger" (Nr. 119, erste Beilage) veröffentlichten vorläufigen Ergebnissen unserer letzten Volkszählung vom 1. December v. J. im ganzen Deutschen Reich nur 1,01, in Preußen 1,07, und während er in England 1,25, in Frankreich 0,44, in Rußland 0,74 ist. Hätte er dem noch hinzugefügt, daß die ganze freie und weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten zur Zeit des ersten Census, im Jahre 1790, nur 3,231,930 Seelen betrug, also, unter Zugrundelegung des angeführten Procentsatzes der natürlichen Zunahme, im Jahre 1870: 10,021,827 hätte betragen müssen, daß die freie Bevölkerung sich aber in Wirklichkeit damals (1870) auf 38,555,983, oder mit Ausschluß der Farbigen auf 33,720,877 belief, so würde der Leser durch diese einfachen Thatsachen am Besten in den Stand gesetzt sein, zu beurtheilen, was er von dem bisherigen Wachsthum der Population, und was von den Uebertreibungen einzelner Schwärmer zu halten habe.

Nunmehr kann ich zur Besprechung des eigentlichen Becker'schen Buchs übergehen, dessen Ursprung und Zweck der Verfasser in der Form eines im Juli v. J. an den früheren Bundessenator Carl Schurz gerichteten, weitläufigen Schreibens entwickelt, das als Vorwort dient. Unser oft und rühmlich genannter Landsmann hatte nämlich in einer Tischrede bei einem, ihm im Juni v. J. in New-York gegebenen Festmahl des Verlustes an Ansehen gedacht, welchen das Amerikanische Volk in der jüngsten Zeit in der öffentlichen Meinung Europa's erlitten habe, und dabei verschiedene, „in Folge von verzerrten Auffassungen und einseitigen Kritiken" hervorgetretene Vorurtheile gegen die Vereinigten Staaten angegriffen. Becker, ganz vergessend, daß man beim Glase Wein weitläufige Beweisführungen für aufgestellte Behauptungen weder vorbringen, noch hören mag, ist nun sehr erstaunt darüber, daß Schurz sich „weniger mit der Erwähnung unwiderleglicher Thatsachen befaßt, als vielmehr Behauptungen gleichsam als anerkannte Wahrheiten ausgesprochen habe, die, weit davon entfernt, sogar in Amerika noch Ursache hitziger Parteistreitigkeiten und Gegenstand zweifelhafter Experimente sind." Er fordert deshalb den früheren Senator auf, diese seiner jetzigen Heimath günstigen Behauptungen, von denen er eine ganze Anzahl hervorhebt und bekämpft, zu beweisen, wenn er sich nicht dem Schein aussetzen wolle, als Parteimann geredet zu haben. Da aber Schurz sich durch den kaum äußerlich höflichen und nicht gerade glücklich zu nennenden Ton des Schreibens schwerlich ver-

anlaßt fühlen dürfte, dieser Aufforderung nachzukommen, so hat Becker das vorliegende, im Winter von 1874 auf 1875 — auf welche Periode sich daher auch seine Schilderungen beziehen — verfaßte Werk veröffentlicht, um, wie er sagt, seinerseits „einen Beitrag zur richtigen Würdigung nicht der eingebildeten, sondern der thatsächlichen Verhältnisse in der amerikanischen Republik zu liefern". Einen ganz besonderen Anstoß dazu, dies zu thun, hat ihm die Lectüre von G. Friedr. Kolb's Culturgeschichte gegeben, der in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken jeder wissenschaftliche Werth — den ich hier nicht zu untersuchen habe — abgesprochen wird. Dem „verzerrten, einseitigen und vorurtheilsvollen Gemälde," welches, nach der Ansicht des Verfassers, Kolb und die Partei, der Schurz angehört, von den Vereinigten Staaten entworfen haben, setzt er S. LII ein anderes gegenüber, das ich ihn in seinen eignen Worten schildern lassen zu müssen glaube. Er sagt: „der dicht belaubte, grünende, blühende und fruchttragende Baum der Freiheit, unter dessen Schatten sie (sc. die Amerikaner) sich zum Genusse des ewigen Friedens und der anderen Früchte der Freiheit niedergelegt, streckt wie ein verdorrtes Besenreis seine Zweige in die Luft und ist über und über von unzählbaren, gefräßigen Insecten, Raupen, Bohrwürmern und sonstigen Schmarotzern bedeckt, die auf's Eifrigste sogar die Holzsubstanz der trocknen Zweige und des Stammes selbst verzehren"!!

Diesem schauerlichen Bilde liegt offenbar derselbe Gedanke zu Grunde, dem Friedrich Kapp einmal Ausdruck gab, als er — wenn ich mich recht erinnere, in einer Kritik in v. Sybel's historischer Zeitschrift — das bekannte Custine'sche Wort über Rußland in der Modification auf die Vereinigten Staaten anwandte, daß er sagte: „l'Union c'est la république temperée par la corruption." Das ganze vorliegende Werk ist im Grunde ein Commentar zu diesem Dictum. Jeder der 24 Abschnitte oder Aufsätze, in welche dasselbe zerfällt, enthält Beiträge dazu. Sehr vieles davon würde aber wahrscheinlich nie geschrieben sein, wenn Becker zur Zeit der Abfassung das unlängst erschienene vortreffliche Buch Kapp's „aus und über Amerika" schon gekannt hätte. „C'est de la moutarde après dîner."

Der erste Abschnitt (S. 1 ꝛc.) behandelt die gegenwärtigen Arbeiterverhältnisse in den Vereinigten Staaten und entwirft ein überaus trauriges Bild von den bekanntlich jetzt auch dort bestehenden „schlechten Zeiten", die sogar noch viel schlechter sind als in unserm Lande der fünf Milliarden. Aber gleich dieses erste Capitel erweckt Zweifel an der Zuverlässigkeit der Darstellung. Unter den Beweisen für die im Westen herrschende Noth führt Becker z. B. an, daß der dortige Bauer sein Korn als Feuerungsmaterial verbrenne, und beweist dadurch, daß ihm die notorische Thatsache unbekannt geblieben ist, daß das schon seit Jahrzehnten vielfach in allen holzarmen Districten geschieht, wo bei reichen Maisernten und niedrigen Maispreisen die Transportkosten die Ausfuhr unvortheilhaft erscheinen lassen. Seine Schilderung der Arbeiterverhältnisse in den Fabrikdistrikten von Massachusetts zeigt ferner, daß er weder die vortrefflich eingerichteten Wohn- und Kosthäuser für Arbeiter in Lowell, Lawrence ꝛc. aus eigener Anschauung, noch auch, was mehr zu bedauern ist, die seit 1869 alljährlich erscheinenden ganz vorzüglichen „Reports of the Bureau of Statistics of Labor" des Commonwealth of Massachusetts kennt, deren letzter, auf die geschilderte Periode bezüglicher mir leider noch nicht vorliegt. Einen ausführlichen Bericht des „New York Herald" über die grauenhaften Zustände in einigen Bergwerksdistrikten von Pennsylvanien druckt er mit dem Bemerken ab, daß derselbe zwar „ein wenig, aber doch nur unbedeutend" übertreibe, während doch gleich die im Eingang dieser Beschreibung aufgestellte Behauptung: daß bei den dortigen Arbeitercrawallen nicht nur Leute erschossen und erstochen, sondern auch „gekreuzigt" seien, die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichts in Frage stellt. Einer, der „New-York-Tribune" vom Novbr. 1874 entnommenen sehr richtigen Entwicklung der Ursachen der schlechten Zeiten und der einzigen Mittel der Abhilfe kann ich nur die Worte hinzufügen: „tout comme chez nous!"

Den zweiten Abschnitt über die Unbeständigkeit der Arbeit und das

vergleichsweise Sinken des Lohnes (S. 14 ꝛc.) leitet Becker mit den Worten ein: „daß er zwar die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten gründlich zu kennen glaube, aber nicht in gleichem Maße in jenen Europa's bewandert sei." Seine Ausführungen beweisen jedenfalls die Richtigkeit der zweiten Hälfte dieses Satzes, denn sie zeigen, daß er die Gewerbe-Gesetzgebung des Deutschen Reichs, zu deren Gegnern er übrigens gehören würde, gar nicht kennt und nicht einmal weiß, daß auch bei uns kein Lehrlingszwang mehr besteht. Seinen Bemerkungen über die Preise und Löhne in Amerika und England habe ich nichts Besonderes hinzuzufügen. Darin, daß man in den Vereinigten Staaten wohl daran thun wird, beim Einkauf hübsch aussehender Waaren die Augen aufzuthun, und daß der eingeborene Amerikaner sich von gemeiner körperlicher Arbeit (menial labor) zurückhält, so lange er Irländer und Deutsche findet, welche dieselbe zu übernehmen bereit sind, hat Becker ebenso Recht, wie in der Bemerkung: daß die Fertigkeit, seine geistige und physische Arbeit gut an den Mann zu bringen, als „genteel occupation" in Amerika besonders gewürdigt wird. Von dem amerikanischen Grundsatz von der Ehre der Arbeit scheint er nie gehört zu haben, wenigstens erwähnt er desselben nicht. Zutreffender als dies hier auf vielen Seiten geschehen ist, hat meines Erachtens jedenfalls ein geistreicher deutscher Tourist die eigentliche Sachlage in einem einzigen Satze charakterisirt, als er 1855 und 1856 das Land in allen Richtungen durchreist hatte. Er faßte das Resultat seiner Beobachtungen in einem, leider Manuscript gebliebenen Büchlein in den wenigen Worten zusammen: „Amerika ist der Himmel der Handarbeiter, das Fegefeuer der Idealisten und die Hölle der Gelehrten."

Der dritte Abschnitt: „Die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung" (S. 24 ꝛc.) scheint wesentlich darauf berechnet zu sein, vor der erfreulichen Weise ohnehin schon stark abnehmenden Auswanderung nach Amerika zu warnen. Wenn nun auch die Behauptung (S. 35): „daß in den Vereinigten Staaten gegenwärtig (im Winter 1874—75) kein Ackerland mehr existirt, das dem Einwanderer oder Ansiedler zur Besitznahme nach dem Heimstättegesetz offen stände und zum Anbau geeignet wäre," weit über die Wirklichkeit hinausgeht, so steht doch die Thatsache fest, daß das Regierungsland in den näher belegenen Staaten zum weitaus größten Theile bereits vergriffen, von den verbleibenden 900 Millionen Acres verhältnißmäßig wenig cultivirbar ist. Eine neue Entdeckung ist das allerdings nicht. Professor Henry, der erste Secretär des Smithsonian Institutes und einer der hervorragendsten Gelehrten des Landes, machte mich schon vor mehr als 20 Jahren darauf aufmerksam, und wenn ich nicht sehr irre, war es Wm. Howard Russell, welcher dies Factum 1863 in seinem viel gelesenen Buche: „My diary North and South" zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Daß in den leicht erreichbaren Gebietstheilen Landeigenthum überhaupt nicht länger zu blos nominellen Preisen zu erhalten ist; daß der reiche Boden vielfach durch Raubbau ausgenutzt ward, die an der Oberfläche liegenden Metallreichthümer abgeschöpft, viele Waldungen niedergeschlagen sind, und der Wildstand abnahm, ist gewiß. Eine natürliche Folge davon ist, daß sich die Aussichten, namentlich für ländliche Arbeiter, sehr verschlechtert haben. Wie wenig übrigens Becker selbst, trotz seiner trüben Schilderung der gegenwärtigen Zustände, an der weitern materiellen Entwicklung der Vereinigten Staaten verzweifelt, geht überzeugend aus seiner eigenen Bemerkung auf S. 376 hervor, daß das große Gebiet Nordamerika's „mit der Zeit hunderten von Millionen Menschen Nahrung geben könne."

Den Rückblick, welchen der Verfasser zum Beweise der Wichtigkeit der materiellen Umstände für die Entfaltung eines Landes, das Gedeihen seiner Bevölkerung und seine socialen und politischen Verhältnisse, auf die vorangegangene Entwicklung der Vereinigten Staaten wirft, übergehe ich. Die daran geknüpften Bemerkungen über Freihandel und Schutzzölle, Papiergeld, Transportkosten, rationelle Landwirthschaft, die Negerfrage, die chinesische Einwanderung und das Uebermaß von allgemeinen und Localsteuern lassen mir keinen Zweifel darüber, daß Becker diesen wichtigen

Materien niemals ein gründliches Studium gewidmet hat, sondern nur aus einzelnen, unter seine Beobachtung gefallenen Erscheinungen allgemeine Schlüsse zieht.

Nachdem solchergestalt die Laufgräben eröffnet sind, beginnt mit dem folgenden, „die Corruption" überschriebenen Abschnitt (S. 63 ꝛc.) der eigentliche Angriff auf die Festung der amerikanischen Republik. Eine einzige, allerdings etwas lang gerathene „Satzperiode" aus einer Kritik, welche der Verfasser 1874 über Kolb's Culturgeschichte im „Ausland" veröffentlichte, und die hier S. 65 ꝛc. wieder abgedruckt ist, zeigt das ganze Arsenal voll Waffen, die er gegen sie zu schleudern beabsichtigt. Ich halte es um so mehr für eine Pflicht der Unparteilichkeit, diese Satzperiode hier wörtlich aufzunehmen, weil sie im Grunde das Beweisthema bildet, welches das Buch sich gestellt hat, und weil es absolut unmöglich ist, in dieser Anzeige, wenn sie nicht selbst zu einem Buche anschwellen soll, mehr als wenige einzelne dafür beigebrachte Belege zu erwähnen und zu beleuchten. Der Satz lautet:

„Eine Musterrepublik, in der nach noch nicht einmal hundertjährigem Bestehen schon zu einer Unmöglichkeit geworden, einen ehrlichen Menschen in irgend ein Amt zu bringen, — dessen eine Hälfte sich seitdem und in Folge des zum Besten des „Principiensystemes" geführten Krieges mit größter Schnelligkeit haitisch-mexikanischen Zuständen nähert, in dessen anderer Hälfte die Lage der arbeitenden Klassen sich mit einer in allen civilisirten Ländern unerhörten Rapidität verschlechtert, und in dem sich in Folge dessen ein Proletariat entwickelt, bereit die Hunnen- und Vandalenhorden zu liefern, von denen Macaulay schon die Vernichtung aller etwa bestehenden Civilisation zu erwarten sich berechtigt fühlte, — ein Land, in dem die ehrliche Arbeit allgemein als Dummheit verachtet wird, in dem die bodenloseste, betrügerische Speculation die Beschäftigung der smarteren „Stände" bildet und ihr Geistesleben ausfüllt, in dem die ausgedehnteste Plünderung des Volkes durch die schrankenloseste Habgier der Geldaristokratie von der in allen ihren Verwaltungszweigen und Beamten erkauften Regierungsmaschine auf jede nur denkbare Weise unterstützt wird, in dem in Folge dessen jede etwa vorhandene bessere Gelegenheit zum Verdienste von Monopolen in ausschließlichen Besitz genommen ist, — in dem im etwa noch ehrlich gebliebenen Theile des Volkes eine vollständige Rathlosigkeit herrscht, wie und ob der allgemeinen Fäulniß auch nur der geringste Damm entgegengesetzt werden könne, — ein Land, in dem die Bildung als überflüssig verachtet und freche unter der oberflächlichen Politur Pariser Moden verhüllte Rohheit sich überall in den Vordergrund drängt, — ein Land, dessen manchmal gerühmtes Erziehungssystem eine mechanisch, papageienhaft abgerichtete Jugend hervorbringt, die zu jedem wahren Denkprocesse beinahe ganz und gar unfähig zu sein scheint, und überdies es auch für Dummheit hält, irgend welche Kenntnisse zu erwerben, als gerade jene, die sie in dem Job, in dem sie zunächst beschäftigt zu sein erwarten, in baares Geld umsetzen können, — ein Land, in dem eine freie Presse existirt, die keinen „freien" Gedanken zu äußern wagt, so daß jeder geistige Fortschritt nur durch Importation seiner Ideen von Europa sich verbreiten kann, — ein solches Land ist wenig geeignet, einem vorausstrebenden Volke als Vorbild und Muster zu dienen, paßt aber vortrefflich zur Studie für den Culturhistoriker, um an diesem lebendigen Beispiele die Ursachen des Zerfalls der Republike (und Reiche) zu ergründen."

Herr Becker ist sehr erstaunt und ungehalten darüber, daß ein Chicagoer Blatt, die „Union", die vorstehende Stelle abdruckte, ohne sie mit kritischen Bemerkungen zu begleiten, „was doch jede Zeitung, die ein vernünftig urtheilendes Publicum zu überzeugen sucht, versuchen werde, es sei denn, die Behauptungen wären so offenbar falsch, daß jeder in den Zuständen Bewanderte deren Unwahrheit sogleich einsehen müßte". Diese Ansicht scheint auch Herr v. Hellwald zu theilen, da er in der Einleitung (S. XXVI) besonders betont, daß die „Union" keine andere Antwort als den Rath gegeben habe: „Rückwandern, Herr Becker, rückwandern!" Ich vermag das Erstaunen beider Herren nicht zu theilen; denn solche in lauter apodictischen Sätzen und ohne Anführung irgend eines thatsächlichen Beleges vorgetragene Allgemeinheiten

lassen sich überhaupt nicht in einem Zeitungsartikel widerlegen. Ich provocire auf jeden unbefangenen Leser der vorstehenden Expectoration und des ganzen Buches, ob er nicht Herrn Becker ganz denselben Rath wie die „Union" ertheilen würde. In einem Lande, wie der Verfasser die Vereinigten Staaten schildert, zu leben, muß für einen gebildeten und moralisch gesinnten Mann schrecklich sein. Ich habe mich deshalb gewundert, aus der Einleitung des vorliegenden Werks zu ersehen, daß Becker nur „vorläufig" nach Deutschland zurückgekehrt zu sein scheint, was durch die Beibehaltung seines englisirten Vornamens „John" auch auf deutschem Boden noch wahrscheinlicher wird.

Das Verhalten der „Union" bei dieser Gelegenheit gibt dem Verfasser übrigens auch noch Veranlassung zu der piquanten Enthüllung, daß dieses Winkelblatt 1872 in aller Stille von dem Haupteigenthümer der „Illinois Staatszeitung", A. C. Hesing — den seine Gegner „Bismarck-Hesing" zu nennen pflegen — angekauft sei, um dadurch ein anderes, anständiges Oppositionsblatt, „die freie Presse", todt zu machen. Denjenigen, die Schläger's Broschüre: „Die sociale und politische Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten" (Berlin 1874) gelesen haben, ist dieses Factum, und daß Hesing später in ähnlicher Weise auch dem social-demokratischen „Vorboten" seinen „Arbeiterfreund" entgegensetzte, bereits aus Seite 42 ꝛc. dieser Schrift bekannt. Daß die ganze Geschichte nicht sowol einen Schatten auf die Amerikaner, als auf die eingewanderten Deutschen wirft, scheint Becker nicht empfunden zu haben.

Ungleich werthvoller sind die Auszüge, welche der Verfasser S. 71 ff. aus Vorträgen, Vorlesungen und Reden gibt, welche der rühmlich bekannte amerikanische Schriftsteller und Dichter Bayard Taylor, der professionelle Vorleser James Parton, der Gouverneur Parker von New-Jersey — welcher nach den neuesten Nachrichten von der demokratischen Partei seines Staats zum Präsidentschafts-Candidaten nominirt ist, — und der als früherer Gouverneur von Newyork bezeichnete, jedoch, so weit mir bekannt, nur im Jahre 1872 als demokratischer Candidat für diesen Posten aufgestellte, aber nicht erwählte Francis Kernan im Herbst 1874 über die schmachvollen Verwaltungsverhältnisse, den vielfach hervortretenden moralischen Verfall und die traurigen Zustände in einzelnen Landestheilen gehalten haben. Dieselben verlieren auch dadurch nichts an ihrem Werth, daß Becker selbst die Herren Parker und Kernan „professionelle Politiker" nennt. So leicht es nun auch sein würde, diesen Citaten aus strengen Urtheilen über die Vereinigten Staaten ähnliche lobenden Inhalts aus Reden, Vorträgen und Schreiben anderer, gleich angesehener Amerikaner gegenüberzustellen, verzichte ich hier natürlich darauf, da ich ohnehin Raum genug in Anspruch nehmen muß und willig anerkenne, daß Becker's Citate viel Wahres enthalten. Ganz amüsant liest sich auch, trotz der schlechten Verse, die, S. 78 ꝛc. zum Beweise der Rathlosigkeit des anständigen Publicums bei diesen Mißständen abgedruckte, dem „New-Yorker Kladderadatsch" (es wird darunter wol der „Schnedderedengg" gemeint sein, da ein „Kladderadatsch" nach Steiger nicht existirt) entnommene „Scene aus Faust", die mit den Worten schließt:

„Praktisch vor allem sind die Leute:
Hier dreht es sich einzig um die Beute!"

Interessanter als alles Uebrige sind weitläufige Auszüge (S. 81 ꝛc.) aus einer mir nicht bekannt gewordenen Broschüre des Dr. C. C. Clark in Oswego: „the commonwealth reconstructed", in der die Verhältnisse noch viel ungünstiger dargestellt werden. Es heißt dort, daß der bei weitem größte Theil des „Zuwachses an Käuflichkeit und Betrügerei" niemals an's Tageslicht trete, „das Sinken der Fähigkeit, die dem öffentlichen Dienste sich zu Gebote stellt, noch größer sei als der Verfall der Bürgertugend", daß beide Parteien in gleicher Weise an den „Verbrechen und Versündigungen" Theil haben, und es wird der Versuch gemacht, durch eine Vergleichung der Leistungen der amerikanischen Regierung mit den Erfolgen der gemischten Regierungssysteme der

britischen und deutschen Nationen nachzuweisen, daß die Ueberlegenheit des amerikanischen Systems mindestens zweifelhaft sei. Die zu diesem Ende angeführten Beispiele sind freilich nicht alle glücklich gewählt, weil Verhältnisse einander gegenübergestellt werden, die factisch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander haben, so: die Abschaffung der Sklaverei in den englischen Colonien durch Kauf und in Rußland durch einen Federstrich, mit derjenigen in den Vereinigten Staaten, die der Union durch einen blutigen Bürgerkrieg aufgezwungen wurde; die Verwaltung der Indianerstämme, der Mormonen und des eroberten Südens mit der „weisen und erfolgreichen" Verwaltung Preußens in seinen „dänischen und französischen Eroberungen".

Von S. 85 an hebt Becker dann aus der übergroßen Masse bekannter Beispiele erschreckender Corruption in den Vereinigten Staaten nicht ohne Geschick eine größere Anzahl der piquantesten hervor, und solche Beispiele bilden auch den Hauptinhalt des folgenden Abschnittes über „*die Ausbeutung des Volks durch die Ringwirthschaft*" (S. 106 ꝛc.). Ich würde es, da ich selbst in meinen „Reise-Erinnerungen aus den Vereinigten Staaten" (1873) und Kapp in seinem Buche „Aus und über Amerika" (insbesondere II, S. 3 ꝛc.) einzelne, die angesehenen deutschen Preßorgane aber alle diese Fälle mehr oder weniger ausführlich beleuchtet haben, nicht für nöthig halten, irgend ein weiteres Wort darüber zu verlieren, wenn sich nicht auch hier, wie leider in dem ganzen Buche, die größte Kritiklosigkeit und arge Uebertreibungen breit machten. So druckt Becker z. B. S. 88 ein scheinbar sehr compromittirendes Schreiben des jetzigen amerikanischen Gesandten in Madrid, Caleb Cushing, an den berüchtigten Gouverneur von Louisiana, Kellogg, vom 22. Januar 1873 mit dem Beifügen ab: „Cushing (Generalanwalt der Vereinigten Staaten)". Nun war aber Hr. Cushing nicht im Jahre 1873, sondern unter der Administration des Präsidenten Pierce von 1853 bis 1857 Attorney-General, während er 1873 ein einfacher Privatmann war und als Advocat praktisirte. S. 109 heißt es, daß W. Tweed (der große Newyorker Dieb), während er in Untersuchung war, zum Staats-Senator gewählt, und daß kein Cent der gestohlenen Stadtgelder zurückerstattet sei, während doch jene Wahl schon vor der Entdeckung seiner Schandthaten stattfand, und ein nicht unerheblicher Geldbetrag zurückbezahlt ward. S. 111 wird behauptet, die „meisten" der mitunter sehr bedeutenden, im Zeitungsgeschäft gemachten Vermögen seien wol dadurch zusammengeschlagen, daß die Blätter „in der Form sehr gut gemessener und bezahlter öffentlicher Anzeigen stumm oder zu interessirten Vertheidigern der Ringwirthschaft gemacht seien"! Ebenso unrichtig wie dies ist die Behauptung: daß man „an vielen Orten" bei der Anlage großartiger Parks und Boulevards auf öffentliche Kosten nicht Gesundheits- und Verschönerungsrücksichten, sondern „lediglich" den Zweck der Preiserhöhung der benachbarten Grundstücke im Auge gehabt, und sie deshalb so weit von den Städten entfernt angelegt habe, damit „die eleganten Bewohner der Villenvorstadt auf das Wirksamste gegen jede Berührung mit dem schmutzigen Volk" gesichert würden. S. 120 ꝛc. wird das Mißlingen des mehrere Jahre früher stattgehabten scandalösen „Salzens" der angeblichen Diamantenfelder im westlichen Colorado mit den späteren Schwindeleien der ursprünglich wirklich reichen, aber nach Becker gleichfalls „gesalzenen" Emma-Mine in Verbindung gebracht ꝛc. ꝛc. Die Beispiele solcher Ungenauigkeiten und Uebertreibungen ließen sich noch leicht vervielfältigen. Mir scheinen dieselben um so verwerflicher zu sein, weil die Dinge schon in Wirklichkeit mehr als schlimm genug sind. Wenn der Verfasser mit seinen Ausführungen Eindruck machen wollte, so wäre es seine Pflicht gewesen, überall seine Quellen, und zwar, so weit thunlich, officielle Quellen, anzugeben, damit jeder Leser ihn controliren könnte. Wer nicht, wie ich, zufällig durch an Ort und Stelle erhaltene Information oder durch sonstige Studien in den Stand gesetzt ist, in vereinzelten Fällen das Wahre von dem Unrichtigen zu unterscheiden, wird nothgedrungen Alles auf guten Glauben als wahr annehmen oder als unglaubwürdig verwerfen müssen; denn wer hat Lust und Zeit, in solchem Schmutz herumzuwühlen, um der Sache auf den Grund zu kommen?

Falls Kolb, dessen wissenschaftliche Verdienste jedenfalls auf einem andern Gebiete liegen, wie es scheint, der „Culturhistoriker" ist, welcher nach S. 92. 112. 174 den Präsidenten Grant einen „Staatsmann" genannt und als solchen bewundert hat — was mir nicht erinnerlich ist, — so hat er damit allerdings seinen Ruf als Culturhistoriker verwirkt. Ich fürchte, daß Becker den jetzigen Präsidenten der Union nicht zu scharf beurtheilt, auch wenn man ganz von den, der neuesten Zeit angehörigen Scandalgeschichten „Babcock" und „Belknap" absehen will.

Wenn ich auch ganz mit dem Verfasser darin einverstanden bin, daß die Corruption vielleicht in keinem Verwaltungszweige so groß ist, wie in dem Indianer-Departement, so vermag ich doch seine Darstellung nicht als durchaus richtig anzuerkennen, und ebensowenig kann ich seine Ansicht über die Unzulässigkeit jeder Humanität gegen die unglücklichen Urbewohner des Landes theilen. Er empfiehlt es S. 99 als ein nachahmungswerthes Beispiel, daß der Staat Oregon 1863 für jeden erbeuteten Indianerscalp eine Prämie aussetzte; erklärt S. 102, daß die mit den Indianern abgeschlossenen Verträge eitel Trug seien und nicht gehalten werden dürften; rühmt S. 308 den ersten Ansiedlern nach, daß sie im grausamen Kampfe die früheren Herren des Landes aus ihren Gütern vertrieben, „die die unparteiische Natur Dem zugedacht, der sie zu erringen und zu behaupten verstand". Man muß hoffen, daß die Ende April d. J. unter dem Beifall der öffentlichen Meinung vom Senat der Vereinigten Staaten beschlossene Bill, wodurch die Verwaltung der Indianer-Angelegenheiten vom Departement des Innern auf dasjenige des Kriegs übertragen wird, wodurch aber den Versuchen der verschiedenen christlichen Secten, die Indianer zu bekehren, kein Hinderniß bereitet werden soll, genügen werde, dem berüchtigten Indianer-Ring ein Ende zu machen. Im Repräsentantenhause ist zu dieser Bill ein Amendement, worüber der Senat noch abzustimmen hat, hinzugefügt, welches den Indianern unter gewissen Bedingungen und unter Vorbehalt ihrer Mitrechte an dem Eigenthum des Stammes das amerikanische Bürgerrecht in Aussicht stellt.

Die anscheinend actenmäßigen Angaben über die Betrügereien bei der Verwaltung der Canäle des Staats Newyork (S. 114 ꝛc.) gewinnen im gegenwärtigen Augenblick dadurch besonderes Interesse, daß der Gouverneur Samuel J. Tilden, welcher dieselben — was Becker, der den Mann S. 220 ꝛc. in weniger günstigem Lichte erscheinen läßt, allerdings nicht erwähnt, — aufgedeckt hat, Ende April d. J. von der demokratischen Convention in Utica zum Candidaten für die bevorstehende Präsidentenwahl nominirt ist und Chancen zu haben scheint, auch von der demokratischen National-Convention in St. Louis als solcher aufgestellt zu werden.

Der Manoeuvres amerikanischer „Gründer" zur Beschwindelung europäischer Actienzeichner glaube ich um so weniger erwähnen zu sollen, weil in Deutschland leider mehr als einmal Aehnliches vorgekommen ist.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Von

A. Lammers.

Die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, ein über ganz Deutschland verzweigter, stetig wachsender Organismus thätiger Bildungsvereine, hat unlängst ihren eigentlichen Schöpfer verloren. Auf den nachfolgenden Blättern will ich versuchen, ein Bild seiner trefflichen und bedeutenden Persönlichkeit, zu welchem die näheren Freunde des Dahingeschiedenen mir durch bereitwillige Mittheilungen das Material geliefert haben, zu entwerfen, um daran einen Ueberblick zu reihen über die bisher erzielten Resultate des Vereins, mit dessen Namen und Wirksamkeit sein Andenken für immer verknüpft sein wird.

I.

Franz Leibing wurde am 19. September 1836 in Berlin geboren; sein Vater war Handwerker, und das Vermögen der Familie gering. Aber ein strebsamer, tüchtiger Sinn lebte in ihr, und brachte auch den vielversprechenden ältesten Sohn auf das Gymnasium. Die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849, deren Zeuge er, nicht allzu jung mehr, in einem ihrer Brennpunkte war, übten auf ihn denselben raschen, reifenden Einfluß, wie auf so manchen anderen Zeitgenossen. Er besuchte erst das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, dann als Primaner das Friedrichs-Werdersche Gymnasium, und ich weiß nicht auf welches der beiden sich seine spätere vorwurfsvolle Aeußerung bezog, daß die dort herrschende Frömmelei ihn und seine Mitschüler in den geraden Gegensatz getrieben, sie der Genußsucht in die Arme geführt, und so vorzeitig skeptisch und blasirt gemacht habe. Tief ist diese Wirkung bei ihm zum Glück jedenfalls nicht gegangen. Alle Zeugen aus jener Zeit bestätigen, daß er seine Jugendkräfte nicht wild vergeudet, noch jemals der Begeisterungsfähigkeit eines für Ideale lebenden Jünglings ermangelt habe.

Schon vor Vollendung seines Gymnasialbesuchs fungirte Leibing als Erzieher eines jungen Barons. Im Herbste 1857 zur Universität abgegangen, ward er durch eine persönliche Aufforderung Leopold Ranke's zunächst geschichtlichen Studien zugeführt; der innere eigne Trieb aber lenkte ihn bald ab auf philosophische, germanistische und literarhistorische Stoffe. Ein starker Schaffensdrang, den er, wie die meisten phantasievollen jungen Leute, für einen specifisch-poetischen nahm, bewog ihn zur Beschäftigung mit dramatischen Versuchen, aus denen im Jahre 1859 oder kurz vorher das Stück „Ninon de l'Enclos" hervorging. Die Bedenklichkeit des Gegenstandes legt die den Titel hergebende historische Figur schon nahe. Es sollte durch deutsch-sittliche Behandlung gegen das zunehmende Unwesen der Localposse, die Seichtigkeit der gangbaren Stücke und namentlich die Herrschaft der Pariser Demimonde-Dramen auf der

Berliner Bühne, die der Dichter bereits in verschiedenen Fachblättern kritisch gegeißelt hatte, einen positiven Protest einlegen; aber wie er später selbst urtheilte, war die Nachahmung des Guten stärker ausgefallen als der Widerspruch gegen das Schlechte. Eben deswegen vielleicht nahm die Direction des neu eröffneten Victoria-Theaters auch keinen Anstand, es zur Aufführung zu bringen, und den jungen Verfasser selbst die Rollen sowol vertheilen als einstudiren zu lassen. Er „entdeckte" bei diesem Anlaß, wie er sich gern halb scherzweise rühmte, das große Talent der bis dahin unbekannten Charlotte Wolter. Der Erfolg des Stückes blieb hier sowie später anderswo bei gelegentlicher Aufführung in mäßigen Grenzen, aber es trug ihm doch Beachtung und Aufmunterung von Männern wie Böckh, Werder, v. Küstner ein, und er würde vielleicht die Laufbahn des dramatischen Dichters fortgesetzt haben, hätte sich nicht die Liebe zu einem edlen Mädchen, Marie Hildebrandt, der Tochter eines westpreußischen Gutsbesitzers, hinderlich vor diesen Weg gestellt. Sei es daß der Vater seiner Braut es forderte, sei es daß er selbst die Nothwendigkeit eine gesicherte Laufbahn zu betreten einsah, genug er wandte entschlossen allen Verlockungen dichterischen Ehrgeizes den Rücken und steuerte mit ernstem Fleiße auf die Carrière eines Lehrers an höheren Schulen los. Das Thema seiner nach Halle gesandten Doctor-Dissertation war gleichsam ein letzter Scheideblick auf die Poeten-Träume, nämlich die Aristoteles-Lehre von der tragischen Katharsis. Gleichzeitig wurde die Befähigung zum höheren Schulamt erworben, und an die Stelle des künstlerischen Umgangs ein streng wissenschaftlicher gesetzt.

Das Probejahr verbrachte Leibing von Ostern 1861 an auf der Realschule zu Wittstock, deren Vorsteher sein ehemaliger Lehrer Dr. Schacht war. Ein zeitweiliger College, E. Lampe, schildert ihn mir aus jener Zeit folgendermaßen: „So heiter und jugendfrisch, wie ich ihn dort gesehen habe, glücklich in der Hoffnung bald eine feste Stellung zu erhalten und seine Braut heimzuführen, seiner selbst gewiß, habe ich ihn nicht wiedergesehen." Im Jahre 1862 kehrte er nach Berlin zurück, unterrichtete am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und bestand, nachdem er bereits einen Ruf als ordentlicher Lehrer an der Realschule in Elberfeld erhalten und angenommen hatte, das Oberlehrer-Examen.

Der Aufenthalt im Wupperthal gab ihm die entscheidende Wendung nach dem Felde hin, auf welchem er es zu nachwirkender Bedeutung bringen sollte. Er verdankte den Ruf wieder dem ihm dorthin voraufgegangenen Director Schacht, mit welchem er jedoch im Innersten kaum jemals und bald auch äußerlich wenig mehr harmonirte. Ein daneben eingegangenes besonderes Erziehungsverhältniß zu dem Sohne eines Fabrikbesitzers brachte ihn zu einem anderen Fabrikbesitzer, Herrn Alfred Schlieper, und dessen Familie in innige Beziehungen, welche ihm, so lange er noch lebte, die festeste Stütze geblieben sind. Ein Jahr später als Leibing — im Herbst 1864 — kam ich zur Uebernahme der Redaction der „Elberfelder Zeitung" ins Wupperthal. Wir nahmen beide Theil an der Stiftung des allgemeinen Bildungsvereins in Elberfeld, und verbündeten uns bei dieser Gelegenheit für immer. Neben den meistens sehr belebten Vereins-Abenden wurde ein anregendes literarisches Kränzchen, sowie ein regelmäßiger Wochenspaziergang nach Unterbarmen zur Begegnung mit Barmer Freunden der Tummelplatz unseres lebhaften Austausches patriotischer und philanthropischer Ideen. Dabei gehörte Leibing sicher stets zu den activen, vorwärtsdrängenden Elementen. Es war die Zeit vor dem großen Durchbruch des Sommers 1866; langanhaltende politische Schwüle in den Lüften über uns, aber darunter ein frisches, kräftiges Regen von allerhand Bestrebungen, welche über die Noth des Augenblicks hinausreichten und deren volle Bedeutung selbst ihren Trägern erst späterhin aufgehen sollte. Der Thätigkeit im Bildungsverein gab Leibing sich mit dem ganzen edlen Feuer seiner Seele hin. Aber auch die durch den Namen des Protestantenvereins angedeutete Stimmung und Bemühung war ihm damals nicht, wie in Berlin vorher und nachher, etwas Fremdartig-abstoßendes oder Unbegreifliches. Einer seiner Vorträge im Bildungsverein, der im Nachlaß erhalten ist, spricht sich

darüber bündig aus. Ueber alledem vernachlässigte der strenge Anhänger Kant's die nächste Berufsaufgabe nicht. Zuerst in ihr hatte er ja seinen Trost suchen müssen, als fast in dem Augenblick seiner Uebersiedelung nach dem Westen ihm die Braut durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde, ein Schlag der ihn förmlich betäubend traf und alle Gedanken an eheliches Glück nachhaltig in ihm erstickte. Was er seinen Schülern wurde, spricht Einer, der ihm besonders nahe verbunden blieb, in einem an mich gerichteten Briefe also aus: „In den deutschen Stunden machte er es sich zur Hauptaufgabe, unsre jugendlichen Herzen für das deutsche Vaterland und dessen große Männer zu begeistern, und es gelang ihm sehr gut. Wie oft rief er uns die Worte Schiller's zu: „Ans Vaterland, das theure, schließ' dich an"! wie oft stellte er uns den Tod für Deutschlands Ehre auf dem Schlachtfeld als den schönsten, als den eines Mannes würdigsten dar! Immer wird er seinen Schülern in liebender Erinnerung bleiben."

Aber auch dieser hier so unzweideutig bezeugte Erfolg vermochte Leibing's hochstrebenden, freien Geist nicht ganz und dauernd in die Schranken des Lehrer-Ehrgeizes zu bannen. Herr v. Mühler war ja noch Minister in unangefochtener Macht, und Geheimerath Wiese regierte unter ihm Preußens Gymnasien und Realschulen noch nach dem alten reactionären Recept. Im Sinne dieses Regimes wurde Leibing schon bei seiner Berufung nach Elberfeld brieflich ermahnt, sich alle Gedanken an politische Bethätigung aus dem Kopfe zu schlagen. Er nahm denn auch soviel billige Rücksicht auf seine Stellung, daß er in dem gerade entbrannten Verfassungskampfe keinen Officiersposten übernahm, wozu er sonst vor vielen Anderen angelegt gewesen wäre. Aber von der thätigsten Theilnahme am Bildungsverein ließ er sich natürlich durch dessen leichtbegreifliche Mißliebigkeit in staatlich- und kirchlich-conservativen Kreisen nicht zurückhalten. In ihn vielmehr versenkte sich sein Idealismus, der auf dem nächstliegenden Gebiet, dem des Schulwesens, zwar Nahrung übergenug gefunden hätte, aber keine Gelegenheit und Freiheit, die erworbene Kraft gemeinnützig geltend zu machen. Leibing's hervorragende und folgenreiche Wirksamkeit auf diesem Felde ist eine Frucht des Zwanges, der unsre Lehrer so lange abgehalten hat an der Verbesserung ihrer eigenen Anstalten zu arbeiten, und der erst jetzt allmälig nachläßt lähmend auf ihnen zu lasten.

Dieser Misere wenigstens enthob ihn die Einberufung zum Landwehrdienst in den folgenden schicksalsschwangeren Monaten. Er nahm das Gewehr anfangs so widerwillig auf, als irgend ein Gegner der die Armee-Reform auf Kosten der Verfassung vertheidigenden Regierung. Sobald aber das Entscheidungsringen Preußens und Oesterreichs um die oberste Macht in Deutschland einmal unabwendbar geworden war, stellte er sich auch mit dem Herzen unter die theure alte preußische Fahne gerade wie die demokratischen Breslauer und Berliner.

Er wurde bald Lieutenant und machte den Main-Feldzug mit, aber nicht in dem von Vogel v. Falckenstein geführten Hauptkörper, sondern in einer kleinen Seitenabtheilung, deren Aufgabe die Säuberung des Nassauischen von den herumstreifenden Bundestags-Truppen war. Dabei mußte er sich mehrfach Strapazen und Erkältungen aussetzen, aus denen der Keim seiner nachherigen lebenverkürzenden Leiden hervorgegangen zu sein scheint. Vor der Hand war dergleichen jedoch noch nicht wahrzunehmen, und als er mich nach dem Abschlusse des Friedens in Bremen besuchte, imponirte der blühende Mann in Uniform Allen, die ihn sahen, und rüstete sich im Gespräch mit dem Freunde zu neuer geisterweckender Thätigkeit.

Seine Gedanken schlugen sofort die alte Richtung wieder ein und erweiterten nur naturgemäß die Sphäre ihrer Bewegung. Aufmerksam gemacht durch seine persönliche Beobachtung während des Kriegslebens, regte er bei dem Kriegsminister von Roon eine systematische Reform der Casernen- und Wachtstuben-Lectüre durch förmliche Soldaten-Bibliotheken an, worauf der Minister dankend und im Allgemeinen zustimmig erwiderte. Geschehen scheint freilich noch nicht allzuviel in dieser Richtung. Noch in demselben Herbste 1866 wandte er sich an den Förderer alles Ge-

meinnützigen, den damals noch rüstig wirkenden Präsidenten Lette in Berlin, wegen Errichtung von Bildungsanstalten für die Töchter des Arbeiterstandes, bestimmt aus denselben tüchtige Hausfrauen zu machen. Er hatte in seiner wieder eingenommenen Elberfelder Stellung ja täglich vor Augen, welche reichlich fließende Quelle von Noth und Verderben der Mangel hauswirthschaftlicher Tüchtigkeit bei so vielen blutjung heirathenden Arbeiterinnen ist. Die praktische Weiterverfolgung des Gedankens wird vorzugsweise der im Sommer 1867 erfolgende Ausbruch seiner Krankheit vereitelt haben.

Mitte Juli hatte ich ihn auf der Durchreise zur Pariser Weltausstellung in Elberfeld gesehen; seine Stimmung fiel mir etwas befremdend auf, aber eine körperliche Schwächung war noch nicht sichtbar. Am 11. August indessen schrieb er mir: „Denken Sie sich mich, der ich einst der eifrigste Anwalt für die Bestrebungen der Alpenclubs war, in einem Zustande, wo mich zwei Menschen unter die Arme fassen müssen, damit ich mich erheben und mühsam den einen Fuß vor den anderen setzen kann." Am 27. August wußte er bereits, daß sein Rückenmark erkrankt war. Mit bitterem Humor schrieb er: „Meine Krankheit ist die fürnehme myelitis spinalis acuta, die erst einmal vor Kurzem von einem hier lebenden jungen Arzte beschrieben worden und daher den Meisten völlig unbekannt ist."

Derselbe Brief, der diese furchtbare Ankündigung lebenslänglichen Siechthums enthält, zeigt zum Zeichen der unüberwindlichen Geisteskraft, welche in dem gebrochenen Körper hauste, auch bereits die erste Spur seiner späteren Schöpfung. In seiner schmerz- und curfreien Zeit hatte er während jener bösen Tage die im Winter von ihm gehaltenen Vorträge über Hausfrauenbildung für die Elberfelder Zeitung aufgesetzt. Dies, theilte er mir mit, solle der Vorläufer einer Reihe von Monographien über die verschiedenen Fächer freien Volksunterrichts sein, d. h. alle aus der Initiative von Vereinen und Genossenschaften hervorgegangenen oder nothwendig noch zu gründenden Volksbildungsanstalten. In einem zweiten Theil wollte er dann eine Statistik aller bis jetzt bestehenden Vereine dieser Art versuchen, „um ihnen selbst den Nachweis ihrer Bedeutung und Ausbreitung zu liefern, damit Methode und Plan in die ganze Bewegung komme, und Erfahrungen gesammelt werden, welche die Existenz eines jeden neuen Vereins der Laune des Zufalls oder der Gunst der Behörden entrücken. Endlich muß für diese Vereine ein Blatt gegründet werden, welches in der Art der genossenschaftlichen Blätter wirkt."

Hier haben wir offenbar um die Mitte des Jahres 1867 schon so gut wie den ganzen Plan des Unternehmens vor uns, das im Winter 1870/71 wirklich ins Leben trat.

Jedoch auch mit der Ausführung des Gedankens begann er sich, nachdem sein Leiden aus dem acuten in den chronischen Zustand übergegangen war, zu beschäftigen. „Mir schwebt die Idee vor," schrieb er mir am 20. December 1867, „eine Versammlung sämmtlicher Bildungsvereinsvorstände oder sonstiger Vertreter, zunächst der Rheinprovinz, später aller Provinzen und deutschen Länder herbeizuführen, um die bis jetzt gewonnenen Erfahrungen auszutauschen und das ganze Fortbildungswesen auf eine feste Grundlage zu bringen. Durch solche Zusammenkünfte und das sich daraus ergebende statistische Material würde die Bewegung ihre Macht erst selbst begreifen lernen und hiernach sofort gegen Gemeinde und Staat mit den etwa nöthigen Ansprüchen auftreten können. Es gilt den Bann zu brechen, der noch immer auf unseren Vereinen lastet und gute, aber abhängige Kräfte fernhält."

Seitdem seine Lähmung eine als endgiltig anzusehende Thatsache geworden war, mußte Leibing natürlich auf einen rechtzeitigen Rückzug von seiner Lehrerstellung bedacht sein. Ich suchte den rasch fertigen Geist und gewandten Schriftsteller in die Tagespresse zu ziehen; halb ging er darauf ein, halb widerstand er. Im Hintergrunde der Seele schwebte ihm auch jetzt noch ein seinen Neigungen gemäßerer Platz im freien öffentlichen Leben vor, und ein gütiges Geschick hat ja gewollt, daß dieses eine Ideal wenigstens sich ihm realisiren sollte.

Noch nach Elberfeld, aber kurz vor dem definitiven Abgang von dort, hatte ihm am 11. November 1874 ein Freund, der Fabrikbesitzer F. Kalle aus Biebrich, geschrieben: „Ich wünschte einen Verein entstehen zu sehen, der sich die Aufgabe stellte, das deutsche Volk im wahren Sinne des Worts zu bilden. Aus dem einliegenden „Einladungsschreiben" werden Sie die Motive u. s. w. kennen lernen, während der Organisationsplan im Allgemeinen feststellt, wie der Zweck meiner Ansicht nach zu erreichen wäre. Der Haupt-Mann bei einem solchen Vereine wäre natürlich der Secretär und Redacteur des Vereinsblatts, und dies Amt möchte ich in Ihren Händen sehen. In Berlin hätten Sie auch die beste Gelegenheit, die Sache in Gang zu bringen. Der erste Schritt wäre natürlich, zehn bis zwanzig hervorragende Männer Nord- und Süd-Deutschlands (besonders Parlamentsmitglieder) dafür zu gewinnen, daß sie die Einladung unterzeichnen und die Agitation in ihren Districten übernehmen." Da Leibing diese Anregung, wie sich nach seiner langen Beschäftigung mit ganz gleichartigen Plänen fast von selbst versteht, voll Eifer ergriff, schrieb Kalle ihm am 20. November weiter, die eigentliche Geistesarbeit der Begründung müsse er Leibing überlassen, weil ihm selbst dazu die Kenntnisse fehlten. Nachher werde er ihm dann gern helfen, die rechten Männer zur öffentlichen Beglaubigung des Unternehmens zu gewinnen. Das erforderliche Geld — höchstens 50,000 Thaler jährlich schlug er es an — zusammenzubringen wolle er den Anfang machen.

Inzwischen war Leibing bereits nach Berlin übergesiedelt und machte sich alsbald, während der Krieg in Frankreich noch fortwüthete, an dieses Werk des Friedens. Er bildete in unablässigem Nachdenken und brieflichem wie mündlichem Gespräch mit anderen erfahrenen Leuten den Plan seines Freundes weiter aus, bis er ungefähr die später in Wirklichkeit übergetretene Gestalt erhielt. Dann wandte er sich zuvörderst an die ihm näher bekannten Persönlichkeiten von gleicher Gesinnung und einer gewissen öffentlichen Stellung, daß sie beiträten; und in der That gesellte sich eine Anzahl der angesehensten liberalen Namen Deutschlands zu seinem damals noch so gut wie unbekannten. Ein von ihm geschriebener Grenzboten-Aufsatz, der im Voraus der ungeheuren Anstrengung und Aufregung des Krieges die unausbleibliche Erschlaffung folgen sah und deshalb rechtzeitig etwas zu thun aufforderte für die Erhaltung des freiwilligen Volksbildungswesens in gesunder, allseitiger Pflege, wurde als Vorläufer der Zeitschrift „Bildungsverein" verbreitet, in welcher Leibing dann den gleichstrebenden Vereinen einen Mittelpunkt zum Austausch ihrer Erfahrungen, Bedürfnisse und Ideen schuf; und am 14. Juni 1871 fand die constituirende Versammlung statt, aus welcher die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" mit Schulze-Delitzsch als Vorsitzendem, Franz Duncker (dem Präsidenten des Berliner Handwerkervereins) als Schatzmeister, und Leibing als Secretär oder eigentlichem Geschäftsführer hervorging.

Dem oberflächlichen Anschein nach hatte damit die Fortschrittspartei das Regiment in der neuen Organisation erlangt; in Wirklichkeit waren anfänglich nur nationalliberale Politiker und Volksfreunde angeworben worden, und erst Prof. v. Holtzendorff's einsichtsvolles Drängen machte Leibing die Nothwendigkeit klar, sich gleichzeitig an die Häupter des linken Flügels der großen liberalen Partei in Berlin zu wenden. Auf Schulze-Delitzsch hatte übrigens auch Kalle ihn schon im Januar hingewiesen. Was diesen Theil der Aufgabe unsäglich erschwerte, war, daß ein zugleich namenloser und gelähmter Mann sie so gut wie allein zu lösen hatte. Er mußte sich an angesehene, selbstbewußte, von Geschäften und Sorgen aller Art überhäufte Personen mit der Bitte wenden, zu ihm zu kommen in einer Sache, deren große Bedeutung er ihnen erst klarzumachen gedachte; keiner einzelnen durfte er sich zu sehr hingeben, um nicht den leitenden Faden aus der Hand zu verlieren, und doch auch keine loslassen, aus Furcht, dann bald wieder ganz allein zu stehen; er war krank, für immer seiner halben Kraft beraubt, und sollte doch so vielen neuen Bekannten auf einmal das Vertrauen einflößen, daß er der Mann sei, eine

Pflicht zu übernehmen, die er selbst gar nicht wichtig und heilig genug darstellen konnte.

In der Ueberwindung aller dieser Hindernisse hat Leibing's Geisteskraft und Seelenstärke ihren schönsten Triumph gefeiert. Ich vermeide hier näher einzugehen auf die Wechselfälle der Begründung, wie sie in vertrauten Briefen rückhaltlos geschildert vor mir liegen; der darin enthaltene brauchbare Stoff ist zu öffentlicher Verwerthung meistens noch nicht reif. Dagegen wird es zulässig sein, aus dem brieflichen Verkehr mit seinem vertrauten Elberfelder Freunde noch einige bemerkenswerthe Stellen allgemeineren Belangs herauszuheben:

„Wie zahlloses Großes und Kleines kommt bei allen durchzuführenden Agitationen und Organisationen in Betracht! Philosophische, sociale, politische, literarische Fragen wechseln ab mit solchen über Buchführung, Procentberechnungen, Contracten, Postsachen, Speditionsangelegenheiten u. s. w. In Allem muß ich mir selbst helfen, und die Anderen sehen und beurtheilen erst, wenn ich es ausgeführt. Eine ruhige Besprechung einer Sache mit Anderen kenne ich fast nicht mehr. Jeder Mann ist hier wie eine geheizte Locomotive, die zum einen Ende des Schuppens hinein- und zum anderen wieder hinausdampft. Die Unterhaltungen werden in abgerissenen Sätzen, die Thür in der Hand, geführt, Platz nimmt Niemand mehr, der Kürze wegen reden gewöhnlich immer beide Personen zugleich, auch weil Jeder fürchtet, der Andere möchte ihm davonlaufen, wenn er seine eigene Ansicht ausgesprochen. Gewöhnlich wartet auch stets die Droschke draußen, deren Kutscher die Minuten zählt und berechnet. Kurz, unser Leben hat einen starken Zug jener amerikanischen Geschäftsjagd bekommen, die das Dasein als Wettrennen auffaßt. „Es ist etwas aufreibend, hier zu leben," sagte mir vor einigen Tagen ein fremder Professor.

1. Juni 1872: „Neulich reichte mir Schulze-Delitzsch in der Sitzung einen an ihn gerichteten Brief, um davon Kenntniß zu nehmen; offenbar war ihm davon nur der geschäftliche Theil im Augenblick gegenwärtig und nicht der private, dessen Anfang ich arglos mitlas, bis ich ihn schaudernd fortlegte. Es war der Jammer eines Fremden über mein Leiden und klang mir wie meine Grabrede. Ich gab das Blatt zurück, ohne zu Ende zu lesen, aber ich hatte in dem Augenblick alle meine Kraft nothwendig, um den geschäftlichen Gleichmuth zu bewahren und nicht zu zeigen, was in mir vorging."

Von dem Umfang seiner Thätigkeit gab er dem Elberfelder Freundespaar am 2. November 1872 nachstehenden Begriff: „Es gilt monatlich acht enggedruckte Folio-Seiten für den „Bildungsverein" zu liefern; etwa zweihundert Briefe zu beantworten; mündliche Auskunft an zahlreiche Personen zu ertheilen; lithographische Mittheilungen an die deutsche Zeitungspresse gelangen zu lassen; täglich 6—7 Zeitungen zu lesen und auszuziehen; die zur Besprechung eingehenden Bücher zu lesen; die Agitation zu betreiben und neue Mitglieder zu werben; etwa zehn statistische Tabellen zu führen, die die ganze Bewegung ziffermäßig belegen und nach verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen; Ausarbeitung aller Vorlagen für die einzelnen Commissionen, für den Vorstand und Ausschuß. Was das heißen will, mögen Sie daraus erkennen, daß die letzte Tagesordnung des Ausschusses am 30. v. M. siebenzehn Punkte umfaßte, über die ich mit Ausnahme eines einzigen allein Vortrag halten mußte ... Zu alle dem kommt endlich der Kalender-Verkauf und Bücher-Vertrieb, wofür ich im Hause ein völlig buchhändlerisches Geschäft eingerichtet habe. Dabei habe ich keine Hilfe als einen Büreau-Gehilfen und kann weiter keine brauchen, denn meine Stellung läßt sich mit Erfolg nur von Jemand führen, der die meisten Personen und Vereine, mit denen zu verhandeln ist, aus langem Verkehr kennt und jeden in seiner Art zu behandeln vermag. Es spielen in unsere Bewegung die Interessen der Arbeitgeber, der Arbeitnehmer, der Lehrer, Bürgermeister, Landräthe, der deutschen Genossenschaften und Gewerkvereine, sowie die verschiedenen politischen und kirchlichen Parteien hinein; diese Dinge müssen alle genau gekannt, berücksichtigt und unseren Zwecken dienstbar gemacht werden. Zugleich gilt es Beobachtung und Ab-

wehr unserer verschiedenen Gegner, der socialdemokratischen und ultramontanen Parteien, deren Presse und Redner in stetem Kampfe mit uns liegen. Das ist ein Abriß meiner Thätigkeit, für die ich jeden Augenblick verantwortlich bin."

In einem Briefe vom 4. Januar 1873 schüttete er dem nämlichen Freunde sein Herz über David Strauß, den Protestantenverein und den Altkatholicismus aus, da er zwar die letzteren nicht zu unterstützen brauchte, wie er irriger Weise glaubte, daß ich es von ihm verlangt hätte, aber auch für den ersteren nicht öffentlich eintreten konnte, ohne seiner Sache einen schweren Schlag zu versetzen. „Man würde sich nicht denken können, daß ich, obwol Strauß' Gesinnungsgenosse, dennoch gegen Andersdenkende unparteiisch in meiner Geschäftsführung sein werde. Politisch habe ich diese Anerkennung erreicht, aber ich brauche sie auch auf religiösem Gebiet."

In der That verstand er es meisterhaft, die beiden getrennten Bruder-Parteien innerhalb der Gesellschaft zusammenzuhalten. Er selber war nationalliberal, aber es bekümmerte ihn wenig, daß zwei hervorragende Mitglieder der Fortschrittspartei neben oder unter Umständen noch vor ihm die erste Rolle spielten. „Mangel an Energie ist das Kennzeichen der nationalliberalen Partei in ganz Preußen; sie wirkt blos (?) durch ihre Schwerkraft, während die kleine Fortschrittspartei durchweg aus thätigen Männern besteht. Ich habe in dritthalbjährigem persönlichen und geschäftlichen Umgang genügend Gelegenheit gehabt, das zu erfahren." (6. December 1873.) Im Uebrigen sitzen im Vorstand und Ausschuß der Gesellschaft ja Nationalliberale genug, um an ihrer Leitung und Wirksamkeit mitbestimmenden Antheil zu nehmen.

Für die allgemeine Reichstagswahl im Januar 1873 wurde Leibing aus dem Sternberger Kreise, wo er keinen Menschen kannte, zur Bewerbung aufgefordert. „Mir fiel sogleich," schrieb er an A. Schlieper, „Ihr Wort ein, womit Sie 1867 meinen unruhigen Ehrgeiz beschwichtigten: „ „Warten Sie, auch unsere Zeit kommt." " Für mich wäre sie nun da, aber die Maschine ist auf der raschen Fahrt verbraucht! Verbraucht, ehe nach einem trüben Morgen auch nur ein voller Strahl der Mittagssonne auf sie gefallen."

Auf Leibing's Geschäftsführung und ihre Erfolge, sowie auf die bisher verfolgten praktischen Ziele will ich hier ebenfalls nicht näher eingehen. Aber wer die Jahresversammlungen der Gesellschaft in Leipzig 1873 und in Bonn 1874 besucht hat, wird wissen, wie gut er noch von seinem Rollstuhl aus die Regie selbst so reichbesetzter und bewegter Scenen durchzuführen verstand. Ueber die letztere schrieb er aus St. Goar, 8. August, nach Elberfeld: „Die Versammlung in Bonn, wie freuden- und ehrenreich sie auch war, hat meiner Gesundheit einen schweren Stoß gegeben. Ich habe an den Verhandlungs-Tagen und den drei folgenden den ganzen Bericht, 27 Bogen-Seiten geschrieben, drucken lassen und an 100 Zeitungen versandt, dazu einige Specialberichte geliefert und zahllosen Personen Rede stehen müssen. So habe ich in der Zeit nur einmal ordentlich zu Mittag essen können und dazu auch sonst den Körper ganz vernachlässigen müssen, der durch den harten Winterfeldzug und die weite Reise schon an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen war. Indessen die Sache forderte es."

Er begann an Rücktritt zu denken. „Die Gesellschaft ist nun so weit bei der Nation eingeführt, daß sie als dauernde Culturanstalt bestehen wird, auch wenn ich abtrete. Dazu habe ich mehr Lust als je. Nachdem ich so lange für die Anderen gearbeitet, möchte ich noch eine kurze Spanne für mich selbst arbeiten. Wo ich jetzt nach außen hin erscheine, bin ich immer nur der Vertreter von Ideen der Gesellschaft; da diese aber eine große Vereinigung verschiedenartiger Geister bildet, so können alle ihre Aeußerungen nur einen gewissen mittleren Durchschnitt an Tiefe der Erkenntniß zeigen, mit dem ich mir selbst nicht genügen kann. Alle demokratischen Bestrebungen gleichen aus, aber verflachen; man darf daher, wenn es nothwendig war ihnen zu folgen, nicht versäumen für neue Erhebungen der Erkenntniß zu sorgen, die immer nur von einzelnen Geistern ausgehen können. Ich habe nicht mehr die

Zeit, ein größeres Werk, wie ich möchte, in Angriff zu nehmen; die mir zugemessene Arbeitszeit war zu kurz und durch zu tiefe Störungen unterbrochen. Das bleibt Anderen. Aber einige kleinere Abhandlungen möchte ich noch, mehr zu meiner eigenen Klärung als für Andere, schreiben. Sobald ich daher die beabsichtigte Erwerbung eines Gebäudes für die Gesellschaft in Berlin und die Anlegung eines ökonomischen, besser vielleicht social-wissenschaftlichen und praktischen Museums in Sicherheit weiß, will ich die Leitung der Gesellschaft in andere Hände übergeben." Er berichtete dann von einigen ihm gewordenen Auszeichnungen wie Wahl zum Ehrenmitgliede der belgischen Ligue de l'Enseignement und dergleichen, und fuhr fort: „Ach, die Sterne scheinen erst, wenn die Nacht da ist! — Glauben Sie indessen nicht, daß ich niedergedrückt bin. Mit einem guten Freunde kann ich noch von Herzen lachen. Nur Ein Schatten fällt zuweilen in meine Stimmung: wenn die Arbeitskraft aufhört! Möchte dann auch die Maschine stillestehen."

Sie stand noch nicht völlig still, als im Sommer 1875 die Jahresversammlung wiederkehrte, aber Leibing konnte sie schon nicht mehr besuchen, nur mit dem Reste seiner schwindenden Kräfte noch in nie nachlassender Pflichttreue vorbereiten. Einen Monat später, am 8. August in der Frühe entfloh das Leben dem zerstörten Körper.

Möge dafür in dem von ihm begonnenen Werke der Hauch seiner ernsten uneigennützigen Hingebung, seiner das Ganze umfassenden Freiheit von jedem engen Partei- oder Secten-Geist, seines hohen Geistes-Schwunges dauernd fortleben!

II.

Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" muß als der zweite oder dritte Schuß desselben Triebes angesehen werden, der schon in den vierziger Jahren zu Berlin, Hamburg, Bremen u. s. f. die ersten Bildungsvereine schuf und nach der niederdrückenden polizeilichen Gewaltherrschaft der fünfziger Jahre sich von 1858 an auf's Neue schöpferisch regte. Nach Lassalle's Auftreten verfielen aber zahlreiche von diesen örtlichen Bildungsvereinen der Socialdemokratie und wandelten sich thatsächlich in Agitationsheerde um. Wo dies geschehen, galt es folglich neue Gefäße für den reinen Trunk tendenzloser Fortbildung herzustellen. Es galt außerdem dafür zu sorgen, daß auch diejenigen unzähligen Orte, groß und klein, in denen ein derartiger Sammelplatz für Fortbildungsbestrebungen noch niemals bestanden hatte, mit einem solchen ausgerüstet wurden.

Dies war die nächste, einfachste und lohnendste Aufgabe, welche der neugeschaffenen Centralstelle sich bot. Sie mußte erfüllt werden theils durch die persönliche Thätigkeit ihrer Leiter und Ausschußmitglieder an den Orten, wo sie wohnten oder sonst unmittelbaren Einfluß aufzubieten vermochten; theils durch besonders dafür ausgesandte eigene Wanderredner; theils endlich durch provinziale Verbände, die ihre Wirksamkeit auf dieses Hauptziel richten konnten und wollten. Der Geschäftsbericht für das am 31. März 1875 schließende Gesellschaftsjahr gibt an, daß im Jahre 1871/72 zehn, im Jahre 1872/73 fünfzehn, im Jahre 1873/74 sechsundvierzig, im Jahre 1874/75 dreiundsiebzig neue Orts-Bildungsvereine begründet worden sind, — eine stetig wachsende Progression, wie man sieht.

Aber die Orts-Bildungsvereine, die neuen durch die Gesellschaft hervorgerufenen sowol wie die alten selbständig entstandenen, haben es nur mit der Fortbildung ihrer Mitglieder zu thun, und Mitglied zu werden ist nicht Jeder in der Lage, dem Fortbildung noththäte und willkommen wäre. Seit dem Bestehen der Gesellschaft wird in umfassender und systematischer Weise nach und nach auch für alle die gesorgt, auf welche die Bildungsvereine nicht berechnet und zugeschnitten sind. Oeffentliche Büchersammlungen bilden eine ebenso stehende Spalte in den jährlichen Ergebnissen der Gesellschaftsthätigkeit wie neue örtliche Bildungsvereine. 1873/74 entstanden ihrer vierzig, 1874/75 fünfundfünfzig. Dabei sind aber anscheinend nur diejenigen Bibliotheken gezählt, welche unter irgend welcher Mitwirkung der Central-

stelle zu Stande kamen. Der Jahresbericht für 1874/75 führt außerdem z. B. noch an, daß der Bremer Zweigverein (Ende 1872 gegründet) vier große städtische Volksbibliotheken zu etwa 700 Bänden oder mehr, elf Gemeindebibliotheken für kleinere Städte oder Flecken zu mindestens 100 Bänden, zweiundsiebzig Dorfschulbibliotheken zu je 60 Bänden, und der Leipziger Zweigverein neben einigen von der Stadtcasse mitgetragenen städtischen Volksbibliotheken zwanzig Bücherſammlungen für Dorfschulen mit insgesammt mehr als 5000 Bänden gestiftet habe.

Die älteren Volks- oder Bildungsvereins-Bibliotheken sind guten Theils ziemlich planlos oder nach dem subjectiven Urtheil und Ueberblick eines Einzelnen angelegt worden. Was dabei gelegentlich herauskommt, ist auf der Bonner Jahresversammlung 1874 an drastischen Beispielen dargelegt worden. Die Gesellschaft hat Plan und Ordnung in diesen Zweig volksfreundlichen Bemühens gebracht. Sehr bald nach ihrer Entstehung wurde Hand an die Aufstellung eines Musterkatalogs gelegt, dessen erste Ausgabe allerdings nicht besonders glücklich ausfiel, sodaß auf Einwendungen aus der Mitte der thätigen Kreise heraus eine neue, von ungeeigneten Bestandtheilen befreite erschien, die nun, nach den inzwischen gesammelten Erfahrungen abermals verbessert, veröffentlicht ward. Jene anfänglichen Mängel eines keineswegs leichten Werkes, von abgeneigten und mißtrauischen Kritiken arg übertrieben, sind im letzten Sommer noch einmal leichtfertig benutzt worden, um der Gesellschaft einen antikirchlichen oder gar antireligiösen Stempel aufzudrücken, während sie sich in Wahrheit nur, wie sie muß, kirchlich und religiös neutral verhält, um ihr vielerlei verschiedene Parteistandpunkte zulassendes und thatsächlich umfassendes gemeinnütziges Werk nicht bloßzustellen.*) Dazu kommt, daß die Verfassung der Gesellschaft nicht so absolut, der sie beseelende Geist nicht so ausschließlich in ihrer Spitze concentrirt ist, daß die Zweigvereine sich begnügen sollten ohne eigene unabhängige Prüfung jenen Musterkatalog sklavisch zu befolgen. In dem nach dieser Seite hin bisher am thätigsten aufgetretenen Zweigverein hat man vielmehr das Berliner Bücherverzeichniß von A bis Z kritisch durchgenommen, bevor danach verfahren wurde; und da dasselbe in seiner zweiten, verbesserten Auflage die anfänglich ins Auge gefaßten drei Größenstufen nicht mehr enthielt, der Bremer Verein aber doch große, mittlere und kleine Bücherſammlungen zu stiften vorhatte, so mußte er sich im Grunde seine Kataloge völlig selbst schaffen. Auf diese Art berichtigen sich Einseitigkeiten, welche ja überall vorkommen können, und welche es da wo sie entstehen nicht einmal immer zu sein brauchen, weil sie anderswo als solche empfunden werden. Der Gesellschaft bleibt unbestreitbar das Verdienst, zuerst eine competente literarische Kritik in das wilde Wachsthum der öffentlichen Bücherſammlungen zu Bildungszwecken eingeführt und ihrer Anlage nachhaltig vorausgestellt zu haben.

Zu jung ist natürlich diese ganze Thätigkeit noch, als daß schon handgreifliche Erfolge hervortreten könnten. Aber wie überhaupt unter Leibing's Einfluß auf die Statistik der verfolgten Bestrebungen von Haus aus aller gebührende Werth gelegt worden ist, so hat die letzte Jahresversammlung nun auch den Grund zu einer sorgfältigen Aufzeichnung der Art und Weise gelegt, wie die Bücherſammlungen der Gesellschaft benutzt werden. Daraus werden mit der Zeit die werthvollsten Fingerzeige gewonnen werden, sowol für die Zusammenstellung der Bibliotheken selbst wie für die direct hervorzurufenden populären Schriften.

Man begnügt sich nämlich schon nicht mehr mit der Sammlung und Verbreitung der vorhandenen volksthümlichen Literatur. Man sucht auch neue zu schaffen. Die Gesellschaft als solche gibt einen starkverbreiteten Kalender heraus; der Leipziger Zweigverein gleichfalls; Bremer und Oldenburger Ausschußmitglieder aber haben in Bremen einen „Nordwestdeutschen Volksschriften-Verlag“ gegründet, der ein Capital von 60,000 Mark in stetem Umschlage und streng geschäftlicher Erhaltung — statt

*) Man vergleiche hierzu: Jürgen Bona Meyer, „Zum Bildungskampfe unserer Zeit“ (Bonn, A. Marcus, 1875) S. 327 ff. (Die Bildungsvereine und die Religionsfrage unserer Zeit).

der rasch endenden Verwirthschaftung von fonds perdus — unter sehr intelligenter Leitung auf diesen Zweck verwendet. Einschlagende junge Talente haben hier also einen Reiz, sich ganz auf gute und gesunde Volksschriftstellerei zu werfen, der anders-artigen Verlockungen wol die Wage halten kann. Die besten Volksschriften für die Gegenwart können aber doch nur aus der Gegenwart selbst hervorgehen.

Das zweite große Mittel, auf Alle ohne Ausnahme zu wirken, die dafür empfänglich sind, geben gemeinfaßliche öffentliche Vorträge ab. Zugleich führen sie am ehesten dazu, daß Bildungsvereine begründet werden, wo dieselben noch fehlen. Darauf pflegen es denn auch die eigenen Wanderredner der Gesellschaft meistens abzustellen. Mit ihnen hat sie freilich anfangs mancherlei Unglück gehabt. Der Andrang war groß, die Auswahl schwierig, die getroffene Wahl mehrere Male nicht dauernd stichhaltig. In unserer einigermaßen schweren, um nicht zu sagen schwerfälligen, sich oft übermäßig mit der Sorge um die Zukunft und sogenanntes sicheres Brot quälenden Nation kommen solide Geister nicht leicht zu dem Entschluß, sich aus der regelrecht abgesteckten Laufbahn auf einen so neuen Berufspfad zu begeben, wie lockend und lohnend er einem ideal gestimmten Sinne auch erscheinen möge. Zuletzt sind aber doch ein paar Männer gefunden worden, wie man sie brauchte. Auf häufigen Wechsel in einer so anspannenden und zugleich so vielerwärtshin gut empfehlenden Thätigkeit wird man freilich gefaßt bleiben müssen.

Wohin die verhältnißmäßig wenigen Wanderredner der Gesellschaft nicht reichten, da haben regsame Zweigvereine oder Provinzialverbände, vorab der der preußischen Provinz Sachsen, sich durch eine geschickte Vertheilung anderer, nur theilweise verfügbarer Kräfte geholfen. Sie führen Buch einerseits über volksthümliche Redner in ihrem Umkreise, andererseits über die ihrer begehrenden Vereine oder Orte, und stellen so einen regelmäßigen Austausch her. Jede größere Stadt besitzt mehr vortragsfähige Gelehrte, als sie selbst füglich verbrauchen kann; den Ueberschuß an die benachbarten kleineren Orte abzugeben, ist ihre sociale und politische Pflicht, die sie aber nur dann zu erfüllen vermag, wenn eine expresse Organisation sich ins Mittel legt.

Daß solche abgerissene Vorträge nicht die tiefgreifende Wirkung wahren Unterrichts haben, ergibt sich freilich von selbst. Aber sie besitzen gleichwol hinlänglichen Werth, um heute bereits Hunderte von tüchtigen Männern immer von Neuem wieder zur Mitwirkung geneigt zu stimmen. Sie heben den Mann und die Frau aus dem Volke doch einmal oder einige Male wenigstens im Jahre aus der gewohnten engen und gewöhnlichen Sphäre heraus zu edleren Betrachtungen und Genüssen, geben ihrem Nachdenken Stoff, ihrer Muße Antrieb zu geistigeren Beschäftigungen, dem dann die von derselben Seite her aufgestellte Volksbibliothek mit bequem erreichbarer Nahrung auf halbem Wege entgegenkommt. In dieser Beziehung wirken die volksthümlichen Vorträge, welche die Gesellschaft und ihre Zweigvereine veranstalten, ganz ähnlich wie die Collegien der Universitäten aus den allgemein bildenden Fächern im Vergleich mit der strengen und eigentlichen Unterrichts-Methode der Gymnasien oder Realschulen. Sie überliefern nicht gerade viel Kenntnisse oder bilden besondere geistige Fertigkeiten aus, aber sie heben und erwecken den Geist für ein gesteigertes Leben. Der Werth dieser Wirkung ist in den niedrigsten Schichten der Nation an sich gewiß nicht geringer als in den obersten.

Es ließe sich auch nicht sagen, daß von den Leitern der Gesellschaft die überwiegende Bedeutung schulmäßigen Wirkens irgendwie verkannt wurde. Sie haben sich zwar noch nicht zu Reformatoren der Volksschule aufgeworfen, wie ihnen mitunter zugemuthet wird, aber nicht, weil sie diese Aufgabe für zu gering, sondern weil sie ihre Kräfte für zu schwach und unberufen erachten. Dagegen mit der Ergänzung des Volksschulunterrichts durch Fortbildungsschulen haben sie eine Zeitlang umgekehrt vielleicht sogar in Gefahr geschwebt, sich an eine blos auf andre Mächte drückende Agitation zu verlieren. Mit Recht forderten sie nach der glücklichen Beendigung des letzten großen Kriegs, als die staatliche Form des Vaterlandes glorreich vollendet war, im Innern des Volksgeistes aber unheildrohende feindliche Bewegungen auf-

tauchten, eine Erweiterung des Schulzwangs um ein paar Jahre, damit zwischen seinem bisherigen Ablauf und dem Eintritt der Wehrpflicht nicht eine allzulange zuchtlose Kluft offenbleibe. Aber es wäre schlimm gewesen, hätte man über die Betreibung dieses einen großen vom Staate abhängigen Fortschritts die weitere Selbstthätigkeit eingehen oder zusammenschrumpfen lassen wollen. Auch nach Erringung des allgemeinen Fortbildungsschulzwangs ist für die Volksbildung noch viel zu thun übrig. Man kann das reifere Alter nicht mehr in die Schule zurücktreiben, aber man kann es anderen gleichartigen Einflüssen unterwerfen; und auch das künftige Geschlecht, das durchweg bis zum siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahre Schulunterricht genossen haben mag, wird des Bildungsvereins, der Volksbibliothek und der gemeinnützigen öffentlichen Vorträge derselben noch nicht entbehren können, im Gegentheil erst recht danach verlangen. Diese Vervollständigung des Schulunterrichts zu liefern ist die Gesellschaft gestiftet, und um dafür immer tauglicher zu werden, darf sie nicht in Agitation nach außen hin und Druck auf die Entschließungen andrer Gewalten aufgehen, muß vielmehr ihr eignes inneres Leben immer höher zu steigern und immer allseitiger zu entwickeln suchen.

Die letzten Geschäftsberichte und Jahresversammlungen haben sie auf diesem Wege rüstig fortschreitend gezeigt. Nach der jüngsten Uebersicht von Ende März dieses Jahres zählte sie 8 provinziale Verbände, 17 Zweigvereine, 600 körperschaftliche und ungefähr 4000 persönliche Mitglieder. Ihre laufenden Mitgliederbeiträge betrugen im Rechnungsjahre 1874/75 etwa 42,000 Mark, ihre Ausgabe 63,000 Mark, ihr Vermögensbestand beim Abschluß über 70,000 Mark. Sobald die nachgesuchten Corporationsrechte bewilligt sein werden, stehen neue beträchtliche Zuwendungen zu erwarten und die Gewinnung eines eignen Gebäudes in Berlin zu hoffen. Solche Bildungshallen wünschte ihr eigentlicher Gründer überall errichtet zu sehen als einen wesentlichen Bestandtheil des nationalen Inventars. Das Fortbildungsvereinswesen erhielte damit einen augenfälligen Mittelpunkt, der ihm auch auf der höheren Stufe, welche es durch die Schaffung einer überallhindringenden wirksamen Organisation beschritten hat, allseitige gute Dienste leisten würde.

Eine Uebersicht des gesammten deutschen Bildungsvereinswesens, soweit es mit der von Leibing in's Leben gerufenen Gesellschaft in Zusammenhang steht, hat sein einstimmig erwählter Nachfolger, der ehemalige österreichische Realschuldirector Lippert aufgestellt und mit einer kleinen Karte herausgegeben, welche in Farbendruck die Dichtigkeit der Verbreitung dieser Bildungsvereine und den verhältnißmäßigen Antheil der Bevölkerung über Deutschland hin zur Anschauung bringt. Damit führt bei den Freunden dieser Bestrebungen auf's beste ein Mann sich ein, der die Gesellschaftsthätigkeit aller Aussicht nach auf eine noch höhere Stufe heben wird.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von sonstigen, uns bis 15. Juli zugegangenen Neuigkeiten verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Asmus. — Amerikanisches Skizzebüchelche. Zwei Epistel in Versen. Mitgetheilt von Georg Asmus. Deutsche Original-Ausgabe. Cöln und Leipzig 1876. Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Baumgarten. — Protestantische Antwort an Herrn Peter Reichensperger, Mitglied des Deutschen Reichstags, von Michael Baumgarten, Mitglied des Deutschen Reichstags. Berlin, Carl Heymann's Verlag 1876.

Bibliothek. — Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 5. Band. Historische Abtheilung. 2. Band. Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte; 3. u. 4. Lieferung. — 9. Bd. Medicinische Abtheilung. 1. Band. Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege von Dr. Carl Hermann Schauenburg, Königl. Kreisphysicus in Moers (Rheinprovinz), der Kaiserl. Leopold. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher und anderer gelehrten Gesellschaften correspondirendem, wirklichem und Ehrenmitgliede. Berlin, Verlag von Th. Grieben.

Blätter. — Oesterreichisch-ungarische Militärische Blätter. III. Jahrgang. 1876. I. Band. Heft 10. u. 11. Verlag der Buchhandlung für Militär-Literatur Karl Prochaska in Teschen.

Blot. — The Blot on the queen's head; or, how little ben, the head waiter, changed the sign of the „queen's inn" to „empress hotel, limited," and the consequences thereof by A Guest. Illustrated edition. London, Strahan Co. 1876.

Bluntschli. — Deutsche Naturalisation einer separirten Französin und Wirkungen der Naturalisation. Beleuchtung einer Frage des internationalen Rechts bei Gelegenheit des Streites zwischen dem Prinzen von Bauffremont und der Fürstin Bibesco von Dr. Bluntschli, Geheimrath, Professor des öffentlichen Rechts in Heidelberg, Präsident des internationalen Institutes für Völkerrecht. Heidelberg, Verlag von Fr. Bassermann 1876.

Bluntschli. — Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. Beigabe: Das italienische Garantiengesetz. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1876.

Bobertag. — Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland von Dr. phil. Felix Bobertag, Docenten der Universität Breslau. I. Abthlg. Bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts. I. Bd. 1. Hälfte. Breslau, 1876. Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung.

Böttcher. — Deutsche Dichterhelden. Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart. Nebst einem der letzten Briefe Ferdinand Freiligrath's. Herausgegeben von Carl Böttcher. Leipzig, Verlag von Wilhelm Röhl. 1876.

Brauns. — Wild Röschen. Idylle von Emma Brauns. Halle, Verlag von C. E. M. Pfeffer. 1876.

Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Mit dem Porträt J. F. Cotta's. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Bruck. — Ahasver. Alter Sage neue Deutung. Zur hundertsten Jahresfeier der Unabhängigkeits-Erklärung von Julius Bruck. New-York, Verlag von Willmer ꝛc. Rogers News Company. 1876.

Bühler. — Die beiden Nebenbuhler des amerikanischen Westens, Chicago und St. Louis. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte großer Städte des Westens nach L. Simonin von Ed. Bühler. Fremden-Führer. Chicago 1876. Verlag von Ed. Bühler.

Colban. — Novellen von Marie Colban. Mit Bewilligung der Verfasserin aus dem Norwegischen übersetzt von Adolf Strodtmann. 2 Bde. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1578. 79. Alcott, Little women. In two volumes. Vol. 1582. Black, Lady Silverdale's sweetheart. In one volume. Vol. 1583. Ouida, In a winter city. In one volume. Vol. 1584. 85. Bret Harte, Gabriel Conroy. In two volumes. Vol. 1588. 89. Braddon, Dead men's shoes. In two volumes. Vol. 1591. 92. Lynn Linton, The atonement of leam dundas. In two volumes. Vol. 1593. 94. Hardy, The hand of Ethelberta. In two volumes. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1876.

Dahn — Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. Band IV. mit 2 Karten. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1876.

Dante Allighieri's göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Dritte Ausgabe. I. Band. — Text. Mit einem Titelbilde in Photographie. II. Band. Erläuterungen. Mit einem Weltplan nach Dante's Anschauung. Berlin, Verlag der Kgl. Geheimen Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker). 1876.

Döring. — Die Kunstlehre des Aristoteles. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von Dr. A. Döring, Director des Gymnasiums und der Realschule I. O. in Dortmund. Jena, Verlag von Hermann Dufft. 1876.

Drobisch. — Ueber die Fortbildung der Philosophie durch Herbart. Akademische Vorlesung zur Mitfeier seines hundertjährigen Geburtstags, gehalten zu Leipzig am 4. Mai 1876 von Moritz Wilhelm Drobisch. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1876.

Du Bois-Reymond. — Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag in der zweiten öffentlichen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig am 14. August 1872, gehalten von Emil Du Bois-Reymond. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1876.

Du Mont. — Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's. Von Emerich du Mont. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Dunger. — Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfl-Melodien. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hermann Dunger. Plauen, Verlag von F. E. Neupert. 1876.

Düntzer. — Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung von Heinrich Düntzer. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1876.

Ehrlich. — Fabeln und Aphorismen von Josef R. Ehrlich. Wien, 1876. Verlag von Faesy & Frick. K. K. Hofbuchhandlung.

Eliot. — Daniel Deronda by George Eliot. Vol. III—VI. Edinburgh and London, Verlag von William Blackwood and sons. 1876.

Fischer. — Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Geschichtliche, culturhistorische, politische und statistische Rückblicke auf das Jahr 1849. Von Ferdinand Fischer. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1876.

Fraas. — Drei Monate am Libanon. Von Professor Dr. Oscar Fraas. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1876.

Furchheim. — Filippo Dr. Filippi, Richard Wagner. Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft. Aus dem Italienischen von F. Furchheim. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

Ginsberg. — Lebens- und Charakterbild Baruch Spinoza's nach den vorhandenen Quellen entworfen von Hugo Ginsberg, Dr. phil. Leipzig, 1876. Erich Koschny. (L. Heimann's Verlag.)

Glasenapp. — Richard Wagner's Leben und Wirken. In sechs Büchern dargestellt von Carl Fr. Glasenapp. I. Band. Cassel und Leipzig. Carl Maurer's Verlags-Buchhandlung. 1876.

Glogau. — Handelsgeographie der Europäischen Staaten von Heinrich Glogau, Secretär der Handelskammer zu Frankfurt a. M. 6. Lfg. Stuttgart. Verlag von Julius Maier. 1876.

Gotschlich. — Lessing's Aristotelische Studien und der Einfluß derselben auf seine Werke. Dargestellt von Dr. Emil Gotschlich, Oberlehrer am Gymnasium zu Beuthen a. O. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Götzinger. — Götzinger's deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger, Professor an der Kantonsschule in St. Gallen. 13. und 14. Liefg. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1876.

Graesse. — Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels Deutscher Nation. Zusammengestellt von Dr. J. G. Th. Graesse, Königlich Sächsischer Hofrath, Director des K. Grünen Gewölbes ꝛc. Mit 178 Wappen-Abbildungen, gezeichnet von L. Friedrich, in Holz geschnitten von Professor H. Bürkner. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. 1876.

von Hagen. — Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold" von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters von Edmund von Hagen. München, Chr. Kaiser. 1876.

Haggenmacher. — G. A. Haggenmacher's Reise im Somali-Lande 1874. Mit einer Originalkarte. (Ergänzungsheft Nr. 47 zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen.) Gotha, Verlag von Justus Perthes. 1876.

Hahn. — Zu früh vermählt. Roman von R. Edmund Hahn. Verfasser von Hohenzollern und Welfen. Die Sklaverei der Liebe ꝛc. Berlin, Verlag von Wedekind & Schwieger. 1876.

Hammerich. — **Thorwaldsen** und seine Kunst. Ein Lebensbild von Professor Dr. M. Hammerich. Aus dem Dänischen. Gotha, Verlag von G. Schloeßmann. 1876.

von Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Lieferungen 2. 3. 4. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1876.

Hiller. — Musikalisches und Persönliches. Von Ferdinand Hiller. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1876.

Hiltl. — Historische Novellen. Zweite Reihe. Von George Hiltl. Berlin, Verlag von Wedekind & Schwieger. 1876.

Hirsch. — Der Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes Deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine. Unter Mitwirkung von Frau Fanny Lewald in Berlin, Fräulein Louise Büchner in Darmstadt, Professor Dr. Fr. von Holtzendorff in München, Redacteur A. Lammers in Bremen, Director Dr. Emminghaus in Gotha, Professor Dr. V. Böhmert in Dresden. Herausgegeben von Jenny Hirsch, Schriftführerin des Lette-Vereins in Berlin. VII. Jahrgang 3. Heft. Juni 1876. Berlin, Verlag von Wedekind & Schwieger.

von Holtei. — Die Vagabunden. Roman in drei Bänden von Karl von Holtei. 5. Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1876.

Hopfen. — Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Huber. — Der Pessimismus. Von Johannes Huber. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1876.

Jäger. — Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich. Von Dr. Eugen Jäger. I. Band. Frankreich bis zur großen Revolution. Berlin, Verlag von G. van Muyden. 1876.

von Jedina. — Um Afrika. Reise Sr. Maj. Corvette Helgoland in den Jahren 1873—1875 von Leopold von Jedina. Lieferung 2—5. A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest & Leipzig.

Jókai. — Die Comödianten des Lebens. Roman von Maurus Jókai. Vom Verfasser autorisirte Deutsche Original-Ausgabe. Fünf Theile in drei Bänden. Berlin, 1876. Verlag von Otto Janke.

Käbdebo. — Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wiens (1529 und 1683). Von Heinrich Käbdebo. Mit einer lithographischen Tafel und 50 Holzschnitten. Wien, Verlag von Faesy & Frick. 1876.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame, Arthur Calame, L. Dill, Andr. L. Disen, Th. von Eckenbrecher, C. Franz, K. Grob, C. Haeberlin, A. Hertel, L. Heyd, C. Jungheim, A. Kindler, K. Kröner, A. Lee, Diethelm Meyer, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, W. Rieffthal, R. Ritz, C. Roux, Matthia Schmid, G. Schönleber, Ad. Schrödter, Fr. Specht, B. Vautier, Jh. Zügel. Holzschnitte von Adolf Cloß in Stuttgart. Lfg. 5. 6. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

von Kardorff-Wabnitz. — H. C. Carey, Brief an die „Times". Replik in Sachen des Verkehrs des Christenthums und der Civilisation contra englischen Freihandel. Erschienen in Philadelphia 1876. Uebersetzt und herausgegeben von Wilhelm von Kardorff-Wabnitz. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1876.

von Keller. — Alte gute Schwänke, herausgegeben von Adelbert von Keller. Zweite Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Keller. — Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. 2 Bände. 3. Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1876.

Das Kind. — Tagebuch eines Vaters. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

Kinkel. — Die christlichen Unterthanen der Türkei in Bosnien und der Herzegowina. Ein Vortrag

von G. Kinkel, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum. Basel, Verlag von Benno Schwabe. 1876.

Krause. — Die Gesetze des menschlichen Herzens, wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühles von Albrecht Krause. Lahr, Verlag von Moritz Schaumburg. 1876.

von Laveleye. — Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker. Von Emil von Laveleye, Professor an der Universität Lüttich. Deutsche autorisirte Ausgabe. Nördlingen. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhdlg. 1876.

Lecomte. — Deux mots sur la question de la taxe d'exemption militaire par Ferdinand Lecomte, Colonel-divisionnaire. Lausanne. Librairie Rouge & Dubois. 1876.

Liberté. — La Liberté comme en Belgique par l'auteur de comment les peuples deviennent libres. Paris Verlag von Sandoz & Fischbacher. 1876.

Lohse. — Anthologie aus Shakespeare für meine Schüler von sonst und jetzt. Louis Lohse. Plauen i. V., Verlag von F. E. Neupert. 1876.

Mannfeld. — Durch's Deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text redigirt von Aemil Fendler. Lieferung 4.
16. Im Dom zu Andernach. — 17. Gelnhausen. — 18. Aus Brandenburg (an der Havel). — 19. Seebach (im Haardt). — 20. Rathhaus in Lemgo, Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Kgl. Hofbuchhändler. 1876.

Mayer. — Die Quellen der wirthschaftlichen Arbeit in der Natur. Ein Vortrag von Dr. Adolf Mayer, a. o. Professor an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1876.

Michelis. — Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Curgäste von Arthur Michelis (M. B. A. Gumprecht). Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Hässel. 1876.

Mohr. — Die Unverantwortlichen. Trauerspiel in vier Aufzügen von M. L. F. Mohr, Amsterdam, Verlag von J. C. A. Sülpke. 1875.

Müller. — Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen, IX. Das Jahr 1875. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1875 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1876.

Nielsen. — Schweden und Norwegen nebst Führer durch Kopenhagen. Ein praktisches Handbuch für Reisende von Yngvar Nielsen, Assistent am Kgl. Norweg. Reichsarchive in Christiania. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 7 Karten und Plan von Stockholm. Geb. Hamburg, 1876. Verlag von W. Mauke Söhne, vormals Perthes-Besser & Mauke.

Nouvelle organisation militaire suisse. Collection des principales pièces officielles de 1874, 1875, 1876. Lausanne, Librairie Rouge & Dubois. 1876.

Oncken. — Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813 von Wilhelm Oncken. Erster Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch von M. Ottmann. Heft 7. 8. Breslau, Verlag von E. Morgenstern. 1876.

Pauly. — Carstens. Ein Lebensbild von T. Pauly. Berlin, L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1876.

Poestion. — Griechische Dichterinnen. Ein Beitrag zur Geschichte der Frauenliteratur von Jos. Cal. Poestion. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Reemelin. — Treatise on politics as a science by Charles Reemelin. Cincinnati, Verlag von Robert Clarke & Co. 1875.

Reinkens. — Revolution und Kirche. Beantwortung einer Tagesfrage mit Rücksicht auf die gegenwärtige Tendenz und Praxis der römischen Curie von Dr. Joseph Hubert Reinkens, kath. Bischof. Bonn, 1876. Verlag von P. Neusser.

Reinow. — Novellen. Neue Folge. Von M. Reinow, Verf. von „Schein und Wesen". Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Revue. — Revue de France 53me & 54me livraison. 31. Mai & 30. Juni 1876. Paris, Verlag des Bureaux de la Revue de France. 1876.

Revue Historique dirigée par M. M. G. Monod et G. Fagniez. Première année. Tome second. I. — Juillet — Septembre 1876. Paris. Librairie germer Ballier et Cie.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker, W. Diez, O. Franz, F. Keller, L. Knaus, L. Ritter, G. Schönleber, Th. Schütz, W. Simmler, B. Vautier, Th. Weber u. A. Holzschnitte von Adolf Closs. 16. u. 17. Lfg. Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1876.

Rig-Veda. — Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Hermann Graßmann, Professor am Kgl. Marienstifts-Gymnasium zu Stettin. In zwei Theilen. Erster Theil. Die Familien-Bücher des Rig-Veda. (Zweites bis achtes Buch.) 1. Lfg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Rodenberg. — Stilleben auf Sylt. Von Julius Rodenberg. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer. 1876.

Rohde. — Der Griechische Roman und seine Vorläufer von Erwin Rohde, ord. Prof. der class. Philologie an der Universität Jena. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

Rosenthal-Bonin. — Der Heirathsdamm. Das Urbild der Arabella. — Mein Dienst auf der Schelde. — Ihre Waffen. — Der Taucher. — Kunst und Natur. — Der Theerhut. — Mondscheinstudien. — Der Johannismorgen. — Singtsche. Von Hugo Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1876.

Roth. — Friedrichroda und seine nächste und weitere Umgebung. Wegweiser und Gedenkbuch für Kurgäste, Touristen und Freunde des Thüringer Waldes von Richard Roth. Mit Vorwort und einleitendem Gedicht von Ludwig Storch. Nebst Specialkarte von Friedrichroda und Umgebung. Gebd. Ohrdruf, Verlag von Aug. Stadermann jun. 1876.

Rühl. — Gedichte von Joseph Rühl. I. Bändchen. Limburg a. d. Lahn. Selbstverlag des Verfassers. 1876.

Sammlung gemeinnütziger, populär-wissenschaftlicher Vorträge. 3. Heft. Was für ein Philosoph manchmal Epoche macht. Vortrag, gehalten zum Besten des Lesevereins der deutschen Studenten Wiens von Franz Brentano, ord. Professor der Phil.

an der k. k. Universität zu Wien. 4. Heft. Die wirthschaftlichen Verhältnisse und Zustände Oesterreichs. 1848—1876. Vortrag, gehalten im Handels- und Gewerbe-Vereine Sechshaus von Ant. Wilh. Neydl, Kaufmann, Mitglied des n.-ö. Gewerbe-Vereines und des Vereines für kaufmännische Interessen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 1876.

Schirlitz. — Heidelberg, Freiburg und Konstanz. Natur- und Lebensbilder in Versen von W. Schirlitz. Stargard i. P. 1876. Commissionsverlag der Weber'schen Buchhandlung. (R. Gärtner.)

Schmidt. — Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800. Von Adolf Schmidt, ord. Professor der Geschichte an der Universität Jena. Dritter Theil. Jena, Verlag von Hermann Dufft. 1876.

Schmits. — Ueber Rechtschreibung u. Druckschrift. Von Dr. August Schmits. — Abdruck aus der „Kölnischen Zeitung". — Köln, 1876. Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung.

von Schön. — Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. II. Theil III. Band. Mit zwei Lithographien und einem Facsimile. Gebd. Berlin, Verlag von Franz Duncker 1876.

Schönheit. — Ueber die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame vom Stande. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Schrader. — Zur Manchester-Schule. Streiflichter auf die gegenwärtige Lage der deutschen Industrie. Von Dr. Carl Schrader. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

von Seydlitz. — Schul-Geographie. Begründet von Ernst von Seydlitz. Größere Ausgabe. Sechszehnte, vielseitig vervollkommnete und bereicherte Auflage. Unter Berücksichtigung der jüngsten Volkszählungen. Illustrirt durch achtzig Kartenskizzen und achtzehn erläuternde Abbildungen. Nebst einem geographisch-geschichtlichen Namen- und Sach-Register. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1876.

Shakespeare. — Shakespeare's Sonette. Uebersetzt, eingeleitet und erläutert von Otto Gildemeister. Zweite Aufl. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Siegmey. — Moderne Cavaliere. Roman aus der Gegenwart in zwei Bänden von Siegmey. Berlin, 1876. Verlag von Wedekind & Schwieger.

Simon. — Die Krankenpflege. Theoretische und praktische Anweisungen von Marie Simon. Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1876.

Simrock. — Schimpf und Ernst nach Johannes Pauli. Als Zugabe zu den Volksbüchern erneut und ausgewählt von K. Simrock. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Slevogt. — Das Notenrecht der Reichsbank. Ein Beitrag zur Interpretation und Kritik der §§ 9 und 14 des Reichs-Bankgesetzes von Dr. C. Slevogt. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

Smiles. — Die Sparsamkeit von Samuel Smiles, Verfasser von „Der Charakter". Deutsche, autorisirte Ausgabe, übersetzt von Dr. Moritz Busch. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1876.

Stab. — Touristen-Fahrten. Reisebilder von R. L. Stab. Berlin, Denicke's Verlag (Georg Reinke). 1876.

Stieler. — Weil's mi' freut! Neue Gedichte in oberbairischer Mundart von Karl Stieler. Stuttgart, Meyer & Zeller's Verlag (Friedrich Vogel). 1876.

Strich-Chapell. — Das Buch der Hundeliebhaber. Mit specieller Berücksichtigung der Ausstellungen in England, Frankreich und Deutschland. Erstes Heft. Mit 20 Abbildungen in Holzschnitt von Strich-Chapell. Stuttgart, Meyer & Zeller's Verlag. 1876.

von Sybel. — Das Bild des Zeus. Von Dr. Ludwig von Sybel. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

von Sybel. — Historische Zeitschrift herausgegeben von Heinrich von Sybel. XVIII. Jahrg. 1876. Heft. 3. München, Verlag von R. Oldenbourg.

Thaner. — Die Sprüche Walther's von der Vogelweide über Kirche und Reich. Von Friedrich Thaner. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1876.

Thiel's Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon. 1. Auflage. Band I. Heft 1. Straßburg, Verlag von Fr. Thiel. 1876.

von der Traun. — Gedichte von Julius von der Traun. 3. vermehrte Auflage. Eleg. gebd. mit Goldschnitt. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

von der Traun. — Salomon, König von Ungarn. Ein Gedicht von Julius von der Traun. 2. Aufl. Eleg. gebd. mit Goldschn. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

von der Traun. — Toledaner Klingen. Ein Gedicht von Julius von der Traun. Eleg. gebd. m. Goldschn. Wien, Verlag von Wilh. Braumüller, Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1876.

Voigt. — Zukunftsmedizin oder: Anleitung, sich selbst der beste Arzt zu sein, d. h. Krankheiten zu verhüten, von G. (Hygin) Voigt, Doctor der Medizin, der Chirurgie und der Geburtshilfe. Zweites Heft. Leipzig, Verlag von Alfred Krüger. 1876.

Waidmann. — Der Waidmann. Blätter für Jäger und Jagdfreunde. Erste illustrirte deutsche Jagdzeitung. Redigirt von Fr. von Ivernois. VII. Band. Nr. 12. Leipzig, Verlag von Paul Wolff. 1876.

Wertheimer. — Cromwell. Tragödie in fünf Aufzügen von Emanuel Wertheimer. Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther. 1876.

Wolff. — Die Geschwister. Eine Tragödie von Max Wolff. Zürich, Verlag v. Orell, Füßli & Co. 1876.

Zeitfragen. — Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band I. Heft 3. Ueber die Entstehung der Welt und die Naturgesetze von Dr. Friedrich Pfaff. Frankfurt a. M., Verlag der Zimmer'schen Buchhandlung. 1876.

Die Zertrümmerung des Siebenbürger Sachsenlandes. Nach den Debatten des ungarischen Landtages am 22., 23., 24. und 27. März 1876. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1876.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 12. September 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. —Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. **Marie von Olfers**, Die Vernunftheirath. Novelle . . . 327
II. **Friedrich von Hellwald**, Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom 357
III. **C. Urlichs**, Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller 375
IV. **Adolf Lasson**, Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften 391
V. **Heinrich von Brandt**, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. IV. (Schluß.) 418
VI. **Alfred Woltmann**, Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München 426

Literarische Rundschau:

VII. **Friedrich Kreyssig**, Die Ideale unserer Zeit 451
VIII. **J. von Hartmann**, Zur Geschichte der modernen Kriegführung 456
IX. **Wilhelm Scherer**, Orthographische Nachwehen 460
X. ********, Zeller's Petrussage in französischer Uebersetzung 462
XI. **Paul de Lagarde**, Abel's koptische Untersuchungen . . 464

Politik und Volkswirthschaft:

XII. **R. Schleiden**, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. II. (Schluß.) . 468

XIII. Literarische Neuigkeiten 487

Die Vernunftheirath.

Novelle

von

Marie von Olfers.

An einem heißen Julitag saß im schattigen, hochgewölbten Stübchen des alten Landhauses auf Waldhof, an der Wiege eines Kindes, ein Mädchen, halb noch selbst Kind — die runde Wange bezeugt es, die Frische, der Glanz, der die Erscheinung umgibt, das Neue, möcht' ich fast sagen. Hier ist noch nirgends ein Eindruck, eine Spur, wie die Zeit sie im Guten und Bösen bei längerer Berührung auf den Gestalten hinterläßt.

Grüne Dämmerung umgab Beide, hervorgebracht durch rankende Rosen am Fenster, welche lieblich das Sonnenlicht durchbrechend in duftigem Schatten Kind und Jungfrau umspielten.

Den Kopf in die Hand gestützt, dessen lichte Flechten gesund und wohl im Glanz aufleuchteten wo ein Strahl sie traf, mit dem Fuß leise die Gangeln der Wiege bewegend, saß das Mädchen und träumte —

Wovon wol? — wovon träumte sie? — von dem Glück, welches hier in diesen Mauern sie umschlich, wie eine Ahnung künftigen Schicksals.

Zum ersten Mal in einer jungen Ehe sah sie die Freundin, die kurz zuvor mit der Puppe gespielt, mitten im Leben wie in einem wonnigen Frühling stehen, der sich plötzlich um sie her erschlossen.

Auch ihr sollte sich dies Paradies öffnen, einen geliebten Mann wollte sie haben, solch' einen Schatz von Kind, das, rosig wie eine Blüthe, mit den appetitlichsten Gliederchen, hier im weißen Bettchen lag.

Praktisch, ein echtes Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts, sagte sie sich: Wenn ich das will, muß ich heirathen! Ja, ich will heirathen!

Ihr schauderte bei der Erinnerung an gewisse Existenzen — Tante Pine, die wie ein versteinertes Merkzeichen andrer Sitte, andrer Mode, ihre einsamen Wege in wunderbaren Hüten wandelte; Tante Ulrike, die Brauchbare, eine wahre Schauerfrau der Menschheit, überall eingefügt als Stütze solcher Haushaltung, die zu wackeln begann; Aurora, das Kind von funfzig Jahren, der Jeder

die Leviten las, Sabine, dicht vor dem Doctorexamen — schrecklich, so viel zu wissen, noch schrecklicher, danach gefragt zu werden! — nein — fort mit diesen Allen. Sie will die wahre Bestimmung der Frau erfüllen — glücklich werden und heirathen.

So weit war Alles ganz fest und sicher in ihrer Vorstellung, die Erscheinung Dessen aber, der ihr diese Herrlichkeit verwirklichen sollte, höchst schattenhaft. Bald war's ein Gutsbesitzer, bald ein Officier, bald ein Gelehrter, bald blond, bald braun, bald männlich streng, bald sanft nachgibig, ein Ideal brauchte es nicht zu sein — nein, sie wollte ganz vernünftig heirathen. Dabei schüttelte sie die blonden Haare zurück, und die blauen Augen blickten in die Welt hinaus ohne Schwärmerei, licht und klar, wie es sich ziemt für Jemand, der einen Entschluß faßt, bei dem der Verstand die Richtschnur ist.

Das Kind war unterdeß erwacht und betrachtete sie forschend mit seinen blauen Sternen, sagte aber nicht Muck in seiner tiefen Weisheit — unbewußt bewußt hing die kleine Seele auch dem Traum des Glücks nach, hier aber nahm er Gestalt an, einzig und allein begründet in einem Antlitz. So allerliebst sie war, nicht von dieser Tante Käthchen wollte das Kind aus dem Bettchen genommen werden, lieber wartete es, sei's auch noch so lange, bis die Rechte kam.

Eben erschien Mutter Elsbeth, kaum älter als die Freundin, blond wie sie, doch mit dem Ausdruck der Erfahrung, die Mädchen und Frau immer trennen wird.

Ein Jauchzer des Kleinen verkündete ihre Gegenwart.

So begrüßt erwachend Natur die Alles belebende Sonne, und sie schmücken sich gegenseitig mit tausendfachen Reizen. Wild verlangend streckte das Kind der Mutter die rundlichen Arme entgegen — ward freudig genommen, geherzt, gedrückt — um die Beiden entstand eine Art abgetrennter Liebesinsel, am Ufer stand das Mädchen wie vergessen.

Wartet, dachte sie, bald komm' auch ich an die Reihe, dann versink' ich gleich Euch in diesem Meer von Wonne, seh' mich nach Niemand mehr um, ob auch noch so viel mit trocknem Mund dabei stehn. Ich kenne es wol, sie machen's Alle so, Egoistische und Unegoistische; ich aber will in den Zauberkreis hinein; von jeher haßte ich ausgeschlossen zu sein: mitspielen will ich und heirathen.

Endlich kam Mutter Elsbeth zu sich und zu Käthchen zurück.

„Himmel!" rief sie, „über solchem Schatz vergißt man Alles, selbst einen durstigen Mann! Seit einer halben Stunde sitzt er mit Freund Titus in der Geisblattlaube und wartet auf den Wein, den ich nicht bringe. Käthchen, solltest Du je heirathen, laß Deinem Mann alle Schlüssel, die er irgend behalten will, es ist viel commoder. Mir hatten sie zu Haus gesagt, auf dem Lande tränk' man immer so stark, da habe ich ihm zu meinem Schaden in süßer Stunde die Weinkellerschlüssel abgeschwindelt. Trinken thut er natürlich grade so viel als zuvor und ich habe nur noch die Mühe, den Wein selbst zu holen. Nimm mir den Jungen einen Augenblick ab; Warten und Geduld, das lernt so ein Mann nun einmal nie."

Der kleine Bursche aber erhob in jugendlichem Unverstand ein Jammergeheul, als er die beneidenswerthe Position auf Käthchen's rosigen Armen einnehmen sollte.

Geschmeichelt riß ihn die Mutter wieder an sich. „Der Böse," rief sie, „er liebt nur mich und weiß was er will, eben so gut als sein Vater; der wird sich darein finden müssen, daß Du den Wein bringst, Käthchen, warum hat er dem Buben diesen exclusiven Charakter gegeben."

Käthchen, etwas beleidigt, daß man sich darein finden müsse, wenn sie den Wein brächte, nahm sich fest vor, auch so ausschließlich geliebt zu werden, nahm den zierlichen Credenzteller und ging.

Dies war die Unterhaltung, welche das Mädchen unterbrach, als sie in der Geisblattlaube bei den Männern erschien.

„Titus," begann Emmrich, „welche Gerste ist Dir verhagelt? Seit ein paar Wochen hängst Du herum wie eine matte Fliege — krauchst flügellahm hierhin und dorthin, ohne Zweck und Plaisir. Ich dachte, nun Dein neues Haus fertig wäre, trotz den Handwerkern, die offenbar nicht die Absicht hatten, es dazu kommen zu lassen, würde es doppelt munter bei Dir zugehen.

„Mein Haus ist freilich fertig," antwortete Titus Erdwurm im Tone, als sage er „mein Mausoleum", aber —"

„Nun, es riecht noch etwas neu, das bessert sich, sonst wüßte ich nicht, was an dem Meisterstück auszusetzen wäre, — den Weinkeller habe ich überwacht, Küchen und Kammern Deine Mutter und Schwester, die Salons Du mit dem raffinirten Aufwand und Geschmack eines durch nichts behinderten Junggesellen. Was fehlt Dir darin?"

„Die Hauptsache," seufzte Titus Erdwurm, „Du mußt es doch wissen, was, da es in Deinem Besitz ist."

„In meinem Besitz!" wiederholte Emmrich und riß seine gutmüthigen blauen Augen weit auf, „wenn ich Dir mit irgend etwas gefällig sein kann. Geld willst Du doch nicht borgen, Du der Reiche; freilich in dieser Zeit weiß man nie, ob man was hat oder nicht."

„Wer erkennt den Schatz, den er besitzt, Glück als Glück, ehe er Einem genommen wird?" entgegnete Titus moralisch.

Emmrich's Augen wurden immer größer. „Ich verstehe Dich nicht — was meinst Du? — ich und Glück! Malheur, nichts als Malheur habe ich gehabt die letzte Zeit. Das Heu schwamm weg, die Fuchsstute, die ein Fohlen bringen sollte, brachte keins, dagegen die alte Lise, unser Wagenpferd; es brannte ab, was stehen bleiben mußte, und steht noch, was besser abgebrannt wäre; rothe Kälber zur schwarzen Heerde, nichts gerathen als das Unglück — wo zum Kukuk sitzt mir in diesem verwünschten Jahre das Glück?"

„In Deiner Frau — in Deinem Kinde," entgegnete Titus salbungsvoll.

„Ach das Gesindel," meinte Emmrich, während doch über sein treuherziges Gesicht ein eigner Glanz ging, „so etwas steht bei mir auf ganz anderm Blatt; freilich wie viel die mir eigentlich werth sind, habe ich noch nie ausgerechnet. Was willst Du mit meiner Elsbeth?"

„Heirathen will ich!" rief Titus, tief durchdrungen und fest entschlossen.

„Heirathen! wen?“ frug Emmrich verwirrt, „durch Elsbeth bist Du auf den corrupten Gedanken gerathen. Frauen stiften doch ewig Unheil an.“

„Sie ist nur indirect schuld,“ verbesserte Titus beschämt, „durch ihre Herzensgüte, durch ihre Grazie, durch ihre Lieblichkeit. Ich möchte auch so Eine haben!“

„Die gibt es nicht,“ versicherte der Ehemann, mit dem richtigen Familien-Egoismus.

„Nicht ganz so, aber ähnlich,“ verbesserte Titus schüchtern weiter. „Wie der Körper der Seele bedarf, bedarf mein Haus eines weiblich zartwaltenden Geistes.“

Emmrich war eben dabei dies Ideal durch einen an die Wand gemalten Hausdrachen fortzuscheuchen, als zu der Frauen Glück in grüner Umrahmung Käthchen's liebliche Gestalt auftauchte, wie im Bild die Zukünftige erscheint in der Sylvesternacht. Titus starrte das jugendfrische Mädchen an, als habe er Geister gesehen.

„Oho, Käthchen,“ sagte Emmrich vergnügt, „Du kommst wie gerufen, mein Freund und Nachbar Erdwurm hielt soeben den Frauen die schönste Lobrede. — Fahr' nur fort, Titus, sie hat es verdient, ohne sie hätten wir noch lange Nichts bekommen, warten muß ich manchmal, ich könnte grad' Wurzel schlagen; besonders wenn der Junge im Spiel ist, ja ja, die kleinen Herrn der Schöpfung sind noch mächtiger als die großen. Das gehört zum Glück von vorhin, Titus, nach dem Du Dich so sehntest.“

Erdwurm aber schwieg und wurde blutroth.

Ebenso Käthchen, ihr war, als sei plötzlich ihr Herz, ihr Hirnkasten durchsichtig und Titus sähe darin alle ihre Heirathsgedanken auf sich zukommen.

Sie setzte den Teller schnell hin, daß der goldige Wein hochaufspritzte, und wollte fort, aber Emmrich hielt sie fest, schmunzelte und telegraphirte fortwährend mit den Augen zu Titus hinüber, als wollt' er sagen: „Die ist's — probir' — laß sie nicht fort.“ Aber Titus war wie auf den Mund geschlagen.

So saßen die Drei in der Geisblattlaube unter einer Art Zauberbann, bis endlich Elsbeth kam und ihn löste.

Nun erfuhr Käthchen viel von dem Leben und Weben des vom Glück begünstigten Herrn Titus Erdwurm, dem nichts — absolut nichts fehlte, als eine Frau.

Käthchen sah ihm aus sicherem Laubversteck nach, als er fortritt, und hielt folgendes Selbstgespräch. Erst: „Wäre ich der Gedanken los.“ Dann: „Ob er es werden könnte?“ Directe Antwort: „Niemals,“ indirecte: „wer weiß. Sein Pferd ist hübscher als er — das passirt wol leicht — Thiere gefallen mir viel eher als Menschen, woher das nur kommt? — Er sitzt nicht schlecht — ob er sich umsieht — ja — etwas roth im Gesicht, bei der Erndtezeit kann das nicht anders sein. Wie äußerlich ich bin! wie leichtfertig! Er ist gewiß ein sehr guter Mensch. Wenn er nur nicht Erdwurm hieße — Käthchen Erdwurm, das klingt schrecklich. — Nein, lieber laß ich mich gar nicht darauf ein.“

Plötzlich fuhr sie zusammen, als sie sich wieder auf bösen Wegen ertappt.

Elsbeth stand hinter ihr, den Knaben Amor in Person, wie er in der Familie hieß, auf dem Arm. Das Bürschchen legte sich weit hinaus, um Onkel Titus fortreiten zu sehen. „Den solltest Du heirathen," rieth Elsbeth, „eine Seele von Mann, bequem, zartfühlend — so etwas schlägt man als Mädchen nie hoch genug an. Ihr paßt vortrefflich zu einander, und wie reizend, Dich so in der Nähe zu haben. Er wünscht nichts mehr, als sich zu verheirathen."

„Männer, die auf Freiersfüßen gehen," sagte zürnend Käthchen, „waren mir von jeher in den Tod verhaßt — dabei führt er einen Namen —"

„Der Name thut nichts zur Sache, auf den Menschen kommt es an," entgegnete weise Elsbeth. „Emmrich heißt Kreuzkloben, findest Du das besser? Da mußte ich auch hinüber, und habe es nie bereut. Daran gewöhnt man sich viel eher, als an andere schlimme Eigenschaften. Freilich in der Pension sollte meiner Armand von Bellefleur heißen. Weißt Du noch? Er hatte auch dunkle Augen. — Welchen Namen gabst Du doch Deinem?"

„Träume, Schäume," meinte Käthchen, „die Zeiten sind vorüber, ich bin alt genug, um dergleichen bei einer vernünftigen Heirath zu vermeiden. Ich möchte wol heirathen," fuhr sie erröthend fort, „aber ich weiß nicht wen. Möchte auch einen braven Mann haben, wie Du."

„Heirathe Titus — der brennt darauf, ich sah's ihm an."

„Du sprichst grade als ob er morgen anhalten würde, und ich kenne ihn erst seit heute früh."

„Lange Zeit wird er nicht brauchen — Du willst heirathen — er will heirathen, brav seid Ihr beide, da wäre doch das Gescheidteste, Ihr thätet Euch zusammen."

„Du bist recht kindisch, Elsbeth, grade wie zur Zeit da wir mit Murmeln als Personen Romane spielten und Ehen stifteten. Eine Heirath war bei Dir fertig im Umsehen, wenngleich die Wasserblaue gar kein Gefallen hatte an der Rosenrothen. Menschen sind aber nicht Murmeln."

Vor dieser Wahrheit verstummte Elsbeth.

Titus aber kam alle Tage, vom Tag an, wo er Käthchen in Waldhof getroffen. Die junge Frau hatte ganz recht; was brauchte es der Zeit bei dieser Sache.

Des Mädchens Bild als Hausfrau in seinem hübschen Hause erfüllte seine Phantasie im ersten Augenblick, als er sie sah — ließ nicht mehr von ihm los, verfolgte ihn, bis er wie eine ruhelose Seele hing zwischen Waldhof und Kiekebusch. Auch heute Abend wurde er erwartet. Das Mädchen stand sinnend auf dem Altan, der die Landstraße übersah. Der erste Stern blitzte am röthlichen Himmel auf. Dort, hinter dem üppigen Busch alter Linden, lag das hübsche blanke Wohnhaus von Titus mit seinen zierlichen Thürmchen und Balconen.

Die Heerden zogen wohlhäbig brummend nach Hause, rings war die Gegend in jene lebendige Friedensatmosphäre getaucht, wie sie an schönen Abenden dem Lande eigen. So möchte man es immer um sich haben, nie wieder hinein in das Gewühl und den Lärm einer Stadt.

Wäre doch nur Titus ein wenig anders — nur ein wenig. Sie wußte selbst nicht, was ihm fehlte — ob es der Schneider machen könne, der Friseur,

oder ob es tiefer lag. Warum gefiel er ihr, so lange sie ohne diese abscheulichen Heirathsgedanken an ihn dachte. Ob diese kühle kritische Stimmung wirklich die rechte sei zum Heirathen?

Möglich! sie hatte ja keine Erfahrung darin, und die Männer, die manche ihrer Freundinnen sich genommen, würde sie nicht ohne Schrecken haben heirathen können. Schade, daß man heirathen mußte, um glücklich zu werden. War sie denn nicht glücklich? — eigentlich ja, aber es bleibt ja nicht — man verträumt die Zeit, und ehe man sich's versieht, kommt man in das alte Register. Die Mutter sagt: — sie seufzte — „wer absolut heirathen will, darf nicht wählerisch sein".

Heute, wie alle Abende, versammelten sie sich auf dem Altan. Elsbeth ging ab und zu — der kleine Amor lief vermittelnd von Einem zum Andern, oft dicht bis an die Abgründe der Liebe leitend, haarscharf ging's vorbei und kam doch zu keiner Erklärung, zur großen Verzweiflung von Elsbeth, die fortwährend Zusammenkünfte halten mußte mit Titus, in denen er unermüdlich dasselbe sagte, während die immer Beschäftigte angstvoll dabei an ihr erwachendes Kind, an den verbrennenden Pudding, an wer weiß welche wichtige Begebenheit der Haushaltung dachte, die ohne ihre Anwesenheit nicht von der Stelle kam.

„Es muß ein Ende haben," hatte sie heute Emmrich gesagt, „länger hält es die Wirthschaft nicht aus; veranstalte Etwas, um es zum Klappen zu bringen. Mir ist zu Muthe, sobald Titus kommt, als säße Einer mit geladener Schußwaffe neben mir. Das ist doch zu arg; wie's scheint, bringt es kein Mann zur Aussprache ohne Nachhilfe, so verliebt er auch sein mag."

„Es bleibt eine sehr heikle Geschichte," meinte Emmrich, „ich habe mich mehr dabei geängstigt, als auf der Schanze von Düppel, und Du machtest nicht einmal Käthchen's steinernes Gesicht, ein wahres Sphinxgesicht; kein Mensch, geschweige denn ein blind Verliebter, kann wissen, was er davon zu halten hat."

„Wie wär's mit einer Strandpartie?" rieth Elsbeth, „das bringt die Gemüther vielleicht in Aufruhr. Ich würde rathen: krieg' sie beim Kopf, küß sie tüchtig und frage nicht viel, da ist die Geschichte auf einmal klar, einmal muß es doch so kommen. Du hast es auch nicht anders gemacht, und daß es Dir furchtbar schwer geworden, habe ich nicht gemerkt."

„Doch, Elsbeth; ein Verliebter, der heirathen will, hat nicht mehr Courage als ein kranker Kanarienvogel, davon könnt ihr keine Idee haben, ihr sitzt auf eurem Thron mit dem Richtbeil, und paßt es nicht, schlagt ihr einem mit kaltem Blute den Kopf ab; das ist nicht angenehm. Bist Du Käthchen's nicht ganz gewiß, so bringe unsern Freund Titus nicht in diese bedenkliche Lage."

„Wie soll man vom Unsichern des Unsichersten, eines Menschenherzens, gewiß sein, Emmrich."

„Mag er's versuchen, wenn er's nicht lassen kann."

Der Vorschlag einer Strandpartie wurde von den jungen Leuten mit Enthusiasmus begrüßt.

Ein goldner Vollmond stand am Himmel, die Erde trug ihr Prachtsommergewand — nun noch das Meer. Käthchen kannte und liebte es. „Wenn er

mir da gefällt," dachte sie, „nicht gar zu schlimm aussieht in seinem Sommerröckchen, nicht gar zu kleinlich neben dieser Großartigkeit, so nehme ich ihn."

Elsbeth aber stieg, nachdem sie ihrem kleinen Amor zur Stärkung ihres schwierigen Unternehmens noch einen Kuß gegeben, hinauf in Käthchen's Schlafkammer, entschlossen, ein Wort zu Gunsten des armen Titus fallen zu lassen, um ihrer Freundin ein ähnliches Glück als das, worin sie selig war, und sich Ruhe zu verschaffen. Da es keinen zweiten Emmrich in der Welt gab, kam's ja nicht darauf an, wen sie heirathete, nur daß sie heirathete.

Käthchen lag schon in den Kissen. Der Mondstrahl strich über ihr Gesicht, kalt wie Ueberlegung, aber die kleine Leuchte am Bett stritt mit warmer Gluth dagegen.

Sie war noch wach, hatte die Augen nach oben gerichtet und dachte über das Schicksal der Frauen nach, wobei Titus' Gestalt als Gespenst an der Decke zu hüpfen schien, sie verwirrend und das schöne Bild verderbend.

Elsbeth setzte sich auf die Bettkante.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," sagte Käthe.

„Dazu braucht man kein großer Prophet zu sein, da ich alle Abend komme," entgegnete die junge Frau, ihre Flechten lösend, um keine Zeit zu verlieren und keinen Augenblick von dem Schlaf, den Amor ihr etwas karg zumaß. „Der ist immer wach, ehe noch ein Mensch daran denkt," klagte sie, „dabei macht Emmrich einen Spectakel beim Aufstehen, er hat gar keinen Respect vor dem Morgenschlaf."

„Ich weiß auch, was Du sagen willst," fuhr Käthchen fort.

„Nun natürlich, ich sage auch immer dasselbe. Heirathe Freund Titus, er verdient es um Dich. Essen und Trinken vergißt er; freilich, ich mußte nachher die Cotelette aufwärmen, aber Du hattest doch nur das Angenehme davon. Wie muß er gelaufen sein, um Dir die verlangte Blume bei 20 Grad Hitze zu verschaffen."

„Ich sah nur," äußerte Käthchen undankbar, „daß er dunkelroth geworden wie die Rose, und es stand ihm lange nicht so gut; aber Du hast recht, er ist rührend, ich möchte ihn ja auch heirathen."

„Nun, dann nur vorwärts. Unbegreiflich! Ihr wollt jetzt schon beide bald drei Wochen und doch kommt's nicht dazu."

„Heirathen ist viel schwerer, als ich gedacht hatte," seufzte das Mädchen, „ich wollte, ich wachte eines Tages verheirathet auf."

„Das wäre kein kleiner Schreck, Käthchen; besser, man gewöhnt sich. Kiekebusch ist das hübscheste Gut der Umgegend, das will auch etwas sagen — und welch' reizende Mutter und Schwester, grade zum Verlieben — verträglich, geneigt der Verheirathung. Es ist eine große Sache, Käthchen, mit der Verwandtschaft; manche junge Frau tritt in die Familie, als ob man sich in die Nesseln setzt. Versuch, ein wenig ernsthaft zu wollen, überlege Dir's mit dem Titus und mache morgen einen Ueberglücklichen."

Käthchen versuchte, daran zu denken, aber der Gedanke an Erdwurm vermochte sie doch nicht lange wach zu halten; sie schlief bald über ihren Sorgen

ein, und stand am Morgen eben so unentschieden auf, als sie zu Bett gegangen.

Zwischen Emmrich und Frau spielte früh eine kleine Scene. Umsonst versuchte der Mann, Elsbeth zur Morgenfahrt aufzumuntern. Immer wieder schlossen sich die Wimpervorhänge, und es gelang ihm nicht, den „holden Schlaf zu morden". Heuchlerisch murmelte sie, er möge nur gehn, sie würde nachkommen. Was er davon zu halten hatte, wußte er aus Erfahrung. Endlich wurde ihr klar, daß antworten noch die einzige Manier wäre, ihn los zu werden. Heute war ja Strandpartie.

„Frühstücke allein, liebstes Herz," bat sie, „ich habe Alles herausgegeben."

„Das wär' das Wenigste," antwortete Emmrich, „aber wir müssen fort, Titus wird gleich da sein.

„Wir," lispelte sie träumerisch mit geschlossenen Augen, „ich wollte nie mitfahren, Du hast Dir die ganze Partie ausgedacht. Wie kann ich fort von dem Kind. Mutter ist man vor Allem." Diesen Ausspruch kannte Emmrich als die gefährlichste Waffe. Sprachlos über diese Intrigue stand er da. „Sei gut, geh," bat sie, ihn liebevoll durch die halbgeschlossenen Augen anblickend.

„Wenn mir dergleichen eingefallen wäre," murrte er unwirsch; „ich kann meinen Jungen übrigens eben so gut in Acht nehmen als Du, und die Sanne ist auch noch da.

Darauf wurde Mutter Elsbeth ganz wach, setzte sich auf, legte die Hand auf ihr Kind und rief:

„Sanne! das ist was Rechtes; Sanne, die neulich den Wagen umkehrte und den Schatz herauswarf!"

„Habt Ihr das gestern nicht auch gethan?" äußerte Emmrich, seinen Vortheil wahrnehmend, „Du und Käthchen, dazu lachtet Ihr noch."

„Wenn man selbst so etwas thut, ist's ganz etwas Anders — nebenbei kollerte der Junge in das weiche Gras."

„Laß die Beiden allein fahren," brummte Emmrich, „was gehn uns ihre Liebesaffairen an?"

„Nein, das schickt sich nicht," rief Elsbeth bedrängt, „es ist eine fatale Geschichte und schlimm, daß sie sich grad' hier abspielen muß. Aber Deines Freundes wegen, mit Deinem guten Herzen mußt Du schon eine Rolle darin übernehmen."

An das wirklich unergründlich gute Herz Emmrich's appellirte man nie umsonst — er ergab sich in sein Schicksal, übernahm die Rolle des Elephanten und erhielt so viele Liebkosungen des erwachten Amor dafür, daß er es sogar mit Grazie that. Käthchen stieg, empört über die Treulosigkeit ihrer Freundin, in den mit tausend Attentionen beladenen Wagen des Herrn Titus und fuhr ihrem Verhängniß zitternd entgegen.

Ein Tag in nächster Nähe bringt oft mehr zu Stande, als jahrelanges entferntes Beisammensein.

Titus Erdwurm kam mit kluger Zurückhaltung seinem Opfer immer näher, spann es in ein Netz von Aufmerksamkeiten ein, wie die hinterlistige Spinne das unschuldsvolle Mückchen.

Käthchen fühlte sich geschmeichelt — welchem Mädchen thäte dergleichen nicht wohl? Mehr Angst als eine Mutter stand Titus aus, daß sie sich überhitzen, übermüden, erkälten, verhungern könnte.

Auf dem Sockel seiner Anbetung stand sie und ließ sich die Rauchopfer, die süßduftend zu ihr aufstiegen, gefallen; das war schon viel gewonnen. Dabei half die Natur mit schmeichelnden Lüften, mit Feldern, Wäldern, umschwärmt von fröhlichen Geschöpfen — die goldnen Aehren im Kranze von Mohn und Kornblumen. Alles schien zu sagen: „Heut' ist Dein Festtag, heut' ist Dein Ehrentag, laß ihn nicht vorüber! Der Glanz verweht, ein graues, nüchternes Leben bleibt übrig."

Ja, der Rahmen war wundervoll, aber das Bild! — Beim Mittag im grünen Wald aß Emmrich viel und sprach wenig, die Beiden dagegen sprachen viel und aßen wenig. Sie sprachen über Gott und die ganze Welt, nur nicht über das, was beiden zunächst am Herzen saß. „Lauter verlorne Zeit," dachte Emmrich und versuchte sie allein zu lassen; aber Käthchen klammerte sich sofort an ihn, als Schutz- und Nothanker, sobald die Empfindung Erdwurm's der hohen See schwärmerischer Liebe zusteuerte.

Nachdem sie jeden schönen Punkt der Umgegend berührt, langten die drei gegen Abend in dem besuchtesten Badeorte des Strandes an. Auch er hatte sein festlichstes Kleid angelegt. Die untergehende Sonne entfaltete eben ihre goldglänzende Purpurschleppe; Schaaren lustiger Kinder, in bunten Farben, hüpften tanzend und spielend auf waldiger Wiese; fröhliche Menschenmassen schimmerten durch die dichtbelaubten Bäume, Musik, bald sehnsuchtsvoll rufend, bald aufjauchzend, bald in übermüthigen Tanzweisen, durchzog die Luft.

Käthchen war ganz berauscht. Nie hatte sie die Menge der Menschen mit solcher Freude begrüßt, mit solcher Liebe umfaßt. Wohl und sicher fühlte sie sich in diesem Gewühl, wie der Fisch im Wasser — noch einmal zurückgeschenkt das freie Jugendleben, welches sie heute durch bindende Gelübde verlieren sollte.

Als die Sonne versank, gingen die Drei zum Abendbrot auf die gemauerte Terrasse am Meer, wo ein Zauberspiel von Licht und Nebel begonnen hatte, in dem sich schattenhaft Gestalten hin und her bewegten, ab und zu aufglänzend in feenhafter Beleuchtung.

Als Käthchen unter dem großen Kandelaber in vollem Licht stand, stürzte plötzlich, sich aus der Masse loslösend, ein frisches, dunkeläugiges Wesen auf sie zu, umarmte sie stürmisch und entführte sie jäh, wie der Wirbelwind das Blatt am Baum, den erstaunten Männern.

„Eine komische Mode," meinte Emmrich, „mit Verlaub wäre doch nicht zuviel gewesen. Elsbeth würde spotten und sagen: Du läßt Dir Alles vor der Nase wegnehmen. Trink' ein Glas, Titus, und schlag' Dir die Frauenzimmer aus dem Kopf, man hat seine liebe Noth mit ihnen. Wenn ich nicht schon Eine hätte und es so gut getroffen, wer weiß, ob ich es noch riskirte. Das Junggesellenleben hat doch auch seine schönen Seiten."

Titus aber trank nicht — er sah der Geliebten sehnsuchtsvoll nach, wie der Stern, der dem Wandrer in dunkler Nacht als einziges Licht verschwindet.

Käthchen ward durch ihre Entführung mitten in eine Gesellschaft lustiger frischer Officiere versetzt, welche ihre Jugendschönheit mit beifälligen Blicken musterten, besonders der Eine, ein langer blonder Mensch, der aussah, als hätt' er mit seiner Gestalt über das Ziel geschossen.

Ihre Entführerin schrie ordentlich vor Entzücken und rief ein über das andre Mal: „Käthchen, daß ich Dich hier finden mußte, Dich, mein zweites Ich aus der Pension! — Besinnst Du Dich noch auf unsern Tugendbund? Waren das Gelübde! — Nicht heirathen stand oben an, keine wollte je einen Mann ansehn. — Was wollten wir eigentlich? recht weiß ich's nicht mehr. Denk' Dir, ich bin mit diesem, mir damals fast fremden Menschen in alle Welt gegangen. Dazu wärst Du zu vernünftig gewesen."

Dabei stellte die in der Pension wegen tausend wilder Streiche berühmte Arabella stolz ihren ritterlichen Leonin vor, der etwas steif und förmlich Käthchen's Gruß erwiderte. Man drang in das Mädchen, bei der Gesellschaft zu bleiben; man versicherte, sie nöthigenfalls mit dem Schwert vertheidigen zu wollen.

„Es geht nicht," antwortete sie auf Alles, „ich komme ein ander Mal, ich bin mit Freunden hier, die ich nicht verlassen kann."

„Holla!" rief Arabella und ihre Augen blitzten lebensfroh, „ich versteh'" —

„Du verstehst gar nichts," flüsterte Käthchen angstvoll, „ich bin mit Elsbeth's Mann hier!"

„Elsbeth hat auch schon Einen," schrie entzückt Arabella, „unsre Klosterfrau! Die Welt ist rund und dreht sich."

„Da sitzt er," erläuterte flüsternd Käthchen weiter, „ich muß hin, er könnte bös werden."

„Der! vor dem würde ich keine Angst haben," erklärte die junge Frau mit seltner Männerkenntniß, nach dem ersten Blick auf diesen Urtypus der Gutmüthigkeit. „Aber freilich, da ist noch Einer — Käthchen, der?"

„Sei doch still," flüsterte das Mädchen zurück, „ich weiß nicht —

„So was muß man doch gewiß wissen," meinte eifrig Arabella.

„Du sprichst nichts als Unsinn," entgegnete Käthchen leicht, „grad' wie in der Pension — ich bin kein Strudelkopf, ich überlege mir die Sache."

Da schlug Arabella eine silberhelle Lache auf, die weithin über das Gedränge schallte und ihr einen verweisenden Blick ihres Leonin eintrug.

„Ihr müßt alle zu mir kommen," sagte sie darauf, „und wir wollen lustig sein wie die Kinder und gar nichts überlegen."

„Laß mich nur jetzt fort," bat Käthchen wieder. Leonin unterstützte sie.

„Meine Frau reißt den Leuten immer den Aermel aus, damit sie bleiben. Das ist gar nicht angenehm, Arabella. Das Fräulein wird uns einen andern Abend schenken, über den sie besser disponiren kann."

Nachdenklich kam Käthchen zurück. Warum sollte sie es sich nicht überlegen? — Es gab doch viele Arten von Liebe — welcher Art war wohl die ihre für Titus? Sie kam darüber nicht in's Reine. Die Ehe mußte aber eine angenehme Lage sein, da selbst die männerhassende Arabella sich darin wohl befand.

Arabella! die mir gepredigt: Heirathen sei die größte Knechtschaft und bitterste Erniedrigung. — Eine alte Sage kam ihr in die Gedanken, deren Sinn war: einmal erscheine vor Jedem in verhüllter Gestalt das Glück, wer es dann erkenne, ergreife, der habe es, nie kehre es zum zweiten Mal zurück. Ob unter Titus' Gestalt ihr Glück vor ihr stände? Weh' ihr, wenn sie es dann zurückweist.

Als die Menge sich verlief, gingen die Drei an das einsame Meeresufer — der Strand lag da, als schliefe er, aber die Wogen rauschten und rollten und konnten sich nicht beruhigen. Ein gefälliger Mond streute in Silberflittern seinen Reichthum aus, wie ein König blanke Münzen. Dankbar empfingen sie Käthchen und Titus, nur der müde Emmrich erklärte das schimmernde Zeug für werthlos und das Ganze für eine Mondscheinquälerei; er sähe ihn lieber vom Bett aus an, und sie würden auch noch zu der Ansicht kommen. Das Mädchen setzte sich auf die Düne und ließ die Welle brüllend herankommen, aber immer noch zu rechter Zeit zog sie den kleinen Fuß zurück, während Titus in heißem Bemühn, ihr diese oder jene gewünschte Kostbarkeit zu verschaffen, schon über und über naß war und glänzte wie ein Meergott. Emmrich brummte. „Nichts als einen Schnupfen wird er davon tragen, der arme Mensch; immer die alte Geschichte, je mehr er sich zerreißt, je weniger richtet er aus — ein verdummender Zustand, das Verliebtsein — ob ich mich damals auch so thöricht benommen habe? Wahrscheinlich!"

Käthchen aber träumte, sie wollte gar zu gern ihr Ideal in Titus, dem guten Titus finden — das dämmrige Zwielicht kam ihr zu Hilfe. Je weniger sie von ihm sah, je mehr glaubte sie, er wär's. Hätte er jetzt ihre Hand verlangt, wie im Traume hätte sie sie ihm gegeben, freilich nicht ganz an seine Adresse, sondern an die des Ideals, welches trotz aller Vernunft in ihrem Mädchenherzen schlief; aber was that's, hatte er sie nur erst. Viele heirathen ja so.

Titus' edles Gemüth dachte aber nicht wie Jene, die zugegriffen hätten: ihre Freundlichkeit erfüllte ihn mit Hoffnung, mehr verlangte er nicht für jetzt, bescheiden wie er war; er wollte der Blume Zeit lassen, sich harmonisch zu entfalten, da es doch endlich schien, Frühling für ihn zu werden.

Es ist aber eine alte Geschichte, daß man die Göttin Gelegenheit sofort bei ihren goldnen Haaren fassen muß. Morgen ist nicht Heute. Heute sah schon von außen ganz anders aus: grau, rauh, verregnet, verweht, — man begriff nicht, daß man Abends zuvor herrlich auf Plätzen gesessen, vor denen einem jetzt schauderte. Heulend griff der Sturm in die leichten Pavillons und zauste an den bunten Fahnen.

Elend war das Unterkommen der drei Vergnügungsreisenden. Schon mehr eine Marterkammer.

Käthchen stand einem gigantischen blaugewürfelten Familienbett verzweifelnd gegenüber, aus welchem die einer alten Hexe ähnlich sehende Besitzerin erst ein Rudel heulender Kinder entfernte.

Die beiden Männer kamen auf den Heuboden.

Als der Morgen nun draußen auch noch kläglich begann, zog Käthchen die Decke über den Kopf in trostlosester Stimmung. Wo war der strahlende

Abend geblieben? — wo war Alles geblieben, was sie am Strande empfunden? Erloschen war's, wie ein Funke im Wasser; hatte plötzlich Farbe verloren, wie ein ausgewaschenes Tuch, und doch hatte sie es selbst gesehn mit diesen Augen, geschmeckt mit den Lippen, eingeathmet mit der Luft.

Heute könnte sie Titus nicht heirathen! Sie begriff nicht einmal, wie ihr der Gedanke gestern so nah gekommen war. Schlimm, dachte sie, indem sie sich ankleidete, daß man oft am Morgen nicht mehr mag, was man sich am Abend wünschte; aber noch ist es Zeit — ich warte lieber. — Durch Titus' Erscheinung wurde die Sache nicht besser. Manche Leute gewinnen bei einer genialen Unordnung, und der Wind, der durch ihre Haare fährt, frisirt sie besser als der größte Haarkünstler. Nicht so mit Titus; Zierlichkeit, Accurateſſe war sein Hauptschmuck. — Wie soll man dazu in einer Heuscheuer kommen, ohne Spiegel, ohne das raffinirte Handwerkszeug einer überfeinten Toilette? Das unheimliche Gefühl, es sei etwas in Unordnung an seiner Persönlichkeit, verließ ihn nicht.

Ach! auch er war heut' nicht derselbe wie gestern, und seiner zögernden Hand das Glück entflogen. Brummend packte sie Emmrich in den Wagen und schwur, sich nie wieder auf so unsichere Dinge einzulassen. Mag seine Frau es jetzt versuchen.

Käthchen beichtete Elsbeth sofort Alles. Fest entschlossen sei sie gewesen, und über Nacht sei's ihr gradezu wieder vergangen, wie eine Krankheit, wie kaltes Fieber. Der kleine Amor, der zwischen Beiden herumkrabbelte und immer den Namen hörte, setzte sich plötzlich auf und gab, eingedenk vieler Bonbons, auch seine Meinung ab:

„Onkel Titus gut — — guter Onkel Titus."

Das Wort im Kindermund that mehr, als alle Reden Elsbeth's. Heftig raffte ihn Käthe in ihre Arme, rufend: „Das Kind hat Recht! Ich will ihn nur erst heirathen, dann lieb' ich ihn später gewiß."

Aber es gingen wieder acht Tage ohne Resultat vorüber. Am neunten lag auf dem Frühstückstisch eine dringende Einladung Arabella's zum Ball.

Emmrich sah das parfümirte Ding mit Mißtrauen an. „Ein Ball in den Hundstagen!" rief er; „hat man nicht Arbeit genug bei der Hitze? — vor vernünftigen Leuten ist sie sicher." Amor in Person, der auf Elsbeth's Schoß saß, griff nach dem zierlichen, bunten Schreiben, las es auf seine Manier und riß es in Stücke.

„Kluger Junge!" schrie der Vater, vollständig einverstanden mit dieser brutalen Behandlung. „Nicht wahr! Das ist nichts für uns?"

„Wenn nur die Käthe schon verheirathet wär'!" seufzte Elsbeth. „Wie hübsch könnten die Zwei mitsammen hinfahren. — Jetzt wird doch Einer von uns mit müssen."

„Der Eine bin ich aber diesmal nicht," äußerte Emmrich eifern. „Ueberlassen wir Käthe ihrer Freundin und ihrem Schicksal, wir haben nun einmal kein Talent zur Weltregierung, und Gott sei Dank, auch nicht die Pflicht. Titus ist durchaus noch nicht um einen Zoll weiter gebracht, im Gegentheil, mir ist manchmal, als hätten wir die Karre ..."

„Pfui!“ rief Elsbeth empört, „komme nur nicht wieder mit Deinen ländlichen Vergleichen. Solch' ein Mädchenherz will seine Zeit haben, um weich zu werden.“

„Nun,“ meinte Emmrich, „an diesem ...“ Doch er schwieg, um nicht einen andern, noch unliebsamern Vergleich anzustellen.

Käthchen war gar nicht bös, allein zu fahren, ganz froh, einmal unbeachtet aufzuathmen und nichts von Titus oder vom Heirathen zu hören.

Er that ihr sehr leid beim Abschied, wo alle heitern Decorationen seines Antlitzes plötzlich in Trümmer zusammen sanken.

Der Strauß, den sie von ihm empfing, stumme Liebeserklärungen auf den unschuldigen Blüthenlippen, rührte sie fast. Eifrig versprach sie, bald wiederzukommen, ja es entschlüpfte ihr hie und da im Drang des Augenblicks ein wärmeres Wörtchen, welches versengend durch Titus' weiße Sommerweste drang. Sie war doch recht an ihn und seine Aufmerksamkeiten gewöhnt. Als sie allein aus dem Wagen mußte, Keiner da, der mit Liebeseifer all' ihre Packete trug, fehlte er ihr außerordentlich.

Von den Eisenbahnleuten, von den Passagieren, von den Gepäckträgern ging eine kränkende Gleichgültigkeit aus, wie sie sie nicht mehr gewohnt war, und in ihrem Herzen dämmerte, daß geliebt sein, am Ende Glück sei.

Eh' sie zur Freundin fuhr, wollte sie nach Haus wegen des Ballstaats, eigentlich wegen Titus.

Geschrieben hatte sie nichts davon. So etwas schreibt sich schlecht, dazu war's zu unbestimmt, er hatte ja noch kein Wörtchen gesagt. Beschwatzen ließ sich's darum desto besser.

Ihre Ankunft wurde wie ein Fest gefeiert. Sie, das geliebte Nesthäkchen der Familie — geboren nach des Vaters Tode, ein Zeichen neuer Freude, neuen Lebens, — Schwester Marthe, die Aeltere, glaubte, daß das Kind aus zarterem Stoff gebildet sei als die übrige Menschheit, geschaffen zum Glück, grade weil sie in solch' dunkle Schreckensnacht hineinfiel wie ein lichter Stern. Extra mußte Alles sein für Käthchen. Ob dieser Herr Titus wol extra war? Es kamen ihr Zweifel.

„Kind,“ sagte sie, „Heirathen ist eine bedenkliche Geschichte; hast Du ihn Dir auch gründlich angesehen?“

„Wie konnte ich anders,“ antwortete Käthchen nicht grade in poetischer Stimmung und immer etwas kurz angebunden mit der anbetenden Familie; „saß er mir doch alle Tage vor der Nase. Ansehen ist übrigens nicht immer der beste Weg, um sich zu verlieben.“

Vor der Mutter tauchte ein heißersehntes Bild auf. Ihr Käthchen versorgt, verheirathet. Oftmals hatte sie mit Bangen an die Zukunft gedacht. Die Zukunft, für die sie nichts thun konnte und die wie ein dunkler Abgrund vor den Schritten dieses verwöhnten Lieblings lag. Nun schien Alles hell, um sie her sproßte und blühte die Familie von Neuem auf, Enkelchen umstanden ihre Kniee, es war zu herrlich.

Die Hände wie zum Gebet faltend, sagte sie: „Käthchen, wenn's irgend geht, thu's. — Freilich, ein rechtschaffner Mann muß es sein, alles Andre ist

Nebensache. Das ist er doch gewiß, sonst würde er nicht Emmrich's Freund sein. Lieberes könnte mir nicht geschehen, als Dich in der Nähe der Beiden zu wissen."

„Ist es Dir auch so schwer geworden mit dem Heirathen?" frug Käthchen, einen Trost suchend.

„Das könnte ich nicht sagen," antwortete die Mutter diplomatisch, „aber die Naturen sind verschieden."

„Ach!" seufzte das Mädchen, „meine ist leider, wie es scheint, eine Alte-Jungfern-Natur, und ich möchte doch um keinen Preis eine werden."

„Ja, Käthchen, es ist Manches schwer in der Welt — Alleinbleiben und Heirathen. Es kommt nur darauf an, daß man das Rechte wählt. Ein großer Trost wär's mir, Dich versorgt zu wissen; Marthe hilft sich schon eher durch. Die besten Ehen fangen oft an, als ob man in einen sauren Apfel beißt — nachher kommt die Belohnung."

„Oder es ist noch gar ein Wurm darin," äußerte Marthe, die der Geschichte mißtraute.

„Mache das arme Kind nicht ängstlich," schalt die Mutter, „Courage gehört zu Allem. Warum willst Du aber noch vorher zum Ball bei der wilden Arabella, die dich schon in der Pension in nichts als Ungelegenheiten brachte? Brauche die Zeit lieber zur Ueberlegung."

„Ueberlegen hilft mir nicht, Mutter; wenn ich mich recht bedenke, will ich immer nicht. Laß mich mein Leben noch genießen, dann komm' ich am leichtesten zur Vernunft. Könntet Ihr nicht nächste Woche herauskommen nach Waldhof und ihn Euch ansehen? — Es thäte viel, wenn Ihr mir dann gut zureden könntet."

„Zureden ist ein schlechtes Geschäft," entgegnete Marthe, „Dank hat man wenig davon. Geht es schief, hat man Schuld, — geht es gut, sind sie angst, man könne glauben, sie hätten sich nicht allein gefunden. Hier kommt's doch nur darauf an, daß er Dir gefällt."

„Ich weiß nicht, ob er mir gefällt," sagte Käthchen, „ich weiß nur, daß ich ihn nicht heirathe, wenn er Euch nicht gefällt."

„Frag' Dich ja auf das Gewissen, wie Du über ihn denkst," meinte die Mutter.

„Ich denke gar nichts," antwortete sie rathlos. „Ist er mir aus den Augen, find' ich ihn begehrenswerth; kommt er mir nah, red' ich gern mit ihm; will er mich heirathen, find' ich ihn plötzlich grausig, schrecklich, wer weiß was alles, — ordentlich fürchten könnt' ich mich vor ihm. Helft mir! rathet mir!"

„Die Sache ist noch nicht reif," meinte die Mutter, „lassen wir das Kind in Ruh'."

Es wurde abgemacht, daß sie nächste Woche nach Waldhof heraus kämen, und Käthchen fuhr beruhigt auf den Ball.

In tiefen Gedanken über die Schwierigkeiten in ihrem jungen Leben fuhr sie zur gefährlichen Freundin. Alle wilden, lustigen Streiche, die sie miteinander verübt, gingen durch ihre Seele, erfrischend, erquickend wie Kinderlachen, — eine

unwiderstehliche Sehnsucht ergriff sie nach der Zeit, wo man noch nicht braucht vernünftig zu sein, um glücklich zu werden.

Am Bahnhof empfing sie die Freundin mit ein paar feurigen, eigensinnigen Ponies, die unter ihrer Leitung davon sausten, angetrieben durch alle erlaubten und unerlaubten Hetzmittel.

„Wir fahren hinten herum, damit Leonin uns nicht sieht," erläuterte Arabella lachend, „ich muß mir meine Scherze grad' so heimlich erringen, als damals in der Pension; denn denke Dir, mein Mann — ist es nicht komisch? — grade mein Mann ist, was wir einen Anstandsprinzen nannten, es ist sein einziger Fehler. Anstand, anständig — das ist sein Stichwort; am besten gefiele ich ihm, wenn ich wie ein Automat wäre, bei dem er den Schlüssel zum Uhrwerk besäße. Er hat seine liebe Noth mit mir. Bald fahr' ich, als gehör' ich zum Circus, bald tanz' ich wie eine Bacchantin, bald sprech' ich, was ich nicht sagen soll, noch dazu so laut, daß man es von einem Ende der Stadt bis zum andern hört. Trotzdem bin ich seelenglücklich, denn er ist der beste Mann von der Welt, und diese Erziehungsversuche werden mir wol nicht schaden, Mademoiselle hat ja immer prophezeiht, wenn sie am Bösesten war, daß nur ein Mann mit eiserner Faust meine Erziehung vollenden könne. Eine Faust macht er nun nie, mein ritterlicher Leonin, dazu ist er viel zu höflich; das ist nämlich eine Tugend, die er im Uebermaß hat. Ich sage Dir dies alles nur, damit Du gleich Bescheid weißt bei uns. Wer in eine Häuslichkeit tritt, muß die Parole haben."

Käthchen dachte, die Sache mit der Heirath hat doch einen großen Haken; ich möchte nicht noch erzogen werden, wenn ich schon ausgewachsen bin. Titus würde das nicht thun. Sonderbar, daß sich's Arabella gefallen läßt und ihn so herzlich küßt, während er diese mißbilligende Miene aufsetzt.

Sie waren nämlich nichts weniger als feierlich vorgefahren, und er stand in der Thür. Arabella den Hut im Nacken, die Haare aufgelöst; Käthchen sich krampfhaft an den Sitz klammernd. Natürlich gab es eine Rede, welche Arabella im Gefühl der Schuld stumm und reumüthig hinunterschluckte.

Am nächsten Tag kam der Ball. Der Saal erglänzte in vollem Licht — Licht und Grün ersetzen viel, manche Schwäche war durch sie übertüncht; Glanz und Schimmer verdeckte die Armseligkeit der Räume.

Käthchen, die dergleichen noch nie gesehen, ging begeistert und erhaben herum in ihrem weißen Kleidchen mit rosa Schleifen, deren jede die Liebe genäht und in die sie einen Zauber kleidsamen Gefallens hineingewoben.

Sie hatte etwas von einem großen Baby, unschuldsvoll in die Welt blickend, und doch gingen durch den kleinen Kopf lauter Verstandesberechnungen, die eher für das Greisenalter gepaßt hätten. Alle Augenblicke aber wurde der künstliche Bau über den Haufen geworfen durch die wahren, natürlichen Regungen einer Kinderseele, die vom frischen Morgenwind unberührter Natur bewegt wird. Alles noch schwankend, bis die Sonne heraufsteigt und man weiß, wo das Licht zu suchen sei.

Das ganze Regiment fand Gefallen an ihr. Von den Spitzen, die ihr Ehren erzeigten, bis zum jüngsten Fähnrich, der schüchtern ihr seine erste Hul-

digung darbrachte. Des armen Titus' strafende Gestalt trat nicht ein einzig Mal vor ihre berauschte Seele.

Die ganze Welt schien ihr voll liebenswerther Männer, und ihre kleinen Hände konnten kaum die Sträuße fassen, die sie ihr zu Füßen legten.

Als Alles aus war, schlüpfte noch Arabella im Pudermantel zu ihr hinüber, um über das herrliche Fest zu reden. Die Herzen waren zu voll und enthüllen sich weit besser als in steifer Toilette — Mensch ist dem Menschen doch näher, ohne all' das Zeug dazwischen.

Die Lampe brannte gedämpft — von draußen schimmerte durch die Spalten der Vorhänge schüchterne Dämmerung, vor ihnen starben eines köstlich duftenden Todes die müdgetanzten Blumen. Es war eine zauberhafte, etwas schwüle Atmosphäre im Zimmer.

„Käthchen!" sagte Arabella, das würzige Blatt einer kleinen Myrthe zwischen den Fingern reibend, „an solch' einem Abend hat Leonin sich mit mir verlobt! Der Geruch erinnert mich — es war himmlisch."

„Wie machtet Ihr es nur?" frug Käthchen in ihrer Unschuld.

„So etwas macht man nicht," entgegnete strafend die junge Frau, ihren dunklen Königsmantel von Haaren stolz schüttelnd. „So etwas kommt über einen wie der Blitz."

„Ganz unerwartet?" frug Käthchen wieder eingeschüchtert durch die Hoheit der Freundin im Pudermantel.

„Natürlich — wer wird denn dergleichen erwarten? Des Himmels Einsturz hätt' ich mir eh' versehn, als daß er mich einfältiges Wesen wählen würde. Den Abend hatten wir kein Wort miteinander gesprochen — dann aber beim Fortgehn — nun, eigentlich sprachen wir auch da kein Wort, aber — angesehn hat er mich — es ging mir durch Mark und Bein — in der Aufregung zog ich noch fremde Schuh' an, einen rothen, einen weißen — das war kein Spaß Mama gegenüber. — Ich war ja ganz außer mir — wandelte, wo man wahrhaftig nicht an Ueberschuhe denkt. — Käthchen, wenn es Dir je passirt, denk' an mich! In solchen Augen täuscht man sich nicht — wir nannten sie sonst Kalbsaugen, aber den Tag machten sie mir einen ganz andern Effect — grad' als ob ich durch diese blauen Augen in ein neues, wundervolles Leben sähe, und sie mir bis auf den Grund meiner Seele."

„Ich hoffe, das wird mir nie geschehen," sagte Käthchen, indem sie an Titus dachte, vor welchem sie um keinen Preis ihr Innres enthüllen möchte; „ich liebe es nicht, wenn mir die Leute bis in die Seele sehn; es muß sehr unangenehm sein — kommt das immer vor dem Heirathen?"

„Ich denke, aber es vergeht," meinte Arabella. „Leonin sieht mich jetzt mehr mit kritischen Augen an. Für mich hätten die Andern noch ein Weilchen dauern mögen."

„Besser, man macht gar keine Augen," sagte Käthchen weise und setzte sich die Nachtmütze auf — „ich wünsche auch nicht, daß mir welche gemacht werden. Du siehst, Schwärmerei vergeht — was hat man davon? Ich heirathe leicht und verständig einen guten Mann in guter Lage."

„Pfui!" rief Arabella.

„Pfui? — was meinst Du damit?"

„Daß solche Berechnung eine Schande ist für jede Mädchenseele, alter Verstandeskasten ohne Gemüth. Kein Mensch hätte mit Dir getanzt, wenn sie das in Dir geahnt hätten."

„Das Gemüth hat hierbei gar nichts zu thun," entgegnete Käthchen, „das steht auf einem andern Blatt und kommt später."

„Käthchen, nimm Dich in Acht! Die größten Dummheiten begeht man oft, wenn man verständig sein will, besonders beim Heirathen. Liebe, schwärme so viel Du willst, nur sei nicht verständig."

„Schwärmen führt zu nichts," meinte Käthchen, „und ich will im Ernst leben. Was ist aus den Schwärmereien in der Pension geworden? Wo sind all' die Photographien geblieben, in denen Ihr groschenweis Euer Vermögen verschwendetet — denk' an Siegfried mit der edlen Nase — an Theobald mit dem kühnen Profil. Kaum habt Ihr herausbekommen, ob sie je existirt haben."

„Mein Ideal hat existirt!" rief Arabella empört; „was kann ich dafür, daß Feodor schon Jahre lang todt war, als ich ihn verehrte und unter den Lebenden suchte? Ich möchte meine ideale Schwärmerei nicht hingeben für Deine niedrige Krämerberechnung."

„Ich hoffe ja, die Liebe kommt hinterher," stammelte Käthchen schüchtern.

„Hoffe das nicht," schnitt Arabella ihre Rede durch; „darauf hat Mancher umsonst gewartet. — Du, Käthchen, eine Vernunftheirath und dabei tanztest Du Cotillon mit Bely Lindenfels!"

„Warum denn nicht?" rief Käthchen empört. „Man tanzt desto lustiger."

„Und verdreht den armen Schwärmern die Köpfe. Nimm Dich in Acht — Bely fängt Feuer — ich sah es wol — er ist ein Schwärmer."

„Meinethalben mag er eine Rakete sein."

„O, Käthchen, wohin sind die Zeiten, als noch Dein Motto war: das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück, ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück." — Damit schlug sie ihren Pudermantel malerisch um die Schultern und ging empört fort zu Bett.

Käthchen aber schlüpfte in derselben Stimmung in das ihre.

„Wenn nur das dumme Heirathen nicht so nothwendig für unser Schicksal wäre," schluchzte sie, „ich finde es ja gewiß am allerschrecklichsten, grad' als ob Einem ein Messer an der Kehle sitzt."

Im unruhigen Schlaf lag sie, verfolgt von zwei Ungeheuern, die auf sie zukamen. Eins mit Kalbsaugen, eins tanzend mit langen schlotternden Gliedern, bis zu ihrem Glück ein heller wirklicher Sonnenschein sie befreite von grauen Gespenstern.

„Ich will mir's überhaupt noch überlegen," sagte sie am Morgen der Freundin; „es ist doch eine ernsthafte Sache, und grad' weil ich's mit offnen Augen thun will, hast Du Recht: man muß sich erst gründlich umsehen und vergleichen."

So blieb sie von Tag zu Tage und der lange Bely umschwärmte sie mit seinen aurikelfarbenen Augen, trotz dem zürnenden Leonin und der warnenden Arabella, bis das ganze Städtchen davon sprach. Für Heute war ein Fest im

Freien verabredet. Leonin, zu einem Verwandten über Land gerufen, konnte nicht dabei sein. Die Sache schien ihm besorglich. „Das Vernünftigste wär', Ihr bliebt zu Haus."

„Bei diesem himmlischen Wetter zu Haus bleiben?" rief Arabella. „Unmöglich! Daß etwas Ungewöhnliches passiren kann, ist ja grade das Interessante bei der Geschichte. Sei ohne Sorge; wenn Du nicht dabei bist, um mich in Acht zu nehmen, bin ich ein wahres Muster von Anstand. Erlaube es nur; unser Fortbleiben würde mehr zu reden geben, als alle Dummheiten, die ich dort begehn könnte."

Auf diesen triftigen Grund hin gab er es zögernd zu. „Ich würde nie fragen," sagte Käthchen in ihrer Mädchenunschuld.

„Das verstehst Du nicht," antwortete Arabella etwas klein. „Bei Manchem geht es doch nicht ohne das, und man muß schon sehr zufrieden sein, wenn man es meistens durchsetzt."

Ein wunderschönes Wäldchen war zur Feier ausgesucht worden. In sanften Abhängen reichte es bis an den Fluß, auf dem, silberne Streifen nach sich ziehend, die Segel angehaucht vom Abendroth, Fischerkähne fuhren oder auf leichtem Flößholz die Schiffer ihre kleinen Feuer anzündeten. Der Platz idyllisch voll Kieferduft und Wiesengrün.

Lustiges Getreibe empfing sie. Essen wurde ausgepackt. Tafeln gedeckt. Häusliche Noth, sonst mancher jungen Frau schwere Sorge, verkehrte sich hier in Spiel und Spaß. Wem schmeckte es nicht in dieser wonnigen Luft, in dieser heitern Gesellschaft? Als nun gar Lauf- und Tanzspiele an die Reihe kamen, vergaß der siebzehnjährige Mentor Arabella alle Versprechungen, alle Pflichten und wurde unbesonnen, wild wie ein Kind, welches sie ja auch eigentlich war.

Heraus — hinein kroch sie als Katz' und Maus mit Nichtachtung aller Förmlichkeiten, in vollständiger seliger Vergessenheit ihrer äußeren Erscheinung und Käthchen's Existenz. Erst eine Bemerkung ihres Nachbarn lenkte ihre Blicke auf die ihr Anvertraute und Bely, den Langen, den Schwärmer.

Da saßen die Beiden — allein — dicht am Uferrand, abgetrennt von der übrigen Gesellschaft, in sich versunken, die Bösewichte. Hatte ihr nicht Leonin auf die Seele gebunden, dies, grade dies solle nicht geschehn?

Käthchen saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem umgekehrten Kahn, Bely lag ihr buchstäblich zu Füßen und erzählte sein Leben. — Keine Mutter hatte er gekannt, sie starb bei seiner Geburt, der Vater bald darauf — verwaist wuchs er heran — im Cadettenhaus — ohne Heimath, seine einzige Sonntagszerstreuung ein befreundetes Haus, wo er mehr gelitten als geliebt wurde.

Dies konnte schon ein härteres Herz wie Käthchens rühren, die Alles in vollem Maße besessen, was dem armen jungen Menschen fehlte. Ein sanftes Mitleid, nah der Liebe, erfüllte wohlthuend ihre ganze Seele. Gäbe sie dem ihre Hand, es wäre wie eine Hilfe, die man eigentlich seinem Nebenmenschen schuldig ist. Bely zeigte genug, daß er sie ohne Bedenken annehmen würde. In großer Gefahr schwebte Käthchen dort zwischen den Vergißmeinnicht im Abendroth.

Da kam Arabella als trennendes Schicksal auf die Beiden niedergefahren.

„Was sitzt Ihr hier im Sumpf?“ rief sie schon von Weitem; „seht Ihr nicht die Nebel steigen? Ihr werdet Euch zu Tod erkälten!“

Aber die Verstockten erklärten, ganz warm zu haben und sich sehr wohl zu befinden.

„In großer Gesellschaft darf man sich nicht auf eigne Hand amüsiren,“ fuhr sie zürnend fort, während Bely schwieg; denn er war gewohnt, von jedem gehofmeistert zu werden, und ertrug es vermöge seiner Gutherzigkeit.

Käthchen dagegen brauste auf. „Wer ist immer in der Stimmung für all' den tollen Blödsinn? — vernünftige Leute reden gern ein vernünftiges Wort.“

„Ob hier die Vernünftigen waren, wird sich zeigen,“ rief die junge Frau in ziemlich bedenklicher Weise, auf dem Brett, welches zu den Kähnen führte, balancirend — „es ist immer gefährlich, wenn man anders sein will, als die Mehrzahl.“

Damit sprang sie in den Kahn und bewegte ihn in solchem Uebermuth, daß hochaufspritzend Schaum und Wasser umhersprang.

„Für eine Moralpredigerin hast Du Dir eine etwas unsichere Tribüne gewählt,“ meinte Käthe, „wenn es Dein Mann sähe —“

Das Wort hatte Zauberkraft; hastig suchte Arabella das Brett wiederzugewinnen, verfehlte es aber und stand, — das Wasser war ganz seicht — ungefährdet, doch sehr erschreckt, als reizende Nixe zwischen Schilf und Lotos im Sumpf.

Ein Klageruf aus dem Munde Bely's erscholl und weckte rings das schlummernde Echo.

„So sein Sie doch stille,“ flüsterte erzürnt Arabella, „soll es die ganze Gesellschaft wissen — wollen Sie mir Zuschauer verschaffen? Helfen Sie mir doch lieber.“

Aber der arme Bely wagte nicht, sie anzufassen, und die arme Wassernixe, sich an das Brett klammernd, kroch scheltend heraus — scheltend auf die Männer im Allgemeinen und auf Bely insbesondre.

Sie gab eine trostlose Figur ab, wenngleich nur der Rand des leichten weißen Gewandes getroffen war. Voll Zerknirschung wiederholte sie ein über das andere Mal: „Gott sei Dank, daß Leonin nicht dabei war. Wenn er mich so gesehn hätte!“

Scheu guckte sie sich um, ob irgend wer aus der Gesellschaft es erblickt haben konnte. Nein, die rasten und spielten und tanzten und kümmerten sich nicht um andrer Leute Unglück.

Arabella bemerkte: „So etwas kann doch auch nur Dir passiren, würde mein Mann sagen. — Das kommt davon, wenn ich weise sein will; es paßt nun einmal nicht für mich, ich muß es wirklich Andern überlassen. — Wie sich das dumme Zeug hat, wegen des bischen Wassers — gewiß, ich ziehe nie wieder Mull an.“

Dies Gelübde gereichte ihr zu großer Beruhigung, und sie und Käthchen beschlossen heimlich, nach Haus zu fahren. Bely von Lindenfels wurde beauftragt, so viel zu lügen, als er irgend könne.

„Das wird nicht der Rede werth sein,“ seufzte Arabella; „dem sieht man

alles gleich an der Nase an. Wenn Leonin kommt, wird der Kukuk los sein. Ihr seid eigentlich Schuld, Bely und Du; aber hier in der Welt muß ja der Unschuldige es immer ausbaden. Heut' hab' ich es im wahren Sinn des Worts gethan."

Der lange Bely half ihnen höchst schuldbewußt in den Wagen, mit Mißtrauen den Stalljungen betrachtend, der, frisch vom Lande, wie ein eben der Wildniß entrissener Affe in seiner Livree steckte. Aber als er anbot, zu fahren, da Fräulein Käthchen die Pferde nicht kenne und wegen der Nässe Arabella in Decken verpackt im Wagen saß, beschwor ihn die junge Frau, eingedenk Leonin's, sie ihrem Schicksal zu überlassen, die Ponies könnte ein Kind fahren.

Eine Weile fuhren sie ganz still durch den Wald; die würzigen Kräuter und Tannennadeln dufteten gesund, die Schleppe trocknete, der Muth wuchs.

„Rede nur," fing Arabella an; „der Waldmensch hinter uns versteht kein Wort, für den ist's immer chaldäisch, wenn Zwei vernünftig mit einander reden. Was hast Du mit der Unschuld — dem Bely Lindenfels, vor?"

„Ich!" rief Käthchen und wurde gluthroth, — „nichts — was soll ich mit ihm vorhaben? Es ist zu fatal; als Mädchen kann man mit dem gleichgültigsten Mann kein Wort wechseln ohne Aufsehn. Männer sind mir aber angenehm, und ich liebe, ein Wort mit ihnen zu reden."

„Bleiben wir jetzt beim Singular. — Ob Du diesen Mann liebst? Käthchen —"

„Welch' ein Verhör!" rief Jene empört. — „Wer gibt Dir das Recht zu fragen?"

„Mein mütterliches Interesse für den armen Bely."

„Ich wäre nie zu Eurem Ball gekommen," sagte entrüstet Käthchen, „hätte ich gewußt, wie es hier zugeht."

Arabella fuhr fort, ohne sich irre machen zu lassen.

„Wenn Du ihn nicht liebst, hört diese Geschichte auf; ich kenne das arme Lamm von Kindesbeinen an und wünsche es nicht auf der Opferbank leichtsinniger Coquetterie geschlachtet zu sehen."

„Danke für das Compliment," rief Käthchen zornig. „Kann er sich nicht selbst beschützen — er — ein Mann!"

„In diesen Dingen," entgegnete Arabella, „sind arglose verliebte Männer uns Frauen gegenüber wehrlos. Du sahst, weder sich noch Andern kann er helfen, der arme Junge," und sie hielt pathetisch als Wahrzeichen den Zipfel ihrer nassen Tunica empor. „Du sollst mit der Ruhe seines Herzens nicht spielen, wenn ich es hindern kann, Käthchen."

„Ich habe gar nicht die Absicht, mich mit einem so beschützten Herzen zu befassen," rief das Mädchen außer sich. „Laß mich in Frieden mit ihm!" Dabei schlug sie zwischen die unschuldigen Ponies, daß sie sich aufbäumten, tiefgekränkt in ihrer thierischen Ehre. Wild gingen sie los — die Zügel entfielen Käthchen's Hand — der jugendliche Rossebändiger im Hintergrund haschte umsonst danach, in rasender Eile ging's vorwärts über Stock und Stein, aus dem Wald heraus, dem Städtchen zu, hier an einer Mauer, dort an einem Prellstein — bald rechts bald links schwankend — krachend fiel der eiserne Laternenpfahl der Haupt-

straße und daneben, ein Ende machend, die Trümmer des Wagens, während die Pferde wie toll und blind mit den Vorderrädern davon rannten, ihnen nach der getreue Waldmensch, unbekümmert, was aus den Damen ward, wenn nur die Ponies gesund in den Stall kamen. Man muß ihm diese Hinneigung zur Thierwelt zu Gute halten.

„Die Geschichte wird immer schöner," sagte Arabella, welche keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren hatte; „dies Mal bist Du aber Schuld und magst es nur Leonin gestehn. Ein ganz neuer Wagen! Dabei das Aufsehn! So etwas gibt's nicht alle Tage. Da kommen sie schon alle aus ihren Höhlen, die neugierigen Kaninchen. Morgen sind wir Stadtgespräch, und, o Himmel, da kommt auch er!! — Das sieht ihm ähnlich — Dümmeres konnte nichts geschehen, er ist uns gefolgt. Ich wasche meine Hände in Unschuld, Käthchen, Du hast Alles angerichtet; wenn Du einmal wieder bös auf mich bist, so schlag' nicht auf die Pferde, die können nichts dafür."

Käthchen saß ganz still und erschreckt auf der Wagenruine, als Bely beim Anblick der Gefahr in welcher die Verehrte geschwebt, ohne jede Selbstbeherrschung, auf sie los gestürzt kam.

„Wenn Sie doch nach Haus gehen wollten, Bely," bat Arabella. „Sie haben ein Talent, die Sachen immer noch ärger zu machen."

Aber Bely der Schwärmer hörte auf keine Vernunft, und unter seiner Obhut — diesmal scheute er sich nicht, Käthchen herauszuheben — erreichten sie endlich das schützende Dach, und nun saß er dem Mädchen gegenüber, das Herz auf den Lippen, den verrätherischen Ausdruck in seinen treuherzigen Augen.

Arabella war in Verzweiflung. Sie saß dabei mit strafendem Ausdruck, grad' wie ein Cerberus. — „Geh' ich hinaus, ist die Sache fertig," sagte sie sich, „aber ich geh' nicht, eh' ich nicht weiß, daß die kleine Schlange ihn nimmt, so viel bin ich ihm und dem Leonin schuldig. Es ist eine fatale Position, solch' ein Tugenddrache. — Man kann die meisten Positionen doch erst beurtheilen, wenn man darin gesteckt hat, und die Lehrerin aus der Pension thut mir noch nachträglich leid."

Wieder im Nachtcostüm kam sie, als Bely fort war, um Käthchen von Neuem die Pistole auf die Brust zu setzen.

„Du bist grade wie ein Wegelagerer!" rief das Mädchen zornig. „Ich weiß nichts — weiß nicht, ob ich ihn lieb habe oder Titus — ob ich ihn heirathe oder Titus — wenn Du mich drängst, reise ich morgen ab."

„Es wäre vielleicht das Beste," antwortete Arabella mehr aufrichtig als höflich, „wenn Du Bely nicht magst."

„Ich mag ihn ja," rief wiederum Käthchen in Thränen; „solch' ein guter, lieber Mensch, wie könnte man den nicht mögen; aber zwischen Mögen und sofort Heirathen ist doch noch eine Kluft. Plötzlich läßt sie sich nicht ausfüllen. Ich bin ihm wirklich zugethan, und wenn er mich mit den treuen dunkelbraunen Augen traurig ansieht, möchte ich Alles thun, um ihn fröhlich zu machen, nur nicht — ihn heirathen. Hätte ihn nur Jemand meiner Familie gesehn — Mutter oder Schwester. Allein kann ich's wirklich nicht fertig bringen."

„Nein, Käthchen, daraus wird nichts; eine Bräutigamsschau über den un-

schuldigen Bely arrangir' ich Dir nicht, das ist gegen meine Grundsätze. Entscheide Dich. Willst Du ihn nicht, lade ich den armen Menschen nicht mehr ein. Du sollst ihm nicht zum Scherz, wie der Geier dem Prometheus, das Herz aus der Brust fressen."

„Erstens war das die Leber, zweitens hab' ich gar keine Neigung dazu," erwiderte Käthchen trotzig; „es ist wirklich besser für alle Theile, ich fahre auf ein Weilchen fort."

Arabella sagte nicht nein — die Geschichte machte ihr zu viel Noth. Leonin ging herum wie ein Igel mit gesträubten Stacheln — verlangte, Käthchen und Bely sollten weder zusammen stehn, noch zusammen sprechen, noch zusammen sitzen; es war nicht auszuhalten. So fuhr Käthchen am nächsten Morgen ganz heimlich fort ohne Sang und Klang, dicht unter den Fenstern ihres Verehrers vorüber — ein Hund hätte die geliebte Nähe gespürt — er aber lag ahnungslos und schlief hinter seinen rosenbesäeten Kattungardinen. Sie fuhr nach Waldhof zurück, man mußte an Kiekebusch vorüber. — Wie freundlich es da lag im Morgenlicht, seine Treibhäuser funkelten ordentlich vom Sonnenglanz, und vor der Thüre stand Titus, als wär' er bestellt, in der Hand die letzten Rosen eben abgeschnitten; in ihrem purpurnen Kelch noch den Thauthränenschmuck. — Es war Zufall, aber Zufall, der ihm zu statten kam. „Alle Tage haben wir Sie erwartet, Fräulein Käthchen," sagte er noch dazu.

Das ausgesprochene Wort trifft oft anders als man denkt, weil man nicht weiß, was vorher ging — oft schwerer, oft leichter. Das Herz ist ungerecht. Titus' Rede traf gleich einem Vorwurf den schlafenden Bely und vor Käthchen's Augen stand, permanent auf dem Posten, sie erwartend dies treue Gemüth, mit dem Blumenstrauß. Ein Gefühl, als habe sie Untreue an ihm begangen, beschlich sie. Er bat, ob er Nachmittag kommen dürfe mit Mutter und Schwester, und sie gewährte alles.

Vor der Thür in Waldhof empfing sie Elsbeth, den Amor auf dem Arm.

„Es ist Zeit, daß Du kommst," sagte sie; „Titus verging wie der Bär im Märchen, dem die Schöne versprochen, wiederzukommen, und ihr Wort nicht hält, — aber Du hast ihn wol schon gesehen, da Du sein Wahrzeichen, den Blumenstrauß, in der Hand trägst."

Käthchen bekannte etwas erröthend die Begegnung und überließ Amor den verrätherischen Strauß, der ihn jauchzend in alle Lüfte zerstreute.

Der Kaffee wurde beängstigend, so gut ihr auch die Verwandten des Titus gefielen; leider, wenn sie offenherzig war, besser als er selbst.

Alle zehn Minuten umarmte die gute kleine Mutter Käthchen, und die ebenso gute kleine Schwester drückte ihr die Hand.

Titus strahlte über und über. Angstvoll fühlte das Mädchen, wie die Schlinge sich immer fester zuzog, in der sie nun bald als gefangener Vogel hängen würde. Sie lief in die andre Stube — riß das Fenster auf, starrte in den Mond, was er dazu meine — aber der machte ein ganz gleichgültiges Gesicht. Was ging's ihn an, ob sie den oder den heirathe, oder ob sie es ganz lasse; das mußte sie mit sich selber ausmachen, für den Himmel war's überhaupt eine fragliche Sache, was besser sei.

Elsbeth ging ihr nach. — „Armes Ding," sagte sie, „jetzt wird die Geschichte ernsthaft, mir wurde selbst ganz angst und schwül dadrinnen."

In ihrer Bedrängniß wagte Käthchen, wie bei Arabella, um eine Besichtigung seitens ihrer Verwandten zu bitten.

„Es wäre mir solch' eine Beruhigung, wenn er noch Jemand anders gefiele — Jemand, den ich lieb habe, der mich liebt. Sechs Augen sehen mehr als zwei, und da ich eben nicht Kopf über, Kopf unter heirathen will, könnte ich doch auch noch diesen Vortheil mitnehmen."

Elsbeth war mitfühlender als Arabella und versprach Alles.

„Gut, lassen wir sie kommen," meinte Emmrich, „es kann nur der Sache nutzen. Solch' ein herrlicher Mensch als Schwiegersohn, als Schwager — nichts Besseres denkbar! Bräutigam ist oft eine mißliche Position und kleidet meist die am schlechtesten, die zu Ehemännern am besten passen."

„Du zum Beispiel," rief Elsbeth, „Du warst wie ein Bär, der tanzen muß. Käthchen will zwar aus Vernunft heirathen, aber es scheint, das ist noch schwerer als aus Liebe, ein bischen „heiliger Wahnsinn" gehört mit dazu. Vernünftig wär's sehr, ihn zu heirathen, diesen Besten aller Sterblichen. Schade, daß er nicht sein Herz nach Außen und sein Gesicht nach Innen tragen kann; da hätt' er an jedem Finger Eine."

„Kleiden könnte das doch auch nicht," sagte Emmrich phlegmatisch; „ich finde übrigens, sein gutes Herz sieht ihm aus den Augen."

Mütter und Schwestern gefielen einander herrlich, gleich am ersten Tag. — In Titus als Brennpunkt trafen sich die Strahlen; unbegreiflich, daß Käthchen nicht Feuer fing.

„Ich versteh' Dich nicht," sagte die Mutter, „Du willst heirathen, der beste Mensch und noch dazu die beste Parthie der Umgegend liebt Dich, und Du machst Umstände wie ein nervenkrankes Mädchen. Was ist Dir? Was hat Arabella mit Dir angefangen?"

„Nichts," antwortete Käthchen erröthend, und brachte endlich Bely Lindenfels vor.

„Arabella hat ihn gewiß für Dich ausgesucht," sagte mißtrauisch die Mutter.

„Im Gegentheil, sie will nichts damit zu thun haben, darum bin ich eben hier, aber ich kann seine guten treuen Augen nicht vergessen; er hat Augen wie ein Kind, aurikelfarben, sie verfolgen mich fortwährend, und will ich Titus auch nur den kleinen Finger reichen, halten ihre flehenden Blicke mich zurück."

„Das ist schrecklich, mein Kind, Du kannst doch nicht alle Beide heirathen."

„Als ob ich das wollte," rief das Mädchen entrüstet. „Einer wär' mir schon zu viel — das ist es ja eben."

Es schien Zauber im Spiel; der Entfernte gefiel ihr jedesmal auf die Länge am besten.

Blaß — elend — voll Verzweiflungsmomente, vertraute sie ihrer Schwester, daß, seitdem sie den Entschluß gefaßt, auf diese Weise glücklich zu werden, die ganze Welt ihr schwarz und schwierig scheine.

„Laß es lieber," rieth Marthe.

„Wenn das ginge! — aber ich seh' mich schon verwelkt, verblaßt, verängstigt, verbittert, in den Ecken herumgestoßen. Dazu trau' ich mir nicht die Kraft zu; ich habe keinen starken Charakter wie Du, Schwester, ich bin nur ein armes schwaches Ding, das durchaus in Acht genommen werden will und geliebt sein."

„Der gute Titus liebt Dich," meinte Marthe, „nur zu sehr."

„Das ist es wahrscheinlich, Anbetung paßt doch auch wieder nicht für einen vernünftigen Ehemann. Wenn Du doch Bely gesehn hättest — er nimmt im Ganzen die Sache ruhiger, aber er braucht mich noch mehr wie Titus — er ist ganz allein — mutterseelenallein!"

„Unter all' den Kameraden?" äußerte Marthe lächelnd.

„Wenn ich an sein trauriges Gesicht denke," fuhr Käthchen fort, „ist's mir fast, als liebte ich ihn."

„Nimm Dich in Acht, Kind — es ist verwünscht schwer, in solchem Fall Mitleid von Liebe zu unterscheiden. Bei einem Haar hätt' ich deshalb den unangenehmen, schiefnasigen Philipp geheirathet, aus dem einzigen Grund, daß ihn wol keine Andre nehmen würde. Fast noch schlimmer ging's, als ich den sanften Gottlieb zum Geständniß kommen ließ; um ein Haar hätt' ich ihn aus lauter Reue und Mitleid genommen und der war doch wirklich zu einfältig zum Heirathen. Es gibt erschrecklich viele Klippen in der Ehegegend. Nimm Dich in Acht — sei klug, Käthchen! Denk' es geht für das Leben!"

„Mach' mir noch Angst!" rief das Mädchen verzweifelt, „dann ist es ganz aus mit meiner ruhigen Ueberlegung. Wenn Du mir nur Nachricht über Bely verschaffen könntest — ob er traurig ist — ob —"

„Nun, besonders lustig kann er doch wol nicht sein, nach Deiner Beschreibung; aber sterben wird der Bely wol auch nicht daran, es ist noch immer die leichteste Art Herzkrankheit. Ich werde Arabella schreiben, obgleich ich nicht recht weiß, was ich fragen soll."

„Richte es ein, wie Du willst," bat Käthchen, „nur verschaff' mir Ruhe."

Arabella schrieb zurück:

„Ich begreife Euch nicht! Was habt Ihr eigentlich vor? — Wenn Käthchen nicht weiß, wen sie heirathen will, kann ich's ihr nicht sagen. Tüchtig die Leviten solltest Du ihr lesen. Kann Käthchen Titus heirathen, so kann sie eben Bely nicht heirathen, damit genug. Ihr scheint keine Idee zu haben, was zum Heirathen gehört. Käthchen ist noch ein Kind, wenn auch grad' so alt als ich, aber Du müßtest doch wissen, daß man die Finger nicht in die Flamme stecken soll. Bely hat die Krisis glücklich überstanden. Es ist Aussicht auf vollständige Heilung vorhanden, da er eben ein prachtvolles Rennpferd gekauft, welches er mit zärtlichster Hingabe selbst dressirt und im Frühjahr hoffentlich mit Glück reiten wird."

„Das klingt tröstlich," bemerkte Marthe.

„Wie man es nehmen will," seufzte Käthchen, „ich hab' mir das Alles ganz anders vorgestellt."

„Nun kannst Du mit bestem Gewissen den braven Titus erhören, den wir alle lieben."

„Ihr habt ihn gut lieben — ich aber soll ihn heirathen, das ist ganz etwas Anderes," entgegnete Käthchen unwillig. „Du solltest nur an meiner Stelle sein." —

Darauf schwieg die Schwester und man erfuhr nicht, wie sie darüber dachte.

Heute hatte Elsbeth mit dem Kleinen zu thun, Emmrich in der Wirthschaft; die Uebrigen lustwandelten in Paaren abgetheilt durch die schattigen Laubgänge des Gartens. Es war eine schwüle Luft wie vor dem Gewitter — Titus und Käthchen, deren Unterhaltung immer schwieriger wurde, ja zuletzt ganz stockte, zogen es vor, in den Gartensaal zu treten und dort in einer vierhändigen Sonate die Harmonie zu suchen, welche sie miteinander durchaus nicht finden konnten auf anderem Wege. Welch' unglücklicher Meister ihnen dazu diente, blieb unbekannt.

Abwechselnd kamen Mütter und Schwestern lustwandelnd am offenen Fenster vorüber.

„Sie spielen schrecklich," bemerkte Marthe, „ganz aus dem Tact;" und Susanne, des Titus' Schwester, fuhr fort, „bei ihnen herrscht ein dissonirender Mollklang vor — Kreuze gibt es nicht — Käthchen muß Schuld sein — Titus allein wäre es nicht im Stande."

„Hauptsächlich liegt es daran," meinte Marthe, „daß sie nie zur selben Zeit fertig sind."

„Ob sie sich je einigen werden!" seufzte Susanne.

Dann machten die Mütter lauschend, sorgenschwer Halt vor dem Fenster.

„Sie spielen noch immer, die thörichten Kinder," flüsterte Mutter Erdwurm — „mehr als eine Stunde — ich brauchte nicht halb so lange, um mit meinem geliebten Seligen einig zu werden. Sonst geht doch jetzt Alles mit Dampf in der Welt. Wir müssen nach Haus, das Wetter wird immer drohender."

Drinnen ging es indessen mit den kühnsten Sprüngen und Dissonanzen über Stock und Stein.

„Es ist gut, daß man sich bei Passagen nicht den Hals brechen kann, sonst gäb's manchen Unfall," bemerkte Marthe.

„Wenn sie sich doch lieben wollten, wie wir uns lieben," meinte Käthchen's Mutter. „Kaum ist man mit dem eigenen Schicksal fertig, kommt die Sorge für ein anderes, noch theureres, bei dem man nicht einmal selbst handeln kann."

Unterdeß hatten sich dunkle Wolken drohend über ihre Häupter hingezogen — Alles lief zusammen, unruhig brüllten die Thiere, das Geflügel flatterte angstvoll — auf dem Lande hat das Gewitter eine andere Bedeutung als in der Stadt.

Im Familienzimmer fehlten nur Titus und Käthchen.

„Heute muß die Glocke werden," citirte Emmrich, worauf er von Elsbeth einen Verweis erhielt, daß er ernste Dinge, Angesichts solchen Himmels, frivol

behandle. Die Zeit wurde Allen sehr lang; denn weder der Blitz — noch Käthchen kam.

Fern grollte und brummte es fortwährend, als müßte etwas ganz Außergewöhnliches geschehen; da plötzlich löste sich ohne Knalleffect, ohne Sturmeswehen die angstvolle Spannung der Natur in einen Strom herabstürzender Regenfluthen, hinter deren Schleiern die farbige Gegend in Grau versank.

„Geh' doch einmal sehen, Susanne," sagte Elsbeth besorgt, „ob Käthchen auch die Fenster geschlossen hat; in solchem Zustande ist der Mensch unzurechnungsfähig. Gewiß, sie vergißt meine neuen Rosengardinen, und sie verderben gänzlich."

Als Susanne die Thür öffnete, blieb ihr der Mund vor Erstaunen offen stehen. — Es gab nur einen Ausweg aus dem Musikzimmer, Käthchen hätte an ihnen vorbei müssen, und doch — da stand Titus allein, allein, verlassen — die Hände auf dem Rücken starrte er hinaus in die trostlose Oede — in den grauen, strömenden Regen. Er sah nicht aus wie ein Bräutigam, und nur ganz zaghaft frug Susanne: „Wo ist Käthchen?"

„Nicht bei mir," antwortete er barscher, als sie ihn je reden gehört; da schloß sie die Thür wieder vorsichtig, ging zu den Andern zurück und meldete die wunderbare Geschichte.

Darüber wurde Marthen Angst. Hastig lief sie die Treppen hinauf, und wirklich, da saß Käthchen, ein Jammerbild — naß, tropfend — durchregnet bis auf die Haut, ihr blondes Haar wirr um die Schläfen, ihr Kindergesicht verstört und ihre blauen Augen dick vom Weinen. — Sie saß auf dem Bettrand, ihr abgegriffenes Gebetbuch in den Händen.

„Gleich ziehst Du Dich um," herrschte sie die Schwester an, „unvernünftiges Kind — den Tod könntest Du davon haben."

„Das wäre mir eben recht," schluchzte Käthchen, „ich glaube, lieber als heirathen möcht' ich sterben."

„Gut, daß man nicht beim Wort genommen wird," antwortete Marthe, ihr zärtlich die blonden Flechten trocknend. „Zieh' nur erst wieder warme Kleider an. Was ist denn geschehen?"

„Er wollte mir sagen, daß er mich lieb hätte, das weißt Du ja schon und ist auch kein Verbrechen. Aber ich konnte es nicht hören — jetzt nicht — heut' nicht. — Warum habt Ihr solche Eile? man wird doch nicht von einem Tag zum andern zur alten Jungfer. Wenn mich Titus wirklich liebt, wird er schon warten. — Bei solchem Wetter! — Wie kann man bei solchem Wetter an Heirathen denken?"

„Käthchen," sagte zürnend Schwester Marthe, — „wer so kindisch ist, soll überhaupt nicht an Heirathen denken. Bewahre der Himmel den guten Titus vor solch alberner kleinen Frau. Aber wie bist Du nur aus dem Zimmer gekommen?"

„Ich sprang aus dem Fenster," bekannte Käthchen und hing den Kopf, — „es ist ja nicht hoch und der Regen war mir nur angenehm, aber Elsbeth's Levkoyen werden wol darüber zu Grunde gegangen sein. Bei Euch vorbei traute ich mich nicht."

„Die arme Mutter! Sie liebte Titus schon wie einen Sohn."

„Das ist ja das Schmerzliche, daß Ihr alle für ihn schwärmt und ich nicht — ich werde es hoffentlich lernen, wenn er nicht zu eilig ist."

„Undankbares Herz," schalt Marthe, „nun kriech' in Dein Bett, ich entschuldige Dich mit Kopfschmerzen."

„Da sagst Du keine Unwahrheit," antwortete das Mädchen, warf sich mit tiefem Seufzer auf das Lager und verbarg ihre brennende Stirn in den Kissen. Blau wurde der Himmel lange wieder nicht. Schwarze Wolken jagten Tag für Tag darüber hinweg in wilder Jagd, schütteten ihre Schrecken auf die melancholische Erde herab, und der Herbst kam im grauen Trauergewand, nicht im Flitterstaat bunter Blätter.

Käthchen, von Allen ausgescholten wegen ihres flatterhaften Benehmens, hing herum wie ein Schmetterling im Frost.

„Ich halte es nicht aus, daß Ihr mich alle mißbilligt," sagte sie endlich — „laßt mich auf ein Weilchen fort."

„Aber nicht zu Arabella," rief die Mutter.

„Nein, meinethalb in den hintersten Winkel der Erde; meine Freundin Anna, die den Pastor geheirathet hat mit dem unaussprechbaren Namen in der unaussprechbaren Gegend, erwartet mich schon lange — dort bin ich doch gewiß sicher."

„Nun denn, geh', thörichtes Kind, Du weißt nicht, welch' ein Glück Du verscherzest. Eins aber sage ich Dir: länger darfst Du mir den Titus nicht in der Schwebe lassen; kommt er erst in mein Haus, heirathest Du ihn auch."

Emmrich machte große Augen, als er dies Resultat der Frauenpolitik sah. — „Da hätt' ich es am Ende besser gemacht," meinte er, „und am Besten Freund Titus allein."

Unter strömendem Regen verließ Käthchen das Dach, unter dem sie so leicht ihren Herzenswunsch hätte befriedigen können. Sie erfuhr, daß seine Bestimmung erfüllen, nicht immer ganz einfach ist. Besonders die Bestimmung der Frau.

Emmrich suchte umsonst den verlassenen Freund zu zerstreuen, führte ihn von Stall zu Stall, zeigte ihm Hämmel, bei deren Anblick seiner Ansicht nach kein Herz kalt bleiben konnte; aber der Liebende dachte selbst beim köstlichsten Hammel nur an die Geliebte.

Marthe war noch sein bester Trost, mit der sprach er von „ihr" und sie wurde nie müde, es zu hören. Jeden Tag spielten sie vierhändig, tactmäßig, ohne Fehler; es ging weit besser wie mit Käthchen, aber dasselbe war es doch nicht.

Alle Aufregung war mit ihr verschwunden. Stilles, heiteres Wetter setzte ein; Mütter und Schwestern wurden immer intimer, schlossen einen Bund für das Leben.

Von Käthchen nicht die geringste Nachricht. — Eine Woche verging — noch eine Woche — Alles still. Arabella schrieb — auch dort wußte kein Mensch ein Wort.

Man fing an sich zu ängstigen. Die einzige Beruhigung war, das kleine Dorf lag in paradiesischer Unschuld, fern allen Eisenbahnstörungen und Tele-

graphenschrecken. Damit beruhigte man sich und lebte eine Weile wieder gemüthlich fort. Dann ging Käthchen's Mutter mit der Marthe nach Haus. — Wieder acht Tage. — Endlich kam eine Postkarte mit fremdartigem Poststempel — Karten, wie sie jetzt Mode sind, eine Art Gefühlscomprimation, Seelenextract der Neuzeit. Zarte Gemüther, welche der Couvertbekleidung eigentlich bedürfen, wählen gern dazu eine Art Räthselform; ein bischen Geheimnißthuerei in dieser alles veröffentlichenden Zeit ist erquicklich.

Käthchens Karte war mehr in lakonischem Stil, eigentlich die beliebteste Form. Es stand nichts darauf als: „Komme Morgen — Tageszug — bitte abholen — alles Andre mündlich."

Der Himmel erglänzte in lustigster Klarheit, als Marthe die Schwester nach Haus holen kam. Jedes Wölkchen war vor dem scharfen, kühlen Blick des Herbstes entflohen, und nun fing die Sonne noch einmal an zu glühen und zu glitzern im goldenen Laub, als beginne die Herrlichkeit von Neuem. Vieles ging dem Mädchen durch den Kopf — doch eh' sie sich's versah, kam nach dieser Ebbe und Einsamkeit des Eisenbahnperrons die Menschenfluth zurück. Sinnverwirrend umdrängte sie ein Strom von Leuten. — Jemand faßte sie an den Schultern, drehte sie herum, küßte sie und jauchzte: „Da bin ich endlich!"

„Käthchen," rief die Schwester, sie stürmisch umschlingend und die Packete übernehmend. „Gut, daß Du endlich da bist, treuloses Kind — wir wußten gar nicht, wo Du geblieben warst. Wie lange hast Du uns warten lassen."

„Aber nicht umsonst, Marthe. Marthchen, Herzensschatz! Siehst Du mir denn gar nichts an?" Marthe sah forschend, mißtrauisch nach der Toilette. „Besser ist der neue Mantel nicht geworden — und die Feder am Hut muß aufgefärbt werden; ich hatte darauf gerechnet."

„Aber Marthe! siehst Du denn gar nichts?"

„Du hast Dir doch nicht etwa die Haare à la bébé verschnitten," rief die Schwester aufgestört, wissend, daß den Flechten, die sie mehr liebte als ihre eigenen, diese Gefahr schon öfters gedroht. „Ich würde Dich verachten! — Sein Zeug mag man meinetwegen zu den wahnsinnigsten Formen verschneiden, aber seinen Körper zu verstümmeln?"

„Haare sind doch keine Glieder," entgegnete Käthchen; „das ist ja Alles nicht der Rede werth — es ist ganz etwas Anderes."

„Etwas Anderes?"

„Siehst Du mir denn nicht an, daß ich verlobt bin?" frug das Mädchen und wendete sich, daß die lustige Sonne strahlend in ihr seliges Gesicht und auf einen großen Strauß in ihrer Hand fiel.

„Verlobt!" wiederholte athemlos die Schwester und starrte auf den duftenden Strauß, Titus' Feldzeichen, von dem sie nun nicht begriff, daß sie es anfangs übersehen. — „Verlobt mit Titus! — Du kommst von Elsbeth?"

„Ich komme nicht von Elsbeth, und warum muß es denn durchaus Titus sein? Es gibt doch noch mehr Männer in der Welt, obgleich Ihr nur immer an den Einen denkt."

„Wie Du gegen das Verbot zu Arabella kamst, ist mir unbegreiflich!" rief Marthe mehr und mehr verwirrt.

„Mein Verlobter heißt auch nicht Bely, sondern Christoph."

„Christoph" — stammelte die Schwester und der Name blieb ihr fast im Halse stecken. „So Einen kennen wir ja gar nicht."

„Das thut nichts," entgegnete Käthchen eifrig, „Ihr werdet ihn bald kennen lernen, und ich kenn' ihn um so besser. Man wird sehr schnell vertraut mit ihm."

„Aber verloben! Käthchen!"

„Wahrhaftig ich konnte nicht anders — es kam über mich — es war geschehen, eh' ich noch irgend etwas bedacht, als daß ich ohne ihn nicht leben könnte; ich weiß kaum selber, wie es kam."

„Das scheint," sagte Marthe mißtrauisch.

„Volle acht Tage kenne ich ihn schon," fuhr Käthchen entschuldigend fort. „Mir ist als kenne ich ihn jahrelang, als könne ich die Zeit nicht denken, wo ich ohne ihn war. Morgen kommt er, vielleicht schon heut' — empfangt ihn freundlich. Gewiß, Ihr werdet ihn lieb gewinnen. Jeder muß ihn lieb haben, der ihn sieht. Er heißt Christoph Schneckenberger."

„Schneckenberger! Findest Du das besser, als Erdwurm?"

„Wenn man einen Menschen liebt, liebt man den Namen mit; meinethalb möcht' er Nießwurz heißen."

„Wo lebt der Mann denn? im Mond?"

„So weit nicht grad', aber doch sehr weit, ohne Verkehr, unter lauter fremden Menschen, die eine fremde Sprache sprechen. Das Bedenkliche an der Sache ist, daß ich sie erst lernen muß. Er aber spricht meine Sprache — Marthe, wir verstehen uns auch ohne Worte."

„Verrückt ist die ganze Sache, verrückt! Käthchen."

„Vernünftig, willst Du sagen. — Höre doch nur. — Er ist wohlhabend, hat ein schönes Gut, sehr nette Eltern, ist ein guter Sohn, geachteter Landwirth; freilich, das Alles erfuhr ich erst nach der Verlobung."

„Käthchen, Käthchen! wenn es nur der Richtige ist."

„O!" rief das Mädchen mit freudiger Zuversicht, und aus ihren Augen leuchteten helle Thränen, „das weiß man auf der Stelle — nie, nie hätte ich anders glücklich werden können. Alles, was ich mir sonst vorträumte, war Lug und Trug; es fiel vor mir herunter wie graue Schleier vor der Sonne. Wer anders heirathet, hat die Bestimmung der Frau verfehlt."

„Das Kind muß es wissen," entgegnete die Mutter auf Marthens Zweifel, als Käthchen schluchzend an ihrem Halse lag und beichtete; „kein Anderer kann es wenigstens besser wissen."

Arabella schrieb auf die Anzeige der Verlobung: „Manches konnt' ich mir denken — dies wäre mir nicht im Traum eingefallen! Ein wahres Glück für die Männer, daß Du endlich fest sitzest, kleine Sirene. Was hättest Du noch an Herzen verbraucht für diese Deine Vernunftheirath. Bely hat sich vollständig getröstet und ist verliebt in sein Pferd. Eine weit dankbarere Passion für einen Cavalleristen; ich sage Dir, er reitet — na, wie heißen doch die Leute, die eins mit ihrem Pferd waren? — Man lernt doch nur, um zu vergessen. — Du hast in dieser letzten Angelegenheit ganz nach meinem Geschmack gehandelt.

Siehst Du, so etwas kann man nicht voraus bedenken, ebenso gut könnte man die Sterne zählen; man muß es dem Himmel überlassen. Ich wünsche Dir Glück, daß Du das noch zu rechter Zeit erkannt hast."

Elsbeth war empört. „Böses Kind," fing ihr Brief an, „grausam bist Du gewesen, trotz Deiner Taubenaugen. Vor solchem Verstand, dem nicht warmes Gefühl zur Seite steht, muß man sich in Acht nehmen. Er ist wie ein Messer in ungeschickter Hand. Unser armer Freund hat das bitter erfahren müssen; dabei leidet er nicht einmal in seiner Güte, daß ich auf Dich schelte, aber die Rosen, die er mir täglich bringt, indem er dabei an Dich denkt, stechen mich wie Dornen in Deiner Seele alle Tage. Er hatte Dich wirklich lieb. — Mit wahrer Liebe soll man keine Experimente machen. — Wer vom Andern dies köstlichste Gut nicht annehmen kann, darf auch nicht einmal die Hand darnach ausstrecken."

Käthchen sagte: „Sie hat Recht; ich wußte nicht, was ich that, ich meinte es im Ernst ganz ehrlich. Jetzt aber, da ich die Sache kenne, fühl' ich mehr für Titus, als ich es je in der Zeit gethan, wo ich noch glaubte, man könne heirathen, um zu heirathen. Er mag Gott danken, daß er mich los ist; ich wäre sein Unglück geworden. Was meine Verlobung anbetrifft, für die gibt's keinen Moment der Reue, kein Gefühl der Schuld; ich konnte nicht anders, mein Herz ist bis obenan voll Glückseligkeit, ich bin wie die ahnende, suchende Pflanze, die Boden gefunden hat und fest die Wurzel einschlägt, um nun erst zum vollen Leben zu kommen."

Im nächsten Frühjahr ging Schwester Marthe nach Waldhof. Titus fing an, es sehr angenehm zu finden, der Gegenstand ihres liebenswürdigen Mitgefühls zu sein. Erst sprachen sie nur von Käthchen; er fand, Marthe sähe ihr doch ein wenig ähnlich, wozu viel gehörte, denn Marthe war braun und dunkeläugig. Dann verschwand Käthchen aus dem Gespräch und aus dem Herzen, durch die sanfte, aber übermächtige Gewalt neuer, glücklicherer Liebe. Die Musikstunden dehnten sich aus, und unter lieblicheren Harmonien als das erste Mal suchten und fanden sich diese Herzen.

Auf das behaglichste richteten sie sich in Kiekebusch ein, während Käthchen sich den Kopf zerbrach über die fremde Sprache und fremden Gebräuche, um sich auf die weite Reise vorzubereiten. Es ging über das Meer — der Mutter wurde oft bang, obgleich ihr der Verlobte selbst theuer geworden und nichts als gute Nachrichten über ihn einliefen; aber Käthchen beschwichtigte sie alle durch ihre fröhliche, feste Zuversicht, ohne Augenblick des Schwankens oder Zweifels an ihrem Glück und dessen Repräsentanten: Christoph Schneckenberger.

Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom.

Von

Friedrich von Hellwald.

Seit dem denkwürdigen 20. September 1870, an welchem die königlich italienischen Truppen durch die Porta Pia und die lange zum Quirinal führende Straße in die ewige Stadt ihren lange ersehnten Einzug hielten, hat das Leben und Treiben in Rom eine völlige Wandlung erfahren. Das Rom von heute, das moderne Rom, die Hauptstadt des jungen Königreiches Italien, ist nicht mehr das Rom der Päpste mit seinem Prunk und seinen kirchlichen Festen, deren Glanz die Fremden aus allen Erdtheilen herbeilockte. Die rauhen Thatsachen haben, indem sie der altehrwürdigen Stadt eine neue politische Rolle zuwiesen, den Schimmer vernichtet, womit die Phantasie, angeregt durch die Schilderungen der Reisenden, das päpstliche Rom zu vergolden liebte. Nicht Alles, so wird der unparteiische Beobachter sagen, hat sich in diesem letzten Quinquennium zum Besseren gewandt; am meisten aber hat sicherlich die Wissenschaft Ursache, die vollzogene Wandlung freudig zu begrüßen. An diesem allgemeinen, von der königlichen Regierung geförderten Aufschwunge der Wissenschaft nimmt die Alterthumskunde in hervorragender Weise Theil, und der „classische Boden Italiens" wird mit regerem Eifer denn je von wißbegierigen Archäologen untersucht. Insbesondere ist die Topographie des alten Rom selbst der Gegenstand dankenswerther Forschungen geworden, und sind die Ausgrabungen innerhalb der Stadtmauern geradezu in ein neues Stadium getreten, manch überraschendes Licht auf die Vergangenheit werfend, manche Klärung in bisher unverstandene Verhältnisse bringend. Zwar erheischt die Billigkeit, zu sagen, daß auch die frühere päpstliche Regierung in dieser Richtung nicht unthätig war; dem neuen Regiment gebührt aber das Verdienst, den Alterthümern der Hauptstadt ihre Sorgfalt in besonderem Maße zugewandt und die Ausgrabungen mit lobenswerther Energie aufgenommen zu haben. Sie übertrug die Aufsicht über diese so hochinteressanten Arbeiten dem als Archäologen verdienten Senator Pietro Rosa, welcher schon früher, im Auftrage des Kaisers

Napoleon III., dem damaligen Besitzer der farnesischen Gärten am Palatin, die Ausgrabungen auf diesem wichtigsten aller Hügel Roms geleitet hatte. Im Februar 1875 endlich fand sich die italienische Regierung bewogen, in der Person des Senators Fiorelli, eines Alterthumsforschers von europäischem Rufe und bisherigen Directors der Excavationen zu Pompei, einen Generalaufseher über sämmtliche Antiquitäten des Königreiches zu ernennen, dem also auch Senator Rosa untersteht. Einen gleich löblichen Eifer für die Monumente ihrer Stadt legte die Municipalität Roms an den Tag, indem sie eine „Commissione archeologica municipale" schuf und diese ermächtigte, ihre Forschungen in einer besonderen Publication, dem „Bulletino", zu veröffentlichen. Von dieser schätzenswerthen Zeitschrift, die nunmehr regelmäßig in dreimonatlichen Heften erscheint und reichlich mit Plänen und Zeichnungen ausgestattet ist, liegt jetzt eine Reihe von Heften vor, womit der dritte Jahrgang dieser lehrreichen Vierteljahrsschrift seinem Abschlusse entgegengeht.

Wie kein anderer Ort der civilisirten Welt darf Rom und Alles, was auf seine einstige Größe sich bezieht, Anspruch auf die Theilnahme jedes Gebildeten erheben. Roms Archäologie ist fast ein Wissenszweig für sich, so zahlreich sind die Schriften, welche durch Monumente dieser einzigen Stadt hervorgerufen wurden. Die jetzigen Ausgrabungen haben den schon bekannten neue hinzugefügt, und ein Bericht über den dermaligen Stand der Dinge darf wol in dieser „Rundschau" eine Stelle finden. Wiederholte Besuche in der italienischen Capitale — zuletzt im April und Mai d. J. — boten mir Gelegenheit, von dem Fortgange dieser archäologischen Arbeiten mich zu überzeugen. Sie betreffen hauptsächlich drei Regionen oder Objecte der Stadt, nämlich das Forum, das Colosseum und den Esquilin, die hier nach einander zur Betrachtung gelangen sollen.

Wer unter den ruhmwürdigen Ruinen jenes Stadttheiles wandelt, den der Tourist vorwiegend als das „alte Rom" bezeichnet, muß sich, will er ein richtiges Verständniß des Geschauten gewinnen, im Geiste an den Ausgang des Römerreiches versetzen, etwa in die Epoche als Kaiser Constantius und an seiner Seite der persische Flüchtling, Prinz Hormisdas, ihren Einzug in Rom hielten. Es war dies im Jahre 357 unserer Zeitrechnung. Ammian Marcellinus, der dieses Ereigniß ausführlich beschreibt, hat uns einen Spruch des von dem Glanze des Forum Trajanum geblendeten Persers aufbewahrt: „eines nur sei ihm lieb zu erfahren, daß hier in Rom die Leute auch stürben." Ein vollendetes Gemälde des kaiserlichen Rom hat Gregorovius auf den ersten Seiten seiner meisterhaften „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" entworfen. Dieses kaiserliche Rom ist es fast ausschließlich, dessen Reste heute noch der Gegenstand unserer Bewunderung sind. Wol liegen in der Stadt Trümmer der älteren republikanischen Zeit zerstreut, wie z. B. der noch sichtbare Unterbau des Tabulariums am Capitol, das bekannte Grabmal des C. Publicius Bibulus in der heutigen Via di Marforio, der sogenannte Carcer Mamertinus und einige Tempelbauten; sie genügen aber nicht, um das Bild des Roms jener denkwürdigen Zeit vor unserem geistigen Auge zu erwecken. Noch weniger gelingt dies mit den spärlichen Resten aus der Königszeit, die sich auf Stücke der

serviſchen Mauer, die Trümmer am Palatin, welche man für Ueberbleibſel der Roma quadrata, den genannten Carcer Mamertinus, der zu den älteſten Bauten Roms zählt, endlich auch Theile der Cloaca maxima beſchränken. So iſt es denn weſentlich Spät-Rom, das wir aus den Monumenten kennen lernen; nur müſſen wir uns ſtets gegenwärtig halten, daß dieſe Denkmäler zu ſehr verſchiedenen Zeiten entſtanden, daß manche vorkaiſerliche Bauten in die ſpätere Epoche hereinragten, die Summe der baulichen Entwicklung, den höchſten Glanz der Stadt zu ſchauen aber gerade jenen Perioden beſchieden war, die uns als Zeiten des Verfalles, des Niederganges gelten. Erſt mit den Imperatoren hielt wahre architektoniſche Pracht in Rom ihren Einzug. Auguſt ſchmückte und erweiterte es in großartigſter Weiſe; eine wirklich ſchöne Stadt ward aber Rom erſt nach dem Neronianiſchen Brand, mit welchem der Tyrann ſeiner Capitale eine unſchätzbare Wohlthat erwies. Nicht nur erſtand Rom, dem Phönix gleich, aus der Aſche herrlicher denn zuvor, ſondern der Neubau, der mehr als zwei Dritttheile der Stadt umfaßte, verbeſſerte die Geſundheitsverhältniſſe unendlich, indem an die Stelle enger, winkliger Gaſſen mit thurmhohen Häuſern, ſo weit die ſtete Abwechslung von Thal und Hügel es zuließ, breitere, gerade Straßen mit minder hohen Wohngebäuden traten.

Mit dieſen Betrachtungen ſtiegen wir hinauf zum Capitol, dem eigentlichen Mittelpunkte der Stadt, wo dereinſt der berühmte Jupitertempel ſtand, deſſen Lage bisher eine ſtreitige geweſen. Die italieniſchen und die deutſchen Archäologen ſpalteten ſich in zwei Lager; die erſteren hielten dafür, daß der Tempel an Stelle der heutigen Kirche Araceli geſtanden, während die eigentliche Arx jenen Theil des Hügels einnahm, wo heute ſich Palazzo Caffarelli erhebt. Die deutſchen Gelehrten verfochten genau die umgekehrte Anſicht, welche nun durch eine jüngſt gemachte wichtige Entdeckung beſtätigt worden iſt. Bei Legung der Fundamente eines neuen Gebäudes auf dem Grunde des an den Conſervatorenpalaſt ſtoßenden Gartens fand man ein Bruchſtück einer ungeheuren cannelirten Säule aus penteliſchem Marmor. Man brachte dieſen Fund in Verbindung mit der Entdeckung eines weiteren Theiles der berühmten „Platea“, welche 1865 im Garten des Palaſtes Caffarelli an's Licht gezogen ward, ſo daß es nach gelehrten Controverſen von vier Jahrhunderten endlich gelang, den Platz feſtzuſtellen, auf welchem das herrliche Denkmal des Jupitertempels geſtanden hat. In der am 17. December v. J. im archäologiſchen Inſtitute am Monte Caprino gehaltenen Verſammlung verbreitete ſich Rodolfo Lanciani, der gelehrte Secretär der archäologiſchen Municipal-Commiſſion, über dieſen Fund und ſtellte endgültig feſt, wo ſich der Tempel erhob, nämlich genau auf der Höhe, wo heute Palazzo Caffarelli ſteht.

Wenn nun die Lage des capitoliniſchen Jupitertempels auf dieſe Art fixirt iſt, ſo geht daraus mit logiſcher Nothwendigkeit hervor, daß jene Seite des Hügels, wo jetzt Araceli ſteht, die Stelle der antiken Arx bezeichnet. Reſte der Stadtmauer aus der Königszeit wurden ſchon 1872 am Fuße des Capitols, rechts neben dem impoſanten Aufgange entdeckt, der an der Nordſeite zur Piazza del Campidoglio hinanführt. Einer der Stürme im Herbſte des verwichenen Jahres riß die Gartenmauer von Araceli nieder und förderte ſo die intereſſante

Entdeckung der Ueberreste der Citadelle zu Tage. Seit 14. October v. J. hat man nun dicht hinter Araceli und dem capitolinischen Museum und seitwärts vom Tabularium Ausgrabungen veranstaltet, welche zwar noch nicht zu Ende geführt, aber schon jetzt zahlreiche Bruchstücke gewaltiger Mauern an's Licht brachten, die ihrer Structur nach sich als gleichfalls aus der Königszeit stammend erweisen. Zweifelsohne sind es weitere Reste der Umwallung, welche unter Servius Tullius schon den capitolinischen Hügel einschloß, und ihr massiger Quadernbau zeigt in der That auffallende Aehnlichkeit mit den am Esquilin aufgefundenen Trümmern des servischen Walles. Auf diesen ehrwürdigen Ueberbleibseln ruht römisches Mauerwerk jüngeren Datums, über dessen Zweck und einstige Bestimmung die Archäologen noch keine feste Ansicht sich bilden konnten. Es scheint, daß die Arx nach dieser Richtung hin durch eine doppelte Reihe von Wällen geschützt war; der erstere war aus denselben Tuffsteinquadern errichtet, die auch zu den ersten Mauern am Palatin dienten; der innere Wall besteht aus Tafeln des Cappelaccio, desselben Steines, der bei der Mauer des Servius in der Vigna Spithöver auf dem Hügel des Quirinal verwendet ist. Nach meinen Erkundigungen beabsichtigt man die Ausgrabungen an dieser Seite des Hügels noch bis zu beträchtlicher Tiefe fortzusetzen, um den Fuß der alten Umwallung bloszulegen.

Begeben wir uns nun hinab in das Forum, welches zur Unterscheidung der übrigen Fora die Bezeichnung Forum Romanum führt. Eines gewissen Gefühles ehrfurchtsvoller Scheu wird sich Niemand erwehren können, der zum ersten Male den Boden der Stätte betritt, wo die Bürger der weltbeherrschenden Republik in den Comitien sich zu versammeln und die Volksgewalt zu üben pflegten. In der republikanischen Zeit concentrirte sich bekanntlich das ganze politische Leben Roms auf dieses Forum, dessen nunmehr bekannte Dimensionen jedoch keinen hohen Begriff von der sich hier vereinigenden Volksmenge zu geben geeignet sind. Später freilich reichte der beschränkte Raum nicht aus, und suchte man deshalb durch Errichtung sogenannter Basiliken, die zu Gerichtssitzungen und Handelsgeschäften dienten, abzuhelfen. Ihre Form war gewöhnlich ein längliches Viereck mit einem großen Prachtsaale, unter Vorlage an dem einen Ende und doppeltem Säulengange, inwendig mit Bildsäulen verziert. In Rom wurde die erste Basilica im Jahre 184 v. Chr. von Cato dem Censor auf dem Forum zur Seite der Curia gebaut und heißt Basilica Porcia. Für die große Entwicklung Roms in der Kaiserzeit genügten aber selbst die Basiliken nicht, und es mußte zur Anlage von Nebenfora geschritten werden, auf denen zum Theil Geschäfte des Staates und der Bürger (fora civilia) abgemacht, oder Kauf und Verkauf (fora venalia) getrieben wurden. Diese Nebenfora gestalteten sich alsbald, wie wir dies vom Forum Trajanum insbesondere wissen, viel prachtvoller als das alte Forum Romanum, das nunmehr als ehrwürdige Antiquität erschien.

Noch vor sechs Jahren herrschten über die topographischen Verhältnisse des römischen Forum, das bis vor Kurzem den büffelbespannten Wagen der Campagnolen zum Tummelplatze diente und seinem Namen Campo Vaccino thatsächlich entsprach, große Unklarheit, da der Umfang desselben nur zum kleinsten

Theile bekannt war. Die seitherigen Ausgrabungen haben halbes Licht auch auf die umliegenden Gebäude geworfen, denn heute sind die das Forum auf drei Seiten umgebenden antiken Straßen bloßgelegt, der Umfang des ersteren also völlig bestimmt. Gegenwärtig, d. h. zur Zeit meiner jüngsten Anwesenheit in Rom, im Mai d. J., wurden die Ausgrabungen an der Ostseite und zwar zwischen den beiden Kirchen San Adriano und San Lorenzo in Miranda fortgesetzt, welch' letztere bekanntlich in den alten Tempel der Faustina und des Antonin hineingebaut ist. Auf diese Weise konnte es gelingen, sich über die Breite des einstigen Platzes Gewißheit zu verschaffen. Was wir heute, vom Abstiege des Capitols (Via del Campidoglio) niederschauend, für das Forum zu halten versucht sind, täuscht uns nämlich sehr in Bezug auf die wirkliche Ausdehnung des Platzes; denn wir sind geneigt, die jetzt sichtbaren Grundflächen, welche dereinst Tempel, Basiliken und sonstige Gebäude einnahmen, mit dem Platze selbst zu identificiren. Deshalb verwechselt man gerne die in der Mitte des heute bloßgelegten Raumes hinziehende alte Straße, die Via sub veteribus, mit der Via sacra, die zum Triumphbogen des Septimius Severus führt. Die ganze westlich von der genannten Via sub veteribus gelegene Fläche nahmen aber Gebäude ein, die wol am Forum standen, dasselbe begrenzten, aber keineswegs das Forum, d. h. ein freier Platz waren. Dieser lag ausschließlich östlich von der Via sub veteribus, und wenn ihn nach der anderen Seite, wie für die republikanische Zeit fast zweifellos, die Via sacra begrenzte, so war er von geradezu erstaunlicher Kleinheit. Nur die oben angedeuteten Ausgrabungen an der Ostseite können über eine etwaige spätere Ausdehnung des Platzes jenseits der Via sacra Auskunft geben. Leider stehen hier den Excavationen einige bedeutende Hindernisse im Wege; eine Reihe von zwar ziemlich elenden aber dicht bewohnten Gebäuden begleitet gegenwärtig diese Längsseite des Forum und läßt längs der jetzigen Linie der Ausgrabungen nur den Raum für eine überaus nothwendige Verkehrsstraße frei, welche von Via di Marforio oder Via Bonella hinauf zum Titusbogen und dem Amphitheater der Flavier führt. Unumgänglich nöthig wäre es daher, zuerst den gedachten Häusercomplex zwischen San Adriano und San Lorenzo in Miranda bis zur Via Salara vecchia oder vielleicht gar bis zur Via Alessandrina wegzuschaffen, welche beide Straßen diese Häusergruppe nach rückwärts begrenzen. Diese fatalen Gebäude stehen eben auf jenem wichtigen Raume, wo einst die große Basilica Aemilia Pauli, die Curia Julia und das Atrium Minervä, weiter nach rückwärts die Kaiserfora mit ihren Prachtgebäuden lagen, von welchen die schönen Reste vom Tempel des Mars ultor am einstigen Forum des Augustus (heute Ecke der Via Bonella und Alessandrina) beredtes Zeugniß geben. Ein Eindringen in diese Region würde allerdings voraussichtlich zu noch mancher wichtigen Entdeckung leiten.

Unter den Monumenten am Forum Romanum, welche die jüngsten Ausgrabungen an's Licht förderten, nehmen die Basilica Julia und der Tempel des Cäsar die hervorragendste Stelle ein. Die architektonische Stellung der genannten Basilica, sowie des Dioscuren-Tempels sind nunmehr bis in ihre geringsten Einzelnheiten bekannt. Jeder Besucher Roms kennt die drei Säulen

aus parischem Marmor, die sichtbarsten Reste des nach der Schlacht am Regillus-See (496 v. Chr.) erbauten Castor- und Pollux-Tempels, worin in republikanischer Zeit auch oft Senatssitzungen gehalten wurden. Zwischen ihm und jenem des Saturn, der noch am alten Forum stand und gleichfalls, wenn auch nicht in seiner letzten, noch erkennbaren Form, aus altrepublikanischer Zeit stammt, auf der östlichen Längsseite von der Via sub veteribus begrenzt, erhob sich der imposante Bau der Basilica Julia. Ihr Rechteck von 105 Meter Länge und 48 Meter Breite zerfällt in einen mittleren, länglichen Haupttheil und einen zweifachen Gürtel von Seitenschiffen, der jenen von allen vier Seiten umgab. Je 16 Pfeiler an der Längen- und 10 an der Schmalseite bildeten diese Seitenschiffe; an der Südwestecke sind noch neun Pfeiler bis zu einer Höhe von 5 Meter zu sehen; das Material bilden Travertinblöcke und Backsteine, an der Außenseite lehnen dorische Halbsäulen. Den Fußboden der Basilica bekleideten große Marmorplatten, in den Seitenschiffen weiße Platten, auf denen man hier und da Zeichnungen bemerkt; den Mittelraum füllten Platten aus buntem Marmor aus, wie er aus Libyen, Phrygien und den griechischen Inseln bezogen wurde. Die Basilica wurde von Cäsar angelegt und von Augustus ausgebaut, entspricht aber, wie man sie jetzt vor sich hat, wie die Gestalt des ganzen Forum, den Veränderungen bis zu Ende des vierten Jahrhunderts der christlichen Aera. Von der Basilica führten jetzt bloßgelegte Stufen in die Straße hinab, welche zwischen ihr und dem Forum lief; denn obwol das Forum nur ein freier Platz war, kann man doch seine Umrahmung durch Straßen, deren altes Lavapflaster theilweise sichtbar, deutlich wahrnehmen. Die Mitte des Forum stellt sich nämlich als ein mit Travertinplatten gepflastertes und erhöhtes Trapez dar. Das Niveau der Straßen lag etwas tiefer als jenes des Forum. Den dem Capitol zugewandten Theil des Forum halten Einige für das Comitium, also den für die Volksversammlungen bestimmten Raum. Indeß stehen sich in der Comitiumsfrage noch mehrere Meinungen ziemlich schroff gegenüber, die Christoph Ziegler in dem erläuternden Texte zu seinen schönen „Illustrationen zur Topographie des alten Rom" sehr gewissenhaft darlegt und veranschaulicht. Nicht unmöglich jedoch, daß für die Kaiserzeit Comitium und Forum überhaupt zu identificiren seien.

Die vielgenannte Via sub veteribus wurde beim Tempel der Dioscuren durch eine andere, von der Tiber herziehende Straße, dem einst so handels- und verkehrsreichen Vicus Tuscus gekreuzt. Er verband das Forum mit dem zwischen Capitol und Palatin eingebetteten Velabrum und dem Rindermarkte, dem Forum boarium. Ein Theil dieses Vicus Tuscus, sowie der Cloaca maxima, jenes merkwürdigen Tonnengewölbes aus der Königszeit, ist durch die jüngsten Ausgrabungen aufgedeckt worden. Ging man den Vicus Tuscus entlang am Tempel des Castor und Pollux vorbei, so sah man der Einmündung in die Via sub veteribus schräg gegenüber zur rechten Hand die Rostra und den Tempel Cäsar's, die Aedes Divi Julii, sich erheben. Erst 1873 sind letztere dem Schoße der Erde entstiegen. Die kaiserlichen Rostra in der Nähe des Severus-Bogens am nördlichen Theile des Forums waren schon seit länger bekannt; nun besitzen wir auch ihr Seitenstück, die julische Rednerbühne. Eine

vordere breite Estrade springt in einer Länge von 8 Meter etwa 1 Meter von dem Tempel des Cäsar's hervor, und eine Doppeltreppe, deren Ansatz in einem Ziegelgemäuer erscheint, führte zu der Bühne empor, welche Augustus später mit den Schnäbeln der ägyptischen Schiffe schmückte. Niemand wird diese kümmerlichen Reste schauen, ohne der erregenden Scene zu gedenken, als von diesen Rostra herab Marcus Antonius am 19. (oder 20.?) März 44 bei dem Leichenzuge des im Pompejustheater ermordeten Cäsars jene weltberühmte Rede hielt, welche die Leidenschaften des Volkes zu höchster Gluth entfachte. Hier geschah es, als der Consul die Vorzüge des Verblichenen hervorhob und das vom Blute geröthete Kleid des Imperators vorzeigte, daß rasch ein Scheiterhaufen zusammengebracht und dem Todten die unerhörte Ehre zu Theil ward, am Forum und angesichts der höchsten Heiligthümer der Stadt verbrannt zu werden.

Unmittelbar hinter den julischen Rostra lag der Cäsartempel, den Augustus seinem Adoptivvater nach der Schlacht von Actium, 31 v. Chr., gelobt hatte und am 18. August 29 einweihte. Die Front dieses Tempels war gegen das Capitol gerichtet und sprang bis gegen die Mitte der Façade des Dioscurentempels vor; er hatte vier Säulen in der Front und je sieben der Länge nach, erinnert also in seiner Anordnung an den bekannten Tempel der Fortuna virilis. Der aus Gußwerk bestehende Kern des Unterbaues, der allein erhalten ist, wurde 1872 ausgegraben; die Quaderkleidung fehlt. Noch weiter nach rückwärts, hinter dem Cäsartempel, standen zwei Triumphbögen, der Fornix Fabius aus dem Jahre 108 v. Chr. und der Arcus Augusti, mit deren Bloßlegung man gegenwärtig (Mai 1876) beschäftigt ist. Doch sind bis jetzt blos Ziegelmauerreste zum Vorschein gekommen, welche nicht gestatten, sich von dem einstigen Aussehen dieser Monumente ein Bild zu entwerfen. Andere Archäologen denken, daß diese Reste des angeblichen Fabiusbogen von der Curia Hostilia herrühren, wo der Senat seine Sitzungen zu halten pflegte. Die an dieser Stelle vorgenommenen Ausgrabungen haben jetzt auch die moderne Straße unterbrochen, welche vom Severusbogen längs des Forum an der Kirche San Lorenzo in Miranda vorbei nach dem Titusbogen führte. Die genannte Kirche war, wie schon erwähnt, in den Tempel der Faustina und des Antoninus hineingebaut und mit dem Niveau der modernen Straße, weil das antike weit tiefer lag, mit einer Brücke verbunden. Diese ist nunmehr mit dem betreffenden Straßenstücke verschwunden, und wir können die Lage des alten Tempels am Forum vollkommen überschauen. Gleich südöstlich hinter dem Cäsartempel und neben den beiden oben erwähnten Triumphbogen stieß man auf die Reste der Treppe, die zu dem mit den bekannten zehn Säulen umgebenen Prostylos des Tempels hinanführte, dessen Cella wieder ansehnlich höher lag als das Niveau des Porticus, von diesem also durch eine neue Treppe erreicht werden mußte. Unten am Fuße grub man dieser Tage den Rumpf einer Marsstatue aus, die augenscheinlich zu diesem Tempel gehörte, und früher schon zwei wichtige Fragmente der fasti consulares, welche die Jahre 755—760 der Stadt betreffen und eine bedeutende Lücke unter jenen Steintafeln ausfüllen, die am Capitol untergebracht sind.

Der Platz, welcher allgemein für das Comitium gilt, und den die Phokassäule ziert, ist von der Basilica Julia durch sieben große, viereckige Basen, wahrscheinlich einstens mit Standbildern geschmückt, abgeschlossen, und wurde vom Forum durch eine querüber führende, gegenwärtig ebenfalls bloßgelegte Straße getrennt. In der mittelalterlichen Verfallszeit entstanden dann an der Südseite des Forums eine Reihe von Kaufläden, welche jene Seite vollständig abschlossen. Wer immer aus der Suburra, einer eigentlichen Gewerbsgegend, oder vom Vicus Mamertinus, beide im Nordosten des Forums, nach dem Velabrum oder jener Anhöhe gelangen wollte, die im Alterthume Velia hieß, mußte das Forum in diagonaler Richtung durchschreiten, und heute noch erscheint das Travertinpflaster an dieser Stelle mehr abgenützt als anderwärts.

Ein unförmliches, im Mittelpunkte des Forum bloßgelegtes Postament soll, so glaubt man, die Stelle des domitianischen Colosses, Equus Domitiani, bezeichnen, und wenn dies, wie es allen Anschein hat, wirklich zutrifft, so wäre hiermit der Schlüssel zur genauen Feststellung aller umliegenden Baulichkeiten auf Grund der wohlbekannten Beschreibung des Statius gefunden. Dies gilt insbesondere von den an der südöstlichen Ecke des Dioscurentempels wie unmittelbar vor der nahen, am Fuße des Palatin gelegenen Kirche Santa Maria Liberatrice veranstalteten Ausgrabungen. Es läßt sich gegenwärtig noch nicht entscheiden, ob sie zum ehemaligen Vesta-Tempel oder zur Regia gehörten, die zuerst als Königssitz, später jedoch dem Pontifex Maximus als Amtswohnung diente. Wir wissen nur, daß beide Monumente, Vesta-Tempel und Regia, sich südöstlich vom Heiligthume der Dioscuren befanden.

Wandern wir vom Forum auf der Summa via sacra vom Titusbogen zum flavischen Amphitheater, so bemerken wir längs der Abdachung des Palatin die anfangs des Jahres 1874 daselbst vorgenommenen Ausgrabungen, die eine beträchtliche Menge von Mauerwerk und Gelassen an's Licht förderten, deren Bestimmung indeß unklar ist. Auf dem palatinischen Hügel selbst haben die Excavationen geringere Fortschritte gemacht. Diese stehen unter der besonderen Leitung des Senators Rosa, und hat die italienische Regierung, als sie die farnesischen Gärten im December 1870 von Kaiser Napoleon III. ankaufte, die Verpflichtung übernommen, die Ausgrabungen unter Rosa's Leitung fortsetzen zu lassen. Das italienische Parlament bewilligte dafür eine jährliche Summe von 30,000 Lire. Im vorigen Jahre war man an der gegen die Tiber hin abfallenden Westseite beschäftigt, wo der Niedergang zum Circus Maximus bloßgelegt war. Daneben grub man weitere Trümmer aus, welche sofort durch ihr eigenthümliches Aussehen auffallen. Im Gegensatze zu den übrigen Bauten am Palatin, die sämmtlich aus Backstein oder Gußwerk bestehen, ist ihr Material gelblicher Tuff, der in gewaltigen Quadern ohne Mörtel auf einander gelegt zur Verwendung gelangte. Diese von allen übrigen hervorstehenden Reste mahnen lebhaft an die Ueberbleibsel der servischen Mauer am Esquilin und deuten somit auf ein hohes Alter. In der That will man darin die älteste Heiligthümerstätte des Palatin und der Basis des Romulushauses erkennen. Hinter diesem Nationalheiligthume liegt ein Gebäude, das Einige für das Auguratorium, Andere dagegen, darunter der Römer Archäologe Rodolfo Lanciani,

für den alten Cybeletempel erklären. Der Umstand, daß hier eine leider arm- und kopflose, weibliche Statue in sitzender, d. h. in jener Stellung aufgefunden wurde, in der Cybele dargestellt zu werden pflegt, verleiht der letzteren Meinung ein besonderes Gewicht. Der Cult der Cybele gelangte zur Zeit des Hannibal nach Rom, im Jahre 204 v. Chr. Damals holte man das Bild der Göttin, einen rohen Stein, aus Pessinus in Galatien und baute ihr einen Tempel am palatinischen Hügel.

In Folge des Expropriationsgesetzes der geistlichen Güter sind die beiden am Palatin gelegenen Klöster San Bonaventura und Visitazione (letzteres die ob ihrer herrlichen Palmen bekannte Villa Mills) in den Besitz der Regierung übergegangen; sie sind natürlich zur Demolirung bestimmt, und nach ihrer Abtragung dürfen wir uns wol auf neue wichtige Entdeckungen am Palatin gefaßt machen. Die genannten Klöster unterbrechen nämlich jetzt noch die Verbindung zwischen dem nördlichen Palaste der Flavier und den südlichen Palästen, deren großartiger Ausbau sich an die Namen des Commodus und besonders des Septimius Severus knüpft. Erst nach Beseitigung dieser Klöster dürfte sich auch über die Ansicht Rosa's entscheiden lassen, wonach die alte Roma quadrata nur auf den westlichen Theil des palatinischen Hügels beschränkt blieb. Obwol diese Meinung am besten des Tacitus' Angaben über das Pomerium zu erklären scheint, so findet sie doch nicht allgemeinen Beifall, und weigern sich manche Archäologen, die kleine Depression zu erkennen, welche, nach Rosa, muldenartig von Nordost nach Südwest verlaufend, den Palatin eigentlich in zwei Hügel sondern soll.

Im November 1873 begann man mit der neuerlichen Säuberung jenes Raumes, der sich zwischen dem Colosseum und dem berühmten Tempel der Venus und Roma (Templum urbis) ausbreitet. Schon in den dreißiger Jahren hatte man diesen Platz frei gemacht, doch leider nicht weiter darauf geachtet. Schutt und Unrath bedeckten ihn bald von Neuem. Das Kiessteinpflaster jener Fläche ist nunmehr schon in der Nähe des Postamentes des sogenannten Neronianischen Colosses sichtbar, und sowol die südlichen Grenzlinien des Venus- und Roma-Tempels als namentlich die breiten Stufen, welche zum Peristyl desselben hinanführten, treten immer deutlicher hervor. Die wichtigsten Arbeiten sind aber zweifelsohne wol jene, die im Januar 1874 im inneren Raume des Colosseums wieder aufgenommen wurden, nachdem sie bereits in den Jahren 1812 bis 1814 die Franzosen begonnen hatten.

Eine Beschreibung des Colosseums, dieses weltbekannten, unendliche Male abgebildeten Amphitheaters der Flavier, wäre hier kaum am Platze; ich darf voraussetzen, daß der Leser mit der Gestalt dieses Riesenbaues im Allgemeinen vertraut ist. Die Ausgrabungen der Franzosen hatten ergeben, daß über den Kaisereingängen, welche an den schmalen Achsen des Gebäudes gegen den Mons Coelius und den Esquilin gerichtet waren, zwei Logen sich befanden; doch ist es schwer zu entscheiden, in welchen von beiden der Suggestus oder das Cubiculum des Kaisers zu suchen. Zu der einen dieser Logen führte ein nach dem Coelius gerichteter, gewölbter Gang, ein Kryptoporticus, und da Kaiser Commodus die Domus Vectiliana am Coelius bewohnte, so pflegt man diesen Corridor den

„Gang des Commodus" zu nennen. Er wurde schon 1810 nebst einem Theile der unterirdischen Gewölbe aufgedeckt, die man dann 1814 wieder zuschüttete. Im Jahre 1871 begann Senator Rosa mit einer Arbeit, deren Nutzen uns nicht einleuchten will; er entfernte nämlich den seltenen Pflanzenüberzug, welcher eine eigene, 420 Species umfassende „Flora des Colosseums" geborgen hatte. Anfangs 1874 wurden dann, wie erwähnt, im nördlichen Theile des inneren Raumes die Ausgrabungen begonnen, die sich alsbald in die südöstlichste Hälfte der Ellipse hinüberzogen. Ich hatte Gelegenheit, diese Arbeiten sowol im März und April 1874, also kurz nach ihrem Beginne, als im Februar und März 1875 zu beobachten.

Die Ergebnisse dieser Excavationen sind in Kurzem die folgenden. Zunächst legten sie drei Rundgänge aus Travertin und Tuffstein blos, ferner in einer Tiefe von 3^m,18 unter dem Podium 32 Travertingesimse mit einer Mauer in der Mitte. Diese zeigt eine Aushöhlung, vielleicht zur Aufnahme der Stange bestimmt, woran ein Gitter befestigt war. Nach weiterer Entfernung des Erdreiches, in dem sich viele Säulenschäfte mit Basis und Capitäl befanden, stieß man in 6^m,08 Tiefe auf das Plaster aus opus spicatum, worunter Backsteinmauerwerk in Fischgrätenmanier zu verstehen ist. Außer dem für die Wasser nothwendigen Abzuge entdeckte man viereckige Travertinblöcke mit ausgehöhlten Mündungen; in einer derselben fanden sich noch Reste verkohlten Holzes, von den darin eingelassenen Balken herrührend. Unter der nördlichen Lage grub man einen 2^m,95 breiten unterirdischen Weg oder Kryptoporticus aus, der nach dem Esquilin führt; ein anderer solcher Corridor, in der Richtung nach dem Lateran und 2^m,17 breit, konnte durch ein Schutzgitter abgeschlossen werden. Mit diesem Gange stehen rechts und links zwei 25^m lange und 3^m,20 breite Räume in Verbindung, deren Pflaster sechs Travertinquadern mit ausgehöhlten, aber mit Metall verkleideten Mündungen enthält; zwei Schneckenstiegen gehen von hier zum Podium hinauf. Die Länge dieses Kryptoporticus, soweit er ausgegraben ist, beträgt 83^m,90; seine Wände und das Gewölbe bestehen aus ungeheuren Travertinblöcken bis unter den letzten Porticus des Amphitheaters. Rechts mündet dann in ihn ein anderer Gang mit geneigter Bodenfläche, wie man sie für den Abgang der Thiere benöthigt. Diese Ausgrabungen in der Arena förderten eine große Menge von Inschriften zu Tage, ferner viele Thonlampen, Basen von Statuen, ein Basrelief, Köpfe von Statuen und sieben Marmorplatten mit Graffitti. Im Sommer 1874 grub man den sogenannten „Gang des Commodus" 37^m lang aus, dann machte man sich an die Käfige der Thiere, welche unter dem Podium liegen, und an die übrigen Substructionen auf der Südseite, welche jenen der gegenüberliegenden völlig gleichen. In dem Gemache rechts von dem Kryptoporticus und in zwei Gängen der Arena fanden sich Holzbretter, welche entweder von einstigen Maschinen herrühren, oder vielleicht hier angebracht wurden, um die Feuchtigkeit des Bodens anzuziehen. Am äußeren Ende des sogenannten östlichen Kryptoporticus arbeitete im Frühjahr 1875 eine Dampfpumpe, um aus einem 8^m,50 tiefen Brunnen das reichlich strömende Wasser zu heben, auf welches man bei den Ausgrabungen gestoßen war und welches von zwei alten Cloaken herzurühren scheint. Die Bewältigung

dieser unterirdischen Wasser erheischte schon damals viele Anstrengung und Kosten; endlich mußte darauf gänzlich verzichtet werden, weil die Wasser tiefer liegen als das Niveau des nahen Tiberbettes, man ihnen also dahin keinen Abfluß zu verschaffen vermag. Als ich heuer abermals das Colosseum besichtigte, fand ich alle die kostspieligen Excavationen vom verflossenen Jahre vollständig inundirt, und statt der so interessanten, tief eingeschnittenen Gänge, Canäle, worin das Wasser 3m hoch steht, alle Ergebnisse der jüngsten mühevollen Arbeiten den Blicken entziehend.

Die Ausdehnung und Großartigkeit dieser massiven, nunmehr vom Wasser verdeckten Substructionen haben Herrn Senator Rosa auf den Gedanken gebracht, weil das Mauerwerk hier ein Gemisch von Quaderbau und Ziegel ist, während die Substructionen unter den Sitzreihen vom gewaltigsten Quadergefüge sind, daß jenes von einem späteren Einbau herrühre und das Colosseum ursprünglich eine Naumachie gewesen, welche erst später für Gladiatoren- und Thierkämpfe eingerichtet worden sei. Es ist aber schwer, wenn man im vorigen Jahre die Ausgrabungen sah, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie hier Seegefechte dargestellt worden sein mochten. Keinesfalls können maritime Kämpfe in größerem Maßstabe hier stattgefunden haben; weit wahrscheinlicher bleibt es, daß Kaiser Domitian schon nach einem einzigen mißlungenen Versuche in dieser Richtung zur Anlage seiner prachtvollen Naumachie in der Nähe der Tiber schritt.

Dies ist auch die Meinung des römischen Professor Fabio Gori, der über das Colosseum manche neue, wie mir dünkt, zutreffende Ansicht aufstellt. So erblickt er in dem angeblichen „Gang des Commodus" blos einen Zugang für die vom Mons Coelius kommenden Gladiatoren, und es dürfte wol schwieriger sein, die apodictische Benennung „Gang des Commodus" zu rechtfertigen, als das Gegentheil der Gori'schen Behauptung zu beweisen. Neu ist auch seine Zuweisung der der Kaiserloge gegenüber befindlichen Loge an die vestalischen Jungfrauen; die von ihm angeführten historischen Belege lassen indeß diese Meinung plausibel erscheinen, und der Umstand, daß gerade unter dieser nördlichen Loge ein Marmorkopf, augenscheinlich eine verschleierte Vestalin darstellend, ausgegraben wurde, verleiht ihr sogar einiges Gewicht. Erwähnenswerth, wenngleich kaum stichhaltig ist außerdem die, so viel ich weiß, von Gori zum ersten Male geäußerte Ansicht, daß das Colosseum ursprünglich blos aus drei über einander gestellten steinernen Bogenreihen bestanden habe, während die vierte sowie die entsprechenden Sitzreihen aus Holz gewesen wären. Dadurch will der römische Archäologe die Möglichkeit einer Feuersbrunst, wie sie unter Macrinus stattgefunden, erklären und bringt zur Bekräftigung seiner Ansicht vor, daß auf Medaillen der Kaiser Titus, Domitian, Alexander Severus und Gordian das Colosseum stets nur mit drei Arcadenreihen abgebildet wird. Im Jahre 422 n. Chr. hätte dann der Präfect Lampadius auch die vierte Galerie aus Stein aufführen lassen, eine Vermuthung, die allerdings durch die Inferiorität in der künstlerischen Ausführung dieses obersten Stockwerkes unterstützt wird. Daß vom Holze im Amphitheater ein ausgiebiger Gebrauch gemacht worden war, lassen jedenfalls die in den Substructionen aufgefundenen, im Hin-

blick auf die leichte Zerstörbarkeit des Materials ansehnlichen Reste desselben ahnen; gegen Gori's Behauptung werden aber verschiedene Argumente in's Feld geführt. Allerdings zeigt der vierte Stock eine mit dem Uebrigen nicht harmonirende, schwerfällige Architektur, die jedoch nur auf späteren Umbau nach dem großen Brande vom 23. August 217 hinweist, und die Möglichkeit des letzteren erklärt sich aus dem Umstande, daß die Sitzgerüste des Oberstockes aus Holz waren. Im Jahre 442 hatte man in Rom wol kaum mehr die Mittel zu solch' gewaltigen Bauten, höchstens noch zu Restaurationen; endlich wird auch die Angabe bestritten, daß auf den Münzen des I. und III. Jahrhunderts nur drei Stockwerke erscheinen.

Ein reiches Feld wichtiger Funde wurde durch die 1872 eingesetzte Commissione archeologica municipale am Esquilin erschlossen, jenem Hügel, der sich nordöstlich vom Colosseum zwischen dem Mons Coelius und dem Viminal erstreckt und im Alterthume die zwei Regionen Esquilia und Isis et Serapis umfaßte. In der kaiserlichen Zeit bedeckten zahlreiche Villen und Landhäuser mit ihren Gärten den Esquilin, darunter jene des Horaz, Properz und Vergil, und es ließ sich mit Recht erwarten, daß man hier auf interessante Reste stoßen würde. In der Gegenwart ist der ganze Esquilin mit dem anstoßenden Viminal und Theilen des Quirinal zu Neubauten bestimmt, die theils schon vollendet, theils noch in der Ausführung begriffen sind. Neue Stadtviertel nach modernem Geschmack, mit geraden, rechtwinkligen Straßen, werden hier aus der Erde gestampft, und die Fundamentirung der neuen Gebäude und Zinsburgen, sowie die Tracirung der neuen Straßenzüge, gab den Anlaß zu jener umfangreichen Durchwühlung des Bodens, aus der gleichzeitig mit einem modernen Rom auch das alte zum Theil neu erstand.

Alle großen topographischen Linien der Hochfläche zwischen der heutigen Porta Salaria und Porta Maggiore, wo der Quirinal, Viminal und Esquilin in einander verschmelzen, sind nunmehr mit mathematischer Genauigkeit bestimmt. Da gerade diese Hochfläche von jeher als der für die Vertheidigung der Stadt ungeeignetste Theil betrachtet wurde, so ließ sie Servius Tullius außerhalb seines Umfassungswalles, dessen gewaltige Ueberbleibsel das Staunen jedes Besuchers erregen. Die ganze Linie dieser servischen Befestigung ist jetzt genau bekannt; zwischen Porta Viminalis und Esquilina dachte man sich bisher den Lauf dieser Mauer als eine ziemlich regelmäßige Curve, indessen bildete er eine unregelmäßige Linie, nämlich eine Curve von Porta Viminalis an bis auf die heutige Piazza Galileo, und von hier zwei Grade, die mit einander einen stumpfen Winkel von 156° bilden. Die Construction des Walles auf diesem Stücke ist einigermaßen verschieden von jener, die man an anderen Stellen beobachtet, namentlich fehlen die Pilaster. Es ergab sich ferner, daß die eigentliche Ausfüllung des Walles genau aus dem Material besteht, welches dem an der Außenseite ringsum laufenden und in der Kaiserzeit wieder künstlich zugeschütteten Graben entnommen wurde. Zwei Parallelstraßen, deren Spuren jetzt zum Vorscheine kamen, zogen sowol außer- als innerhalb der servischen Mauer hin, deren Lauf schon in der augusteischen Zeit wegen der vielen daran und darüber gebauten Gebäude nur schwer mehr zu erkennen war. Das Material der

Mauer bestand zumeist aus gelblichem Tuff oder Peperin, an einigen Stellen aber auch aus kleinen, lamellenartigen, aschgrauen Tuffstücken, und es ist interessant zu wissen, daß am 7. Februar 1872 ganz in der Nähe der Stadt der Steinbruch entdeckt ward, aus dem dieses Material herstammt. Die in demselben gefundenen Galerien beanspruchen also zum mindesten das nämliche Alter wie die servische Umwallung selbst. Aber nicht nur der Verlauf der Mauer, auch die Lage der drei Thore: Collina, Viminalis und Esquilina, die Strabo an die beiden Enden und in die Mitte des Walles verlegt, konnte mit völliger Gewißheit bestimmt werden, nachdem Reste der Porta Collina an der Nordostecke des neuen Finanzministeriums zum Vorscheine kamen. Porta Viminalis mußte demnach, in Verfolg der dahin führenden alten Straße, am heutigen Maccao liegen, und Porta Esquilina aus dem nämlichen Grunde an jener Stelle, wo im dritten Jahrhunderte der christlichen Aera der heute in seinen Trümmern noch sichtbare Gallienus-Bogen, unfern der Kirche San Vito, errichtet ward.

An der Porta Collina nahmen die Via Salaria und Via Nomentana ihren Ursprung. An der ersteren lagen die zahlreichen Grabstätten, die man beim Baue des neuen Thores entdeckte. Darunter nennen wir insbesondere jene einer gewissen Cornelia, nachdem bei Fundamentirung des neuen Finanzministeriums weitere Spuren der städtischen Wohnplätze dieser hochangesehenen Familie zu Tage traten, von welcher der Vicus Cornelii seinen Namen hatte. Das Pflaster der Via Nomentana fand man bei den Excavationen der Cloake in der Via Palestro, wo man zugleich auf einen Sarkophag mit guten Sculpturen stieß, der einem Grabe an der rechten Seite der genannten Straße angehörte.

Durch Porta Viminalis führte eine lange, schnurgerade Straße, vom Thalgrunde zwischen Quirinal und Viminal ausgehend, nach der sogenannten Porta Chiusa der aurelianischen Mauer, neben der Castra Prätoria. Der Name dieser Straße ist noch ein Gegenstand gelehrter Controverse, nach ihrer Achse aber sind nicht nur alle, bisher in diesem Bezirke gemachten Funde von Bauten geringeren Belanges orientirt, sondern auch die Piscine der Diocletians-Thermen und das Prätorianerlager selbst. Die Topographen des sechzehnten Jahrhunderts bewahren uns das Andenken an einen Triumphbogen, der an dieser namenlosen Straße zu Ehren Gordian's III. errichtet ward, und es gereicht der archäologischen Municipalcommission sicher nicht zur geringen Ehre, Reste, die sich wol nur auf diesen Bogen deuten lassen, aufgefunden zu haben. Sie liegen allerdings nicht an der ursprünglichen Stelle, wo der Bogen stand, sondern etwas davon entfernt, nämlich dort, wohin sie der große Donato Lazzari, besser bekannt unter dem Namen Bramante, schaffen ließ, um damit den Palast der Cancellerie zu schmücken. Mit welchem Rechte, muß man fragen, brandmarken wir noch die Barbarei des Mittelalters, welche die Monumente des Alterthums zerstörte, wenn der große Architekt der aufgeklärten und gepriesenen Renaissance-Epoche mit vollem Bewußtsein sich an denselben vergriff?

Bei den Ausgrabungen am Esquilin erhob sich auch ein Zornesschrei gegen den Vandalismus der ersten Christen, welche die schönsten Kunstüberreste als Baumateriale verwendet hatten; nun aber zeigt es sich, daß der Barbarenbrauch,

Statuen zur Errichtung von Mauerwerk zu benützen, schon bis Diocletian zurückdatirt. Im Januar 1874 wurden im südwestlichen Winkel der Villa Palombara Bäder ausgegraben, die, wie es das Gepräge der Ziegel bezeugt, unter Diocletian gebaut worden. Die Bauwerke auf Piazza Dante nöthigten zur Zerstörung selbst der Grundmauern dieser Bäder, und man fand in denselben eine Statue der Ceres, eine Venus Anadyomene, einen Aesculap und einen jungen Camillus, vergoldet und bemalt; dann eine reizende Gruppe, ein Knabe mit einem Löwen spielend; drei Köpfe von Gottheiten; 57 Fragmente verschiedener Statuen und schließlich einen wunderschönen Brunnen griechischer Arbeit. Vollends aber hat die Gegenwart, welche in Rom, dem Zeitbedürfnisse entsprechend, die antiken Ruinen am Esquilin gänzlich abträgt, um Raum für moderne Zinskasernen zu gewinnen, gar kein Recht mehr, über den Vandalismus früherer Epochen zu klagen.

An der Porta Esquilina entsprangen drei consularische Straßen, die Via Tiburtina, Labicana und Pränestina, welch letztere bis zum Jahre der Stadt 246 Via gabina hieß. Auch von diesen und den Grabstätten, die an ihnen zu beiden Seiten hinzogen, sind Spuren entdeckt worden, ja, weitere Ausgrabungen ergaben, daß in den ältesten Epochen der römischen Republik ein ausgedehntes Leichenfeld am Esquilin sich befand. Die Trümmer dieser antiken Necropole sind nunmehr aufgedeckt und darunter sogar jene Grabschachte (Puticuli), in welche man die Leichen der Bettler und Armen zu werfen pflegte. Ihre Knochen bilden eine dicke Schicht auf dem von organischen Resten geschwärzten Boden. Die Necropole bestand übrigens aus zwei deutlich verschiedenen Räumen, deren einer den genannten Armen, der andere hingegen den bürgerlichen Classen angewiesen war. Vornehme, die es in Rom auch in der Zeit der republikanischen Gleichheit gab, vermieden, ihre Grabstätten am Esquilin zu errichten, weil dieser Hügel zugleich als Richtplatz diente. Das Allermerkwürdigste ist aber, daß man unter der gedachten altrömischen Necropole auf eine noch ältere, unterirdische Necropole gestoßen ist, die, in den natürlichen Felsen des Berges eingehauen, durchaus den etruskischen Typus trägt. Diese Entdeckung ist von der höchsten Bedeutung, denn das Alter dieser etruskischen Grabkammern reicht in eine Geschichtsperiode zurück, wo Rom vielleicht kaum noch bestand, und liefert jedenfalls wieder einen deutlichen Beweis, wie die Wiege der ältesten römischen Cultur in der etruskischen zu suchen ist. Eben so interessant und wichtig sind die im Sommer 1875 an der antiken Via Labicana entdeckten Columbarien, vielleicht der bedeutendste Fund, den man in den letzten Jahren im Weichbilde Rom's zu verzeichnen hat. Bisher galten die Columbarien für eine Anlage der römischen Kaiserzeit, diese bei Porta Maggiore entdeckten rühren jedoch höchst wahrscheinlich aus der Königszeit her, denn die meisterhaft ausgeführten Wandmalereien in einem jener Familiengräber stellen durchwegs Begebenheiten aus einer der Gründung Rom's vorangehenden Epoche dar, wie die Ankunft des Aeneas in Latium, seine Kriege und den heiligen Frieden mit den Rutulern, die Erbauung der Stadt Lavinia, die Aussetzung von Romulus und Remus, deren Jugend und dergleichen. Ja, mehr noch, sogar etruskische Ueberreste will man gefunden haben, und zwar soll die Necropole — die Gesammtzahl der hier aufgedeckten Columbarien mag

ungefähr ein Dutzend betragen — aus einer dreifachen Superposition hervorgegangen sein, so daß deren unterstes Stockwerk aus dem Zeitalter der Etrusker, das zweite aus der Zeit der Könige, das oberste endlich aus der Kaiserzeit stammen würde. Wir stünden also hier vor einer ähnlichen Erscheinung wie bei den oben erwähnten puticuli.

Eine seltsame Laune des Schicksals verwandelte in späterer Zeit, als der Stadt die servische Umwallung zu enge ward und über dieselbe sich ausbreitete, auch die einstigen Necropolen am Esquilin in blühende Gärten, wo römische Große ihre Villen erbauten. Daß Mäcenas, der zu dieser Umwandlung den ersten Anstoß gab, Epaphroditus und der reiche Pallas hier ihre Gärten besessen, wußte man schon lange; die neuen Ausgrabungen haben jedoch nicht nur über die Anordnung der genannten Horti Licht verbreitet, sondern uns auch noch mit drei neuen Gärten, den taurianischen, caliclanischen und pectianischen, bekannt gemacht, die alle drei in dem Winkel zwischen Via Tiburtina und Pränestina lagen.

Zu den öffentlichen Monumenten, deren Lage dank den Ausgrabungen am Esquilin genau bestimmt werden konnte, zählen: das Sacrarium der Gens Flavia, dem der colossale, am Grunde des Finanzministerium's aufgefundene Tituskopf angehört; der Tempel der Bellona und jener der Ehre, deren einige am gleichen Orte aufgefundene Inschriften gedenken; der Tempel der Fortuna primigenia, dessen Ueberbleibsel am Maccao-Platze zum Vorschein kamen; die übereinander geschichteten Aquäducte der drei Wasserleitungen Marcia, Tessula und Julia, in der heutigen Via di Porta S. Lorenzo; die Pilonen des Aquäducts, der das Nymphäum des Alexander Severus (Trofei di Mario) speiste, auf der neuen Piazza Vittorio Emmanuele; die Station der dritten Cohorte der Vigiles, in der Nähe des Maccao-Platzes; einige Säle der Diocletians-Thermen mit Mosaikpflaster, welches ziemlich jenem in den Thermen des Caracalla gleicht; eine Gladiatorenschule oder Kaserne, dicht an der Südostecke des jetzigen Bahnhofes; endlich einige Privatthermen aus der Zeit des Diocletian.

Unter die nennenswerthen Privatgebäude gehören: das Haus des Senators Octavius Felix (am heutigen Cavour-Platze), jenes der obenerwähnten Cornelier, der Vitrasier (am Anfang der Via Principe Amadeo), der Numitier, ebendaselbst, und endlich jenes des Neratius Cerialis, Präfecten der Stadt im vierten Jahrhunderte unserer Aera, neben dem sich prachtvolle Thermen, mit Statuen und werthvollen Inschriften geschmückt, fanden. Am merkwürdigsten aber bleibt unstreitig der rechts von der Porta Esquilina und unfern der Trajans-Thermen im Bereiche der einstigen Gärten des Mäcenas ausgegrabene Saalbau, den man deshalb das „Auditorium des Mäcenas" nennt. Unter Auditorium versteht man einen Raum zur Abhaltung von öffentlichen Recitationen, Declamationen oder Vorlesungen, im Gegensatze zum Cubiculum, welches nur für Privatvorlesungen bestimmt war. Der fragliche Saal, der durch seine äußere Gestalt von allen bisher bloßgelegten Monumenten Rom's abweicht, deutet nun durch Anlage und Bau auf ein solches Auditorium hin. Die Gestalt des zur Hälfte in den Boden versenkten Gebäudes ist die eines länglichen Rechteckes, an dessen einer Schmalseite sich ein apsisartiger Halbkreis öffnet, welcher eine siebenfache,

amphitheatralisch angeordnete Reihe von marmorbekleideten Sitzen mit ihren Bänken ohne Rückenlehne enthält. Hier, in diesem, Anobathra genannten Raume, nahmen das geringere Publicum und die Claque Platz, während der übrige Theil des Saales, die Orchestra, zur Zeit des Gebrauches mit Lehnstühlen für die vornehmeren Zuhörer besetzt war. Auf der andern Schmalseite unterscheidet man zum Theile noch das Pulvinare, die Erhöhung, worauf der Redner stand oder saß. Den Fußboden bildete einfach weißes, kleingewürfeltes Mosaik mit rothem Einfassungsstreifen; als Glanzpunkt sind aber die prächtigen Wandmalereien zu betrachten, die sich mit den besten pompejanischen Producten dieser Art ungescheut messen dürfen. In den als Fenster gedachten Nischen des Saales ist auf himmelblauem Grunde eine üppig grüne Menge von Pflanzen, Blumen und Strauchwerk dargestellt, von buntgefiederten Vöglein umflattert. Styl und Technik dieser in seltener Vollkommenheit erhaltenen Wandgemälde deuten auf die Blüthezeit der römischen Kunst, und das Mauerwerk des Baues, durchaus opus reticulatum, jene Manier, die Vitruv als die Nachfolgerin des opus incertum oder antiquum bezeichnet, gestattet zu schließen, daß er höchst wahrscheinlich aus den Anfängen der Kaiserzeit stammt. Gegenwärtig ist man beschäftigt, dieses Auditorium zu restauriren und mit einem Dache zu bekleiden, weshalb es, so lange diese Arbeiten dauern, dem Publicum unzugänglich ist. Die vorstehende Schilderung stammt aus dem verflossenen Jahre, wo ich das antike Bauwerk noch besuchen konnte, während noch Ausgrabungen im Innern stattfanden. Ob diese weitere Resultate ergaben, vermag ich aus dem angedeuteten Grunde nicht zu sagen.

Auf der Piazza del Maccao, zwischen den Bädern des Diocletian und dem Eisenbahnhofe, wurde kürzlich ein Altar, eine „Ara", blosgelegt, der dem unbekannten Gotte Verminus geweiht ist, und auf Piazza Manfredo Fanti ward ein marmorner Cippus ausgegraben, der von ein paar Prätorianern aus dem thrakischen Dorfe Statua dem gleichfalls unbekannten Gotte Apollo Cicanus geweiht gewesen.

Die bisher beschriebenen topographischen Entdeckungen begleiteten reiche Funde an Kunstgegenständen aller Art, in Silber, Bronze, Marmor, Glas und Terracotta. Mehr denn zwanzig Statuen, darunter mehrere aus den besten Epochen griechisch-römischer Kunstblüthe, zehn Büsten historischer Persönlichkeiten, eine Menge mythologischer oder Sepulcral-Basreliefs, etwa 100 Marmor- und 1500 Terracotta-Inschriften nebst einer Unzahl von Geräthen und Gegenständen des täglichen Gebrauches füllen die Magazine der Municipalcommission. Das höchste Aufsehen erregten jedoch die jüngsten fünf Sculpturfunde in einem Gemache, dessen Estrich sehr schön in Alabaster ausgelegt ist, während die Sockel einiger gekerbter Säulen aus giallo antico einem Porticus oder Peristyl angehört haben müssen. Allen Muthmaßungen zu Folge gehörte dieses Gemach zu der Behausung der Familie Lamia, deren Gärten an jene des Mäcenas stießen. Die gedachten Funde sind nun: eine Colossalstatue des Bacchus ohne Beine, in gutem Styl und den verweichlichten Charakter des Gottes markirend, im Uebrigen aber den mittelmäßigen Producten des römischen Meißels angehörend; dann eine Halbbüste oder Porträt des Kaisers Commodus

als Hercules dargestellt, aus griechischem Marmor und auf einem Piedestal ruhend, auf dem der Atlas mit den Zeichen des Thierkreises dargestellt ist; an jeder Seite kniet eine kleine, ungemein anmuthige Amazone. Das Ganze ist meisterhaft in der Ausführung und Auffassung, so weit es die Kunstrichtung am Ende des zweiten Jahrhunderts zuließ. Der dritte Fund, ein Doppelfund, waren zwei Halbfiguren, Tritonen, mit grimmigem Gesichtsausdruck, in sehr gutem Styl und aus griechischem Marmor. An Gestalt und Gesicht haften Muscheln, welche jedoch den Gesammteindruck nicht stören. Das vierte Kunstwerk ist ein Antinouskopf, gleichfalls aus griechischem Marmor, im Profile sehr schön, minder en face. Die Arme wurden auch aufgefunden, sowie die Beine und Füße, die alle noch Farbspuren an sich trugen. Die Perle dieser Spuren ist indeß die Statue einer Nymphe, welche dem Wasser entsteigt; sie ist aus parischem Marmor und unter Lebensgröße. Die Arme wurden nicht aufgefunden, jedoch neue angefügt und die Statue befindet sich jetzt in jenem provisorischen, geschmackvollen Holzbaue, welcher als Erweiterung der capitolinischen Museen im Conservatorenpalaste errichtet und am 25. Februar d. J. eröffnet wurde. Im Cataloge figurirt sie als Venus Anadyomene, doch scheint sich für dieselbe die Bezeichnung „Venus vom Esquilin" einbürgern zu wollen, vielleicht im Gegensatze zur capitolinischen. Warum das Standbild aber gerade die Göttin Venus darstellen müsse, vermochte ich nicht zu erkennen, es wäre denn, man ließe jede nackte weibliche Figur von besonderer Schönheit für die Venus gelten. Die Statue stellt einfach ein junges, etwa sechzehnjähriges Mädchen dar, welches sich anschickt, in's Bad zu steigen. So läßt sich wenigstens deuten, daß sie das Gewand auf einen reichgeschmückten kurzen Candelaberschaft gelegt, nur noch Sandalen an den Füßen hat und eben im Begriffe ist, mit der Rechten die einfache, kunstvoll um das Haar geschlungene Binde zu lösen, während die Linke auf und an dem durchaus bescheidenen Haarknauf an ihrem Hinterkopfe ruht. Das Haupt ist sanft rechtshin und abwärts geneigt, der ganze Körper, auf beiden Füßen ruhend, ganz leicht auswärts gebogen, wie es eben die erhobene Stellung beider Arme und vor allem die erhobene und zugleich zurückgewandte Lage des linken Armes mit sich bringt, wodurch zumal die Brust in ihrer ganzen Fülle und jungfräulichen Frische sich entwickelt. Der unschuldsvolle Kopf besitzt feine, etwas scharf gezeichnete Lippen, sanfte, längliche Augen, ist lieblich, nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität und doch ideal. Ob diese Statue ein Original oder nur eine sehr gute Copie eines zweifellos griechischen Vorbildes sei, läßt sich nicht entscheiden; auch wer darin nicht mehr denn ein badendes Mädchen erblickt, wird aber sicherlich in ihr eines der bedeutendsten Werke des nachpraxitelischen Alterthums erkennen.

Die Arbeiten zur Eröffnung der Via Nazionale, welche das Centrum der Stadt mit der Piazza di Venezia wie dem Bahnhofe in Verbindung bringen soll, haben sowol in den Rospigliosi-Gärten, wie in der Via Magnanapoli und der Villa Aldobrandini zu Auffindungen von Ueberbleibseln alter Bau- und Kunstwerke geführt. Am Abhange des Quirinals, auf dem sich die Rospigliosi-Gärten befanden, sind ein paar schöne Säle zu Tage gekommen, die offenbar zu den Bädern des Constantin gehörten. Der Estrich war mit giallo, verde

und rosso antico eingelegt. Ein 2 Meter langes, 1 Meter im Durchmesser haltendes Säulenbruchstück aus afrikanischem Marmor wurde in einem der Säle umgestürzt gefunden. Unterhalb des constantinischen Bauwerkes stieß man auf die Reste eines Privathauses, das wol hinweggeschafft wurde, um Raum für die Bäder zu gewinnen. Sehr bemerkenswerth auch ist, daß die Grundmauern der constantinischen Bäder aus den Trümmern anderer Gebäude erbaut sind; es finden sich in ihnen Säulenschäfte, gebrochene Capitäle, ja selbst Torsi eingefügt. Am 18. März d. J. wurde auf dem Terrain, wo früher die Villa Aldobrandini stand, auf einen bis dahin noch unbekannten Abzugsgraben gestoßen, der sich gleichfalls ergiebig an Kunstgegenständen erwies. Es wurden nicht weniger als 1217 Münzen und ein schwerer Goldring hervorgegraben und — was geradezu räthselhaft erscheint — eine Anzahl gemalter Majoliken und gläserne Pocale aus dem XVI. Jahrhundert.

Was die schönen, aber unterhalb der Villa Aldobrandini aufgefundenen Ruinen anbelangt, so ist ihr Name und ihre einstige Bestimmung immer noch ein Räthsel. Eine Merkwürdigkeit darin verdient besondere Erwähnung. Es fand sich eine ganz gewöhnliche Wein-Amphora aus Terracotta, die als Urne für das Skelett eines erwachsenen Menschen benutzt worden war. Da die Oeffnung des Gefäßes nur einen Durchmesser von 3 Zoll besitzt, sind die großen Körpertheile und Knochen zerschlagen worden, um sie hindurchzuzwängen. Diese merkwürdige Erscheinung dürfte wol mit dem Aberglauben und den daraus entspringenden Zauberversuchen der unteren Volksclassen im V. und VI. Jahrhunderte in Zusammenhang zu bringen sein, sowie mit der großartigen Entdeckung am Pincio. Man fand nämlich unter der der Villa Borghese gegenüberliegenden Mauer des Pincio Gänge, welche mehrere tausend in den Boden befestigte Amphoren enthielten. Jede derselben barg die seltsamste Vermischung von Gegenständen: menschliche Knochen mit jenen von Pferden, Ochsen und Affen, mit Zähnen, Eidechsen, geringelten Schlangen und kleinen wächsernen Händen. Diese merkwürdige Entdeckung hat bis jetzt noch keine genügende Erklärung gefunden und die oben erwähnte Annahme hat noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Auf der Höhe des Hügeldistrictes, der diesen Friedhof bildet, stieß man ferner auf die Pflasterung einer Consularstraße, die sich als die Via Tiburtina herausstellte. Hier befand sich im ersten Jahrhunderte ein sehr angesehenes und seither verschollenes Heiligthum, der Menge an Votivgaben nach zu schließen. Daselbst sind bei 200 Terracotta-Nachbildungen von Köpfen, Armen, Händen, Ohren, Augen, Knien, Füßen u. s. w. zu finden. Auch Vasen von etruskischer oder griechisch-italischer Manufactur, einige Bronze- und Terracotta-Statuetten und eine Menge Exemplare von aes rude und aes grave librale fanden sich darin, wovon eines der Stadt Luceria angehörte. Das Datum dieser Gegenstände muß mindestens bis zum sechsten Jahrhunderte zurückreichen.

Wie man sieht, ist die Ausbeute an Schätzen aller Art, wissenschaftlichen wie künstlerischen, die der Boden des alten Rom umfängt, überaus ergiebig, und darf man deshalb von dem Fortgange der systematischen Ausgrabungen auch in Zukunft noch eine reiche Ernte erhoffen.

Rom, im Mai 1876.

Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller.

Von

Prof. L. Urlichs in Würzburg.

„Suchet, so werdet ihr finden." Dieses ewige Wort hat sich wieder in überraschender Weise bewährt. Es ist Max Müller's Verdienst, aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und dem Erbprinzen, spätern Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, eine Reihe interessanter Briefe aufgefunden zu haben; und man muß es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie dieselben nach ihrer ersten Publication (D. R. III, S. 138 ff.) in einem eleganten Abdruck allgemein zugänglich gemacht hat.*) Gebührt ja dem Fürsten und seinem Freunde, dem Grafen von Schimmelmann, unvergänglicher Ruhm wegen der werkthätigen Theilnahme, womit sie den Dichter jener kleinlichen und unwürdigen Sorgen, welche seine besten Kräfte verzehrten, enthoben und zum Abschluß seiner ästhetischen Arbeiten ihm Muße und Anlaß gaben.

Der Herausgeber konnte nur Bruchstücke liefern. Aber außer diesen machte er auf einige Stücke aufmerksam, welche leider jetzt noch in den Händen eines Autographensammlers verborgen liegen, und wies mit zuversichtlicher Hoffnung auf sechs andere Briefe Schiller's aus Schwaben hin, die „sich wieder finden werden" (S. 21).

Diese Hoffnung ist, wenn auch dem Umfange nach nicht völlig, so doch dem Inhalte nach in einem über alle Erwartung reichen Maße durch die vom 7. bis 11. Hefte dieser Zeitschrift von Hrn. Michelsen mitgetheilten Briefe erfüllt worden. In zwei gleichlautenden Abschriften haben sich Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen in ihrer ursprünglichen Gestalt zum größern Theile wiedergefunden, einer reizenden, größern Leserkreisen ohne Zweifel

*) Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von F. Max Müller, Professor in Oxford. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1875. 8.

einleuchtenderen Gestalt. Aus dem herzoglichen Archive steht wol nichts mehr zu hoffen; wer weiß, ob nicht der fehlende Theil in dem Schimmelmann'schen Nachlasse entdeckt werden kann.

Die Originalbriefe des Prinzen an Schiller freue ich mich vervollständigen zu können. Sie haben Frau v. Wolzogen vorgelegen; nachher scheinen sie unter die Kinder des Dichters vertheilt worden zu sein. Vorher mögen einige veräußert worden sein, so die jetzt für die „Neue freie Presse" erworbenen vom 7. Januar 1792, 4. April 1794 und 10. März 1795.*) Andere sind von den Nachkommen sorgfältig bewahrt worden; drei (Nr. 1, 2, 5) gehören dem Sohne von Karl, Freiherrn Friedrich von Schiller in Stuttgart; Nr. 4 habe ich in dem Schiller-Archiv des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm aufgefunden.

Ich schicke ein Schreiben von Baggesen voraus. Es dient zur Ergänzung der von Boas, Nachträge 2, S. 421 ff., gesammelten Actenstücke. Baggesen und Reinhold haben den glücklichen Umschwung begründet, dieser, indem er die Theilnahme seiner Gönner durch dringende Vorstellungen erweckte. Sein Enthusiasmus hatte etwas Bezauberndes. Als ihm Graf Christian Stolberg die eben im Märzheft des Deutschen Merkurs (1789) erschienenen „Künstler" vorgelesen hatte, rief er aus: „Mit welcher wechselnden Herrlichkeit steigt diese neue Sonne empor an Deutschlands Dichterhorizont! Von Stück zu Stück ist bisher jeder seiner Schritte ein Riesenschritt gewesen. Was wird Schiller einmal in seinem Meridiane werden!" (Das Labyrinth 3, 18). Auf der Rückreise aus der Schweiz lernte er den Dichter persönlich kennen; am 9. August 1790 schrieb dieser die von Michelsen (D. R. VIII. S. 75) wieder**) abgedruckten Verse in sein Stammbuch. Ich bezweifle nicht, daß sie zu den vor dem Abdruck gestrichenen Strophen aus den mehrfach umgearbeiteten „Künstlern" gehört haben, also schon im Herbst 1788 gedichtet worden sind.***) Erst nach seiner Rückkehr gelang es Baggesen im Verein mit Heinemann, der im Frühling 1791 die Universität Jena bezog (S. an K. 15. März 1792), den bedächtigen Prinzen ebenso für Schiller zu begeistern, wie es mit der Schimmelmann'schen Familie schon vor der Reise geschehen war. Noch im Sommer 1790 lobte der Prinz besonders den Abfall der Niederlande (Körner, December 1791), im Winter 1790 wurde er von Don Carlos hingerissen. Die Freude über des todtgeglaubten Dichters Genesung schlug durch. Die Frucht war jener großmüthige Entschluß, ihn seinen Nahrungssorgen zu entreißen. Bekanntlich wurde Schiller durch die auf Körner's Mittheilungen beruhenden Zeitungsnachrichten über die Schenkung unangenehm berührt: er schickte am 1. Januar 1792 Körner nachträglich Baggesen's Brief und das ihm beigefügte Billet Schimmelmann's. Nur der erste hat sich erhalten, er folgt als Nr. 1.

Den gemeinschaftlichen Brief beider Wohlthäter hat Frau von Wolzogen in Schiller's Leben S. 232 nach ihrer Art interpolirt, Müller S. 16 „nach einer Abschrift des Concepts von der Hand des Herzogs" mitgetheilt, und zwar, wie er

*) Siehe den Aufsatz von H. Wittmann im Feuilleton der N. f. Pr. vom 4. Juni 1876.

**) S. Trömel, Schiller-Bibliothek Nr. 78. Goedeke zu den Sämmtl. Schriften 6, S. 311. Das Datum 9. August fehlt bei Michelsen.

***) Andere Verse, die in dem Abdruck fehlen, finden sich in Schiller und Lotte S. 126.

S. 14 versichert, „ohne etwas an der Orthographie oder dem Styl des Originals zu ändern". Die Abschrift muß also flüchtig gemacht und das Concept von dem Briefsteller mehrfach geändert worden sein. Denn das Originalschreiben, welches in Schiller's Hände gelangte, stimmt, jene Interpolationen abgerechnet, mehr mit dem Wolzogen'schen Texte überein; die Orthographie des mit einer festen, aber schwer lesbaren Hand geschriebenen Briefes ist durchaus verschieden. Ich lasse den echten Text mit den Varianten bei Frau von Wolzogen (A) und Müller (B) unter Nr. 2 folgen.

Die beiden Antwortschreiben Schiller's an Baggesen und die Wohlthäter vom 16. und 19. December 1791 gibt Müller unter Nr. II. und III. Der zweite Brief des Prinzen vom 7. Januar 1792 ist ihm nicht zugänglich gewesen. Merkwürdiger Weise hat er den Abdruck bei Frau von Wolzogen S. 234 übersehen. Nach ihrer Redaction theile ich ihn unter Nr. 3 noch einmal mit. Als Schiller diesen Brief erhielt, welcher wie der vorige etwa 14 Tage unterwegs gewesen sein wird (an Körner 13. December 1791), lag er krank darnieder, denn am 18.—19. Januar hatte ihn ein erneuter Anfall seiner Krankheit getroffen (an K. 25. Januar und 8. Februar 1793). Als er die Feder halten konnte (K. an S. 7. Februar 1792), nahm ihn die Vollendung des dreißigjährigen Krieges ganz in Anspruch. Unterdessen begannen seine ästhetischen Untersuchungen eine festere Form zu gewinnen. Mit Körner verabredete er den am 15. März 1792 angedeuteten Plan eines ästhetischen Briefwechsels, denn am 25. Mai erklärt er sich darüber, daß er an die ästhetischen Briefe noch nicht kommen konnte. Am 21. September hat er den letzten Bogen des Krieges abgeschickt. Dann fördert das Collegium über Aesthetik seine Forschungen; er denkt an ein Gespräch Kallias, schreibt über Anmuth und Würde. Endlich am 20. Juni 1793 entdeckt er seinem Freunde, daß er seine Zergliederung des Schönen in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln wolle, mit dem er jetzt schon über diese Materie correspondire. Wahrscheinlich war kurz zuvor die Einwilligung des Prinzen eingetroffen. Lange genug hatte er diesen auf Nachrichten warten lassen. Der wichtige Brief vom 9. Februar 1793 (Michelsen Nr. 1) belehrt uns, daß der liegen gebliebene Kallias für seine dänischen Beschützer zunächst bestimmt war, und daß er nun beabsichtigte, seine „Ideen über die Philosophie des Schönen" in einer Reihe von Briefen dem Prinzen vorzulegen. Er setzte sich also ein höheres Ziel, eine umfassendere Aufgabe, als er später erfüllt hat.

Das Antwortschreiben des Prinzen (Nr. 4) ist undatirt; da er sich aber im folgenden Briefe (Nr. 5) wegen einer Verzögerung von beiläufig einem Monat entschuldigt, werden wir es wol in den März setzen dürfen. Die beiden Quartblätter sind von Schiller's Frau mit den Zahlen 23 und 24 bezeichnet; auf den übrigen Briefen fehlen die Ziffern: wir vermögen also nicht zu entscheiden, ob jene sich auf eine Sammlung der Correspondenz beziehen. Die Abneigung gegen Kant, welche dem Herzog von Freunden eingeflößt worden war, rührt wol besonders von Platner her, der ihn 1790 nach Karlsbad begleitet hatte.

Noch vor seiner Abreise nach Schwaben hatte Schiller die Ausarbeitung begonnen. Am 13. Juli 1793 sandte er den von Michelsen unter Nr. 2 mit-

getheilten Brief, welcher die in den Horen vom zweiten bis zum neunten Briefe behandelte Materie in gedrängteren Zügen schildert. Anderes ist lebendiger und unmittelbarer ausgeführt. Vor Allem das Urtheil über die unheilvolle Wendung der französischen Revolution. Im J. 1792 hatte sie Schiller's lebhafte Sympathie erregt: „wie wird der Autor von Don Carlos sich freuen!" ruft Sophie Baggesen am 19. October 1792 aus (Charl. v. Sch. 2, 450). Aber seit der Hinrichtung des Königs verzweifelte er an ihren Erfolgen, und mit wehmüthiger Resignation wird er die in ungedruckten Briefen*) aus Frankreich und Deutschland an ihn gerichteten Aufforderungen, für Lafayette, über Bonaparte zu schreiben, bei Seite gelegt haben. Hier in den alten Briefen spricht er sein verwerfendes Urtheil nachdrücklicher aus und begründet es ausführlicher als in den neuen. Sodann wird die theoretische Cultur des Zeitalters zwar durch die damit verbundene Erschlaffung beschränkt, aber doch unumwundener anerkannt. Endlich verleiht die Einwirkung des Gedichtes „Die Künstler", über dessen philosophischen Gehalt Schiller selbst erstaunte, der Darstellung einen wärmeren Ton, der in den neuen Briefen an manchen Stellen bis zu einer poetischen Prosa gesteigert wird, aber mit abstrusen Erörterungen abwechselt und die Einheit der Wirkung stört. Während in den alten Briefen eine schöne Strophe (9, 409) aus den vor dem Abdruck der Künstler gestrichenen Blättern aufgenommen ist, wird sie in dem neunten Briefe der Horen (S. Schr. 10, S. 300) in Prosa**) übersetzt. Diese Strophe sowie die oben angeführten rühren vom Eingange des Gedichtes her, der in wechselnden Versmaßen die Bedeutung der Künste schilderte, später durch die Schilderung der verfeinerten Gegenwart ersetzt wurde.

Einen gedruckten Aufsatz „von verwandtem Inhalt" hat Schiller beigelegt (8, 284), „in dem er einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung ihn nunmehr beschäftigen werde", nicht die „zerstreuten Betrachtungen", wie Michelsen 7, 78 meint (denn der vierte Theil der Thalia mit dem 5. Stück, worin der Aufsatz steht, erschien später), sondern die berühmte Abhandlung über „Anmuth und Würde", die Sch. am 20. Juni Körner als eben vollendet schenkt, mit der fast gleichlautenden Bezeichnung „als eine Art von Vorläufer seiner Theorie des Schönen".

Dieses Schreiben beantwortete der Prinz am 2. September durch einen vortrefflichen Brief (Nr. 5), welcher wahrhaft fürstliche Gesinnungen und erleuchtete Ansichten in einer edeln Sprache darlegt. Von einer Anerkennung,

*) Ich werde sie in einer Sammlung von Briefen an Schiller herausgeben.

**) In unreine, metrische Prosa. Die lebhaftern Stellen wimmeln von Hexametern; ich setze von dieser einen Seite folgende Proben her: „Ehe | noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen | zeigen sich die Philosophen um den Künstler geschäftig | eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese | unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen |) wenn er dann Mann geworden ist, so kehret er eine | welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen | Seinen Stoff kann die Laune entbehren, wie sie ihn gadelt | aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen | edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab | hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen | u. s. w. Lessing würde sich vor einer solchen Prosa entsetzt haben.

welche Schiller der theoretischen Cultur des Zeitalters gezollt hatte, nimmt er Anlaß, seine pädagogischen Ansichten zu entwickeln; mit Bedauern erfahren wir von Michelsen, daß seine Oberleitung des Unterrichtswesens von Einigen als pedantisch getadelt wurde; wir wissen freilich nicht, mit welchem Rechte.

Der Brief erreichte Schiller nicht mehr in Jena; er wurde ihm nicht, wie er selbst meinte (Müller S. 43), im August, sondern im September nach Schwaben nachgesandt.

Die Reise dorthin trat der Dichter am 2. August 1793 an (an Christophine S. 139*). In Nürnberg traf er mit alten und neuen Bekannten zusammen (Charl. v. Sch. 2, 61). In Heilbronn, wo er am 8. anlangte, war seines Bleibens nicht. Erst in Ludwigsburg machte er sich an die Arbeit. In rascher Folge sandte er die von Michelsen Nr. 3—6 mitgetheilten Briefe, von denen Nr. 3 die Antwort auf unsere Nr. 5 enthält, am 11. und 21. November und 3. December. Auch das undatirte Bruchstück Nr. 7 fällt noch in dasselbe Jahr. Denn am 10. December schreibt Sch. an Körner: „Vielleicht gelingt es mir, in „meiner Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg soweit vorzurücken, „daß ich den ersten Band derselben auf kommende Messe drucken lassen kann**). „Zehn Bogen sind bereits fertig, wo ich das Schöne und den Geschmack bloß „in seinem Einfluß auf den Menschen und auf die Gesellschaft betrachte, und „die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt sind." Gerade den Einfluß des Geschmacks auf die Gesellschaft behandelt Nr. 7, also ist dieser Brief vor dem 10. December geschrieben worden. Dann ließ der Eifer nach. Am 3. Februar 1794 schrieb er Körner, daß er Göschen noch gar nichts geschickt habe; die fertigen Briefe dürften gegen vierzehn gedruckte Bogen ausmachen. Nun berichtet er am 17. März: „ich habe schon über acht Wochen ganz in dieser Materie pausirt." Also seit dem 20. Januar war nichts geschrieben worden, zwischen dem 10. December und 20. Januar nur vier Bogen. Verschiedene Umstände hatten ihn gestört: erneute Unpäßlichkeit, Mißbehagen an der schwäbischen Umgebung, vereitelte Aussichten auf Mainz, schwankende auf Weimar. Denn ohne Projecte konnte sein rastloser Geist nicht leben. Schon am 4. October klagte er Körner, daß ihn seine Kränklichkeit hindere, Instructor des Erbprinzen von Weimar zu werden. Aber den Plan hielt er fest, ja er übte sich in der Schule seines alten Lehrers Jahn. Die Vermittlerin machte Frau von Stein. Aber am 15. Januar wies sie ihn auf Stuttgart und den neuen Herzog hin, am 16. April mußte sie die abschlägige Antwort der Herzogin

*) Oder am 1.? (Goedeke, Geschäftsbriefe S. 93). Von Stuttgart nach Jena brauchte er neun Tage (an K. 18. Mai 1794). Da auf der Hinreise nach Heilbronn in Nürnberg gerastet wurde, sind sechs Tage wenig.

**) Am 1. November 1793 schreibt der Verleger Göschen (G. Br. Nr. 69): „Sobald ich A. und Würde erhalten, fall ich gleich darüber her. Eben so über die Philosophie des Umgangs, welche ich eben so schön drucken will." Aber A. u. W. hatte die Herzogin schon im August gelesen (Voigt 16. Aug. in einem ungedruckten Briefe); und für die Separatausgabe brauchte G. nichts von S. zu erhalten; er meinte also die Correspondenz, in welche Sch. die Theorie des Umgangs später einschloß. Wahrscheinlich hatte Sch. von einer ähnlichen Schrift, wie Anmuth und Würde, geschrieben.

melden (Charl. v. Schiller, 2, 293. 295). In neuen Entwürfen fand S. Ruhe: Wallenstein wurde hervorgeholt, die Horen beschlossen, und diese Pläne im Kopf kehrte er am 15. Mai 1794 nach Jena zurück. Schwerlich wird er in Stuttgart etwas Nennenswerthes für die Briefe gethan haben: sie waren in Ludwigsburg abgeschlossen.

In Jena mahnte ihn ein Brief des Prinzen vom 4. April, der erst einige Tage vor dem 10. Juni 1794 in seine Hände gelangte (Müller S. 46), an die Correspondenz; da die Originale in Kopenhagen verbrannt waren, versprach er Abschriften zu liefern. Aber das geschah nicht: durch Fichte's Umgang angeregt, beschloß er, alle eigenen Arbeiten liegen zu lassen, um sich mit Kant's System völlig vertraut zu machen (an K. 4. Juli). Am 12. September finden wir ihn mit der Umarbeitung der Briefe beschäftigt, und zwar mit angestrengter Bemühung (an K. 9. Oct.). Am 29. October schickte er den ersten Transport der neuen Briefe an Körner, am 20. Januar 1795 in den Horen gedruckt an den Prinzen (Müller S. 50).

Wir sehen eine weite Kluft. Vom November 1793 bis zum Januar 1794 sind die alten Briefe rasch geschrieben; erst im September 1794 beginnt die Umarbeitung mit ihrer wichtigen Systematik. Im ersten Stadium tritt uns der philosophische Dichter, im zweiten der dichterische Philosoph entgegen. Wie Schade, daß wir den ersten nicht eben so ganz und unverkümmert sehen, wie den letztern.

Außer dem Antwortschreiben Nr. 4 hatte Schiller sechs Briefe aus Ludwigsburg geschrieben (Müller S. 1. 3). Davon besitzen wir Nr. 3. 5. 6 ganz, Nr. 7 zum kleineren Theile; es fehlen also Nr. 7. größtentheils, dann Nr. 8 und 9. Die Gesammtmasse berechnet der Dichter, der in diesen Dingen sehr genau verfuhr, am 10. December auf 10, am 3. Februar auf etwa 14 gedruckte Bogen. Da Göschen sein Verleger werden sollte, ist das Maß eines Bogens von dem Separat-Abdruck der Abhandlung über Anmuth und Würde zu entnehmen; denn eben so schön wollte Göschen die neue Schrift drucken. Dieser Abdruck begreift 115, resp. 120 Seiten in Octav, d. h. etwa $7\frac{1}{2}$ Bogen. Diese entsprechen im Abdruck der Sämmtlichen Schriften (10, S. 65 ff.) mit Einschluß der Varianten 60, nach deren Abrechnung*) 58 Seiten. Also würden die vollendeten Briefe weniger als das Doppelte, d. h. 108—115 Seiten dieses Drucks betragen haben, oder rund 70 Seiten der deutschen Rundschau. Da nun die abgedruckten Briefe von Nr. 2 an 37 Seiten füllen, fehlen 33 Seiten der verlorenen. Fehlen sie wirklich?

Im Jahre 1795 war Schiller ungemein beschäftigt. Er hatte die weitläufige Redaction der Horen, zu der Körner ihm vergeblich gerathen hatte einen Gehilfen hinzuzuziehen, zu besorgen, die immer neu entstehenden Lücken mit eigenem Manuscript auszufüllen, endlich als sein eigener Concurrent den Musenalmanach vorzubereiten, zu dem ihn sein neu erwachter poetischer Trieb drängte. Dazu kamen Reisen und öftere Kränklichkeit. So rastlos auch seine Thätigkeit, so productiv sein Genius war, unmöglich konnte er Alles, was damals von ihm

*) Ich lasse die verhältnißmäßig geringe Zahl dieser Zeilen außer Acht.

gedruckt wurde, neu verfertigen. Am 19. Januar 1795 schickte er Körner die erste Lieferung der Briefe; seit dem 15. März schrieb er für die Horen die Belagerung von Antwerpen (an K. 5. April), seit dem 15. Mai die Fortsetzung der Briefe (an K. 12. Juni); dann machte er Gedichte (ebd. 4. Juli); am 21. September schreibt er an einem neuen Aufsatz über das Naive und hat außerdem bis zum 15. October nichts gearbeitet. Die philosophische Schriftstellerei schloß er mit dem Aufsatz: „über naive und sentimentale Dichter" ab, das letzte Manuscript schickte er am 8. Januar 1796 an Cotta (Kalender S. 15) und frohlockte am 7. an Körner, daß er seine philosophische und kritische Schriftstellerei damit für lange Zeit beschlossen habe. Nun muß es auffallen, daß er am 26. Februar die Abhandlung „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" absandte (Kal. S. 19). War er seinem Vorsatze untreu geworden? Keineswegs; er hat die Abhandlung den alten Briefen entnommen. Denn dort steht sie, was Michelsen entgangen ist, D. R. IX, 400 ff.; in den Horen 1796. 3. Stück. S. 78—91, den Sämmtl. Schr., 10 Nr. XIX, S. 415—24.*) Nur wird ein kurzer Eingang vorausgeschickt, die Ausführung über die Religion vorsichtig weggelassen. Es liegt mithin der Beweis vor, daß Schiller, um Manuscript zu gewinnen, nach den Briefen griff, ohne zur Philosophie als Autor zurückzukehren. Diese Abhandlung bezieht sich ausdrücklich auf die früher erschienene (Horen 1795, 11. Stück; S. Schr. 10,407 ff.) „über die Gefahr ästhetischer Sitten"; sie muß also eben daher rühren, und das sagt denn Schiller selbst an K., am 21. December 1795: „der Aufsatz über ästhetische Sitten ist schon ein alter und, ganz, wie „er da ist, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht." Er stand also wahrscheinlich in Nr. 7. der Briefe. In der D. R würde er 4—5 Seiten füllen: es fehlen uns also noch 29 Seiten.

Was in den Horen getrennt erschien, St. 9 und 11, hat der Verfasser selbst 1800 in seinen kleinern prosaischen Schriften Th. 2, S. 355 ff. zu einem Ganzen unter der Ueberschrift verbunden: „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen." Es gehörte also zusammen, d. h. auch die Abhandlung S. Sch. Nr. XVII „von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders „im Vortrag philosophischer Wahrheiten" stand in den alten Briefen. Sie füllt in den S. Schriften 19 oder in der Rundschau 13 Seiten. Sie ganz in Rechnung zu bringen, trage ich Bedenken, weil Einiges, dem Inhalt nach, schon in dem erhaltenen Theil, im 5. Brief, steht, also mit Rücksicht auf die Ausstellungen an den neuen Briefen eine Ueberarbeitung Statt gefunden hat. Da das Gleichniß von dem geschmackvollen Arrangement einer Mahlzeit dort S. 389, in anderer Form im 7. Briefe zu lesen ist, liegt die Vermuthung nahe, daß sie zunächst auf das Ende des Gedruckten folgte. Ich beziffre also dieses Stück mit X.

Nun sagt Schiller selbst (Müller S. 43), daß seine Briefe „Betrachtungen über das Schöne und Erhabene" enthielten. In dem gedruckten Theil ist von Letzterem nicht die Rede; es muß also in dem verlorenen gestanden haben. Schiller hatte schon in der Thalia 1793 vom Erhabenen gehandelt (S. Sch. 11,

*) Es verhält sich also eine Seite der D. R. zu den Sämmtl. Schriften wie 7:10, rund wie 2:3.

Nr. VI); die neue Ausführung ließ er liegen, bis ihn die Ausgabe der kleineren Schriften zur Durchsicht seiner Papiere veranlaßte. Dort lesen wir Th. 3, S. 13—43 eine Abhandlung „über das Erhabene" (S. Schr. 11, Nr. IX), worin ausdrücklich gesagt wird (S. 229), daß „das Erhabene zu dem Schönen „hinzukommen muß, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen „Ganzen zu machen." Folglich gehört auch diese Abhandlung in die alten Briefe. Sie füllt in den S. Schr. 16 Seiten; für die Rundschau vermindert sich also unser Manco um 12 Seiten; es bleiben ungedeckt 17 Seiten — X.

Dazu benutze ich zunächst die ebenfalls in den kleineren Schriften 1802 (Th. 4, S. 310—25) veröffentlichten „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" (S. Schr. 11, Nr. VIII S. 207—213). Die Unterscheidung des gemeinen und des idealen Porträts (S. 208, vgl. mit D. R. 9, 409) ist den alten Briefen entnommen; die Unterscheidung des moralischen und des ästhetischen Urtheils gehört eben dahin, zur nähern Begrenzung des Erhabenen. Für $6\frac{1}{2}$ Seite darf ich in dem Format der Rundschau 4 Seiten einsetzen — es bleiben also 13 Seiten — X. Nun hatte Schiller auch „die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie" behandelt und die „bedeutenden Winke in Kant's Kritik der Urtheilskraft noch gar nicht befriedigend" gefunden. Diese Fragen löst die Abhandlung über das Naive, indem S. 430 Kant's Theorie des Naiven bestritten, S. 437 die Naivetät des Genies auseinandergesetzt wird.

Endlich wird die Lehre von der ästhetischen Gesellschaft erörtert; auch davon sind theils in die neuen Briefe (S. 374), theils in die Abhandlung über das Naive (S. 439 u. a. St.) Stücke übergegangen.

Nimmt man sie mit jenem X zusammen, so darf man behaupten, daß die alten Briefe ihrem Inhalt und größtentheils auch ihrer Form nach erhalten sind. Aber freilich die Verbindung ist verloren, die Stücke haben wir, aber der Faden des Meisters ist abgerissen.

Es würde eine interessante, aber nur durch eine eingehende Analyse lösbare Aufgabe sein, mit dieser lebensfrischen und leicht verständlichen Production die spätere Form der Briefe zu vergleichen. Sie sind von einem Kenner wie Zimmermann, Gesch. d. Aesthetik S. 492, mit Recht sein philosophisches Hauptwerk genannt worden; „die Philosophie der Folgezeit hat sie mit derjenigen Naivität sich angeeignet, die ein Zeugniß der Unwiderstehlichkeit der Wahrheit ist", und gerade was in den älteren Briefen fehlt, die Construction der wirkenden Triebe, hat jene Principien begründet.

Aber nur die Philosophie der Folgezeit. Die Gegenwart fühlte sich durch den „Luxus der Begründung durch abstracte Betrachtungen" (Lotze, G. d. Aesth. in Deutschland S. 430) fremdartig berührt, und Schiller mußte eine Enttäuschung erleben, welche ihn gegen das Publicum erbitterte*), gegen die Horen gleichgültig machte. Gerade auf diese Briefe hatte er sich etwas zu Gute gethan, „diese Arbeit", schreibt er am 12. Sept. 1794 seiner Frau (Charl. v. Schiller 1, 235) „bekommt nun ein ganz anderes Ansehen und gelingt mir

*) Vgl. Borsin, Schiller's Verhältniß zu dem Publicum seiner Zeit. Leipzig, Veit. 1875.

sehr." „Ich leugne nicht, daß ich sehr davon befriedigt bin", sagt er Körner am 5. Januar 1795. Und was erfolgte? Fichte warf ihm vor: „Sie fesseln „die Einbildungskraft, welche nur frei seyn kann, und wollen dieselbe zwingen, „zu denken. Das kann sie nicht. Daher glaube ich, entsteht die ermüdende „Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen, und die sie „Mehreren verursacht haben" (Sch's. und Fichte's Briefwechsel S. 40). Die Anstrengung, welche einen Fichte ermüdete, wollte das große Publicum nicht anwenden. Am 25. Juli 1795 notirt Sch. im Kalender: Anonym (Crefeld). Diesen Brief hat Schiller aufbewahrt; ich gebe ihn als den Ausdruck der gebildeten Masse unter Nr. 6. Wie mußte es den Dichter schmerzen, daß ihm Dalberg's Aufsatz, den er „unendlich elend" nennt, (an K. 5. April) als Muster vorgehalten wurde.

Auch dem Prinzen behagten die Briefe nicht; er verschob die Lectüre (Müller S. 55), und Graf Schimmelmann begnügte sich mit den „Strahlen der Morgenröthe", die ihn für das Tageslicht entschädigten (Charl. v. Sch. 2, 364).

Bis zum 5. Februar 1796 gehen die von Müller mitgetheilten Briefe. Der letzte Nr. XIII deutet, wie Müller bemerkt, „an, daß der Herzog auch noch in diesem Jahre dem Dichter seinen zuerst nur auf drei Jahre versprochenen Jahrgehalt zugeschickt hatte". Deutlicher redet der Kalender. Denn von dem „Kammerrath Kirstein aus Kopenhagen, den der Brief erwähnt, verzeichnet der Kalender am 25. Januar 1796 ein Schreiben, ebenso von Henikesen aus Hamburg, und am 30. d. M. „667 Rthlr. durch Henikesen aus Hamburg"; am 25. November: „Kirstein. Henikesen aus Hamburg 100 Ducaten." Beiden antwortete Schiller am 1. Februar resp. 25. November; am 5./8. Februar und 25. November schrieb er dem Herzog: 667 Thlr. und 100 Dukaten machen 1000 Thlr., d. h. den Betrag des Jahresgehaltes; Schiller hat also an jenen Tagen dem Bankier in Hamburg sowie dem Finanzbeamten in Kopenhagen seine Quittungen, dem Herzog seinen Dank dargebracht, ebenso dem Grafen Schimmelmann. Den Kauf des Gartens (8. Febr. 1797) mußte diese großmüthige Unterstützung wesentlich erleichtern. Ueber die späteren Briefe gibt der Kalender ein vollständigeres und richtigeres Verzeichniß als Müller. Er nennt Briefe vom 3. August, 6. November, 11. December 1795, dann vom 11. März, 22. April (nicht März), 27. Mai (nicht März), 4. Juli, 21. October, 25. November 1796 und 16. Januar 1797. Letztere Sendung enthielt zwei Stücke Horen *ohne Brief*; mit ihr schließt die Correspondenz, wenn ich nicht irre, in einem Mißton.

Schon im Jahre 1796 hatte man in dem nordischen Kreise den engen Anschluß des Dichters an Goethe übel genommen. Die ersten Spuren der Verstimmung zeigten Baggesen's Gedichte. Am 23. Juli 1796 schreibt Schiller an Goethe Nr. 199: „Von Baggesen spukt ein Epigramm auf meinen Musenalmanach, worin die (venetianischen) Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß „„nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser habe vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf über ihn ausgeleert werde"". — Das Urtheil wenigstens sieht einem begossenen Hunde sehr ähnlich." Umgearbeitet findet sich das Epigramm in Baggesen's Gedichten 2, S. 151. Nach dem wiehernden Pegasus wird das unsaubere Gefäß einen wirksamern Schluß gebildet

haben. Auf Goethe (oder Schiller?) scheint ferner ebd. S. 215 das Epigramm zu zielen: „Ueber die Kammerthür manches großen Schriftstellers: Geht, fromme Leser, nicht hinein, | Ihr würdet euren Zweck verfehlen! | Man sucht vergebens Mondenschein | Im Monde selber, gute Seelen!" Schiller hat darauf mit folgenden Versen geantwortet; sie stehen auf demselben Blatte, woraus Goedeke 11, S. 160 ein Epigramm gegen F. L. Stolberg mitgetheilt hat:

Ueber der Kammerthür manches Berühmten:

Weniger findet man nirgend des Mondscheins als in dem Monde.

Baggesen.

Antwort:

Wer den Staar mitbringt, dem ist es auch Nacht in der Sonne!

Noch eine:

Wer an die Kammerthür pocht, der findet den Nachttopf gewöhnlich.

Die Kammerthüre an den Reisenden:

Suchst Du den Hausherrn, Freund?*)

Als der Musenalmanach für 1797 die Angriffe auf Stolberg, Claudius, Klopstock, Reinhold brachte, wuchs der Unmuth. „In Kopenhagen ist man auf die Xenien ganz grimmig, wie mir die Schimmelmann heute schreibt," meldet Schiller Goethen am 18. November 1796 (Nr. 245); die Besorgniß der Frau v. Stein (2. November 1796), „Schiller könnte es in der Folge schaden, besonders im Holsteinischen" (Charl. v. Sch. 2, 315), hatte sich verwirklicht. Schiller antwortete der Gräfin auf ihren Tadel am 25. November, ihre Erwiderung vom 20. December habe ich Charl. v. Sch. 2, S. 365 mitgetheilt. Ihr sanftes Gemüth hielt die Verbindung mit dem Schimmelmann'schen Hause aufrecht. „Er kann uns nicht verkennen, konnte erst es einst", ruft sie am 23. Sept. 1800 aus, „und so wird er auch nie an unsern Gesinnungen zweifeln" (ebd. S. 387). „Ach," schreibt sie am 15. August 1805, „hätte er (der Graf) Schiller nur einmal im Leben begegnen können, wie hätten sich solche hohe Geister verstanden! — Welcher Einklang, welche Harmonie wäre entstanden, selbst bei der Verschiedenheit mancher Ansicht vielleicht!" (S. 418). Aber beide Wohlthäter schrieben nicht mehr, der Herzog kam nicht zur Vorlesung des Wallenstein am 20. Mai 1799 (S. 376. 383); er erhielt kein Exemplar des Werks. Die Xenien hatten ihn und den Dichter geschieden.

1.

Coppenhagen den 29. November 1791.

Verzeihen Sie, tiefverehrter und innigstgeliebter Herr Hofrath! daß auch ich es wage, Ihnen mit der heutigen Post einige Zeilen zu schicken.

Sie werden einen Brief empfangen, oder schon empfangen haben, von einem, wo nicht befremdenden, doch gewiß sehr unerwarteten Inhalt. Zwei Ihnen ganz unbekannte Weltbürger,

*) Auch Ged. 2, 192 greift Baggesen Goethe an. Später hat er eine förmliche Palinodie verfaßt (Heideblumen S. 197). Reinhold schätzte Sch. als Philosophen nicht hoch (an Körner 4. Oct. 1793. 4. Juli 1794). Doch lud er ihn wie Baggesen zur Theilnahme an den Horen ein. Dann stockte der Verkehr. Nach acht Jahren am 30. April 1802 erhielt Sch. einen freundlichen Brief von Reinhold, den er am 24. Mai beantwortete; er betraf die Angelegenheiten eines Theaterdirectors. Eine Entzweiung hat also nicht stattgefunden, wol aber eine Entfremdung.

die der Schuzengel meines Vaterlandes in Coppenhagen zusammengebracht hat, deren Geister-Rang über ihren Titeln: Prinz und Graf eben so erhaben ist als der Ihrige über den Titel Hofrath, vereinigen Ihre für die Menschheit brennende Herzen, Sie um Erlaubniß zu bitten, Ihr oeconomisches Schicksal Ihren Verdiensten, unserm Jahrhundert und der veredelten Menschheit um etwas gemäßer machen zu dürfen.

Ihre Beweggründe zu dieser Bitte sind Kenntniß Ihrer Werke, und die daraus entspringende Bewunderung Ihres Geistes, Hochachtung für Ihren Charakter als Mensch, und Ueberzeugung von der Wichtigkeit Ihres fortdaurenden Wirkens — ihr Zweck ist das Heil der Menschheit, der deswegen nicht weniger rein, nicht weniger bestimmt ist, wenn auch ihre Herzen dabey eine freundschafftliche Nebenrükſicht auf Ihre individuelle Lage nehmen.

Ich schäze Sie zu sehr, edler Schiller! um diese schüchterne Bitte jemals unterstüzen zu wagen, wenn ich nicht von diesen Beweggrund und diesen Zweck gänzlich überzeugt wäre. Ich weiß, daß nicht die geringste Eitelkeit, nichts selbst von jenem edleren Stolze, gern geben zu wollen — nichts von allen dem, was man bey weniger seltenen Menschen zu vermuthen berechtigt ist, sich in dieser Handlung mischt. Ich weiß, daß die beyde Bittende durch Ihre Genehmigung mehr — unendlich viel mehr, als Sie, gewinnen; und daß sie beyde dies fühlen, und immer fühlen werden. Ich kenne beyde diese schöne Seelen genau, nach mehrjährigen vertrauten Umgang; und wenn meine Ueberzeugung, was jene Gesinnungen betrift, nicht unerschütterlich wäre — ich wiederhohle es, so sehr ich beyden auch verbunden*) und ergeben bin, ich würde Redlichkeit genug besizen, um einen Mann von dem Charakter, den ich Ihnen zutraue, dessen innere Ruhe mir unendlich theurer als seine äussere ist, von der Genehmigung einer solchen Bitte abzurathen — wenn Er meinen Rath brauchte, oder ich berechtigt wäre Ihm einen solchen zu geben. Ich bin schon im voraus so überzeugt, daß Unabhängigkeit einem Geiste wie dem Ihrigen das non plus ultra irrdischer Vortheile sein muß, daß ich, — wenn auch nur die geringste Verbindlichkeit mehr, als die, welche die bloße Anerbietung einem fühlenden Herzen notwendig macht, Ihnen mit der Annahme derselben aufgelegt wurde — lieber Ihren Tod noch einmal beweinen möchte, als nur mit einer Sylbe dazu beitragen, Ihr Leben zu verlängern. Aber im obliegenden Falle hält es meine ruhige, nach reifer Ueberlegung immer gleich urtheilende Vernunft für strenge Pflicht, Ihnen als Mensch, als Bürger, und (meinerseits) als Freund, dies Annehmen anzurathen. Und wenn ich nicht zu dem Ende meine ganze Beredsamkeit aufbiethe, so ist es nicht bloß, weil die immer gegenwärtige Vorstellung der Ihrigen mich schüchtern macht, sondern weil ich weiß, daß ich keine andere besize, als die des Schweigens.

Möchte dies Schweigen mit den einzigen Ausdruck der höchsten Empfindung Ihnen alles dasjenige sagen, was meine Seele der Ihrigen bey dieser Gelegenheit zuflüstert! möchten Sie darin lesen, edler Schiller! wie glücklich Sie nicht nur den Prinzen Friedrich Christian, und den Grafen Ernst Schimmelmann durch Ihre Annahme — sondern wie seelig Sie mich, meine Frau, und viele andere, die wenigstens dadurch, daß sie Sie ganz zu schäzen wissen, verdienen von Ihnen gekannt zu werden, durch Ihre Hieherkunft machen würden!

Erlauben Sie mir indessen die ziemlich ruhige Hofnung einer uns beglükenden Entscheidung! Sie ist auf Schäzung der Höhe, die ich Ihrer Seele zutraue, gegründet. Edel ist bisweilen der Stolz, von niemanden etwas, das man nicht gleich mit gleicher Münze bezahlen kann, anzunehmen; aber noch edler ist das Selbstbewustsein, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, jenes sich erlauben zu können! Wenn der Mensch sich jemals ganz zum göttlichen Gipfel seines moralischen Vermögens hinaufschwingt, so ist es sicherlich nicht, wenn er sichtbar giebt und unsichtbar nimmt; sondern wenn er sichtbar nimmt und unsichtbar giebt. In jenem Falle handelt er eigennüzig, weil er nur auf sich selbst — in diesem großmütig, weil er nur auf andere Rücksicht nimmt. Aber ich schäme mich, Ihnen etwas zu sagen, was Sie sich selber sicher und unendlich besser sagen werden.

Soeben erhalte ich ein Billet von den Grafen Schimmelmann, worin er mir aufträgt, Sie inständigst zu bitten, seinen Nahmen in dieser Sache geheim zu halten. Ich unterstüze diese

---

*) Baggesen hatte die Reise, welche das fadwitzige Buch à la Sterne „das Labyrinth" beschreibt, mit der Unterstützung des Prinzen gemacht. Im October war er erst zurückgekehrt.

Bitte, da ich weiß, wie sehr er das scheinen mehr als alles haßt, und überzeugt bin, daß das einzige, was ihm diese Handlung konnte bereuen lassen, öffentliche Bekanntmachung wäre. Das nehmliche gilt von den Prinzen. Er äussert übrigens einige Furcht, daß ein Ausdruck in dem Briefe (den der Prinz aufgesezt und geschrieben hat, und worin er aus Höflichkeit keine Veränderung hat machen wollen) Ihnen anstößig sein konnte. Er appellirt auch gegen das „wir" wo der Prinz von Ansezung hier spricht, weil dies nicht von Ihm; sondern bloß vom Prinzen, als Protector der Universitet, abhängt — — Doch ich will Ihnen lieber das ganze Billet schicken. Sie können zum Theil die Delicatesse seines Kopfs und seines Herzens daraus sehen. Nur dies muß ich hinzufügen: Wenn Sie diesen Mann kannten, würden Sie ihn gewiß nicht, als jemand, den man abgewiesen hat, auch nur sich selbst, erscheinen lassen.

Kommen Sie, tiefgeschäzter, innigstgeliebter Mann! Sie werden den Nordpol näher rücken; aber warme Herzen schlagen Ihnen entgegen. Kommen Sie zu uns! Bald wird unser Reinhold Ihnen nachfolgen. Sie werden doch etwas hier in Coppenhagen finden, das man nicht überall antrifft: Musse, Freyheit und Freunde! Auch Ihrer liebenswürdigen Gemahlin (der ich meine Empfehlungen zu Füssen lege) wird es nicht an liebenden Schwestern fehlen.

Ich will es nicht anfangen, Ihnen für alle die seeligen Stunden, die Sie mir unsichtbar — und für die unvergeßliche Momente die Sie mir sichtbar geschenkt haben, zu danken — denn ich würde nie endigen.

Grüßen Sie durch Ihren eigenen Genius meinen unaussprechlich theuren Reinhold — und sagen Sie ihm von Schimmelmann, dem Prinzen und mir alles was Hochachtung und Liebe ausdrücken möchten.

Ich bin mit jenen Gefühlen, die Sie hieher rufen, ewig

Ihr ergebenster

J. Baggesen.

2.

[27. November 1791.]

Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekant,[1]) aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius[2]) der verschiedene Ihrer neuern[3]) Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken[4]) stempeln konte.[5]) Sie finden[6]) in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bey ihrer Lesung[7]) an die Idee[8]) den Verfasser derselben als Mitglied ihres[9]) freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bey[10]) der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der grosen[11]) Zahl von[12]) guten Menschen[13]) die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann[14]) vertheidige uns bey[15]) Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens![16]) Wir fassen[17]) es ab,[18]) mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse[19]) Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen,[20]) ein gewisses Maas[21]) vorgeschrieben ist, welches sie ohne Misbilligung[22]) der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch alzuhäufige[23]) Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit,[24]) bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer grosen[25]) Ruhe, wenn sie wiederhergestelt,[26]) und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll.[27]) Allein Ihre Verhältnisse[28]) Ihre Glücks-

---

[1]) unbekannt A B — [2]) Genius, A B — [3]) neueren B — [4]) Werken B — [5]) konnte. A — [6]) fanden B — [7]) bei ihrer Lesung A — sich sehr bald B — [8]) Idee, A B — [9]) Ihres B — [10]) bei A B — [11]) großen A B — [12]) der B — [13]) Menschen, A B — [14]) Mann, A B — [15]) bei A — [16]) Schreibens; A Schreibens. B — [17]) faßten A — [18]) ab A — [19]) Delicatesse A B — [20]) in der Tugend edlern und gebildeten Seelen A Seelen B — [21]) Maß A Maaß B — [22]) Mißbilligung A B — [23]) allzuhäufige A allzuhaftige B — [24]) Gesundheit A B — [25]) eine große A einer großen B — [26]) wiederhergestellt A B — [27]) soll, allein B — [28]) Ver-

umstände verhindern Sie, Sich[29]) dieser Ruhe zu überlassen. Wolten[30]) Sie uns wohl[31]) die freude gönnen Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern?[32]) Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drey[33]) Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern[34]) an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an[35]) edler Mann! Der Anblick unsrer[36]) Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir[37]) wissen diese[38]) zu schäzen.[39]) Wir kennen keinen Stolz als nur den,[40]) Menschen zu seyn, Bürger in der grosen[41]) Republick,[42]) deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen,[43]) mehr als die Grenzen eines[44]) Erdballs[45]) umfassen. Sie haben hier[46]) nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Grose,[47]) die durch einen solchen[48]) Gebrauch Ihrer[49]) Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth[50]) fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe[51]) geniesen[52]) wollen. Hier bey[53]) uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen[54]) für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt[55]) die der Siz[56]) einer Regierung, zugleich ein groser Handlungsplaz[57]) ist, und[58]) sehr schäzbare[59]) Büchersamlungen[60]) enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehrern[61]) Seiten wetteifern[62]) Ihnen den Aufenthalt in Dännemark angenehm zu machen,[63]) denn wir sind hier nicht[64]) die einzigen welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestelter[65]) Gesundheit wünschen solten[66]) im Dienste des Staats[67]) angestelt zu werden,[68]) so würde es uns nicht schwer fallen[69]) diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennüzig[70]) diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung[71]) zu[72]) machen. Wir überlassen dies[73]) Ihrer eignen[74]) freien[75]) Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer[76]) Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche[77]) muß jede andre[78]) Betrachtung nachstehen.

Copenhagen den 27. November 1791.

Friedrich Christian P. z. S. Holstein. Ernst Schimmelmann.[79])

3.

[7. Januar 1792.]

Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeige, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jezt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können.

4.

[März 1793.]

Ihr Schreiben vom 9. Februar, mein wehrtester Herr Hofrath, ist mir, den interessanten Inhalt desselben abgerechnet, schon durch die Versicherung von der Zurückkehr Ihrer verlohrenen Gesundheit überaus erfreulich gewesen. Es ist also izt Hofnung da, daß Ihr fruchtbarer Genius,

---

hältnisse, A B — [29]) Sie, sich A Sie sich B — [30]) Wollen A B — [31]) uns B — [32]) erleichtern. B — [33]) drei A B — [34]) 1000 Rthlr. B — [35]) an, A B — [36]) unserer A B — [37]) abzulehnen; wir A — [38]) dieß B — [39]) schätzen A B — [40]) den, B — [41]) großen A B — [42]) Republik A — [43]) Generationen B — [44]) eines A — [45]) Erdballs A („des Weltalls" gibt Müller falsch als Variante) — [46]) hier B („haben nun" gibt Müller falsch als Variante an) — [47]) Große A B — [48]) durch solchen A — [49]) ihrer A B — [50]) Stolz A — [51]) Ruhe Ihres Geistes A — [52]) genießen A B — [53]) bei A — [54]) Befriedigung A — [55]) Hauptstadt, A — [56]) Sitz A B — [57]) eine große Handelsstadt A ein großer Handelsplatz B — [58]) ist und B — [59]) schätzbare A B — [60]) Büchersammlungen A B — [61]) mehreren A B — [62]) wetteifern, A B — Dänemark A B — [63]) machen; A — [64]) sind nicht B — [65]) wiederhergestellter A B — [66]) sollten, A B — [67]) unseres Staates B — [68]) angestellt zu seyn A — [69]) fallen, A B — [70]) klein eigennützig, A kleineigennützig B — [71]) Hauptbedingung A — [72]) zum B — [73]) dieses A B — [74]) eigenen A B — [75]) freyen B — [76]) Ihrer B — [77]) Wunsch B — [78]) andere A B — [79]) Datum und Unterschrift fehlen in A B. —

von dem der Freund der Menschheit, der Liebhaber der Wissenschaft und Kunst noch so vieles zu erwarten berechtiget ist, nicht so balde, als wir es bisher befürchten mußten, der Erde wird entrissen werden. Es ist keine übertriebene Schmeicheley, wenn ich Ihnen sage, daß wenig Nachrichten mir angenehmer seyn könten als diese.

Ich nehme mit vielem Vergnügen den von Ihnen angebotenen Briefwechsel an. Die Aussicht, welche mir dieses Anerbieten gewährt, schmeichelt meiner Eigenliebe und Wißbegierde. Ihre Briefe werden mir eben so viel Belehrung als Unterhaltung darbieten, und ich werde, dies verspreche ich Ihnen, ein aufmerksamer und dankbarer Schüler seyn.

Aber ob ich Sie immer verstehen werde? Wenn nur Philosophie überhaupt und nicht Kenntniß einer Art von Philosophie insbesondere dazu erfordert wird, so glaube ich, ja. Verwundern Sie Sich nicht über diese Frage! Sie sind, wie ich merke, ein eifriger Verehrer der kantischen Philosophie, und ich gestehe Ihnen, daß ich von dieser Philosophie sehr wenig weiß, also auch die kantische Kunstsprache nicht verstehe. Ich bin deshalb hinlänglich entschuldigt. Zur Zeit, da ich theoretische Philosophie studirte, war Kants Kritik der reinen Vernunft neulich erschienen, und erregte noch keine auffallende allgemeine Aufmerksamkeit. Unmittelbar nachher auf einen geräuschvollen Schauplaz versezt, habe ich bisher weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich in Kantens Schule einführen zu lassen. Ich kenne ihn nur aus den Erzählungen meiner Freunde, und den Zänkereyen, zu denen er so oft in geselligen Unterhaltungen Gelegenheit schaft; und warum soll ich es verschweigen? ich bin, in so fern man ein solches Urtheil bey einer so dürftigen Kenntniß als die meinige, wagen darf, eher gegen, als für seine Philosophie eingenommen. Manches seiner Resultate scheint mir überspannt; ich habe überhaupt kein sonderliches Zutrauen zu großen, alles erschütternden Revolutionen; vielleicht hat mich der übertriebene und unduldsame Eifer vieler unter seinen Verehrern aus meiner Bekanntschaft, die, indem sie mit verächtlicher Herabwürdigung alles nichtkantische oder antikantische behandelten, auch zugleich durch ein undeutliches unbestimmtes Geschwäz, oder durch die Aengstlichkeit, mit welcher sie sich selbst ihre Begriffe deutlich zu machen suchten, einen Beweiß ablegten, daß sie selbst noch unausgebildete Schüler, und also nicht im Stande waren ein entscheidendes Urtheil über den Wehrt philosophischer Systeme zu fällen — vielleicht hat dieser unduldsame Eifer auch etwas Einfluß auf meine Abneigung gegen das ernstliche Studium von Kants Schriften gehabt, welches überhaupt mehr Zeit und Anstrengung erfordert, als ich darauf verwenden kann. Vielleicht bin ich auch durch Freunde, die Kanten nicht ohne etwas Feindseligkeit beurtheilen, zu sehr mit Vorurtheilen gegen ihn erfüllt worden.

Dieses Geständniß würde mir theuer zu stehen kommen, wenn Sie Sich durch dasselbe bewogen finden solten, Ihren Briefwechsel über den erwählten Gegenstand aufzugeben. Aber lassen Sich durch dies Geständniß nicht abhalten, denselben anzufangen. Ich bin kein System Mann kein philosophischer Gelehrter von Handwerk. Meine Brust ist nicht mit dreyfachem Erzt gepanzert. Sie ist, dies kann ich dreist sagen, offen für jede Wahrheit, in welchem Gewande diese auch erscheinen möge, und in demjenigen, in welchem der Liebling der Musen und Grazien, ein Mann, den ich so vorzüglich schäze und liebe, sie darstellen wird, wird sie doppelt Eingang bey mir finden.

Friedrich Christian.

5.

Augustenburg den 2. September 1793.

Daß ich Ihren Brief vom 13 Julius nicht früher beantwortet habe, daran ist nicht Mangel irgend einer derjenigen Gesinnungen Schuld, welche der vortreffliche Inhalt desselben mir aufs neue gegen den Verfasser einflößen mußten. Allein jeder meiner hiesigen Freunde wolte diesen Brief lesen, endlich mußte ich ihn auch meinem Freunde Schimmelmann nach Copenhagen schicken, und erst vor wenig Tagen erhielt ich ihn von dort zurück.

Sie haben den gewählten Gegenstand in diesem Briefe auf eine Art abgehandelt, welche mich nach der versprochenen Fortsezung lüstern macht. Daß diese nicht lange zögern möge, darum bitte ich Sie! Ihre Briefe schaffen uns eben so viele Festtage, und diese können nicht zu oft wiederkommen nicht zu schnell auf einander folgen.

Es ist ein schweres Unternehmen welches Sie wagen, und Ihr Ruhm wird unsterblich seyn, wenn es Ihnen gelingt. Das Gebiet der Schönheit, der Herschaft der Laune entziehen, es der Vernunft unterwerfen, — ich ahnde die Möglichkeit, aber ich staune wenn ich an die Geisteskraft denke, die hier nicht unterliegen muß.

Willig trete ich Ihrer Meinung bey, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern dieser Gottheit würdig. Nur Freygebohrne können ihren Dienst versehen und die Menschen unsers Zeitalters sind nicht einmahl Freygelassene. Ich bin völlig überzeugt daß jeder Versuch ohne politische Ketten einherzuwandeln uns mislingen wird. Die edlern Menschen, die bessern Köpfe müssen daher, nach wie vor, mit großmüthiger Entsagung des selbsteigenen Genusses, sich begnügen Saamen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freyheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgungen, kein Despotismus sie entreisen kann. Es wird noch lange dauern, bis Staaten und Völker in dieses Himmelreich eingehen werden.

Nur bey einer Stelle Ihres Briefes treflicher Mann habe ich etwas zu erinnern. Ich glaube daß es unsern Zeitgenossen auch an theoretischer Cultur, daß es ihrem Verstande eben so wohl an Licht als ihrem Herzen an Wärme fehlt. Kentnisse sind zwar einzeln in groser Menge vorhanden, aber groser Gott! wie unzusammenhängend! wie schlechtgeordnet und unvolständig! Es blizt in den Köpfen, bleibendes Licht ist selten anzutreffen. Begierig alles zu wissen, läßt man sich nicht die Zeit gehörig zu lernen. Auch die Anordnung unsrer Studien ist daran Schuld. Diese trägt entweder das Gepräg unwissender Wilkühr oder des barbarischen Zeitalters. Man führt in den Köpfen der jungen Leute wissenschaftliche Gebäude auf, ohne einen festen Grund zu haben, und zu dem Fundamente nimt man Materialien die nie in feste Verbindung mit einander gebracht werden, nie das Gebäude tragen können. Hier muß vor allen Dingen reformirt werden, und ich für meinen Theil arbeite dazu aus allen Kräften.

Baggesen hat nach allem was ich höre eine viel zu vortheilhafte Beschreibung von mir gemacht. Er ist Dichter und mein Freund. Dies erklärt alles, und muß gegen das Lob welches er ertheilt mistrauisch machen. Man erzeigt mir zu viel Ehre, wenn man mich in Ansehung der Fähigkeiten, der Talente, der Kentnisse für mehr als einen Menschen vom gewöhnlichen Schlage hält. Alles was man vielleicht mit einigem Grunde von mir sagen kann, ist, daß ich nicht ein Fürst von gewöhnlichem Schlage bin. Und daher haben auch meine Empfindungen einen andern Maaßstab, und meine Gesinnungen mehr Aufrichtigkeit, und zumal mehr Lebhaftigkeit, als bey den häuffigen Automaten meines Standes angetroffen wird. Geist, Talent und edle Humanität können bey mir mit Gewißheit auf den ihnen schuldigen Tribut von Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe rechnen. Dies sind also natürlich meine Gesinnungen gegen den Verfasser jenes mir so angenehmen Briefes, und diese Gesinnungen sind eben so lebhaft als meinem Herzen theuer.

Fried. Christian.

6.

[10. Juli 1795.]

Bey der Ankündigung der Horen konnte man von der Verbindung einer solchen Anzahl solcher Männer gewis alles erwarten. Jetzt liegen die 5 ersten Stücke dieser Zeitschrift vor mir, und ich finde, daß die Verfasser schon beym Auftretten nicht Wort gehalten haben.

In der Ankündigung wurde versprochen: die Resultate der Wissenschaft wollte man von ihrer scholastischen Form zu befreyen, und in einer reizenden wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen, das heist doch wohl: für gebildete Nichtgelehrte zu schreiben, und billig mus denn die Sprache auch gemeinverständlich und aller Kunstworte entladen seyn. Die Verf. des N. 2 und 4 im 1ten und 4ten Stück, des N. 5 im 2ten Stück haben gewis die Ankündigung nicht gelesen, sonst würden sie nicht sogleich die Deutsche gebildete Nichtgelehrten auf einmahl von den Horen zurückgescheucht haben. Es wäre leicht aus diesen Aufsätzen ein kleines Wörterbuch von solchen Worten und Ausdrücken zu samlen, die zwar, wenn Gelehrte für Gelehrte schreiben, ihren vollen Werth haben mögen, die aber in eine Zeitschrift wie die Horen, nicht gehören, und keineswegs eine Deutsche Prosa musterhaft machen. Ich meine auch, daß der Verf. des Aufsatzes im Berl. Archiv über Prosa und Beredsamkeit der

Deutschen die harte Züchtigung im 5ten Stücke der Horen, nicht so ganz verdient, denn es ist doch wohl Warheit, daß eine reine dem gebildeten Nichtgelehrten fasliche und zum Fortlesen hinreissende Prosa etwas so ganz gewöhnliches nicht ist. Entweder ist die Perioden Verkettung so lang, daß ein übermenschlicher Athem dazu gehört, eine Periode mit der richtigen Stimbiegung laut auszulesen, oder der Vortrag ist so mit Bilder beladen, daß der Leser immer nur rathen mus oder der Vortrag ist in eine solche scholastische Form gehüllt, daß das Lesen ermüdet, oder der Innhalt kann nur dem Verfasser wichtig seyn, und daher ohne Reiz für Leser ꝛc. ꝛc. Ich will an die Prosa im Engl. Zuschauer nicht erinnern, aber unter uns Deutschen sind Wieland z. B. in den Beiträgen, Mendelssohn in den Briefen über die Empfindungen und im Phädon, und die Verf. des Philosophen für die Welt Muster, wie man gebildeten Nichtgelehrten Philosophie vortragen mus. Wer diese freylich etwas schwere Kunst nicht versteht, der sollte an keiner Zeitschrift, die: Warheiten wenigstens in einer einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich machen will, nicht arbeiten, besonders der Verf. der Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen nicht, der in der Fortsetzung immer mehr den Cathederton mit dem Ton für gebildete Weltleute verwechselt, und — nicht gelesen wird.

Die Horen hätten für Deutschlands Prosa und Geschmack wichtig werden können, wenn die Männer die daran arbeiten nur ihren Zweck in der Ankündigung vor Augen behalten hatten. Was sich Gelehrte untereinander zu sagen haben, gehört in Akademische Schriften. Die schon genannte Aufsätze besonders sind zum Debüt der Horen nicht gut gewählt, die Abnahme wirds lehren. Leser die den Phädon gelesen und mit Lust wieder gelesen haben stutzen, wenn sie bey ungleich minder wichtigen und noch öfters schwankenden Materien so angestrengt nachdenken sollen. Ein talentvoller junger gebildeter Nichtgelehrte las den N. 4 im 1ten Stück, wie er aber an die Worte kam: Die Warheit an sich ist nur formal, so hörte er auf, mit dem Ausruf: Das ist für einen Prof. der alles zermalmenden Philosophie, nicht für den Leser der Horen.

Um Verzeihung bitte ich wegen dieses Schreibens nicht: der Warheitsfreund braucht keiner, wenn ihn seine reine und uneigennützige Absicht entschuldigt.

Crefeld den 10 July 95.

Im 5ten Stück, des H. v. Dalbergs Aufsatz: über Kunstschulen, welche Klarheit, Bestimtheit und doch Energie des Ausdrucks, hingegen über das Spiel u. s. w. wer soll diesen Aufsatz lesen. Bei einer Materie die durchaus Laune, Munterkeit und Klarheit erfordert hätte, welche Dürre, und welcher Ton!*)

---

*) In einem kaufmännischen Siegel die Buchstaben F H V L D. Herr Dr. Vollmer, der in seinem so eben erschienenen vortrefflichen Buche „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" diesen Brief ebenfalls abdruckt, ist geneigt, den Ort für fingirt zu halten; er denkt an Berlin, Breslau oder Leipzig. Das Wasserzeichen einer holländischen Papierfabrik D u. C Blanco habe ich ohne Wappen, wie hier, auf ganzen Bogen nur viermal gefunden, darunter zweimal aus Nürnberg und Altorf (1795 und 96), einmal aus Eisenach (1800) und Berlin (1802). — Einen ähnlichen groben Brief von anderer Hand erhielt Sch. nach der Aufführung von Turandot.

Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften.*)

Von

Prof. **Adolf Lasson** in Berlin.

I.

Wer den gegenwärtigen Zustand der philosophischen Forschung in Deutschland schildern wollte, würde nicht unzweckmäßig verfahren, wenn er an die Schriften Eduard von Hartmann's anknüpfend von diesem Gesichtspunkte aus die demselben befreundeten und die gegnerischen Richtungen einer Musterung unterwürfe. Denn bei aller Verschiedenheit der Meinungen über den echten Werth und bleibenden Gehalt der von Hartmann vertretenen Ansichten: die Nothwendigkeit, sich mit der „Philosophie des Unbewußten" kritisch auseinanderzusetzen, haben fast Alle empfunden, die in der philosophischen Wissenschaft gegenwärtig eine bestimmte Stellung einnehmen, und auch Manche, die zwar eine solche Stellung nicht einnehmen, aber doch den Reiz verspüren, in dieser viele Gemüther beschäftigenden Frage sich auch hören zu lassen. Das ergibt denn ein reiches Concert von Stimmen, und was etwa an philosophischen Ansichten und Bestrebungen heute überhaupt vorhanden ist, kommt dabei in der wünschenswerthesten Vollständigkeit an den Tag. Es ist immer gut, wenn wenigstens Einer da ist, der sich Gehör zu erzwingen versteht.

Zudem die Thatsache, daß Hartmann's Hauptwerk einen ganz außergewöhnlichen äußeren Erfolg errungen hat und nun seit Jahren eine Stellung im Vordergrunde der wissenschaftlichen Literatur behauptet, — diese Thatsache ist auch den entschiedensten Gegnern der Hartmann'schen Doctrin unbestreitbar. Und ein solcher Erfolg muß doch wol, wie jede Erscheinung in der Welt, ihren zu-

*) 1. E. von Hartmann, Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus. Zweite, erweiterte Auflage von „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit". Berlin, Karl Duncker. 1875. (12 Bgn. gr. 8.)

2. — —, Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Eine kritische Darstellung der organischen Entwicklungstheorie. Ebd (12 Bgn. gr. 8.)

3. — —, Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft. 2. Aufl. Ebd. (9 Bgn. gr. 8.)

reichenden Grund haben. Enge Gemüther reichen allerdings mit allerlei äußerlichen Erklärungsgründen aus; eine pragmatisirende Reflexion leitet am liebsten die größten Wirkungen aus den kleinsten Ursachen her und gefällt sich außerordentlich in diesen ausgeklügelten Zusammenhängen der Dinge. Wer einigermaßen gründlicher angelegt und an die Erwägung literarischer Thatsachen gewöhnt ist, wird es vorziehen, den ungemeinen Erfolg eines Buches, welcher Art es auch sei, und nun gar eines Buches von hochspeculativem Gehalte, das dem Interesse größerer Massen so weit entrückt scheint, einfach darauf zurückzuführen, daß es in der Form der Darstellung, oder in seinem Gehalte an Gedanken und Anschauungen, oder endlich in beiden Beziehungen den Bedürfnissen und Stimmungen einer Mehrzahl von Zeitgenossen in außergewöhnlicher Weise entgegenkommt und von den Bestrebungen und Strömungen, die jetzt gerade mit mehr oder minder deutlichem Bewußtsein in den Herzen und Köpfen der Menschen lebendig sind, ein sprechendes Spiegelbild entwirft.

Damit ist freilich noch gar nicht gesagt, daß ein solches Buch, welches Jahre lang die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen fesselt, nun auch eine ebenso hervorragende Bedeutung für alle Zeiten besitzen und einen Ehrenplatz in der Literatur des Faches für immer verdienen müsse. Nicht selten ist auch in der philosophischen Literatur die Bemerkung zu machen, daß das, was glänzt, für den Augenblick — der ja auch eine längere Dauer haben kann — geboren ist, während die Echtheit des Echten erst dadurch ihre volle Bewährung erlangt, daß es auch der Nachwelt unverloren bleibt. Aber zum Bilde der Gegenwart gehört es immer als ein nicht unwesentlicher Zug, daß in dieser Zeit gerade dies mit Vorliebe gelesen, mit Eifer besprochen, mit Leidenschaft bestritten oder bekräftigt wird. L. Büchner's „Kraft und Stoff" würde man kaum nach irgend einer Beziehung ein sehr hervorragendes Buch nennen können. Aber zum Gesammtbilde des wissenschaftlichen Treibens, der Stimmungen und Strebungen in Deutschland seit 1858 gehört das Buch in hervorragender Weise, und die Beobachtung ist doch nicht ohne Bedeutung, daß das Interesse an dem in mehr als 12 Auflagen erschienenen Hauptlehrbuche des — wie man wol gesagt hat — vulgären Materialismus sich mehr und mehr erschöpft hat und von dem Interesse für die auf so wesentlich verschiedene Ziele hinarbeitende „Philosophie des Unbewußten" abgelöst worden ist.

Unter den philosophischen Schriftstellern der Gegenwart ist von Hartmann entschieden der allermodernste; er ist es auch dann, wenn man von dem Gehalte seines Philosophirens und von den Resultaten seines Denkens für eine in sich einheitliche Weltanschauung zunächst absieht. Denn auch die Philosophie hat, wie andere Wissenschaften und wie die belletristische Literatur, ihre Moden. Einem einigermaßen feineren Stilgefühle tritt in der Gesammtheit der Productionen verschiedener Jahrgänge, zuweilen selbst wenn der zwischen ihnen liegende Zeitraum ein relativ geringer ist, eine Verschiedenheit des Habitus, des Tones, der ganzen Formengebung entgegen, die durchaus nicht auf Rechnung zufälliger Individualitäten zu setzen ist, schon deshalb nicht, weil dieses der Wahrnehmung des Sinnigen sich aufdrängende geistige Parfüm den Vertretern sich befehdender Richtungen, den verschiedensten gleichzeitigen Individualitäten gemeinschaftlich

anhängt. In der philosophischen Literatur aber, wie sie noch in den vierziger und fünfziger Jahren sich darstellte, und wie sie gegenwärtig zu uns spricht, den tiefgreifenden Unterschied von Ton und Haltung wahrzunehmen, dazu gehört nicht einmal ein ausgebildeteres Stilgefühl; diesen Unterschied fühlt so zu sagen ein Blinder mit dem Stock in seiner Hand.

Nicht unsere Philosopheme sind heute wesentlich andere als vor einigen Jahrzehnten, — denn wirklich neue und doch gesunde Gedanken vorzubringen ist schwerer, als Derjenige sich denkt, der mit der Geschichte der Wissenschaft nicht hinlänglich bekannt ist, und wer auf deutschem Boden und innerhalb der dem deutschen nationalen Geiste eigenthümlichen Formen des Denkens verharrt, der kann sich, auch wenn er's wollte, von dem Gedankenkreise der classischen Vertreter deutscher Philosophie nicht gar weit entfernen. Aber in dem Vortrag unserer Gedanken sind wir himmelweit von einem früheren Geschlechte verschieden. Die Philosophen, auch diejenigen, welche in strenger Form philosophiren und nicht blos auf das Bedürfniß weiterer Kreise der Gebildeten sich einrichten, schreiben heute deutlicher, allgemein verständlicher als die Vorfahren, die großen Baumeister und die kleinen Kärrner, es zu thun pflegten. Das heißt nicht etwa, diese letzteren hätten, wie der Vorwurf der Unverständigen lautet, Schwierigkeiten und Dunkelheiten muthwillig gehäuft, etwa um nur den Auserlesenen den Zugang zu eröffnen oder gar um hinter solchem Nebel ihren Unwerth zu verbergen: sondern sie sind gerade so deutlich gewesen, wie es bei ihrer Art die Untersuchung zu führen möglich war. Der Unterschied zwischen Früher und Jetzt liegt vielmehr darin, daß die Altvorderen Begriff aus Begriff zu entwickeln trachteten und sich sorgfältig im Aether möglichst weit getriebener Abstraction tummelten, wir vielmehr an der Hand der concreten Thatsachen uns möglichst schrittweise weitertasten und der Anschauung auch in eigentlich speculativer Untersuchung einen weiten Spielraum gestatten, bis ihr am letzten Ende denn freilich der Boden unter den Füßen fehlt und der Athem ausgeht.

Man sagt wol, die Reihe der deutschen Philosophen von Kant an und am meisten Hegel und seine Schule hätten zu ausschließlich der deductiven Methode, oder, wie es mit entschiedenerem Vorwurf lautet, der aprioristischen Construction gefröhnt; die Zeitgenossen gingen besonnener zu Wege, indem sie von gesicherten Thatsachen aus inductiv zu allgemeineren Sätzen schrittweise und mühsam emporklimmen. Aber dieser Unterschied will — auf philosophischem Gebiete nämlich — nicht viel bedeuten, wenigstens dann nicht, wenn er nicht auf die Form der Darlegung, sondern auf die Gewinnung der Theoreme selber bezogen wird. Denn Induction und Deduction, das ist innerhalb des Denkens als solchem, welches ja nicht Thatsachen, sondern Gedanken erzielt, — ein ganz relativer Unterschied; im wirklichen Denken sind immer beide vereinigt, und nur durch Abstraction vermag man sie in dem einheitlichen Denkprocesse als gesonderte Momente aufzuweisen. Man hat nichts Einzelnes in der Vorstellung, wobei man nicht das Allgemeine, den Begriff, voraus dächte, und man kann das Allgemeine nicht denken, ohne daß das Einzelne schon darin enthalten wäre. Diejenigen, welche a priori construirten, oder zu construiren vorgaben, ordneten doch damit nur erfahrungsmäßige Thatsachen in ein begriffliches Schema ein,

und Diejenigen, welche aus dem Einzelnen vermittelst der Induction zu allgemeinen Gesetzen aufsteigen, bringen zum Einzelnen, das sie uns aufzählen, oder auf welches ihre Aufmerksamkeit gerichtet ist, schon vorweg das Allgemeine mit, auf welches sie hinaus wollen. Der Unterschied liegt also weit weniger in einer verschiedenartigen Grundrichtung des Denkprocesses, als vielmehr in dem Maße des guten Willens, sich durch die Thatsachen belehren zu lassen und danach die allgemeinen Begriffe zu corrigiren, sowie in der Sicherheit, mit welcher gerade die geeignetsten Fälle gesammelt werden, um zu dem gesuchten Allgemeinen zu gelangen. Es gibt ebenso wenig „inductive", als es „deductive" Wissenschaften gibt. Sondern alle Wissenschaft ist Beides in Einem.

Aber allerdings, in der Form der Darlegung offenbart sich ein wesentlicher Unterschied, und dieser beruht auf dem seit den letzten Jahrzehnten mächtig gestiegenen Respect vor der Empirie, einem Respect, der auch seine guten Gründe hat. Denn vor etwa fünfzig Jahren hätte noch kein Mensch ahnen können, welche Resultate eine methodisch fortschreitende Empirie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu erreichen im Stande sein würde. Nur sollte man Empirie nicht mit Induction verwechseln. Jene hat zum Ziele, neue Thatsachen zu finden und sicher zu stellen, diese will auf Grundlage solcher Thatsachen über gewisse vorläufig abgegrenzte Kreise von Erscheinungen zu einer leidlich gesicherten Meinung gelangen. Empirisch gesicherte Thatsachen verdienen in der That den höchsten Respect des Denkers, einen Respect, welcher den Resultaten bloßer Induction, sobald sie mit den Ergebnissen kritischer Erörterung der Begriffe in unlösbaren Conflict gerathen, billig vorenthalten wird.

E. von Hartmann ist in seinen Grundtendenzen von Denkern wie Schelling oder Hegel nicht wesentlich verschieden. Tritt man aber in dasjenige Buch ein, in welchem er auf einem breiten Unterbau die bis zur dünnsten monistischen Spitze sich verjüngende Pyramide seiner speculativen Weltanschauung errichtet, so hört man zunächst allerlei von Hunden und Vögeln, Ameisenarten und geköpften Fröschen, Reflexbewegungen und Instincten, was alles sehr unterhaltend und kurzweilig ist, und wobei man im Anfang noch gar nicht ahnen kann, worauf es mit dieser bunten Mannigfaltigkeit von Thatsachen denn eigentlich hinaus soll. Erst ganz allmälig und eigentlich erst ganz am Schlusse, in einem Capitel, das die höchsten Höhen früherer Speculation noch zu überfliegen unternimmt, sehen wir, wie behutsam und wie absichtsvoll, wie listig und freundlich zugleich der gedankenmächtige und kenntnißreiche Denker uns unvermerkt an das Ziel geführt hat, zu dem er uns hat haben wollen. Dennoch bleibt uns das Gefühl, diese Fülle von Thatsachen sei eigentlich überflüssig. Die speculativen Resultate hat er selber in seinem Denken anders gewonnen, und er hätte sie uns auf eine allerdings weniger anschauliche Weise, doch mit wenigstens gleich strenger Ueberzeugungskraft auch ohne dieses reiche, zum Theil verwirrende Material durch streng begriffliche Entwicklung vermitteln können. Denn alle diese Thatsachen, die vorgebracht werden, sind vieldeutig und lassen viele Erklärungsgründe zu. Daß der Philosoph gerade diese Deutung vorzieht, auf welche die anderen, denen sie doch auch bekannt waren, und die über dieselben ebenso eifrig nachgedacht haben, nicht verfallen sind, das beweist doch nur, daß

sein Denken schon vorher diese bestimmte Richtung genommen hatte, und daß er uns die Resultate seines Denkens auf diese Weise nur plausibler vorzutragen sucht.

„Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode," das ist die Losung, die am Frontispice der „Philosophie des Unbewußten" steht. Vielleicht ist darin doch mehr ein der Zeitströmung abgetragener Tribut, als ein inneres Moment der Sache zu finden. Weder ist die inductive Methode die naturwissenschaftliche, noch würden sich, wenn sie es wirklich wäre, *speculative* Resultate durch sie erzielen lassen. Wir können den Gegnern Hartmann's, die vom empiristischen oder vom naturwissenschaftlichen oder auch vom Standpunkte des sogenannten gesunden Menschenverstandes aus, der gar kein wissenschaftlicher Standpunkt ist, seine speculativen Resultate bekämpfen, wenigstens darin so unrecht nicht geben, daß sie ihm die Berechtigung bestreiten, seine Methode „inductiv" zu nennen. Die Art, wie Hartmann eine Fülle von Anschauungen sammelt und ordnet, um an ihnen einen abstracten Begriff zu illustriren, und dann diese Begriffe kritisch bearbeitet, ist allerdings von dem was man sonst Induction nennt himmelweit verschieden. Aber daß eine Methode wie die von Hartmann angewendete an Werth gegen das, was man landläufig Induction nennt, zurückstände, das ist entschieden zu bestreiten. Vielmehr ist sie denselben trotz der äußerlichen Aehnlichkeit der Vortragsweise außerordentlich überlegen, so überlegen, wie eine den systematischen Zusammenhang der Begriffe gründlich durchdenkende Untersuchung es derjenigen gegenüber ist, welche sich begnügt, Worte von ungefährer Bedeutung aus der gemeinen Vorstellung herüberzunehmen und damit nach Belieben zu operiren, indem sie an erfahrungsmäßige Thatsachen als Maßstab angelegt werden.

Das Problem indessen, wie es sich Hartmann *scheinbar* stellt, die Zweckmäßigkeit in der Natur als die Manifestation einer hellsehenden unbewußten Vernunft durch Inductionsreihen aus der *Erfahrung* nachzuweisen, ist ein völlig unlösbares und hoffnungsloses. Der Begriff dieser Zweckmäßigkeit selber ist von höchstem Werth, die Betrachtung aller Gebiete der Erscheinung unter diesem Gesichtspunkt gerade in dieser Zeit ein äußerst verdienstliches Unternehmen. Aber daß die Zweckmäßigkeit *erfahren* werden könne, ist auf's entschiedenste zu bestreiten. Wir nehmen gewöhnlich dort Zweckmäßigkeit an, wo ein auffallendes Zusammenstimmen der verschiedenartigsten Bedingungen für eine zum Gesammtbilde des erscheinenden Daseins wesentlich gehörende Wirkung sich beobachten läßt. Aber jeder Thatsache eines solchen Zusammenstimmens läßt sich eine Thatsache von ebenso auffälliger Disharmonie gegenüberstellen; dem Leben steht der Tod, der Schönheit die Häßlichkeit, der Vervollkommnung die Verschlechterung entgegen. Beide Seiten sind in der Erfahrung gleichmäßig gegeben; vom Standpunkte der Erfahrung aus hat man ungehindert die Wahl, welche von beiden Erscheinungsreihen man als die natürliche, regelmäßige und wesentliche Form des Werdens betrachten will. Einer scheinbar überlegten Aussparung der Mittel bis zu höchster Einfachheit steht anderswo die äußerste Verschwendung gegenüber, der leichten Uebersichtlichkeit auf dem einen Gebiete die größtmögliche Verwicklung, ja Verworrenheit auf dem anderen Gebiete. Demnach erscheint es in der That vom Standpunkte der Erfahrung aus gerathener, jenes Zusammenstimmen

der Bedingungen, welches man Zweckmäßigkeit zu nennen so leicht versucht ist, für einen bloßen Specialfall zu halten, der dann und wann, hier und da, vereinzelt und zufällig eintritt, aber kaum den Anspruch erheben dürfte, für die Regel oder auch nur für das der Zahl der Fälle nach Ueberwiegende angesehen zu werden.

Wer die Zweckmäßigkeit als herrschende Form in der Welt nachweisen will, dem bietet sich für solchen Nachweis keine andere mögliche Basis, als das Denken selber. Wer sich auf die Thatsachen stützt, hat immer den nicht zu widerlegenden Einwurf zu gewärtigen, daß es ja gerade die erste und wichtigste, die bisher mit stetig steigendem Erfolge gelöste Aufgabe der empirischen Wissenschaft ist, die rein mechanische Vermittlung jeder gegebenen Wirkung nachzuweisen und den Zweckbegriff, welcher nichts erklärt, zu eliminiren. Für die „Philosophie des Unbewußten" hat das scheinbar inductive Verfahren denn auch in der That den Nachtheil mit sich geführt, daß der eigentlichen Intention des Philosophen zuwider das Zweckmäßige mehr als eine Reihe einzelner Vorgänge und Erscheinungen auftritt, während doch im Ernste die Zweckmäßigkeit, falls sie wirklich die Welt der Erscheinungen durchwaltet, nicht in einer Reihe von Einzelheiten gefunden werden kann, sondern nur in der innigen Beziehung aller einzelnen Erscheinungen auf das lebendig bewegte, innerlich zu einer geschlossenen Ganzheit von Dingen und Processen sich gliedernde und zur Einheit sich wieder ergänzende Universum.

Indessen gerade in dieser Beziehung macht die „Philosophie des Unbewußten" den Eindruck des im eminenten Sinne Modernen. Es ist ja geradezu die Atmosphäre, in der wir seit geraumer Zeit leben, diese Fülle von naturhistorischem, physikalischem Detail, das in breiten Strömen sich über uns ergießt und von dem uns, um einen wenig gewählten, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, die Köpfe brummen. An sich wäre es gewiß nicht zu tadeln, dieses Bestreben, das durch exacte empirische Forschung gefundene Material von Thatsachen in möglichst populärer Form darzustellen und zu möglichst weit verbreitetem Gemeinbesitz zu machen: wenn nur an diesem Geschäfte sich nicht so viele absolut seichte Köpfe und so viele völlig unberufene Hände betheiligten, wenn nur nicht in Folge dessen das wissenschaftliche Material im Dienste völlig fremdartiger Tendenzen mißbraucht würde, nämlich zu frivoler, voreiliger, unüberlegter Polemik gegen allen idealen Besitz der Menschheit in Sitten und Ueberzeugungen; und wenn nur nicht windige Speculationen, die sich mit sehr wenig Aufwand von Denkkraft und Kenntnissen auf vereinzelten Beobachtungen und Wahrnehmungen aufbauen, die Miene annähmen, sie wären in demselben Sinne das gesicherte Ergebniß exacter empirischer Forschung, wie es von dem außerordentlich reichen Schatze in jüngster Zeit entdeckter und gesicherter Thatsachen mit Recht ausgesagt werden darf.

In der „Philosophie des Unbewußten" steht allerdings die verschwenderisch beigebrachte Fülle naturwissenschaftlichen Materials, wie man bei der Lectüre allmälig mehr und mehr einsieht, im Dienste einer strengen begrifflichen Erörterung. Aber daß die speculativen Resultate mit innerer Nothwendigkeit sich aus jenem Material ergäben, das ließe sich nicht sagen. Uns schiene es für den Beweisgang bei Weitem ersprießlicher, wenn der Schein einer „inductiven"

Beweisführung nicht angenommen worden wäre, wenn die innere Bewegung der Begriffe, so wie sie sich wirklich im Kopfe des Denkers vollzogen und seine Weltanschauung bedingt hat, und nicht fast zufällige Observationen über einige Erscheinungen der äußeren Welt den Gang des Beweisens und Darstellens bestimmten, und wäre es selbst auf Kosten der Popularität. Wir wünschten mindestens in dieser Beziehung den Denker weit weniger „modern".

Es ist gar keine Frage, daß der Denker damit einem hervorstechenden Zuge im Charakterbilde der Gegenwart entspricht. Wir sind der Romantik, insbesondere sofern sie auf die Gestaltung des praktischen Lebens und die Auffassung der realen Thatsachen Einfluß zu gewinnen sucht, herzlich satt, wir wollen uns nicht in Illusionen wiegen. Das grelle Tageslicht ist uns entschieden lieber als der dämmernde Mondenschein. Es sind die großen praktischen Aufgaben, die Ordnung unserer staatlichen, gesellschaftlichen, kirchlichen Verhältnisse, die uns vorwiegend beschäftigen, und an denen sich unsere Sinnesart ausbildet; commercielle, industrielle Interessen bewegen unsere Zeitgenossen ungleich tiefer als frühere Geschlechter. Ein Geschlecht, das Staaten gründet und Armeen organisirt, das Maschinen baut und in immer neuen Erfindungen den Kampf mit den Naturgewalten führt, muß sich ganz anders in die realen Thatsachen einlassen, als ein solches, für dessen geistiges Leben etwa das Theater und die ästhetische Cultur im Vordergrunde stehen. Durch solchen aller Sentimentalität und romantischen Phantasterei gründlich abgewendeten Realismus hat das gegenwärtige Geschlecht seine größten Erfolge errungen. Ueberall, in der Wissenschaft wie in der Politik, haben wir gelernt, den Thatsachen klar in's Auge zu sehen. Unsere Politik ist unter den Händen jenes nie genug zu bewundernden Meisters der Staatskunst, der uns das deutsche Reich geschaffen, in vollstem Sinne eine Realpolitik geworden. Das System unserer Gesetzgebung, die Form unserer Geselligkeit — Alles trägt denselben Charakter unromantischer, verständiger Klarheit. So falsch es ist, von der Herrschaft der materiellen Interessen in unserer Gegenwart zu sprechen, so richtig ist es, das Vorwiegen der realen Gesichtspunkte in unserem Denken und Thun anzuerkennen.

Solcher Realismus schließt den Idealismus keineswegs aus, oder doch nur den Idealismus in untergeordneter und wenig berechtigter Form. Im Gegentheil, mit der nüchternen Beobachtung der Thatsachen verträgt sich sehr wohl das wärmste Pathos, die echteste Begeisterung für hohe praktische Zwecke, und wer nicht in der Betrachtung jener niederen Bedingungen stecken bleibt, wer sich zu erheben vermag zu der Anschauung, wie alles jenes Endliche, Sinnliche, in so miserabler Form es sich uns aufdrängt, schließlich doch nur das Mittel ist, dessen sich die Idee bedient, um sich zu verwirklichen: der mag eben in diesem Siege der Idee über das Gemeine, das uns alle bändigt, das Element eines nur um so reicheren, tieferen und auch das Gefühl nur mächtiger beseelenden Idealismus finden. Das kann man schon bei Hegel bestätigt sehen, dessen Gegensatz zu aller Romantik, aller Phantasterei und Schönseligkeit die gegenwärtige Epoche im tiefsten vorbereitet hat. Ganz fremd ist dieser Idealismus auch Hartmann nicht. Aber er ist doch durch ein fremdartiges Element wesentlich beeinträchtigt, — wir meinen durch seinen Pessimismus.

Der Pessimismus ist für unser Gefühl eine niedrige, störende Beigabe des Hartmann'schen Gedankenkreises. Mit allem Anderen bei ihm könnten wir uns vielleicht versöhnen, mit dem Pessimismus nicht. Es läßt sich ja wol begreifen, aus welchen Elementen seines eigenthümlichen Gedankenganges ihm diese Anschauung zugewachsen und wie er mit ihr allmälig so fest verwachsen ist, daß er sich nicht mehr daraus zu lösen vermag und auf die Sache einen Werth legt, den sie in keiner Weise verdient. Denn ob er nun mehr oder minder eng mit den obersten Principien zusammenhänge, der Pessimismus bleibt auch im besten Falle doch nur eine zufällige Anschauung, eine willkürliche Annahme. Aber diese Anschauung ist zugleich lebenswidrig und todtenhaft, diese Annahme empört das Gefühl und reizt jede gesunde Faser zum Widerspruch.

Hartmann hat dieses leidige Ingrediens seiner Denkweise von Schopenhauer überkommen. Er hat die Schopenhauer'sche Form des Pessimismus in seiner Weise umzubilden, zu veredeln gesucht; vergebens, die Sache bleibt so widrig wie zuvor. Wir halten das Bekenntniß nicht zurück, daß unter allen Gestalten, die die Geschichte der Philosophie umschließt, keine uns weniger sympathisch, keine peinlicher und unheimlicher berührt, als die des schwarzgalligten Einsiedlers von Frankfurt. In der That ist auch das, was bei Hartmann an seinen Ausgangspunkt von der Schopenhauer'schen Richtung erinnert, bei weitem das Störendste und Unbefriedigendste. In diesem oder jenem Punkte hat sich Hartmann, seitdem er sich vor den Augen des Publicums weiter entwickelt, von Schopenhauer mehr und mehr entfernt, nicht zum Nachtheil für seine Leistung. Daß er der pessimistischen Paradoxie ganz entsagen werde, dazu ist keine Hoffnung vorhanden.

Und doch hängt sie mit den Grundlagen seines Philosophirens gar nicht wesentlich zusammen. Die ganze Sache läuft schließlich auf eine durch das Gefühl bedingte Werthschätzung hinaus und hat mit Philosophie so wenig wie möglich zu thun. Bei Hartmann, der nur von „eudämonistischem Pessimismus" spricht, während er vermöge seines „evolutionistischen Optimismus" die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit in der Entwicklung der Dinge anerkennt, dreht es sich allein um den Satz, daß die Summe des Leides für alle empfindenden Wesen größer ist als die Summe der Lust. Deshalb soll es besser sein, die Welt wäre überhaupt nicht; deshalb soll die Welt gesetzt sein durch den ganz zufälligen Entschluß eines blinden und dummen Willens.

Der Satz von dem Ueberwiegen des Leides aber läßt sich nun und nimmermehr erweisen. Die Lust wie die Unlust ist das schlechthin Fließende, sie besteht nur im Entstehen und Vergehen; sie hat ferner keine Größe, mit der sich rechnen ließe; sie verbleibt schlechthin in der Sphäre des empfindenden Subjects, sie ist unendlich modificirt nach der unendlichen Individualität der empfindenden Wesen, und Keiner kann sie einem Anderen nachempfinden. Hier fehlt jede gesicherte Grundlage für den Ansatz einer Rechnung, und wenn Einer behaupten wollte: der Genuß des Schönen, die Freude am Wahren und Guten allein entschädigt so überreichlich für allen Schmerz des Lebens, körperlichen und geistigen, daß dieser dagegen gar nicht in Betracht kommen kann, so gäbe es kein Mittel, ihn zu widerlegen.

Gesetzt aber, das quantitative Uebergewicht der Unlust wäre wirklich erweisbar und erwiesen: was würde daraus für den Charakter der Welt folgen? Was berechtigt, den Werth der Welt abzuschätzen nach der Summe der Lust oder Unlust der empfindenden Wesen? Jedenfalls müßte, ehe man die Welt aus diesem Grunde für schlecht erklärt, zuvor erwiesen sein, daß diese Welt keinen anderen Zweck habe, als die Lustempfindung, ein Erweis, der nimmer zu führen ist.

Und wäre die Welt wirklich schlecht in diesem Sinne, daß sie ihren Zweck, das Glück der empfindenden Wesen, nicht erfüllte, so wäre doch auch diese Erkenntniß ohne Erheblichkeit für den Nachweis, daß die Welt ihren Ursprung aus einem blinden, vernunftlosen Willen genommen hat. Wird nur sonst die vernünftige Beschaffenheit der Weltprocesse zugegeben, so kann das Vorhandensein des Leides, und wäre es selbst überwiegend, auf den Urheber oder den Ursprung eben dieser Welt keinerlei nachtheiliges Licht werfen. Wie Schönheit, bestimmte Form, Erhaltung des Geordneten und Fortbildung zu höheren Formen in dieser „besten" Welt nur so weit vorkommen kann, als die in eben dieser Welt gegebenen Bedingungen der Vielheit und Endlichkeit es zulassen, so ist auch die Lust und das Glück, selbst wenn sie zu den Zwecken der Welt gehörten, immer nur als Endliches und Unvollkommenes möglich, weil sie unter denselben Bedingungen stehen, wie die oben genannten Güter. Das objectiv Gute und das subjective Wohlbefinden sind nur theilweise erreichbar; gehört das Häßliche, Formlose und Zweckwidrige, Tod und Zerstörung mit zum Gesammtbilde der Welt, ohne daß an der Herrschaft einer zweckmäßig verfahrenden Vernunft gezweifelt werden dürfte, so wird man auch Unlust und Leiden nicht gegen die Vernünftigkeit ihres Ursprungs zeugen lassen dürfen. Es ist leicht einzusehen, daß, *wenn* es einmal eine Welt geben sollte, das Häßliche und die Unlust in ihr vorkommen mußte. Gegen die Vernünftigkeit eines Urhebers würde also z. B. die Häßlichkeit mit gleichem Rechte als Instanz vorgebracht werden können, wie der Schmerz, und es bedarf des Pessimismus nicht, um den Hartmann'schen Satz von der Abstammung alles Realen aus einem blinden, grundlosen Willen zu erweisen. Es genügte zu sagen, die Welt besteht aus endlichen, unvollkommenen Dingen; das Unvollkommene aber kann nicht aus dem Vollkommenen stammen.

Der Pessimismus ist also nicht einmal für Hartmann nöthig, um seine Grundanschauung genügend zu motiviren. Aber auch diese Grundanschauung wird man nicht leicht theilen mögen. Die Hypothese, daß es ebenso gut möglich wäre, die Welt wäre nicht, als daß sie da ist, ist nicht haltbar. Denn das Sein des Nichts schlechthin entzieht sich jedem Gedanken. Das Dasein der Welt wird auf den grundlosen, rein zufälligen Entschluß des leeren Willens geschoben; aber das heißt nichts Anderes als daß auf die Erklärung überhaupt verzichtet wird. Etwas aus dem Zufall ableiten, heißt, es gar nicht ableiten. Wenn die Sache darauf hinauslaufen sollte, so konnte mit gleichem Rechte schon früher Halt gemacht und der Zufall als Erklärungsgrund schon früher eingeschoben werden. Das Problem, die Welt des Unvollkommenen aus dem Vollkommenen zu erklären, hat sich Hartmann selber unmöglich gemacht durch die Einseitigkeit, mit der er den „Willen" der „Vorstellung" als das schlechthin von ihr Getrennte

gegenüberstellt. In der That sind beide mit einander und in einander, zwei Richtungen an der einen obersten Vernunft, und wenn aus ihrem Zusammenwirken die Welt des Endlichen hervorgehen sollte, so wird der „Wille" dabei den vernünftigen Zweck, die „Vorstellung" das System der Mittel, d. h. von anderm Gesichtspunkte aus angesehen, der Ursachen geliefert haben. Ein positiver Zweck wird aber trotz Hartmann in der Herausbildung des Unendlichen aus dem Endlichen durch Freiheit, also in dem Sittlichen zu finden sein. Es wird der Entfaltung des absoluten Wesens zu einer sich vernünftig entwickelnden Welt des Endlichen, deren Grund es ist, ein höherer Werth beizulegen sein, als wenn dieses Wesen ewig liebelos in sich verschlossen bliebe. Die Möglichkeit dieser Ansichten scheint uns durch die von Hartmann erhobenen Einwände nicht beseitigt.

Doch wir wollten den Denker charakterisiren, nicht ihn widerlegen. Wir kehren zu seinem Pessimismus zurück. Mit diesem hängt zusammen, was bei Hartmann am paradoxesten und unangenehmsten sich geltend macht: die sonderbare Ansicht von dem rein negativen Ziele der so gründlich positiven Weltentwicklung, von einer Gesammterlösung durch die universelle Verneinung des Lebens, von einer stetig wachsenden Macht des bewußten Seins, bis dahin, wo es sich von dem blinden, unvernünftigen Willen zu leben schlechthin losmachen und die Welt in ihr Nichts zurückschleudern kann.

Das Alles ist Traum, und kein holder Traum, Hirngespinnst, aber mehr barock und seltsam, als anmuthend und phantasievoll. Man sieht wol, wie der Philosoph von Einem zum Andern gekommen ist, am deutlichsten in den „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten" (Berlin, C. Duncker, 1873, S. 33—35). Aber das Resultat, bei dem er anlangt, zeugt genügend gegen die Basis, von der er ausging. Nicht blos ein gesundes Gefühl, sondern auch ein klares Denken wird sich dagegen sträuben, Principien anzunehmen, die zu solchen Consequenzen führen. Die „Philosophie des Unbewußten" wird durch die Fülle von Geist, die sich in ihr bethätigt, eine höchst interessante und fesselnde Bereicherung unserer philosophischen Literatur, durch manchen vortrefflich und mit ausgezeichneter Beredsamkeit geschriebenen Abschnitt eine Bereicherung unserer Literatur überhaupt bilden: aber Schüler und Anhänger wird sie sich kaum in größerem Umfang gewinnen. Das Werk wird allseitig anregend zu wirken fortfahren; es wird vielen in althergebrachten Sätzen Eingerosteten den Zwang auferlegen, eine Reihe von Problemen neu zu durchdenken; aber es wird sehr wenigen einen Schatz eigener philosophischer Ueberzeugungen zu vermitteln und eine einheitliche Weltanschauung zur Aneignung darzubieten im Stande sein. —

Man kann auch den Pessimismus, als einen Auswuchs des oben charakterisirten nüchternen Realismus, und wenigstens insofern als ein modernes Element bezeichnen. Aber so modern Hartmann sonst auch sein mag, man muß doch nicht glauben, daß er die Weise der Früheren ganz verlassen und verleugnet hätte. Im Gegentheil, er sucht die historische Anlehnung und betont sie. Schopenhauer, Hegel, Schelling: das sind die Drei, an welche als die großen Meister im Reiche des Denkens Hartmann anknüpft. Dabei nun, scheint es, hat er Schopenhauer entschieden zu viel Ehre erwiesen, wenn er ihn mit den

beiden anderen auf gleiche Linie stellt. Schopenhauer hat es zu einer Reihe von aphoristischen Gedanken gebracht, in welchen sich sehr deutlich seine eigene Gemüthsverfassung ausspricht; irgend etwas, was einem systematischen Ausbau ähnlich wäre, hat er nicht erreicht, und seine Stellung in der Geschichte der Philosophie kann man doch nur mit einem von Schelling viel gebrauchten Ausdruck als eine „episodische" bezeichnen. In den fünfziger Jahren hat die Schopenhauer'sche Weise des Philosophirens eine Gemeinde um sich versammelt, die mehr ausgezeichnet war durch die Ausdauer und Energie, mit der sie sich geltend zu machen suchte, als durch reiche Gedankenproduction; es war eine Zeit stagnirenden Lebens draußen in der Politik und drinnen in der Wissenschaft, und die Verbitterung des Gemüthes, die aus Schopenhauer spricht, fand damals ihre Gläubigen und ihre Priester. Vor dem schärfern Windzug einer großen Epoche, die ein thatenfreudiges Geschlecht zu einer reich und tief bewegten Thätigkeit emporrief, sind jene verdrießlichen Stimmungen mehr und mehr zerstoben, und die eigenthümlichen Gedankencombinationen Schopenhauer's sind mehr und mehr in das Dunkel zurückgetreten, aus dem sie gewissermaßen nur der Zufall herausgezogen hat.

Niemand hat an Schopenhauer eine unbarmherzigere Kritik geübt als Hartmann selber, Niemand die auf der Hand liegende Zusammenhangslosigkeit dieses Denkers, die innere Inconsistenz dieser Principien kräftiger nachgewiesen als er. Nichts desto weniger hält Hartmann daran fest, daß Schopenhauer in der Geschichte der Philosophie eine Hegel coordinirte Stellung einnehme und zwar als dessen polarischer Gegensatz. Wir können Schopenhauer solche Ehre nicht erweisen. Als polarischen Gegensatz zu Hegel fassen wir ihn auf, aber nicht als dessen durch die wissenschaftliche Spannung der Principien geforderte Ergänzung. Wie viel oder wie wenig Hegel zu leisten gelungen sein mag, — das wird dem Manne Jeder zugestehen, daß es rein und ausschließlich das Pathos der wissenschaftlichen Erkenntniß gewesen ist, was ihn getrieben hat. Gerade dieses rein theoretische Interesse müssen wir Schopenhauer absprechen. Der Trieb zu allseitiger Durchbildung theoretischer Erkenntniß war in ihm nicht mächtig genug; darum ist er bei widerspruchsvollen Sätzen stehen geblieben, die doch mehr als blendende, effectvolle Einfälle, weit weniger als solide Erkenntnisse, wirken und sich bei einiger Kritik als völlig unzulänglich erweisen, um eine in sich geschlossene Weltanschauung zu tragen und zu begründen.

In der That hat Hartmann von Schopenhauer sehr Weniges in seine Gedankenwelt hinübergenommen. Die Anhänger Schopenhauer's wollten in Hartmann zuerst blos einen talentvollen Interpreten ihres Meisters erkennen; später wiesen sie ihn als einen anmaßenden Verderber und Verfälscher der echten Lehre zurück, und beides mit ungefähr gleichem Unrecht. Daß Hartmann von Schopenhauer beeinflußt worden ist, das ist freilich leicht zu merken; aber die Aehnlichkeit besteht doch mehr in der äußerlichen Manier, als in den wesentlichen Principien. Jene Durchsichtigkeit des Ausdrucks, das entschiedene, ja crasse Colorit der Rede, die auch das Barocke und Absonderliche nicht scheut, die ungenirte Dreistigkeit und derbe Natürlichkeit der Wendung: das Alles ist bei Schopenhauer vorgebildet. Selbst die Anlehnung an das reiche Material naturwissen-

schaftlicher Thatsachen ist bei Hartmann nur viel weiter entwickelt. Dagegen würde es zu weit gegangen sein, wenn man auch nur den Hartmann'schen Pessimismus ausschließlich aus Schopenhauer'schen Anregungen ableiten wollte. Allerdings, das eudämonistische Princip in der Beurtheilung der Welt; die Abmessung von Lust und Unlust, um danach den Werth des Daseins zu bestimmen; die Respectlosigkeit gegenüber der Religion, die bei einem Denker, der ein so großes Gewicht auf das Historische legt, doppelt auffällig ist; die breit ausgeführte Darlegung des metaphysischen Hintergrundes der Geschlechtsliebe: das findet bei Schopenhauer seine Anknüpfungspunkte. Doch das Alles betrifft nicht eigentlich das Wesentliche der Anschauung; dieses stammt anderswoher. Der tiefere Grund, insbesondere jener ganzen trostlosen Lehre, daß das Nichtsein der Welt besser wäre als ihr Sein, und die bis zur übertriebensten Schärfe gesteigerte Gegensätzlichkeit von Wille und Vorstellung ist doch bei weitem mehr aus einer anderen, und man kann ja wol auch sagen, aus einer besseren Quelle abzuleiten, aus der späteren Schelling'schen Lehre, der sogenannten „positiven Philosophie".

Hartmann selber hat dessen gar kein Hehl. Er hat sich und dem Publicum hinlänglich klar gemacht, wo die tieferen historischen Quellen seiner Anschauungsweise zu finden sind. In der höchst interessanten kleinen Schrift: Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer (Berlin, E. Staude, 1869), hat er mit wünschenswerthester Deutlichkeit sich über sein Verhältniß zu Schelling ausgesprochen, wie denn überhaupt Hartmann's kleinere Schriften, ohne zugleich das, was in dem großen Hauptwerke störend sich beimischt, mit herüberzunehmen, alle Vorzüge des Denkers in hervorragendem Maße an sich tragen und als eine Art von Commentar zu diesem Hauptwerke über das, was Hartmann eigentlich will und anstrebt, das hellste Licht verbreiten. Dort nun setzt Hartmann geschickt und klar auseinander, in welchen Ansichten Schelling und Schopenhauer sich berühren, in welchen sie auseinandergehen, und es findet sich, daß Hartmann an Schopenhauer'schem nur da festhält, wo es auch Schelling zugehört, in jedem Falle der Discrepanz aber zwischen den beiden Vorgängern — nur die Nutzanwendungen in Bezug auf religiöse Fragen ausgenommen — sich Schelling anschließt. Kein Zweifel daher, daß nicht Schopenhauer, sondern Schelling derjenige Denker ist, als dessen Fortsetzer man Hartmann betrachten muß.

Dabei ergibt sich nun ein höchst interessanter Contrast, der die Vieldeutigkeit philosophischer Principien, wenn sie auf die praktischen Lebensbeziehungen angewandt werden, in ein auffälliges Licht setzt. Man erinnert sich, — und bei der Säcularfeier Schelling's, die jüngst (den 27. Januar 1875) an mehreren Orten Deutschlands begangen worden, hat man mehrfach daran erinnert, — daß dereinst Schelling gerade vermöge seiner „positiven Philosophie" als der Erneuerer einer in politischer und namentlich in religiöser Hinsicht conservativen Weltanschauung galt, daß Friedrich Wilhelm IV. ihn eben deshalb nach Berlin zog, um den berühmten Philosophen als Vorkämpfer im Streite gegen die „leere Begriffsdialektik" der Hegel'schen Schule zu verwenden, die eben in den heftigsten Angriffen einiger ihrer Anhänger auf alles Geltende in Staat und Kirche zu allgemeinem Schrecken gezeigt zu haben schien, was ihre eigentliche und wahre

Consequenz sei und worauf wirklich und schließlich die durch Hegel und einige seiner Schüler behauptete Versöhnung des Denkens mit der Wirklichkeit hinauslaufe. Daß Schelling, der mit der entschiedensten Absicht, dem negirenden Zeitgeiste in dem Mittelpunkte seiner Herrschaft ein Paroli zu bieten, und mit den größten Verheißungen nach Berlin kam, kaum etwas Wesentliches erreichte, ändert an der Thatsache nichts, daß seine „positive Philosophie" darauf angelegt war, nicht nur die Wissenschaft von den falschen Wegen, die sie eingeschlagen hatte, auf richtige Bahnen zurückzulenken, sondern auch dem gegebenen Staate und dem religiösen Glauben eine neue Stütze zu bieten. Eben diese Principien nun, die damals als die Rückkehr zu einer wahrhaft christlichen und conservativen Philosophie, als eine Macht des Heiles für die zerrüttete Welt gepriesen wurden, eben diese bilden das Fundament der Hartmann'schen Denkweise, aber freilich mit ganz entgegengesetzter Tendenz und ganz anders geartetem Effect. Christlich wenigstens ist die Hartmann'sche Philosophie sicherlich nicht und will es nicht sein; vielmehr, wenn sie sich gegen irgend etwas mit entschiedener Feindseligkeit richtet, so ist es das Christenthum.

Was ist nun das Richtige? Sind die Principien der „positiven Philosophie" christlich, wie sie bei Schelling, oder unchristlich, wie sie bei Hartmann erscheinen? Wir meinen, sie sind keines von beiden. Schelling hat gewiß Niemanden zu täuschen versucht, aber er hat sich selbst getäuscht, wenn er durch philosophische Speculation dem Christenthume neue Stützen zu geben verhieß, und wenn Hartmann ein Gegner des Christenthums ist, so kommt das nicht von seiner Philosophie. Es ist ein alter Irrthum, man könne Religion auf philosophischen Speculationen aufbauen. Das ist nicht der Fall. Die Welt der religiösen Ueberzeugungen und die Welt der philosophischen Theorien liegen völlig auseinander und berühren sich nicht. Religion ist nicht eine Summe von Lehrsätzen, sondern ein Princip des Lebens und Seins. Man kann in der Wissenschaft einer mechanistischen Auffassung huldigen und doch an Wunder glauben; man kann in seinem Denken auf ein Unbewußtes, sei es als Materie oder als Geist gefaßt, als auf den Grund der Erscheinungen recurriren, und doch in der Innerlichkeit des eignen Lebens sich in einem höchst persönlichen Verhältniß zu dem Gotte des religiösen Glaubens finden. Der dogmatische Hintergrund des religiösen Lebens wird durch Wissenschaft weder widerlegt noch bekräftigt; denn die Wurzeln der Religion liegen auf anderem Gebiete, in der sittlichen Welt.

Schelling, der eigentliche Romantiker unter den Philosophen, ist zu den speculativen Theorien seiner späteren Epoche durch rein innerliche Fortbewegung seines Gedankens, gewiß nicht durch irgend eine Tendenz gekommen, und da er Hegel überlebte, so ist es ganz natürlich und wohl begreiflich, daß er zwar theils, was er in seiner Jugend mit Hegel gelehrt hatte, festzuhalten suchte, theils aber auch in seiner späteren Entwicklung den Gegensatz zu dem was Hegel, „dem Spätergekommenen", eigenthümlich war, möglichst entschieden herausbildete. Der Romantiker hat sich aber von phantastischer Mystik auch dabei nicht frei zu erhalten gewußt, und wie sich ihm das romantische Philosophem von dem Werden Gottes im menschlichen Bewußtsein aus seiner abstracten Lehre von

den Potenzen im Absoluten ergeben hatte, so mußte er sich wol versucht fühlen, der Stimmung der Zeit entsprechend, es zur Ausdeutung christlicher Glaubensbegriffe zu verwenden. Von den gleichen Grundlagen ausgehend wie der Romantiker, wendet der nüchterne Sohn einer späteren Epoche dieselben Principien gegen das Christenthum, und folgt darin eben so sehr dem Zuge einer in ihrer Grundstimmung wesentlich veränderten Zeit.

Das ist ja gewiß: in der politischen Denkungsweise der Zeitgenossen ist eine wesentliche Beruhigung eingetreten. Wir betrachten nicht mehr den Herrschenden als solchen als einen Tyrannen, und sehen nicht mehr in der souveränen Kritik gegen alles Bestehende das höchste Verdienst. Für die Gebildeten handelt es sich in allem Politischen nur noch um ein Mehr oder Minder der individuellen Gebundenheit; die Auflehnung gegen das Princip der vorhandenen Ordnungen ist nur noch bei den Ungebildeten vorhanden und beruht auf sehr wenig idealen Tendenzen. Dagegen ist die Opposition gegen Religion und Kirche ganz allgemein verbreitet, und gerade im Interesse einer höheren idealen Wahrhaftigkeit lehnt sich das Bewußtsein der Gebildeten auf gegen religiöse Lehre und religiösen Brauch. Auch in dieser Beziehung ist Hartmann's Philosophie der Ausdruck der in der Gegenwart vorwaltenden Strömungen des Bewußtseins, und ein Theil des Beifalls, der ihr zu Theil wird, rührt grade daher. Jedenfalls ist seine Opposition gegen das Christenthum einflußreicher als sein Pessimismus.

Eine Zeit, die so frisch und schaffensfroh die vorliegenden praktischen Aufgaben angreift, ist einer vorwiegend pessimistischen Stimmung nicht verdächtig und bietet ihr keinen leichten Zugang. Denn immer ist es das bewußte oder unbewußte Vertrauen auf die Erreichbarkeit eines höheren Maßes von Befriedigung und Wohlsein, was die Hand des Thätigen leitet, und das Grübeln über das Elend des Daseins ist nur mit thatloser Ruhe vereinbar. Aber wohl entspricht es der Stimmung der Zeit, bei allem praktischen Idealismus und bei der echtesten Begeisterung für hohe Ziele mit realistischer Nüchternheit die Schattenseiten des Lebens zu erwägen, die Abgründe des Daseins auszumessen und über die Schwierigkeiten, die überall lauern, vollkommen klar zu werden. Nur der Widerspruch, den der Pessimismus gegen eine gedankenlose Schönmalerei und gefühlsselige Illusion erhebt, gehört zum Bilde der Zeit, und nur dadurch besitzt er eine Art von anziehender Kraft.

Alles in Allem genommen, können wir in das Urtheil Derjenigen nicht einstimmen, welche die Hartmann'sche Philosophie als eine durchaus unerfreuliche Erscheinung der Zeit bezeichnen möchten. Man muß eine Philosophie nicht nach ihrer möglichen Nutzanwendung auf das Leben beurtheilen; das ist immer tendenziös. Das wissenschaftliche Interesse heftet sich nicht so sehr an den Satz, wie an die Art, in der er gewonnen worden, an den Gang der Untersuchung, an den Beweis. Gewiß sind wir gern bereit, Vieles an Hartmann's Philosophiren völlig preiszugeben, insbesondere das, was ohne eigentlichen tieferen wissenschaftlichen Gehalt mehr dem Gebiete einer allgemeineren Weltweisheit angehört. Gewiß liegt zum Theile gerade hierin Dasjenige, wodurch Hartmann am entschiedensten auf eine größere Masse von Lesern wirkt; aber diese

Leser sind doch nicht die, denen es um wissenschaftliche Erkenntniß zu thun ist, und die Hauptsache ist, daß auch ernstere Leser ihre volle Rechnung finden. An scharfem Gewürz für Solche, die das Piquante und Effectvolle lieben, fehlt es in dem Hartmann'schen Hauptwerke allerdings nicht, und er übertrifft darin vielleicht noch seinen Meister Schopenhauer. Doch das ist bei Hartmann keineswegs ebenso sehr das Wesentliche, wie es das zuerst in die Augen Fallende ist.

Bei Hartmann's Leistung ist sicher der Werth nicht zu legen auf die Consequenzen, die die pessimistische Weltanschauung in ihrem Gefolge hat, insbesondere auf die Ausführung der drei Stadien der Illusion und was damit zusammenhängt. Glücklicherweise ist sehr viel Anderes hervorzuheben, was als dauernder Gewinn betrachtet werden kann. Zunächst: Hartmann's Streben ist ein wahrhaft *speculatives*. Er scheut sich weder vor den Höhen des Gedankens, noch vor den Tiefen des Daseins; er fühlt sich da am wohlsten, wo den Meisten der Athem ausgeht, im unwägbaren Aether des reinen Begriffes; er dringt auf eine streng einheitliche Weltanschauung, und findet eigentliches Wissen erst in dem hergestellten Zusammenhange des Einzelnen mit dem obersten Princip. Darin schließt sich Hartmann den großen deutschen Denkern an, und in der That ist seine Geistesrichtung eine wesentlich *deutsche* in allen den Zügen, welche deutsche Philosophie von derjenigen des Auslandes unterscheiden. In einer Zeit, wo so Viele, der deutschen Metaphysiker überdrüssig, sich an die Manieren der Franzosen und Engländer anschließen, und etwa Männer wie Auguste Comte oder Stuart Mill auf den Thron erheben, ist es doch werthvoll, daß die deutsche Metaphysik in einem Denker wie Hartmann einen ebenso originellen, wie energischen und beredten Vertreter findet.

Hartmann's Anschauung ist ferner eine wesentlich *idealistische* und bildet einen höchst kräftigen Gegensatz zu jedem Realismus, der in dem, was den Sinnen zugänglich ist, oder in einer nach Analogie der sinnlich wahrgenommenen Dinge vorgestellten Materie und in ihren mechanischen Bewegungen das wahre Wesen der Welt finden möchte. Ein wahrhaft kindlicher Irrthum ist es, bei Hartmann Materialismus oder auch nur materialistische Elemente suchen zu wollen. Die *Bedingtheit* alles geistigen Lebens durch mechanische Vorgänge, wie er sie lehrt, wird kein Mensch mit gesunden Sinnen und klarer Reflexion bestreiten. Nicht darin liegt der Materialismus, daß diese Bedingtheit hervorgehoben, sondern darin, daß der Mechanismus bewegter Materie als das Letzte und Höchste angesehen, und der Geist nur als das mehr oder minder zufällige Product solches blinden Materialismus aufgefaßt wird. Hartmann kennt die „Materie" der gemeinen Vorstellung, wie sie sich von dieser aus in die materialistischen Doctrinen eingeschlichen hat, überhaupt nicht. In seinem dynamischen Atomismus ist die „Materie" in der That nichts als Wille und Vorstellung; das *eine* Grundwesen, das er mit wenig glücklichem, nur durch den Gang der Untersuchung zufällig nahe gelegtem Namen das „Unbewußte" nennt, ist wesentlich *Geist*, und Materie nur seine niedere Erscheinungsform. Sehen wir von dem ab, was nach Hartmann der Grund dafür ist, *daß* es eine Welt gibt, und fragen wir, was nach ihm den Inhalt, das *Was* der Welt, bildet: so findet sich, daß Hartmann diesen Weltinhalt in Allem und Jedem als voller

Vernunft, voller Weisheit, voller Zweckthätigkeit und Zweckmäßigkeit nachzuweisen sich bemüht. Dabei ist nicht blos die Tendenz werthvoll, sondern die Art der Durchführung ist nicht minder zu loben. Von einem rein wissenschaftlichen Standpunkt aus mag man die Methode der Beweisführung als nicht vollkommen stringent ansehen; für den Zweck der Belehrung des gewöhnlichen Bewußtseins ist die Sorgfalt, mit der Hartmann die Ergebnisse der Physiologie, der Naturwissenschaften überhaupt in den Dienst seiner Demonstration gezogen hat, höchst verdienstlich.

So viel ist doch als das zwingende Ergebniß seiner Untersuchungen anzuerkennen, daß keine Erscheinung der Wirklichkeit überhaupt denkbar wird, wenn man von allen idealen Factoren absehen wollte, daß vermittelst des reinen Mechanismus das durch Empirie in exactester Form gewonnene Weltbild schlechthin unbegreiflich bleibt. Hartmann ist bei weitem nicht der Einzige, der in unserer Zeit, ohne irgendwie die Berechtigung der auf der Grundvoraussetzung eines durchgängigen Mechanismus beruhenden Forschungsmethode und ihrer Resultate zu bezweifeln, den Standpunkt einer teleologischen Weltanschauung vertritt; aber er hat den Nachweis mit größter Sorgfalt und Consequenz durch alle Gebiete des Daseins hindurchgeführt, und sein Widerspruch gegen den öden und begriffslosen, mit bloßen ungefähren Vorstellungen operirenden Materialismus des heutigen gesunden Menschenverstandes ist der allerkräftigste und wirkungsvollste geworden. Das aber ist für jede wissenschaftliche Untersuchung immer die erste Aufgabe, den leidigen gesunden Menschenverstand aus dem Concept zu bringen; denn dieser Menschenverstand ist weiter nichts, als die Unfreiheit der jedesmal die mittlere Bildungsschicht einer Periode beherrschenden Vorstellung gegenüber. Heutzutage erhebt der gesunde Menschenverstand seine Schmerzensschreie, wenn Jemand wie Hartmann Z w e c k e in der Natur behauptet; vor hundert Jahren erhob er denselben Schmerzensschrei, wenn Jemand demonstriren wollte, die Welt und ihre Ordnungen könnten o h n e eine höchst zweckmäßig ordnende Weisheit bestehen. Wenn es doch einmal gilt, die gemeine Vorstellung aus ihrem „dogmatischen Schlummer" zu erwecken, die Tiefen der Probleme gründlich aufzudecken und zu kritischer Selbstcontrole des Denkens zu zwingen: so konnte es kaum in förderlicherer Weise geschehen, als es Hartmann gethan hat. Gerade die theilweise bis zum Extrem gehende bizarre Paradoxie seiner schließlichen Resultate mag Diejenigen, die Alles als selbstverständlich ansehen, auf die tiefe Abgründlichkeit des Daseins aufmerksam machen und zeigen, daß mit jenem Denken so wie man geht und steht trotz alles Reichthums naturwissenschaftlicher Ergebnisse gar nichts erreicht werden kann. In allen diesen Beziehungen muß Demjenigen, der eine kräftige Neubelebung des metaphysischen Interesses für wünschenswerth hält, die weite Verbreitung und die Theilnahme, die sich Hartmann's Hauptwerk in weiten Schichten der Nation und über die Grenzen Deutschlands hinaus zu gewinnen vermocht hat, eher als eine erfreuliche Thatsache erscheinen.

Hartmann besitzt eine ungewöhnliche Leichtigkeit des Denkens und Darstellens, die sich dort am glänzendsten bewährt, wo er sich in den höchsten, anschauungslosesten Regionen der Abstraction bewegt. So dient er zum Beweise,

daß die Kraft speculativer Gedankenerzeugung unter uns keineswegs erloschen ist. Die wesentlichsten Resultate der deutschen Metaphysik aus ihrem Blüthezeitalter hat er conservirt und in einen einheitlichen, originell entworfenen und durchgeführten Gedankenbau als Material aufgenommen. Der Versuch, die Grundanschauungen der positiven Philosophie Schelling's systematisch durchzuführen, mußte wol einmal gemacht werden, da Schelling selbst es nicht gethan hat. Damit ist Hartmann seine Stellung in der Geschichte der Wissenschaft angewiesen. Es wäre eine Thorheit, annehmen zu wollen, Schelling habe sich seine Einsprache gegen die Hegel'sche Philosophie blos aus den Fingern gesogen. Er hat vielmehr auf ganz ernstliche Schwierigkeiten in jenem Bau eines Meisters hingewiesen, die gründlicher durchdacht sein wollen, und sein Versuch, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, ist in dem oder jenem Punkte wol berechtigt. Hartmann hat solchen Versuch gründlicher durchgeführt. Gewiß wird Hegel's Philosophie mit Unrecht als „Panlogismus" bezeichnet; aber der Schein panlogistischer Ueberschwenglichkeit ist vorhanden und muß energischer getilgt werden. Was beim entschiedenen Gegensatze zum Panlogismus herauskommt, das zeigt Hartmann, und zeigt es wegen der Anerkennung eines idealen Weltinhalts gründlicher als Schopenhauer. Es ist für Jeden, auch für den, der auf entgegengesetztem Standpunkte steht, interessant zu sehen, wie sich das Bild der Welt ausnimmt, wenn es unter der Voraussetzung entworfen wird, daß zwar der Inhalt des Daseins die Verwirklichung der Idee, der Grund des Daseins aber ein vollkommen begriffloser, dummer und von innerer Unseligkeit gequälter Wille, die Form des Daseins, die Realität als solche, abgesehen von ihrer inhaltlichen Bestimmtheit, das rein und durchaus Ideenlose, ein brutales Factum ist, welches besser nicht wäre. Dabei kommt denn im Gegensatze zu Schopenhauer auch der Standpunkt Hegel's zu seinem Rechte, der historische „Evolutionismus", wie es Hartmann nennt, wonach das Werden und der Proceß als die successive Verwirklichung der Idee nach den in ihr enthaltenen Momenten aufgefaßt wird.

Für die Ethik endlich ist zugleich damit die metaphysische Grundlage gewonnen. Sie muß sich auf diesem Standpunkte, der die Jagd nach dem Glück für Danaidenarbeit erklärt, aller eudämonistischen Gesichtspunkte entschlagen; es wird die Pflicht des Individuums, mit Selbstverleugnung und unter Absehen von dem eignen, doch nicht erreichbaren Glück sich an das Ganze hinzugeben, sich mitten in den Proceß hineinzustellen und durch rastloses Schaffen an der geistigen Culturarbeit seine Stellung als Glied des Ganzen auszufüllen. Mag immerhin das Ziel dieses Processes als ein rein negatives, als Verneinung der Welt und ihre Auflösung in das Nichts, aus dem sie stammt, aufgefaßt werden: das betrifft zunächst etwas rein Formelles, was nicht weiter auf die Ethik einzuwirken vermag. Der Proceß steht im Dienste und unter der Macht der Idee; Hingebung an den Proceß bedeutet damit praktischen Idealismus, und darauf läuft in der That das ethische Princip Hartmann's hinaus. Die peinliche Berechnung von Lust und Unlust trübt wol seine Metaphysik, aber nicht seine Ethik, und so stark wie irgend Jemand betont Hartmann die Autonomie des Willens als oberste Grundlage der Sittlichkeit, die auch trotz seinem aus-

gesprochenen Determinismus und der Auffassung aller Individualisation als bloßen vergänglichen Phänomens, als Erscheinung des All-Einen, ihren relativen Werth behält.

Jedenfalls muß es Hartmann's erste und nächste Aufgabe sein, die knappen Andeutungen über seine ethischen Principien, die in der „Philosophie des Unbewußten" vorliegen, in ausführlicher Darstellung zu erweitern. Dann erst wird man ermessen können, wie weit seine metaphysischen Anschauungen reichen, und welchen Werth sie für eine consequente Lebensanschauung zu erlangen vermögen.

II.

Die neuesten Hartmann'schen Schriften, die wir an der Spitze unserer Charakteristik genannt haben, betreffen alle drei solche Gegenstände, die man „brennende Fragen" nennen kann, und stellen sich mitten in die Gedankenbewegung des gegenwärtigen Augenblicks. Keine von ihnen ist ohne ihr besonderes Interesse, und alle sind sie wol geeignet, bedeutsam in die lebhaften Discussionen der Gegenwart einzugreifen.

Man kann doch wol sagen, daß die neueren Entwicklungen des philosophischen Gedankens ihre bestimmte Färbung erhalten durch den Gegensatz zu demjenigen System, welches lange mit so vorwiegender Macht die deutsche Bildung beherrscht hat, zur Hegel'schen Philosophie. Seit den vierziger Jahren hat diese Philosophie ihre Herrschaft mehr und mehr eingebüßt, und die seitdem aufgekommenen Tendenzen heben naturgemäß gerade das am kräftigsten hervor, was den Gegensatz zu Hegel bezeichnet. Der Identität von Denken und Sein gegenüber erhebt sich nun auf's Neue der subjective Idealismus, der das Sein vom Denken durch eine unausfüllbare Kluft trennt; Kant's Kriticismus tritt wieder in den Vordergrund, und die Vorliebe für Schopenhauer beruht großentheils auf dem, was er mit dem Kriticismus gemein hat. Das stärkste Widerstreben aber erzeugt die Methode, die alle Erscheinung in das Netz des Begriffes einfangen will und durch aprioriische Construction sich der Wahrheit auf allen Gebieten des Daseins bemächtigen zu können glaubt. Die Empirie tritt wieder in ihr Recht und behandelt jene begriffliche Construction als phantastische Thorheit. Statt der Macht der Idee, die alle Erscheinung zweckthätig nach der in ihr gegebenen Form gestaltet, ist es fortan der begriffslose, blinde Mechanismus, der sich als die bestimmende Macht in allem Daseienden erweist. Endlich, wenn Hegel es unternahm, die Vernünftigkeit des Wirklichen zu erweisen, wenn er speciell in seinen Formeln die endgültige Versöhnung der Wissenschaft mit dem religiösen Glauben gefunden zu haben glaubte und die christlichen Dogmen als vorstellungsmäßigen Ausdruck der absoluten Wahrheit rechtfertigte: so warf sich jetzt mit erneuter Kraft die Kritik auf das Geltende und Bestehende, vor Allem auf die Religion; sie hielt an ihr ausschließlich das Endliche und Unvollkommene ihrer historischen Erscheinungsform fest und betonte den Gegensatz gegen die gedankenmäßig erfaßte Wahrheit.

In diesen Entwicklungen stecken wir noch jetzt. Der subjective Idealismus hat als erneuter Kantianismus die Gunst nicht nur der Philosophen

von Fach, sondern auch der Naturforscher sich erworben, soweit sie irgend als Physiker und Physiologen sich veranlaßt sehen, über die zunächst vorliegende Thatsache auf den tieferen Grund der Erscheinungen vorzudringen. Die mechanistische Weltanschauung hat in der Lehre Darwin's und Haeckel's, die aus mechanischen Processen auch die Formen des Organischen ableiten zu können glauben, einen Höhepunkt erreicht. Der Streit gegen die religiöse Wahrheit hat in D. F. Strauß' letzter Schrift einen schließlichen und die Gebildeten der Nation in lebhaftem Für und Wider beschäftigenden Ausdruck gewonnen. Diese drei Tendenzen der Zeit sind es, die Hartmann's Feder zuletzt in Bewegung gesetzt haben. Allen dreien gegenüber fixirt er seinen eigenthümlichen Standpunkt, welcher durchaus modern und doch zugleich der älteren Metaphysik in eben der Form, in der sie von der Gegenwart meist mit größerer oder geringerer Entschiedenheit abgelehnt wird, näher verwandt ist.

Gegen den erneuerten Kantianismus wendet sich die „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus". In der ersten Auflage trug die Schrift den Titel: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit". Durch den veränderten Titel wird der eigentliche Inhalt und die Abzweckung der Schrift deutlicher bezeichnet; eine wesentliche Aenderung des Gedankenganges und des Standpunktes ist nicht eingetreten. Manches ist Mißverständnissen gegenüber deutlicher erörtert, einige Ausführungen sind behufs der Ablehnung erhobener Einwürfe hinzugekommen: im Ganzen ist es der Inhalt der ersten Auflage, der uns zum zweiten Mal, nur theilweise in durchgearbeiteterer Form, entgegentritt.

Die hier behandelte Frage ist die Grundfrage der gesammten neueren Philosophie; ihr gegenüber Stellung zu nehmen, ist die unerläßliche Aufgabe jedes Versuchs einer Welterklärung. Hartmann hatte früher die Frage nur gewissermaßen implicite behandelt. Indem er sich jetzt ausdrücklich auf sie einläßt, gewinnt er auch auf diesem Wege eine neue Bestätigung für seine Weltansicht; aber die Untersuchung selber ist auch für Diejenigen wichtig und interessant, die dieser Weltanschauung nicht huldigen.

Dem unbefangenen Sinn und im Grunde auch der gesammten Philosophie der älteren Zeiten gilt Himmel und Erde, die ganze räumlich-zeitliche Welt, die wir durch unsere Empfindung, durch die sinnliche Wahrnehmung und die Erfahrung kennen, als etwas selbstverständlich draußen, d. h. außerhalb unseres Vorstellens und unabhängig von demselben Vorhandenes. Diese Anschauungsweise — der naive Realismus — ist seit Descartes, dem eigentlichen Urheber der neueren Epoche der Philosophie, stetig mehr und mehr erschüttert worden. Tiefere Reflexion bewies, daß wir von Dingen außer uns, die jenseits unseres Vorstellens liegen, schlechterdings nichts wissen können; was wir wissen, muß immer in unserem Bewußtsein vorhanden sein, und aus unserem Bewußtsein kommen wir auf keine Weise heraus. Der Baum, das Haus, welche der naive Realismus draußen vorhanden glaubt, weil ich sie sehe, sind offenbar wie das Sehen selber Bestimmungen meines Bewußtseins; ein Recht, diese innere Welt der Bestimmungen meines Bewußtseins auf eine äußere Welt von Dingen zu deuten, die von meiner Vorstellung unabhängig wären, ist unmittelbar nicht zu erkennen. Im Gegentheil, bei näherer

Betrachtung unserer Wahrnehmungs- und Denkacte findet man, daß dieselben sich in ganz bestimmten, allem Denken als solchem eigenthümlichen Formen vollziehen, die aller Erfahrung vorangehen; daß durch diese Formen erst die Möglichkeit, überhaupt etwas wahrzunehmen, zu erfahren, zu erkennen, bedingt wird, daß sie also offenbar nicht von den Dingen außer uns stammen und so ohne Weiteres auch nicht den Dingen draußen zugeschrieben werden können. Dahin gehören die Formen aller Anschauung, Raum und Zeit, wie die Formen der Verstandesfunction, vor Allem die wichtigste und herrschende unter denselben, die Causalität. Wir freilich, die Denkenden, sind durch die Einrichtung unseres Geistes gezwungen, alle unsere Wahrnehmungen in das Schema des Raumes und der Zeit einzuordnen, sie als Ursachen und Wirkungen, als Allgemeines und Einzelnes unter einander zu verknüpfen: aber sehr bestreitbar ist es, ob auch die Dinge draußen, die Dinge an sich, die unabhängig von unserem Denken existiren, diese Formen oder etwas Analoges an sich tragen; und so viel ist ganz sicher, daß wir unmittelbar immer nur von uns und von Zuständen in unserem Bewußtsein, schlechterdings nichts von Dingen und einer Welt außer uns wissen. Diejenige Anschauungsweise nun, die auf solchen Betrachtungen fußend behauptet: das Denken kann nirgends an die Dinge heranreichen; die Formen, in denen sich das Denken vollzieht, sind nicht auch die Formen, in denen die Dinge existiren; die Welt, in der wir leben und von der wir wissen, ist nichts Anderes als die Welt unseres denkenden Bewußtseins: diese Anschauungsweise heißt, weil sie unsere Welt durch die Formen unseres Denkens bestimmt sein läßt, Idealismus, und weil danach das denkende Subject gewissermaßen zum Schöpfer und Träger seiner Welt gemacht wird, die von der Welt der realen Dinge völlig verschieden sein mag, so heißt sie subjectiver Idealismus.

Dem subjectiven Idealismus gegenüber und zwar derjenigen Form desselben, in der er heute unter uns verbreitet ist, und die von Kant, theilweise auch von Schopenhauer stammt, sucht Hartmann seinen eigenen Standpunkt zu rechtfertigen. Er nennt ihn Realismus, weil er eine Welt der Dinge, unabhängig von unserem Vorstellen und doch in ähnlichen Formen wie unser Denken selbst sich bewegend, als wirklich existirend zu erweisen sucht. Auf diese ganz außerhalb unseres Bewußtseins liegende, d. h. transcendente Welt gibt es aber nach Hartmann in unserem Denken deutliche Beziehungen, die wir nur zu verfolgen brauchen, um mit relativer Sicherheit das Vorhandensein des Transcendenten und seine Beschaffenheit zu erschließen; wegen dieser inneren Beziehungen unseres Denkens auf die Welt der Dinge an sich nennt Hartmann seinen Standpunkt einen transcendentalen Realismus. Derselbe ist am nächsten verwandt dem sogenannten absoluten Idealismus der Schelling-Hegel'schen Schule, welche ebenfalls einen unausgleichbaren Unterschied von Denken und Ding nicht gelten ließ und von der Wesenseinheit des Denkens und der Dinge ausging, oder zu der vollendeten Identität des Subjects und des Objects, d. h. der Formen des Denkens und derjenigen des Seins, hinstrebte. Allerdings, die tiefen und wesentlichen Unterschiede zwischen der Hartmann'schen und der

Hegel'schen, sowie der älteren Schelling'schen Lehre können nicht wol übersehen werden.

An der Untersuchung Hartmann's ist von vorn herein die Sorgfalt zu rühmen, mit welcher er die Bedeutung der Termini feststellt, deren er sich bedient. Er hat sie geschickt gewählt im Anschluß an die in diesen Untersuchungen herkömmlichen Ausdrücke; sehr zu wünschen wäre es, daß sie in ihrer hier fixirten Bedeutung allgemeine Gültigkeit erlangten. Denn bisher hat die Vieldeutigkeit der Worte und das Schwanken des Sprachgebrauchs die ohnehin so großen Schwierigkeiten auf diesem Gebiete der Untersuchung noch vermehrt. Hartmann erreicht auch hier eine Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, die für die Behandlung solcher Fragen geradezu musterhaft genannt werden kann.

Aber auch der Gang der Demonstration selber darf gerühmt werden. Es entspricht der Natur der Sache, daß Hartmann's Untersuchung an die Kantische „Kritik der Reinen Vernunft" anknüpft — denn in der von Kant begründeten Form ist der subjective Idealismus noch heute eine Macht — und daß er seinen Standpunkt durch eine Widerlegung Kant's und auch Schopenhauer's zu gewinnen sucht. Zugleich ist anzuerkennen, daß das Verständniß der Kantischen Gedanken durch Hartmann gefördert worden ist. Insbesondere führt derselbe treffend aus, wie Kant stetig sich bemühte, zu einem Realismus zu gelangen, ohne daß sein einmal gewonnener Ausgangspunkt ein Gelingen dieses Strebens möglich macht. Im Uebrigen hätten wir es für zweckmäßiger gehalten, wenn die Widerlegung Kant's als eine Arbeit für sich herausgegeben wäre und die eigentliche philosophische Untersuchung nicht so am Faden historisch-polemischer Ausführungen sich hinzöge. Auch möchten nicht alle Einwendungen gegen Kant stichhaltig, nicht immer die Auffassung seiner Gedanken völlig gerechtfertigt sein. Doch das auszuführen bleibt uns hier versagt.

Hartmann's Schrift zerfällt in zwei hauptsächliche Theile. In dem ersten wird der Beweis geführt, daß der Standpunkt des subjectiven Idealismus nicht haltbar ist; der zweite sucht auf dem dadurch frei gewordenen Boden den transcendentalen Realismus zu begründen als denjenigen Standpunkt, der die Thatsache des Erkennens begreiflich macht. Der erste Theil bedient sich des indirecten Beweisverfahrens. Hartmann stellt sich mitten in denjenigen Gedankenzusammenhang hinein, nach welchem den Formen der Anschauung und den Kategorieen des Verstandes nur subjective Gültigkeit zugeschrieben und die Uebertragbarkeit auf die Dinge abgesprochen wird. Er zeigt, wie unter dieser Voraussetzung ein Unterschied zwischen Wahrnehmungen von objectiver Gültigkeit und bloßen Phantasiegebilden, die doch in ganz gleicher Weise im Bewußtsein vorkommen, sich nicht angeben läßt; er zeigt ferner, daß die Annahme von etwas, was jenseits des Denkens läge, hier jeden Sinn verliert und selbst die Annahme eines vorstellenden Subjects als Trägers seiner Vorstellungen unmöglich wird, ja daß endlich gar die Realität der Vorstellungsfunction selber von jener Voraussetzung aus sich als Täuschung erweist. Demnach führt jene Theorie rettungslos zum absoluten Illusionismus. Nicht nur unsere gesammte Vorstellungswelt wird zum Traum: zu diesem Traume findet sich nicht einmal ein Träumer, der ihn träumen könnte, und der Schein endlich,

daß dieser Traum sich fortspinne, ist selbst nicht einmal ein wirklich vorhandener Schein, sondern scheint nur zu scheinen. Damit aber ist die Thatsache der gesetzlichen Verknüpfung innerhalb unseres Vorstellungsverlaufs schlechthin unbegreiflich geworden, während doch sie zu begreifen grade das Problem war. Mithin ist die Voraussetzung von der blos subjectiven Gültigkeit der Anschauungs- und Denkformen als ganz unmöglich erwiesen und völlig widerlegt.

Es gilt zweitens, von dem Verhältniß des Denkens zu den Dingen eine angemessene Vorstellung zu gewinnen. Hartmann versucht es in der Form der Hypothese. Er nimmt an, es gebe eine an sich seiende Welt transcendenter, von unserer Vorstellung unabhängiger Dinge, und die Formen unseres Denkens seien auf diese Dinge übertragbar, und zeigt, daß unter dieser Voraussetzung und nur unter dieser Voraussetzung das Erkennen und die Welt begreiflich wird.

Daß, wenn es eine transcendente Welt gibt, die Kategorieen auf sie müssen angewendet werden können, ist offenbar. Denn die Annahme ihrer Nichtanwendbarkeit hatte sich dadurch als unmöglich erwiesen, daß sie in ihrer Consequenz zum absoluten Illusionismus führten. Aber ist die Annahme einer transcendenten Welt gestattet? Die fascinirende Gewalt des subjectiven Idealismus für jedes von seinem Denken sich Rechenschaft ablegende Nachdenken liegt in der unzweifelhaften Thatsache, daß ich schlechterdings nichts denken kann als meinen Gedanken, daß jedes Transcendente, sobald es in meinen Gedanken eintreten soll, aufhört transcendent zu sein, daß also das Ding niemals mein Gedanke oder Inhalt meines Gedankens, daß es niemals gewußt werden kann und daher, selbst wenn es real existirt, niemals in meinen Gesichtskreis tritt. Damit würde allerdings das etwaige Transcendente, selbst wenn es vorhanden wäre, jede Bedeutung für das Denken verlieren. Hartmann erklärt deshalb: jener Satz kann nicht unbedingt gelten, denn er machte jedes Erkennen unmöglich. Es muß ein Transcendentes geben, welches dem Denken zugänglich ist; aber wenn ich es doch soll denken können, so muß es selbst wieder Gedanke sein, nur nicht mein Gedanke, sondern ein Vorgedachtes, welches vom Bewußtsein nur reproducirt wird. Es kann nicht bewußter Gedanke sein — denn ein solcher würde unmittelbar nur von demselben Bewußtsein reproducirt werden können, welches ihn zuerst gedacht hat; — also ist das Transcendente zu fassen als intuitive, unbewußte Idee, ein unbewußt-ideales Geschehen, und da die Idee in sich keinen Trieb zur Verwirklichung hat, dieses Ideale aber doch real existiren soll, so muß es der Inhalt eines Willens sein, der es realisirt.

So sind wir denn auch auf diesem Wege wieder bei den Grundlehren der Hartmann'schen Metaphysik angelangt. Da ist ein transcendentes, in sich vielfaches Wesen, in welchem die gleiche logische Verknüpfung alles Einzelnen gefunden wird, wie in unserem Denken, ein zeitlich und räumlich bestimmtes Continuum, in welchem die Formen unserer Anschauung wenigstens in naher Analogie wiederkehren. Dieses Transcendente hat eine causale Einwirkung auf unsere Empfindung, und indem wir erfahrungsmäßig den uns in den Thatsachen der Empfindungen gegebenen Stoff denkend bearbeiten, finden wir in

unserm Bewußtsein diejenigen Beziehungen vor, die auf die Einwirkung und die Beschaffenheit des Transcendenten hinleiten, also *transcendental* sind. Indem der „transcendentale Realismus" die Thatsache des Erkennens, die gesetzmäßige Verknüpfung unserer Vorstellungen begreiflich macht, was keine andere Hypothese vermag, so ist er damit zur „bestbegründeten Hypothese" geworden. Weiter reicht die *erkenntnißtheoretische* Untersuchung nicht. *Metaphysische* Betrachtung hingegen lehrt, daß wir über jener transcendenten Welt des Vielfachen *ein einfaches Grundwesen* anzunehmen haben, das All-Eine, Unbewußte, dessen *objective*, d. h. nicht blos für unser Bewußtsein, sondern an sich gesetzte *Erscheinung* jene Welt ist, indem der *Wille* des all-einen Wesens die Form der *Realität* setzt, die *Vorstellung* aber die Fülle der Ideen als *Inhalt* der Realität liefert.

Eine Kritik dieses Gedankenganges ist hier schon durch die Rücksicht auf den Raum ausgeschlossen. Wir beschränken uns auf Folgendes. So weit Hartmann auf die Begründung eines Realismus ausgeht, der nicht derjenige des unbefangenen Bewußtseins ist, sondern die demselben entgegengesetzten Gesichtspunkte des subjectiven Idealismus in sich verarbeitet und aufgehoben hat, gebührt ihm vollste Zustimmung. Aber so weit er sich von dem absoluten Idealismus unterscheidet, so weit bleibt er unseres Erachtens auch hinter der Wahrheit zurück und so weit stellt er sich auf einen in der neueren Philosophie bereits überwundenen Standpunkt. Mit aller Entschiedenheit, scheint es uns, muß man Hartmann gegenüber an Hegel's Auffassung des Problems festhalten. Hartmann schreibt Hegel mit Unrecht „eine ziemlich unklare Zwischenstellung zwischen idealistischer und realistischer Erkenntnißtheorie" zu, und mit noch größerem Unrecht beschuldigt er ihn eines tumultuarischen Verfahrens; derselbe, sagt er, habe „die Deiche durchstochen und tummele sich nun lustig auf der Ueberschwemmung herum". Das Gegentheil ist der Fall. Nicht tumultuarisch, sondern mit größter Sorgfalt haben die großen Meister des deutschen Gedankens ihre erkenntnißtheoretischen Grundsätze sich mühsam gewonnen und umständlich demonstrirt. Genau dieselbe Untersuchung wie Hartmann, mit mindestens demselben Aufwand von Geisteskraft und Scharfsinn, wenn auch mit verschiedenem Resultat, haben Fichte in der Wissenschaftslehre, Schelling im System des transcendentalen Idealismus, Hegel in der Phänomenologie des Geistes geführt, und zwar Letzterer im größten Umfange und mit der sorgfältigsten Durchbildung. Hegel hat in der That das von Kant am energischsten erfaßte Problem endgültig gelöst. Mit schlagender Beweiskraft führt er aus, daß die Entgegensetzung zwischen dem Denken und einem für dasselbe Transcendenten nichts als eine Erschleichung, daß es eine bloße falsche Voraussetzung sei, uns als von unserm Erkennen verschieden, das Transcendente auf der einen, das Erkennen auf der anderen Seite stehend zu denken, wobei dann jedes an sich ein Reales sein soll, und das Erkennen, wenn es auch das Transcendente nicht ergreife, doch andere Wahrheit soll ergreifen können, indem es z. B. wie bei Kant mit objectiver Gültigkeit sich seine Grenze setzt. Hegel weist sorgfältig nach, wie der ursprüngliche Gegensatz des Wissens und des Ansichseienden sich im Fortschritt des denkenden Bewußtseins von der sinnlichen Gewißheit an zu

vollkommener Identität des Wissens und des Ansich aufhebt, bis das Bewußtsein den Schein ablegt, mit Fremdartigem behaftet zu sein. Nach Hegel ist eben das die objective Erscheinung des Absoluten: das Bewußtsein *und* die ihm auf seinen verschiedenen Standpunkten erscheinende Welt, beide in untrennbarer Zusammengehörigkeit. Hartmann bleibt bei der Annahme des Gegensatzes von Denken und Ding stehen, als sei er unabänderlich und nur äußerlich zu vermitteln; bei ihm ist das Bewußtsein nicht zum Wesen der Welt gehörig, sondern gewissermaßen nur eine zufällige Erscheinung, nur um des Zwecks der Weltverneinung willen gesetzt. Er hat ferner *außer* der idealen Welt noch etwas schlechthin Ideenloses, den Willen, der die Realität setzt, und der, weil schlechthin ideenlos, auch schlechthin undenkbar ist und niemals in unser Denken eingehen kann, mithin genau denselben Einwürfen unterliegt, wie das Kantische Ding-an-sich. Hartmann bleibt daher in seiner Untersuchung nothgedrungen im Abstracten stehen. Wie das Bewußtsein von der Empfindung aus zur Wahrnehmung, von dieser zum Wissen der Gesetze und Kräfte fortschreitet ꝛc., das zeigt er nicht, und doch ist das der einzig gebotene Weg, um zu einem wahren Idealrealismus zu kommen. Die wissenschaftliche Naturbetrachtung zeigt uns eben, wie ein Ansichseiendes — nenne man es etwa die Atome und ihre Bewegungen oder wie sonst — und die geistige Organisation zusammenwirken, um die Welt der Farben, der Töne, der Gestalten hervorzubringen. Beides ist für einander und beides ist gleich wesentlich. Wie das Bewußtsein von Stufe zu Stufe sich erhebt, so mit ihm die Welt; diese Stufen denkend zu erleben, das ist die rechte *Erfahrung*, die das Bewußtsein von sich und seiner Welt hat. Aber wie dem auch sei, so viel müssen wir Hartmann zugestehen: Denjenigen, die in den Schlingen des subjectiven Idealismus gefangen sind, kann seine Reflexion zu einer befreienden That werden. Hartmann's transcendentaler Realismus, der ja selber Idealismus zu heißen verdient, sofern er die Idee wenigstens als *Inhalt* der transcendenten, an sich seienden Welt anerkennt, ist eine besonders in dieser Zeit höchst werthvolle Hinweisung von dem neu aufgewärmten Kantianismus und von der Gefolgschaft Schopenhauer's hinweg auf die Philosophie des Absoluten, die für das, was bei Hartmann noch trübe und verworren bleibt, allein die klare, reine, völlig befriedigende Lösung bietet.

Nur Weniges bleibt uns über die beiden anderen, oben bezeichneten Schriften Hartmann's zu sagen. Die Schrift über „die Selbstzersetzung des Christenthums" ist überdies schon einmal in dieser Zeitschrift charakterisirt worden.*)

Die genannte Schrift hat die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise erregt. Nach wenigen Wochen war eine zweite Auflage nöthig geworden. Cardinäle und Bischöfe haben aus der Schrift Argumente entnommen, zahlreiche Broschüren und Abhandlungen beschäftigen sich mit ihr, apologetische Vorträge über und wider dieselbe sind hier in der Hauptstadt und anderswo zu Dutzenden gehalten worden, jede der streitenden Parteien nimmt sich aus ihr, was zu ihren Tendenzen paßt. Der letzten Schrift Hartmann's über „Wahrheit und Irrthum

*) Man vergleiche: *Reuschle*, Die Philosophie des Unbewußten und die Religion, in Band I, 461—464 der „Deutschen Rundschau".

im Darwinismus" darf man wol, was lebhafte Parteinahme und vielfache Erörterung anbetrifft, ein ähnliches Schicksal prophezeien.

Mit kühner und geschickter Hand, muthig und umsichtig zugleich, greift Hartmann hier in diejenige Debatte ein, die das Tagesinteresse am lebhaftesten beschäftigt. Der Gedanke, der Darwin's epochemachende Arbeiten durchdringt, ist ursprünglich ein höchst einfacher und vollkommen berechtigter. Die frühere Anschauung von der Beständigkeit der Arten des Organischen, von denen jede von jeder anderen durch eine unausfüllbare Kluft getrennt sein sollte, ist in solcher Strenge den thatsächlichen Erfahrungen und Beobachtungen gegenüber nicht mehr haltbar. Da nun die vorhandene Thatsache der Vielheit von Gestalten und Formen ihre Erklärung aus Naturursachen dringend verlangt, so hat sich die Annahme, die höher organisirten Arten könnten sich wol durch natürliche Kräfte aus den niedriger organisirten im Laufe der Zeit entwickelt haben, seit lange als eine einfache und probable Erklärung für eine sonst völlig unbegreifliche Thatsache ergeben. Dieser Theorie der Descendenz der Arten aus einfacheren Grundformen hat nun Darwin mit der außerordentlichen Fülle seiner Kenntnisse und mit scharfsinnig combinirendem Geiste eine neue und bessere Begründung gegeben, indem er die Kräfte und Processe, welche in einer solchen Entwicklung wirksam gewesen sein mögen, näher definirte und seine Annahme mit einer großen Anzahl von Analogieen aus der thatsächlichen Erfahrung belegte.

Die Hypothese Darwin's kam der Strömung der Zeit außerordentlich zu statten und ward besonders in Deutschland weitergeführt; die materialistische Schule sammelte sich um das Banner des großen Biologen, und Männer wie Häckel, denen Niemand Genie oder Gelehrsamkeit bestreiten wird, zogen aus der Darwinischen Hypothese die äußersten Consequenzen, denen dann Darwin selber mehr und mehr beitrat. Der Darwinismus in diesem Sinne füllt heute den Vordergrund des Interesses im wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Publicum, und Termini der Schule wie „Kampf um's Dasein" und „natürliche Zuchtwahl" hallen als vielgebrauchte Schlagwörter auf der Straße wie auf dem Katheder wider.

Wenn Hartmann sich in die Streitfrage einmischt, so geschieht es selbstverständlich nicht, um das Streben zu bekämpfen, die Vielheit der organischen Arten durch Naturcausalität erklärlich zu machen, sondern um den materialistischen Uebertreibungen gegenüber, welche mit dieser Naturcausalität Alles abgemacht zu haben und keiner ordnenden Vernunft zu bedürfen glauben, das Recht des Idealismus zu behaupten, der in den mechanischen Kräften nur die Mittel sieht, deren sich die weltordnende Weisheit für ihre Zwecke bedient. Die Descendenztheorie als solche, führt Hartmann mit vollem Rechte aus, verträgt sich gleich gut mit mechanischer und organischer, materialistischer, pantheistischer und theistischer Weltanschauung. Erst die Tendenz, an die Stelle innerer, planvoller, organischer Entwicklung eine Summe äußerlicher, zufälliger, mechanischer Einwirkungen zu setzen, gibt der Descendenztheorie der Darwinisten ihren specifischen Charakter.

Wir gehen in die Kritik, die Hartmann an den einzelnen Principien übt, durch welche der Darwinismus die Entstehung der Arten erklärlich zu machen

sucht, nicht weiter ein. Vielfach stützt er sich auf das bekannte Buch von Wigand: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's" (1. Bd. Braunschweig, Vieweg u. S. 1874), dessen Verdienst aber ausschließlich in den erhobenen Einreden, nicht in den eigenen Gedanken des Verfassers liegt. Hartmann ergänzt das Buch durch seine tiefere, philosophische Gedankenbildung. Er zeigt, daß alle Erklärungsprincipien des Darwinismus nur eine secundäre Bedeutung haben, daß sie alle nur gelten unter der stillschweigend gemachten Voraussetzung, daß ein inneres organisches Entwicklungsgesetz alle diese Processe der Vererbung, der Anpassung u. s. w. beherrscht, daß nur die Herausbildung nebensächlicher Organe und Eigenschaften, schlechterdings nicht die morphologischen Charaktere und die Grundverhältnisse der Structur durch die Theorie der allmäligen Transmutation erklärlich sind. Die rechte Erklärung findet Hartmann in einer organischen Entwicklungstheorie, welche alle von den Darwinianern angewandten Erklärungsgründe in sich aufzunehmen vermag, indem sie dieselben als bloße mechanische Hilfsmittel dem Entwicklungsgesetze unterordnet, welche aber zugleich gerade solche ideellen Bildungsprincipien für die mächtigsten und entscheidenden anerkennt, denen der Darwinismus seine Anerkennung überhaupt versagen möchte. In diesem Sinne führt Hartmann aus, daß es eine ideelle Verwandtschaft der organischen Wesen gibt, die keine genealogische Verwandtschaft ist, sondern auf Analogien der gesetzmäßigen Entwicklung beruht, wie ja auch bei verwandten Crystallformen Niemand an genealogische Verwandtschaft denken wird; setzt er ferner neben und über die schrittweise Transmutation der fertigen Organismen, die für sich allein gar nichts zu erklären vermöge, die sprungweise Umbildung im Keime, die heterogene Zeugung durch Keimmetamorphose unter der Einwirkung des planvoll wirkenden organischen Entwicklungsgesetzes.

Besonders interessant ist im letzten Abschnitt seiner Schrift, welcher „Mechanismus und Teleologie" überschrieben ist, der Nachweis, daß seine Hypothese über das organische Entwicklungsgesetz wesentlich mit Kant's Ausführungen über denselben Gegenstand in der „Kritik der Urtheilskraft" übereinstimmt, und daß er Kant nach Hegel's Vorgang unter Aufnahme der berechtigten Elemente aus dem Darwinismus ergänzt und fortgebildet hat. Damit ist Hartmann's Stellung überhaupt ein- für allemal bezeichnet, und darin liegt seine Bedeutung. Streichen wir ab, was blos zufälliges Außenwerk, blos subjective Stimmung und Laune ist, halten wir uns an den Kern seiner Gedanken: so finden wir, daß Hartmann in seiner gesammten Persönlichkeit ein rechter Ausdruck für die Tendenzen der jüngsten Epoche, die Traditionen der classischen deutschen Metaphysik mit den seitdem hinzugekommenen Bildungselementen, Erfahrungen und Kenntnissen zu versöhnen und jene vermittelst der neu gewonnenen Hilfsmittel in eigenthümlicher Weise fortzubilden sucht. Das — neben vielem mehr Aeußerlichen — erklärt auch seinen Erfolg.

In Hartmann's Persönlichkeit sind sehr entschiedene Gegensätze auf eine merkwürdige Weise verbunden. Von erfahrungsmäßiger Sammlung und inductiver Behandlung der Thatsachen geht er aus, und langt schließlich bei den verwegen-

sten Höhen metaphysischer Speculation an. So nüchtern und praktisch ist seine Lebensanschauung, daß er sich sorgfältige Tabellen über Lust- und Unlustgefühle und deren Quellen anlegt; dann aber fordert er wieder von Jedem absolute Selbstverleugnung und Aufopferung für den Weltproceß. Ein reiches Detail naturwissenschaftlicher Erfahrungssätze dient ihm zuletzt zum Aufbau einer seltsam mythologisch-gnostisch gefärbten Theorie von der Weltentstehung und dem Weltende. Der Metaphysiker gönnt an entscheidenden Punkten den Vortritt dem Naturalisten. Die Stimme ist Jacob's Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände. Und wie in Hartmann's Philosophie der Optimismus neben dem Pessimismus, das Vertrauen auf die Vernunft neben dem Aerger über die Unvernunft mit fast gleicher Berechtigung steht, so liegt in der Darstellung ein schwungvolles Pathos neben der crassesten Derbheit, und dunkle Gedankengespinnste legen sich in durchsichtiger Klarheit auseinander. Zu sagen, alle diese Gegensätze lägen äußerlich und unvermittelt beisammen, wäre ungerecht; aber sie sind doch auch nicht zu so inniger und untrennbarer Einheit verschmolzen, daß nicht der Denker selber, dessen lebensvolle und energische Persönlichkeit jetzt allein die Gegensätze bindet, die Nothwendigkeit einer strengeren Harmonie und eines einheitlicheren Aufbaus empfinden sollte. Wir wollen Hartmann's bisherige Leistungen keineswegs unterschätzen. Aber wie er bisher gleichsam unter den Augen des Publicums sich stetig entwickelt hat, so glauben wir von der zukünftigen Thätigkeit des unermüdlich thätigen und fruchtbaren Schriftstellers noch Befriedigenderes hoffen zu dürfen.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.
Dr. **Heinrich von Brandt.**

IV.

Während wir in Szroda der Pacification harrten, die General v. Willisen anzubahnen versprochen, und er selbst einige Lager bereiste, lief die Versetzung mehrerer Generale und Stabsofficiere ein, wodurch zugleich eine ganz andere Eintheilung der Truppen herbeigeführt ward. Ich selbst ging bei dieser Gelegenheit aus der Stellung eines Militär-Vertrauten, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die eines Truppenführers über und ward mit dem Oberbefehl der Operationstruppen des 5. Corps auf dem linken Warthe-Ufer betraut, während mir mein Hauptquartier in Szrem angewiesen ward. General v. Blumen erhielt den Befehl über die Operationstruppen auf dem andern Flußufer. Das Erste, was ich mir zu thun machte, war, mir eine gründliche Kenntniß der mir anvertrauten Truppen zu erwerben. Es waren Landwehrbataillone dabei, die kein sonderliches Vertrauen einflößen konnten. Der Befehl zum Ausmarsche hatte sie gerade im Umarbeiten ihrer Lederzeugstücke ꝛc. getroffen, und somit war an eine Einheit in der Ausrüstung nicht zu denken. Dergleichen hat weniger bei guten Truppen zu sagen, bei schlechten aber ist es ein sehr wesentlicher Umstand. Von Disciplin war bei denselben nur so lange die Rede, als sie etwa in Reih und Glied standen; den Augen ihrer Officiere entrückt glichen sie einer undisciplinirten Bande, die sich zu Unordnungen, Raub und Plünderung berechtigt glaubte, wovon sie überall, wo sie nur gewesen, Beweise abgelegt hatten. Mit Ausnahme derjenigen Officiere, die von der Linie zu ihr abcommandirt waren, konnten auch ihre Officiere nur wenig Zutrauen erwecken, und nicht einmal alle ihre Bataillons-Commandeure machten hiervon eine Ausnahme. Es war ein ewiges Rücksichtnehmen, ein Beachten von Verhältnissen, ein unnützes Schönthun mit den Leuten, die sie von einer energischen Handhabung der Disciplin abhielten. Hierzu kam freilich die ganz eigene Lage der Verhältnisse, die oft Veranlassung gab, Nachsicht in Dingen zu üben, die wol auf das

stärkste hätten verpönt werden müssen. Aus unklugen Ersparungsrücksichten hatte das Kriegsministerium die Truppen nicht mobilisirt. Da gab es denn tausend Scherereien und Unbequemlichkeiten, wie z. B. das Aufsuchen von Lebensmitteln, von Schlachtvieh ꝛc., wodurch die Disciplin bei den Truppen untergraben und die Unzufriedenheit bei den Einwohnern genährt wurde. Nebenbei ward der Soldat durch stete Märsche angestrengt, ohne in einer bessern Verpflegung die Mittel zu finden, sich wieder zu stärken. Die Officiere, die von den Bivouaks nicht herunter kamen und, eben weil es ihrer wenige gab, in steter dienstlicher Beschäftigung waren, brauchten mehr Sachen als sonst und erschöpften sich der Theuerung wegen in finanzieller Hinsicht. Uebrigens wurden auch die Linientruppen nach und nach durch Indisciplin angefressen, und es bedurfte der größten Sorgsamkeit, sie davor zu bewahren. Nur die Truppen, die in der Hand entschlossener Officiere waren, erhielten sich in ungeschwächter Ordnung. Bei alledem blieb es unmöglich, einzelnen Ueberschreitungen zu wehren. In Szrem hatte früher und zwar mit Erlaubniß der Behörden eine polnische Fahne vom Thurme geweht. Eine hübsche polnische Dame hatte sie gearbeitet. Auf Anrathen des Probstes war sie bei veränderten Umständen wieder herabgenommen und der schönen Anfertigerin zurückgegeben worden. Da wird mir eines Tages gemeldet, Soldaten hätten die Fahne geraubt und wären damit weggelaufen. Bei näherer Erkundigung über den Vorfall erfuhr ich Folgendes: Mehrere Jäger der 5. Jäger-Abtheilung waren über den Hergang der Sache unterrichtet worden, zugleich hatten sie in Erfahrung gebracht, daß jene Fahne im Schlafgemach der jungen Patriotin, wahrscheinlich bis auf bessere Zeiten, aufbewahrt werde. Es gingen nun einige Jäger, von denen einer französisch sprach, und baten um Ueberlieferung der Fahne. Als ihnen die Dame sagte, daß sie von keiner Fahne wüßte, und als sie sich entschlossen weigerte, sie aus dem Schlafgemache zu holen, trat ein Jäger in dasselbe und nahm die Fahne, die hinter dem Bette stand, ohne Weiteres weg. Ebenso ruhig, wie sie gekommen, zogen die Leute auch wieder ab, und als die Klage darüber einlief, war von keinem Jäger mehr Etwas zu hören noch zu sehen. Wie sich später ergab, hatten sie die Fahne in eine Tabagie mitgenommen, hier in Stücke zerschnitten und sie unter Gesang und Klang in eine Pfütze auf dem Hofe versenkt. Ein andermal hatten Landwehrmänner einen unglücklichen Reisenden, der mit einer polnischen Cocarde am Hute erschienen war, angehalten, vom Wagen in eine Kneipe genöthigt und ihn dort unter allerhand Demonstrationen gezwungen, seine Cocarde aufzuessen und einen Schnaps dazu auf die Gesundheit des Königs von Preußen zu trinken. — Dergleichen Excesse kamen aber immer erst zu Ohren der Vorgesetzten, wenn es zu spät war, ihnen vorzubeugen. Sie hinterher ex officio zu bestrafen, war der steten Märsche und Bewegungen wegen unthunlich; nebenbei erschien es fast unmöglich, dergleichen Excedenten zu bestrafen, indem die Soldaten eine Ehre darein setzten, solche Excesse zu begehen, und hierbei der Verschwiegenheit ihrer Kameraden gewiß sein konnten. Hat man die Leidenschaften der Masse wachgerufen, ohne sie zugleich zu beschäftigen, so muß man darauf verzichten, dieselben, ich möchte sagen, unter der Scheere zu behalten.

Uebrigens benutzte ich die Zeit der Ruhe zur Befestigung der Disciplin bei den Truppen und Herstellung der innern Ordnung im Bereiche der Cantonnirungen. Ich ließ die Lärmstangen, welche die insurrectionellen Behörden überall hatten errichten lassen und welche netzartig das Land durchzogen, beseitigen, setzte mich mit unsern Behörden in Rapport, entsandte Detachements und machte selbst kleine Expeditionen nach den Gegenden, die das Theater der nächsten Ereignisse zu werden drohten. Das General-Commando selbst ordnete größere Expeditionen nach entfernteren Gegenden, wie Kozmin und Gostyn, an. In Dolzig hatte man einem Detachement von uns früher den Zutritt verweigert. Man hatte die Adler abgerissen, die preußischen Beamten insultirt und sich sonst allerhand Unfug zu Schulden kommen lassen. Das polnische Comité, das sich daselbst gebildet, schrieb Lieferungen aus und hatte sich durch seine Exaltation vor allen andern bemerkbar gemacht. Ich hatte ihm daher eine kleine Züchtigung zugedacht. Mit einem Bataillon Infanterie, zwei Geschützen, einer Compagnie Jäger und einer Escadron Husaren machte ich am 19. April einen Zug dahin. Es lag dabei zugleich in meiner Absicht, die ganze Gegend, die etwas unruhig war, gründlich „abzuklappern". Durch Husaren ließ ich mir während des Marsches einige mir als besonders unruhig bezeichnete Gutsbesitzer oder Verwalter aus den Dörfern holen, fragte sie nach Neuigkeiten und entließ sie dann nach kurzem Aufenthalt mit der Bitte, mir meine Indiscretion zu verzeihen, aber ihren Freunden und Nachbarn zu rathen, sich doch bei den Insurrectionsversuchen ja nicht zu betheiligen, weil die Regierung durchaus nicht gewillt sei, auch nur die mindeste Unordnung zu dulden, eine Maßregel, die sich immer bewährte. Ich wollte auf solche Art die Regierung von dem Verdachte reinigen, sich zu Verfolgungen zu erniedrigen und brutale Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes hervorzurufen, ich wollte meinen Untergebenen zugleich ein Beispiel geben, wie man das Feuer zu löschen habe, statt es durch Nachsuchungen und vexatorische Maßregeln zu schüren.

In Dolzig fand ich Alles so ruhig, als wenn es im Lande des ewigen Friedens läge. Die Communalmitglieder erschienen mit einer Art Unbefangenheit vor mir, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen. Als ich ihnen ihr Betragen, ihr Vergehen vorrückte, fanden sie dafür unendliche Entschuldigungen und bezeichneten für die Insultirungen der königlichen Embleme natürlich nur Leute, die sich seit längerer Zeit bereits entfernt hatten. Nachdem ich mich, mehr zur Uebung der Truppen, als aus Anlaß irgend welcher Befürchtung, ganz militärisch gesichert, ließ ich meine Leute einquartieren. Leider erlaubten sich auch hier die Jäger einige Excesse, die ich jedoch sofort hart bestrafte. Gewöhnlich war der Verdacht, daß irgendwo Waffen verborgen sein könnten, hinreichend, ihnen Besorgnisse zu erregen. Oefters hatten die Anzeigen hierüber so viel Wahrscheinliches, daß man dergleichen Recherchen zugeben mußte, und erst, nachdem sich wiederholt herausgestellt hatte, daß dies nur eitel Vorspiegelungen seien, wurden die Leute von diesen albernen Vermuthungen, zu denen meistens perfide Insinuationen Veranlassung gaben, geheilt.

Um mich zu überzeugen, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thäten, machte ich um Mitternacht eine Runde durch die Stadt. Es fiel mir auf, in den

meisten Häusern noch Licht zu sehen. Ich trat daher an einzelne Fenster und gewahrte, daß überall Leute um die Tische saßen, Crucifixe und Gebetbücher vor sich. Da ich mir dies nicht erklären konnte, trat ich endlich in eines der Häuser, um zu fragen, was dies zu bedeuten habe. Sobald ich eintrat, fiel mir Alles zu Füßen und bat um Schonung des Lebens. Da ich den Leuten sagte, daß ich ja eben nur die Runde mache, um zu wachen, daß ihnen Niemand Leides zufügte, faßten sie wieder Muth und sagten mir, daß, wie ihnen mitgetheilt, gegen Morgen die Soldaten über sie herfallen, sie erwürgen und dann die Stadt anzünden würden. Erst nachdem ich mich auf das freundlichste mit ihnen unterhalten und ihnen die heiligsten und bündigsten Versicherungen gegeben, daß ich lieber selbst mein Leben aufopfern würde, ehe ich zugäbe, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt werde, faßten sie wieder Muth. Ich begab mich jedoch sofort in die Behausungen einiger Einwohner, die ich im Laufe des Tages kennen gelernt und die mir als ziemlich vernünftig erschienen waren, um mit ihnen hierüber zu sprechen. Aber wer schildert mein Erstaunen, als auch hier sich dieselben Scenen wiederholten. Diesmal jedoch nahm ich die Sache etwas ernstlicher, verwies den Leuten ihr Betragen und befahl ihnen, sogleich durch die ganze Stadt zu eilen und ihre Mitbürger zu beruhigen. Wie ich später gehört, hat dies auch einen guten Erfolg gehabt. Erst gegen 2 Uhr nach Mitternacht kam ich in mein Quartier, den Pfarrhof, zurück.

Es mochte vielleicht 3 Uhr sein, als heftig an meine Thür gepocht ward. Es war ein Küraſſier-Unterofficier, der an der Spitze eines Commandos von zwölf Mann mir mit einem Briefe aus Szrem nachgeschickt war. Er brachte mir die Meldung von dem Gefecht bei Goſtyn, das am 19. Morgens stattgefunden. Der Bericht darüber war der Art abgefaßt, daß ich wol vermuthen durfte, es könne dort Hilfe ganz willkommen sein. Meine Disposition für den folgenden Tag mußte also geändert, es mußten Boten in einige entlegenere Cantonnements geschickt werden. Um diese zu erlangen, sollte der Pächter der Probstei, der in der Aufstandsangelegenheit nur zu sehr verwickelt war, herausgetrieben werden. Er wohnte in einem Hause ganz nahe der Probstei, und während die Befehle an die Truppen expedirt wurden, trat ich vor die Thür, um ihm, da er nur polnisch verstand, meine Intention mitzutheilen. Aber der Mann hatte sich in seinem Hause so fest verriegelt und verschlossen, daß es eine ganze Weile währte, ehe man ihn heraustrommelte. Er war von seiner Frau begleitet, als er endlich hervortrat. Als diese die Küraſſiere sah, fiel sie mit einem lauten Schrei in Ohnmacht. Da sie nie aus Dolzig herausgekommen war, hatte sie auch nie einen Küraſſier gesehen, und als sie nun diese riesigen eisernen Männer, die das schönste Mondlicht beschien, gewahrte, glaubte sie, da sie gewiß auch von dem Märchen der Ermordung gehört, ihr letztes Stündlein sei bereits gekommen. Die tragi-komische Scene führte aber eine Verzögerung in unserer Botenangelegenheit herbei. Mit dem ersten Grauen des Tages ließ ich Generalmarsch schlagen, und dann mußten sich der Magistrat und die vornehmen Bürger bei mir versammeln. Der Präsident des polnischen Comité's mußte den abgenommenen preußischen Adler unter dem Präsentiren des Gewehrs und lauten Vivat-Rufen wieder anschlagen lassen. Ich hielt darauf eine kleine

Anrede in beiden Sprachen an die Versammelten, stellte die alten Autoritäten wieder her und schärfte der Bürgerschaft sehr eindringlich Gehorsam und Nachachtung aller Regierungserlasse ein. Die am meisten Betheiligten wurden vorzugsweise dafür verantwortlich gemacht mit der Versicherung, daß die Strafe für jeden Ungehorsam sie rasch, wie der Blitz, ereilen werde. Dann brach ich mit meiner Colonne gegen Gostyn auf.

Als wir an den sumpfigen Obra-Abschnitt gekommen waren, gewahrten wir auf dem Felde eine Menge bewaffneter Bauern. In einer weiten Entfernung von einigen Husaren gefolgt, ritt ich auf den Haufen los und fragte, was sie hier machten, worauf ich zur Antwort erhielt, ihr Herr wolle, daß sie sich bewaffneten und auszögen. Mit meiner Bemerkung, daß hierzu kein Mensch weder das Recht noch die Befugniß habe, am wenigsten aber ihr Herr, schienen sie zwar ganz zufrieden, blieben aber doch, gleichsam erwartungsvoll, stehen. Ich ermahnte sie daher, ruhig nach Hause zu gehen, ihren Herrn zu grüßen und ihm zu sagen, ich würde wieder kommen und mich erkundigen, ob sie auch alle zu Hause wären, und wenn mir auch nur ein Einziger fehle, so würde ich eine starke Einquartierung nach dem Edelhofe senden, ihren Herrn arretiren lassen und nach dem Fort Winiary in's Gefängniß schicken. Das half, und wir schieden als gute Freunde. Als wir nun im Begriff standen, nach einem kurzen Halt unsern Marsch fortzusetzen, meldete die Avantgarde, daß man in der Ferne eine große Anzahl Wagen, von Infanterie und Cavallerie begleitet, gewahre. Unmittelbar darauf traf auch schon die Meldung ein, daß dies ein Transport Gefangener sei, die man in Gostyn gemacht habe und die man nach Szrem bringen wolle. Ich ritt der Colonne entgegen. Auf dem ersten Wagen fand ich einen Herrn v. Bork, einen Landwehr-Officier, dessen Brüder ehrenvoll in unserer Armee dienten, die Hände fest zusammen gebunden, ferner einen Weltgeistlichen und mehrere Mönche von dem Philippiner-Orden, dann folgten ca. 70 Gefangene, theils zu Wagen, theils zu Fuß. Ich war kaum mit einer oberflächlichen Besichtigung dieser Leute fertig und hatte den Rapport des Officiers entgegengenommen, als ein blutjunger Soldat, das Gesicht von Pulver geschwärzt, der den Wagen mit den Mönchen unter seiner Aufsicht hatte, zu mir sagte: „Herr Oberst, Sie erlauben uns wol, die Pfaffen aufzuhängen!" Seine Cameraden fanden dies ganz plausibel. Als ich ihn sanft auf seine blutdürstige Forderung aufmerksam machte und darauf hinwies, daß kein tapferer Soldat einen Gefangenen umbringe, ließ er zwar von seinem Ansinnen, sie alle aufhängen zu wollen, ab, bat aber darum, ihnen wenigstens einen derselben Preis zu geben. Da ich ihn auch hierüber zurecht wies, sagte er ganz laut, gleichsam um sich zu trösten: „Na, das schadet auch nichts, aber zwei habe ich doch kalt gesetzt!" — So tief war der Haß in wenigen Tagen eingewurzelt, und es bedurfte aller Sorgfalt und Mühe, um die Grausamkeiten, welche einen Racenkrieg stets begleiten, zu verhindern.

Da nach den mir zugegangenen Berichten meine Gegenwart in Gostyn nicht weiter nöthig war, so kehrte ich mit meinem Detachement über Dolzig nach Szrem zurück. Ich ließ es mir hier besonders angelegen sein, die Ursachen des Blutvergießens, das in Gostyn stattgefunden, zu erforschen; denn ich hatte aus

den spanischen Kriegen her noch die Ueberzeugung, daß nur eine gründliche Kenntniß der Verhältnisse, gepaart mit einer weisen Energie, die einzigen zuverlässigen Mittel bleiben, die Gemüther in Schranken zu halten und Blutvergießen zu verhüten. Bei meinen Nachforschungen stellte sich als unzweifelhaft Folgendes heraus: Gostyn hatte wie jeder Ort sein Comité, zu dessen hervorragenden Mitgliedern auch der schon genannte Lieutenant von Bork gehörte. Diesem ging Abends vor dem Gefecht ein Handbillet von einer vornehmen Dame der Umgegend zu, worin sie ihm rieth, mit seiner Familie auf der Hut zu sein, weil Deserteurs von der pommerschen und schlesischen Landwehr in Banden das Land durchzögen und der Stadt zu morgen einen Besuch zugedacht hätten. Die bösartigen Gerüchte über Excesse der Landwehr, die vergrößert ihren Weg durch die ganze Provinz gefunden hatten, gaben dieser Mittheilung eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Man versammelte sich also eiligst in dem Städtchen, berieth, wie man sich gegen diesen Besuch zu schützen habe, und kam überein, die Waffen zu ergreifen und eventuell Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Ruhigen, die durch die erwähnte Anzeige ihr Hab' und Gut beeinträchtigt glaubten, sowie die Unruhstifter, denen es nur um Widerstand gegen die Autorität zu thun war und die aus den Ereignissen Vortheil ziehen zu können glaubten, waren hiermit gleich einverstanden. Als man daher die Annäherung der Truppen erfuhr, eilte Alles zu den Waffen, man besetzte die Communicationen zum Orte und schickte sich zur Vertheidigung an. Sobald die Truppen sich im Bereiche des Gewehrfeuers befanden, ritt Lieutenant von Bork denselben entgegen, angeblich um sie zu befragen, ob sie als Freunde oder als Feinde kämen. Doch kaum war man so nahe gekommen, daß man sich mit einander verständigen konnte, so fing man an, aus der Stadt auf die Ulanen, die die Spitze bildeten, zu schießen, worauf denn die Truppen auch sofort zum Angriff übergingen. — Wären jedoch die Angaben der Polen begründet, so hätten die Ulanen Hand an den Herrn von Bork gelegt, noch ehe er zu ihnen gesprochen, und erst hierauf hätten die Polen gefeuert, weil sie nun geglaubt, daß die Mittheilungen, die sie Abends erhalten, begründet seien. Wer nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen ist, wird wissen, wo er die Mißverständnisse zu suchen hat. Sie liegen in dem übertriebenen Eifer beider Theile, in dem Mißtrauen zu einander, in der Ungeschicklichkeit, das Rechte zu finden, und in dem Mangel an Muth, es zu handhaben; im Allgemeinen aber in der Niederträchtigkeit der Leute, die von den Zeitereignissen profitiren wollen. Wäre es dem Herrn von Bork Ernst gewesen, die Ruhe aufrecht zu erhalten, so war es ihm eine Kleinigkeit, den Anmarsch der Truppen zu erfahren und den Commandeur derselben durch einen Vertrauten von der Lage der Dinge zu unterrichten. Dieser würde alsdann nicht verfehlt haben, seinerseits den Herrn von Bork zu orientiren, und so wäre ohne Zweifel jener Zusammenstoß vermieden worden. Der Bataillons-Commandeur, ein Major von Müller, ein unterrichteter Officier, würde sich aus der französischen Revolution erinnert haben, daß es ganz ähnliche Kunstgriffe waren, wodurch man die Gemeinden damals in Aufregung erhielt und in Unruhe versetzte, und er würde in seiner Umsicht ein Auskunftsmittel gefunden haben, dem Ausbruche einer Reihe von Mißverständnissen vorzubeugen. Die Lehre von den Agitationen ist heutzutage jedem Schüler bekannt; es läßt sich

Niemand mehr dadurch fangen, nur die Armen an Geist können dadurch beunruhigt werden. Uebrigens wurden die Gefangenen sofort ihrer Fesseln entledigt und der größere Theil derselben, namentlich die Geistlichen, bald wieder entlassen. Nach meiner Rückkunft nach Szrem sollten die Sachen bald eine ernstlichere Wendung nehmen. Man hat die Ursache hiervon bald den Deutschen, bald den Polen, bald dem General von Colomb und endlich dem General von Willisen zuschreiben wollen. Aber intra Iliacos muros peccatur et extra. Sie tragen alle gleiche Schuld. Nachdem die Sache einmal so weit gediehen war, gab es keinen andern Weg, sie zu schlichten als den der Gewalt. Schon unter dem 4. April hatte General von Wrangel dem General von Willisen gerathen, die Comité-Mitglieder festzunehmen, am 7. hatte er den Rath gegeben, zur Ehre der preußischen Waffen vorwärts zu gehen. General von Weyrach hatte bei Ueberweisung einiger seiner Truppen am 17. April geäußert, daß die beste Art, mit Rebellen zu unterhandeln, Kartätschen seien, und wie er aufrichtig bedauere, daß man von diesem trefflichen Mittel noch nicht Gebrauch gemacht habe; aber dann kamen eine Menge Mittheilungen über die Verhältnisse in Breslau und Berlin, die zur Vorsicht trieben. So hieß es in einer derselben vom 9. April, angeblich von sehr zuverlässiger Seite, daß es mit dem Beginn des Kampfes im Posen'schen erst recht toll in Berlin und Breslau losgehen sollte, daß man das Schloß in Berlin abbrennen und den König zum Teufel jagen werde. Ja von Berlin selbst her sollen aus höheren Regionen Weisungen zur Vorsicht und Schonung gemahnt haben. Meine Mannschaften fuhren einstweilen fort, als mobile Colonnen die Ruhe zu sichern. Die einzelnen Comités wurden aufgelöst, den Befehlen der Regierung Gehorsam verschafft, die Autorität wieder hergestellt. Es ward dem sich allerdings mehr breit machenden als Frucht bringenden Einfluß der Polen ein Ziel gesetzt; die Lieferungen und Zuzüge zu den Lagern wurden unterbrochen, namentlich ward das überall verbreitete Gerücht, als sei es mit der Macht des Königs vorbei, als habe er gar nichts mehr zu sagen, thatsächlich dementirt.

Inzwischen war nach der Uebereinkunft von Jaroslawice ein größerer Theil polnischer Edelleute von der Bewegungspartei, welche den offenen Widerstand wollte, abgetreten. Ob sie vielleicht jetzt begriffen, daß ein der Aristokratie ausschließlich angehörendes Land nicht geeignet sei, eine Revolution zu unterstützen, die der socialen Elemente so viel schon enthielt, lasse ich dahingestellt. So hatte auch der Oberst v. Budziszewski, ein alter versuchter Soldat, der schon in den napoleonischen Kriegen eine Schwadron mit Auszeichnung geführt, das Commando des Lagers von Kziodz aufgegeben. Er machte mir auf dem Wege von Kurnik nach Szrem, als ich von einer Conferenz mit dem commandirenden General zurückkam, seinen Zurücktritt bekannt und kehrte mit einem Paß vom General-Commando in seine Heimath zurück. Der Oberst äußerte nichts über den Zustand des Lagers von Kziodz; aber aus allen Berichten geht hervor, daß es das enragirteste war und daß dort Excesse mancher Art vorgefallen sein müssen. — Moraszewski selbst gesteht ein, daß die Lager ein böser Hauch durchweht habe, der vorzugsweise gegen einige höhere Officiere gerichtet gewesen sei. — Budziszewski's Nachfolger sollte ein Officier des 4. polnischen Infanterieregiments, Oberst Bozynski, werden; aber Verhältnisse mancher Art verhinderten

seine Ankunft von Tag zu Tag und so ging das Commando in die Hände eines Obersten Florian Debrowski über, eines alten Soldaten aus der Emigration, den sich Mieroslawski besonders für diesen Posten ausersehen hatte. Mit ihm zugleich waren mehrere Officiere aus der Emigration angekommen, alle entschiedene Enragés, die bald eine große Thätigkeit entwickelten. Ein junger Geistlicher, ein gewisser Koszulski, der in Berlin studirt und sich mancher Unterstützung behufs Reisen vom Gouvernement zu erfreuen gehabt hatte, fanatisirte zugleich die Soldaten, hielt Predigten und politische Vorträge, las bei den Versammlungen die Zeitungen und Erlasse des Comités vor und machte mit einem Worte den Tyrtäus des Heeres. Jung, leidenschaftlich, nicht ohne Bildung, ein guter Redner, heftig und unbesonnen, Opfer einer unglücklichen Täuschung und von dem Wahn befangen, der Aufruf zur Unabhängigkeit werde das Volk, in dem aber auch das Andenken der alten Adelstyrannei lebte, sofort in die Waffen bringen, lieh er dem Lager in Kziodz seinen Eifer und Thatendurst und nahm mit dem der Demokratie eigenen Ungestüm Besitz von der Popularität.

Die Uebergriffe, die sich der neue Befehlshaber erlaubte, sollten ihn bald mit dem preußischen Commandanten von Szrem in Berührung bringen. Es liefen täglich Klagen über Gewaltthätigkeiten jeder Art ein. Bald waren es willkürliche Einquartierung und exorbitante Beitreibung von Lebensmitteln, bald Mißhandlung einzelner Reisender, Juden und Deutscher, über die geklagt wurde. Man hatte versucht, die Pferde in der evangelischen Kirche unterzubringen und war hiervon nur durch des Predigers Muth abgebracht worden. Ich nahm hierbei Gelegenheit, dem General-Commando sehr entschieden zu schreiben und dasselbe dringend aufzufordern, endlich der Unordnung ein Ende zu machen, indem es unter den Umständen, wie sie nun einmal wären, der preußischen Ehre zuwiderliefe, noch länger zu zögern. Vom Prediger Flöter ward mir am 27. April die Nachricht, daß man beabsichtige, am 29. noch 2000 Sensenmänner heranzuziehen. Als endlich mehrere Deutsche, die in Kziodz gewesen, als der Spionage verdächtig eingezogen, unter ein Kriegsgericht gestellt und mit Todesstrafe bedroht wurden, ließ ich den Herrn v. Raczynski, einen preußischen Domänen-Pächter und Gutsbesitzer, den General v. Willisen ad latus des Landraths hier ernannt hatte und der in dieser Function von dem Ministerium bestätigt worden war, zu mir entbieten und trug ihm auf, dem Obersten v. Debrowski zu erklären, daß der mindeste Schritt gegen jene Unglücklichen die sofortige Kündigung der Convention von Jaroslawice zur Folge haben und daß ich ihn ohne Weiteres angreifen würde. Herr von Raczynski unterzog sich seinem Auftrage mit Gewissenhaftigkeit und brachte mir vom Obersten v. Debrowski einen Brief mit, in dem dieser unumwunden erklärte, er werde jene Leute, im Falle das Kriegsgericht sie für schuldig erkenne, nach den Gesetzen bestrafen; übrigens werde er, wenn man ihn angriffe, den nur mit Mühe zurückgehaltenen Eifer seiner Leute zur Abwehr des Angriffs zu benutzen wissen.

Hiermit war das Signal zum Beginn der Feindseligkeiten gegeben.

Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München.

Von
Professor Dr. **Alfred Woltmann.**

„Oeffne deine hohen Pforten,
Thu' dich auf krystall'ner Dom!
Freudig wogt von allen Orten
Nun heran der Völkerstrom. —"

So beginnt die Hymne am Eingang der Festschrift zum Jubiläum des Münchener Kunstgewerbevereins, der zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens den schönen Gedanken einer deutschen Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung gefaßt hat. Mit dem Völkerstrom hat es seine Richtigkeit. Der Ausdruck „krystall'ner Dom" ist allerdings eine Hyperbel. Und doch kann München seines Glaspalastes froh sein, der, so lange er eben aushält, ein geeignetes Local für Ausstellungen von bestimmter Zeitdauer gewährt, einer höchst mannigfaltigen Verwerthung und inneren Raumeintheilung fähig ist und es auch diesmal möglich gemacht hat, zu einer vaterländischen Schaustellung alle Welt zu Gaste zu laden. Die Industrie-Ausstellung von 1854, für die er errichtet ward, bezeichnete gewissermaßen den Beginn einer mehr großstädtischen Entwickelung Münchens. Die historische Kunstausstellung im Jahre 1858 rief dann die enthusiastische Theilnahme aller künstlerischen Kreise in Deutschland hervor. Die zwei letzten größeren Ausstellungen in diesem Glashause stehen ferner unter einander in einem inneren Zusammenhang und zugleich in einem Gegensatze. Im Jahr 1869 eine internationale Ausstellung der Malerei, Plastik und Baukunst, diesmal jedoch eine Ausstellung, welche sich auf die deutsche Production beschränkt und das gesammte Kunstgewerbe in gleicher Berechtigung mit den bildenden Künsten umfaßt. Im Grunde wurde jedesmal auf die vaterländische Kunstthätigkeit der Gegenwart das Hauptgewicht gelegt, sie sollte sich zeigen und auf die Probe gestellt werden. Aber in beiden Fällen war für einen Maßstab gesorgt worden, an dem sie gemessen werden konnte. Diesen bildete

im Jahre 1869 die französische Malerei, die in wahrhaft glänzender Weise vertreten war. Der Wettstreit zwischen Deutschland und Frankreich trat in dem Gesammteindruck jener Ausstellung klar zu Tage und gab ihr gewissermaßen eine dramatische Bewegtheit. Die Entscheidung war im Großen und Ganzen kaum zweifelhaft, der Vortheil war nicht auf derjenigen Seite, die ein Jahr später durch die Waffen und die Gesammtkraft der Nation den Sieg davontrug.

Diesmal tritt die deutsche Kunst allein auf, der Wettstreit besteht nur zwischen den Einzelnen, je nach ihrer Begabung und nach dem, was sie gelernt haben; ferner zwischen den verschiedenen Richtungen und localen Gruppen. Als Maßstab aber ist die eigene künstlerische Vergangenheit vorhanden, die sich hier, wenigstens für den kunstindustriellen Theil, in stolzer Herrlichkeit entfaltet. Ihr ebenbürtig zu sein, wird die Production des Tages nicht behaupten; daß sie um den Preis mit ihr ringen könne, wird sie sich nicht einbilden. Aber schon darin liegt ein Fortschritt, daß sie gern und mit Bewußtsein auf die Schöpfungen der eigenen Vorzeit zurückblickt, daß sie ernst gewillt ist, den Zusammenhang mit ihr zu gewinnen und zu bewahren, die Kraft und die Lehre zu schätzen weiß, die ihr von jener zuströmen können. So ist uns denn drei Jahre nach einer Weltausstellung größten Umfangs diese Specialausstellung willkommen; man benutzt sie, im Vergleich mit jener, mit ihrer riesenhaften Ausdehnung, ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit und ihrem überwältigenden Glanze, in weit größerem Behagen. Zu der Specialisirung in nationaler Beziehung kommt diejenige in sachlicher. Keine Maschinenhalle, kein Riesengeschütz von Krupp, keine Schulapparate für naturwissenschaftlichen Unterricht. Dafür sind allerdings die aufdringlichsten Objecte allgemeiner Ausstellungen nicht fern geblieben, die Claviere, und sie machen sich auch in der That mitunter vernehmbar. Aber das thun sie, — was freilich ein schlechter Trost ist — ohne hierzu auch nur den Schein eines Rechtes zu besitzen; denn nicht ihres Klanges wegen, nur ihres Aussehens wegen sind sie da, als künstlerisch durchgebildete Möbel. Nur diejenigen gewerblichen Producte haben ein Recht hier zu erscheinen, die in irgend einer Beziehung künstlerischen Werth besitzen. Die Neuheit an sich, das Originelle der technischen Herstellung, die Verwendbarkeit des Materials, die praktische Bedeutung sind kein Grund zu ihrer Ausstellung. Diesmal hat die bildende Hand der Maschine den Vorrang abgewonnen. Die kunstgewerbliche Frage ist aber zur Zeit für das Schicksal unserer Production die entscheidende; nach dieser Seite hin hatten wir von unseren nationalen Ueberlieferungen am meisten eingebüßt, an fremden Anstrengungen neuester Zeit am wenigsten theilgenommen. Die Schönheit ist auf diesem Gebiete mehr als ein gefälliger Schein, als ein Luxus, welcher dem gesteigerten Wohlstand und der feineren Geschmacksbildung zukommt. Sie ist zugleich eine ganz bestimmte Probe für den sachlichen Werth, für die Solidität der Production, weil sie eben als Ergebniß geistiger Beherrschung des Stoffes dasteht. Heute zweifelt kaum Jemand mehr an dem, was man vor einem Jahrzehnt Verwunderten, die nicht recht glauben wollten, immer wiederholen mußte: daß die Förderung der Kunst im Gewerbe, vor Allem durch Unterricht und Vorbilder, auch von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung für das nationale Leben und eine wesentliche Seite der allgemeinen Volkserziehung

sei. Ein Umstand gerade beweist, daß die Veranstalter der Münchener Ausstellung die wahren Bedürfnisse der modernen deutschen Production und den Werth der neueren Bestrebungen zu ihrer Hebung zu würdigen wußten: daß sie jene Perspective auf Vorbilder und Unterricht in wirkungsvoller und ausreichender Weise erschlossen, auf die Vorbilder durch die Ausstellung älterer Werke, auf den Unterricht durch die umfassende und höchst instructive Ausstellung künstlerischer und kunstgewerblicher Schulen.

Das Vestibul, welches den Eintretenden empfängt, öffnet sich in Arcaden, welche von Doppelsäulen getragen werden, gegen den Mittelraum, die Festhalle. Hier ist der behagliche Ruhepunkt des Ganzen, von dem man ausgeht und zu dem man stets wieder zurückkehrt. Sessel laden zum Verweilen ein, an heißen Tagen selbst, bei welchen der längere Aufenthalt unter dem Glasdach kein Vergnügen ist, findet man hier Frische und Kühlung. Der große monumentale Springbrunnen für Cincinnati, mit Sculpturen, die von A. v. Kreling und Ferdinand v. Miller dem Jüngeren modellirt sind, nimmt die Mitte ein, umgeben von einem Garten mit tropischen Gewächsen und von Mastbäumen, an denen die Wappen der betheiligten Staaten angebracht sind, der österreichische Doppeladler wie der Adler des deutschen Reiches. Die Ausstellungsgegenstände drängen sich an dieser Stelle nicht, sie erscheinen nur als Schmuck der Anlage; zwischen dem Grünen, auf den Balustraden, eine Reihe von Sculpturen, dem Eingange gegenüber die Kolossalbüste König Ludwig's II. von Bayern, des hohen Protectors der Ausstellung. Wendet der Eintretende den Blick zurück, so zeigt sich ihm Anton von Werner's großes Gemälde für die Siegessäule in Berlin mit seinen lebendigen und wirkungsvollen Darstellungen der letzten großen Schicksale des Volkes, der Abwehr, des Sieges und der Gründung des Reiches. Zur Linken und zur Rechten beginnen die Räumlichkeiten der modernen Ausstellung, zunächst in zwei freien, unmittelbar mit der Festhalle zusammenhängenden Vorplätzen, in denen das Deutsche Reich und Oesterreich einander entsprechen. Dem Eingang gegenüber öffnet sich dann ein stolzes Portal mit der Aufschrift: „Unserer Väter Werke". Es ist eine prächtige Leistung des Barockstils, aber in den Formen noch gemäßigt, ein Nachklang der deutschen Renaissance, in Eichenholz und mit Vergoldungen, einst in einer Kirche zu Reichenhall. Sehr glücklich sind mit ihm die Eisengitter von den Chorschranken der Augustinerkirche in München verbunden worden. Durch die Oeffnung des Thores erblickt man schon vom Mittelraum den von Eisen hergestellten Kleinodienschrank mit seinen hohen Glastafeln, auf einer erhöhten Estrade, welche Prachtrüstungen zu Fuß und zu Roß in malerischer Gruppirung umgeben. Die ausgedehnten unteren Räumlichkeiten werden dann durch zwei umlaufende Galerien ergänzt, auf welchen namentlich die Schulausstellungen und die Architektur in zusammenhängenden Gruppen Platz gefunden haben. Leider ist der Aufenthalt auf ihnen der Hitze wegen fast unerträglich, höchstens mit Ausnahme der früheren Morgenstunden.

Es ist bekannt, daß für die Anordnung der neueren Werke ein anderes Princip als das bisher übliche gewählt worden war. Man wollte keine Gliederung nach den Gattungen der Gegenstände und der Technik, sondern man stellte den Grundsatz auf, daß allen Producten der Kunst und des Kunstgewerbes solche

Stellen anzuweisen seien, welche ihrer Verwendung im Leben entsprechen, man ließ Alles in Verbindung und Mischung miteinander auftreten. Man glaubte auf diese Weise das Bazarmäßige, welches bei früheren Ausstellungen unvermeidlich war, überwinden, in jedem einzelnen Raume, dem größeren Saal wie dem Cabinet, eine harmonische und malerische Gesammtwirkung erreichen zu können. — Das klingt recht gut, aber man wird kaum zugeben, daß in Wirklichkeit diese Intention zu genügender und durchweg erfreulicher Geltung gekommen. Bei ihrer Anwendung auf eine Ausstellung wie diese, geht die Möglichkeit einer consequenten Durchführung verloren, und es werden zugleich andere Rücksichten außer Acht gelassen, die ebenfalls mitzusprechen haben. Das hier aufgestellte Princip läßt sich vielleicht am besten in kleineren Sammlungen für ältere Kunst und Kunstindustrie zur Anschauung bringen, und wir haben es beispielsweise in dem kleinen Museum zu Salzburg, bei welchem freilich auch die Beschränkung auf eine bestimmte locale Gruppe günstig war, geschmackvoll und eigenthümlich verwirklicht gesehen. Die einzelnen Räume werden da zum Wohnzimmer, zum Speisezimmer, zur Küche, zur Capelle, zum Zimmer des Gelehrten; sie enthalten nur Möbel, Geräthe, Kunstgegenstände, welche diesem Charakter entsprechen, der Eindruck einer bestimmten Epoche überwiegt und ist für die Stimmung des Ganzen maßgebend, die eine ungemein malerische ist. Bei einer mäßigen Anzahl von Räumen und Objecten, und bei fortgesetztem Probiren mit dem gegebenen Material läßt sich das erreichen. Schon bei einem größeren Museum ist das schwieriger und minder empfehlenswerth. Man hatte anfangs etwas Aehnliches in der umfangreichsten Sammlung ähnlicher Art, dem bayrischen Nationalmuseum, versucht: bei streng chronologischer Folge sollte jeder Raum ein Stimmungsbild der Zeit geben; alle Zweige der Kunst und des Kunstgewerbes traten dabei gemischt auf. Aber als ein kundiger Fachmann, Herr von Hefner-Alteneck, Director des Museums ward, konnte er diese Anordnung nicht ganz bestehen lassen; er sah das Einzelne oft zu sehr von dem Ganzen gedrückt, die Ueberfüllung war unvermeidlich gewesen, eine reizvolle Gesammtwirkung war oft nur auf Kosten des lehrreichen Eindruckes erreicht. So mußte ein großer Theil der Gegenstände aus der bisherigen Einordnung herausgenommen und in dem Hauptstockwerk, das einst, zum Genuß (falls solcher möglich) der Fresken aus der Bayrischen Geschichte ganz leer hatte bleiben sollen, so aufgestellt werden, daß der Besucher die einzelnen Zweige kunstgewerblicher Technik und ihre Entwickelung studiren kann. Was bei dem großen Museum nicht möglich war, ist bei der großen Ausstellung um so weniger angebracht. Schnell, ohne eine auf eingehendes Studium begründete Uebersicht des mannigfachen Materials hat die Aufstellung zu geschehen, sie muß halb improvisirt werden. Der Anhalt für malerische Zusammenstellung, den bei einem Museum die historische Beziehung gewährt, fällt hier fort. Ich möchte es allerdings für möglich halten, daß Männer mit künstlerischem Blick, wenn sie eine höchst zeitraubende und mühsame Arbeit, ein fortwährendes Experimentiren und Corrigiren nicht scheuen, ein paar Monate nach der Eröffnung der Ausstellung, sobald sie alle Objecte in derselben gründlich kennen, eine neue Umordnung des Ganzen von jenem Gesichtspunkt aus, der hier von Anfang an maßgebend hätte sein sollen, vornehmen könnten. Bei

der ersten Anordnung aber war das neue Princip, das man aufstellte, vielfach hinderlich. Das Bazarmäßige, das man vermeiden wollte, tritt hier noch störender hervor, namentlich da man auch die eigentlichen Kunstwerke in dieses bunte Durcheinander eingestreut hat. Man vergleiche dagegen die Ausstellung der älteren Werke. Sie stehen vielleicht gedrängter, und doch sieht Alles ruhiger und harmonischer aus. Die Zusammenstellung nach dem Charakter der Objecte selbst, nach ihrer Technik und deren Entwicklung liegt zu Grunde, ein gewisses decoratives Geschick macht sich ebenfalls geltend; aber es wird nicht vorlaut, reißt die Sachen nicht aus ihrem natürlichen Zusammenhang. Diese Anordnung ist lehrreich und zugleich genußreich, weil sie eben die Anschauung auf Verständniß begründet, die einzelnen Werke gleich so vorführt, wie sie betrachtet, studirt, durch Vergleichung gewürdigt werden wollen!

Eine Einzelheit freilich tritt in der modernen Abtheilung sehr wirkungsvoll und glücklich hervor: die zahlreichen kleineren Cabinette, welche ein Gesammtbild der Hauseinrichtung und Zimmerausstattung gewähren. Aber man würde fehlgreifen, wenn man hierin gerade ein glückliches Resultat des gewählten Princips für die Anordnung erkennen wollte. Solche Bilder der Zimmereinrichtung wurden bereits auf früheren Weltausstellungen gewährt, theils in den Ausstellungsräumen selbst, theils in den Annexen. In Wien waren sie namentlich in der französischen Abtheilung, sodann im großartigsten Maße in dem ägyptischen Hause, in dem Kaiserpavillon zu finden, wir werden sie sicherlich auf allen späteren Ausstellungen wieder antreffen. Die Harmonie des Eindruckes, das eigentlich Künstlerische, kommt hier aber wahrlich nicht erst durch die Bemühungen des Münchener Anordnungs- und Aufhänge-Comité's und durch die Principien, in welchen jenes sattelfest ist, hinein. Die Vereinigung verschiedener Techniken zur zusammenhängenden Wirkung ist hier Sache der Production selbst, der freiwilligen Verbindung zur Arbeit nach künstlerischem Plan. Solche einheitlichen Zimmereinrichtungen müssen dem Ausstellungscomité eben doch auch fertig und als für sich bestehende, in sich abgeschlossene Ausstellungsobjecte eingesandt werden; man kann sie nicht erst im Ausstellungspalaste selbst aus Material verschiedener Art und beliebigen Ursprungs improvisiren. Hängen dann die Anordnenden in solche an sich fertige und abgeschlossene Gemächer noch ein paar Bilder an die Wand, lassen sie noch ein passendes Prachtgeräth auf einem Tische Platz finden, so wird das ja bei richtiger Wahl nicht viel schaden. Stellt man hier in einem reich möblirten Salon einige Aquarellen von Adolf Menzel auf die Staffeleien, so können wir damit zufrieden sein, sobald nur das Licht ausreicht. Wer fähig ist, sie zu genießen, wird sie schon zu finden wissen, mag auch immerhin das große Publicum an ihnen vorübergehen und für einen gelegentlichen Schmuck des vom Architekten, Tischler und Tapezier hergestellten Ganzen halten, was zu dem, in wahrhaft künstlerischer Hinsicht, Werthvollsten und Selbständigsten auf der Ausstellung gehört.

Bei dem gewählten Princip kommt natürlich die Malerei am meisten zu kurz. Man hätte immerhin eine ganze Anzahl von Bildern als Wanddecoration solcher Räume verwenden können, die mit kunstindustriellen Producten gefüllt sind; aber man durfte das nicht ausschließlich thun, man hätte wenigstens einige

ruhige Räume gewinnen sollen, die für Werke der Malerei allein bestimmt waren. Ein reicher Privatmann, welcher auf geschmackvolle Einrichtung seiner Wohnung bedacht ist, jeden Luxus sich gestatten kann und zugleich moderne Bilder sammelt, wird sicherlich manche Bilder in den Wohnräumen anbringen, aber sie in diesen kaum zu sehr häufen, sondern, wenn er wirklich Liebhaber ist, das Beste und Werthvollste in einem besonderen Gemäldesaal bewahren, in welchem die Bilder die Hauptsache sind, jede sonstige Ueberfüllung vermieden ist und die Einrichtung völlig diesem Zweck sich fügt. In dem Münchner Glaspalast kann man höchstens in dem einen Raum, der Piloty's Wallenstein enthält, solche Anforderungen befriedigt finden. Man könnte eher, wenn Platzmangel da ist, die Gemälde viel näher zusammenhängen; aber es ist unerträglich, sie durch umfangreiche Möbel, durch hohe Glaskästen, die verschiedene Objecte zur Schau stellen, unterbrochen zu sehen. Einer Wand mit Teppichen von Haas gegenüber sind die Bilder verloren. Gelegentlich eine Büste in der Ecke, ein kunstvoller Tisch, das läßt man sich gefallen, und das kann sogar glücklich wirken. Aber hierin muß ein feines Tactgefühl zur rechten Zeit das Maß finden.

Unsere Künstler scheinen denn auch die Ungunst, die ihrer hier wartete, geahnt zu haben; sie ließen der Kunstindustrie willig das Feld. Für Plastik, Malerei und Architektur kann das hier Vereinigte nicht auf den Namen einer allgemeinen deutschen Ausstellung Anspruch machen. Gar viele der besten Meister fehlen. Das Neue und Durchschlagende wird für andere und günstigere Gelegenheiten, vielleicht für die Herbstausstellung in Berlin aufbehalten; das Beste, was wir sehen, kennen wir großentheils schon, vielleicht bereits seit der Wiener Weltausstellung, nur wenige unserer berühmten Maler kommen mit Ueberraschungen.

Auch daran ist kaum gedacht worden, die historische Entwicklung der deutschen Kunst während unseres Jahrhunderts zu zeigen, wie das einst in der berühmten Ausstellung des Jahres 1858 hier geschah. Ein paar ältere Werke sind angelangt, aus Berlin, aus Stuttgart, und nehmen sich nun ziemlich vereinzelt aus. Wer beachtet die paar Reliefs von Scheffhauer aus dem Jahre 1796 oder eine der feinsten Landschaften von Joseph Anton Koch, Eigenthum der Stuttgarter Galerie? Nur Krüger's große Parade (1837) aus dem Besitz des deutschen Kaisers, macht allgemeinen Eindruck. Diese solide Malerei, die sich trefflich erhalten hatte, die durchgehende Klarheit des Tons, die uns gern auf das, was man heut unter malerischer Haltung versteht, verzichten läßt, diese gewissenhafte Treue in dem Festhalten der gegebenen Erscheinungen, die zugleich das Werk, als Document einer uns schon fernstehenden Periode, mehr und mehr historischen Werth gewinnen läßt, sind künstlerische Eigenthümlichkeiten von wahrhaft deutschem Gepräge.

Wir finden dann ein paar liebenswürdige Bilder des verstorbenen Friedrich Eduard Meyerheim, eins der feinsten Cabinetsstücke des Wieners Waldmüller, Kinder von bezaubernder Naivetät in einer Märzlandschaft, die mit vollendeter Beobachtung und trefflicher Zeichnung aufgefaßt ist. An Moritz von Schwind erinnern uns ein paar gemalte Einfälle aus der Galerie Schack, gewiß aber nicht die besten, die man dort hätte auswählen können. Im Uebrigen

ist auch jene Richtung der modernen Malerei, welche sich an die großen Italiener lehnte, auf idealen und monumentalen Stil ausging, in Cornelius ihre Höhe, in Kaulbach ihr Ende fand, kaum vertreten. An einer etwas verlorenen Stelle ist nur eins von Kaulbachs letzten Werken, der Nero-Carton zu sehen. Die Richtung, welche in München herrscht, jetzt das Gebiet, auf welchem zuletzt auch Kaulbach nur noch vereinzelt dastand, ganz inne hat, ist die realistische und coloristische von Piloty, auch an anderen Orten geben verwandte Bestrebungen den Ton an. Piloty tritt hier mit dem Anspruch auf, historisch aufgefaßt zu werden. Nicht durch ein neues Werk, sondern durch seinen Seni an der Leiche Wallenstein's ist er vertreten, jenes Gemälde aus der neuen Pinakothek, das in der That seine Eigenthümlichkeit in Auffassung und Technik ganz auf ihrer Höhe zeigt. Nur war vielleicht nicht angemessen, daß ihn die Jury für diese Schöpfung einer früheren Periode von Neuem prämiirte.

In der Schule, die er begründet hat, ist mitunter auch der Zug zum Seelenvollen und Poetischen vertreten; Gabriel Max, oft träumerisch bis zum Krankhaften, läßt ihn diesmal rein und schön in dem zugleich vortrefflich gemalten Bilde „der Wirthin Töchterlein" zur Geltung kommen, die Jury aber nahm von ihm nicht Notiz. Besseren äußeren Erfolg hatte Lindenschmidt, der seinen malerischen Sinn und seine originelle Auffassung bisher an geschichtlichen Episoden bewährt hatte. Hier tritt er mit einem Versuch ganz anderer Art auf. Venus und Adonis, ein Experiment, auf das wir kein sonderliches Gewicht legen möchten, unter dem Einfluß decorativer Malereien der Barockzeit, mit deren coloristischem Reiz er zu wetteifern sucht, doch flau, ohne Idealität der Formen und der Charaktere. Noch gibt es Künstler, welche aus der coloristischen Bahn heraus den Weg zu idealer Gestaltung zu finden wissen, wie Anselm Feuerbach; aber seine Amazonenschlacht und sein Symposion in zweiter Redaction hängen im Mittelraum zu hoch. Das Gastmahl, in Umrahmung und Farbe teppichartig behandelt, kann das allenfalls aushalten; der Amazonenschlacht, auf die der Künstler unendliche Mühe wandte, ohne sein Ziel zu erreichen, wird man weiter nicht nachfragen. Geflissentlich hat man ihn auch nicht wegen dieser großen Bilder, sondern wegen eines in der That classisch edlen Studienkopfes prämiirt. Wie die ganz moderne Richtung sich idealen Aufgaben gegenüber zu fassen weiß, kann das Siegesbild von Anton von Werner lehren. Mit seinem kecken Griff hatte er durchschlagenden Erfolg. Daß alle früheren modernen Bestrebungen nach Idealität und monumentaler Strenge eitel Thorheit gewesen, daß erst Werner dann gezeigt habe, wie dergleichen anzugreifen sei, daß der Charakter seines Bildes der Einfügung in den Organismus eines Monumentalbaues vollkommen entspreche, würden wir kaum behaupten mögen; aber man kann dieser Frage hier am Ende aus dem Wege gehen, wo das Bild, losgelöst aus dem strengen architektonischen Verbande, als Riesenteppich im Ausstellungsraum erscheint. Den Stil kühner Improvisation, den Werner bei seiner Vela für den Einzug der siegreichen Truppen in Berlin erfunden, hielt er auch hier fest. Froh und bewußt greift er mitten in die Wirklichkeit. Aendert er ihre Erscheinungsformen, etwa im Costüm, aus malerischen Gründen, so geschieht dies wie in übermüthiger Maskerade, die auch

offen eingestanden wird. Aber bei diesem Verfahren, das hart an die Grenze des Zulässigen streift, verläßt ihn dann doch der Tact nicht; er ist nicht nur in der malerischen Kraft, in der Bewältigung der Massen, sondern auch durch Schwung und Geist bis in jeden einzelnen Zug überraschend.

Ein andrer unserer gepriesensten Maler, Hans Makart, erscheint diesmal weniger zu seinem Vortheil: ein paar überlegensgroße Studien aus Aegypten, von denen eine prämiirt ward, dann ein aus solchen ägyptischen Studien hervorgegangenes Bild, das man nicht gut mit einem Preise krönen konnte. Das ist eine Schilderung altägyptischen Lebens, zu welcher die Anschauung des modernen Aegyptens den Künstler inspirirt hatte, „die Nilfahrt". Da finden wir großes Geschick des Aufbaues, doch nirgend etwas Unabsichtliches in den Motiven, die anspruchsvoll und doch in der Form nie durchgearbeitet sind. Dabei freilich eine merkwürdige Lichtführung; Schimmer und Glut links und rechts in der Ferne, die Mittelgruppe vorn ganz beschattet, und selbst inmitten dieser Dämpfung coloristische Gegensätze, die bis zum Magischen gesteigert sind. Aber das Ganze erscheint wie ein Traumbild, das zu zerfließen droht, geistig lahm, ohne sachlichen Gehalt.

Die Schlachtenmalerei ist durch ein großes Gemälde von Faber du Faur; die Schlacht von Champigny, auf das würdigste vertreten. Das Bild ist wahrhaft malerisch in der Conception, energisch in der Farbe und vortrefflich angeordnet. Dann sind einige Bilder von Bleibtreu nicht zu übersehen. Die vortreffliche Kriegsepisode vom Grafen Harrach, Vorposten am Mont Valérien, durch frühere Ausstellungen längst bekannt, geht durch ihren Platz verloren.

Im Bildniß gewinnt diesmal offenbar Canon in Wien den Preis durch die ganze Figur einer Dame von großer Feinheit der Auffassung, gewähltem Geschmack in der Durchbildung und malerischer Kraft. Einige Bildnisse von Lenbach gehören zu dem Wirkungsvollsten, das wir von ihm gesehen haben, sind dabei überraschend keck und scharf in der Auffassung, so zwar, daß der Weg bis zur Caricatur nicht mehr weit ist. Die Gestalt des bekannten Kunstfreundes und Kenners Baron Liphard in Florenz, eine Erscheinung, die ganz in Beobachtung, sanguinischer Lebhaftigkeit und Discussion aufgeht, dann der sitzende Döllinger, bei dem Stand und Vergangenheit unverkennbar hervortreten, aber die Fähigkeit der Opposition gegen geistlichen Druck nicht so leicht in den Zügen zu lesen wäre, prägen sich dem Gedächtniß unauslöschlich ein. Wir werden ferner durch einige wohlgelungene Portraits von F. A. Kaulbach, Graef, Leibl und Biermann gefesselt, von diesem ist eine schon mehrmals ausgestellte Dame in Grün hier zu sehen. Ganz köstlich sind endlich die drei Kinder von Gustav Richter, die der Meister auf einen Ofenschirm gemalt hat. Seine geniale Sicherheit des Vortrags und der Auffassung kann man nicht leicht besser kennen lernen, als in dieser Improvisation, die sich schlicht bei der größten Kraft der Farbe gibt und bezaubernd naiv im Ausdruck ist.

Von den Genremalern ist Knaus ferngeblieben; Vautier's Scene vor der Sitzung ist an Feinheit der Charakteristik und leise anklingendem Humor unerschöpflich, wird aber weniger beachtet, als das Bild verdiente; das, wodurch Vautier sein Publicum vorzugsweise zu gewinnen vermag, die tiefe Innigkeit

mitten im Humor, war hier durch den Gegenstand ausgeschlossen. Defregger hat wieder ein großes Sittenbild aus der Geschichte seines Heimathlandes gebracht: siegreiche Schaaren aus dem Tyroler Feldzug von 1809, bei ihrem Einzug in das heimathliche Dorf. In Haltung, Farbe, Beherrschung der Massen wie in der Einzelcharakteristik kann es sich neben seinen besten Arbeiten sehen lassen. Bereits bekannte Bilder von Paul Meyerheim, W. Gentz, K. Becker, Theodor Schütz, Alois Schönn wollen wir nicht aufzählen. Demnächst sind unter den Genremalern namentlich A. von Hagn, Albert Keller, Lossow, Meisel, Gysis, Amberg, A. Gabl hervorzuheben. Auch diesmal treten ein paar polnische Maler in München mit fein beobachteten Schilderungen ihres heimatlichen Lebens auf: L. von Kurella und Anton Kozakiewicz. Im geschichtlichen Sittenbilde zeichnen sich Ludwig von Langenmantel, mit einer Scene der französischen Revolution, Verhaftung Lavoisier's, und Hermann Kaulbach, Friedrich der Große, welcher dem Orgelspiel Bach's zuhört, aus. Stimmungsbilder von feinem psychologischen Ausdruck sind der orgelspielende Cardinal von L. Loefftz, streng und fein in der Durchführung, und die drei Frauen in der Kirche von Eilif Peterssen; diesen Letzteren fehlt nur vielleicht das Ungesuchte. Von den Thiermalern seien namentlich der Schweizer Koller, der freilich nichts Neues gebracht hat, und Braith erwähnt. Die Producte der Landschaftsmalerei sind auch diesmal zahlreich, fast zum Ueberdruß, aber neben den bekannten „schönen Gegenden" von den Alpen bis zum Strande, wie sie sich der Philister gewöhnlich in seine Zimmer hängt, kommen denn doch auch künstlerische Leistungen vor. Von A. Achenbach ist eine Landschaft aus der Gegend von Antwerpen hervorzuheben, von Gude ein norwegisches Küstenbild, von Lier eine hochpoetische Mondscheinlandschaft, Burnitz in Frankfurt fesselt durch seine Stimmungsbilder, die wahrhaft als „paysages intimes" gelten können, im Gegenstande das Einfachste aufsuchen, in der Tonwirkung den Bestrebungen der modernen Franzosen nahe kommen. Das nordische Strandbild von Eugen Dücker, die große Waldlandschaft von Willroider, die italienischen Ansichten von Berninger und Hertel gehören zu dem Stattlichsten. Der Norweger Sinding betritt in der Schilderung seines Vaterlandes mit Glück die Bahn seines Meisters Gude, räumt aber der Staffage eine noch größere Bedeutung ein. Böcklin's südliche Villa am Meeresstrande ist den Besuchern der Galerie Schack seit Jahren als eins der edelsten Werke dieses originellen Malers bekannt. Als Architekturmaler bewährt Wilberg große Anschauung und malerische Kraft. Dann muß man aber diese Gattung vorzugsweise unter den Aquarellen aufsuchen, da sind K. Werner und der unübertroffene Rudolf Alt in Wien vertreten. S. Marco in Venedig und St. Peter in Rom, die Pracht des Marmors und der Vergoldung, die Wirkung altehrwürdiger Denkmäler in der Glut des südlichen Lichtes, die stoffliche Wahrheit wie der stimmungsvolle Reiz dieser Gegenstände lassen sich nicht vollendeter darstellen. Daß auch von Adolf Menzel einige Aquarelle da sind, ward schon berichtet, neben mehreren Genrescenen von wunderbarer Kraft der Farbe auch zwei berühmte Blätter, durch welche er sich als der Meister legitimirt, der wie keiner heutzutage die Malerei in Verbindung mit

kalligraphischer Ornamentik zu handhaben weiß: die Adresse an den König bei dem Siegeseinzuge in Berlin 1866 und das Heckmann'sche Jubiläumsblatt.

Hier ist die Stelle, ein Wort von der Illustration zu sagen, der ja schon diese Arbeiten von Menzel ihrem Charakter nach angehören. Für diesen Zweig der Kunst besitzt Deutschland von jeher vorzugsweise begabte Kräfte. Was wir jetzt auf der Ausstellung an neuen Erscheinungen aus diesem Gebiete sehen, ist zwar nicht eben zahlreich. Außer denjenigen Publicationen, die längst in unseren Häusern Bürgerrecht gewonnen, und deren wir an dieser Stelle nicht nochmals zu gedenken brauchen, sind namentlich zwei neue großartige Cyklen von Compositionen zu Goethe's Faust hervorzuheben, der eine von dem jüngst verstorbenen Kreling, der andere von Liezen Mayer. Beide offenbaren Schwung und lebhafte Phantasie. Liezen Mayer wird vielleicht in der Ausbildung der Hauptcharaktere am wenigsten genügen, aber die reiche Einbildungskraft und der malerische Sinn kommen am besten in solchen Episoden, die der Künstler zwischen den Zeilen zu lesen hatte, zur Geltung. Seinen großen, kühn hingeworfenen Zeichnungen weiß der Holzschnitt von Hecht in München zu entsprechen. In den Stichen dagegen geht bei kleinlicher Behandlung zuviel verloren.

Interessant ist es, die Fülle der Techniken zu übersehen, welche die Illustration, die künstlerische und wissenschaftliche Reproduction in ihre Dienste nimmt, außer dem Holzschnitt und den verschiedenen Gattungen des Stiches treten die mechanischen Vervielfältigungsmethoden in den Vordergrund. Die Copien älterer Stiche und Radirungen in Lichtdruck von Obernetter in München, von der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin, zum Beispiel Wessely's neues Ornamentwerk, geben die Originale in aller irgend denkbaren Treue. In ihrer Anwendung auf Architektur tritt diese Technik in den Publicationen von Gilbers in Dresden, dem Prachtwerk über den Zwinger, den sächsischen Denkmälern des Mittelalters und der Renaissance auf. Unter den Leistungen der Photographie zeichnen sich auch hier wieder die großen Reproductionen der Dresdner Galerie von der Photographischen Gesellschaft in Berlin aus. Die Chromolithographie wird nirgend besser als in Deutschland ausgeübt. Storch und Kramer in Berlin können mit Stolz die Blätter nach altitalienischen Fresken und Tafelbildern ausstellen, welche die englische Arundelsociety bei ihnen anfertigen ließ. Köhler's Prachtwerk über polychrome Denkmäler der Renaissance ist von Loeillot in Berlin farbig reproducirt worden. Das in München erscheinende chromolithographische Prachtwerk über die Kunstwerke der reichen Capelle bewältigt die größten sachlichen Schwierigkeiten.

Da wir hier von den zeichnenden Künsten in ihrem Zusammenhange mit der Bücherausstattung gesprochen haben, sei dieser auch noch in anderer Beziehung ein Wort gewidmet, es ist ein Thema, auf das man immer wieder mit Nachdruck zurückkommen muß. Lange war es bei uns so bestellt, daß wir in den verschiedenen technischen Zweigen, auf die es hier ankommt, die trefflichsten Kräfte besaßen, daß dies oder jenes nirgend besser als in Deutschland herzustellen war, daß auch das Ausland unsere Producenten benutzte. Kam es dann aber auf die einheitliche, in allen Beziehungen genügende künstlerische Gesammtwirkung eines

Druckwerks an, bei der Papier und Druck, Form der Lettern, Raumvertheilung, Ausführung der Illustrationen und Einband in gleicher Weise betheiligt sind, so fehlte fast immer die volle Harmonie; nach irgend einer Seite hin zum mindesten war die Geschmacksbildung zu vermissen. Darüber sind wir noch nicht ganz hinausgekommen, aber die Anfänge zum Besseren sind wahrzunehmen. Ein großes Hinderniß sind zunächst unsere Lettern. Eine Reform in der deutschen Orthographie, wie man sie neuerdings von Staatswegen in Angriff zu nehmen sucht, ist nicht entfernt so wichtig wie die Reform im Stil der Schrift. Lettern, die uns andern Nationen gegenüber isoliren, haben wir beibehalten, wir nennen sie deutsche Lettern, obwol diese Bezeichnung grundfalsch ist und von einer nationalen Eigenthümlichkeit hier nicht die Rede sein kann. Ein übrig gebliebenes Erzeugniß des Mittelalters sind sie, aber keineswegs ein besonderes Buchstabensystem, sondern eine corrumpirte lateinische Schrift. Bis zum 12. Jahrhundert hatte die römische Schrift sich in ziemlicher Reinheit erhalten, dann begannen erst leise, hernach durchgreifend, Modificationen, die mit der allgemeinen Geschmacksrichtung der Zeit, mit dem Formensinn, welcher den gothischen Stil in der Baukunst hervorrief, zusammenhängen und dann auch gleichzeitig mit dessen Anfängen auftreten; statt der harmonischen Abrundung hatte man an dem Eckigen, Zugespitzten Gefallen. Die Anfänge der Renaissance riefen eine neue Wandlung hervor. Die Wiederbelebung der antiken Schrift war ein nothwendiges Ergebniß der gesammten Geistesrichtung, die Buchdrucker und die gelehrten Kräfte, die ihnen zur Verfügung standen, unternahmen solche mit voller Consequenz, mit Berücksichtigung der besten Vorbilder und unter dem Streben, die Buchstabenformen auf bestimmte normale Maßverhältnisse zurückzuführen. In Deutschland nahm der größte nationale Künstler, Dürer, an diesen Bestrebungen maßgebend Antheil. In den meisten europäischen Ländern aber vollzog sich der Umschwung so, daß die wieder belebten antiken Lettern zunächst in der humanistischen Literatur, im Latein durchdrangen, während man in der Literatur der Volkssprachen noch länger bei den Lettern, die das Volk gewohnt war, blieb. In Deutschland hielt diese Trennung nur länger vor als in andern Ländern, offenbar großentheils deshalb, weil eine Blüte unserer Literatur unter Herrschaft des modernen Geistes hier ungleich später auftrat. Deutsch ist diese Schrift darum nicht, man könnte sie eher französisch nennen, weil der Ursprung der ganzen gothischen Geschmacksrichtung in Frankreich zu finden ist, und in der That haben wir sie in italienischen Schreibebüchern als „lettere francesche“ bezeichnet gefunden. Wäre dabei diese gothische Schrift wenigstens noch eine echte, stilgemäße! Aber was in unsern Druckwerken herrscht, sind nur ganz corrumpirte, charakterlos abgeschliffene gothische Formen, die durch die Hände von Generationen gegangen sind, welche die Schriftformen des 13. und 14. Jahrhunderts in ihrem Wesen nicht mehr verstehen konnten. Es ist recht erfreulich, daß Verlagsbuchhandlungen, wie die von Velhagen und Klasing, für Bücherliebhaber neuerdings Ausgaben in alterthümlichem Charakter veranstalten mit einer wirklich gothischen Schrift, der gegenüber dann unsere Druckschrift, auch die, in welcher die gegenwärtigen Zeilen dem Leser vor Augen kommen werden, einfach barbarisch ist. Zeitungen und Zeitschriften, sowie die

ganze schöne Literatur, werden voraussichtlich aber noch am längsten auf Seiten des alten Schlendrians eine Macht bilden; die wissenschaftliche Literatur strebt immer nachdrücklicher nach Emancipation. Seit einigen Jahren werden in der Wiederbelebung echter Aldinen- und Elzevir-Lettern erfreuliche Fortschritte gemacht, wofür unter andern auch manche bei Seemann in Leipzig erscheinenden Werke der Kunstliteratur ein Beispiel gewähren. Aber kommt man in dieser Beziehung in der Ausführung der Illustrationen, in dem Druck derselben auch weiter, so bleibt immer noch eine gefährliche Klippe, der Einband. In Leipzig, in Wien und an einigen andern Orten gibt es allenfalls Buchbinder, welche von den alten Mustern, von modernen Franzosen zu lernen wissen; ihre Zahl aber ist klein. Manche Verleger lassen für ihre Werke Einbände nach stilgemäßer und künstlerischer Zeichnung herstellen; mit welchem Glück dies auch bei einfacher Ausführung geschehen kann, zeigt die bei Spermann in Stuttgart erscheinende „Geschichte der technischen Künste". Aber im Großen und Ganzen herrscht noch die äußerste Geschmacklosigkeit und Zerfahrenheit. Was soll man sagen, wenn eins der besten illustrirten Werke der Neuzeit, Kugler's Geschichte Friedrichs des Großen mit den Holzschnitten nach Menzel, auch heut wieder in einem Einbande auf dem Tische liegt, dessen sich der Aussteller schämen sollte. Was noth thut, und wo Rath zu holen ist, kann man aber gerade diesmal in München lernen, da, wie wir noch sehen werden, die alte Abtheilung der Ausstellung gerade für Buchausstattungen und Einband eine überraschend glückliche und in sich abgerundete Uebersicht mustergültiger Leistungen der Vorzeit enthält.

Wir wollen zunächst zu den bildenden Künsten zurückkehren. Die Malerei mag hier fragmentarisch vertreten sein, aber sie bietet wenigstens genug Treffliches und Interessantes. Die Plastik dagegen nimmt sich am spärlichsten aus. Zwei anmuthige Genrewerke, das Mädchen mit dem Kinde von Wagmüller, die Wasserprobe von Schaper, sind seit mehreren Jahren bekannt, Otto's Gruppe, der Centaur, der mit der Nymphe kost, ist ein nicht eben durchgeführtes, aber im Wurfe glückliches Werk. Manger's Colossalstatue des Fürsten Bismarck zieht wesentlich um der dargestellten Persönlichkeit willen die Aufmerksamkeit an. Originell und bedeutend sind dagegen verschiedene Portraitbüsten, in denen sich eine neue Richtung ankündigt und zwar gleichzeitig an verschiedenen Orten, in Berlin, München, Wien. Die Künstler, die sie verfolgen, scheinen von einander unabhängig zu sein; aber was sie wollen, ist das Gleiche. Der classischen Richtung in der modernen Sculptur stellen sie eine scharf realistische gegenüber, und wenden solche bei derjenigen Gattung an, bei der sie am meisten berechtigt ist, dem Bildniß. Die Plastik des Barockstils, namentlich des französischen, haben die Künstler auf sich wirken lassen. Auf Virtuosität der Behandlung, breiten skizzirenden Vortrag, scharfe, auf die Spitze getriebene Lebendigkeit gehen sie aus. Mit solchen Mitteln verstand es Reinhold Begas, der als einer der originellsten Neuerer im plastischen Stile dasteht, die Erscheinung Adolf Menzel's in erstaunlicher Wahrheit und in feinstem Durchdringen des geistigen Lebens festzuhalten. Verwandte Vorzüge zeigen Wagmüller's Büsten von J. Liebig und von Paul Heyse. Noch einen Schritt weiter in Keckheit und Bravour geht Tilgner in Wien, von dem die Büsten der Schauspielerin

Wolter, der Mediciner Hebra und Rockitansky zu sehen sind. Versagt ein modernes Vorurtheil der Plastik die Färbung, so sucht er dies durch malerische Behandlung, durch gesteigerte Schattenwirkung zu ersetzen, die Augen sind gebohrt und gewinnen Leben, die Behandlung des Costüms ist wirkungsvoll und läßt das Stoffliche zur Geltung kommen, dabei besser, als dies gewöhnlich in den Modeproducten der modernen Italiener vorkommt, und in richtiger Unterordnung unter die Gesammtwirkung.

Ruhiger und abgeschlossener kommen die architektonischen Werke zur Geltung. Unter den modernen Schöpfungen sieht man oben noch zwei alte, die holzgeschnitzten Modelle zu dem Rathhaus in Augsburg von Elias Holl, beide der echt italienischen Renaissance noch näher stehend, als das ausgeführte Gebäude, das sich eben doch den nordischen Bedingungen anzubequemen hatte. Ein Gesammtbild des architektonischen Schaffens in Deutschland erhalten wir freilich nicht. Wien, zur Zeit die glänzendste Stätte monumentaler Bauthätigkeit, ist nur durch ein paar Entwürfe für den Privatbau vertreten. Berlin weist, außer manchen derartigen Leistungen, noch die Pläne für das deutsche Gewerbemuseum von Gropius und Schmieden auf, in classisch-strengen Formen, aber im heimischen Backsteinmaterial. In größerer Anzahl sind die Entwürfe für das deutsche Parlamentshaus, und zwar nicht nur die preisgekrönten, vorhanden. Immer wieder bei erneuerter Anschauung imponirt L. Bohnstedt's großartiger Plan, bei welchem die Disposition und Gestaltung der Haupträume dem genialen Hauptmotiv in der äußeren Architektur ebenbürtig ist. Von neuem bedauert man, daß nach der Concurrenz nicht geschah, was das einzig Richtige gewesen wäre: daß ihm nicht die Ausarbeitung eines definitiven Plans übertragen ward, mochten Einzelheiten des ursprünglichen Planes auch noch der Umarbeitung bedürfen. Die Architekten in der Jury gaben damals größtentheils dem Entwurf von Kayser und Großheim den Vorzug, und in diesem kündigt in der That eine eminente künstlerische Kraft sich an; in bestimmten Beziehungen ist er unübertroffen. Die nicht überwundene Schwierigkeit bestand wesentlich darin, daß die Architekten, durch den Platz veranlaßt, die Hauptfaçade und die Eingangsfaçade trennen wollten, und nun zu keiner organischen Ausbildung beider gelangten. Kayser und von Großheim sind ohne Zweifel die begabtesten jungen Architekten in Berlin. Ihr Rathhausproject für Essen, im Stil deutscher Renaissance, ist ebenso charaktervoll wie anmuthig, ihr Entwurf für eine Börse in Frankfurt am Main wird an künstlerischem Werth und an Originalität durch das zur Ausführung bestimmte Project von Burnitz und Sommer nicht übertroffen, mag dieses immerhin gewisse Vorzüge in der inneren Disposition besitzen.

Die Städte zweiten Ranges geben von ihrem Schaffen eine weit vollständigere Anschauung. Im Ganzen kann man wahrnehmen, daß die früheren starken Verschiedenheiten der localen Schulen in Deutschland mehr und mehr zurücktreten, das Streben und die Ausbildung der Architekten an den verschiedenen Orten haben sich einander genähert. Auch einer Einheit des Stiles ist man nahe gekommen; es überwiegt eine durch classisches Studium vorbereitete Renaissance, die den besten Mustern Italiens nachstrebt, mitunter auch an die

französische oder an die erst wiederentdeckte deutsche Renaissance sich anlehnt, wie das namentlich Raschdorf in Cöln mit Feinheit, mit malerischem Gefühl und auf Grund tiefen Studiums thut. Auch an Stellen, welche sich früher der Renaissance geflissentlich widersetzten, ist sie durchgedrungen, so in Baden, ferner in München, welches den wichtigsten Monumentalbau, der bevorsteht, die Kunstakademie von Neureuther, in Entwürfen und Modell sehen läßt und dafür Bürgschaft gewährt, daß man die Mißgeburt des „neu erfundenen Baustiles" endgültig verworfen. Durch Frische, Compositionstalent und Farbensinn ragt unter den jüngeren Kräften Gnauth in Stuttgart hervor, besonders in seiner mit genialer Benutzung des Terrains angelegten Villa Sigle. Die Verwerthung mittelalterlicher Baukunst für die Gegenwart hat entschieden an Boden verloren; als herrschend tritt sie nur noch in Einer localen Gruppe, in Hannover, auf, wo Oppler den Ton angibt. Als das einzige gothische Profangebäude von Bedeutung stellt sich Hauberrisser's Münchener Rathhaus dar. Von Franz Schmitz in Cöln sehen wir, außer seinem trefflichen Werke über den Cölner Dom und den Concurrenzentwürfen für dessen innere Ausstattung, nur ein Project für das Denkmal auf dem Niederwalde, welches aber der Gothik nicht treu bleibt und außerdem durch einen verwandten Versuch von Hermann Eggert in Straßburg übertroffen wird. Sonst beschränkt sich die Gothik auf den Kirchenbau, und die besten Entwürfe für diesen rühren nicht von Gothikern strenger Observanz, sondern von Egle und von Leins in Stuttgart her, die für bestimmte Zwecke solche Versuche gemacht haben, sich aber im gewöhnlichen Leben zur Renaissance bekennen. Nur ein unglücklicher Düsseldorfer Architekt, Abbema, hat sich an Erfindung eines neuen Baustiles auf mittelalterlicher Grundlage gewagt, den er „gothisch-romanischen Krystallstil" betitelt.

Da wir einmal oben sind, zunächst ein Wort von den Schulen, die sich ebenfalls auf den Galerien ausbreiten. Sie zeigen am klarsten, welch ein Umschwung in unserem Verhältniß zu Kunst und Kunstgewerbe sich während des letzten Jahrzehntes vollzogen hat. Da gibt es kein Land und keinen wichtigen Platz in Deutschland, wo nicht Gelegenheit zu gründlicher künstlerischer Ausbildung geboten wäre. Diejenige des Kunsthandwerkers ist von der des Künstlers nicht mehr entschieden getrennt, der Unterricht für beide hat an Methode gewonnen, die technische und mechanische Abrichtung genügt nicht mehr, die Schulung des gesammten Formensinnes muß die Grundlage bilden. Sehr ansehnlich nehmen sich die Leistungen der Kunstgewerbeschule zu München aus, sie werden durch die Nürnberger Schule nicht mehr übertroffen. Beachtenswerth sind die Leistungen der Akademie in Leipzig, dann die Fortschritte der Schule an der Landesgewerbehalle zu Karlsruhe. Um so kümmerlicher sieht es freilich in den zahlreichen gewerblichen Fortbildungsschulen in Württemberg aus. Zu dem Raume, den sie einnehmen, zu den Ansprüchen, mit denen sie auftreten, stehen ihre wirklichen Resultate in keinem Verhältniß. Das künstlerische Verständniß ist mäßig, man sieht wenig Wahl und Methode in der Benutzung der Vorbilder, keine hinreichende Schärfe und Genauigkeit in ihrer Wiedergabe. Die Zahl von Köpfen nach der Antike, die auch nur einigermaßen charakteristisch

und verstanden sind, ist gering. Die künstlerische Rathlosigkeit tritt dann vollends zu Tage, wenn es sich um das Eingreifen in die Praxis handelt. Auch in Preußen stehen gewerbliche Zeichenschulen, wie die zu Breslau, auf keiner hohen Stufe. Günstiger ist es oft in den neuen Provinzen, zum Beispiel in Kassel, bestellt. Ernste Bestrebungen in theoretischer wie in praktischer Beziehung kommen dann im deutschen Gewerbemuseum zu Berlin zur Geltung. Doch erwecken dessen Leistungen noch nach zwei Seiten hin Bedenken. Bei den Zeichnungen nach Gyps aus dem Abendunterricht glaubt man oft zu spüren, daß auf die Schnelligkeit der Auffassung, also auf die Routine, ein größeres Gewicht als auf das feinere Verständniß gelegt wird. Der architektonische und ornamentale Unterricht ist sodann rein auf die wissenschaftlich bereits überholten Böttticher'schen Principien basirt, die Kenntniß der Formenwelt, wie sie in der Kunst der Vergangenheit vorliegt, wird unnöthig eingeengt, die wesentlich grammatische Auffassung der Formen läßt die freie künstlerische Empfindung oft nicht genug zum Ausdruck kommen.

Kaum wird ein Zweifel darin bestehen, daß das gesammte künstlerische Unterrichtswesen in Deutschland denn doch von dem österreichischen weit überboten wird. Der Umschwung ist eben hier schon etwas früher eingetreten, und der neue Aufschwung der gewerblichen Production, wie namentlich der Architektur, in der österreichischen Hauptstadt kam diesen Bestrebungen zur Reform des Kunstunterrichts glücklich entgegen. Um dieser ihre Hand zu leihen, fanden sich die trefflichsten Kräfte; nicht auf vereinzelte Versuche war es abgesehen, sondern auf eine einheitliche Organisation, welche das ganze Land umfaßte. Den Centralpunkt bildet die Schule des österreichischen Museums, mit ihr stehen die kunstgewerblichen Fachschulen des Handelsministeriums an den verschiedensten Orten der Monarchie in Beziehung. Die Schulen selbst sehen als ihre Aufgabe an, den Uebergang aus der theoretischen Ausbildung in die praktische Thätigkeit zu erschließen. Treffliche Schulung der Hand, sichere Bildung des Formgefühls bilden die Grundlage; vom Zeichnen und Modelliren aus wird aber dem Schüler zugleich der Weg zur Verwerthung seiner künstlerischen Fähigkeiten in verschiedenen Gewerben, zum Ausführen unter der Leitung bewährter Meister, dann auch zur freien eigenen Erfindung erschlossen. Die Belege hierfür sind vortrefflich gewählt. Man beachte die Pflanzenstudien aus der Schule des Museums, die Aufnahme des Schlosses Velthurns mit seiner gesammten inneren Einrichtung, die Porzellanmalerei nach Entwürfen von Laufberger, den vom Professor Storck entworfenen Magnatensäbel in Tauschirarbeit, den von dem Schüler Bühlmeyer erfundenen und ausgeführten Spiegelrahmen, dann aber auch die Flachstickereien und Rothstickereien aus der 1874 eröffneten Kunststickereischule in Wien, die Bucheinbände und kleineren Gefäße aus der Prager Schule für Goldschmiedekunst und verwandte Gewerbe.

Die Resultate dessen, was wir in den Schulausstellungen erstrebt sehen, finden wir dann unten in den kunstgewerblichen Theilen der Ausstellung. Wir haben nicht die Absicht, auf diese irgend ausführlicher einzugehen. Der schließliche Eindruck ist ein ähnlicher, wie bei der Wiener Weltausstellung von 1873, über welche ja eine höchst umfassende Literatur vorhanden ist; die Bücher von

Julius Lessing, von Jacob Falke, das von C. von Lützow herausgegebene Prachtwerk. Nur ist hier die Ausstellung auf Grund strengerer Wahl erfolgt, die Masse des wirklich Geschmacklosen und Stilwidrigen ist ziemlich fern geblieben; was wir sehen, erhebt wenigstens den Anspruch, als etwas künstlerisch Durchgebildetes zu erscheinen. Die Teppiche mit den brutalen naturalistisch aufgefaßten Blumen sind fast verschwunden, die Schmucksachen, welche nur durch den Stoff wirken und jeder plastischen Gestaltung unfähig sind, treten zurück, und man kann zugeben, daß die Juwelierarbeiten einiger Wiener Häuser oder von Hugo Schaper in Berlin sich neben den besten französischen und italienischen Arbeiten sehen lassen dürfen. Der mit unverstandener Spätgothik verquickte Naturalismus ist bei prächtigen Schaugefäßen seltener geworden. In Silberarbeiten zeigt gerade München unverkennbare Fortschritte. Mögen einige Arbeiten von Sy und Wagner in Berlin, Ehrenschilde, Gefäße u. s. w. bei aller Trefflichkeit doch noch zum Theil ein zu geflissentliches Ueberwiegen des Figürlichen zeigen, so gehören sie doch eigentlich schon einer überwundenen Epoche an. Dagegen macht die königliche Porzellan-Manufactur von ihren großen Vasen und Schaugefäßen in steif-classischer Form und mit Malerei, die anderswo besser am Platze wären, nicht mehr so viel Aufhebens, wie ehedem. Diese Anstalt, sowie die sächsische Porzellan-Manufactur bewegt sich wieder vorzugsweise, in Services, plastischen Figürchen und Ziergefäßen, in dem Stile des vorigen Jahrhunderts, der für dies Material der wahrhaft classische ist. In den mannigfaltigsten Zweigen der Production nehmen wir die Theilnahme echter Künstlerkräfte wahr, vor Allem der Architekten, die sich naturgemäß nicht nur um den Bau, sondern um die ganze Ausstattung zu kümmern haben, geistesverwandte künstlerische Genossen heranzuziehen, die Handwerker in der Praxis zu schulen wissen. Daher sind jene Leistungen möglich, welche diesmal den größten Reiz der modernen Ausstellung bilden, die in sich abgeschlossenen Zimmer, unter denen die mannigfaltigsten Richtungen vertreten sind. Im streng mittelalterlichen Stil steht Oppler in Hannover ziemlich allein; er beschränkt sich auf das heimische Material, Eichen- und Tannenholz, Schmiedeeisen u. s. w., ist der mitwirkenden Kräfte vollkommen sicher und bringt eine stilgemäße Wirkung hervor. Wohlthuender und vertrauter, obwol gleichfalls alterthümlich im Charakter, wirkt das Cabinet von Seidl in München. Die Formen deutscher Renaissance bequemen sich unseren Lebensbedingungen ungezwungener, als diejenigen der Gothik, an. Aber in den meisten Fällen wird nicht sowol die einfachere bürgerliche Behaglichkeit betont, als ein gediegener, repräsentirender Luxus, und da entsprechen dann spätere Renaissanceformen, die sich oft schon dem Barocken nähern, besser. Das Speisezimmer von Steinmetz in München mit Täfelung, sowie mit Fries und Deckenbildern von Wagner gewährt ein charakteristisches Beispiel. Einige der besten Zimmereinrichtungen findet man in der österreichischen Abtheilung, so das Herrenzimmer von Schenzel. Das köstlichste aber sind zwei jener Zimmer, welche die Wiener Industriellen für den Kaiserpavillon der Weltausstellung einrichteten und den Majestäten zur Verfügung stellten. Die besten Kräfte haben hier nach den Entwürfen von Storck

gearbeitet und das Vorzüglichste, was sie konnten, geleistet. Sie gewähren ein Bild im Kleinen von der Ausbildung des Kunstgewerbes in Wien.

Daß keine Partie einen so wohlthuenden, harmonischen und künstlerischen Eindruck macht, wie die österreichische Ausstellung, ist erklärlich; die Gründe haben wir schon früher erwähnt. Nicht nur das entwickelte großstädtische Leben der österreichischen Hauptstadt, nicht nur der heilsame Einfluß des Museums für Kunst und Industrie, das so schnell verstanden hat, feste Wurzel zu fassen und zur praktischen Gewerbethätigkeit in ein unmittelbares Verhältniß zu treten, war dafür maßgebend, sondern auch die musterhafte Organisation, die uns hier gegenübertritt, wie wir sie schon bei dem kunstgewerblichen Schulwesen bemerkt haben. Das österreichische Museum hatte bei der Ausstellung alle Fäden in der Hand. Von diesem Mittelpunkte aus wurde Alles einheitlich dirigirt, nichts blieb dem Zufall überlassen; und so zeigt man wirklich das Beste, was man vermag, bei aller Knappheit doch ziemlich vollständig. Mag der letzten Weltausstellung gegenüber auch in dieser Abtheilung des Neuen und Ueberraschenden nicht eben viel sein, so können wir doch das Gebotene hier ruhiger genießen, weil es gesammelt, nicht zu massenhaft, in glücklichster Auswahl vor uns steht. Gleich im ersten Raume breitet sich die Ausstellung der Glaswaarenfabrik von Lobmeyr aus, sie füllt ihn fast ganz, und doch läßt sich nicht behaupten, daß etwas in ihr überflüssig wäre. Unter den Luxusgegenständen finden wir das von der Weltausstellung her berühmte Tafelservice des Kaisers von Oesterreich wieder. Neben dieser classisch-reinen Renaissance tritt eine musterhaft behandelte Gothik in der von Friedrich Schmidt erfundenen Kanne nebst Becher für das neue Rathhaus auf. Daneben finden wir auch einfachere Geräthe für den täglichen Gebrauch. Es folgen die Teppiche von Philipp Haas, die Spitzen von Stramitzer, die Tapezierarbeiten von Fix, die monumentalen Eisenarbeiten von Waagner, die Möbel, unter ihnen auch der köstliche in Amarant- und Ebenholz eingelegte Bösendorfer'sche Flügel, der dem österreichischen Museum gehört. — Doch auf weiteres Aufzählen wollen wir uns nicht einlassen.

Erfreuliches findet man in allen Abtheilungen bis auf eine: die der kirchlichen Kunst. Alle ihre Heiligen können ihr nicht helfen, sie ist durchaus öde und unerquicklich. Das Einzige, was eines Blickes werth ist, sind wenige unter den ausgestellten Meßgewändern. Dabei ist alles irgend Mögliche für sie geschehen, das westliche Ende des Glaspalastes ist in eine Art romanische Capelle verwandelt, deren Chor die Mayer'sche Kunstanstalt in München mit ihren Erzeugnissen allein füllt. Einige höher gelegene Seitenabtheilungen schließen sich an. Die Mehrzahl der Arbeiten ist im mittelalterlichen, besonders im gothischen Stil gehalten; aber die Fortschritte, welche die jüngste Zeit in gründlicher wissenschaftlicher Kenntniß der mittelalterlichen Formen gemacht hat, ist an diesen Erzeugnissen spurlos vorübergegangen. In den kirchlichen Geräthen und Möbeln finden wir Trockenheit und Schablone, der Schwung erfinderischer Phantasie fehlt, aber ebenso die Vertrautheit mit den besten Vorbildern, mit der reichen Mannigfaltigkeit der Formenwelt, die dem Mittelalter zu Gebote stand. Die kirchliche Plastik aber ist das Schlimmste. Zu dem rein

Schematischen in Motiv und Bewegung, dem dabei doch der Ernst und die Würde des Typischen mangeln, kommt die kraftlose, unwahre Süßlichkeit des Ausdrucks und endlich eine Polychromie, der die einfachsten Grundbegriffe abgehen. Weil man eben nicht den Muth hat, wirklich in die Farbe zu gehen, und ebenso sehr realistische Lebendigkeit wie stilvolle Abwägung der Töne scheut, verfällt man in diese matte, unkräftige, gerade dadurch bunte Farbe, die sich krankhaft ausnimmt und Ueberdruß erregt. Auch unsere neueste Glasmalerei, die man dann noch auf der zweiten Galerie aufsuchen muß, hat immer noch nichts gelernt. Benutzt sie die gothischen Vorbilder, so hält sie sich gewöhnlich an diejenigen der spätesten, entarteten Zeit. Die Bedingungen des Wirkens in der architektonischen Gesammtheit, die völlige Verschiedenheit der Aufgaben, welche der durchscheinenden Malerei und dem Staffeleibilde zufallen, hat sie nicht eingesehen. Sie hätte sich klar machen müssen, daß von Hause aus das Glasbild auf den Teppichstil angewiesen ist, daß die Muster des rein gothischen Stils im 13., höchstens bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts die einzig maßgebenden sein dürfen. Die Franzosen verstehen sich heutzutage auf kirchliche Kunst unendlich viel besser, weil sie eben von der eigenen Vergangenheit mehr gelernt haben, und da, wo das unumgänglich ist, streng nach ihren Gesetzen verfahren. Auch bei uns hätte man das bequem, wenn man nur die Augen offen hielte, oder nur genug Bildung besäße, um das zu thun. Für wie viele Zweige der kirchlichen Kunst bietet gerade die jetzige Ausstellung unübertreffliche Vorbilder! Es kommt nur auf den empfänglichen Sinn an und auf das geschulte Verständniß, das sich Rechenschaft gibt, wo der strenge Anschluß unumgänglich sei und wo man sich Modificationen und freiere Bewegung gestatten dürfe.

Und nun treten wir ein durch jenes prächtige Portal zu den „Werken der Väter". Sie sind doch das Werthvollste und Lehrreichste, was hier ausgestellt ist. Schon bei dem ersten Besuch lockt diese Pforte den Kommenden am meisten, zu ihr kehrt man stets am liebsten zurück. Es ist gelungen, hier eine Reihe der größten Kostbarkeiten zusammenzubringen; aller Orten in Deutschland, von der Ostsee bis zu den Alpen, und noch von weiterher hat man beigesteuert. Und dabei war eine starke Concurrenz zu bestehen mit der kunstgewerblichen Ausstellung in Köln, welche diesmal die Rheinlande mit Beschlag belegte. Die Kirchenschätze von Cammin, Paderborn, Danzig, Zehdenik, Limburg an der Lahn, Komburg in Württemberg, Augsburg, die reichen österreichischen Klöster, Nonnberg und St. Peter in Salzburg, Kremsmünster, St. Paul, Rain in Steiermark, Wilten in Tyrol u. s. w. haben ihr Bestes gesendet. Der deutsche Kaiser, Prinz Karl von Preußen, die Großherzöge von Sachsen und von Baden, der Herzog von Coburg, die Fürsten von Hohenzollern, von Fugger-Babenhausen, die Magistrate vieler Städte haben beigesteuert. Oeffentliche Sammlungen haben ihre Schätze hergegeben, vielleicht im größten Maßstabe das königliche Museum und das Gewerbemuseum in Berlin, dann das historische Museum in Dresden, die Museen von Cassel und Braunschweig, die Bibliotheken von Bamberg und Fulda. Das South Konsington-Museum in London hat deutsche Arbeiten aus seinem Besitze in vier besonderen Schränken aufgestellt. Dazu kommt eine reiche Auswahl dessen, was München

selbst bietet, besonders aus den Schätzen der Residenz, den sonst nicht leicht sichtbaren Kostbarkeiten der Schatzkammer und der Reichen Capelle.

Malerei und Plastik im Großen muß man hier weniger suchen. Unter den Gemälden, meist aus Privatbesitz, ist nicht viel von erheblicher Bedeutung, eine Stifterfamilie von Martin Schaffner mag das Wichtigste sein. Die Blütezeit der deutschen Plastik im Mittelalter ist repräsentirt durch drei vom Frauenhause in Straßburg gesandte Abgüsse der erhaltenen Sculpturen am Südquerhaus-Portal des Münsters, dem Relief mit dem Tod Maria's und den schlanken, anmuthig-hoheitsvollen Gestalten des Christenthums und des Judenthums, Schöpfungen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die es mit dem Schönsten der damaligen französischen Sculptur aufnehmen können. Dazu kommt dann noch der alte Hochaltar der Kirche zu Oehringen in Württemberg mit fünf lebensgroßen geschnitzten Heiligenfiguren, welche den ausdrucksvollen Realismus vom Ende des 15. Jahrhunderts auf seiner Höhe zeigen. Das deutsche Kunsthandwerk dagegen kann man wirklich in seiner Geschichte verfolgen und zwar in den verschiedensten Zweigen. Das Comité hat sich außerdem Mühe gegeben, den Katalog so zu verfassen, daß er wirklich Dienste leisten kann, und die nothwendigsten kunstgeschichtlichen Notizen sowie die Maße mittheilt. Solche Arbeit geht natürlich nicht schnell von statten und das letzte Drittel des Verzeichnisses ist daher jetzt erst im Druck.

Einzig in seiner Art nach Stil und Alter ist das große Reliquiar aus fossilem Bein, aus der Domkirche zu Cammin, mit nordischen Verzierungen, die jedem Einfluß antiker Vorbilder, wie ihn die karolingische Kunst hervorrief, vorangehen, Bandverschlingungen, die gelegentlich zu monströsen Thieren gerinnen. Ein berühmtes Werk, dessen Epoche feststeht, ist der tauschirte und niellirte Kelch des Herzogs Thassilo von Bayern, aus dem achten Jahrhundert (Stift Kremsmünster). Der Ciborium-Altar des Königs Arnulf aus dem 9. Jahrhundert (Reiche Capelle) ist im Schatzkasten zu sehen. Der frühesten Periode des romanischen Stils (11. Jahrhundert) gehört der hölzerne Faltstuhl aus dem Stift Nonnberg in Salzburg an, mit Elfenbeinreliefs und später hinzugefügten Malereien. Da sehen wir unter den Kleinodien die Krone der Königin Kunigunde (bayrische Schatzkammer); alt ist der untere Reif mit Edelsteinen in Goldfiligran, der obere Theil ist gothische Zuthat. Die angebliche Krone ihres Gemahls, Königs Heinrich II., gehört freilich ganz dem 14. Jahrhundert an. Ein echtes Werk seiner Epoche, von ihm um 1010 dem Baseler Münster geschenkt, das bekanntlich durch die Theilung des Cantons in neuerer Zeit seiner Kirchenschätze beraubt wurde, ist sodann das große Vortragekreuz aus der Sammlung des Prinzen Karl von Preußen.

Während der Periode des romanischen Stils liegt der eigentliche Schwerpunkt des künstlerischen Schaffens neben der Architektur in der Kleinkunst. Sie steht wesentlich im Dienste des kirchlichen Lebens, der geistliche Stand liefert außerdem größtentheils die ausübenden Meister und die Werkstätten. Hat auf Grund neuerer Forschungen die hergebrachte Annahme, auch die romanische Baukunst sei wesentlich in geistlichen Händen gewesen, zwar keine Widerlegung, wol aber eine Einschränkung erfahren, so gilt dies doch nicht von der

Kleinkunst, den meisten Zweigen des Kunstgewerbes. Ihr Sitz war wesentlich in den Klöstern, welche als die Heimstätten der technischen Ueberlieferung, der classischen Reminiscenzen, des Wissens wie der Kunstfertigkeit dastanden. Interessant ist während dieser ganzen Periode das Schwanken zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen. Bald stärkere Einflüsse von Byzanz her, bald unabhängigere eigene Bestrebungen. Byzanz war der Hauptsitz der fortlebenden classischen Bildung, die, auch in Verfall und Erstarrung, noch immer imponirend genug wirkte. Der Handelsverkehr, die politischen Beziehungen brachten unausgesetzt Werke des dortigen Gewerbefleißes nach dem Abendlande, und diesen gegenüber konnte man sich nur bewundernd, aufnehmend, lernend verhalten. Zu gewissen Zeiten, so in der Epoche König Heinrich's II., sind diese Einwirkungen stärker und zusammenhängender. In anderen Epochen treten sie wieder mehr zurück. Der Anschluß war ohnehin selten ein consequenter. Was man einfach übernahm, was man nachzuahmen suchte, war erstens das Technische, zweitens das Typische. Doch in eigentlich geistiger Beziehung konnten diese starren Vorbilder nicht befriedigen; man war darauf angewiesen, sobald man selbst etwas zu sagen und zu geben wußte, eigene Wege zu gehen. Daß gerade die deutsche Kunst dies verstand, gibt ihr während der romanischen Periode ein bestimmtes Uebergewicht im Abendlande, sie steht damals ebenso entschieden in erster Linie, wie die französische Kunst während des gothischen Stils. Unbeholfen, kindlich, selbst roh, besonders in figürlichen Gestaltungen, weiß sie doch geistige Intentionen voll Kraft und Kühnheit inmitten dieser Gebundenheit zur Geltung zu bringen; und, was auch bei unentwickeltem Sinn für die Auffassung der wirklichen Welt durchaus bewunderungswerth bleibt, ist die Herrschaft über die tektonischen Formen, sowie die technische Vollendung. Das waren keine Arbeiten der Speculation, unternommen im Getriebe der Concurrenz, im Kampf um's Dasein, sondern Leistungen einer um Aeußeres unbekümmerten Hingabe an die Sache, der es zugleich als ein Werk des Gottesdienstes erschien, das Höchste und Beste zu leisten. Die verschiedenen technischen Zweige waren nicht geschieden, die Künstlermönche verstanden sich auf alle; Metalltechnik, Goldschmiedekunst, Email, Malerei, Illuminirkunst, Glasfabrication, Glasmalerei, Schnitzerei in Holz und Elfenbein wurden in denselben Werkstätten betrieben.

Ein Bild dieser Zustände gibt das wichtigste kunsttechnische Lehrwerk des Mittelalters: „Theophilus, diversarum artium schedula." Nach der durchaus einleuchtenden Conjectur des neuesten Herausgebers, A. Ilg, ist der Name Theophilus pseudonym und der kunstbewanderte Autor des Werkes ist wahrscheinlich der Bruder Rogkerus im Kloster Helmershausen an der Dimel. Hier war eine Hauptstätte künstlerischen Betriebes in Sachsen, hier lebte zum Beispiel auch der Mönch Heriman, welcher das Evangeliar für Heinrich den Löwen gefertigt, das die vollkommensten Miniaturen, die wir aus dem 12. Jahrhundert kennen, enthält, jetzt im Besitze des ehemaligen Königs von Hannover. Es ist besonders interessant, daß sich auf der Ausstellung jenes Werk befindet, als dessen Urheber der obengenannte Rogkerus beglaubigt ist: ein Tragaltärchen aus dem Dom zu Paderborn, mit Gravirung, Niello, Email, Goldfiligran, mit edlen Typen und guten Bewegungen in den gedrungenen Heiligengestalten sowie

mit trefflicher Architektur. Unter den Reliquiarien ist dann namentlich der große Schrein aus Beckum in Westphalen, schon im Uebergangsstil, hervorzuheben. Die Ausbildung des Emails, wie sie damals in den Rheinlanden erreicht wurde, tritt besonders schön in einem Tragaltar des Berliner Gewerbemuseums (Katalog 24) hervor. Der Gothik des 14. Jahrhunderts gehören der große, berühmte Schrein des heiligen Petroclus aus Soest (Berliner Kunstkammer) und das köstliche Reliquiar in Tafelform mit der Krönung Maria's aus St. Paul in Kärnten an. Unter großen Metallwerken rein romanischen Stils ragen ein Antependium und die berühmte Krone aus Komburg in Schwaben hervor. Wie solche großen Deckenleuchter in Kranzform gewöhnlich, so zeigt auch diese ein Bild des himmlischen Jerusalem, einer Stadt mit Mauern und Thürmen. Auf den Zinnen können Kerzen aufgestellt werden, die Thüren sind Laternen, mit Heiligengestalten decorirt.

Die Kelche gehören größtentheils der gothischen Periode an, bis auf den schon an das Ende des 12. Jahrhunderts zu setzenden Kelch aus Stift Wilten in Tyrol, mit Patene und zwei Saugröhrchen für den damals noch üblichen Weingenuß der Laien bei der Communion. Aus dem 13. Jahrhundert stammen diejenigen aus St. Peter in Salzburg, Cammin, dem adeligen Convent zu Preetz, dieser mit zarter Filigranarbeit, ebenso der schönste von allen, aus der Nicolaikirche in Berlin, eine Stiftung des Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg, wie die übrigen in vergoldetem Silber, mit plastischen Heiligenfiguren, Edelsteinen und Perlen und wundervoll gearbeitetem Knauf. Die spielende Eleganz der späteren Zeit, gegen 1500, könnte nicht anmuthiger repräsentirt werden, als durch einen Kelch des Braunschweiger Museums mit den kleinen biblischen und symbolischen Reliefs in entzückender Laubwerkumrahmung.

Diese späte Periode, die Verfallszeit des gothischen Stils, versteigt sich in ihren kunstindustriellen Producten oft zu den abenteuerlichsten Gestaltungen, die dann doch eigenthümlichen Reiz besitzen. Walteten ehedem in der klösterlichen Kunst ernste Feierlichkeit und typische Strenge vor, so gehen die zünftigen Meister jetzt darauf aus, im fröhlichen Behagen ihre technische Bravour und ihre unerschöpflichen Einfälle zur Schau zu stellen. Hatte die Baukunst während der gothischen Epoche so sehr die Alleinherrschaft an sich gerissen, daß sie auch der ganzen Geräthbildnerei eine architektonische Schablone aufnöthigte, so suchen die Meister jene Fesseln, die sie nicht sprengen können, sich leicht zu machen. Sie lösen die Architekturformen in vegetabilisches Gewächse auf, setzen üppigen Naturalismus an Stelle tektonischer Strenge, sind auch in der Verwilderung so lustig und keck, daß man ihnen nicht böse sein kann. Bezeichnend dafür sind die große Monstranz, die Ende des 15. Jahrhunderts zu Augsburg für den Bischof Friedrich von Zollern gefertigt ward, dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gehörig; dann ein Kleinodienschrank, der monstranzförmige Kreuzportikel, den Meister Lucas von Antwerpen zu Donauwörth für Kaiser Maximilian gearbeitet (Fürst R. F. von Oettingen-Wallenstein), und das Hauptstück des Lüneburger Silberschatzes im Berliner Gewerbemuseum, der riesige Elephantenzahn als Trinkhorn. Ihn zu stützen, tragen zwei silberne Elephanten

Thürme auf dem Rücken, die in luftigen Pyramiden in die Höhe wachsen um sich dann zu einer Ehrenpforte zu verflechten.

Aber auch die besten Werke dieser Zeit lassen erkennen, wie sehr der deutschen Kunst damals das Einmünden in die Renaissance nothwendig war, welche der architektonischen Verwilderung Einhalt that, indem sie neue Formgesetze aufstellte, dem fröhlichen Realismus, zu dem die deutsche Kunst aus sich selbst heraus gekommen war, dadurch Lebensfähigkeit verlieh, daß sie ihn auf bewußte Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur begründete. Die größten Künstlergeister der Nation, Dürer und Holbein an der Spitze, sind jetzt die Vorkämpfer dieser Bestrebungen. Sie wenden dabei ihr Auge unausgesetzt dem Kunsthandwerk zu, für welches sie Vorbilder entwerfen und das ihnen viel von ihrem erneuerten Aufschwung dankt, durch sie zu der schon vorhandenen technischen Ausbildung nun auch stilistischen Halt und freies, geisterfülltes Kunstgefühl gewann. Werke, welche direct auf Dürer's oder Holbein's zahlreich vorhandene Entwürfe zurückgehen, lassen sich hier, sowie meistens, nicht nachweisen. Wol aber zeigen die Schöpfungen der folgenden Jahrzehnte indirect ihren Einfluß. Jene zarten und phantasievollen ornamentalen Erfindungen dagegen, welche die Kleinmeister, Hans Sebald und Barthel Beham, Aldegrever und Andre, durch ihre Kupferstiche in die Welt sandten, findet man da oder dort an den Producten des Handwerks nachgeahmt oder verwerthet. Ganz im Geiste der Beham sind zum Beispiel die feinen Reliefs an dem Bandwirkerrahmen aus dem Berliner Gewerbemuseum, einem der elegantesten Nürnberger Erzeugnisse aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Waren Anfangs die freien Städte für die Kunst der deutschen Renaissance maßgebend, so begannen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die fürstlichen Residenzen mit ihnen zu wetteifern. Durch Kunstliebe und Glanz nahm bald, seit Albrecht V., der Bayrische Hof eine hervorragende Stellung ein. Die herrschende Richtung hier war vielleicht minder volksthümlich, hatte aber noch voller aus der Quelle italienischer Renaissance geschöpft. Hans Mielich, der Maler des Hofes, im Bildniß ein tüchtiger Fortsetzer der alten schlicht-realistischen Richtung, war im kunstgewerblichen Geschmack völlig vom Süden her bestimmt. Für Erfindungen dieser Art vorzugsweise begabt, wußte er eine ganz neue Richtung, namentlich der Goldschmiedekunst, zu begründen. Seine farbigen Entwürfe zu solchen, theils der Hofbibliothek in München, theils Herrn von Hefner-Alteneck gehörig, sind an verschiedenen Stellen der Ausstellung zu sehen. Im Kleinodienschrank sieht man eine Fülle von Werken, die nach ihnen oder in ihrem Geiste geschaffen wurden. Besseres hat damals Italien selbst nicht hervorgebracht. Vieles, was einst die Michaelskirche, das Kloster Andechs, der bayerische Hof von solchen Werken besaßen, ist durch Wechselfälle des Schicksals zerstreut worden. Aber noch immer liefern die Schatzkammer und die Reiche Capelle Kostbarkeiten, wie sie wol kaum wieder vorkommen: Reliquiarium, Altarkreuz, zwei Kußtäfelchen, Pokale, Prachtgefäße aller Art, Waffen, Halsketten, allerlei Schmucksachen. Hans Mielich begründete in diesen Arbeiten einen neuen Stil. Das Eigenthümliche besteht erstens in der vollendeten Plastik der Formen, bei der dann doch das Figürliche sich wunderbar den Hauptformen

des Geräthes fügt. Zweitens in der vollendeten und harmonischen Farbenwirkung, zu welcher die kunstreich combinirten Stoffe, Gold, Silber, Email, köstliche Edelsteine sich selbst zur Geltung bringen. Auch Prinz Karl von Preußen und der preußische Krontresor haben kleinere Schmuckgegenstände der gleichen Schule ausgestellt, der dann ebenfalls ein Schwert mit emaillirtem Goldgriffe aus dem Museum zu Cassel angehört. Auf andere Kostbarkeiten ersten Ranges in diesem Schatzkasten wollen wir nur kurz hindeuten. Da ist ein kleines Büchlein aus dem Herzoglich Sachsen-Coburgischen Schatz, 5 zu 6 Centimeter groß, mit einem Deckel von Goldschmiedsarbeit, figürlichen Darstellungen, Email und Juwelen. Da finden wir Schützenkleinodien aus deutschen Städten, große Gefäße, Pokale, Brautbecher u. dgl. aus vergoldetem Silber, Nautilusbecher, Straußeneier als Pokale gefaßt, den Tafelaufsatz in Form eines Elephanten aus dem Berliner Gewerbemuseum, eine prächtige Kanne aus dem Casseler Museum, Taufkanne mit Schüssel aus der Hofcapelle in Gotha, eine Trinkschale als Schiff, Geschenk der englischen Kaufleute an den Rath der Stadt Emden, Augsburger Arbeit, ferner große Pokale aus dem Lüneburger Schatz und aus dem Besitze des deutschen Kaisers, so den berühmten hohen Pokal von Wenzel Jamnitzer in Nürnberg, umgeben von den Kurfürsten und mit Kaiser Max auf dem Deckel. Die Zeit, welche solche Werke schuf, war dieselbe, in welcher Meister wie Mielich und Christoph Schwarz die Entwürfe zu den Prachtrüstungen französischer Könige fertigten, und die Ausführung dieser Arbeiten dann auch in den Werkstätten deutscher Waffenschmiede geschah. Diese herrlichen Zeichnungen, breit, im großen Maßstabe, mit ihrer Fülle figürlicher Motive wurden durch Hefner-Alteneck vor vierzehn Jahren im Ausschuß des Münchener Kupferstichcabinets aufgefunden und sind in einem Nebenraum der Ausstellung zu sehen.

Die gewebten Stoffe, die Stickereien beginnen verhältnißmäßig spät. Das frühere Mittelalter war mit dem Import von Byzanz und vom Orient zufrieden. Eine frühe Arbeit ist der Kaisermantel Otto's IV., den er der Aegidienkirche zu Braunschweig im Jahre 1218 vermacht hatte (Braunschweiger Museum). Sonst überwiegt das 14. Jahrhundert. Außer liturgischen Gewändern finden wir denn auch Gobelins mit Darstellungen aller Art, so mit der oft vorkommenden Erstürmung der Minneburg. Von glänzender decorativer Wirkung sind sodann die großen Gobelins aus der Münchener Fabrik vom Anfang des 17. Jahrhunderts nach Zeichnungen von Peter Candid, mit Scenen aus dem Leben von Otto von Wittelsbach. Noch größere Serien von solchen findet man im bayrischen Nationalmuseum. Unter den Möbeln sehen wir Kunstschreine aus diesem wie aus dem Berliner Gewerbemuseum, aus letzterem auch das 1554 von Christoph Müller gearbeitete Schreibpult des Herzogs August zu Sachsen, in einem ganz architektonischen Stil. Eine Reihe großer Schränke, mit trefflichen Schnitzereien, über denen Messingschüsseln funkeln, und vor denen sich eine wohlgeordnete Spitzenausstellung ausbreitet, ist in jenen Nebenräumen zu sehen, bis zu welchen die Katalogisirung noch nicht vorgedrungen. Von fürstlicher Meublirung des Barockstils gibt eine Serie von Einrichtungsgegenständen der Münchener Residenz ein glänzendes Bild; die

Rococo-Periode ist durch Schreibtisch, Notenpult und Sessel Friedrichs des Großen, der Sessel versilbert mit blauem Atlasüberzug, vertreten. Eine bemalte und vergoldete Porte-Chaise des sächsischen Hofes ist ein elegantes Werk derselben Zeit. Ein vergoldeter Schlitten aus dem Besitze des deutschen Kaisers, in Gestalt eines Löwen, welchen Hercules bezwingt, läßt die von Schlüter künstlerisch bestimmte Zeit Friedrich's I. erkennen.

Dies Alles belebt die Umgebung des Kleinodienschrankes, und näher an diesem haben dann die vollständigen Rüstungen Platz gefunden, eine stattliche, gepanzerte Schaar, die hier, ohne Ablösung, Wache hält. Zwei Rüstungen von Mann und Roß fallen am meisten in die Augen, diejenige Kaiser Karl's V., aus der Sammlung des Prinzen Karl, und die Kurfürst Christian's II. von Sachsen, gearbeitet 1599 vom Plattner Colmann in Augsburg, aus dem historischen Museum in Dresden. Bei jener gewählter Adel, bei dieser strotzender Reichthum. Im Uebrigen hat die Waffenausstellung im langen südlichen Saale Platz gefunden, wo sie in schmalen Glasschränken gut zu sehen ist: Schwerter, Helme, Gewehre, Pistolen, Pulverhörner u. s. w., von welchen Prinz Karl und sodann die Dresdener Sammlungen das Beste beigesteuert haben.

Hier finden wir außerdem die Schnitzerei in Holz und Elfenbein. Nichts Anderes erreicht an künstlerischem Werthe die altchristliche Hostienbüchse aus dem Berliner Museum mit dem Opfer Abraham's und dem von den Jüngern umgebenen thronenden Christus, bartlos, im Typus der frühesten Mosaiken. Sie kann kaum später als aus dem 6. Jahrhundert sein, ist eins der schönsten Ueberbleibsel dieses Stils und zeigt noch ein ungebrochenes Nachleben classischen Geistes. Viele der besten späteren Arbeiten im gleichen Material kommen ebenfalls aus der Berliner Kunstkammer, kleine Triptychen mit Reliefs, eine runde Gruppe der Krönung Maria's, vortrefflich in der Polychromie, aber neben den kirchlichen Arbeiten insbesondere Reliefs von profanem Inhalt, namentlich Minnescenen. So jenes durchbrochene Täfelchen mit dem Jüngling und der Dame von feinster höfischer Sitte, die im Gespräch auf der Bank sitzen und auf welche Frau Minne von oben ihre Pfeile richtet. Dies Alles Arbeiten des 14. Jahrhunderts. In der Holzplastik überwiegt die Renaissance. Da haben wir die trefflichen Medaillons aus dem Berliner Museum, berühmte Augsburger und Nürnberger Persönlichkeiten darstellend, dann eine Jünglingsbüste von sprühender Lebendigkeit, der eine Frauenbüste aus dem Bayrischen Nationalmuseum und zwei Köpfe, die man unter den Schätzen des South Kensington Museums aufsuchen muß, nur wenig nachstehen. Bewundernswerth, der besten Zeit des 16. Jahrhunderts angehörig, erscheinen zwei Statuetten von Adam und Eva, dem Herzog von Sachsen-Coburg gehörig; aus Birnbaumholz, mit leiser Farbenandeutung an Augen und Lippen, trefflich im Nackten, bei aller Natürlichkeit von den besten Proportionen. Die Holzschnitzerei in großem Maßstabe ist dann durch die zwei männlichen Büsten aus dem Nationalmuseum repräsentirt, bei denen der in jedem Zuge charaktervolle Realismus, der am Kleinsten nicht vorübergeht, doch so ruhig und imposant wirkt, aber eine ganz eigene, dabei sympathisch berührende Schwermuth über das Antlitz der

beiden vornehmen Herren, des stattlichen Mannes mit dem Vollbart und des bartlosen Kahlkopfes, gebreitet liegt.

Es folgen Abtheilungen für Eisenarbeit, Glaswaaren, Thon, Porzellan, sämmtlich noch nicht katalogisirt, so daß wir das Studium derselben aufgeschoben haben. Sehr lehrreich ist eine umfassende Ausstellung von Zeichnungen, Originalen der besten Meister, von Holzschnitten u. s. w., welche die Kunst im Dienst des Gewerbes, der Heraldik, der Spielkartenfabrikation vorführen. Wir haben hier vielfach den Schlüssel zu dem, was die ausgeführten Werke zeigen. Ganz besonders wichtig, sehr gut geordnet, übersichtlich und in Vorführung einer bestimmten Entwicklungsreihe nahezu vollständig ist die Ausstellung, welche auf Schrift, Druck, Bücherwesen Bezug hat. Einige Proben frühester Zeit muß man noch unter den älteren Werken kirchlicher Kunst aufsuchen: Die Bamberger Gebetbücher von Heinrich und Kunigunde in Form antiker Diptychen, ein Evangeliarium aus Fulda mit Miniaturen, die für das 11. Jahrhundert von erstem Range sind, dann verschiedene Prachteinbände mit plastischer Verzierung in Elfenbein und Metall. Von der gothischen Periode an beginnt dann die fortlaufende Ausstellung. Wir empfangen eine Uebersicht des bildlichen Schmuckes der Handschriften von der einfachen Federzeichnung bis zum sorgsam durchgeführten Gemälde. Aber Bücher haben ihre zwei Seiten, so dienen sie dann von der andern zugleich als Proben der Buchbinderkunst, und da ist denn auch viel ganz Vortreffliches aus deutschen Bibliotheken zusammengekommen. Die Pracht der Ausstattung gipfelt in den Bußpsalmen des Orlando di Lasso mit Mielich's verzierender Malerei und Einbänden von stattlichster Gediegenheit, aus der Münchener Bibliothek. Gegenüber beginnt die Geschichte der Druckkunst mit den xylographischen Büchern, Armenbibeln, Ars moriendi, Apokalypse mit Bildern und Schrift in Holztafeldruck, den Vorläufern des Drucks mit beweglichen Lettern. Dann kommt Gutenberg's Mainzer Bibel von 1452, das erste gedruckte Buch, es folgen wohlgewählte Incunabeln aus den verschiedenen deutschen Städten, gedruckte Bücher mit Miniaturen, Bücher mit Holzschnittillustration, Erzeugnisse deutscher Buchdrucker in Italien, Spanien u. s. w. Musikalische Drucke füllen einen besondern Kasten. Hat man sich in diese Abtheilung versenkt, so kann man aus der Münchener Ausstellung vollends mit jener gesunden und wohlthuenden Freude an der eigenen Vorzeit, an den ererbten Gütern der Nation scheiden, die hier an allen Stellen erweckt und belebt wird.

Und nun habe der Leser Nachsicht mit diesem Bericht. Um zur Zeit zu kommen, mußte er eilig abgeschlossen werden, noch ehe das Studium selbst beendigt war. Keine erschöpfende Darstellung konnte gegeben werden, nur das Gesammtbild wollte ich in wenigen Zügen skizziren.

München, 8. August 1876.

Literarische Rundschau.

Die Ideale unsrer Zeit.

Die Ideale unsrer Zeit. Roman in vier Büchern von Sacher-Masoch. Bern, B. F. Haller. 1876.

Am Ufer des vom Hochwasser geschwellten Flusses gehört der erste, bewundernde Blick des Wanderers naturgemäß der mächtigen Mittelströmung; aber der zweite und dritte zeigt ihm, daß jene gewaltige Bewegung diese Wasserwelt zwar beherrscht, jedoch nicht ausfüllt. Gegenströmungen haben nicht nur Platz neben ihr, sondern werden durch ihre Gewalt nothwendig bedingt. Nur den Kurzsichtigen können sie über die Gesammtrichtung täuschen. Aber dem geübten Auge gibt ihr krauses Gewirbel Auskunft über die Natur des Bodens und die Gestaltung der Ufer. Wenn das beladene Schiff sie meidet, so gestatten sie, geschickt benutzt, dem Nachen das Landen. Und manches seltsame und lehrreiche Gewächs und Gethier führen sie dem Forscher zu, was ihm in der Hauptströmung entgangen wäre.

Auf eine Kundgebung solcher Gegen- oder Nebenströmungen unsers neudeutschen Geistes möchten wir hier die Aufmerksamkeit lenken. Sie gehört jenem wichtigsten Theile unseres deutschen „Auslandes" an, der sich seit einem Jahrzehnt in dem Maße geistig, menschlich, gesellschaftlich uns genähert hat, als seine politische, längst thatsächliche Trennung von uns zu ehrlichem, offenem Ausdruck gelangte. Sie trägt den Stempel dieses Ursprungs, und knüpft sich an einen Namen, welchen man immerhin angreifen, aber nicht ignoriren darf.

Noch in Aller Erinnerung ist die Wirkung, mit welcher, es sind darüber etwa zehn Jahre vergangen, Sacher-Masoch's erstes Auftreten durchschlug; als in rascher Folge nacheinander der „Don Juan von Kolomea", die „Mondnacht", „der Capitulant" erschienen. Verdienten Beifall empfing das neue Talent, welches diese Bilder uns zeigte. Da war Frische, da war Anschaulichkeit, da waren wirkliche Menschen, wirkliche Natur, wirkliches Leben. Das duftete wie Waldgeruch, wie der würzige Athem der Wiese, wie der frische Hauch des Stromes. Was war nicht von dem Dichter zu hoffen, der in quellendster, erster Jugendkraft, noch kaum zum Manne gereift, mit so frischem, glücklichem Wurfe den Kampfplatz betrat.*)

*) S. M. wurde am 27. Januar 1836 zu Lemberg geboren, als Sohn des dortigen Polizeichefs, und verlebte dann das erste Jahrzehnt seiner Jugend, theils dort, theils auf einem jener galizischen Edelsitze, deren schlichte Romantik ihm die unübertrefflichen Localfarben seiner galizischen Geschichten zu liefern pflegte. Seine wissenschaftliche (deutsche) Erziehung empfing er in Prag, die ersten poetischen Eindrücke und Stoffe aber von den Erzählungen seiner kleinrussischen Amme. Er arbeitete dann auf dem Archiv in Wien (1856), wurde später Professor der Geschichte in Graz und führte seitdem für Oesterreich und seine nicht polnische Slavenwelt die Feder, welche er 1866 auch mit dem Schwerte vertauschte.

Aber von Anfang an zeigten sich im Wesen und Schaffen desselben zwei Richtungen, welche zum Glück in dieser Weise sich selten vereinigt finden; und nach-, ja nebeneinander empfingen wir Werke gänzlich ungleicher Art, von denen die einen, die von uns genannten und einige spätere galizische Geschichten ihrem Dichter einen Ehrenplatz unter den Meistern der zeitgenössischen realistischen Kunst sichern, während die andern mit Recht von der Kritik und besseren Lesewelt perhorrescirt worden sind. In den ersteren, welche Farben, welche Gestalten! Frinko Balaban, der Capitulant; Magaß, der Haydamak; die hünenhafte Hugulin, seine Geliebte; Aldona, die blasirte Edeldame, im Schlitten in der Winternacht, von den Wölfen verfolgt; die Barina Olga im gespenstigen Schimmer der „Mondnacht"; dann der verliebte „verwandelte" Pfarrer im Bärenfell, unter den Schlägen der braven Bauerweiber, oder der kleinrussische Gutsbesitzer, beim Erntefest unter seinen „Nachbarn und Brüdern", den Bauern, oder auf der Jagd, oder beim Becher mit den Nachbarn, den Genossen seines einfachen, natürlichen Lebens! Selbst wo ein Schatten des Pessimismus in die Schilderung fällt, werden wir durch die ächt künstlerische Darstellung und die gesunde Grundstimmung entschädigt. Frinko Balaban, der einfache Feldhüter, weiß seiner herzlosen Geliebten gegenüber männliche Würde und menschliche Milde denn doch besser zu wahren, als die halbtollen Wollüstlinge aus der „guten Gesellschaft" in so vielen andern Werken des Dichters. Der Don Juan von Kolomea gar, dieses Prachtstück realistischer Schilderung, weiß selbst mit einer für unser Gefühl ziemlich unmöglichen Situation durch gute Form und lebensvolle Farbengebung beinahe zu versöhnen. Wer hätte die drastische Schlußform vergessen? In der einsamen Judenschenke, wo das Mißtrauen der loyalen Bauern wider Willen ihn festhält, beim Glase Tokayer hat der Märtyrer der schönen Sinnlichkeit dem Fremden sein Herz ausgeschüttet: die Geschichte seiner verstandlosen Jugendliebe, seines kurzen ehelichen Glücks, seiner Thorheiten und Fehltritte. Der dunkle Naturtrieb führte zwei unerfahrene, unerzogene Wesen zusammen. Die Ehe ist Spiel, Kitzel, Zerstreuung, Nahrung für Eitelkeit und Sinnlichkeit. Man küßt, kokettirt, tanzt, schmaust, betet sich an, regt sich auf. Als Amazone übt das sinnliche Slaven-Weib seine unwiderstehlichste Macht. Dann kommt das Kind, das zweite, das dritte. Die Liebespfänder schreien, sie verlangen Sorgfalt, sie beschäftigen die Mutter. Wie langweilig für den Mann! So wird er kalt, verdrießlich; und die Frau wird launisch. Er geht auf die Jagd, sie philosophirt mit dem Hausfreunde, dem „polnischen Patrioten", dem Manne mit dem melancholischen Schnurrbart, den rothen Augen, der leeren Tasche und dem vollen, großen Herzen! Dann kommt das Schicksal. Man lernt sich kennen und — dulden. Er geht rechts, Sie geht links. Er ist bei alledem ein schmucker, lieber Bursche, tanzt prächtig Kosak, hat schöne, braune Augen, glänzende Zähne und das Herz eines Kindes. Ihm gehört die Welt. Vive la joie! Wenn man nur die Jugend und die ersten, glücklichen, schuldlosen Jahre vergessen könnte! Und als die Erzählung beendet, führt Er seine graziöseste Tour aus, bleibt dann plötzlich stehen, die Hände auf der Brust gekreuzt, schüttelt traurig den Kopf. Dann faßt er ihn mit beiden Händen, wie um ihn abzureißen, und schreit auf „wie der Adler, wenn er zur Sonne sich aufschwingt". Die jüdische Wirthin aber, die Frau mit den räthselhaften, sammtschwarzen Augen und den seltsam, fieberhaft gerötheten Wangen, meint für sich hin: „das ist ein gar gefährlicher Mann!"

Und in welchen Naturscenen bewegen sich diese Menschen! Wie rauscht da der Wald! Wie duftet die Wiese! Wie gespenstig großartig dehnt die endlose, glitzernde, weiße Schneefläche im Winter sich aus! Wie gastlich winkt das Dach des einsamen Edelhofs hinter seinen Bäumen hervor! Wahrlich, es ist ein Räthsel, wie dieselbe Hand, welche diese schönen, ächt dichterischen Lebensbilder geschaffen, uns auch die „Venus im Pelz" und ähnliche Ausgeburten einer wilden, zügellosen, entarteten Phantasie geben konnte. Und dennoch ist dem so; fast unvermittelt steht das Eine neben dem Andern. Man glaubt unter diesem Namen Sacher-Masoch zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten vor sich zu haben, von denen die eine nach den

Regionen der Schönheit emporstrebt, die andere sich in den untersten Schichten der Häßlichkeit und Gemeinheit gefällt. Es sind geradezu asiatische Schilderungen wollüstiger Grausamkeit. Das „philosophische" Gewürz, die beständigen Declamationen gegen die Heuchelei und die tugendhafte Verlogenheit der deutschen Belletristik konnten das exotische Product kaum annehmbarer machen. Schon die Leser des „weiblichen Sultans" hatten sich daran ergötzen können, wie Elisabeth von Rußland ihren Liebhaber Paulow dem Henker zu besonderer Berücksichtigung empfahl, wie sie dann mit wollüstigem Entzücken die Todesqualen des unter der Knute Verendenden belauschte. Dies gräuliche Motiv wird dann (bis in unsere „Ideale" hinein) geradezu ein Grundton der Sacher-Masoch'schen Erotik. Seine Lieblingsgestalt wird das schöne, üppige, teuflisch-grausame Weib, das die Peitsche (buchstäblich zu nehmen) über dem zu ihren Füßen gefesselten Liebhaber schwingt. Die Bauerdirne thut es der Aristokratin gleich, die Grisette der Czarin. Die „Hyäne der Pußta", eine Wiener Handschuh-Näherin, die in Ungarn „Carriere gemacht" hat, badet gar buchstäblich im Blut ihrer Opfer!

Von dem Verdict der deutschen Kritik, welches diese und ähnliche Werke der Muse Sacher-Masoch's schonungslos und fast einstimmig getroffen, appellirte er an das französische Urtheil. Aber selbst dieses, so sehr es bereit ist, den bei dem französischen Publicum rasch in Aufnahme gekommenen Dichter in Schutz zu nehmen, hat doch nur Worte sehr zweifelhaften Lobes für seine neueste Production,*) „Die Ideale unserer Zeit", trotzdem darin der Versuch gemacht ist, „deutsches Leben und deutsche Verhältnisse einmal weder verzerrt und verhäßlicht noch verschönert oder geschmeichelt darzustellen, sondern einfach wahr, vorzüglich freilich die bedenklichen Neigungen und Verirrungen, Thorheiten, Leidenschaften und Laster der Nation, welche in neuester Zeit aufgetaucht sind, ohne jene bestechende Maske zu zeigen, hinter welcher patriotische und sittliche Heuchelei sie zu verbergen sucht".

Eines, indem wir dem Werke näher treten, welches diese Zeilen zunächst veranlaßt, müssen wir anerkennen, daß der Verfasser den Muth seiner Meinung nicht unterdrückt hat. Wo die Handlung seines Romans nicht spricht, da sprechen die Personen; wo die Personen schweigen, da nimmt Sacher-Masoch das Wort. Eine Hauptperson, eine Art von „Chorus", hat er expreß geschaffen und angestellt, um uns den Text zu lesen. Es spaziert da ein seltsamer Kauz umher, ein gewisser Graf Riva, geheimnißvoll und interessant, mit zerrissenem Rock, tadellosem Hemde, voller Börse, blutendem Herzen und weisheittriefendem Munde. Für gewöhnlich macht er Musik oder spielt Schach mit sich selbst. In den Pausen aber belehrt er uns, eindringlich und kräftig: „Wir sind praktischer geworden, aber das vorige Geschlecht hatte Götterbilder, Liebe, Arbeit, Wahrheit, Schönheit, Freiheit. Ueber diese wird in Deutschland heute nur gelacht; aber Genuß, Reichthum, Luxus, Glanz, Macht beten wir an! Wir wollen nicht mehr gegen die Tyrannen marschiren. Unsere Begriffe von Recht und Unrecht haben sich geändert. Wir haben die Franctireurs todtgeschossen — das mußte ja sein — aber warum trauern wir nicht um sie, wie um Schill? Wir sprechen und fühlen, als wenn es nie einen Voltaire, einen Rousseau, Lafayette, einen — Robespierre gegeben hätte. Wir belächeln die großen Ideen des vorigen Jahrhunderts. Wir sind nicht mehr Kosmopoliten. Wir sollten unsere Literatur zu Patronenhülsen verbrauchen. Wir sind das unsittlichste Volk der Welt, denn wir haben die meisten unehelichen Kinder, kaufen den meisten Branntewein, die wenigsten Bücher und — sind vor Allem die ärgsten Heuchler, weil unsere Bücher nur ausnahmsweise Zoten enthalten". Ist das genug? Nein! Wir müssen weiterhin auch noch erfahren, daß unsere Literatur nur einen einzigen wirklichen Roman besitzt, nämlich den Werther; daß unsere Romane durchweg phrasenhaft, abstract, geschmacklos und unwahr sind, bei gebildeten Völkern, wie Franzosen, Italienern, Russen also

*) Man vergl. Revue des deux mondes, 15. Déc. 1875, p. 816—837: „Un romancier galicien" par Th. Bentzon.

mit Recht ein Gegenstand des Achselzuckens; daß ferner in Deutschland nicht mehr das Handwerk, nicht die Kunst und die Wissenschaft, sondern — nur die Schande noch einen goldenen Boden hat; daß unsere deutschthümelnden Künstler über die classischen Meister hochmüthig hinweg sehen und beiläufig sich mit allem Andern lieber beschäftigen, als mit ihrer Kunst. Das wäre denn so weit deutlich. Aber verletzend könnte es doch nur werden, wenn Sacher-Masoch das Alles nicht nur gesagt, sondern in anschaulichen, dem Leben abgelauschten oder doch täuschend nachgebildeten Scenen deutschen Lebens auch mit einigem Scheine der Wahrheit und Wirklichkeit abgebildet hätte. Statt dessen sorgt er dafür, sich vor allen Dingen überall, so zu sagen, das poetische Alibi sicher zu stellen. Er führt uns z. B. in eine neudeutsche Residenz, voll von nachgeahmter Renaissance-Architektur und Soldaten; die Officiere dieser Residenz rühmen sich gelegentlich ihrer Heldenthaten gegen die Franzosen, oder lassen sich vielmehr von Andern rühmen; es herrscht ein greiser Monarch über sie, ein Mann von jenem kernigen, jetzt allmälig aussterbenden Geschlecht, das noch mit 70 Jahren den Tag über im Regen zu Pferde saß, ohne sich zu erkälten. Auch Culturkampf wird da getrieben, nicht blos Börsenspiel, und die Kirche hat viel zu leiden. Nicht wahr? Jetzt wissen wir, wo wir sind und dem „De vobis fabula narratur" werden wir nicht entrinnen? Doch wir lesen weiter. Wir betreten ein Bürgerhaus dieser deutschen Residenz, und bewundern mit Sacher-Masoch den altdeutschen Giebel, die Erker, das Marienbild, den Steinsitz vor der Thüre, das Gärtchen auf der Stadtmauer; wir setzen uns aus Versehen in die Nähe der Officiere, und müssen es mit anhören, wie sie die Menschheit und die Welt in eine „fesche" und in eine „nicht fesche" Hälfte theilen; wir sehen sie später ihre „weißen Reitermäntel" auf die Straße, in den Schmutz werfen, damit eine unzweideutige Theater-Prinzessin darauf trete. Der alte König läßt sich von einer äußerst gewöhnlichen Gräfin zur Protection eines talentlosen, deutschthümelnden Bildhauers commandiren, den er übrigens mit Er anredet. An seinem Hofe herrscht eine schöne nordische Prinzessin, aus ächtem Slavenblut, eine „Venus im Pelz" besten Styls. Sie ködert den Kronprinzen, prügelt den Bildhauer, der sich vom Könige als Spion in ihre nordische Heimath schicken ließ, um nach ihrem Vorleben zu forschen; dann wird sie katholisch, um den Kronprinzen zu heirathen, und später regiert sie nach dem Recept des „weiblichen Sultans", doch mit dem Unterschiede, daß sie nicht nur zahlreiche Liebhaber „verschwinden läßt", sondern auch betrügt und stiehlt. In den einflußreichsten Hofkreisen ist dabei der Jammer über die verfolgte Kirche groß, und ein ganz besonders diebischer Hof- und Finanzjude wird — römischer Graf! Daß Lola Montez noch lebt, kann in dieser wahrheitsgetreuen Schilderung neudeutscher Reichszustände nicht auffallen.

Es fehlt eben den Schilderungen dieses Romans, wie man sieht, alle und jede Localfarbe; es ist nirgend auch nur ein Zug von wirklicher, frischer, eigener Anschauung und Beobachtung deutschen Lebens zu merken. Nebelhaft wogen Gestalten und Oertlichkeiten durcheinander, spukhaft und schattenhaft verzerren sich ihre Züge. Der Zauberstab, mit dem der Dichter auf seinem heimischen Boden oft so mächtig gebietet, ist seiner Hand entschwunden, und da ist es denn freilich kein Wunder, daß das „Quem Apollo negat facit indignatio versum" sich wieder einmal, wie so oft, als eine gar bedenkliche Formel bewährt hat.

Alle schlimmsten Fehler der früheren, historischen und socialen Romane des Verfassers kehren denn auch hier, was die Composition angeht und oft genug auch in der Charakteristik, zurück. Die „Handlung" verzettelt sich in Reihen lose an einander gefügter, ohne innere Nothwendigkeit neben und durch einander hergehender Ereignisse und Abenteuer. Von einem einheitlichen, die Stoffmassen zusammen fassenden, dramatischen Interesse ist so wenig die Rede, wie von anschaulicher Schilderung. Drei vorgeblich typisch-neudeutsche Gestalten stehen anfangs im Vordergrunde: Andor, idealistischer Doctor der Philosophie, Plant, realistischer Jurist und „praktischer" Mann, Wolfgang, der schon erwähnte, deutschthümelnde Künstler, ohne Weste und

Halstuch, mit Sammetrock, langem Haar, Barret und ungewaschenen Händen. Positiv und negativ machen sie „zeitgemäße" Carriere. Wolfgang wird durch Damengunst Museums-Inspector und Hofbildhauer, und geht dann durch Damenungunst zu Grunde. Plant spielt als armer Lohnschreiber mit einer schönen Trödlerstochter einen Liebesroman im Balzac'schen Styl (freilich nur Sonntags); als er dann zu Gelde kommt, verräth er die Geliebte, und wird dafür später von ihr ruinirt und zuletzt, als der letzte „Gulden" fort ist, als Bedienter engagirt, nicht pro forma, sondern im bittersten Ernste. Das nimmt er auch geduldig an, und bald genug ist er wieder Millionär, Vertrauter der Königin und Bankdirector. Denn so geht es in Neu-Deutschland zu! Andor endlich, mit seiner alten Mutter, dem Grafen Riva und einem journalistischen Ehepaare der einzige Ueberrest des guten, alten Deutschlands wird in seinen Hoffnungen auf Anstellung betrogen, von seiner klugen Geliebten im Stiche gelassen, von der Tagespresse beschimpft; aber als Journalist triumphirt er über alle Gegner und bewährt sich in jeder Versuchung. An ihm allein verliert jene Sirene ihre Macht, welche die ganze übrige männliche Gesellschaft an ihren Triumphwagen spannte und im „Neuen Deutschland" Scenen aufführt, die etwa an die Zeiten des Heliogabal erinnern. — Alles das ist ganz äußerlich und lose, häufig durch einfaches Neben- und Nacheinander zusammengestellt und wird durch eine Masse ebenso lose verbundener Nebenfiguren und Nebenabenteuer gekreuzt. Es ist kaum Etwas greifbar, kaum Etwas wirklich in dieser Nebelwelt, als die Tendenz des Verfassers; und selbst der Name des Dichters des „Don Juan von Kolomea" würde uns nicht veranlassen, an dieser Stelle von dieser Leistung zu sprechen, wenn nicht doch hie und da in einem Einzelzuge, in einer einzelnen, glücklichen Scene das Talent sich verriethe. So ist Andor's Liebeserklärung an seine Schülerin Hanna, das kluge, gebildete Geheimrathstöchterlein, sehr glücklich dem Leben abgelauscht, freilich dem allgemein menschlichen, nicht dem specifisch deutschen, und auch sonst ist in dem Charakterkopfe dieser Dame und in dem ihrer kosmopolitischen Freundin „Micheline Rosenzweig" der feine feste Strich nicht zu verkennen, welchen die weiblichen Gestalten Sacher-Masoch's namentlich fast niemals vermissen lassen, wenn er auf dem eigentlichen Heimathsgebiete seiner Muse sich hält. Was dabei über den herzlosen Schein-, Formen- und Geld-Cultus gewisser weit verbreiteter moderner und modernster Damenkreise gesagt wird, mag ungalant sein und zunächst aus nichtdeutschen Erfahrungen stammen, aber es trifft auch bei uns den Nagel auf den Kopf; nicht weniger wahr geschaut und gezeichnet ist mancher Zug in den freilich gleichfalls eminent kosmopolitischen Silhouetten der Geldleute. Und was den Kernpunkt von Sacher-Masoch's Lebensphilosophie, das Verhältniß der Geschlechter, angeht, so finden sich auch hier, mitten unter den leidenschaftlichen Invectiven gegen Verhältnisse und Personen, die der Verfasser offenbar nicht kennt, gelegentlich Worte, die mehr an den gereiften Dichter der „Marcella" als an die Incartaden des Malers der „Venus im Pelz" erinnern. „Behandelt die Frauen nicht wie Puppen, sondern wie ebenbürtige Gehülfinnen und Freundinnen, muthet ihnen Etwas zu, so werden sie sich trefflich erweisen; aber auch nur da." „Setzen Sie eine großmüthige Frau in eine Equipage, Abend für Abend in eine Opernloge, geben Sie ihr nur die Pflicht, ihrem Manne zu gefallen, und dieser Engel wird sich in einen Dämon verwandeln, der dem Manne das Herz aus dem Leibe reißt!" Ueberhaupt möchten wir nicht mißverstanden werden. Es fällt uns nicht ein, das neue deutsche Reich und sein Volk nun plötzlich für vollkommen, über jeden Vorwurf erhaben, selbst ernster Satire unzugänglich zu halten. Aber Sünden gegen die Muse werden durch Feindseligkeit gegen Deutschland nicht entschuldigt. Und was Sacher-Masoch besonders angeht, so läßt uns unsere Achtung vor seinem Talente aufrichtig bedauern, ihn auf solchen Irrwegen zu finden. Der sociale Roman verlangt sehr reiche, sichere Anschauungen, und bei großer Gestaltungskraft reifstes, besonnenstes Urtheil. Er soll die Sorgen, Mühen, Leidenschaften, Interessen- und Meinungskämpfe der Gegenwart zum Kunstwerke verklären, ihren Zusammenhang mit der Volksseele, mit der Ueber-

lieferung belauschen, und der Realität gerecht werden mit fest auf das Ideal gerichtetem Blicke. Es ist doch zweierlei, Jugendeindrücke, in einfachen Verhältnissen gewonnen, poetisch verwerthen, und einem fremden, mächtigen, alten Culturvolke in erregter Zeit den dichterischen Spiegel vorhalten. Sacher-Masoch's französische Gönner haben ihm selbst den Rath gegeben, die Geißel Juvenals in die Ecke zu stellen, und lieber in den Wäldern und Haiden seiner Heimath neue, würzige Sträuße zu sammeln, deren dort gewiß für ihn noch blühen. Wir können dem nur von Herzen zustimmen. Seine Natur- und Volksbilder aus dem Osten werden uns stets willkommen sein. Aber Kundgebungen, wie die „Ideale", sind mindestens überflüssig zwischen Völkern, die so dringend und gebieterisch auf einander angewiesen sind, wie Deutschland und Oesterreich.

Fr. Kreyßig.

Zur Geschichte der modernen Kriegführung.

The Germans in France; by H. Sutherland Edwards. London. E. Stanford.

Der wohl unterrichtete Verfasser, während des Krieges 1870—71 Correspondent der „Times", wie es scheint, hatte kurze Zeit nach Ausbruch der Feindseligkeiten die französische Grenze überschritten. Nicht im Stande, den Vorgängen vor den Schlachten bei Metz noch beizuwohnen, war er den deutschen Colonnen, die sich damals gegen Chalons vorbewegten, nachgeeilt. Es gelang ihm, das erste bayerische Armeecorps am Tage der Schlacht bei Beaumont einzuholen. Ohne ausreichende Legitimation wurde er nahezu als Gefangener, jedenfalls als Ueberwachter, unfreiwilliger Zeuge des Gefechts. Erst nach vielen Mühen glückte es ihm, den Besitz der nothwendigen Geleitsdocumente zu erlangen; er kam dann aber früh genug, um sich den vollen Eindruck der entscheidenden Tage von Sedan zu gewinnen. Kaum waren hier die Dinge zum Abschluß gediehen, so eilte er über Belgien nach Straßburg; er verweilte daselbst bis zur Capitulation. Nun zog es ihn nach Paris; er ist auf die viel verzögerte Fahrt längs der Eisenbahn Nancy—Nanteuil, der Hauptverbindung des deutschen Heeres, angewiesen. Sich vom Endpunkte der Bahn aus einer marschirenden Colonne Belagerungs-Artillerie anschließend, erreichte er Versailles. Doch auch hier fand er kein abschließendes Genüge; Ende December ging er nach Rouen, und traf dort zur rechten Zeit ein, um Anfangs Januar die Abweisung der französischen Versuche, sich der Stadt wieder zu bemächtigen, mit zu erleben. Endlich wandte er sich noch dem Norden zu; Amiens, Peronne und St. Quentin wurden besucht. Bei dem klaren Verständniß, das ihm innewohnte, war er vollauf im Stande, eine Menge der interessantesten Wahrnehmungen einzuernten und seinen Landsleuten zuzuführen. Was früher zu einem beträchtlichen Theile periodisch in der „Times" abgedruckt war, das findet sich hier zusammengestellt und nach verschiedenen Richtungen hin ergänzt.

Der Berichterstatter hat es sich bei seinen Darlegungen zur besondern Aufgabe gemacht, die deutsche Invasion als solche nach den Seiten hin, die sie als eigenthümlich charakterisiren, zur Anschauung zu bringen. Mit ausgesprochener Vorliebe folgt er ihren Spuren, wie sie unsere Marschcolonnen auf französischem Boden zurückgelassen, wie er sie in den Städten vorfindet, die besetzt wurden, an den Orten, wo requirirt werden muß, auf dem Schlachtfelde und in den Bivouaks der Truppen. Da wird das Verfahren der Heeresleitung besprochen, wenn sie Straßburg gegenüber zum Bombardement und erst, nachdem dieses die Uebergabe nicht bewirkt hatte, zum förmlichen Angriff schreitet. Der Leser sieht sich in Mitten der verschieden gestalteten

Verhältnisse zwischen Einwohnern und Eindringenden versetzt, wie sie sich in Landestheilen herausbildeten, die occupirt waren und als solche dauernd unter directer militärischer Verwaltung blieben, im Vergleich mit den entsprechenden in Districten, deren Besitz der Feind noch streitig machte, und dann wieder im Unterschiede von Zuständen, wie sie sich ergaben, wo das Land unter militärische Gewalt gestellt war, ohne einer unmittelbaren Besetzung unterworfen zu sein. Die große Lebensader der Armee, die Eisenbahnlinie, welche den innigsten Zusammenhang der Eindringenden mit der Heimath vermittelte und welche, um so empfindlicher gegen Angriffe und Betriebsstörungen, des wirksamsten Schutzes bedurfte, wird in ihrer Berechtigung auf diesen und im Genuß desselben vorgeführt. Eine Reihe von Bildern gelangen vor unsere Augen, mit wenigen Zügen, aber durchaus treffend gezeichnet, mit frischen Farben angelegt, und so treu und unmittelbar der Wirklichkeit entnommen, daß ihnen der volle fesselnde Reiz des Lebenswahren nicht fehlen konnte. Die einzelnen Figuren des deutschen Heeres und seines weit gegliederten Apparates treten uns, wo sie erscheinen, ohne alle Gespreiztheit, aber in bestimmte Conturen gefaßt, greifbar und sprechend entgegen, ihre ganze gutmüthige Derbheit leuchtet aus ihren Augen; und ebenso begegnen wir den leicht erregten, schwatzhaften, in Haß und Ueberschätzung jedem Wechsel der Stimmung zugänglichen, dabei aber dennoch so unübertroffen liebenswürdigen Franzosen und Französinnen. Wir verstehen vollständig, wenn diese die Faust in der Tasche machen, und sich doch mit guter Manier ins Unvermeidliche fügen, wenn sie jeden Augenblick bereit sind, den Umschlag von der Niederlage zum Triumpf für vollzogen anzusehen, die Lust an Tanz und Zerstreuung selbst Angesichts der gewaltigsten Krisen nicht verlieren, wenn sie mit überlegener List sich unfähig zu geben und zu liefern darstellen, hinterher aber mit ausgesuchter Zuvorkommenheit Aufmerksamkeiten erweisen, wo sie freundlicher und theilnehmender Rücksicht begegnet waren. Zudem spricht aus dem gesammten Gefüge der Darstellung der feinste, zusagendste Humor, und macht, da er durchaus ungezwungen der Situation entspringt, die dargebotenen Schilderungen um so anschaulicher und belebter. —

Am wenigsten glücklich ist der Verfasser in den Angaben, welche sich auf die Zusammenstellung der eindringenden Armee beziehen. So flüchtig die Skizze ist, welche den organischen Verband derselben vorführen soll, so zahlreich sind die Andeutungen, die vermuthen lassen, daß der Verfasser die Glocken läuten hörte, ohne genau zu wissen, wo sie hingen. Wenn er zum Beispiel meint, daß die Pferde, welche im Augenblicke der Mobilmachung zum Zwecke einer Augmentirung der Cavallerie dem Lande entnommen werden sollen, nach Altersklassen im Voraus derartig bezeichnet wären, daß sämmtlichen Thieren des nämlichen Jahrgangs Namen mit demselben Anfangsbuchstaben gegeben wären, so überträgt er eine Einrichtung, die in den Regimentern der Linie weite Verbreitung gefunden hat, auf Verhältnisse, in welche sie selbst der starrste Bureaukrat nicht im Stande wäre einzuführen. Aehnlich verhält es sich mit Angaben an anderer Stelle, wo es heißt, man führe in Preußen Listen, die wie im eigenen Lande Haus für Haus, so in den angrenzenden Districten Stadt für Stadt nachweisen, welche Einquartierungslast denselben zuzumuthen sei. Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er sich in der angedeuteten Richtung zu Beschränkungen entschlossen hätte, und das um so mehr, als er dadurch der Erreichung des von ihm verfolgten Ziels nicht entfremdet worden wäre. —

Es kam ihm darauf an, die Grundsätze klar zu legen, nach denen die deutsche Armee in Feindes Land ihr Verhalten gegen die Verwaltung desselben sowol, wie gegen die Bevölkerung unmittelbar geregelt hatte. Da ihm die betreffenden preußischer Seits erlassenen Verordnungen (wir wollen hinzufügen vom 21. Juli 1867) und Instructionen (vom 25. Juli 1870) nicht zugänglich wurden, so fehlten ihm die Handhaben, wie er sie für seine Ermittelungen als gesetzliche Unterlagen hätte finden können; er mußte sich in den thatsächlichen Ergebnissen den Anhalt für seiner Seits zu machende Abstractionen suchen. Wenn er dabei, im Gegensatz zu einer größeren Zahl widersprechender Angaben, zu dem Resultate gelangte, daß die deutsche

Invasion in einem humanern Geiste, und in einer humanern Weise geleitet und durchgeführt wurde, als alle früheren Invasionen desselben umfassenden Charakters, so ist für diesen Ausspruch jene pragmatische Methode seiner Untersuchungen von ganz besonderem Werthe. Er vergleicht das, was er als resultirendes Princip den deutschen Maßnahmen abgewonnen hat, mit der einzig bekannt gewordenen, wirklich eingehenden Instruction, welche in dieser Beziehung Gesetzeskraft gewonnen. Sie wurde für analoge Verhältnisse nach Ausbruch des Secessionskrieges von den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1863 erlassen (instruction for the government of armies of the United States in the field) und behandelt in umfassendster Weise (in 157 Paragraphen) alle einschlagenden Fragen. Der Verfasser vermeint, daß das Verfahren der Deutschen und die Aussprüche der amerikanischen Verfügungen durchaus auf denselben Anschauungen beruhten; nur in einer Richtung bestehe eine Differenz; amerikanischer Seits werde den in Folge eines von der Regierung ausgehenden National-Aufgebots (levée en masse) sich Bewaffnenden die Eigenschaft von Soldaten zuerkannt, während auf deutscher Seite von der bürgerlichen Bevölkerung, so lange sie nicht uniformirt und in Truppentheile gegliedert sei, unter allen Bedingungen verlangt werde, sich jeder kriegerischen activen Bethätigung zu enthalten. —

Es wird immer außerordentlich schwierig sein, für das besprochene Verhältniß ein durchschlagendes Princip mit immer gültiger Norm aufzustellen; in der Bestimmtheit, wie Herr Edwards es annimmt, ist dasselbe auch in der amerikanischen Instruction nicht enthalten, im Gegentheil finden sich in derselben auch Paragraphen vor, die mit den deutschen Anschauungen zusammentreffen. Wir müssen von der weiteren Verfolgung des speciell berührten Gegenstandes absehen, wollen aber ganz besonders dankbar anerkennen, daß die vorliegenden Veröffentlichungen dazu beitragen werden, die erwähnte amerikanische Instruction weitern Kreisen zugänglich zu machen. Von einem Deutsch-Amerikaner (Professor Lieber) bearbeitet, erfaßt sie von vornherein den Krieg als jenen Ausnahmezustand im modernen Staatsleben, welchen auf normale Verhältnisse zurückzuführen die Anwendung auch der äußersten Mittel durch die Humanität geboten ist. (§. 29: „Peace is their [der Nationen und Staaten] normal condition; war is the exception. The ultimate object of all modern war is a renewed state of peace. The more vigorously wars are pursued, the better it is for humanity. Sharp wars are brief.") Sie erkennt in vollstem Verständniß für die thatsächlich sich gestaltenden Zustände die Macht der „Military necessity" an, eines Begriffs, dessen Wortfassung in der deutschen Uebertragung „militärische Nothwendigkeit" kaum erschöpfend gegriffen ist. Er besteht in jener zwingenden Gewalt der Umstände, welche einer Seits dem Feinde gegenüber gebietet, mit dem Aufwande jedes verfügbaren Mittels, wenn es nur auch wirksam ist, den Kriegszweck im Allgemeinen wie im Besondern durchzusetzen und zu verfolgen, und welche anderer Seits fordert, zu Gunsten der Erhaltung und Schonung der eigenen personellen und materiellen Kräfte alle sich darbietenden Hilfsmittel auszunutzen und zur Verwendung zu bringen. Ihr gegenüber unbedingt bindende Schranken durch Bestimmungen des Völkerrechts ziehen zu wollen, wie dies Bluntschli in seinem „modernen Völkerrecht" anstrebt, und wie andere Stimmen, welche der letzte Krieg wach gerufen hat, es verlangen, heißt in der That einmal den nationalen Krieg, wie ihn die Neuzeit ausschließlich zu Tage fördert, seiner innersten Natur nach verkennen, sodann aber auch sich von den Consequenzen abwenden, die der Heeresmechanismus nach Maßgabe der colossalen Abmessungen seiner Streitkräfte unweigerlich in seinem Gefolge haben muß. Es sind nicht mehr bewaffnete Vertreter der Nation, die einseitig die Kriege führen, die Völker selbst in ihrer vollen Gemeinsamkeit ringen mit einander; wer nicht mit thatet, leidet doch mit. (§. 21 der United States instructions: „the citizen or native of a hostile country is thus an enemy, as one of the constituents of the hostile state or nation, and as such is subjected to the hardships of the war.") Der militärischen Nothwendigkeit gegenüber vermögen bei der Wahl der Mittel, ihr

zu genügen, den Befehlenden nur sein persönliches Gewissen und seine persönliche Ehre an Grenzen zu fesseln; wie ja der Kriegszustand an die Stelle der Autorität des Gesetzes die effective Macht der befehlenden Persönlichkeit stellt.

Indessen auch der Krieg hat seinen Haushalt, und in demselben sind eine große Zahl von Regelungen erforderlich, bei denen die militärische Nothwendigkeit als solche gar nicht oder nur an untergeordneter Stelle mitzureden hat. Da finden denn das Kriegsgesetz und der Kriegsgebrauch ihren Platz und gewinnen ein Feld, auf welchem sie der Humanität und der Billigkeit volle Herrschaft überlassen dürfen. Sehr treffend sagt die amerikanische Instruction: „Das Kriegsgesetz ist nicht gleichbedeutend mit militärischer Unterdrückung; die letztere ist der Mißbrauch der Gewalt, die jenes zumißt." Somit gehören denn hierher in erster Linie die Bestimmungen für ein festgeordnetes militärisches Gerichtsverfahren in Mitten occupirter Districte, dann aber alle die Milderungen und Einschränkungen militärischer Willkür, wie ihnen ritterlicher Sinn und Ueberlieferung nach und nach überall Eingang verschafft haben; so die Unverletzbarkeit unverwundeter, die Pflege verwundeter Gefangenen, die Achtung der Parlamentairs-Flagge und ihrer Träger, die Neutralität des ärztlichen Personals und seiner Gehilfen, die Schonung der Bevölkerung und ihres Privatbesitzes überall da, wo die erstere keinen Widerstand leistet, die Verbannung von Waffen, welche unheilbare Wunden herbeiführen, die Unantastbarkeit der Hospitäler, der öffentlichen Anstalten des Unterrichts, der Mildthätigkeit und der Wissenschaft. Auf diesem Gebiete rufen dann auch der eigene Vortheil und das Gebot der Selbsterhaltung eine Menge von Rücksichten wach, welche ihrer innersten Bedeutung nach doppelt schwer in's Gewicht fallen. Nichts wirkt verhängnißvoller auf die Disciplin und den moralischen Gehalt der eigenen Truppen, als es Ausschreitungen gegen das Eigenthum im feindlichen Lande zu Wege bringen; nichts erschwert den Unterhalt von Mann und Pferd mehr, als die schrankenlose Vergeudung dessen, was an Ort und Stelle vorgefunden wird. Hier spricht die Fürsorge für das eigene Wohl zu Gunsten des Gegners, Motive des verschiedensten Ausgangs weisen auf dieselben Maßnahmen hin. —

Der Verfasser hat es gleich im Eingang seines Werks als eine Nothwendigkeit hingestellt, daß in Mitten des modernen Culturlebens für die Regelung der Kriegführung ein klar verständliches und allgemein anerkanntes internationales Gesetz zu schaffen sei. Man kann diese Anschauung immerhin adoptiren, wenn ein solches Gesetz sich die Grundsätze der amerikanischen Instruction zu eigen machen will; bei voller Anerkennung der Natur des Krieges und seines furchtbaren Ernstes, mit geschärftem Blicke für die innere Berechtigung aller Mittel, die mit der Erreichung seiner Ziele seine schleunigste Beendigung in die Wege zu leiten geeignet sind, darf es getragen sein von dem Geiste der Humanität, wie ihm kaum entsprechender und würdiger Ausdruck verliehen werden kann, als es in jener Instruction geschehen.

v. Hrt.

Orthographische Nachwehen.

Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz. Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876. Veröffentlicht im Auftrage des königl. Preußischen Unterrichtsministers. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Die Zukunftsorthographie ... von Gymnasialdirector Dr. Konrad Duden, Mitglied der Conferenz. Leipzig, B. G. Teubner. 1876.

Die Ergebnisse der ... orthographischen Conferenz, beleuchtet von Prof. Dr. G. Michaelis. Berlin, Barthol u. Comp. 1876.

Ueber Rechtschreibung und Druckschrift, von Dr. Aug. Schmits. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Die Protocolle der orthographischen Conferenz sind endlich erschienen, aber das lebhafte Interesse, welches die ersten Berichte erweckten, wird diesem umfassenderen Opus nicht mehr entgegengebracht. Die orthographische Frage wird zwar noch immer discutirt, aber zusehends matter und matter, wenige lesen diese Discussionen, oder wer sie liest; der thut es mit einem Seufzer: „Diese ewige Orthographie!" Nach der summarischen Weise, wie sich die öffentliche Meinung bildet, hat sie auch hier schon vernehmlich gesprochen. Es scheint, daß keine Regierung den Muth hat, Schule und Leben in einen so großen Gegensatz zu bringen, wie es die Beschlüsse der Conferenz verlangten; und somit sagt man sich: „Es ist eben schätzbares Material geliefert worden; man weiß ja, wie es geht, wenn die Herren Gelehrten sich zu collegialischen Berathungen versammeln; eine Weile wird viel Staub aufgewirbelt und die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; zuletzt bleibt Alles beim Alten!"

Das klingt nicht sehr tröstlich für die Theilnehmer der Conferenz. Aber es kommt einigen derselben nicht unerwartet. Und leider ist nicht einmal Alles beim Alten geblieben, sondern die herrschende Unsicherheit hat sich vermehrt, mit der deutschen Orthographie steht es schlechter als je: in die Barbarei schwankender Schreibung gerathen wir immer tiefer und tiefer hinein und werden nächstens bei den Zuständen des 16. Jahrhunderts glücklich wieder angelangt sein.

Aus den Protocollen und andern veröffentlichten Schriften wird es jetzt auch für die außen stehenden ganz klar, wie zerklüftet diese kleine Conferenz gewesen ist; sie barg in ihrem Schooße nicht weniger als fünf verschiedene Standpunkte: für Beibehaltung des Bestehenden war eine Stimme, für mäßige Reform (Abschaffung des th) waren zwei Stimmen, für radicale aber inconsequente Reform (Abschaffung der Dehnungszeichen nach dunklen Vocalen) mit Concessionen an praktische Bedenken waren sechs Stimmen, für dasselbe Maß der Reform ohne Concessionen an die Praxis waren vier Stimmen, für radicale und consequente Reform (Abschaffung aller Dehnungszeichen) war eine Stimme, die des Herrn Duden.

Eine absolute Majorität hat also überhaupt kein Standpunkt gehabt, und aus Transactionen der genannten Fractionen, oft in der verschiedenartigsten Gruppirung, sind die Beschlüsse hervorgegangen. Wenn Herr Schmits in der oben bezeichneten Schrift einige Mitglieder der Majorität als „unentmuthigte Kämpfer" feiert, so entspricht das nicht ganz der Wirklichkeit. Wenn jemand Mühe hatte, den Muth und vor allem die Geduld nicht zu verlieren, so waren es nicht die radicalen Elemente der Conferenz.

Mehr als einmal wurde diesen Herren gesagt: „Sie treiben Zukunftsorthographie" und es war damit nichts Schönes gemeint, sondern eine Warnung beabsichtigt. Was Zukunftsmusik und Zukunftspoesie auf sich haben, das konnte man noch kürzlich im Berliner Opernhause gähnend selbst erleben. Die Zukunftsphilologie ist seit einiger Zeit nicht mehr laut geworden. Auch die Zukunftsphilosophie, welche einmal für Franz v. Baader in Anspruch genommen wurde, hat sich dem

Anscheine nach beruhigt. Wie weit es die Zukunftsmedicin bringt, von der ich jüngst gelesen, und die sich unter anderm mit dem Leben des Kopfes nach der Enthauptung beschäftigt, das muß — die Zukunft lehren.

Nach allen diesen Erfahrungen, welche wir an Zukunftsdingen gemacht haben, kann ich dem Muthe meine Bewunderung nicht versagen, mit welchem Herr Director Duden den zweifelhaften Zukunftsparfüm auch der Orthographie zu verleihen sucht. Ich glaube allerdings, daß die Zukunft besitzt, wer die Gegenwart zu ergreifen versteht. Aber in gewissem Sinne ist mir die Auffassung des Herrn Duden weit sympathischer, als die Beschlüsse der Mittelpartei, welchen er in der Conferenz gleichwol beitrat, indem er sie vermuthlich als Abschlagszahlung hinnahm. Ich brauche den Lesern nicht zu wiederholen, was ich im Märzhefte der Deutschen Rundschau ausgeführt habe: die verschiedene Behandlung der dumpfen und hellen Vocale läßt sich nicht rechtfertigen. Hierin stimme ich Herrn Duden vollkommen bei; aber daß wir deshalb radical und consequent die Dehnungszeichen abschaffen müßten, folgere ich nicht daraus, sondern daß wir die Dehnungszeichen stehen lassen müssen, wie sie stehen, indem wir nur das th und sonst eingerissene Schwankungen zu beseitigen suchen.

Die Geschichte der Orthographie, zu welcher die Schrift des Herrn Michaelis interessante und zum Theil amüsante Beiträge liefert, zeigt zu allen Zeiten allmählichen und langsamen Fortschritt. Diese Natur der orthographischen Umwandlung und Entwicklung läßt sich nicht durch irgend welche Maßregeln verändern. Sie ist sozusagen das Lebensgesetz der Orthographie. Deshalb war es nothwendig, auf historischen Sinn und auf Treue gegen unsre Vergangenheit zu dringen.

Die Majorität der Conferenz hat es anders gewollt und so ist eine Gelegenheit verscherzt worden, welche vielleicht nie wiederkehrt. Ist darum die Sache hoffnungslos? Sollte es z. B. unmöglich sein durchzusetzen, daß an allen preußischen Schulen dieselbe deutsche Orthographie gelehrt würde? Und wäre das nicht ein großer Schritt vorwärts zum Bessern?

Ich denke, die Frage braucht blos aufgeworfen zu werden, damit Jedermann von selbst die richtige Antwort finde. Es muß möglich sein; und es ist eine Ehrensache für jede deutsche Unterrichtsverwaltung, dem bestehenden von Tag zu Tag wachsenden schimpflichen Schwanken ein Ende zu machen. Die Ministerien können den Schulen befehlen; wenn sie es nicht thun, so machen sie sich mitschuldig an der heillosen Verwirrung. Am wenigsten darf davon abhalten eine etwaige Scheu, der Wissenschaft nicht vorzugreifen, oder das Bedenken, etwas wissenschaftlich tadelhaftes einzuführen.

Wissenschaftlich betrachtet ist die Orthographie eine Frage zehnten Ranges und ich verdenke es keinem Fachgenossen, wenn er sich weigert, an der unerquicklichen Debatte darüber Theil zu nehmen. Aber auch pädagogisch betrachtet, für den Unterricht im Deutschen, ist die Rechtschreibung eine Frage von secundärer Bedeutung. Ich würde mich nicht wundern, wenn ein unbefangener Beobachter den Herren von der Schule zuriefe: „Sorgen Sie doch erst, daß die Jungens ein anständiges Deutsch schreiben, daß sie ihre Muttersprache richtig, klar und geschmackvoll zu handhaben verstehen, daß sie in Reception und Production ein wenig Stilgefühl bekommen; und wenn diese Hauptsache erreicht ist, dann mögen Sie meinethalben an die letzten Nebensachen, an das Reinigen und Putzen der Orthographie gehen. Ob das Gedächtniß der künftigen Generation noch gerade so mit der Inconsequenz unserer Schreibung belastet wird, wie es die frühere Generation über sich ergehen lassen mußte, das ist doch wol keine so heilige Staatsangelegenheit. Aber daß nicht ein Lehrer allmählich, und ein anderer allmälich, und ein dritter allmählig und ein vierter allmälig verlangt — und daß nicht jeder selbstcorrigirende Schriftsteller sich über solchen Quark mit seinen Setzern herumschlagen muß, dafür könnten Sie allerdings Sorge tragen, meine geehrten Herren Schulmeister, und mancher wäre Ihnen dankbar dafür."

Auch ich möchte mich dem Unbefangenen im Wesentlichen anschließen und würde die Zeit glücklich preisen, in welcher man mit demselben Eifer über den besten Stil und stilistischen Unterricht discutirte, wie jetzt über die beste Orthographie und den besten orthographischen Unterricht. Einstweilen wiederhole ich: wenn nur das Princip anerkannt bleibt, wie es augenblicklich in der Praxis meist noch der Fall ist, daß die Schule sich nicht von dem bestehenden Brauche entfernen dürfe, so ist eine schlechte aber einheitliche Orthographie weit besser als eine gute und schwankende. Ich meinerseits würde mit Vergnügen auf die wenigen Reformen verzichten, die mir (wie die Abschaffung des th) am Herzen lagen, wenn ich dadurch eine orthographische Dictatur bewirken könnte, welche die ersehnte Einheit schafft. Fast möchte ich in diesen orthographischen Bedrängnissen, auf die einmal von Dubois-Reymond verlangte Akademie für deutsche Sprache zurückgreifen, welche mir damals wenig einleuchten wollte. Wie, wenn eine der bestehenden Akademien, z. B. die Berliner, von Seite des preußischen Herrn Unterrichtsministers den Auftrag erhielte, die Regelung der deutschen Schreibung in die Hand zu nehmen? Zu ihren Pflichten gehört es ohnedies nach dem Stiftungsbriefe, für die „Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit" zu sorgen. Zur Reinigkeit aber rechnen wir nicht blos die vernünftige Einschränkung der Fremdwörter: eine unsichere anarchische Orthographie ist auch ein unanständiger Schmutz.

Mit der Frage der Schreibung darf man nicht die Frage der Schrift zusammenwerfen. Wenn Herr Schmits für die Verbannung der sogenannten deutschen Schrift eifert, so kann ich dem wol beistimmen. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, daß wir uns den übrigen europäischen Nationen endlich anschlössen und unsere gebräuchlichen Fracturlettern zu einer Antiquität herabsinken ließen wie es etwa die Schwabacherschrift geworden ist. Unser Gefühl sträubt sich wol am meisten gegen die Anwendung der lateinischen Schrift in Classikerausgaben, in Gedichten. Aber wer hat nicht einmal eines jener zierlichen Blätter gesehen, auf denen Goethe irgend einen Denkspruch mit sichern schönen Zügen in lateinischen Buchstaben aufzuzeichnen liebte? Und in „Kunst und Alterthum", worin Fractur die Regel bildet, sind grade die Gedichte gern lateinisch gedruckt.

So wünschenswerth nun, so leicht möglich an sich die Abänderung der Schrift wäre, die Schule kann nichts dazu thun. Denn es wäre ein offenbares Unrecht gegen die heranwachsende Generation, wenn wir sie ausschließlich in lateinischer Schrift erzögen und ihr so den Zugang zu der gesammten Literatur erschwerten, welche bis jetzt noch mit deutschen Lettern gedruckt wird. Wenn eine solche Reform überhaupt zu Stande kommen soll, welche, wie Herr Schmits versichert, im Auslande viele warme Freunde finden würde, so müssen die großen Zeitungen vorangehen. Herr Schmits ist Chefredacteur der Kölnischen Zeitung; wir dürfen also wol hoffen, daß uns dieses Blatt demnächst in dem internationalen Gewande lateinischer Schriftzeichen überraschen werde.

Straßburg. Wilhelm Scherer.

Zeller's Petrussage in französischer Uebersetzung.

La légende de Saint-Pierre, premier évêque de Rome. Par Edouard Zeller, professeur à l'université de Berlin. Traduit par Alfred Marchand. Paris, Sandoz et Fischbacher. 1876.

Unsere Leser erinnern sich der Abhandlung über „die Sage von Petrus als römischem Bischof" von Professor Zeller, welche wir im Augusthefte (1875) der „Deutschen Rundschau" zu veröffentlichen die Ehre hatten. Dieser Aufsatz erregte das

größte Aufsehen, nicht nur in Deutschland, sondern weit darüber hinaus; die Zeitungen in England, in Amerika, in Belgien und Holland besprachen ihn lebhaft und hier liegt eine durchaus gelungene französische Uebersetzung desselben in Buchform vor. Der Uebersetzer, Herr Alfred Marchand — ein Redactionsmitglied des „Journal des Débats" — leitet seine Arbeit durch ein Vorwort ein, welches sein intimes Verständniß der Sache darthut und als ein neues und charakteristisches Zeichen für die Wiederannäherung zwischen dem deutschen und dem französischen Geiste, sowie für die Reserve, welche derselben von gewisser Seite auferlegt wird, in einigen seiner Hauptstellen hier reproducirt werden möge.

„Der Verfasser, Herr Eduard Zeller", heißt es in dem Vorwort, „ist Professor der Philosophie an der Berliner Universität, und einer der ausgezeichnetsten Vertreter der zeitgenössischen deutschen Wissenschaft. Herr Zeller hat sich zuerst bekannt gemacht durch bemerkenswerthe kritische Arbeiten über die Geschichte der ältesten Kirche und über die Sammlung der auf die Geschichte der Stiftung des Christenthums bezüglichen Urkunden, welche man übereingekommen ist, das Neue Testament zu nennen. Diese Arbeiten hatten ihn in die erste Reihe der Schüler Baur's, des Begründers der Tübinger Schule, gestellt. Als diese Schaar von Kritikern durch die triumphirende orthodoxe Reaction zerstreut worden war, widmete Herr Zeller sich ausschließlicher dem Studium der Philosophie und veröffentlichte unter Anderm eine Geschichte der „Philosophie der Griechen", welche alle ihre Nebenbuhlerinnen durch die Ausdehnung und die Gründlichkeit des Wissens übertrifft. Aber indem er die Philosophie an der Universität zu Heidelberg*) und hierauf an der von Berlin lehrte, hat er niemals aufgehört, seine religionsgeschichtlichen Arbeiten fortzusetzen, und die „Sage von Petrus als erstem Bischof von Rom" verdankt ihren Ursprung diesen seit einer Reihe von dreißig Jahren ununterbrochenen, tiefgehenden Studien.

„Augenscheinlich ist der Kampf zwischen Kirche und Staat, dessen Schauplatz Deutschland ist, der thatsächlichen Veröffentlichung dieser Arbeit nicht fremd gewesen; aber was wir gesagt, genügt, um festzustellen, daß wir es hier nicht mit einer Gelegenheitsschrift zu thun haben, welche durch die Leidenschaft eingegeben, sondern mit einem ernsten Werke, dessen Bestandtheile durch die Wissenschaft langsam gesammelt worden sind, und welches verdient, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und festzuhalten.

„Ich habe geglaubt, daß ich meinen Landsleuten einen wahrhaften Dienst leisten würde, indem ich die Arbeit des Herrn Zeller übersetzte. In Frankreich, wie in Deutschland, ist die Kirche in einen Kampf gegen den Staat eingetreten. Der Ultramontanismus, inspirirt und vorwärts gedrängt durch den Orden, welcher die römische Curie leitet, läuft Sturm auf die moderne Gesellschaft und streckt die Hand aus nach unsern theuersten Freiheiten, nach unsern heiligsten Rechten. Das beste Mittel, ihn zu bekämpfen und zu besiegen ist genau, die Wissenschaft zu Hilfe zu rufen, welche er zu unterdrücken trachtet. Die vorliegende Studie hat zum Zweck, zu zeigen, auf welcher Fiction endgültig die angemaßten Ansprüche einer Institution beruhen, welche, kraft eines vorgeblichen göttlichen Rechtes, auf nichts Geringeres hinzielt, als darauf, den modernen Geist in Vormundschaft zu nehmen und ihn aufzuhalten in seinem siegreichen Vorwärtsschreiten zur Wahrheit und Freiheit.

„Nach meinem Dafürhalten ist diese Studie die natürliche Ergänzung einer andern Arbeit, welche neuerdings veröffentlicht worden**) und bestimmt war, ein neues und

---

*) Zeller war zuvor, von 1849—1862 Professor der Philosophie in Marburg; auch schrieb er die beiden ersten Theile der „Philosophie der Griechen" bereits in Tübingen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

**) Les Jésuites, par J. Huber, traduit par Alfred Marchand. Paris, Sandoz et Fischbacher.

vollständiges Licht auf die Grundlagen und Tendenzen des Ordens zu werfen, welcher der treueste Vertreter, das wirksamste Instrument, die furchtbarste Heeresmacht jener Institution ist, deren Ursprung in der genannten Schrift untersucht wird.

„Ich habe mich nicht abhalten lassen durch die Erwägung, daß die Waffen, welche ich anwende, einem Lande entlehnt sind, dessen Namen in uns so grausame Erinnerungen weckt, und daß diese Anleihe mich Angriffen oder wenigstens Verdächtigungen von Seiten gewisser Vertheidiger des Glaubens aussetzen könnte. Ich habe, im Gegentheil, geglaubt, daß meine Eigenschaft als ausgewanderter Elsässer mich über jeden Argwohn erheben und mehr als irgend einen Anderen berechtigen sollte, zum Nutzen des französischen Publicums, die Werke der deutschen Wissenschaft zu verdolmetschen. In der Kritik und Geschichte der Religion hat Deutschland gegenwärtig einen Vorsprung vor uns: für mein bescheidenes Theil dazu beitragen, ihm die Vortheile dieser Stellung zu entreißen, das heißt, wie ich glaube, eine eminent patriotische That vollbringen.

„Uebrigens ist der Kampf zwischen dem Ultramontanismus und dem modernen Geiste so heftig, so weit und tief, umfaßt so sehr alle Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens, daß man, indem man Theil an demselben nimmt, mehr thut, als nur von einem Rechte Gebrauch machen: man erfüllt eine Pflicht; und dieser Pflicht sollte keiner — sei er auch noch so klein — sich entziehen."

Abel's koptische Untersuchungen.

Koptische Untersuchungen von Karl Abel. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Eins der interessantesten und bedeutendsten Völker der Geschichte sind die Aegypter. Wie viel danken wir ihnen nicht! Das ist ja freilich unerheblich, daß, wer heute durch die Straßen einer englischen Stadt schlendert, sich von den farbigen Gläsern der Apotheken altägyptische Zeichen entgegenscheinen sieht, daß die Planetensymbole unserer Kalender und die Namen unserer Wochentage (siehe mein Psalterium Hieronymi 159) von den Ufern des Nils stammen. Aber wenn auch nicht, wie E. de Rougé behauptete, unsere Buchstabenschrift selbst, so doch der Gedanke einer Buchstabenschrift ist den vor fünftausend Jahren das Delta bewohnenden Vettern der Phönicier durch die Priester von Memphis geschenkt worden. Der Name Chemie, das heißt ägyptische Kunst, lehrt jeden Schulbuben, wo eine der wichtigsten und nützlichsten Wissenschaften in's Leben getreten, wo sie Jahrhunderte lang vorzugsweise gepflegt worden ist. Die in regelmäßiger Wiederkehr die Landmarken zerstörenden Ueberschwemmungen zwangen die Unterthanen der Pharaonen zur Feldmeßkunst, und leiteten so zur Mathematik. Durch astronomische Beobachtungen von wunderbarer Genauigkeit legte dies ernste Volk die Grundlagen für die Chronologie, und gab damit der Geschichtskunde das feste Gestell, an und in welchem Wichtigeres aufbewahrt werden konnte. Mehr als das: Begriffe, die uns, freilich meistens nur als Worte, ganz geläufig sind, die aber einmal durch Zusammenschauen der in scheinbar regelloser Ueppigkeit nach und nach sich darbietenden Erscheinungen, und durch Herausahnen des in einer Fülle von Wirkungen sich mehr versteckenden als offenbarenden Wesentlichen des Lebens gefunden werden mußten, die Aegypter haben sie festgestellt, von denen sie — ein werthvollerer Schatz, als die geliehenen goldenen und silbernen Gefäße — den Hebräern mit auf den Weg gegeben, und dadurch in das Besitzthum des halben Menschengeschlechtes und der ganzen Geschichte übergeführt worden sind. Moses war unzweifelhaft kein

Semit: der Stamm Levi, der Träger des hebräischen Cultus, gibt, wie ich schon vor 23 Jahren dargelegt, durch seinen Namen — ein Adjectiv, das einen zur Gefolgschaft Gehörigen bedeutet — den Beweis, daß das geistige Leben der nach Asien zurückwandernden Semiten in der Pflege und Leitung ägyptischer Männer gestanden hat.

Man sollte denken, diese Erwägungen müßten der Beschäftigung mit Aegypten einen festen und geehrten Platz unter uns sichern. Leider nimmt diese Beschäftigung einen solchen Platz nicht ein. Es fehlt ja nicht an Aegyptologen, allein diesen liegt das Feststellen empirischer Thatsachen der ägyptischen Geschichte und Geographie mehr am Herzen, als das Verständniß des gesammten Lebens der Aegypter: vor Allem das Studium der ägyptischen Sprache, die doch für die, welche auf die Erkenntniß des inneren Wesens der sie Redenden ausgingen, einen hohen Werth haben müßte, wird ungebührlich vernachlässigt. Diese Vernachlässigung läßt sich wohl, abgesehen davon, daß es für's erste sich durchaus mit Recht nur um eine Orientirung in der Landschaft handelt, aus eben dem Umstande erklären, der vorzugsweise zu einer Beschäftigung mit der ägyptischen Zunge anreizt. Wo ist eine Sprache so wie die ägyptische in einer fünf Jahrtausende lang nicht unterbrochenen Reihe von authentischen und datirten Denkmälern zu studiren? Man behauptet, zu Leibnizens Zeit habe der letzte Mann gelebt, der koptisch gesprochen: doch fand ich in der Münchener Bibliothek etwa fünfzig Jahre alte — von den Behörden aufgefangene — Briefe von Zöglingen der Propaganda, welche auf koptisch nach der Heimath über ihr Loos klagten, also doch noch den Gebrauch des Idioms in der Gewalt hatten: und von diesem 1825 geht es aufwärts bis in die Anfänge der ägyptischen Geschichte hinein! Aber freilich, ein einzelner Mensch ist nicht im Stande, dieses Ueberreichthums Herr zu werden. Die sich solcher Arbeit unterwänden, wären eben dadurch, daß sie es thäten, als Dilettanten bei Seite geschoben.

Schon darum ist es ein glückliches Ereigniß, daß ein neuer Arbeiter, Herr Karl Abel, zu den wenigen auf diesem Felde Thätigen hinzutritt und eine weitere Theilung der Aufgaben möglich macht. Das Behagen wächst, wenn man sieht, daß dieser Gelehrte die Sache im Interesse an der Sache, und durch die Sache selbst erzogen, an dem Ende anfaßt, an welchem sie angefaßt werden muß — mit Menes dürfen wir nicht beginnen, sondern haben auf der uns zugewandten Seite des Aegyptischen, dem Koptischen, anzuheben —, und daß dadurch für die älteren Gestalten der Sprache wesentlicher Gewinn in Aussicht steht. Denn, sage ich es nur frei heraus — wer wie ich den dritten Theil der koptischen Bibel abgeschrieben und herausgegeben hat, wird sich ein Urtheil erlauben dürfen —: von nicht Wenigem, was die Hieroglyphiker von den Steinen und den Papyrus gelesen haben, sehe ich keinen Weg zu dem, was in der koptischen Bibel vorliegt, wie umgekehrt mir die Annahme unmöglich scheint, daß in den Tagen der römischen Herrschaft Feinheiten in der Sprache entstanden sein sollten, welche die Ptolemäer und deren einheimische Vorgänger nicht gekannt hätten: das Koptische muß und wird für die Hieroglyphik mehr lehren, als die Bedeutung manchen Wortes und eine ungefähre Analogie der Grammatik: damit es dies könne, muß es so eindringlich durchforscht werden, wie Herr Abel es durchforscht hat, und darin, den Werth einer solchen Forschung durch die That gezeigt zu haben, liegt die Bedeutung des uns beschäftigenden Buches.

Aber noch in anderer Hinsicht ist dasselbe von Belang. Je genauer und ängstlicher ich die ältesten Sprachen der historischen Völker treibe, desto gewisser wird mir der Satz, daß am Anfange der Geschichte nicht die rohe Nothdurft gestanden hat, welche die ihr Verfallenen durch tastende Versuche allmälig in die Höhe zu streben gezwungen. Ueberall finde ich gerade im höchsten Alterthum ein schlichtes, aber sicheres Können: überall ein Wissen, das sich fast wie der stille, stumme Wiederschein des Horizonts in einer geschliffenen Metallkugel ausnimmt: überall, um das von mir selbst so hart verpönte Wort einmal zu brauchen, eine reiche Cultur, welche die Schätze der Schöpfung und der Erfahrung nicht außerhalb des eigenen Friedens kennt, sondern wie zum Haushalte Gehöriges ständig und stetig nutzt, und in keuscher, er-

haltender Scheu genießt. Die edelsten Sprachen legen ein Veto gegen die Ansicht derer ein, welche unser Geschlecht aus der Rohheit, unsere Religion aus dem Schmutze und aus Gewitterbeobachtungen ableiten, die, in einer mit Elektricität bis zum Unsinn gefüllten Atmosphäre angestellt, tantum suadere malorum nicht vermocht hätten, wenn nicht unglücklicher Weise der Blitzableiter in jenen grauen Tagen noch nicht erfunden gewesen wäre. Das Koptische zeigt noch vielfach die Art der Urzeit: höchste Kraft, die sich der geringsten Mittel bedient, feinste Beobachtung nicht des Sinnlichen, sondern des Geistigen: sollte sich nicht von ihm aus eine Bresche in die Dogmatik derer legen lassen, welche erachten, daß ohne Samenkorn, ohne Licht und Luft, der bloße Guano der Vater aller Geschichte sei? Das Buch des Herrn Abel ist sehr geeignet, wahrheitsuchende Menschen an der zur Zeit gültigen Grundanschauung des großen Publicums zweifeln zu lehren. Wenn eine uralte Sprache so tiefe Einsicht in das Wesen des Wahren und Rechten ausdrückt, wie sie Herr Abel in einem allerdings viele höchst wichtige Untersuchungen jeder Art nebenher behandelnden Bande von 456 Seiten im Koptischen nachweist — Einzelnheiten zu besprechen kann dieses Orts nicht sein —, dann ist nicht die Nacht, sondern der Morgen die Wurzel des Tages. Mag man diese Abhandlung auch nur durchblättern, so wird man — und ich hätte Stoff für fünfzig ähnliche Aufsätze — staunen über die feinen Unterscheidungen, welche das Koptische macht, Unterscheidungen, welche so fest mit der ganzen Structur der Sprache verwebt sind, daß sie in deren Fundamente hinabreichen: man muß begierig sein zu erfahren, wie sich diese Theologie der Sprache zu der Mythologie der Priesterschaft und des Staats verhalten hat: ob die Mythologie Krankheit, oder ob sie Symbolik war, welche erst nach und nach, und zwar noch nicht vor vielen Jahrtausenden, mißverstanden wurde.

Wenn fraglich scheint, ob für solche Erwägungen schon die Zeit gekommen ist, Eins kann dies gute Buch gewiß sofort wirken.

Man hat bei dem, was jetzt als Linguistik gilt, meistens den Wunsch, ihren Pflegern möglichst weit aus dem Wege zu gehen, denn man ist gegen Leute mißtrauisch, welche das menschlichste Leben so durchaus nur als Kammerdiener oder Ingrossatoren betrachten: man kann sich denken, daß der Schreiber eines Rechtsanwalts, wenn man ihm nur einige Handgriffe gezeigt hätte, unsere vergleichenden Wörterbücher, und was diesen gleichwerthig ist, noch geschickter zusammentragen würde als die, welche sie abgefaßt: von einer Beherrschung der Sprachen, über welche und mit denen man handelt, ist unter den Linguisten fast nie die Rede, da so viel Neuhochdeutsch, als man sich in der Kinderstube angewöhnt hat, und geschäftiges Hantieren mit den Werkzeugen Bopp's und Grimm's, so viel Semitisch, daß es in den Wörterbüchern zu blättern befähigt, genügt, um auf dem Gebiete der Linguistik einen großen Mann zu schaffen: und wird man nicht Mezzofanti, der in siebzig Sprachen nichts zu sagen hatte, über Grimm zu setzen gewiesen, wenn man dulden sieht, daß so Vielen mit Paradigma, Wortbildung, Wurzelwörterbuch die Sprache erschöpfend erkannt scheint, die in alten Zeiten das Spiegelbild des gesammten Denkens, Empfindens und Wollens war, und zugleich die Atmosphäre, in welcher, der Boden, auf welchem Neues wuchs? sie, die jetzt zu einem Mittel herabgesunken ist, nicht allein die Gedanken, sondern auch die Gedankenlosigkeit zu verbergen, und die von den Linguisten, ohne daß sie es ausdrücklich aussprechen, nur als solches behandelt wird.

Herr Abel hat in dem uns vorliegenden Buche durch die That gezeigt, daß die Sprache Ausdruck des Geistes ist: und er hat das so gezeigt, daß ihm nicht etwa der Vorwurf gemacht werden kann, er achte den Leib gegen die Seele gering. Es steht freilich kaum zu hoffen, daß so bald Andere dem von ihm gegebenen Beispiele nacheifern werden — sie müßten eben ganz Andere werden, als sie sind —, aber ein heilsamer Schrecken wird doch über die linguistischen Sackträger kommen: sie werden wenigstens im Geheimen sich schämen, ihre mechanische Arbeit auch fernerhin als das allein Nützliche und als die Hauptsache anzusehen. Ich habe seit einem Vierteljahrhundert an philologischen Prolegomena zu einer Ethik und Theologie des alten

Testaments gearbeitet, und bisher die Scheu nicht überwinden können, dies allerdings auf sehr breiter Basis aufgebaute und deshalb schwer fertig zu stellende Werk vorzulegen — nur in exegetischen Vorlesungen sind Bruchstücke davon in eine gewisse Oeffentlichkeit gekommen —: ich bin Herrn Abel ganz besonders dankbar, daß er mit einer meinen Bestrebungen gleich zielenden Studie das Eis gebrochen hat, und will ihn, weitere Gaben von ihm erwartend, aus Erkenntlichkeit noch ein Hilfsmittel kennen lehren, das er wunderbarer Weise nicht zur Hand zu haben scheint, und das ihm sein beschwerliches Forschen erleichtern wird. Herr Abel hat augenscheinlich alle Belegstellen für seine Sätze durch Lesen gesammelt — und sehr sorgsam hat er gelesen: nur meine sahidischen Psalmen scheinen ihm völlig unbekannt geblieben zu sein —: aber wozu gibt es für die Bibel Concordanzen, als damit sie dem, der sie zu benutzen versteht, eine große Mühe abnehmen und kostbare Zeit sparen?

Und nun noch eine Bitte.

Als ich mich vor mehr als dreißig Jahren in das Koptische verliebte, das ich zunächst nur gelernt, um für die Zwecke der Kritik des Bibeltextes die koptischen Bibelübersetzungen lesen zu können, machte ich meinen Lehrer und Freund Rückert zum Mitwisser meines Glückes. Rückert schrieb mir, als ich stets von Neuem schwärmte, 1851, daß er das Koptische nun auch anfangen wolle. Er hat es gelernt, und wie gelernt! Letztwillig beauftragte er mich, seinen Nachlaß, soweit dieser das Koptische betrifft, zu ordnen und wenn ich ihn dazu geeignet fände, herauszugeben. Ich habe dies zu thun aus mehr als Einem Grunde ablehnen müssen, so tief es mich schmerzte, die mühselige, in tausenden von Zetteln und Zettelchen bestehende Arbeit des greisen Dichters ungenutzt verkommen zu lassen. Herrn Abel's persönliche Verhältnisse sind mir unbekannt: die Ausstattung seines Buches und die in's Große gehende Anlage desselben erlauben zu schließen, daß er wol in der Lage sein würde, Rückert's Studien für den Druck zu bearbeiten, was allerdings mehrere Jahre angestrengten Fleißes kosten dürfte. Ebenbürtig ist er dem Dichter auf diesem Gebiete, und wenn er mit kleiner Schrift setzen ließe, und sich vor der uns aus Noth geläufigen Knappheit des Ausdrucks und der Beweisführung nicht scheute, so würde er in einem Octavbande von fünfzig Bogen das Ergebniß der eindringlichen, durch ein Dutzend Jahre fortgesetzten Forschung eines für Spracherkenntniß reich begabten Geistes vorlegen können, und die Sprachwissenschaft überhaupt, nicht blos die Kenntniß des Aegyptischen, um ein gutes Stück vorwärts bringen. Die Hoffnung darf man unter den jetzigen Verhältnissen ja nicht hegen, daß die zumeist in Italien liegenden koptischen Texte vollständig werden herausgegeben werden. Für die Kritik der Bibel ist die Veröffentlichung der sahidischen Uebersetzung unumgänglich nöthig, der wichtigste Dienst, der diesem Zweige der Wissenschaft zur Zeit geleistet werden kann: aber da auf der Theologie der Fluch lastet, wird Niemand erwarten, daß, um der Religionsgeschichte zu nützen, Jemand an diese Arbeit die Hand legen werde; möchte es Herrn Abel gelingen, das linguistische Interesse wach zu rufen, das die Sammlung jener, hauptsächlich für Stephan Borgia geretteten, Ueberreste ebenso gebieterisch fordert, wie das theologische es thut, und möchte in Folge dieses Interesses wenigstens das Eine oder Andere aus dem Museum Borbonicum und den Schränken der Propaganda an's Licht gezogen werden: sonst haben die andern Wissenschaften von der Gnade und zu Gunsten der Theologie gelebt: 1876 müssen wir Theologen schon zufrieden sein, wenn wir die Brocken bekommen, welche vom Tische der andern Wissenschaften fallen.

Göttingen. Paul de Lagarde.

Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika.*)

Von

Dr. R. Schleiden.

II.

Die fünf folgenden Abschnitte (S. 122—192), welche die politischen und socialen Zustände im Süden behandeln, sind unbedingt die interessantesten und besten des ganzen Buchs. Eingedenk des Zurufes des Herrn v. Hellwald: „Hic Rhodus, hic salta!" glaube ich mich jedoch, wie im Vorangehenden, so auch hier, wesentlich auf die Hervorhebung weniger allgemeiner Gesichtspunkte und die Beleuchtung einiger der auffallendsten Beweise von Kritiklosigkeit und von Uebertreibungen des Verfassers beschränken zu müssen, an denen es auch hier nicht fehlt.

Die Schauder erregenden Zustände im Süden der Union sind seit Jahren notorisch. Der von Becker gebrauchte Ausdruck, man nähere sich dort mit größter Schnelligkeit „haitisch-mexicanischen Zuständen" ist daher völlig verständlich, wenn er auch, strenge genommen, nicht correct ist. Auch ich habe, von Anfang an, gemißbilligt, daß man die enormen Schwierigkeiten und Gefahren, welche die mit der plötzlichen Aufhebung der Sklaverei verbundene völlige Umgestaltung des bisherigen Arbeitssystems naturgemäß mit sich führen mußte, durch die sofortige politische und sociale Gleichstellung der bisherigen Sklaven mit den weißen Bürgern der Union noch unendlich vermehrt hat. Ich mache dem Verfasser auch keinen besonderen Vorwurf deshalb, daß er das in sehr viel stärkeren Ausdrücken thut, als mir gerechtfertigt erscheint. Aber ich werfe ihm als einen unverzeihlichen Fehler in seiner ganzen Darstellung vor, daß er die wichtige Principfrage, welche zu der von der Unions-Regierung dem Süden gegenüber befolgten Politik geführt hat, die Nothwendigkeit nämlich, der Theorie von den sogenannten Staatenrechten und einer doppelten Souveränetät innerhalb der Union ein- für allemal ein Ende zu machen, völlig mit Stillschweigen übergeht und ebenso die socialpolitischen Zustände des Südens vor dem Krieg und den in Folge der Sklaverei wirklich unvermeidlich gewordenen und ununterdrückbaren Conflict gänzlich unberücksichtigt läßt. Aufrichtig beklage ich ihn, daß er Jahre lang für eine Sache die Waffen getragen hat, welche er, falls er nicht etwa seine jetzigen Ansichten erst nach dem Kriege gewonnen hat, seinen eigenen Ausführungen nach für eine ungerechte halten mußte.

Die unglücklichen Neger, von denen er, in gewohnter Uebertreibung, „die Mehrheit" der Rüstigen schon im letzten Kriegsjahre nach dem Norden flüchten läßt, haben

*) Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, von John H. Becker. Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp., 1876. — (Man vergl. das Augustheft der „Deutschen Rundschau" S. 299 ff.)

sich des Verfassers besonderes Mißfallen zugezogen. Sie sind im vollsten Sinne des Worts für ihn „bêtes noires" und, wenn nicht ganz, so doch beinahe „schmierige, stinkige Affen", die sich durch Faulheit und Dieberei hervorthun und in den Städten „meist" in Verbindung und im vertrauten Verkehr mit der Prostitution und mit der Verbrecherklasse stehen. „Je schneller sie dahin sterben, desto eher hat der Norden Aussicht auf Befreiung von einem moralischen Schmutzfleck." Das stark ausgeprägte religiöse Element in der Negerbevölkerung übergeht er ganz. — Ich räume willig ein, daß es sehr viele bedenkliche und widerwärtige Individuen unter der farbigen Bevölkerung gibt. Die Mehrzahl von ihnen ist mir aber immer wie große, gutmüthige Kinder erschienen, deren moralische Haltung wesentlich von der Behandlung abhing, welche man ihnen angedeihen ließ. Die Zahl der intelligenten, ordentlichen, fleißigen und zuverlässigen Arbeiter unter ihnen ist nicht gering. Neger von so hervorragender Intelligenz wie der am Hofe Napoleon's III. und bei seinen Collegen sehr geachtete haitische Ministerresident Ardouin, oder der farbige Geschäftsträger jener Republik, Colonel Ernest Roumaine, mit dem ich 1863 in Washington zusammen war, mögen allerdings unter den Farbigen in den Vereinigten Staaten, und mögen überhaupt zu den seltenen Ausnahmen gehören. Aber einzelne der fünf Neger und Mulatten, welche jetzt im Repräsentantenhause auf dem Capitol sitzen, sowie der farbige Bundes-Senator aus Mississippi haben sich, wie ich höre, volle Achtung zu erwerben gewußt, und ich selbst bin mit manchen farbigen Geschäftsleuten in Berührung gekommen und habe wiederholt Neger zur Aushilfe oder als Kutscher in meinen Diensten gehabt, die in keiner Weise ihren weißen „Brüdern" nachstanden. Herr Becker übersieht bei seiner ganzen Charakter-Schilderung völlig, daß ein guter Theil der Bundesarmee und die großen Massen im Norden den Neger während des Bürgerkrieges vielfach mit allem Unglück und Ungemach identificirten, welche derselbe mit sich brachte; daß den Negern mehr Unrecht geschah, als von denselben verübt ward; daß nicht sie, sondern ihre damaligen Herren und ihre vermeintlichen abolitionistischen Freunde die Hauptschuld am Kriege trugen. Er beachtet nicht den verderblichen Einfluß, welchen die in Detroit, Newyork, Cincinnati und anderen großen Städten gegen die geflüchteten Sklaven begangenen Gewaltthätigkeiten auf die Unglücklichen üben mußten, und daß sogar erwiesenermaßen Fälle vorgekommen sind, in welchen Weiße freie Farbige in Indiania einfingen und nach Kentucky als Sklaven verkauften, ja sogar Officiere und Soldaten an der Grenze von Nord-Carolina einen ähnlichen Menschenhandel trieben. Er würdigt gar nicht den schwer in's Gewicht fallenden Umstand, daß der Verlauf des Krieges der farbigen Bevölkerung nothwendiger Weise eine gewaltige Meinung von ihrer eigenen Bedeutung beibringen mußte, daß demnächst die Sklaven von gestern, ohne alle Vorbereitung und ohne daß auch nur für ihre künftige wirthschaftliche Existenz ausreichend Sorge getragen wäre, heute ihre eigenen Herren wurden, und daß ihnen, um das Unglück voll zu machen, vollständige politische und sociale Gleichstellung mit ihren bisherigen Herren ertheilt ward. Kein Ort war vielleicht zu jener Zeit besser geeignet, diese Verhältnisse und den Charakter der Neger zu studiren, als gerade die Bundeshauptstadt, in der ich damals lebte. Denn dort strömten alle Nachrichten zusammen, und Washington, wo die geflüchteten Sklaven unter den Augen der Regierung des vollsten Schutzes gewiß waren, war damals zugleich ihr Paradies und bot ihnen die beste Gelegenheit, ihre guten wie ihre schlechten und lächerlichen Seiten zu zeigen.

Das verbrecherische Treiben der herrschenden Partei-Politiker im Süden und das auch in meinen Augen unwürdige Verhalten der Bundesregierung diesem Treiben gegenüber will ich mit den vorstehenden Bemerkungen in keiner Weise beschönigen. Ich bin aber allerdings der Ansicht, daß Becker seiner Darstellung der traurigen Zustände im Süden einen ungleich höhern Werth für den deutschen Leser hätte geben können, wenn er etwas mehr gut belegte Thatsachen und Zahlen, dagegen etwas weniger Raisonnement geboten hätte. Wer so schwere Anklagen gegen die Regierung eines großen Landes erhebt, wie der Verfasser das thut, darf die Mühe nicht

scheuen, sich die nöthigen, überdies nicht einmal schwer zu erlangenden, officiellen Daten über die früheren und jetzigen Verhältnisse zu verschaffen. Wollte er aber, wie er das fast überall gethan, lediglich aus Zeitungen schöpfen, so brauchte er nur irgend ein beliebiges Blatt aus der ersten Septemberwoche 1872 zur Hand zu nehmen, um in der Rede, welche damals Senator Sumner vor seiner Abreise nach Europa über die Präsidentenwahl veröffentlichen ließ, genaue Angaben über die Zunahme der Schulden der Südstaaten ꝛc. zu finden. Selbst die flüchtigen Notizen in Max v. Versen's „transatlantischen Reiseskizzen" (Leipzig 1876) — wenn auch gleichfalls ohne ausreichende Kunde der neuesten Amerikanischen Geschichte geschrieben, — sind in dieser Beziehung lehrreicher als das vorliegende Werk.

Einen großen Theil seines politischen Raisonnements hätte Becker gar nicht schreiben können, wenn er das, 1871 bereits in 43. Auflage erschienene, classische Werk von Wm. Whiting: „War powers under the Constitution of the United States" gekannt, oder auch nur gewußt hätte, daß der Süden niemals die verfassungsmäßige Legalität der Erwählung Lincoln's zum Präsidenten angezweifelt hat, so wie, daß dessen Amtsvorgänger, Präsident Buchanan, gleichfalls zwar die Mehrheit der Electoral-Stimmen, aber keineswegs die absolute Majorität der vom Volke abgegebenen Stimmen hatte, indem er von 4,049,204 Stimmen nur 1,843,337 erhielt. Wie kritiklos der Verfasser verfährt, ergibt sich ferner gleich aus dem ersten vermeintlichen Belegstück, das er S. 124 ꝛc. abdruckt. Es ist das eine, dem ohnehin als Quelle verdächtigen „New-York-Herald" entnommene, seiner Ansicht nach „offenbar Sachkunde verrathende Schilderung einiger Magnaten der Regierung, die den Staat Süd-Carolina gegenwärtig beglückt", welche er dann noch selbst durch einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den Gouverneur Moses und dessen Vater, den Oberrichter, vervollständigt. Ich habe dieses grausenhafte, „Columbia S. C. Octob. 13, 1874" datirte Schreiben mit Interesse gelesen und will auch gerne glauben, daß dasselbe manches Wahre enthält; aber schon die Eingangsworte des Berichts beweisen, daß dessen Glaubwürdigkeit mehr als zweifelhaft ist. Es wird dort nämlich, ohne daß Becker auch nur ein Fragezeichen hinzufügte, die alte Fabel wiederholt: General Sherman habe am Ende des Krieges über 80 Häusergevierte und mehr als 1300 Wohnhäuser in Columbia niedergebrannt. Nun ist es aber längst durch die Entscheidungen der auf Grund des Washingtoner Vertrags vom 8. Mai 1871 eingesetzten gemischten Commission zur Aburtheilung amerikanischer und britischer Reclamationen positiv festgestellt, daß das Feuer nicht durch Handlungen der Bundesregierung oder ihrer Armee verursacht ist. Im vorigen Jahre hat außerdem General Wm. T. Sherman selbst, im zweiten Bande S. 277 ꝛc. seiner Aufsehen erregenden „Memoirs" (Newyork, Appleton & Co.) nicht nur seine Ordre Nr. 26 an General Howard vom 16. Febr. 1865 über das von den Truppen während ihres Aufenthaltes in Columbia zu beobachtende Verfahren, sondern auch eine detaillirte Schilderung seines Aufenthalts in jener Stadt und des furchtbaren Brandes vom 17. f. M. für welchen er den Rebellen-General Wade Hampton verantwortlich macht, veröffentlicht, die sich durch große Objectivität auszeichnet und auch denjenigen überzeugen wird, der die erwähnten Entscheidungen der gemischten Commission nicht kennt oder deren Tragweite nicht zu beurtheilen vermag.

Eine Vervollständigung und völlige Richtigstellung der Angaben des Verfassers über die „armen Weißen" im Süden, die Politik des Präsidenten Johnson, die erste Wahl des Präsidenten Grant, den Kuklux-Klan ꝛc. würde hier viel zu weit führen, und ich erwähne ihrer nur, damit nicht aus meinem Stillschweigen mein volles Einverständniß gefolgert werde. Daß das Horazische „Iliacos intra muros peccatur et extra" auch auf die sich in den Südstaaten gegenüberstehenden Parteien Anwendung leidet, erkennt übrigens Becker selbst an.

Recht gut liest sich die, einem nicht genannten amerikanischen Blatt entnommene Schilderung eines Neger-Meeting in Snowdown, Alabama (S. 163).

Auch der Abschnitt über die Zustände in Texas, Arkansas und Louisiana (S. 170 ꝛc.) ist interessant und, so weit ich ihn zu controliren vermag, im Wesentlichen correct. Aber auch hier finden sich wieder einzelne auffallende Proben des dem Verfasser eigenthümlichen Mangels an Schärfe der Auffassung. So nimmt er z. B. Anstoß an dem, in dem Minoritäts-Bericht eines Congreß-Ausschusses über die Verhältnisse in Louisiana gebrauchten Ausdruck: „Die Tugenden der Mäßigkeit, der Ehrlichkeit ꝛc. waren ihm (sc. dem Neger) von seinen Höherstehenden nie beigebracht worden." Er findet in dem Worte „Höherstehend, superior" eine „merkwürdige Logik". „So lange von Rechten die Rede ist, sagt er (Anm. 1 zu S. 184), heißt es immer „die Menschen sind gleich, folglich müssen sie gleiche Rechte haben". Sind aber Lasten, Bürden und Pflichten zu tragen, so sagen die Logiker: „Du, Weißer, bist höherstehend, „superior", folglich hast Du die Pflicht, den Neger zu erziehen und ihm Dienste zu leisten!" Daß der bekrittelte Satz des Ausschuß-Berichts sich auf, glücklicher Weise, weit hinter uns liegende Verhältnisse und die Zeit bezieht, wo die Sklaverei noch bestand, und wo der Herr unbestritten der „superior" seines Sklaven war, daß er also mit seinem Raisonnement nur gegen Windmühlenflügel kämpft, hat Becker in seinem „demokratischen" Eifer, den „Republikanern" etwas anzuhängen, gar nicht bemerkt. — Nicht minder schießt er weit über das Ziel hinaus, wenn er aus seiner Darstellung der nach den neuesten Berichten auch jetzt noch fortdauernden traurigen Verhältnisse in Louisiana S. 187 den allgemeinen Schluß zieht: „Die republikanische Partei beweist durch ihre Verwaltung des Südens schlagend, daß das Princip der Gleichheit, in der Theorie die Basis aller Freiheit und Glückseligkeit, in der Praxis zur ärgsten Despotie und Anarchie und zum vollkommenen Ruin Aller führt." Ich habe bereits oben bemerkt, daß die sofort nach Beendigung des Bürgerkriegs erfolgte politische und sociale Gleichstellung der bisherigen Sklaven mit den weißen Bürgern der Union auch meinen Beifall nicht hat. Aber ich bin zugleich der Ansicht, daß bestehende Gesetze, so lange sie nicht verfassungsmäßig abgeändert sind, auch beobachtet werden müssen, wie fehlerhaft sie auch sein mögen, und daß solche Gesetze, wodurch der Bevölkerung große politische Rechte eingeräumt wurden, selbst dann nicht ohne wesentliche Gefahr für das Staatswesen wieder aufgehoben werden können, wenn sie nicht vorausgesehene, verderbliche Folgen haben. Dabei macht es, meines Erachtens, gar keinen Unterschied, ob die Staatsform republikanisch und demokratisch, oder ob sie monarchisch ist. Das im Deutschen Reich eingeführte allgemeine Stimmrecht fängt z. B. auch schon an, seine bedenklichen Schatten vor sich her zu werfen und wird, wenn die großen Massen erst zur vollen Erkenntniß der ihnen damit verliehenen Macht gelangen, in immer weiteren Kreisen zur Unterdrückung der Minorität der Gebildeten und Besitzenden führen. Würde man aber diese Folgen, wenn sie eintreten sollten, der monarchischen Staatsform des Deutschen Reichs zum Vorwurf machen können? Gewiß nicht. Daß eine weise Regierung wesentlich dazu beitragen kann, die Uebelstände, welche sich in solchen Fällen bedenklicher Gesetzgebung ergeben, zu mildern, und daß die Regierung des Deutschen Reichs eine weisere ist als die augenblickliche Regierung der großen transatlantischen Republik, leidet in meinen Augen allerdings keinen Zweifel; für die Vorzüglichkeit einer Art der staatlichen Institutionen vor der andern wird dadurch aber nichts bewiesen.

Im 11., 12. und 13. Abschnitt (S. 193—232) entwickelt der Verfasser seine Ansichten und Erfahrungen über den Wahlmechanismus, sowie den Einfluß der Parteiorganisation und der Irländer bei den Wahlen. Er beginnt mit einer allgemeinen Erörterung des noch ungelösten Problems, wie die theoretische Freiheit des Bürgers, sich selbst zu regieren, seine Beamten und Vertreter zu wählen, am Besten zur Wahrheit werde, und mit der Erklärung, daß der in den Vereinigten Staaten beliebte Modus, die Candidaten auszuwählen, an sich nicht schlecht sei. Ich habe jedoch weder in diesen Ausführungen, noch in der Darstellung des eigentlichen Wahlverfahrens und der sich dabei geltend machenden Einflüsse wirklich Neues, wol aber wiederum zahlreiche Uebertreibungen gefunden. — S. 200 heißt es: die

regulären Candidaten gingen „ohne Ausnahme“ nicht aus den Reihen solcher hervor, die von den ehrsamen Bürgern ausgewählt worden wären; S. 204: in den Reden bei Wahlversammlungen würden die eigentlichen, sachlichen Punkte, auf die es in dem Wahlkampfe ankomme, zwar „gar nicht“ berührt, desto mehr aber der höhere Patriotismus; S. 205: „jeden Tag oder richtiger jeden Morgen suchen die Candidaten und Redner beider Parteien mit einem gewaltigen Rausche ihre Lagerstätte auf und eignen sich die Gewohnheit an, welche die Mehrheit aller Staatsmänner und Politiker der Nation zu unverbesserlichen Trunkenbolden macht“. Ich habe zahlreichen Wahlversammlungen in allen Theilen der Union beigewohnt, kenne Hunderte der mehr oder weniger hervorragenden amerikanischen Staatsmänner und Politiker ziemlich genau, habe aber nur in ganz vereinzelten Fällen und bei verhältnißmäßig wenigen Personen Erscheinungen beobachtet, welche dieser Schilderung entsprechen. Das Uebel des starken Trinkens, auf welches der Verfasser in einem späteren Capitel nochmals zurückkommt, und die Unsitte des sogenannten „Trietens“ (Tractirens) ist allerdings in beklagenswerthem Maße verbreitet, jedoch bei weitem nicht in dem Grade, wie hier behauptet wird; und der Satz: daß es „als unschicklich, wenn nicht gar als beleidigend“ gelte, einen angebotenen „Triet“ auszuschlagen, beruht in dieser allgemeinen Fassung, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auf einem Irrthum; es kommt nur darauf an, wie man es ausschlägt. Außerdem gilt es, wenn man unter besonderen Umständen die Aufforderung zum Trinken nicht wol ablehnen zu können glaubt, überall für genügend, wenn man auch nur ein Paar Tropfen in sein Glas schütten läßt. Der amerikanische Grundsatz bei diesen Gelegenheiten lautet gerade so wie der englische: „Fill what you will, but drink what you fill“, d. h. schenke dir so viel ein, wie du willst, aber trinke aus, was du eingeschenkt hast. — Daß nur diejenigen Wähler ihre Stimmen abgeben können, deren Namen in die Wählerlisten eingetragen sind; nur Candidaten, hinter denen eine Partei steht, Aussicht haben, erwählt zu werden; und daß eine Minorität ihre Candidaten durchsetzen kann, wenn die Majorität ihre Bürgerpflichten verletzt und zu Hause bleibt, sind keine Eigenthümlichkeiten Amerika's, sondern kommt fast überall, und auch bei uns vor.

Die in den Vereinigten Staaten bekanntlich sehr häufigen Wahlfälschungen sind bei uns, Gott Lob, bis jetzt noch unbekannt. Dagegen läßt sich mehr als ein deutscher Staat aufführen, in welchem die Wahlkreisgeometrie eine eben so große Rolle wie drüben gespielt hat und auch heute noch spielt. Das von Becker für dieses Verhältniß als angeblich technischer Kunstausdruck gebrauchte Wort „gerrymander“ ist wol nur in einzelnen Landestheilen, jedenfalls nicht allgemein üblich, findet sich auch nicht in Webster's Dictionary, wo doch die sonstigen politisch-technischen Ausdrücke, wie „lobby-member“, „log-rolling“ etc. nicht fehlen. Wenn der Verfasser auch die Zusammensetzung des Bundes-Senats aus je zwei Vertretern jedes Staats und die bisherige Ausschließung Utah's aus der Reihe der Staaten auf die Ungleichheit der Bevölkerung in den verschiedenen Wahlkreisen und bloßen Parteieinfluß zurückführt, so zeigt er damit, daß er weder die Geschichte der Union noch die eigenthümlichen Verhältnisse des mormonischen Staatswesens kennt. Daß die Wahlkreisgeometrie, wie bei uns, so auch in den Vereinigten Staaten manchmal zum Segen des Gemeinwesens ausfallen kann, erwähnt er nicht. Das ist aber doch der Fall. So ist es z. B. mehr als zweifelhaft, ob Abraham Lincoln, dem, so vielen Stoff zu begründeten Angriffen dessen Administration auch gegeben haben mag, die Union so Großes verdankt, jemals zum Präsidenten erwählt worden wäre, wenn er in seinem berühmt gewordenen Wahlkampf mit Douglas um die Bundessenator-Stelle von Illinois im Herbst 1858 obgesiegt hätte, und doch unterlag er, trotz einer Majorität von mehr als 4000 Stimmen, nur deshalb bei dieser Wahl, weil in Folge der wunderbaren Wahlkreiseintheilung im Senat des Staats 14 Demokraten 11 Republikanern, und im Repräsentantenhause 40 Demokraten 35 Republikanern gegenüberstanden (vgl. Ward H. Lamon, the Life of Abraham Lincoln. Boston, 1872. S. 419).

Neben den Negern sind in Becker's Augen die katholisch-keltischen Irländer das schlechteste Element in den Vereinigten Staaten. Obgleich ich viele vortreffliche, ja ausgezeichnete Männer unter diesen kenne, bin ich doch geneigt, dem Verfasser in seinem scharfen Urtheil über den vielfach verderblichen Einfluß der irischen Massen auf die innere amerikanische Politik im großen Ganzen beizustimmen; nur verwahre ich mich dagegen, als ob ich auch mit solchen Uebertreibungen einverstanden sei, wie beispielsweise der folgenden, die auf S. 231 ꝛc. steht. Es heißt dort nämlich: „es dürften in der That nur wenige Verbrechen aufzufinden sein, die dem Thäter nicht die geheime und innige Sympathie der irländischen Bevölkerung einbrächten."

In dem folgenden grausigen 14. Abschnitt „Verbrecherthum und Rechtspflege" (S. 233 ꝛc.) zieht Becker aus seiner vorangegangenen Darstellung der Parteiverhältnisse den mehr als gewagten Schluß, daß zwischen den herrschenden Gewalten und der Verbrecherclasse in den Vereinigten Staaten eine „wirkliche Bundesgenossenschaft" bestehe. Er verwahrt sich zwar ausdrücklich dagegen, daß er bei seiner sensationellen Schilderung übertreibe, beweist aber gleich darauf, wie sehr er das thut, indem er es als „allgemeine Regel" bezeichnet, daß bei „jedem Mordproceß", namentlich wenn ein geschniegelter junger Mann der Held, und die Umstände von besonders auffälliger Brutalität seien, die Damen und die Geistlichen Straflosigkeit zu erwirken verständen. Von dem weiblichen Geschlecht in Amerika hat er überhaupt — worauf ich unten zurückkommen muß, — den denkbar schlechtesten Begriff. Ich trage Bedenken, den Lesern dieser geachteten Zeitschrift weitere Einzelheiten aus diesem Capitel vorzutragen, da ich nicht umhin können würde, Dinge zu berühren, die besser ungesagt bleiben. Nur zwei kurze Bemerkungen will ich hervorheben, weil sie mir für Becker charakteristisch zu sein scheinen. Er behauptet S. 241, daß die verbreitetsten Zeitungen des Landes, der „New York Herald" und die „Chicago-Times" ihre große Abonnentenzahl „lediglich" der Aufmerksamkeit verdankten, womit sie jede schmutzige Begebenheit ihren Lesern mit Aufführung aller Einzelheiten in schlüpfriger Schilderung brühwarm vorlegten; und S. 244 hält er eine Lobrede auf die Lynchjustiz als einen Act der directen Ausübung der Volkssouveränetät, von dem er bedauert, daß er heute „viel zu selten" in den Vereinigten Staaten vorkomme!

Vier weitere Abschnitte (S. 247—299) behandeln die Steigerung der häuslichen Bedürfnisse und Lebensansprüche, die Erziehung der Kinder, das eheliche Leben und die gegenseitige Stellung der Geschlechter, die Temperanzbewegung und das religiöse Leben in Amerika. Ich fasse dieselben ihres inneren Zusammenhangs wegen hier zusammen, denn alle bezwecken ein Bild von den sittlichen Zuständen in den Vereinigten Staaten zu geben und den Nachweis zu führen, daß das politische Princip der „Gleichheit", aus dem das Bestreben Aller folge, gegen Niemanden zurückzustehen, die Wurzel aller Uebelstände sei. Ich muß, ehe ich wenige Einzelnheiten aus dem reichen Material persönlicher, aber nicht sachlicher Auffassungen Becker's, das uns hier geboten wird, hervorhebe, zwei allgemeine Bemerkungen voranschicken.

Der Verfasser sagt uns nicht, welche Classen der Bevölkerung er bei seinen Schilderungen im Auge habe, und verfällt in den durch das ganze Buch hindurchgehenden großen Fehler, überall zu generalisiren. Denselben Vorwurf, welchen er einmal bei Besprechung der Zustände im Süden der Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin" macht, erdichtete Leiden der „dann und wann roh und brutal behandelten Negersklaven" dem humanen Publicum in einem Romane mundgerecht gemacht zu haben, könnte Mrs. Beecher-Stowe ihm, wenn sie diese Abschnitte läse, in anderer Weise leicht zurückgeben. Es leidet gar keinen Zweifel, daß alle und jede in „Uncle Tom's Cabin" geschilderten grausigen Thatsachen bis zur Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten nicht nur vorkommen konnten, sondern auch wirklich gelegentlich vorgekommen sind; daß sie sich aber niemals in solcher Art und in solchem Zusammenhange, wie sie uns gleichsam als normal vorgeführt werden, ereignet haben. Ebenso kann man sagen, daß Alles, was uns Becker hier an widerwärtigen Dingen

erzählt, gelegentlich vorgekommen ist und noch jetzt vorkommt, daß es aber nicht die Regel bildet, und daß er durch Generalisirung vereinzelter Fälle eine völlig unrichtige Vorstellung von den wirklich bestehenden Zuständen hervorruft.

Die zweite allgemeine Bemerkung, welche ich mich hier zu machen gedrungen fühle, ist der Ausdruck der durch die aufmerksame Lectüre des ganzen Becker'schen Werks gewonnenen Ueberzeugung, daß der Verfasser das Unglück gehabt hat, während seines 17jährigen Aufenthalts in Amerika sehr viel mit den schlechtesten Elementen der Gesellschaft in Berührung zu kommen, aber nur selten Gelegenheit gehabt hat, die vielen vortrefflichen, das weitverbreitete schöne Familienleben und den vorzüglichen Einfluß edler Frauen kennen zu lernen. Mag der Einfluß der Frauen, dem Henry A. Wise in seinen „Seven decades of the Union" (Philadelphia 1872. S. 261), gewiß nicht mit Unrecht, die Größe der hervorragenden Männer der amerikanischen Revolutionszeit vorzugsweise zuschreibt, heute auch nicht mehr in gleichem Maße wie damals reinigend und fördernd wirken, gewiß ist, daß der fast trivial gewordene Satz: das weibliche Geschlecht sei die bessere Hälfte der Menschheit, sich vielleicht bei keinem Volke so sehr bewährt, wie bei dem amerikanischen. Ich spreche das nicht blos A. de Tocqueville nach, der seine schönen Capitel über das Verhältniß der beiden Geschlechter (vol. II, p. 240 der 13. Ausgabe) mit den Worten schließt: „si on me demandait à quoi je pense qu'il faille principalement attribuer la prospérité singulière et la force croissante de ce peuple, je répondrais que c'est la supériorité de ses femmes", sondern ich urtheile hier aus eigener Erfahrung. Nach Becker's Darstellung müßte man glauben, daß es lediglich ein glücklicher Zufall ist, wenn nicht alle amerikanische Frauen Prostituirte sind; in Wirklichkeit aber vermag ich zu meinem Bedauern die sittlichen Zustände in den größeren und manchen mittleren und kleineren Städten der deutschen Heimath nicht als besser anzuerkennen, als jene jenseits des Oceans. Wenn es anders erscheint, so finde ich den Grund davon hauptsächlich in der an Schamlosigkeit grenzenden Rücksichtslosigkeit, womit drüben jeder Scandal an die Oeffentlichkeit gezogen wird, und in dem bei uns, glücklicherweise, noch unbekannten, in den Vereinigten Staaten weit verbreiteten Brauch, daß zahlreiche Familien Jahr aus, Jahr ein in Hôtels und öffentlichen Kosthäusern (boarding houses) leben, mit allen seinen verderblichen Folgen. Wer sich über diese Verhältnisse, und namentlich auch über die amerikanische Ehegesetzgebung in zuverlässigerer Weise, als das aus Becker's „Hundertjähriger Republik" möglich ist, näher zu unterrichten wünscht, findet in Aug. Carlier's „Le mariage aux Etats-Unis" (Paris 1860) weitere Aufklärung. Diese Schrift beurtheilt zwar, indem auch sie zu viel generalisirt, die Zustände gleichfalls strenger als mir gerechtfertigt erscheint, aber ein ernster und wissenschaftlicher Geist läßt sich ihr nicht absprechen.

Die dunkelsten Punkte in dem amerikanischen Familienleben sind unzweifelhaft die häufig vorkommenden, durch die Gesetzgebung mehrerer Staaten ungebührlich erleichterten Ehescheidungen und die Zunahme des in den §§. 218—220 unseres deutschen Strafgesetzbuchs mit schweren Strafen bedrohten Verbrechens, das, wo, wie in der Mehrzahl der amerikanischen Staaten, noch das ältere englische commonlaw gilt, meistens straflos bleibt. Es ist übrigens völlig ungerechtfertigt, wenn Becker das auffallende Mißverhältniß der jährlichen Geburten zu der Gesammtbevölkerung in den Fabrikdistricten der Neu-England-Staaten ausschließlich auf dieses Verbrechen zurückführt. Denn es ist schon seit Jahren durch streng wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt, daß die Fruchtbarkeit, nicht nur unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren, in den östlichen Theilen der Union aus noch nicht völlig aufgeklärten Ursachen sehr viel geringer als in den übrigen, namentlich den westlichen Gebieten ist, und daß zahlreiche Paare, deren Ehe Jahre lang im Osten kinderlos geblieben war, bei ihrer Uebersiedlung nach Kentucky oder Minnesota ꝛc. in rascher Folge mit Kindern gesegnet wurden. Ich verlasse dieses traurige Thema.

Der nicht immer geschmackvolle Luxus in der Toilette, wodurch viele Amerikanerinnen ihre natürlichen Reize noch zu erhöhen glauben, ist in Europa längst

sprichwörtlich und datirt weit zurück. Er wurde bereits im Jahr 1857 in einem allerliebsten Lehrgedicht: „Nothing to wear; an episode of City life", das man während der damaligen großen Handelskrisis, hübsch illustrirt, fast in jedem Salon liegen sah, scharf gegeißelt. Er ist so weit verbreitet, daß ich mich gar nicht wunderte, als ich einst an einem schönen Sonntag-Nachmittag im fernsten Nordwesten — wo man auch bisweilen einen echten Yankee im schwarzen Leibrock mit hohem Cylinderhut hinter dem Pfluge gehen sieht, — die schöne Bewohnerin eines Blockhauses sich im hellseidenen Moirée-antique-Kleide, mit einem Bande von Longfellow's Werken in der Hand, im Schatten eines prächtigen Zuckerahornbaumes, im Wippestuhl schaukeln fand. — Der ungebürstete Rock der Männer, den Becker dieser weiblichen Kleiderpracht gegenüberstellt, ist mir dagegen verhältnißmäßig selten aufgestoßen; wol aber bin ich wiederholt über die Nettigkeit, ja Eleganz der meisten amerikanischen Arbeiter erstaunt, wenn ich sie zufällig beim Schluß der Arbeitszeit aus den Fabriken und Werkstätten nach ihren Wohn- oder Speisehäusern strömen sah. Ebensowenig erinnere ich mich, außer der auch in Deutschland als Hamlet aufgetretenen Vestvali und der sehenswerthen Agnes Robertson — der Frau des bekannten Dramaturgen und Schauspielers Dion Boucicault — jemals in Amerika eine Dame in Männerrollen gesehen zu haben, obgleich Becker S. 263 behauptet: „die Männerrollen werden fast ausnahmslos von prächtig gewachsenen Damen mit vollen gerundeten Formen in eng anliegendem Pagencostüm gegeben." Daß, wie Berlin sein Orpheum und seine „aimables rouges" hat, ähnliche Locale auch in den größeren Städten der Vereinigten Staaten nicht fehlen, kann nicht Wunder nehmen. Die Verhältnisse drüben müssen sich aber in den letzten vier Jahren, seit ich nicht dort war, gewaltig geändert haben, wenn Becker's Schilderung der amerikanischen Theaterzustände und Vergnügungslocale der jetzigen Wirklichkeit auch nur annähernd entspricht.

Die Darstellung des Erziehungswesens, wodurch, wie der Verfasser S. 267 sagt, die Kinder zu „gänzlich untüchtigen und nichtsnutzigen Menschen" herangebildet werden, die ihre Mutter später meistens „verachten", und wornach man annehmen sollte, daß jedes junge Mädchen zu einer Courtisane, jeder Knabe, wie es S. 268 heißt, zu „einer Art Schinderhannes und Raufbold" wird, ist ein Zerrbild der wirklichen Verhältnisse und kaum für einen Bruchtheil der „upper ten thousand" wahr. Der sittliche Einfluß, den die „unerfahrenen Fräulein", welche gewöhnlich den Unterricht ertheilen, unläugbar auf „die wilden Bengel" üben, wird ganz übersehen; der Beweis für die allgemeine Sittlichkeit, welcher in dem, für einen Deutschen allerdings befremdlichen, völlig uncontrolirten Verkehr der jungen Mädchen mit ihren Courmachern liegt, wird ignorirt; daß die tonangebende „Belle" in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen eine vortreffliche Hausfrau wird und sich ohne Murren darin findet, daß zahlreiche Amerikaner den schlechten Geschmack haben, die verheiratheten Frauen in der Gesellschaft zu vernachlässigen, bleibt unerwähnt. Geradezu unerhört finde ich es aber, daß der Verfasser aus dieser Geschmacklosigkeit vieler Männer S. 283 den Schluß zu ziehen wagt: daß die Achtung, welche das weibliche Geschlecht bekanntlich bei allen Classen der Bevölkerung in ausgedehntem Maße genießt, „lediglich dem physischen geschlechtlichen Bedürfniß entspringt und deshalb nur so lange bestehen kann, als das Weib den Mann in dieser Beziehung zu reizen vermag." Würde es, so frage ich, wenn diese unsittliche Auffassung auch nur einen Funken von Wahrheit enthielte, möglich sein, daß jedes unschuldige junge Mädchen, ohne allen Schutz und Begleitung, von einem Ende des Continents zum andern reisen kann und gewiß ist, auch nicht einmal durch ein rohes oder unanständiges Wort beleidigt, vielmehr überall mit der zartesten Rücksicht und Aufmerksamkeit behandelt zu werden?

Man hätte erwarten sollen, daß der Verfasser in seinem Capitel über die Erziehung wenigstens den Versuch machen würde, die auffallende Erscheinung psychologisch zu erklären, daß die meisten Knaben schon im 14. und oft im 12. Jahre die

vortrefflichen Volksschulen mit den nothdürftigsten Kenntnissen verlassen, und nicht wenige von ihnen dennoch im späteren Leben nicht nur tüchtige Geschäftsmänner werden, sondern sich sogar einen, wenn auch immerhin noch sehr mangelhaften, so doch über das unmittelbar praktische Bedürfniß hinausgehenden Bildungsgrad erwerben. Er hat es vermuthlich deshalb unterlassen, weil der Grund dieser Erscheinung seiner Theorie von der Verderblichkeit republikanischer Formen zuwiderläuft. Denn derselbe besteht hauptsächlich, wenn nicht allein, darin, daß diese Institutionen ganz allgemein den Unabhängigkeitssinn erweckt haben, auch der Knabe es schon für eine Ehrenpflicht hält, so früh wie möglich auf eigenen Füßen zu stehen und seinen Eltern nicht länger als absolut nöthig zur Last zu fallen. An ehrenhafter, gewinnbringender Beschäftigung hat es in den Vereinigten Staaten bis auf die neueste Zeit auch für aufgeweckte Knaben nicht gefehlt, und die vortrefflichen, wohlthätigen „homes for newsboys" mit freiem Abendbrod, guter Lectüre und Unterhaltung, „debating clubs" und ähnliche Anstalten und Vereine, die sich fast in allen größeren und kleineren Städten finden; die ganz vorzüglichen Volksbibliotheken, die in den Neu-England-Staaten häufig sogar in ganz bescheidenen Dörfern bestehen, und denen wir nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben; so wie die weit verbreiteten, alle Zweige des Wissens umfassenden billigen Zeitschriften bieten einem strebsamen Knaben ein reiches Bildungsmaterial. Der Unabhängigkeitssinn, der die Meisten schon so früh aus der Schule in's praktische Leben hinausführt, äußert sich auch darin, daß die an verschiedenen höheren Lehranstalten gestifteten Stipendien von eingeborenen Amerikanern nur ungern in Anspruch genommen werden. Ich rechne es noch heute zu meinen angenehmen Reiseerlebnissen, daß ich einst am romantischen Lake Memphremagog, an der Grenze zwischen dem Staate Vermont und Canada, mit einem höchst intelligenten jungen Studirenden der Medicin von Havard College zusammentraf, der während des Sommers den Unterricht in einer Dorfschule seines Heimathsstaates übernommen hatte, um von dem verdienten Lehrergehalt im nächsten Winter weiter studiren zu können, weil er es unter seiner Manneswürde hielt, ein angebotenes Stipendium anzunehmen. — Daß die meisten höheren Unterrichtsanstalten unseren Anforderungen an solche Institute nicht entsprechen, ist bekannt. Die Bemerkung aber, daß die Lehrer „sammt und sonders Größen unbekannten Ranges" seien, konnte nur von einem Manne gemacht werden, der die wissenschaftlichen Leistungen mancher derselben, und überhaupt den Gegenstand, worüber er schreibt, nicht kennt. Denn auch seine Bekrittelung der Einrichtungen der amerikanischen Universitäten zeugt von seiner Unbekanntschaft mit dem Vorbilde derselben, den berühmten englischen Universitäten Oxford und Cambridge. Ob die deutschen Gelehrten sich sehr dadurch geschmeichelt fühlen werden, daß Becker S. 272 „die Achtung der Volksmasse", welche sie genießen, wesentlich dem Umstande zuschreibt, „daß diese Classe (der Gelehrten) durch ihre Organisation den Löwenantheil der politischen Macht an sich gerissen und die Herrschaft in den Händen hat", möchte ich bezweifeln.

Es ist eine unerfreuliche Aufgabe, bei der Besprechung eines auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machenden Buchs fast ausschließlich tadeln zu müssen. Ich würde mich daher derselben auch nicht in so eingehender Weise unterziehen, wenn ich mir nicht einbildete, wenigstens einige geringe Beiträge zum besseren Verständniß der amerikanischen Zustände liefern zu können und auch dem Autor des vorliegenden Werks insofern einen Dienst zu erweisen, daß ich seinen angeblichen Zweck, die Thatsachen richtig zu stellen, dadurch fördere, dem Leser die Beurtheilung des ihm in dem Buche gebotenen Materials erleichtere. Auch in dem letzten der hier zur Frage stehenden Abschnitte, dessen Ueberschrift: „Die Temperanz-Bewegung und das religiöse Leben in Amerika" (S. 284 ff.) etwas anderes erwarten läßt, als er enthält, ist eine Menge von Einzelheiten zusammengetragen, die zwar manches Wahre enthalten, aber dennoch ein völlig schiefes Bild von der eigentlichen Sachlage geben. Die weit verbreitete Trunkenheit und das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bilden den Hauptinhalt. Ueber das letztere glaube ich schon genug gesagt zu

haben. Was erstere betrifft, so möchte ich, der Behauptung gegenüber, daß der Amerikaner vorzugsweise starken Branntwein liebe, auf ein auch für deutsche Hausfrauen sehr empfehlenswerthes Buch aufmerksam machen, an das sich für mich eine angenehme Erinnerung knüpft. Ich erhielt nämlich mein Exemplar desselben von einem deutschen Freunde geschenkt, mit dem ich am Tage der letzten Präsidentenwahl (5. Novbr. 1872) in dem von dem Herausgeber des Buchs in Newyork gehaltenen, sehr beliebten und durch die von Geist und Geschmack zeugende Decoration, sowie durch die Vortrefflichkeit der verabreichten Getränke diese Beliebtheit auch verdienenden „drinking saloon" die sich rasch folgenden Telegramme über den Ausfall der Wahl abwartete. Sein Titel ist: „How to mix drinks or the bon-vivant's companion, by Jerry Thomas", und es enthält nebst dem im Anhang hinzugefügten „Manual for the manufacture of cordials, liquors, fancy syrups etc. by Professor Chr. Schultz", mehr als 600, theilweise ganz vortreffliche und mit Illustrationen versehene Recepte zu allen möglichen, in Amerika üblichen erfrischenden Getränken. Branntwein spielt dabei freilich eine große Rolle; ich möchte aber doch wünschen, daß einzelne dieser Getränke auch in Deutschland eingeführt würden, um dem nicht immer gleich vorzüglichen Bier und gefälschten Wein Concurrenz zu machen. Hätte ein solches Buch zu Hogarth's Zeit in England gleiche Verbreitung und gleichen Beifall gefunden, wie noch jetzt in Amerika, so würde er niemals sein fürchterliches Bild „Gin Lane" entworfen haben.

Kapp's kürzlich erschienenes mehrerwähntes Buch „Aus und über Amerika" überhebt mich der Nothwendigkeit, Becker's Bemerkungen über die Stellung der Deutschen und insbesondere der „48er" mit irgend einem Commentar zu begleiten.

Bei seinen Auslassungen über die amerikanischen Sonntagsgesetze läßt der Verfasser den wichtigen Gesichtspunkt völlig unbeachtet, daß die Sabbathruhe in einem Lande, wo, wie in den Vereinigten Staaten und in England, die ganze Woche den Geschäften gehört, einem wirklichen Bedürfniß entspricht und eine Wohlthat ist. Damit wäre nun allerdings sehr wol vereinbar, daß die Weltausstellung in Philadelphia auch am Sonntag dem Publicum geöffnet würde, und ebensowenig wird dadurch ausgeschlossen, daß denjenigen Classen der Bevölkerung, denen die Arbeitstage keine Zeit ließen, erlaubten Vergnügungen nachzugehen, am Sonntag Gelegenheit geboten werden muß, sich in angemessener Weise anderweitig zu vergnügen und zu erholen. Er erklärt aber, in Verbindung mit den ererbten religiösen Ansichten eines großen Theils der eingeborenen Bevölkerung, weshalb diese an den manchmal mehr als lärmenden Belustigungen der Eingewanderten, und namentlich der Deutschen, vielfach Anstoß nimmt. Denn Becker wird wol selbst schwerlich glauben, sich genau ausgedrückt zu haben, wenn er S. 289 sagt, daß diese Fremden, so lange sich keine Amerikaner bei ihren Zusammenkünften betheiligten, sich „nie" in Zank, Streit und in betrunkenen Vergnügungen verwickelt hätten. Daß er den tieferen ethischen Gedanken des Segens der Mäßigkeit, welcher den in ihrer Uebertreibung auch mir sehr verkehrt erscheinenden und häufig zu politischen Zwecken mißbrauchten Temperanz-Gesetzen zu Grunde liegt, unerwähnt läßt, kann nach der ganzen Tendenz des Buchs nicht Wunder nehmen. Wie stark sich die Temperanz-Partei auch jetzt noch fühlt, geht übrigens aus einem, in mehreren deutschen Blättern veröffentlichten Newyorker Telegramm vom 20. Mai d. J. hervor, wonach eine kürzlich versammelt gewesene „National Liquor Prohibition Convention" — wenn auch gewiß ohne die geringste Aussicht auf Erfolg — einen eigenen Präsidentschafts-Candidaten aufzustellen beschlossen haben soll.

Von dem in Amerika herrschenden „religiösen Leben" kann sich übrigens Niemand nach der Darstellung Becker's einen Begriff machen. Die wenigen Aeußerlichkeiten, welche er anführt und aus denen er mehrfach durchaus verkehrte Schlüsse zieht, genügen dazu nicht. Schon die große Anzahl der in den Vereinigten Staaten bestehenden christlichen Secten, von denen auch die, 1854 in Harrisburg in dritter Auflage erschienene „History of all the religious denominations in the United

States" immerhin nur einen kleinen Theil aufführt, zeigt, wie sehr ein weitverbreitetes religiöses Bedürfniß auf oft bedauerliche Weise nach Befriedigung sucht. Mag auch bei manchen regelmäßigen Kirchenbesuchern Gewohnheit, Langeweile, vereinzelt sogar bloße Neugier, Schaulust, und selbst Heuchelei mitwirken, ich halte das für ein geringeres Uebel, als wenn, wie das leider in unserem Vaterlande nur zu sehr der Fall ist, religiöse Indifferenz die Gotteshäuser leer stehen macht. Es ist richtig, daß in einzelnen amerikanischen Städten ziemlich exclusive „fashionable" Kirchen geschlossener Gesellschaften existiren, an denen Theil zu nehmen ein kostbarer Luxus ist; aber ich habe in den seltenen Fällen, wo mich der Wunsch, einen besonders berühmten Kanzelredner zu hören, in eine solche fashionable Kirche führte, niemals Schwierigkeit gehabt, einen guten Platz und ein Gesangbuch zu finden, und hätte ich sie gehabt, so hätte ich gewußt, daß mir viele andere Kirchen offen standen. Die „aristokratisch-(was hier wol für gleichbedeutend mit „plutokratisch" genommen ist) fashionable" Exclusivität solcher Kirche mag es den nicht zu den zahlenden Mitgliedern gehörigen Einzelnen unmöglich machen, gerade einen bestimmten Geistlichen zu hören, kann aber niemals, wie der Verfasser uns auf S. 295 glauben machen will, dazu führen, daß Jemand, dem es überhaupt darum zu thun ist, sich zu erbauen, sich des Kirchenbesuchs völlig entwöhne. Ich halte es deshalb auch für grundfalsch, wenn Becker z. B. die sogenannten „camp meetings" aus dem Bestreben der protestantischen Secten zu erklären sucht, die von den fashionablen Kirchen ausgeschlossenen Volksschichten vor Gleichgültigkeit gegen bestimmte Religionsformen und vor gänzlichem Abfall zu bewahren. Mir scheint der Ursprung dieser oft Tage und Wochen lang dauernden Gebetversammlungen inmitten eines Waldes auf denselben Gedanken zurückzuführen zu sein, der nach dem uns von J. G. Kohl in seinem „Kitschi-Gami" (Bremen 1859, 2 Bde.) so anziehend geschilderten Brauch die jungen Indianer einzelner Stämme am Oberen See beim Uebergang in das reifere Alter in die Waldeinsamkeit treibt, um sich dort zu sammeln und in der Beschäftigung mit der Gottheit eine höhere Inspiration für das spätere Leben zu suchen. Als ich, vor mehr als zwanzig Jahren, zum ersten Mal einem solchen camp meeting beiwohnte, wurde ich frappirt durch die, allem Anschein nach, aus dem innersten Herzen kommende einfache Frömmigkeit, die nicht nur aus den gehaltenen Reden, den Gebeten und Gesängen, sondern aus dem ganzen Leben und Treiben in dem improvisirten Lager hervorleuchtete, und deren Eindruck auch nicht durch die überlauten Seufzer einiger weniger Exaltirter beeinträchtigt wurde. Daß bei der Rückfahrt im dunkeln Walde auf holperigem Wege mein Wagen zerbrach, und ich meilenweit zu Fuß laufen mußte, bis ich ein anderes Fuhrwerk fand, schreckte mich deshalb auch nicht davon ab, einige Tage später noch einmal hinauszufahren. — Ich will weder den Revivals d. h. Wiedererweckungs-Versammlungen, die Becker, meines Erachtens mit Unrecht, mit den politischen Wahlkämpfen auf gleiche Linie stellt, noch den Straßenpredigern, die meistens als überspannte Köpfe erscheinen, noch auch der massenhaften Verbreitung von großentheils überschwänglichen Tractätlein auf den amerikanischen Eisenbahnen und in den Hôtels das Wort reden; aber ich läugne nicht, daß mir alle diese Auswüchse des kirchlichen Lebens, und daß mir selbst die offenbarsten Irrlehren und der Aberglaube weit weniger widerwärtig sind und weniger gefährlich für das Staatswesen erscheinen, als der religiöse Indifferentismus und ein Unglaube, der nichts Höheres über dem Menschen anerkennt. — Die religiösen Eis- und Erdbeerenfeste, welche den Verfasser wieder auf sein Lieblingsthema, das sexuelle Verhältniß, zurückführen, übergehe ich. Nur die eine Bemerkung noch kann ich nicht unterdrücken, daß sein Urtheil über die Sonntagsschulen, deren Zweck er in der Untergrabung der „Achtung der Kinder vor ihren Eltern und damit des Grundsteins aller ernstlichen Sittlichkeit" zu erblicken scheint, auf mich den Eindruck macht, als ob er nur von Hören-Sagen spreche und es niemals versucht habe, selbst einen Einblick in diese vielfach segensreich wirkenden Vereinigungen zu gewinnen.

Ueber den Rest des Buches, dessen fünf folgende Abschnitte (S. 300—361) sich in der Hauptsache mit den Ursachen der Corruption beschäftigen, während der letzte (S. 362 ff.) Muthmaßungen über die Zukunft enthält, kann ich mich viel kürzer fassen; denn sie bieten verhältnißmäßig wenig Thatsächliches, sondern fast ausschließlich Raisonnements und Conjecturen. Ich kann es aber nicht für meine Aufgabe halten, diese im Einzelnen zu prüfen, und glaube der Provocation des Herrn v. Hellwald genug gethan zu haben, wenn es mir, wie ich hoffe, gelungen sein und ferner gelingen sollte, die Unrichtigkeit oder doch Zweifelhaftigkeit eines guten Theils der factischen Grundlagen nachzuweisen, auf welche der Verfasser seine Schlüsse baut.

Becker hält „die Vermischung verschiedener ethnischer Elemente für die erste und — ohne alle Umstände gesagt — hauptsächlich tiefgreifendste Ursache der Corruptionserscheinungen". Dieser Gedanke, und jedenfalls die Art, wie er hier ausgeführt wird, ist, glaube ich, neu und hat etwas Bestechendes. Der Versuch, ihn zu begründen, ist nicht ohne Geist, wenn auch leider nicht immer mit völliger Klarheit des Gedankenganges gemacht. Vollständig erwiesen scheint mir dessen Richtigkeit allerdings noch keineswegs; aber es läßt sich nicht verkennen, daß etwas Wahres in der Auffassung liegt: daß beim Zusammentreffen und bei der Mischung verschiedener Nationalitäten, deren sittliche Grundsätze abweichend von einander sind, ein Schwanken entstehen muß, aus welchem sich erst allmälig eine neue sittliche Richtung entwickeln wird. Damit ist jedoch noch nicht erwiesen, daß — und gerade darauf würde es ankommen — die sittlichen Anschauungen der verschiedenen Nationalitäten, welche auf amerikanischem Boden zusammentrafen, so grundverschieden sind, daß ihre Vermischung, bis zur Ausbildung einer neuen sittlichen Richtung, nothwendiger Weise gerade zur Corruption führen müsse. Es ist dies um so problematischer, weil alle diese Nationalitäten sich, mit ganz geringfügigen Ausnahmen, zum Christenthum, wenn auch theilweise zu verschiedenen Confessionen, bekennen. Die zahlreichen, jeder Bildung ermangelnden Neger konnten nach der eigenen Darstellung des Verfassers keinen verderblichen Einfluß üben, weil sie Sklaven waren, deren Herren ihre sittlichen Verhältnisse im Zwangswege lediglich nach dem Interesse der herrschenden Classe ordneten, wovon wir — was freilich nicht hervorgehoben wird — in der Sklavenzüchterei und der Trennung der Familien durch Verkauf einzelner Glieder die erschreckendsten Beispiele gesehen haben.

Von den Nichtchristen fallen die Indianer und Chinesen schon deshalb nicht in's Gewicht, weil sie numerisch zu schwach sind. Daß die ziemlich zahlreichen Juden in den Vereinigten Staaten einen besonders corrumpirenden Einfluß geübt haben, dürfte schwer nachzuweisen sein. Darin, daß dieselben in Amerika besonders rasch ihre Abgeschlossenheit verlieren und „isolirt wie jeder andere Mann in den Kampf Aller gegen Alle" eintreten, hat Becker Recht. Aber er irrt, glaube ich, wenn er den Grund dieser Erscheinung in dem glaubenzerstörenden Einfluß der Ideen der Neuzeit findet. Derselbe dürfte vielmehr in der vollständigen Gleichstellung der Juden mit den Christen und in dem Wegfall alles und jeden Drucks zu suchen sein. Davon, daß der im Vaterlande leider bisweilen hervortretende und durch den Gegensatz zwischen dem im Norden vorherrschenden Protestantismus und dem Katholizismus im Süden verschärfte „tiefe ethnische Riß zwischen Nord- und Süddeutschen" auch in Amerika „seinen trennenden Charakter" beibehalte, habe ich drüben niemals etwas bemerkt, wie ich denn auch nicht einräumen kann, daß er im Deutschen Reiche wirklich „trennend" wirke. Auch die bei der ganzen Behandlung dieses Gegenstands scharf hervortretende Antipathie Becker's gegen die Katholiken vermag ich nicht zu theilen; und wenn ich auch einräume, daß die Irländer das bedenklichste Element im amerikanischen Staatswesen sein dürften, so schreibe ich das doch nicht dem Umstande zu, daß sie der überwiegenden Mehrzahl nach Katholiken sind, sondern den Charakter-Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und dem Einfluß, welchen ihr historischer Entwickelungsgang in vergangenen Zeiten darauf geübt hat.

Mit wie großem Interesse ich auch die Erörterungen über die Verhältnisse in den verschiedenen Landestheilen gelesen habe, welche zum Beweise der Richtigkeit der aufgestellten Theorie dienen sollen, zu überzeugen haben mich dieselben nicht vermocht, weil sie viele innere Widersprüche enthalten. Ich will von diesen nur einen einzigen hervorheben. Wäre die Theorie richtig, so hätte der Süden, welcher — abgesehen von den Negern, über die ich bereits gesprochen habe, — bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs eine fast völlig ungemischte Bevölkerung anglo-germanischen Stamms enthielt, damals der am wenigsten corrumpirte Theil der Union sein müssen. Das wird aber Niemand behaupten wollen. Jedenfalls war es ein Südländer, der aus Virginien stammende Kriegsminister unter der Administration Buchanan's, John B. Floyd, welcher das erste Beispiel gegeben hat, daß sich die Corruption bis in das Cabinet des Präsidenten eindrängen kann. — Nur beiläufig will ich bemerken, daß es auf einer ganz irrigen Vorstellung beruht, wenn der Verfasser den Unterschied zwischen den früheren Whigs und Demokraten nur darin findet, daß die ersteren Freihändler, die letzteren Schutzzöllner gewesen seien; und daß seine Darstellung der Parteigruppirungen im Kampfe um die Herrschaft zur Zeit des Ausbruchs des Bürgerkrieges ganz dazu angethan ist, diejenigen, welche die Verhältnisse nicht genauer kennen, zu verwirren. Denn die Behauptung: die Yankees hätten „die Sklavenfrage" aufgenommen und den Sklaven als Preis der Bundesgenossenschaft (!) im Interessenkampf zwischen Norden und Süden die Freiheit in Aussicht gestellt, ruft, wenn man auch alles sonst darin enthaltene Irrige bei Seite läßt, jedenfalls den Eindruck hervor, als ob jener Interessenkampf nicht gerade in der Sklavenfrage seine Hauptursache gehabt hätte. Nicht minder ist es ein großer Irrthum, wenn S. 321 behauptet wird: „Die Wiederwahl Grant's (1872) kam blos durch die Abneigung der republicanischen, d. h. germanischen Bevölkerung des Nordens gegen die hinter dem Banner der Demokratie sich verbergenden keltischen Tendenzen zu Stande!" Ich war während des ganzen Wahlkampfes in den Vereinigten Staaten und habe meine abweichenden Ansichten damals in einigen, auch in andere Blätter übergegangenen „Reisebriefen" in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" näher begründet. Doch genug davon.

Als eine zweite, jedoch geringere Ursache der Corruption bezeichnet Becker den mühelosen Vermögens-Erwerb und seine Wirkungen. Diese aber sollen seiner Ansicht nach in der Idee der Freiheit und Gleichheit wurzeln. „Gesetze," sagt er S. 329, „um auf die Vertheilung der natürlichen Reichthümer dergestalt einzuwirken, daß der erworbene Antheil des Einzelnen in annäherndem Verhältnisse zur aufgewandten Mühe stehe, existiren in den Vereinigten Staaten nicht." Ich kann darauf nur mit der Frage antworten: in welchem anderen Staate bestehen denn solche Gesetze? Wir würden mit einem Schlage unsere social-demokratische Frage los werden, wenn wir sie auch bei uns einführen könnten.

Der ganze Abschnitt, welcher diesen Gegenstand behandelt, und in welchem (S. 332 ff.) auch die schlimmen Erfahrungen aufgenommen sind, welche der Verfasser selbst nach dem großen Brand von Chicago gemacht hat, bezieht sich übrigens nur auf einzelne Gesellschaftsclassen, und deshalb sind auch die daran geknüpften Betrachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse nicht für das ganze amerikanische Volk zutreffend. Wohin eine schwindelhafte Speculation führt, wie viele Familien dadurch unverschuldet in's Unglück gestürzt werden, haben wir ja leider auch in den letzten Jahren erfahren, und beweist uns noch heute jedes Zeitungsblatt. Auch diesseits des Oceans haben wir eine Concentrirung großer Capitalwerthe in verhältnißmäßig wenigen Händen, den Versuch der Großcapitalisten, die Gesetzgebung zu beeinflussen, und das Bemühen einzelner finanziell ruinirter Speculanten, sich in einem Staats- oder Gemeindeamt einen neuen Lebensunterhalt zu verschaffen, erlebt. Der Unterschied zwischen Europa und Amerika in dieser Beziehung ist nur ein gradueller und läßt sich, wenn auch, Gott sei Dank, die Corruption noch nicht in unseren gesetzgebenden Versammlungen Eingang gefunden hat, nicht auf den Einfluß monarchischer

oder republikanischer Formen zurückführen. Dafür, in wie hohe Kreise auch in monarchischen Staaten die Corruption hinaufreichen kann, hat, um nur dies eine Beispiel anzuführen, Frankreich unter der Herrschaft Napoleon's III. den Beweis geliefert.

Eine dritte Grundursache der Corruption soll in dem Versuche liegen, das vermeintliche Princip der Gleichberechtigung Aller durchzuführen. Beinahe zwölf Seiten lang (S. 342—52) setzt der Verfasser durch seine Phantasien über dieses Thema den Leser in Staunen. Zunächst stellt er die Behauptung auf, daß die Amerikaner — und nach der Fassung scheint er dabei alle im Sinn zu haben — aus dem Princip der „gleichen Rechte" Aller den ihm „eminent logisch erscheinenden Schluß" zögen, daß „der Mensch überhaupt nicht nöthig habe, sich zum Schutz seines Lebens, seiner Freiheit und zur Erreichung seiner Glückseligkeit irgend wie zu bemühen", und „der Staat verpflichtet, ja überhaupt nur dazu da sei, ihn, den souveränen Herrn, in den Genuß seiner Rechte einzusetzen"!! — — „So kümmert sich denn unser souveräner Jüngling wenigst möglich um die Erwerbung von Kenntnissen oder das Erlernen eines Geschäftes:

‚Bei Euch lernt so ein Exquartaner
Ein firm Geschäft, wie's Brauch und Fug,
Hier ist er nur „Amerikaner"
Und das ist grad' Geschäft genug!'

sagt Georg Asmus in seinem amerikanischen Skizzenbüchele!"

Ich habe mich nicht enthalten können, die vorstehenden Sätze wörtlich einzuschalten, weil das angeführte Citat aus einem, 1874 von einem Hessischen Ingenieur in New-York geschriebenen größeren satirischen Gedicht, das nicht ohne Humor ist, aber bei manchen treffenden Urtheilen die amerikanischen Zustände theilweise sehr stark carrikirt, buchstäblich der einzige Beweis ist, der für die aufgestellten kühnen Behauptungen beigebracht wird, wie denn überhaupt dieses „Skizzenbüchele", aus dem der Verfasser wiederholt mit Vorliebe citirt, neben Zeitungen eine Hauptquelle für seine Beurtheilung der amerikanischen Zustände zu sein scheint. Ich bezweifele nicht, daß es manchen „souveränen Jüngling" in den Vereinigten Staaten gibt, der zu dem uns hier von den Amerikanern entworfenen Bilde hätte sitzen können. Aber ich will nicht verhehlen, daß ich, als ich diese Ausführungen zum ersten Male las, zweifelhaft darüber war, ob Becker sich nicht blos über seine unwissenden Leser habe lustig machen wollen, und daß ich mich erst bei wiederholter aufmerksamer Lectüre davon überzeugen konnte, daß er es wirklich ernsthaft meint. Wie ein Mann, der 17 Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hat, die Amerikaner, bei denen der Grundsatz von der Ehre der Arbeit mehr als eine bloße Phrase ist, und deren weit überwiegende Mehrzahl entschieden viel mehr arbeitet, als das in Deutschland geschieht, ein solches Urtheil auszusprechen wagen kann, ist mir geradezu unbegreiflich.

Ich bin, um die eigenthümliche Logik des Verfassers in das richtige Licht zu stellen, genöthigt, noch eine andere Stelle aus diesem Abschnitt (S. 344) wörtlich anzuführen. Er wiederholt nämlich die bekannte und begründete Klage, die auch neuerdings wiederum von Kapp in seinem Buche „Aus und über Amerika" beleuchtet worden ist, daß gerade die besseren Elemente der Bevölkerung sich von jeder Betheiligung an dem öffentlichen Leben beinahe ganz und gar zurückziehen, und bemerkt, daß wenn sie sich auch der organisirten Phalanx der Corruption gegenüberstellen wollten und einen augenblicklichen Sieg errängen, dieser ihnen doch bald wieder entrissen werden würde. Dann fährt er wörtlich also fort: „Warum? Seltsam wie es klingen mag, ist es doch nicht weniger wahr: die Corruption vertritt in diesem Kampfe das Princip der Gerechtigkeit, nämlich das Princip, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth sei! Die organisirte Corruption bezahlt ihre Diener im richtigen Verhältnisse zu ihren Diensten und Fähigkeiten, während der Staat die für seine besten Interessen Kämpfenden nicht nur nicht bezahlt, sondern ihnen einfach sagt, daß

sie gerade so viel Rechte hätten, und nicht ein Jota mehr als die menschlichen Brüder, die sie eben aus ihren durch Corruption besudelten Aemtern geworfen. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß Alles, was hervorragende Fähigkeit und Tüchtigkeit besitzt, seine Dienste jener Macht zu Gebote stellt, welche dieselben am besten bezahlt, nämlich der Corruption. In diesem Lichte betrachtet, ist die Corruption des Zeitalters geradezu die Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen eine alle Grundsätze der Gerechtigkeit verläugnende Theorie."

Ich überlasse es dem Leser, selbst den Versuch zu machen, ob und wie sich diese Verherrlichung der Corruption mit den sonstigen Ausführungen des Verfassers und mit dem gesunden Menschenverstande in Einklang bringen lasse.

Die letzte, unmittelbare Hauptursache der Corruption findet Becker in der „Unerträglichkeit der in den Vereinigten Staaten herrschenden Eigenthumsverhältnisse", die dem Grundsatze der Gleichberechtigung widerstreben und mit dem der Freiheit unvereinbar sein soll, weil „nach diesem jeder Einzelne nur zu den Ergebnissen seiner eigenen Thätigkeit berechtigt, Privateigenthum lediglich durch Leistungen erwerblich, und jede andere Art des Erwerbes von Privateigenthum ungehörig" sei. In Amerika seien aber fast alle Vermögen ohne Arbeit, durch das in Folge der starken Einwanderung in noch nie dagewesenen Verhältnissen eingetretene Steigen der natürlichen Bodenwerthe, durch Speculation und Monopole entstanden; schon beginne deshalb die Achtung vor der Heiligkeit des Eigenthums zu schwinden und ein Krieg aller gegen alle, dessen Form die Corruption sei! Das ist der Grundgedanke einer langen Erörterung, der ich hier in ihren Einzelheiten nicht zu folgen brauche, weil, was Wahres darin enthalten ist, ohnehin schon bekannt ist, und eine Widerlegung des Unrichtigen eine eigene Schrift über die sociale Frage und eine vollständige Geschichte der Eigenthums- und Vermögensverhältnisse in den Vereinigten Staaten erfordern würde. Die Kampfesweise des Verfassers ist auch hier dieselbe wie in dem ganzen Buche. So wird, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, über den verderblichen Einfluß geklagt, den „jene moralischen Schriftlein" geübt, „in denen die fromme Welt ihrer gläubigen Jugend die Lebensgeschichte der self-made („selbstgemachte" — ich glaube, der Ausdruck „durch eigene Kraft emporgekommene" würde den Sinn von self-made richtiger wiedergeben —) Männer vorlegt, und worin in aller Ausführlichkeit erzählt wird, wie Astor, Vanderbilt, George Law, Crocker und schließlich vielleicht auch Jay Gould und Gim Fisk ihre Millionen erwarben, und dem strebsamen Jüngling empfohlen wird, in die Fußtapfen jener großen Männer zu treten". Die Intelligenz und Tüchtigkeit, der Fleiß und die Redlichkeit, welche einzelne dieser Männer gezeigt, bleiben weislich unerwähnt. Eben so wenig fällt es Becker ein, anzuführen, daß mit „jenen moralischen Schriftlein" andere, z. B. die weit verbreiteten „Sketches of men of Progress, by James Parton, Bayard Taylor etc." (New-York & Hartford 1870—71) erfolgreich concurriren, die dem „strebsamen Jüngling" andere Muster vorführen. Es ist das um so unverzeihlicher, da er sich doch, wie oben erwähnt, an anderer Stelle selbst auf James Parton und Bayard Taylor als Autoritäten für seine ungünstige Beurtheilung der amerikanischen Zustände beruft. Erklären läßt sich dieses Verfahren nur aus der pessimistischen Auffassung, welche der Verfasser von der vermeintlich unaufhaltsamen Zunahme der Entsittlichung der Vereinigten Staaten hat. Er ruft dem Leser S. 358 ein neues „Lasciate ogni speranza" zu, indem er sagt: „Die Wahrheit ist, daß ein helfender Rath sich überhaupt nicht geben läßt. Der vor sich gehende Proceß ist ein natürlicher, unter den obwaltenden Umständen unvermeidlicher, und ein eitles Beginnen ist's, sich ihm entgegenzustellen!" — — „Sittenreinheit und Sittlichkeit werden erst dann wiederkehren, wenn die Corruption selbst die Corruption im mörderischen Kampfe besiegt hat!" —

Ich komme zum letzten Abschnitt: den Muthmaßungen des Verfassers über die Zukunft der Vereinigten Staaten (362 ff.). Sie sind der Hauptsache nach auf S. 364 in dem einen Satze zusammengefaßt: „Das alte und wurmstichige Haus

kann kein neuer Anstrich mehr vor dem Zusammenbruche schützen; es muß abgerissen werden, damit Platz für den mit brauchbaren Materialien auszuführenden Neubau entstehe." — Zunächst sollen wir bei der im Herbst d. J. bevorstehenden Präsidentenwahl das Schauspiel erleben, daß die bisher am Ruder befindliche republikanische Partei, deren Regierung nur bei den Beamten, den Monopolisten und den Negern volle, bei den fanatisch-puritanischen Secten und bei den Schutzzöllnern bedingte Unterstützung finde, unterliegen und die Oberherrschaft an die aus allen anderen Elementen des Landes gebildete Opposition verlieren werde, die Becker unter dem Gesammtnamen der demokratischen Seite zusammenfaßt, und zu der er offenbar auch selbst gehört. Diese oppositionellen Elemente können aber, wie er weiter auszuführen sucht, nur für den Augenblick der Wahl durch den blendenden Wahlspruch: „Freiheit und Staatenrechte, d. i. Lockerung der Centralgewalt und Erweiterung der Befugnisse der Einzelstaaten" zusammengehalten werden. Hätten sie erst bei der Wahl gesiegt, so werde sich ihre Verbindung, ihrer völlig heterogenen Interessen wegen, eben so rasch wieder auflösen, und mit der Zeit werde das ungeheuere Reich voraussichtlich in mehrere, wahrscheinlich fünf, verschiedene Staatengruppen zerfallen. Seit nicht länger werthvolle unangesiedelte Ländereien im Westen existirten, die Jedem ein unmittelbares persönliches Interesse am Bestande der Gesammtrepublik gaben, ziehe überhaupt nur noch eine Classe wirklichen Nutzen aus dem Bestehen der gegenwärtigen Union, „nämlich jene, die im Verbande mit der herrschenden Parteiorganisation die Ausbeutung der Gesammtheit systematisch betreibt". „Die andern Theile des Volks, welche die großen Sectionen des Landes beinahe ausschließlich bevölkern, ziehen von der Bundesregierung auch nicht den geringsten Vortheil, dessen sie sich in einer unabhängigen Existenz nicht in gleichem Maße erfreuen könnten, wol aber den Nachtheil, einer hohen Steuerlast und systematischer Ausplünderung unterworfen zu sein." Sicher sei, daß dem Volke der Vereinigten Staaten binnen Kurzem keine andere Wahl übrig bleiben werde, als zwischen einer starken Centralgewalt unter sehr bedeutender Beschränkung der Freiheitsrechte, oder der Erhaltung dieser Freiheitsrechte, die nothwendig zur Auflösung der Union führen müsse. Aus einer hierauf folgenden längeren Erörterung der Unterschiede zwischen Republik und Monarchie und der Vorzüge resp. der einen und anderen, in der es nicht an paradoxen Sätzen fehlt, zieht der Verfasser dann noch den fernern Schluß, daß er „die allmälige, in den verschiedenen Landestheilen, je nach ihren speciellen Besonderheiten und dem Charakter ihrer Bevölkerung, schneller oder langsamer sich entwickelnde Verdrängung der republikanischen Formen durch monarchische für sicher halte." Diese Veränderung werde übrigens nicht ohne hartnäckigen Widerstand vor sich gehen, auch werde man nicht die gegenwärtig in Europa bestehenden monarchischen Formen copiren und auf einmal fix und fertig einführen, sondern durch allmäligen Uebergang zur Autocratie unter republikanischen Formen kommen. „Die ‚Boss' genannten Autocraten der großen Städte — (wie z. B. Tweed in New-York einer war) — sind das erste Beispiel dieser Entwicklung!"

Nach einigen Bemerkungen über verschiedene auf die Vereinigten Staaten bezügliche Stellen in neuerdings in Deutschland erschienenen culturhistorischen Arbeiten, — von denen jedoch nur diejenige Kolb's speciell genannt wird, — schließt der Verfasser seine Betrachtungen über die amerikanischen Zustände mit dem Ausdruck des befriedigenden Bewußtseins, die große Wahrheit enthüllt zu haben: daß der dem Menschengeschlecht als Leitstern auf der Bahn des Lebens empfohlene „Polarstern des Friedens, der Freiheit und des allgemeinen Glücks" sich als ein „tanzendes Irrlicht" erwiesen habe!

Der geneigte Leser wird hoffentlich nicht erwarten, daß ich diese Phantasien über die Eventualitäten der Zukunft einer weitläufigen Erörterung unterziehe. Ihren Ursprung erkläre ich mir folgendermaßen: Die Prophezeiung über den Ausfall der nächsten Präsidentenwahl scheint unter dem Eindruck der Wahlen zum Congreß im Herbst 1874 geschrieben zu sein, denen bereits im Herbst v. J. ein gewaltiger Um-

schlag gefolgt ist; und es ist bei den weiteren Conjecturen übersehen, daß die von der öffentlichen Meinung gemißbilligten cäsarischen Gelüste, welche man dem Präsidenten Grant zuschrieb, der — das erste Beispiel in der Geschichte der Union — eine dritte Wahl ambirte, bei den Wahlen von 1874 ein nicht unwichtiger Factor waren. — Die Muthmaßungen über den Zerfall der Republik in verschiedene Staatengruppen werden ihren Ursprung einer Erinnerung an die gleichen Hypothesen verdanken, welche während der, dem Ausbruch des Bürgerkriegs vorangehenden politischen Krisis vielfach selbst von hervorragenden Männern, z. B. dem alten General Scott, aufgestellt wurden und in den, in einem so ungeheueren Ländergebiet naturgemäß rücksichtlich mancher Punkte vorhandenen entgegengesetzten Interessen der verschiedenen Landestheile ihre Erklärung finden. — Für die zum Theil recht wunderlichen Ansichten des Verfassers über Republik und Monarchie weiß ich keinen anderen Erklärungsgrund als dessen Idiosynkrasie gegen die erstere Staatsform, wozu dann noch mangelhafte Kunde der Geschichte und der factischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten kommt. Das tritt in wirklich amüsanter Form namentlich bei dem Versuche hervor, den Beweis zu führen, daß „für die Aufrechthaltung freiheitlicher republikanischer Formen der Besitz einer kriegerischen Ueberlegenheit nothwendig" sei. Daß die Vereinigten Staaten das beneidenswerthe Glück genießen, keine kriegstüchtigen und eroberungslustigen Nachbarn zu haben, welche sie nöthigen würden, wie das leider bei uns der Fall ist, die beste Kraft des Volks für ihre militärische Sicherheit zu verwenden, und daß gerade deshalb ihre Armee nach den neuesten Angaben (vgl. „Deutscher Reichsanzeiger" 1875, Nr. 300, 1. Beil.) nur aus 1540 Officieren und 24,031 Mann zu bestehen braucht, fällt Herrn Becker natürlich eben so wenig ein, wie daß dieser große Vorzug bei dem Zerfall der Republik in mehrere Staatencomplexe nothwendiger Weise verloren gehen würde. Ich möchte ihm empfehlen nachzulesen, was der von ihm an einer andern Stelle mit vollem Recht als eine Autorität genannte bedeutende amerikanische Nationalöconom David A. Wells in dem, in seiner Eigenschaft als „special commissioner of the revenue" erstatteten Jahresbericht vom Janr. 1868 (40th Congr. 2nd Sess. Ho of Repr. Ex. Doc. No. 81) über die militärischen Verhältnisse in Europa und Amerika sagt und näher begründet. Es heißt dort S. 12: „Die regelmäßigen Ausgaben für die Armee und Marine — Vorbereitungen auf den Krieg mitten im Frieden — sind die Mühlsteine, welche am Nacken der europäischen Nationen hängen, sie jährlich tiefer in Schulden hinabziehen und es der großen Masse ihrer Bevölkerungen von Jahr zu Jahr mehr erschweren, sich wieder herauszuarbeiten."

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich mir bei dieser Besprechung des Becker'schen Buchs nicht die Aufgabe gestellt habe, die Vorzüge republikanischer und monarchischer Staatsformen gegen einander abzuwägen. Ich denke noch heute mit Stolz und Freude daran zurück, daß ein glückliches Loos mir beschieden hat, der vom Norddeutschen Reichstage im December 1870 nach Versailles entsandten Deputation anzugehören, die den ehrenvollen Auftrag hatte, Sr. Majestät dem Könige Wilhelm die Bitte zu überbringen: die ihm von den Fürsten und freien Städten des Vaterlandes angetragene Deutsche Kaiserkrone annehmen zu wollen. Aber so tief ich es beklagen würde, wenn jemals das Deutsche Reich in eine Deutsche Republik umgestaltet werden sollte, so wenig halte ich es andererseits für statthaft, den Versuch machen zu wollen, die bei einem andern großen Culturvolke geltenden republicanischen Staatsformen für alle dort obwaltenden Schäden und Auswüchse verantwortlich zu machen, die sich viel besser aus dessen socialen Verhältnissen und ihrer historischen Entwickelung erklären lassen.

Die Thatsache einer in den Vereinigten Staaten weit verbreiteten Corruption war längst notorisch. Sie, wie Becker das gethan, noch zu übertreiben, ist, meines Erachtens, milde ausgedrückt, geschmacklos; ihre Beseitigung wegen der derselben vermeintlich zu Grunde liegenden republikanischen Institutionen des Landes für hoffnungslos zu erklären, ungerecht und unerweisbar. — In meinem Vertrauen, daß es dem

Amerikanischen Volke, sobald es sich nur einmal aufrafft, gelingen werde, den Augiasstall der Corruption auszuleeren und zu reineren und besseren Zuständen zurückzukehren, kann mich selbst das schlimmste Symptom der augenblicklich herrschenden Demoralisation nicht irre machen, das ich darin finde, daß selbst die Guten und Reinen gegen glänzend übertünchte Schlechtigkeit und Schmutz gleichgültig erscheinen und dem reichen Manne selbst dann, wenigstens äußere, Achtung bezeugen, wenn sie wissen, daß er seinen Reichthum durch die verwerflichsten Mittel erworben hat. In diesem Vertrauen stärkt mich die Betrachtung, daß es einst auch in Deutschland eine Zeit gegeben zu haben scheint, wo es in dieser Beziehung nicht viel besser stand. Denn wie ließe sich sonst das deutsche Sprichwort erklären: „Die kleinen Diebe hängt man, vor großen nimmt man den Hut ab", und wie der Ausspruch Georg Christ. Lichtenberg's: „Ein Kerl, der einmal 100,000 Thaler gestohlen hat, kann hernach ehrlich durch die Welt kommen"? Die Anstrengungen, welche gerade jetzt in der transatlantischen Republik gemacht werden, um bei der bevorstehenden Präsidentenwahl die Macht der Gewerbspolitiker zu brechen, dem Verlangen des Volks nach wirklichen Reformen einen entscheidenden Einfluß durch die Wahl eines Präsidenten zu verschaffen, dessen Charakter und Fähigkeiten eine Garantie bieten, und dadurch die Wiedergeburt der Union zu erwirken, erscheinen mir keineswegs aussichtslos.

Als Kaiser Alexander I. von Rußland einst gegen Frau von Staël aussprach, daß er mit dem Gedanken umgehe, seinem Volke eine Verfassung zu geben, erwiderte sie: „Sire, votre caractère est une constitution". Seine hübsche Replik: „mais je suis mortel", hat mich nicht daran irre gemacht, daß die berühmte Tochter Necker's in ihrer Antwort einer großen Wahrheit Ausdruck gab. Ich bin auch heute noch der Ansicht, daß es für das Glück und Gedeihen einer Nation viel mehr auf die Personen, welche ihre Geschicke leiten, als auf die Verfassungsformen ankommt, daß die Bedeutung der letzteren wesentlich darin liegt, Sicherheit dafür zu bieten, daß auch weniger würdige und fähige Personen wenigstens nicht schaden können. Was bedeutet ein wohllautendes Partei-Programm, wenn die Männer, welche es auf ihre Fahne geschrieben haben, wie wir das oft genug erlebt haben, nicht darnach handeln? Was nutzt die beste Verfassung, wenn ein unwürdiger Regent sich darüber hinwegsetzt, bis er sein Volk zur Revolution treibt?

Das Alles gilt eben so gut für die Vereinigten Staaten.

Gelingt es, dort die Wahl eines Mannes zum Präsidenten durchzusetzen, dem es wirklich ernstlich darum zu thun ist, der herrschenden Corruption ein Ende zu machen, so kann er, wie laut auch die Fachpolitiker über ihn schreien und wie stark sie gegen ihn intriguiren mögen, auf die Unterstützung der noch immer vorhandenen großen Majorität des Volkes rechnen, die sich schon längst nach einer ehrenhaften Regierung sehnt, die Schäden, welche die bisherige Mißwirthschaft ihr zugefügt hat, schwer empfindet, und tief beklagt, daß die Zeit, wo sie mit Recht stolz darauf sein konnte, dem Amerikanischen Staatswesen anzugehören, schon ziemlich weit zurückliegt. Die Bildung des „Centennial-Vereins", welchen der durch seinen Charakter wie durch seine Leistungen gleich hervorragende greise Dichter W. Cullen Bryant, Carl Schurz, Horace White — der Redacteur der von Becker S. 241 schwer beschuldigten, weit verbreiteten und angesehenen „Chicago Times", — und andere jetzt in der Ueberzeugung in's Leben gerufen haben, daß die Jubelfeier dieses Jahres nicht würdiger als durch eine Wiedergeburt der Republik begangen werden könne, und der am 15. und 16. Mai unter dem Vorsitz des nicht minder hochgeachteten früheren Präsidenten von Yale College und tüchtigen Völkerrechtslehrers, Theodore D. Woolsey, in New-York seine erste größere Versammlung gehalten hat, ist ein erster Schritt in der rechten Richtung. Ob derselbe Erfolg haben wird, steht allerdings noch dahin. Dieser wird wesentlich davon abhängen, ob die gebildeten und reichen Classen endlich aus ihrer bisherigen Enthaltung heraustreten, ihre Erfahrung und ihren nicht geringen Einfluß für eine Besserung der Zustände in die Wagschale werfen werden, und ob die ländliche Bevölkerung, die zwar unsern deutschen Bauernstand geistig bedeutend überragt,

zugleich aber mit den politischen und moralischen Anschauungen der Städter viel enger verwachsen ist als bei uns, sie dabei unterstützen wird. Als einen glücklichen Umstand, der der angestrebten Regeneration zu Statten kommen wird, betrachte ich es, daß bereits 11 Jahre seit dem Ende des Bürgerkrieges verflossen sind, daß die bei den beiden letzten Präsidentenwahlen so stark in den Vordergrund getretene Besorgniß, der Einfluß der südlichen Urheber der Rebellion sei noch nicht ausreichend gebrochen, geschwunden ist, und daß die Ueberzeugung, der bisherigen grauenhaften Mißwirthschaft im Süden müsse ein Ende gemacht, der jetzige provisorische Zustand müsse dort durch einen bessern bleibenden ersetzt werden, in immer weiteren Kreisen verbreitet ist. Der Einfluß, welchen der Krieg und seine Folgen auf die Zunahme der Corruption geübt haben, ist in dem Becker'schen Buche überhaupt unterschätzt, und deshalb ist dort auch natürlich die Wirkung nicht in Betracht gezogen, die man sich davon versprechen kann, wenn eine versöhnende Politik gegen den Süden möglich wird, ohne daß man zu befürchten hat, dadurch die wiederhergestellte Union von Neuem in ihrem Bestande zu gefährden.

Doch ich habe mich durch diese Andeutungen über die in Amerika bereits im Gange befindliche Reform-Bewegung und ihre Aussichten vielleicht schon zu weit von meinem eigentlichen Thema entfernt, und ich will abbrechen.

Ich habe aus einem langjährigen Aufenthalt und von einem späteren Besuch in den Vereinigten Staaten ein lebhaftes Interesse für Land und Leute in die Heimath zurückgebracht. Freundschaftliche Beziehungen zu einer großen Anzahl der hervorragendsten Männer aller Parteien und Nationalitäten in Amerika konnten dasselbe nur steigern. Becker's maßlose und, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, großentheils leichtfertige Verunglimpfung der „hundertjährigen Republik" und ihrer Bewohner mußte es mir daher gewissermaßen auch als eine persönliche Pflicht erscheinen lassen, diesen Protest dagegen einzulegen, der mir zugleich im Interesse des Deutschen Reiches und der Deutschen Wissenschaft geboten schien. Deshalb rechne ich auf Nachsicht, wenn ich in meinen Ausführungen das Maß einer gewöhnlichen Bücher-Anzeige weit überschritten habe.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band IX.

(October — November — December 1876.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Mehri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stoly. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß

zum

neunten Bande (October — December 1876).

		Seite
I.	Theodor Storm, Aquis submersus. Novelle	1
II.	Heinrich von Sybel, Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord	50
III.	E. Zeller, Der Proceß Galilei's	66
IV.	Wilhelm Lang, Aus Griechenland. Der Apollontempel zu Bassae	85
V.	F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. I. .	101
VI.	Louis Ehlert, Das Bühnenfestspiel in Bayreuth . .	117
VII.	Friedrich Kreyssig, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege	131
VIII.	L. Friedländer, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum	138
IX.	S., Die Könige der Germanen im Roman	142
X.	Robert Zimmermann, Shelley's entfesselter Prometheus in deutscher Uebersetzung	144
XI.	A. B. Meyer, Die geographische Verbreitung der Thiere	146
XII.	J. Winternitz, Die Vorgeschichte des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs	154
XIII.	Literarische Neuigkeiten	165
XIV.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. I. Herr Jacques. Hadlaub	169
XV.	Julian Schmidt, George Sand	203
XVI.	F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. II. .	226
XVII.	L. Friedländer, Kant in seiner Stellung zur Politik .	241
XVIII.	F. Heinrich Gesscken, Die Gründung des Königreichs Belgien. I.	256
XIX.	Ludwig Bamberger, Die Entthronung eines Weltherrschers.	275
XX.	Wilhelm Scherer, Dramatische Bilder aus Straßburg's Vergangenheit von Ludwig Spach	312
XXI.	— — Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel	314
XXII.	— — Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen	315

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIII.	Bruno Meyer, Die Kunstausstellung in Berlin. I. . .	318
XXIV.	****, Eine alte Geschichte vom Papst und vom Türken.	330
XXV.	Literarische Neuigkeiten	333
XXVI.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. II. Hadlaub (Schluß.)	335
XXVII.	C. G. Neuschle, Die letzten sechzig Jahre in der Physik. I.	362
XXVIII.	Siegfried Kapper, Montenegrinische Skizzen. Die Schulen in Montenegro. — Ein Kirchenfest. — Die Stadt und der Hof.	374
XXIX.	L. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. II. (Schluß.)	390
XXX.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. III.	402
XXXI.	Louis Ehlert, Robert Schumann und seine Schule . .	414
XXXII.	J. von Hartmann, Zur orientalischen Frage	427
XXXIII.	Julius Rodenberg, Die letzte Pappel	452
XXXIV.	Karl Frenzel, Die Theater	460
XXXV.	Hermann Krigar, Concerte und Oper	466
XXXVI.	Bruno Meyer, Die Berliner Kunstausstellung. II. (Schluß.)	470
XXXVII.	Julian Schmidt, Nach dreißig Jahren	479
XXXVIII.	L. von Meerheimb, Jähns' Gedenkschrift über die Schlacht von Königgrätz	485
XXXIX.	Bruno Meyer, Weihnachtliche Rundschau	487
XL.	***, Berichtigung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller“	493
XLI.	L. Urlichs, Bemerkung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller“	494
XLII.	Literarische Notizen	495

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 1. October 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tamunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Theodor Storm, Aquis submersus. Novelle	1
II.	Heinrich von Sybel, Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord	50
III.	E. Zeller, Der Proceß Galilei's	66
IV.	Wilhelm Lang, Aus Griechenland. Der Apollontempel zu Bassae	85
V.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. I. .	101
VI.	Louis Ehlert, Das Bühnenfestspiel in Bayreuth . .	117
	Literarische Rundschau:	
VII.	Friedrich Kreyssig, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege	131
VIII.	L. Friedländer, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum	138
IX.	S., Die Könige der Germanen im Roman	142
X.	Robert Zimmermann, Shelley's entfesselter Prometheus in deutscher Uebersetzung	144
XI.	A. B. Meyer, Die geographische Verbreitung der Thiere	146
	Politik und Volkswirthschaft:	
XII.	J. Winternitz, Die Vorgeschichte des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs	154
XIII.	Literarische Neuigkeiten	165

Aquis submersus.

Novelle

von

Theodor Storm.

In unserem zu dem früher herzoglichen Schlosse gehörigen, seit Menschengedenken aber ganz vernachlässigten „Schloßgarten" waren schon in meiner Knabenzeit die einst im altfranzösischen Stile angelegten Hagebuchenhecken zu dünnen, gespenstischen Alleen ausgewachsen; da sie indessen immerhin noch einige Blätter tragen, so wissen wir Hiesigen, durch Laub der Bäume nicht verwöhnt, sie gleichwol auch in dieser Form zu schätzen; und zumal von uns nachdenklichen Leuten wird immer der Eine oder Andere dort zu treffen sein. Wir pflegen dann unter dem dürftigen Schatten nach dem sogenannten „Berg" zu wandeln, einer kleinen Anhöhe in der nordwestlichen Ecke des Gartens oberhalb dem ausgetrockneten Bette eines Fischteiches, von wo aus der weitesten Aussicht nichts im Wege steht.

Die Meisten mögen wol nach Westen blicken, um sich an dem lichten Grün der Marschen und darüberhin an der Silberfluth des Meeres zu ergötzen, auf welcher das Schattenspiel der langgestreckten Insel schwimmt; meine Augen wenden unwillkürlich sich nach Norden, wo, kaum eine Meile fern, der graue, spitze Kirchthurm aus dem höher belegenen, aber öden Küstenlande aufsteigt; denn dort liegt eine von den Stätten meiner Jugend.

Der Pastorssohn aus jenem Dorfe besuchte mit mir die „Gelehrtenschule" meiner Vaterstadt, und unzählige Male sind wir am Sonnabendnachmittage zusammen dahinausgewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh zu unserem Nepos, oder später zu unserem Cicero nach der Stadt zurückzukehren. Es war damals auf der Mitte des Weges noch ein gut Stück ungebrochener Haide übrig, wie sie sich einst nach der einen Seite bis fast zur Stadt, nach der anderen ebenso gegen das Dorf erstreckt hatte. Hier summten auf den Blüthen des duftenden Haidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln und rannte unter den dürren Stengeln desselben der schöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelstrauches schwebten Schmetter-

linge, die nirgends sonst zu finden waren. Mein ungeduldig dem Elternhause zustrebender Freund hatte oft seine liebe Noth, seinen träumerischen Genossen durch all' die Herrlichkeiten mit sich fort zu bringen; hatten wir jedoch das angebaute Feld erreicht, dann ging es auch um desto munterer vorwärts, und bald, wenn wir nur erst den langen Sandweg hinaufwateten, erblickten wir auch schon über dem dunkeln Grün einer Fliederhecke den Giebel des Pastorhauses, aus dem das Studirzimmer des Pastors mit seinen kleinen, blinden Fensterscheiben auf die bekannten Gäste hinabgrüßte.

Bei den Pastorsleuten, deren einziges Kind mein Freund war, hatten wir allezeit, wie wir hier zu sagen pflegen, fünf Quartier auf der Elle, ganz abgesehen von der wunderbaren Naturalverpflegung. Nur die Silberpappel, der einzig hohe und also auch einzig verlockende Baum des Dorfes, welche ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemoosten Strohdaches rauschen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieses uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert; sonst war, so viel ich mich entsinne, Alles erlaubt und wurde je nach unserer Altersstufe bestens von uns ausgenutzt. —

Der Hauptschauplatz unserer Thaten war die große „Priesterkoppel", zu der ein Pförtchen aus dem Garten führte. Hier wußten wir mit dem den Buben angeborenen Instincte die Nester der Lerchen und der Grauammern aufzuspüren, denen wir dann die wiederholtesten Besuche abstatteten, um nachzusehen, wie weit in den letzten zwei Stunden die Eier oder die Jungen nun gediehen seien; hier auf einer tiefen und, wie ich jetzt meine, nicht weniger als jene Pappel gefährlichen Wassergrube, deren Rand mit alten Weidenstümpfen dicht umstanden war, fingen wir die flinken schwarzen Käfer, die wir „Wasserfranzosen" nannten, oder ließen wir ein ander Mal unsere auf einer eigens angelegten Werft erbaute Kriegsflotte aus Wallnußschaalen und Schachteldeckeln schwimmen. Im Spätsommer geschah es dann auch wol, daß wir aus unserer Koppel einen Raubzug nach des Küsters Garten machten, welcher gegenüber dem des Pastorates an der anderen Seite der Wassergrube lag; denn wir hatten dort von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unseren Zehnten einzuheimsen, wofür uns freilich gelegentlich eine freundschaftliche Drohung von dem gutmüthigen alten Manne zu Theil wurde. — So viele Jugendfreuden wuchsen auf dieser Priesterkoppel, in deren dürrem Sandboden andere Blumen nicht gedeihen wollten; nur den scharfen Duft der goldknopfigen Rainfarren, die hier haufenweis auf allen Wällen standen, spüre ich noch heute in der Erinnerung, wenn jene Zeiten mir lebendig werden.

Doch alles Dieses beschäftigte uns nur vorübergehend; meine dauernde Theilnahme dagegen erregte ein Anderes, dem wir selbst in der Stadt nichts an die Seite zu setzen hatten. — Ich meine damit nicht etwa die Röhrenbauten der Lehmwespen, die überall aus den Mauerfugen des Stalles hervorragten, obschon es anmuthig genug war, in beschaulicher Mittagsstunde das Aus- und Einfliegen der emsigen Thierchen zu beobachten; ich meine den viel größeren Bau der alten und ungewöhnlich stattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindeldach des hohen Thurmes war sie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrschte, auf dem höchsten Punkt des Dorfes sich erhebend, die weite Schau über Haide, Strand und Marschen. — Die meiste Anziehungskraft für mich hatte indeß das

Innere der Kirche; schon der ungeheure Schlüssel, der von dem Apostel Petrus selbst zu stammen schien, erregte meine Phantasie. Und in der That erschloß er auch, wenn wir ihn glücklich dem alten Küster abgewonnen hatten, die Pforte zu manchen wunderbaren Dingen, aus denen eine längst vergangene Zeit hier wie mit finsteren, dort mit kindlich frommen Augen, aber immer in geheimnißvollem Schweigen zu uns Lebenden aufblickte. Da hing mitten in die Kirche hinab ein schrecklich übermenschlicher Crucifixus, dessen hagere Glieder und verzerrtes Antlitz mit Blute überrieselt waren; dem zur Seite an einem Mauerpfeiler haftete gleich einem Nest die braungeschnitzte Kanzel, an der aus Frucht- und Blattgewinden allerlei Thier- und Teufelsfratzen sich hervorzudrängen schienen. Besondere Anziehung aber übte der große, geschnitzte Altarschrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeschichte Christi dargestellt war; so seltsam wilde Gesichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, welche in ihren goldnen Harnischen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Altagsleben nicht zu sehen; tröstlich damit contrastirte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingesunkenen Maria; ja, sie hätte leicht mein Knabenherz mit einer phantastischen Neigung bestricken können, wenn nicht ein Anderes mit noch stärkerem Reize des Geheimnißvollen mich immer wieder von ihr abgezogen hätte.

Unter all' diesen seltsamen oder wol gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unschuldige Bildniß eines todten Kindes, eines schönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen besetzten Kissen ruhend, eine weiße Wasserlilie in seiner kleinen, bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz sprach neben dem Grauen des Todes, wie hilfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens; ein unwiderstehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor diesem Bilde stand.

Aber es hing nicht allein hier; dicht daneben schaute aus dunklem Holzrahmen ein finsterer schwarzbärtiger Mann in Priesterkragen und Sammar. Mein Freund sagte mir, es sei der Vater jenes schönen Knaben; dieser selbst, so gehe noch heute die Sage, solle einst in der Wassergrube unserer Priesterkoppel seinen Tod gefunden haben. Auf dem Rahmen lasen wir die Jahrzahl 1666; das war lange her. Immer wieder zog es mich zu diesen beiden Bildern; ein phantastisches Verlangen ergriff mich, von dem Leben und Sterben des Kindes eine nähere, wenn auch noch so karge Kunde zu erhalten; selbst aus dem düsteren Antlitz des Vaters, das trotz des Priesterkragens mich fast an die Kriegsknechte des Altarschranks gemahnen wollte, suchte ich sie herauszulesen.

— — Nach solchen Studien in dem Dämmerlicht der alten Kirche erschien dann das Haus der guten Pastorsleute nur um so gastlicher. Freilich war es gleichfalls hoch zu Jahren, und der Vater meines Freundes hoffte, so lange ich denken konnte, auf einen Neubau; da aber die Küsterei an derselben Altersschwäche litt, so wurde weder hier noch dort gebaut. — Und doch, wie freundlich waren trotzdem die Räume des alten Hauses; im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur, wo die aus den Reformationsalmanachen herausgeschnittenen Bilder in Mahagonirähmchen an der weißgetünchten Wand hingen, wo man aus dem westlichen Fenster nur eine

ferne Windmühle, außerdem aber den ganzen weiten Himmel vor sich hatte, der sich Abends in rosenrothem Schein verklärte und das ganze Zimmer überglänzte! Die lieben Pastorsleute, die Lehnstühle mit den rothen Plüschkissen, das alte tiefe Sopha, auf dem Tisch beim Abendbrod der traulich sausende Theekessel, — es war Alles helle, freundliche Gegenwart. Nur eines Abends — wir waren derzeit schon Secundaner — kam mir der Gedanke, welch' eine Vergangenheit an diesen Räumen hafte, ob nicht gar jener todte Knabe einst mit frischen Wangen hier leibhaftig umhergesprungen sei, dessen Bildniß jetzt wie mit einer wehmüthig holden Sage den düsteren Kirchenraum erfüllte.

Veranlassung zu solcher Nachdenklichkeit mochte geben, daß ich am Nachmittage, wo wir auf meinen Antrieb wieder einmal die Kirche besucht hatten, unten in einer dunkelen Ecke des Bildes vier mit rother Farbe geschriebene Buchstaben entdeckt hatte, die mir bis jetzt entgangen waren.

„Sie lauten C. P. A. S.," sagte ich zu dem Vater meines Freundes; „aber wir können sie nicht enträthseln."

„Nun," erwiderte dieser; „die Inschrift ist mir wohlbekannt; und nimmt man das Gerücht zu Hilfe, so möchten die beiden letzten Buchstaben wol mit ‚Aquis Submersus', also mit ‚Ertrunken' oder wörtlich ‚Im Wasser versunken' zu deuten sein; nur mit dem vorangehenden C. P. wäre man dann noch immer in Verlegenheit! Der junge Adjunctus unseres Küsters, der einmal die Quarta passirt ist, meint zwar, es könne ‚Casu Periculoso', ‚Durch gefährlichen Zufall' heißen; aber die alten Herren jener Zeit dachten logischer; wenn der Knabe dabei ertrank, so war der Zufall nicht nur blos gefährlich."

Ich hatte begierig zugehört. „Casu," sagte ich; „es könnte auch wol ‚Culpa' heißen?"

„Culpa?" wiederholte der Pastor. „Durch Schuld? — aber durch wessen Schuld!"

Da trat das finstere Bild des alten Predigers mir vor die Seele, und ohne viel Besinnen rief ich: „Warum nicht: ‚Culpa Patris?'"

Der gute Pastor war fast erschrocken. „Ei, ei, mein junger Freund," sagte er und erhob warnend den Finger gegen mich. „Durch Schuld des Vaters? — So wollen wir trotz seines düsteren Ansehens meinen seligen Amtsbruder doch nicht beschuldigen. Auch würde er dergleichen wohl schwerlich von sich haben schreiben lassen."

Dies Letztere wollte auch meinem jugendlichen Verstande einleuchten; und so blieb denn der eigentliche Sinn der Inschrift nach wie vor ein Geheimniß der Vergangenheit.

Daß übrigens jene beiden Bilder sich auch in der Malerei wesentlich vor einigen alten Predigerbildnissen auszeichneten, welche gleich daneben hingen, war mir selbst schon klar geworden; daß aber Sachverständige in dem Maler einen tüchtigen Schüler altholländischer Meister erkennen wollten, erfuhr ich freilich jetzt erst durch den Vater meines Freundes. Wie jedoch ein solcher in dieses arme Dorf verschlagen worden, oder woher er gekommen und wie er geheißen habe, darüber wußte auch er mir nichts zu sagen. Die Bilder selbst enthielten weder einen Namen, noch ein Malerzeichen.

Die Jahre gingen hin. Während wir die Universität besuchten, starb der gute Pastor, und die Mutter meines Schulgenossen folgte später ihrem Sohne auf dessen inzwischen anderswo erreichte Pfarrstelle; ich hatte keine Veranlassung mehr, nach jenem Dorfe zu wandern. — Da, als ich selbst schon in meiner Vaterstadt wohnhaft war, geschah es, daß ich für den Sohn eines Verwandten ein Schülerquartier bei guten Bürgersleuten zu besorgen hatte. Der eigenen Jugendzeit gedenkend, schlenderte ich im Nachmittagssonnenscheine durch die Straßen, als mir an der Ecke des Marktes über der Thür eines alten, hochgegiebelten Hauses eine plattdeutsche Inschrift in die Augen fiel, die verhochdeutscht etwa lauten würde:

Gleich so wie Rauch und Staub verschwindt,
Also sind auch die Menschenkind'.

Die Worte mochten für jugendliche Augen wohl nicht sichtbar sein; denn ich hatte sie nie bemerkt, so oft ich auch in meiner Schulzeit mir einen Heißewecken bei dem dort wohnenden Bäcker geholt hatte. Fast unwillkürlich trat ich in das Haus; und in der That, es fand sich hier ein Unterkommen für den jungen Vetter. Die Stube ihrer alten „Möddersch" (Mutterschwester) — so sagte mir der freundliche Meister —, von der sie Haus und Betrieb geerbt hätten, habe seit Jahren leer gestanden; schon lange hätten sie sich einen jungen Gast dafür gewünscht.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt, und wir betraten dann ein ziemlich niedriges, alterthümlich ausgestattetes Zimmer, dessen beide Fenster mit ihren kleinen Scheiben auf den geräumigen Marktplatz hinausgingen. Früher, erzählte der Meister, seien zwei uralte Linden vor der Thür gewesen; aber er habe sie schlagen lassen, da sie allzusehr in's Haus gedunkelt und auch hier die schöne Aussicht ganz verdeckt hätten.

Ueber die Bedingungen wurden wir bald in allen Theilen einig; während wir dann aber noch über die jetzt zu treffende Einrichtung des Zimmers sprachen, war mein Blick auf ein im Schatten eines Schrankes hängendes Oelgemälde gefallen, das plötzlich meine ganze Aufmerksamkeit hinwegnahm. Es war noch wohl erhalten und stellte einen älteren ernst und milde blickenden Mann dar, in einer dunklen Tracht, wie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sie diejenigen aus den vornehmeren Ständen zu tragen pflegten, welche sich mehr mit Staatssachen oder gelehrten Dingen, als mit dem Kriegshandwerke beschäftigten.

Der Kopf des alten Herrn, so schön und anziehend und so trefflich gemalt er immer sein mochte, hatte indessen nicht diese Erregung in mir hervorgebracht; aber der Maler hatte ihm einen blassen Knaben in den Arm gelegt, der in seiner kleinen schlaff herabhängenden Hand eine weiße Wasserlilie hielt; — und diesen Knaben kannte ich ja längst. Auch hier war es wohl der Tod, der ihm die Augen zugedrückt hatte.

„Woher ist dieses Bild?" fragte ich endlich, da ich plötzlich inne wurde, daß der vor mir stehende Meister mit seiner Auseinandersetzung innegehalten hatte.

Er sah mich verwundert an. „Das alte Bild? Das ist von unserer Möddersch," erwiderte er; „es stammt von ihrem Urgroßonkel, der ein Maler

gewesen und vor mehr als hundert Jahren hier gewohnt hat. Es sind noch andre Siebensachen von ihm da."

Bei diesen Worten zeigte er nach einer kleinen Lade von Eichenholz, auf welcher allerlei geometrische Figuren recht zierlich eingeschnitten waren.

Als ich sie von dem Schranke, auf dem sie stand, herunternahm, fiel der Deckel zurück, und es zeigten sich mir als Inhalt einige stark vergilbte Papierblätter mit sehr alten Schriftzügen.

„Darf ich die Blätter lesen?" fragte ich.

„Wenn's Ihnen Plaisir macht," erwiderte der Meister, „so mögen Sie die ganze Sache mit nach Hause nehmen; es sind so alte Schriften; Werth steckt nicht darin."

Ich aber erbat mir und erhielt auch die Erlaubniß, diese werthlosen Schriften hier an Ort und Stelle lesen zu dürfen; und während ich mich dem alten Bilde gegenüber in einen mächtigen Ohrenlehnstuhl setzte, verließ der Meister das Zimmer, zwar immer noch erstaunt, doch gleichwol die freundliche Verheißung zurücklassend, daß seine Frau mich bald mit einer guten Tasse Kaffee regaliren werde.

Ich aber las, und hatte im Lesen bald Alles um mich her vergessen.

So war ich denn wieder daheim in unserm Holstenlande; am Sonntage Cantate war es anno 1661! — Mein Malgeräth und sonstiges Gepäcke hatte ich in der Stadt zurückgelassen und wanderte nun fröhlich fürbaß, die Straße durch den maiengrünen Buchenwald, der von der See ins Land hinaufsteigt. Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und letzeten ihren Durst an dem Wasser, so in den tiefen Radgeleisen stund; denn ein linder Regen war gefallen über Nacht und noch gar früh am Vormittage, so daß die Sonne den Waldesschatten noch nicht überstiegen hatte.

Der helle Drosselschlag, der von den Lichtungen zu mir scholl, fand seinen Widerhall in meinem Herzen. Durch die Bestellungen, so mein theurer Meister van der Helst im letzten Jahre meines Amsterdamer Aufenthalts mir zugewendet, war ich aller Sorge quitt geworden; einen guten Zehrpfennig und einen Wechsel auf Hamburg trug ich noch itzt in meiner Taschen; dazu war ich stattlich angethan: mein Haar fiel auf ein Mäntelchen mit feinem Grauwerk, und der Lüttticher Degen fehlte nicht an meiner Hüfte.

Meine Gedanken aber eileten mir voraus; immer sah ich Herrn Gerhardus, meinen edlen großgünstigen Protector, wie er von der Schwelle seines Zimmers mir die Hände würd' entgegenstrecken, mit seinem milden Gruße: „So segne Gott Deinen Eingang, mein Johannes!"

Er hatte einst mit meinem lieben, ach, gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater zu Jena die Rechte studiret und war auch nachmals den Künsten und Wissenschaften mit Fleiße obgelegen, so daß er dem Hochseligen Herzog Friederich bei seinem edlen, wiewohl wegen der Kriegsläufte vergeblichen Bestreben um Errichtung einer Landesuniversität ein einsichtiger und eifriger

Berather gewesen. Obschon ein adeliger Mann, war er meinem lieben Vater doch stets in Treuen zugethan blieben, hatte auch nach dessen seligem Hintritt sich meiner verwaiseten Jugend mehr, als zu verhoffen, angenommen und nicht allein meine sparsamen Mittel aufgebessert, sondern auch durch seine fürnehme Bekanntschaft unter dem Holländischen Adel es dahin gebracht, daß mein theuerer Meister van der Helst mich zu seinem Schüler angenommen.

Meinte ich doch zu wissen, daß der verehrte Mann unversehrt auf seinem Herrenhofe sitze, wofür dem Allmächtigen nicht genug zu danken; denn, derweilen ich in der Fremde mich der Kunst beflissen, war daheim die Kriegsgreuel über das Land gekommen; so zwar, daß die Truppen, die gegen den kriegswüthigen Schweden dem Könige zum Beistand hergezogen, fast ärger als die Feinde selbst gehauset, ja selbst der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht. Durch den plötzlichen Hintritt des Schwedischen Carolus war nun zwar Friede; aber die grausamen Stapfen des Krieges lagen überall; manch' Bauern- oder Käthnerhaus, wo man mich als Knaben mit einem Trunke süßer Milch bewirthet, hatte ich auf meiner Morgenwandrung niedergesenget am Wege liegen sehen und manches Feld in ödem Unkraut, darauf sonst um diese Zeit der Roggen seine grünen Spitzen trieb.

Aber solches beschwerete mich heut' nicht allzusehr; ich hatte nur Verlangen, wie ich dem edlen Herrn durch meine Kunst beweisen möchte, daß er Gab' und Gunst an keinen Unwürdigen verschwendet habe; dachte auch nicht an Strolche und verlaufen Gesindel, das vom Kriege her noch in den Wäldern Umtrieb halten sollte. Wohl aber tückete mich ein Anderes, und das war der Gedanke an den Junker Wulf. Er war mir nimmer hold gewesen, hatte wohl gar, was sein edler Vater an mir gethan, als einen Diebstahl an ihm selber angesehen; und manches Mal, wenn ich, wie öfters nach meines lieben Vaters Tode, im Sommer die Vacanz auf dem Gute zubrachte, hatte er mir die schönen Tage vergället und versalzen. Ob er anitzt in seines Vaters Hause sei, war mir nicht kund geworden, hatte nur vernommen, daß er noch vor dem Friedensschlusse bei Spiel und Becher mit den Schwedischen Offiziers Verkehr gehalten, was mit rechter Holstentreue nicht zu reimen ist.

Indem ich dieß bei mir erwog, war ich aus dem Buchenwalde in den Richtsteig durch das Tannenhölzchen geschritten, das schon dem Hofe nahe liegt. Wie liebliche Erinnerung umhauchte mich der Würzeduft des Harzes; aber bald trat ich aus dem Schatten in den vollen Sonnenschein hinaus; da lagen zu beiden Seiten die mit Haselbüschen eingehegten Wiesen, und nicht lange, so wanderte ich zwischen den zwo Reihen gewaltiger Eichbäume, die zum Herrensitz hinaufführen.

Ich weiß nicht, was für ein bang Gefühl mich plötzlich überkam, ohn' alle Ursach', wie ich derzeit dachte; denn es war eitel Sonnenschein umher, und vom Himmel herab klang ein gar herzlich und ermunternd Lerchensingen. Und siehe, dort auf der Koppel, wo der Hofmann seinen Immenhof hat, stand ja auch noch der alte Holzbirnenbaum und flüsterte mit seinen jungen Blättern in der blauen Luft.

„Grüß dich Gott!" sagte ich leis, gedachte dabei aber weniger des Baumes,

als vielmehr des holden Gottesgeschöpfes, in dem, wie es sich nachmals fügen mußte, all' Glück und Leid, und auch all' nagende Buße meines Lebens beschlossen sein sollte, für jetzt und alle Zeit. Das war des edlen Herrn Gerhardus Töchterlein, des Junkers Wulfen einzig Geschwister.

Item, es war bald nach meines lieben Vaters Tode, als ich zum ersten Mal die ganze Vacanz hier verbrachte; sie war derzeit ein neunjährig Dirnlein, die ihre braunen Zöpfe lustig fliegen ließ; ich zählte um ein paar Jahre weiter. So trat ich eines Morgens aus dem Thorhaus; der alte Hofmann Dietrich, der ober der Einfahrt wohnt und neben dem als einem getreuen Mann mir mein Schlafkämmerlein eingeräumt war, hatte mir einen Eschenbogen zugerichtet, mir auch die Bolzen von tüchtigem Blei dazu gegossen, und ich wollte nun auf die Raubvögel, deren genug bei dem Herrenhaus umherschrieen; da kam sie vom Hofe auf mich zugesprungen.

„Weißt Du, Johannes," sagte sie; „ich zeig' Dir ein Vogelnest; dort in dem hohlen Birnbaum; aber das sind Rothschwänzchen, die darfst Du ja nicht schießen!"

Damit war sie schon wieder vorausgesprungen; doch eh' sie noch dem Baum auf zwanzig Schritte nah' gekommen, sah ich sie jählings stille stehn. „Der Buhz, der Buhz!" schrie sie und schüttelte wie entsetzt ihre beiden Händlein in der Luft.

Es war aber ein großer Waldkauz, der ober dem Loche des hohlen Baumes saß und hinabschauete, ob er ein ausfliegend Vögelein erhaschen möge. „Der Buhz, der Buhz!" schrie die Kleine wieder. „Schieß, Johannes, schieß!" — Der Kauz aber, den die Freßgier taub gemacht, saß noch immer und stierete in die Hohlung. Da spannte ich meinen Eschenbogen und schoß, daß das Raubthier zappelnd auf dem Boden lag; aus dem Baume aber schwang sich ein zwitschernd Vöglein in die Luft.

Seit der Zeit waren Katharina und ich zwei gute Gesellen miteinander; in Wald und Garten, wo das Mägdlein war, da war auch ich. Darob aber mußte mir gar bald ein Feind erstehen; das war Kurt von der Risch, dessen Vater eine Stunde davon auf seinem reichen Hofe saß. In Begleitung seines gelahrten Hofmeisters, mit dem Herr Gerhard gern der Unterhaltung pflag, kam er oftmals auf Besuch; und da er jünger war, als Junker Wulf, so war er wohl auf mich und Katharinen angewiesen; insonders aber schien das braune Herrentöchterlein ihm zu gefallen. Doch war das schier umsonst; sie lachte nur über seine krumme Vogelnase, die ihm, wie bei fast Allen des Geschlechtes, unter buschigem Haupthaar zwischen zwo merklich runden Augen saß. Ja, wenn sie seiner nur von fern gewahrte, so reckte sie wohl ihr Köpfchen vor und rief: „Johannes, der Buhz! der Buhz!" Dann versteckten wir uns hinter den Scheunen oder rannten wohl auch spornstreichs in den Wald hinein, der sich in einem Bogen um die Felder und danach wieder dicht an die Mauern des Gartens hinanzieht.

Darob, als der von der Risch deß inne wurde, kam es oftmals zwischen uns zum Haarraufen, wobei jedoch, da er mehr hitzig denn stark war, der Vortheil meist in meinen Händen blieb.

Als ich, um von Herrn Gerhardus Urlaub zu nehmen, vor meiner Aus-

fahrt in die Fremde zum letzten Mal, jedoch nur kurze Tage, hier verweilte, war Katharina schon fast wie eine Jungfrau; ihr braunes Haar lag itzt in einem goldnen Netz gefangen; in ihren Augen, wenn sie die Wimpern hob, war oft ein spielend Leuchten, das mich schier beklommen machte. Auch war ein alt' gebrechlich Fräulein ihr zur Obhut beigegeben, so man im Hause nur „Bas' Ursel" nannte; sie ließ das Kind nicht aus den Augen und ging überall mit einer langen Tricotage neben ihr.

Als ich so eines Octobernachmittags im Schatten der Gartenhecken mit Beiden auf und ab wandelte, kam ein lang aufgeschossener Gesell, mit spitzenbesetztem Lederwamms und Federhut ganz à la mode gekleidet, den Gang zu uns herauf; und siehe da, es war der Junker Kurt, mein alter Widersacher. Ich merkte allsogleich, daß er noch immer bei seiner schönen Nachbarin zu Hofe ging; auch, daß insonders dem alten Fräulein solches zu gefallen schien. Das war ein „Herr Baron" auf alle Frag' und Antwort; dabei lachte sie höchst obligeant mit einer widrig feinen Stimme und hob die Nase unmäßig in die Luft; mich aber, wenn ich ja ein Wort dazwischen gab, nannte sie stetig „Er" oder kurzweg auch „Johannes", worauf der Junker dann seine runden Augen einkniff und im Gegentheile that, als sähe er auf mich herab, obschon ich ihn um halben Kopfes Länge überragte.

Ich blickte auf Katharinen; die aber kümmerte sich nicht um mich, sondern ging sittig neben dem Junker, ihm manierlich Red' und Antwort gebend; den kleinen rothen Mund aber verzog mitunter ein spöttisch stolzes Lächeln, so daß ich dachte: „Getröste Dich, Johannes; der Herrensohn schnellt itzo deine Wage in die Luft!" Trotzig blieb ich zurück und ließ die andern Dreie vor mir gehen. Als aber diese in das Haus getreten waren und ich davor noch an Herrn Gerhards Blumenbeeten stand, darüber brütend, wie ich, gleich wie vormals, mit dem von der Risch ein tüchtig Haarraufen beginnen möchte, kam plötzlich Katharina wieder zurückgelaufen, riß neben mir eine Aster von den Beeten und flüsterte mir zu: „Johannes, weißt Du was? Der Buhz sieht einem jungen Adler gleich; Bas' Ursel hat's gesagt!" Und fort war sie wieder, eh' ich mich's versah. Mir aber war auf einmal all' Trotz und Zorn wie weggeblasen. Was kümmerte mich itzund der Herr Baron! Ich lachte hell und fröhlich in den güldnen Tag hinaus; denn bei den übermüthigen Worten war wieder jenes süße Augenspiel gewesen. Aber dieß Mal hatte es mir gerad' in's Herz geleuchtet.

Bald danach ließ mich Herr Gerhard auf sein Zimmer rufen; er zeigte mir auf einer Karte noch einmal, wie ich die weite Reise nach Amsterdam zu machen habe, übergab mir Briefe an seine Freunde dort und sprach dann lange mit mir, als meines lieben seligen Vaters Freund. Denn noch selbigen Abends hatte ich zur Stadt zu gehen, von wo ein Bürger mich auf seinem Wagen mit nach Hamburg nehmen wollte.

Als nun der Tag hinabging, nahm ich Abschied. Unten im Zimmer saß Katharina an einem Stickrahmen; ich mußte der Griechischen Helena gedenken, wie ich sie jüngst in einem Kupferwerk gesehen; so schön erschien mir der junge Nacken, den das Mädchen eben über ihre Arbeit neigte. Aber sie war nicht allein; ihr gegenüber saß Bas' Ursel und las laut aus einem französischen Ge-

schichtenbuche. Da ich näher trat, hob sie die Nase nach mir zu: „Nun, Johannes," sagte sie, „Er will mir wohl Ade sagen! So kann Er auch dem Fräulein gleich seine Reverenze machen!" — Da war schon Katharina von ihrer Arbeit aufgestanden; aber, indem sie mir die Hand reichte, traten die Junker Wulf und Kurt mit großem Geräusch ins Zimmer; und sie sagte nur: „Lebwohl, Johannes!" Und so ging ich fort.

Im Thorhaus drückte ich dem alten Dieterich die Hand, der Stab und Ranzen schon für mich bereit hielt; dann wanderte ich zwischen den Eichbäumen auf die Waldstraße zu. Aber mir war dabei, als könne ich nicht recht fort, als hätt' ich einen Abschied noch zu Gute, und stand oft still und schaute hinter mich. Ich war auch nicht den Richtweg durch die Tannen, sondern, wie von selber, den viel weiteren auf der großen Fahrstraße hingewandert. Aber schon kam vor mir das Abendroth überm Wald herauf, und ich mußte eilen, wenn mich die Nacht nicht überfallen sollte. „Ade, Katharina, ade!" sagte ich leise und setzte rüstig meinen Wanderstab in Gang.

Da, an der Stelle, wo der Fußsteig in die Straße mündet — in stürmender Freude stund das Herz mir still — plötzlich aus dem Tannendunkel war sie selber da; mit glühenden Wangen kam sie hergelaufen, sie sprang über den trocknen Weggraben, daß die Fluth des seidenbraunen Haars dem güldnen Netz entstürzete; und so fing ich sie in meinen Armen auf. Mit glänzenden Augen, noch mit dem Odem ringend, schaute sie mich an. „Ich — ich bin ihnen fortgelaufen!" stammelte sie endlich; und dann, ein Päckchen in meine Hand drückend, fügte sie leis hinzu: „Von mir, Johannes! Und du sollst es nicht verachten!" Auf einmal aber wurde ihr Gesichtchen trübe; der kleine schwellende Mund wollte noch was reden, aber da brach ein Thränenquell aus ihren Augen, und wehmüthig ihr Köpfchen schüttelnd, riß sie sich hastig los. Ich sah ihr Kleid im finstern Tannensteig verschwinden; dann in der Ferne hört' ich noch die Zweige rauschen, und dann stand ich allein. Es war so still, die Blätter konnte man fallen hören. Als ich das Päckchen aus einander faltete, da war's ihr güldner Pathenpfennig, so sie mir oft gezeiget hatte; ein Zettlein lag dabei, das las ich nun beim Schein des Abendrothes. „Damit Du nicht in Noth geratheſt," stund darauf geschrieben. — Da streckt' ich meine Arme in die leere Luft: „Ade, Katharina, ade, ade!" wohl hundert Mal rief ich es in den stillen Wald hinein; — und erst mit sinkender Nacht erreichte ich die Stadt.

— — Seitdem waren fast fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute Alles wiederfinden?

Und schon stund ich am Thorhaus, und sah drunten im Hof die alten Linden, hinter deren lichtgrünem Laub die beiden Zackengiebel des Herrenhauses itzt verborgen lagen. Als ich aber durch den Thorweg gehen wollte, jagten vom Hofe her zwei fahlgraue Bullenbeißer mit Stachelhalsbändern gar wild gegen mich heran; sie erhuben ein erschreckliches Geheul und der eine sprang auf mich und fletschete seine weißen Zähne dicht vor meinem Antlitz. Solch' einen Willkommen hatte ich noch niemalen hier empfangen. Da, zu meinem Glück, rief aus den Kammern ober dem Thore eine rauhe, aber mir gar traute Stimme: „Halloh!" rief sie; „Tartar, Türk!" Die Hunde ließen von mir ab, ich hörte

es die Stiege herabkommen, und aus der Thür, so unter dem Thorgang war, trat der alte Dieterich.

Als ich ihn anschaute, sahe ich wohl, daß ich lang in der Fremde gewesen sei; denn sein Haar war schloweiß geworden und seine sonst so lustigen Augen blickten gar matt und betrübsam auf mich hin. „Herr Johannes!" sagte er endlich und reichte mir seine beiden Hände.

„Grüß ihn Gott, Dieterich!" entgegnete ich. „Aber seit wann haltet Ihr solche Bluthunde auf dem Hof, die die Gäste anfallen gleich den Wölfen?"

„Ja, Herr Johannes," sagte der Alte, „die hat der Junker hergebracht."

„Ist denn der daheim?"

Der Alte nickte.

„Nun", sagte ich; „die Hunde mögen schon vonnöthen sein; vom Krieg her ist noch viel verlaufen Volk zurückgeblieben."

„Ach, Herr Johannes!" Und der alte Mann stund immer noch, als wolle er mich nicht zum Hof hinauflassen. „Ihr seid in schlimmer Zeit gekommen!"

Ich sah ihn an, sagte aber nur: „Freilich, Dieterich; aus mancher Fensterhöhlung schaut statt des Bauern itzt der Wolf heraus; hab' dergleichen auch gesehen; aber es ist ja Frieden worden, und der gute Herr im Schloß wird helfen, seine Hand ist offen."

Mit diesen Worten wollte ich, obschon die Hunde mich wieder anknurreten, auf den Hof hinausgehen; aber der Greis trat mir in den Weg. „Herr Johannes," rief er, „ehe Ihr weiter gehet, höret mich an! Euer Brieflein ist zwar richtig mit der Königlichen Post von Hamburg kommen; aber den rechten Leser hat es nicht mehr finden können.

„Dieterich!" schrie ich. „Dieterich!"

„— Ja, ja, Herr Johannes! Hier ist die gute Zeit vorbei; denn unser theurer Herr Gerhardus liegt aufgebahret dort in der Kapellen, und die Gueridons brennen an seinem Sarge. Es wird nun anders werden auf dem Hofe; aber — ich bin ein höriger Mann, mir ziemet Schweigen."

Ich wollte fragen: „Ist das Fräulein, ist Katharina noch im Hause?" Aber das Wort wollte nicht über meine Zunge.

Drüben, in einem hinteren Seitenbau des Herrenhauses war eine kleine Kapelle, die aber, wie ich wußte, seit lange nicht benutzt war. Dort also sollte ich Herrn Gerhard suchen.

Ich fragte den alten Hofmann: „Ist die Kapelle offen?" und als er es bejahete, bat ich ihn, die Hunde anzuhalten; dann ging ich über den Hof, wo Niemand mir begegnete; nur einer Grasmücke Singen kam oben aus den Lindenwipfeln.

Die Thür zur Kapellen war nur angelehnt, und leis und gar beklommen trat ich ein. Da stund der offene Sarg, und die rothe Flamme der Kerzen warf ihr flackernd Licht auf das edle Antlitz des geliebten Herrn; die Fremdheit des Todes, so darauf lag, sagte mir, daß er itzt eines andern Land's Genosse sei. Indem ich aber neben dem Leichnam zum Gebete hinknieen wollte, erhub

sich über den Rand des Sarges mir genüber ein junges blasses Antlitz, das aus schwarzen Schleiern fast erschrocken auf mich schaute.

Aber nur, wie ein Hauch verweht, so blickten die braunen Augen herzlich zu mir auf, und es war fast wie ein Freudenruf: „O Johannes, seid Ihr's denn! Ach, Ihr seid zu spät gekommen!" Und über dem Sarge hatten unsere Hände sich zum Gruß gefaßt; denn es war Katharina, und sie war so schön geworden, daß hier im Angesicht des Todes ein heißer Puls des Lebens mich durchfuhr. Zwar, das spielende Licht der Augen lag itzt zurückgeschrecket in der Tiefe; aber aus dem schwarzen Häubchen drängten sich die braunen Löcklein, und der schwellende Mund war um so röther in dem blassen Antlitz.

Und fast verwirret auf den Todten schauend, sprach ich: „Wol kam ich in der Hoffnung an seinem lebenden Bilde ihm mit meiner Kunst zu danken, ihm manche Stunde genüber zu sitzen und sein mild und lehrreich Wort zu hören. Laßt mich denn nun die bald vergehenden Züge festzuhalten suchen."

Und als sie unter Thränen, die über ihre Wangen strömten, stumm zu mir hinüber nickte, setzte ich mich in ein Gestühlte und begann auf einem von den Blättchen, die ich bei mir führte, des Todten Antlitz nachzubilden. Aber meine Hand zitterte; ich weiß nicht, ob alleine vor der Majestät des Todes.

Während dem vernahm ich draußen vom Hofe her eine Stimme, die ich für die des Junker Wulf erkannte; gleich danach schrie ein Hund wie nach einem Fußtritt oder Peitschenhiebe; und dann ein Lachen und einen Fluch von einer andern Stimme, die mir gleicherweis bekannt deuchte.

Als ich auf Katharinen blickte, sah ich sie mit schier entsetzten Augen nach dem Fenster starren; aber die Stimmen und die Schritte gingen vorüber. Da erhub sie sich, kam an meine Seite und sahe zu, wie des Vaters Antlitz unter meinem Stift entstund. Nicht lange, so kam draußen ein einzelner Schritt zurück; in demselben Augenblick legte Katharina die Hand auf meine Schulter und ich fühlte, wie ihr junger Körper bebte.

Sogleich auch wurde die Kapellenthür aufgerissen; und ich erkannte den Junker Wulf, obschon sein sonsten bleiches Angesicht itzt roth und aufgedunsen schien.

„Was hukst Du allfort an dem Sarge!" rief er zu der Schwester. „Der Junker von der Risch ist da gewesen, uns seine Condolenze zu bezeigen; Du hättest ihm wohl den Trunk kredenzen mögen!"

Zugleich hatte er meiner wahrgenommen und bohrete mich mit seinen kleinen Augen an. — „Wulf," sagte Katharina, indem sie mit mir zu ihm trat; „es ist Johannes, Wulf."

Der Junker fand nicht vonnöthen, mir die Hand zu reichen; er musterte nur mein violenfarben Wamms und meinte: „Du trägst da einen bunten Federbalg; man wird Dich „Sieur" nun tituliren müssen!"

„Nennt mich, wie's Euch gefällt!" sagte ich, indem wir auf den Hof hinaustraten. „Obschon mir dorten, von wo ich komme, das „Herr" vor meinem Namen nicht gefehlet, — Ihr wißt wohl, Eueres Vaters Sohn hat großes Recht an mir."

Er sah mich was verwundert an, sagte dann aber nur: „Nun wohl, so

magst Du zeigen, was Du für meines Vaters Gold erlernet hast; und soll dazu der Lohn für Deine Arbeit Dir nicht verhalten sein."

Ich meinete, was den Lohn anginge, den hätte ich längst voraus bekommen; da aber der Junker entgegnete, er werd' es halten, wie sich's für einen Edelmann gezieme, so fragte ich, was für Arbeit er mir aufzutragen hätte.

„Du weißt doch," sagte er, und hielt dann inne, indem er scharf auf seine Schwester blickte — „wenn eine adelige Tochter das Haus verläßt, so muß ihr Bild darin zurückbleiben."

Ich fühlte, daß bei diesen Worten Katharina, die an meiner Seite ging, gleich einer Taumelnden nach meinem Mantel haschte; aber ich entgegnete ruhig: „Der Brauch ist mir bekannt; doch, wie meinet Ihr denn, Junker Wulf?"

„Ich meine," sagte er hart, als ob er einen Gegenspruch erwarte; „daß Du das Bildniß der Tochter dieses Hauses malen sollst!"

Mich durchfuhr's fast wie ein Schrecken; weiß nicht, ob mehr über den Ton oder die Deutung dieser Worte; dachte auch, zu solchem Beginnen sei itzt kaum die rechte Zeit.

Da Katharina schwieg, aus ihren Augen aber ein flehentlicher Blick mir zuflog, so antwortete ich: „Wenn Euere edle Schwester es mir vergönnen will, so hoffe ich Eueres Vaters Protection und meines Meisters Lehre keine Schande anzuthun. Räumet mir nur wieder mein Kämmerlein ober dem Thorweg bei dem alten Dieterich, so soll geschehen, was Ihr wünschet."

Der Junker war das zufrieden, und sagte auch seiner Schwester, sie möge einen Imbiß für mich richten lassen.

Ich wollte über den Beginn meiner Arbeit noch eine Frage thun; aber ich verstummte wieder, denn über den empfangenen Auftrag war plötzlich eine Entzückung in mir aufgestiegen, daß ich fürchtete, sie könne mit jedem Wort hervorbrechen. So war ich auch der zwo grimmen Köter nicht gewahr worden, die dort am Brunnen sich auf den heißen Steinen sonnten. Da wir aber näher kamen, sprangen sie auf und fuhren mit offnem Rachen gegen mich, daß Katharina einen Schrei that, der Junker aber einen schrillen Pfiff, worauf sie heulend ihm zu Füßen krochen. „Beim Höllenelemente," rief er lachend, „zwo tolle Kerle; gilt ihnen gleich, ein Sauschwanz oder Flandrisch Tuch!"

„Nun, Junker Wulf," — ich konnte der Rede mich nicht wohl enthalten — „soll ich noch einmal Gast in Eueres Vaters Hause sein, so möget Ihr Euere Thiere bessere Sitte lehren!"

Er blitzte mich mit seinen kleinen Augen an und riß sich ein paar Mal in seinen Zwickelbart. „Das ist nur so ihr Willkommsgruß, Sieur Johannes;" sagte er dann, indem er sich bückte, um die Bestien zu streicheln. „Damit Jedweder wisse, daß ein ander Regiment allhier begonnen; denn — wer mir in die Quere kommt, den hetz' ich in des Teufels Rachen!"

Bei den letzten Worten, die er heftig ausgestoßen, hatte er sich hoch aufgerichtet; dann pfiff er seinen Hunden und schritt über den Hof dem Thore zu.

Ein Weilchen schaute ich hinterdrein; dann folgte ich Katharinen, die unter dem Lindenschatten stumm und gesenkten Hauptes die Freitreppe zu dem Herren-

haus emporstieg; eben so schweigend gingen wir miteinander die breiten Stufen in das Oberhaus hinauf, allwo wir in des seligen Herrn Gerhardus Zimmer traten. — Hier war noch Alles, wie ich es vordem gesehen; die goldgeblümten Ledertapeten, die Karten an der Wand, die saubern Pergamentbände auf den Regalen, über dem Arbeitstische der schöne Waldgrund von dem älteren Ruysdael — und dann davor der leere Sessel. Meine Blicke blieben daran haften; gleich wie drunten in der Kapellen der Leib des Entschlafenen, so schien auch dieß Gemach mir itzt entseelet, und, obschon vom Walde draußen der junge Lenz durch's Fenster leuchtete, doch gleichsam von der Stille des Todes wie erfüllet.

Ich hatte auf Katharinen in diesem Augenblicke fast vergessen. Da ich mich umwandte, stand sie schier reglos mitten in dem Zimmer, und ich sah wie unter den kleinen Händen, die sie darauf gepreßt hielt, ihre Brust in ungestümer Arbeit ging. „Nicht wahr," sagte sie leise, „hier ist itzt Niemand mehr; Niemand, als mein Bruder und seine grimmen Hunde?"

„Katharina!" rief ich; „was ist Euch? Was ist das hier in Eueres Vaters Haus?"

„Was es ist, Johannes?" und fast wild ergriff sie meine beiden Hände; und ihre jungen Augen sprüheten wie in Zorn und Schmerz.

„Nein, nein; laß erst den Vater in seiner Gruft zur Ruhe kommen! Aber dann — Du sollst mein Bild ja malen, Du wirst eine Zeit lang hier verweilen — dann, Johannes, hilf mir; um des Todten willen, hilf mir!"

Auf solche Worte, von Mitleid und von Liebe ganz bezwungen, fiel ich vor der Schönen, Süßen nieder und schwur ihr mich und alle meine Kräfte zu. Da lösete sich ein sanfter Thränenquell aus ihren Augen, und wir saßen neben einander und sprachen lange zu des Entschlafenen Gedächtniß.

Als wir sodann wieder in das Unterhaus hinabgingen, fragete ich auch dem alten Fräulein nach.

„O," sagte Katharina, „Baf' Ursel! Wollt Ihr sie begrüßen? Ja, die ist auch noch da; sie hat hier unten ihr Gemach; denn die Treppen sind ihr schon längsthin zu beschwerlich."

Wir traten also in ein Stübchen, das gegen den Garten lag, wo auf den Beeten vor den grünen Heckenwänden so eben die Tulpen aus der Erde brachen. Baf' Ursel saß, in der schwarzen Tracht und Krebbhaube nur wie ein schwindend Häufchen anzuschauen, in einem hohen Sessel und hatte ein Nonnenspielchen vor sich, das, wie sie nachmals mir erzählte, der Herr Baron — nach seines Vaters Ableben war er solches itzund wirklich — ihr aus Lübeck zur Verehrung mitgebracht.

„So," sagte sie, da Katharina mich genannt hatte, indeß sie behutsam die helfenbeinern Pflöcklein umeinander steckte, „ist Er wieder da, Johannes? — Nein, es geht nicht aus! Oh, c'est un jeu très-compliqué!"

Dann warf sie die Pflöcklein übereinander und schauete mich an. „Ei," meinte sie; „Er ist gar stattlich angethan; aber weiß Er denn nicht, daß Er in ein Trauerhaus getreten ist?"

„Ich weiß es, Fräulein;" entgegnete ich; „aber da ich in das Thor trat, wußte ich es nicht."

„Nun," sagte sie und nickte gar begütigend; „so eigentlich gehöret Er ja auch nicht zur Dienerschaft."

Ueber Katharinens blasses Antlitz flog ein Lächeln, wodurch ich mich jeder Antwort wohl enthoben halten mochte. Vielmehr rühmte ich der alten Dame die Anmuth ihres Wohngemaches; denn auch der Epheu von dem Thürmchen, das draußen an der Mauer aufstieg, hatte sich nach dem Fenster hingesponnen und wiegete seine grünen Ranken vor den Scheiben.

Aber Bas' Ursel meinete, ja, wenn nur nicht die Nachtigallen wären, die itzt schon wieder anhüben mit ihrer Nachtunruhe; sie könne ohnedem den Schlaf nicht finden; und dann auch sei es schier zu abgelegen; das Gesinde sei von hier aus nicht im Aug' zu halten; im Garten draußen aber passire eben nichts, als etwan, wann der Gärtnerbursche an den Hecken oder Buxrabatten putze.

— Und damit hatte der Besuch seine Endschaft; denn Katharina mahnte, es sei nachgerade an der Zeit, meinen wegemüden Leib zu stärken.

Ich war nun in meinem Kämmerchen ober dem Hofthor einlogiret, dem alten Dieterich zur sondern Freude; denn am Feyerabend saßen wir auf seiner Tragkist und ließ ich mir, gleich wie in der Knabenzeit, von ihm erzählen. Er rauchte dann wohl eine Pfeife Tabak, welche Sitte durch das Kriegsvolk auch hier in Gang gekommen war, und holete allerlei Geschichten aus den Drangsalen, so sie durch die fremden Truppen auf dem Hof und unten in dem Dorf erleiden müssen; einmal aber, da ich seine Rede auf das gute Frölen Katharina gebracht und er erst nicht hatt' ein Ende finden können, brach er gleichwohl plötzlich ab und schauete mich an.

„Wisset Ihr, Herr Johannes," sagte er, „'s ist grausam Schad', daß Ihr nicht auch ein Wappen habet gleich dem von der Risch da drüben!"

Und da solche Rede mir das Blut in's Gesicht jagete, klopfte er mit seiner harten Hand mir auf die Schulter, meinend: „Nun, nun, Herr Johannes; 's war ein dummes Wort von mir; wir müssen freilich bleiben, wo uns der Herrgott hingesetzet."

Weiß nicht, ob ich derzeit mit Solchem einverstanden gewesen, fragete aber nur, was der von der Risch denn itzund für ein Mann geworden.

Der Alte sah mich gar pfiffig an und paffte aus seinem kurzen Pfeiflein, als ob das theure Kraut am Feldrain wüchse. „Wollet Ihr's wissen, Herr Johannes?" begann er dann. „Er gehöret zu denen muntern Junkern, die im Kieler Umschlag den Bürgersleuten die Knöpfe von den Häusern schießen; Ihr möget glauben, er hat treffliche Pistolen! Auf der Geigen weiß er nicht so gut zu spielen; da er aber ein lustig Stücklein liebt, so hat er letzthin den Rathsmusikanten, der über'm Holstenthore wohnt, um Mitternacht mit seinem Degen aufgeklopfet, ihm auch nicht Zeit gelassen, sich Wamms und Hosen anzuthun. Statt der Sonnen stund aber der Mond am Himmel, es war octavis trium regum, und fror Pickelsteine; und hat also der Musikante, den Junker mit dem Degen hinter sich, im blanken Hemde vor ihm durch die Gassen geigen müssen! — — Wollet Ihr mehr noch wissen, Herr Johannes?"

„— Zu Haus bei ihm freuen sich die Bauern, wenn der Herrgott sie nicht

mit Töchtern gesegnet; und dennoch — — aber nach seines Vaters Tode hat er Geld, und unser Junker, Ihr wisset's wohl, hat schon vorher von seinem Erbe aufgezehrt."

Ich wußte freilich nun genug; auch hatte der alte Dietrich schon mit seinem Spruche: „Aber ich bin nur ein höriger Mann," seiner Rede Schluß gemacht.

— — Mit meinem Malgeräth war auch meine Kleidung aus der Stadt gekommen, wo ich im goldenen Löwen Alles abgeleget, so daß ich anitzt, wie es sich ziemete, in dunkler Tracht einherging. Die Tagesstunden aber wandte ich zunächst in meinen Nutzen. Nämlich, es befand sich oben im Herrenhause neben des seligen Herrn Gemach ein Saal, räumlich und hoch, dessen Wände fast völlig von lebensgroßen Bildern verhänget waren, so daß nur noch neben dem Kamin ein Platz zu zweien offen stund. Es waren das die Voreltern des Herrn Gerhardus, meist ernst und sicher blickende Männer und Frauen, mit einem Antlitz, dem man wohl vertrauen konnte; er selbsten in kräftigem Mannesalter und Katharinens frühverstorbene Mutter machten dann den Schluß. Die beiden letzten Bilder waren gar trefflich von unserem Landsmanne, dem Eiderstedter Georg Ovens, in seiner kräftigen Art gemalet; und ich suchte nun mit meinem Pinsel die Züge meines edlen Beschützers nachzuschaffen; zwar in verjüngtem Maaßstabe und nur mir selber zum Genügen; doch hat es später zu einem größeren Bildniß mir gedienet, das noch itzt hier in meiner einsamen Kammer die theuerste Gesellschaft meines Alters ist. Das Bildniß seiner Tochter aber lebt mit mir in meinem Innern.

Oft, wenn ich die Palette hingelegt, stund ich noch lange vor den schönen Bildern. Katharinens Antlitz fand ich in dem der beiden Eltern wieder: des Vaters Stirn, der Mutter Liebreiz um die Lippen; wo aber war hier der harte Mundwinkel, das kleine Auge des Junker Wulf? — Das mußte tiefer aus der Vergangenheit heraufgekommen sein! Langsam ging ich die Reih' der älteren Bildnisse entlang, bis über hundert Jahre weit hinab. Und siehe, da hing im schwarzen, von den Würmern schon zerfressenen Holzrahmen ein Bild, vor dem ich schon als Knabe, als ob's mich hielte, stillgestanden war. Es stellete eine Edelfrau von etwa vierzig Jahren vor; die kleinen grauen Augen sahen kalt und stechend aus dem harten Antlitz, das nur zur Hälfte zwischen dem weißen Kinntuch und der Schleierhaube sichtbar wurde. Ein leiser Schauer überfuhr mich vor der so lang schon heimgegangenen Seele; und ich sprach zu mir: „Hier, diese ist's! Wie räthselhafte Wege gehet die Natur! Ein saeculum und drüber rinnt es heimlich wie unter einer Decke im Blute der Geschlechter fort; dann, längst vergessen, tauchet es plötzlich wieder auf, den Lebenden zum Unheil. Nicht vor dem Sohn des edlen Gerhardus; vor dieser hier und ihres Blutes nachgeborenem Sprößling soll ich Katharinen schützen." Und wieder trat ich vor die beiden jüngsten Bilder, an denen mein Gemüthe sich erquickte.

So weilte ich derzeit in dem stillen Saale, wo um mich nur die Sonnenstäublein spielten, unter den Schatten der Gewesenen.

Katharinen sah ich nur beim Mittagstische, das alte Fräulein und den Junker Wulf zur Seiten; aber wofern Bas' Ursel nicht in ihren hohen Tönen

redete, so war es stets ein stumm und betrübsam Mahl, so daß mir oft der Bissen im Munde quoll. Nicht die Trauer um den Abgeschiedenen war deß Ursach, sondern es lag zwischen Bruder und Schwester, als sei das Tischtuch durchgeschnitten zwischen ihnen. Katharina, nachdem sie fast die Speisen nicht berührt, entfernete sich allzeit bald, mich kaum nur mit den Augen grüßend; der Junker aber, wenn ihm die Laune stund, suchte mich dann beim Trunke festzuhalten; hatte mich also hiegegen und, so ich nicht hinaus wollte über mein gestecktes Maaß, überdem wider allerart Flosculn zu wehren, welche gegen mich gespitzet wurden.

Inzwischen, nachdem der Sarg schon mehrere Tage geschlossen gewesen, geschahe die Beisetzung des Herrn Gerhardus drunten in der Kirche des Dorfes, allwo das Erbbegräbniß ist, und wo itzt seine Gebeine bei denen seiner Voreltern ruhen, mit denen der Höchste ihnen dereinst eine fröhliche Urständ wolle bescheeren!

Es waren aber zu solcher Trauerfestlichkeit zwar mancherlei Leute aus der Stadt und den umliegenden Gütern gekommen, von Angehörigen aber fast wenige und auch diese nur entfernte, maaßen der Junker Wulf der Letzte seines Stammes war und des Herrn Gerhards Ehgemahl nicht hiesigen Geschlechts gewesen; darum es auch geschahe, daß in der Kürze Alle wieder abgezogen sind.

Der Junker drängte nun selbst, daß ich mein aufgetragen Werk begönne, wozu ich droben in dem Bildersaale an einem nach Norden zu belegenen Fenster mir schon den Platz erwählet hatte. Zwar kam Bas' Ursel, die wegen ihrer Gicht die Treppen nicht hinauf konnte, und meinete, es möge am Besten in ihrer Stuben oder im Gemach daran geschehen, so sei es uns beiderseits zur Unterhaltung; ich aber, solcher Gevatterschaft gar gern entrathend, hatte an der dortigen Westsonne einen rechten Malergrund dagegen, und konnte alles Reden ihr nicht nützen. Vielmehr war ich am andern Morgen schon dabei, die Nebenfenster des Saales zu verhängen und die hohe Staffelei zu stellen, so ich mit Hilfe Dieterichs mir selber in den letzten Tagen angefertigt.

Als ich eben den Blendrahmen mit der Leinewand darauf gelegt, öffnete sich die Thür aus Herrn Gerhardus' Zimmer, und Katharina trat herein. — Aus was für Ursach', wäre schwer zu sagen; aber ich empfand, daß wir uns diesmal fast erschrocken gegenüberstanden; aus der schwarzen Kleidung, die sie nicht abgeleget, schaute das junge Antlitz in gar süßer Verwirrung zu mir auf.

„Katharina," sagte ich, „Ihr wisset, ich soll Euer Bildniß malen; duldet Ihr's auch gern?"

Da zog ein Schleier über ihre braunen Augensterne und sie sagte leise: „Warum doch fragt Ihr so, Johannes?"

Wie ein Thau des Glückes sank es in mein Herz. „Nein, nein, Katharina! Aber sagt, was ist, worin kann ich Euch dienen? — Setzet Euch, damit wir nicht so müßig überrascht werden, und dann sprecht! Oder vielmehr, ich weiß es schon. Ihr braucht mir's nicht zu sagen!"

Aber sie setzte sich nicht, sie trat zu mir heran. „Denket Ihr noch, Johannes, wie Ihr einst den Buhz mit Euerem Bogen niederschosset? Das thut diesmal nicht noth, obschon er wieder ob dem Neste lauert; denn ich bin kein

Vöglein, das sich von ihm zerreißen läßt. Aber, Johannes, — ich habe einen Blutsfreund! — Hilf mir wider den!"

„Ihr meinet Eueren Bruder, Katharina!"

— „Ich habe keinen andern. — — Dem Manne, den ich hasse, will er mich zum Weibe geben! Während unseres Vaters langem Siechbett habe ich den schändlichen Kampf mit ihm gestritten, und erst an seinem Sarg hab' ich's ihm abgetrotzt, daß ich in Ruhe um den Vater trauern mag; aber ich weiß, auch das wird er nicht halten."

Ich gedachte eines Stiftsfräuleins zu Preetz, Herrn Gerhards einzigen Geschwisters, und meinete, ob die nicht um Schutz und Zuflucht anzugehen sei.

Katharina nickte. „Wollt Ihr mein Bote sein, Johannes? — Geschrieben habe ich ihr schon, aber in Wulf's Hände kam die Antwort, und auch erfahren habe ich sie nicht; nur die ausbrechende Wuth meines Bruders, die selbst das Ohr des Sterbenden erfüllet hätte, wenn es noch offen gewesen wäre für den Schall der Welt; aber der gnädige Gott hatte das geliebte Haupt schon mit dem letzten Erdenschlummer zugedecket."

Katharina hatte sich nun doch auf meine Bitte mir genüber gesetzet, und ich begann die Umrisse auf die Leinewand zu zeichnen. So kamen wir zu ruhiger Berathung; und da ich, wenn die Arbeit weiter vorgeschritten, nach Hamburg mußte, um bei dem Holzschnitzer einen Rahmen zu bestellen, so stelleten wir fest, daß ich alsdann den Umweg über Preetz nähme und also meine Botschaft ausrichtete. Zunächst jedoch sei emsig an dem Werk zu fördern.

Es ist gar oft ein seltsam Widerspiel im Menschenherzen. Der Junker mußte es schon wissen, daß ich zu seiner Schwester stand; gleichwohl — hieß nun sein Stolz ihn mich gering zu schätzen, oder glaubte er mit seiner ersten Drohung mich genug geschrecket — was ich besorget, traf nicht ein; Katharina und ich waren am ersten wie an den andern Tagen von ihm ungestöret. Einmal zwar trat er ein und schalt mit Katharinen wegen ihrer Trauerkleidung, warf aber dann die Thür hinter sich, und wir hörten ihn bald auf dem Hofe ein Reiterstücklein pfeifen. Ein ander Mal noch hatte er den von der Risch an seiner Seite. Da Katharina eine heftige Bewegung machte, bat ich sie, auf ihrem Platz zu bleiben, und malete ruhig weiter. Seit dem Begräbnißtage, wo ich einen fremden Gruß mit ihm getauschet, hatte der Junker Kurt sich auf dem Hofe nicht gezeigt; nun trat er näher und beschauete das Bild und redete gar schöne Worte, meinete aber auch, weshalb das Fräulein sich so sehr vermummet und nicht vielmehr ihr seidig Haar in feinen Locken auf den Nacken habe wallen lassen; wie es ein Engelländischer Poet so trefflich ausgedrücket, „rückwärts den Winden leichte Küße werfend?" Katharina aber, die bisher geschwiegen, wies auf Herrn Gerhardus' Bild und sagte: „Ihr wisset wohl nicht mehr, daß das mein Vater war!"

Was Junker Kurt hierauf entgegnete, ist mir nicht mehr erinnerlich; meine Person aber schien ihm ganz nicht gegenwärtig oder doch nur gleich einer Maschine, wodurch ein Bild sich auf die Leinewand malete. Von letzterem begann er über meinen Kopf hin dies und jenes noch zu reden; da aber Katharina

nicht mehr Antwort gab, so nahm er alsbald seinen Urlaub, der Dame angenehme Kurzweil wünschend.

Bei diesem Wort jedennoch sah ich aus seinen Augen einen raschen Blick gleich einer Messerspitzen nach mir zücken.

— — Wir hatten nun weitre Störniß nicht zu leiden, und mit der Jahreszeit rückte auch die Arbeit vor. Schon stand auf den Waldkoppeln draußen der Roggen in silbergrauem Blushst und unten im Garten brachen schon die Rosen auf; wir beide aber — ich mag es heut' wohl niederschreiben — wir hätten itzund die Zeit gern stille stehen lassen; an meine Botenreise wagten, auch nur mit einem Wörtlein, weder sie noch ich zu rühren. Was wir gesprochen, wüßte ich kaum zu sagen; nur daß ich von meinem Leben in der Fremde ihr erzählte und wie ich immer heimgedacht; auch daß ihr güldner Pfennig mich in Krankheit einst vor Noth bewahrt, wie sie in ihrem Kinderherzen es damals fürgesorget, und wie ich später dann gestrebt und mich geängstet, bis ich das Kleinod aus dem Leihhaus mir zurückgewonnen hatte. Dann lächelte sie glücklich; und dabei blühete aus dem dunkeln Grund des Bildes immer süßer das holde Antlitz auf; mir schien's, als sei es kaum mein eigenes Werk. — Mitunter war's, als schaue mich etwas heiß aus ihren Augen an; doch wollte ich es dann fassen, so floh es scheu zurück; und dennoch floß es durch den Pinsel heimlich auf die Leinewand, so daß mir selber kaum bewußt ein sinnberückend Bild entstand, wie nie zuvor und nie nachher ein solches aus meiner Hand gegangen ist. — — Und endlich war's doch an der Zeit und festgesetzet, am andern Morgen sollte ich meine Reise antreten.

Als Katharina mir den Brief an ihre Base eingehändiget, saß sie noch einmal mir genüber. Es wurde heute mit Worten nicht gespielet; wir sprachen ernst und sorgenvoll mitsammen; indessen setzete ich noch hie und da den Pinsel an, mitunter meine Blicke auf die schweigende Gesellschaft an den Wänden werfend, deren ich in Katharinens Gegenwart sonst kaum gedacht hatte.

Da, unter dem Malen, fiel mein Auge auch auf jenes alte Frauenbildniß, das mir zur Seite hing und aus den weißen Schleiertüchern die stechend grauen Augen auf mich gerichtet hielt. Mich fröstelte, ich hätte nahezu den Stuhl verrücket.

Aber Katharinens süße Stimme drang mir in das Ohr: „Ihr seid ja fast erbleichet; was flog Euch über's Herz, Johannes?"

Ich zeigete mit dem Pinsel auf das Bild. „Kennet Ihr die, Katharine? Diese Augen haben hier all' die Tage auf uns hingesehen."

„Die da? — Vor der hab' ich schon als Kind eine Furcht gehabt, und gar bei Tage bin ich oft wie blind hier durchgelaufen. Es ist die Gemahlin eines früheren Gerhardus; vor weit über hundert Jahren hat sie hier gehauset."

„Sie gleicht nicht Euerer schönen Mutter," entgegnete ich; „dies Antlitz hat wohl vermocht, einer jeden Bitte nein zu sagen."

Katharina sah gar ernst zu mir herüber. „So heißt's auch," sagte sie; „sie soll ihr einzig Kind verfluchet haben; am andern Morgen aber hat man das blasse Fräulein aus einem Gartenteich gezogen, der nachmals zugedämmet ist. Hinter den Hecken, dem Walde zu, soll es gewesen sein."

„Ich weiß, Katharina; es wachsen heut noch Schachtelhalm und Binsen aus dem Boden."

„Wisset Ihr denn auch, Johannes, daß eine unseres Geschlechtes sich noch immer zeigen soll, sobald dem Hause Unheil droht? Man sieht sie erst hier an den Fenstern gleiten, dann draußen in dem Gartensumpf verschwinden."

Ohnwillens wandten meine Augen sich wieder auf die unbeweglichen des Bildes. „Und weßhalb", fragte ich, „verfluchete sie ihr Kind?"

„Weßhalb?" — Katharina zögerte ein Weilchen und blickte mich fast verwirret an mit allem ihrem Liebreiz. „Ich glaub', sie wollte den Vetter ihrer Mutter nicht zum Ehgemahl."

— „War's denn ein gar so übler Mann?"

Ein Blick fast wie ein Flehen flog zu mir herüber, und tiefes Rosenroth bedeckte ihr Antlitz. „Ich weiß nicht," sagte sie beklommen; und leiser, daß ich's kaum vernehmen mochte, setzte sie hinzu: „Es heißt, sie hab' einen Andern lieb gehabt; der war nicht ihres Standes."

Ich hatte den Pinsel sinken lassen; denn sie saß vor mir mit gesenkten Blicken; wenn nicht die kleine Hand sich leis aus ihrem Schooße auf ihr Herz geleget, so wäre sie selber wie ein leblos Bild gewesen.

So hold es war, ich sprach doch endlich: „So kann ich ja nicht malen; wollet Ihr mich nicht ansehen, Katharina?"

Und als sie nun die Wimpern von den braunen Augensternen hob, da war kein Hehlens mehr; heiß und offen ging der Strahl zu meinem Herzen. „Katharina!" Ich war aufgesprungen. „Hätte jene Frau auch Dich verflucht?"

Sie athmete tief auf. „Auch mich, Johannes!" Da lag ihr Haupt an meiner Brust, und fest umschlossen standen wir vor dem Bild der Ahnfrau, die kalt und feindlich auf uns niederschauete.

Aber Katharina zog mich leise fort. „Laß uns nicht trotzen, mein Johannes!" sagte sie. — Mit Selbigem hörte ich im Treppenhause ein Geräusch, und war es, als wenn etwas mit dreien Beinen sich mühselig die Stiegen heraufarbeitete. Als Katharina und ich uns deshalb wieder an unsern Platz gesetzet und ich Pinsel und Palette zur Hand genommen hatte, öffnete sich die Thür, und Bas' Ursel, die wir wohl zuletzt erwartet hätten, kam an ihrem Stock hereingehustet. „Ich höre," sagte sie, „Er will nach Hamburg, um den Rahmen zu besorgen: da muß ich mir nachgerade doch sein Werk besehen!"

Es ist wohl männiglich bekannt, daß alte Jungfrauen in Liebessachen die allerfeinsten Sinne haben und so der jungen Welt gar oft Bedrang und Trübsal bringen. Als Bas' Ursel auf Katharinens Bild, das sie bislang noch nicht gesehen, kaum einen Blick geworfen hatte, zuckte sie gar stolz empor mit ihrem runzeligen Angesicht und frug mich allsogleich: „Hat denn das Fräulein Ihn so angesehen, als wie sie da im Bilde sitzet?"

Ich entgegnete, es sei ja eben die Kunst der edlen Malerei, nicht bloß die Abschrift des Gesichts zu geben. Aber schon mußte an unsern Augen oder Wangen ihr Sonderliches aufgefallen sein, denn ihre Blicke gingen sprühend hin und wieder: „Die Arbeit ist wohl bald am Ende?" sagte sie dann mit

ihrer höchsten Stimme. „Deine Augen haben kranken Glanz, Katharina; das lange Sitzen hat Dir nicht wohl gedienet."

Ich entgegnete, das Bild sei bald vollendet, nur an dem Gewande sei noch hie und da zu schaffen.

„Nun, da braucht Er wohl des Fräuleins Gegenwart nicht mehr dazu! — Komm Katharina, Dein Arm ist besser, als der dumme Stecken hier!"

Und so mußt' ich von der dürren Alten meines Herzens holdselig Kleinod mir entführen sehen, da ich es eben mir gewonnen glaubte; kaum daß die braunen Augen mir noch einen stummen Abschied senden konnten.

Am andern Morgen, am Montage vor Johannis, trat ich meine Reise an. Auf einem Gaule, den Dieterich mir besorget, trabte ich in der Frühe aus dem Thorweg; als ich durch die Tannen ritt, brach einer von des Junkers Hunden herfür und fuhr meinem Thiere nach den Flechsen, wann schon selbiges aus ihrem eigenen Stalle war; aber der oben im Sattel saß, schien ihnen allzeit noch verdächtig. Kamen gleichwohl ohne Blessur davon, ich und der Gaul, und langeten Abends bei guter Zeit in Hamburg an. Am andern Vormittage machte ich mich auf und befand auch bald einen Schnitzer, so der Bilderleisten viele fertig hatte, daß man sie nur zusammenzustellen und in den Ecken die Zierrathen darauf zu thun brauchte. Wurden also handelseinig, und versprach der Meister, mir das Alles wohlverpacket nachzusenden.

Nun war zwar in der berühmten Stadt vor einen Neubegierigen gar Vieles zu beschauen: so in der Schiffer-Gesellschaft des Seeräubern Störtebeker silberner Becher, welcher das zweite Wahrzeichen der Stadt genennet wird, und ohne den gesehen zu haben, wie es in einem Buche heißet, Niemand sagen dürfe, daß er in Hamburg sei gewesen; sodann auch der Wunderfisch mit eines Adlers richtigen Krallen und Fluchten, so eben um diese Zeit in der Elbe war gefangen worden und den die Hamburger, wie ich nachmalen hörete, auf einen Seesieg wider die türkischen Piraten deuteten; allein, obschon ein rechter Reisender solcherlei Seltsamkeiten nicht vorbeigehen soll, so war doch mein Gemüthe, beides, von Sorge und von Herzenssehnen, allzusehr beschweret. Derohalben, nachdem ich bei einem Kaufherrn noch meinen Wechsel umgesetzet und in meiner Nachtherbergen Richtigkeit getroffen hatte, bestieg ich um Mittage wieder meinen Gaul und hatte allsobald allen Lärmen des großen Hamburg hinter mir.

Am Nachmittage danach langete ich in Preetz an, meldete mich im Stifte bei der hochwürdigen Dame und wurde auch alsbald vorgelassen. Ich erkannte in ihrer stattlichen Person allsogleich die Schwester meines theueren seligen Herrn Gerhardus; nur, wie es sich an unverehelichten Frauen oftmals zeiget, waren die Züge des Antlitzes gleichwohl strenger, als die des Bruders. Ich hatte, selbst nachdem ich Katharinens Schreiben überreichet, ein lang und hart Examen zu bestehen; dann aber verhieß sie ihren Beistand und setzete sich zu ihrem Schreibgeräthe, indeß die Magd mich in ein ander Zimmer führen mußte, allwo man mich gar wohl bewirthete.

Es war schon spät am Nachmittage, da ich wieder fortritt; doch rechnete ich, obschon mein Gaul die vielen Meilen hinter uns bereits verspürete, noch

gegen Mitternacht beim alten Dieterich anzuklopfen. — Das Schreiben, das die alte Dame mir für Katharinen mitgegeben, trug ich wohlverwahret in einem Ledertäschlein unterm Wammse auf der Brust. So ritt ich fürbaß in die aufsteigende Dämmerung hinein; gar bald an sie, die Eine, nur gedenkend, und immer wieder mein Herz mit neuen lieblichen Gedanken schreckend.

Es war aber eine lauwarme Juninacht; von den dunkelen Feldern erhub sich der Ruch der Wiesenblumen, aus den Knicken duftete das Geißblatt; in Luft und Laub schwebete ungesehen das kleine Nachtgeziefer oder flog auch wohl surrend meinem schnaubenden Gaule an die Nüstern; droben aber an der blauschwarzen ungeheueren Himmelsglocke über mir strahlte im Süd-Ost das Sternenbild des Schwanes in seiner unberührten Herrlichkeit.

Da ich endlich wieder auf Herrn Gerhards Grund und Boden war, resolvirte ich mich sofort, noch nach dem Dorfe hinüberzureiten, welches seitwärts von der Fahrstraßen hinterm Wald belegen ist. Denn ich gedachte, daß der Krüger Hans Ottsen einen paßlichen Handwagen habe; mit dem solle er morgen einen Boten in die Stadt schicken, um die Hamburger Kiste für mich abzuholen; ich aber wollte nur an sein Kammerfenster klopfen, um ihm solches zu bestellen.

Also ritte ich am Waldesrande hin, die Augen fast verwirret von den grünlichen Johannisfünkchen, die mit ihren spielerischen Lichtern mich hier umflogen. Und schon ragete groß und finster die Kirche vor mir auf, in deren Mauern Herr Gerhardus bei den Seinen ruhte; ich hörte, wie im Thurm so eben der Hammer ausholete, und von der Glocken scholl die Mitternacht in's Dorf hinunter. „Aber sie schlafen Alle;“ sprach ich bei mir selber, „die Todten in der Kirchen oder unter dem hohen Sternenhimmel hieneben auf dem Kirchhof, die Lebenden noch unter den niedern Dächern, die dort stumm und dunkel vor Dir liegen.“ So ritt ich weiter. Als ich jedoch an den Teich kam, von wo aus man Hans Ottsens Krug gewahren kann, sahe ich von dorten einen dunstigen Lichtschein auf den Weg hinausbrechen, und Fiedeln und Klarinetten schalleten mir entgegen.

Da ich gleichwohl mit dem Wirthe reden wollte, so ritt ich herzu und brachte meinen Gaul im Stalle unter. Als ich danach auf die Tenne trat, war es gedrangvoll von Menschen, Männern und Weibern, und ein Geschrei und wüst' Getreibe, wie ich solches, auch beim Tanz, in früheren Jahren nicht vermerket. Der Schein der Unschlittkerzen, so unter einem Balken auf einem Kreuzholz schwebten, hob manch' bärtig und verhauen Antlitz aus dem Dunkel, dem man lieber nicht allein im Wald begegnet wäre. — Aber nicht nur Strolche und Bauernbursche schienen hier sich zu vergnügen; bei den Musikanten, die drüben vor der Döns auf ihren Tonnen saßen, stund der Junker von der Risch; er hatte seinen Mantel über dem einen Arm, an dem andern hing ihm eine derbe Dirne. Aber das Stücklein schien ihm nicht zu gefallen; denn er riß dem Fiedler seine Geigen aus den Händen, warf eine Hand voll Münzen auf seine Tonne und verlangte, daß sie ihm den neumodischen Zweitritt aufspielen sollten. Als dann die Musikanten ihm gar rasch gehorchten und wie toll die neue Weise klingen ließen, schrie er nach Platz und schwang sich in den dichten Haufen; und die Bauer-

burschen glotzten drauf hin, wie ihm die Dirne im Arme lag, gleich einer Tauben vor dem Geier.

Ich aber wandte mich ab und trat hinten in die Stube, um mit dem Wirth zu reden. Da saß der Junker Wulf beim Kruge Wein und hatte den alten Ottsen neben sich, welchen er mit allerhand Späßen in Bedrängniß brachte; so drohete er, ihm seinen Zins zu steigern, und schüttelte sich vor Lachen, wenn der geängstete Mann gar jämmerlich um Gnad' und Nachsicht supplicirte. — Da er mich gewahr worden, ließ er nicht ab, bis ich selb dritt mich an den Tisch gesetzet; frug nach meiner Reise und ob ich in Hamburg mich auch wohl vergnüget; ich aber antwortete nur, ich käme eben von dort zurück, und werde der Rahmen in Kürze in der Stadt eintreffen, von wo Hans Ottsen ihn mit seinem Handwäglein leichtlich möge holen lassen.

Indeß ich mit Letzterem solches nun verhandelte, kam auch der von der Risch hereingestürmet und schrie dem Wirthe zu, ihm einen kühlen Trunk zu schaffen. Der Junker Wulf aber, dem bereits die Zunge schwer im Munde wühlete, faßte ihn am Arm und riß ihn auf den leeren Stuhl hernieder.

„Nun Kurt!" rief er. „Bist Du noch nicht satt von Deinen Dirnen! Was soll die Katharina dazu sagen? Komm machen wir alamode ein ehrbar hazard mitsammen!" Dabei hatte er ein Kartenspiel unterm Wamms hervorgezogen „Allons donc! — Dix et dame! — dame et valet!"

Ich stand noch und sah dem Spiele zu, so dermalen eben Mode worden; nur wünschend, daß die Nacht vergehen und der Morgen kommen möchte. — Der Trunkene schien aber dieses Mal des Nüchternen Uebermann; dem von der Risch schlug nach einander jede Karte fehl.

„Tröste Dich Kurt!" sagte der Junker Wulf, „indeß er schmunzelnd die Speciesthaler auf einen Haufen scharrte:

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk, für Einen
Ist's zuviel!

Laß den Maler Dir hier von Deiner schönen Braut erzählen! Der weiß sie auswendig; da kriegst Du's nach der Kunst zu wissen."

Dem Andern, wie mir am besten kund war, mochte aber noch nicht viel von Liebesglück bewußt sein; denn er schlug fluchend auf den Tisch und sah gar grimmig auf mich her.

„Ei, Du bist eifersüchtig, Kurt;" sagte der Junker Wulf vergnüglich, als ob er jedes Wort auf seiner schweren Zunge schmeckete; „aber getröste Dich, der Rahmen ist schon fertig zu dem Bilde; Dein Freund der Maler kommt eben erst von Hamburg."

Bei diesem Worte sahe ich den von der Risch aufzucken gleich einem Spürhund bei der Witterung. „Von Hamburg heut? — So muß er Fausti Mantel sich bedienet haben; denn mein Reitknecht sah ihn heut zu Mittag noch in Preetz! Im Stift, bei Deiner Base ist er auf Besuch gewesen."

Meine Hand fuhr unversehens nach der Brust, wo ich das Täschlein mit dem Brief verwahret hatte; denn die trunkenen Augen des Junkers Wulf lagen

auf mir; und war mir's nicht anders, als sähe er damit mein ganz Geheimniß offen vor sich liegen. Es währete auch nicht lange, so flogen die Karten klatschend auf den Tisch. „Oho!" schrie er. „Im Stift, bei meiner Base! Du treibst wohl gar doppelt Handwerk, Bursch! Wer hat Dich auf den Botengang geschickt?"

„Ihr nicht, Junker Wulf!" entgegnet' ich; „und das muß Euch genug sein!" — Ich wollt' nach meinem Degen greifen; aber er war nicht da; fiel mir auch bei nun, daß ich ihn an den Sattelknopf gehänget, da ich vorhin den Gaul zu Stalle brachte.

Und schon schrie der Junker wieder zu seinem jüngeren Kumpan: „Reiß ihm das Wamms auf, Kurt! Es gilt den blanken Haufen hier, Du findest eine saubere Briefschaft, die Du ungern möchtst bestellet sehen!"

Im selbigen Augenblick fühlte ich auch schon die Hände des von der Risch an meinem Leibe, und ein wüthend Ringen zwischen uns begann. Ich fühlte wohl, daß ich so leicht, wie in der Bubenzeit, ihm nicht mehr über würde; da aber fügete es sich zu meinem Glücke, daß ich ihm beide Handgelenke packte, und er also wie gefesselt vor mir stund. Es hatte keiner von uns ein Wort dabei verlauten lassen; als wir uns aber itzund in die Augen sahen, da wußte Jeder wohl, daß er's mit seinem Todtfeind vor sich habe.

Solches schien auch der Junker Wulf zu meinen; er strebte von seinem Stuhl empor, als wolle er dem von der Risch zu Hilfe kommen; mochte aber zu viel des Weins genossen haben, denn er taumelte auf seinen Platz zurück. Da schrie er, so laut seine lallende Zung es noch vermochte: „He, Tartar! Türk! Wo steckt ihr! Tartar, Türk!" Und ich wußte nun, daß die zwo grimmen Köter, so ich vorhin auf der Tenne an dem Ausschank hatte lungern sehen, mir an die nackte Kehle springen sollten. Schon hörete ich sie durch das Getümmel der Tanzenden daher schnaufen, da riß ich mit einem Rucke jählings meinen Feind zu Boden, sprang dann durch eine Seitenthür aus dem Zimmer, die ich schmetternd hinter mir zuwarf, und gewann also das Freie.

Und um mich her war plötzlich wieder die stille Nacht und Mond- und Sternenschimmer. In den Stall zu meinem Gaule wagt' ich nicht erst zu gehen, sondern sprang flugs über einen Wall und lief über das Feld dem Walde zu. Da ich ihn bald erreichet, suchte ich die Richtung nach dem Herrenhofe einzuhalten; denn es zieht sich die Holzung bis hart zur Gartenmauer. Zwar war die Helle der Himmelslichter hier durch das Laub der Bäume ausgeschlossen; aber meine Augen wurden der Dunkelheit gar bald gewohnt, und da ich das Täschlein sicher unter meinem Wammse fühlte, so tappte ich rüstig vorwärts; denn ich gedachte den Rest der Nacht noch einmal in meiner Kammer auszuruhen, dann aber mit dem alten Dieterich zu berathen, was allfort geschehen solle; maaßen ich wohl sahe, daß meines Bleibens hier nicht fürder sei.

Bisweilen stund ich auch und horchte; aber ich mochte bei meinem Abgang wohl die Thür in's Schloß geworfen und so einen guten Vorsprung mir gewonnen haben: von den Hunden war kein Laut vernehmbar. Wohl aber, da ich eben aus dem Schatten auf eine vom Mond erhellete Lichtung trat, hörete ich nicht gar fern die Nachtigallen schlagen; und von wo ich ihren Schall hörte,

dahin richtete ich meine Schritte; denn mir war wohl bewußt, sie hatten hier herum nur in den Hecken des Herrengartens ihre Nester; erkannte nun auch, wo ich mich befand, und daß ich bis zum Hofe nicht gar weit mehr hatte.

Ging also dem lieblichen Schallen nach, das immer heller vor mir aus dem Dunkel drang. Da plötzlich schlug was Anderes an mein Ohr, das jählings näher kam und mir das Blut erstarren machte. Nicht zweifeln konnt' ich mehr, die Hunde brachen durch das Unterholz; sie hielten fest auf meiner Spur, und schon hörete ich deutlich hinter mir ihr Schnaufen und ihre gewaltigen Sätze in dem dürren Laub des Waldbodens. Aber Gott gab mir seinen gnädigen Schutz; aus dem Schatten der Bäume stürzte ich gegen die Gartenmauer und an eines Fliederbaums Geäste schwang ich mich hinüber. — Da sangen hier im Garten immer noch die Nachtigallen; die Buchenhecken warfen tiefe Schatten. — In solcher Mondnacht war ich einst vor meiner Ausfahrt in die Welt mit Herrn Gerhardus hier gewandelt. „Sieh Dir's noch einmal an, Johannes!" hatte dermalen er gesprochen; „es könnt' geschehen, daß Du bei Deiner Heimkehr mich nicht daheim mehr fändest, und daß alsdann ein Willkomm nicht für Dich am Thor geschrieben stünde; — ich aber möcht' nicht, daß Du diese Stätte hier vergäßest."

Das flog mir itzund durch den Sinn, und ich mußte bitter lachen; denn nun war ich hier als ein gehetzet Wild; und schon hörete ich die Hunde des Junker Wulf gar grimmig draußen an der Gartenmauer rennen. Selbige aber war, wie ich noch Tags zuvor gesehen, nicht überall so hoch, daß nicht das wüthige Gethier hinüber konnte; und rings im Garten war kein Baum, nichts als die dichten Hecken und drüben gegen das Haus die Blumenbeete des seligen Herrn. Da, als eben das Bellen der Hunde wie ein Triumphgeheule innerhalb der Gartenmauer scholl, ersahe ich in meiner Noth den alten Epheu-Baum, der sich mit starkem Stamme an dem Thurm hinaufreckt; und da dann die Hunde aus den Hecken auf den mondhellen Platz hinausrasseten, war ich schon hoch genug, daß sie mit ihrem Anspringen mich nicht mehr erreichen konnten; nur meinen Mantel, so von der Schulter geglitten, hatten sie mit ihren Zähnen mir herabgerissen.

Ich aber, also angeklammert und fürchtend, es werde das nach oben schwächere Geäste mich auf die Dauer nicht ertragen, blickte suchend um mich, ob ich nicht irgend besseren Halt gewinnen möchte; aber es war nichts zu sehen, als die dunklen Epheublätter um mich her. — Da, in solcher Noth, hörete ich ober mir ein Fenster öffnen, und eine Stimme scholl zu mir herab — möcht' ich sie wieder hören, wenn Du, mein Gott, mich bald nun rufen läßt aus diesem Erdenthal! — „Johannes!" rief sie; leis doch deutlich hörete ich meinen Namen, und ich kletterte höher an dem immer schwächeren Gezweige, indeß die schlafenden Vögel um mich auffuhren, und die Hunde von unten ein Geheul heraufstießen. — „Katharina! Bist Du es wirklich, Katharina?"

Aber schon kam ein zitternd Händlein zu mir herab und zog mich gegen das offene Fenster; und ich sah in ihre Augen, die voll Entsetzen in die Tiefe starrten.

„Komm!" sagte sie. „Sie werden Dich zerreißen." Da schwang ich mich

in ihre Kammer. — Doch als ich drinnen war, ließ mich das Händlein los, und Katharina sank auf einen Sessel, so am Fenster stund, und hatte ihre Augen dicht geschlossen. Die dicken Flechten ihres Haares lagen über dem weißen Nachtgewand bis in den Schooß hinab; der Mond, der draußen die Gartenhecken überstiegen hatte, schien voll herein und zeigete mir Alles. Ich stund wie fest gezaubert vor ihr; so lieblich fremde und doch so ganz mein eigen schien sie mir; nur meine Augen tranken sich satt an all der Schönheit. Erst als ein Seufzen ihre junge Brust erhob, sprach ich zu ihr: „Katharina, liebe Katharina, träumet Ihr denn?"

Da flog ein schmerzlich Lächeln über ihr Gesicht: „Ich glaub' wohl fast, Johannes! — Das Leben ist so hart; der Traum ist süß!"

Als aber von unten aus dem Garten das Geheul auf's Neu heraufkam, fuhr sie erschreckt empor. „Die Hunde, Johannes!" rief sie. „Was ist das mit den Hunden?"

„Katharina," sagte ich, „wenn ich Euch dienen soll, so glaub' ich, es muß bald geschehen; denn es fehlt viel, daß ich noch einmal durch die Thür in dieses Haus gelangen sollte." Dabei hatte ich den Brief aus meinem Täschlein hervorgezogen und erzählete auch, wie ich im Kruge drunten mit den Junkern sei in Streit gerathen.

Sie hielt das Schreiben in den hellen Mondenschein und las; dann schaute sie mich voll und herzlich an, und wir beredeten, wie wir uns morgen in dem Tannenwalde treffen wollten; denn Katharina sollte noch zuvor erkunden, auf welchen Tag des Junker Wulfen Abreise zum Kieler Johannismarkte festgesetzet sei.

„Und nun, Katharina," sprach ich; „habt Ihr nicht etwas, das einer Waffe gleichsieht, ein eisern Ellenmaaß oder so dergleichen, damit ich der beiden Thiere drunten mich erwehren könne?"

Sie aber schrak jäh wie aus einem Traum empor: „Was sprichst Du, Johannes!" rief sie; und ihre Hände, so bislang in ihrem Schooß geruhet, griffen nach den meinen. „Nein, nicht fort, nicht fort! da drunten ist der Tod; und gehst Du, so ist auch hier der Tod!"

Da war ich vor ihr hingekniet und lag an ihrer jungen Brust, und wir umfingen uns in großer Herzensnoth. „Ach, Käthe," sprach ich, „was vermag die arme Liebe denn! Wenn auch dein Bruder Wulf nicht wäre; ich bin kein Edelmann, und darf nicht um dich werben."

Sehr süß und sorglich schauete sie mich an; dann aber kam es wie Schelmerei aus ihrem Munde: „Kein Edelmann, Johannes? — Ich dächte, du seiest auch das! Aber — ach nein! Dein Vater war nur der Freund des meinen — das gilt der Welt wohl nicht!"

„Nein, Käthe; nicht das, und sicherlich nicht hier;" entgegnete ich und umfaßte fester ihren jungfräulichen Leib; „aber drüben in Holland, dort gilt ein tüchtiger Maler wohl einen deutschen Edelmann; die Schwelle von Minheer van Dyks Pallaste zu Amsterdam ist wohl dem Höchsten ehrenvoll zu überschreiten. Man hat mich drüben halten wollen, mein Meister van der Helst und Andre! Wenn ich dorthin zurückginge, ein Jahr noch oder zwei; dann — wir

kommen dann schon von hier fort; bleib mir nur feste gegen Eure wüsten Junker!"

Katharinens weiße Hände strichen über meine Locken; sie herzete mich und sagte leise: „Da ich in meine Kammer Dich gelassen, so werd ich doch Dein Weib auch werden müssen."

— — Ihr ahnete wohl nicht, welch' einen Feuerstrom dieß Wort in meine Adern goß, darin ohnedieß das Blut in heißen Pulsen ging. — Von dreien furchtbaren Dämonen, von Zorn und Todesangst und Liebe ein verfolgter Mann, lag nun mein Haupt in des vielgeliebten Weibes Schooß.

Da schrillte ein geller Pfiff; die Hunde drunten wurden jähling stille, und da es noch einmal gellte, hörete ich sie wie toll und wild davon rennen.

Vom Hofe her wurden Schritte laut; wir horchten auf, daß uns der Athem stille stund. Bald aber wurde dorten eine Thür erst auf-, dann zugeschlagen und dann ein Riegel vorgeschoben. „Das ist Wulf," sagte Katharina leise; „er hat die beiden Hunde in den Stall gesperrt." — Bald hörten wir auch unter uns die Thür des Hausflurs gehen, den Schlüssel drehen, und danach Schritte in dem untern Corridor, die sich verloren, wo der Junker seine Kammer hatte. Dann wurde Alles still.

Es war nun endlich sicher, ganz sicher; aber mit unserem Plaudern war es mit einem Male schier zu Ende. Katharina hatte den Kopf zurückgelehnt; nur unser Beider Herzen hörete ich klopfen. — „Soll ich nun gehen, Katharina?" sprach ich endlich.

Aber die jungen Arme zogen mich stumm zu ihrem Mund empor; und ich ging nicht.

Kein Laut war mehr, als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauschen des Wässerleins, das hinten um die Hecken fließt. — —

Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die schöne heidnische Frau Venus aufersteht und umgeht, um die armen Menschenherzen zu verwirren, so war es dazumalen eine solche Nacht. Der Mondschein war am Himmel ausgethan, ein schwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster und dorten überm Walde spielete die Nacht in stummen Blitzen. — O Hüter, Hüter, war Dein Ruf so fern?

— — Wohl weiß ich noch, daß vom Hofe her plötzlich scharf die Hähne krähten, und daß ich ein blaß und weinend Weib in meinen Armen hielt, die mich nicht lassen wollte, unachtend, daß überm Garten der Morgen dämmerte und rothen Schein in unsre Kammer warf. Dann aber, da sie deß' inne wurde, trieb sie wie von Todesangst geschreckt mich fort.

Noch einen Kuß, noch hundert; ein flüchtig Wort noch: wann für das Gesind zu Mittage geläutet würde, dann wollten wir im Tannenwald uns treffen; und dann — ich wußte selber kaum, wie mir's geschehen — stund ich im Garten, unten in der kühlen Morgenluft.

Noch einmal, indem ich meinen von den Hunden zerfetzeten Mantel aufhob, schaute ich empor und sah ein blasses Händlein mir zum Abschied winken. Nahezu erschrocken aber wurd' ich, da meine Augen bei einem Rückblick aus

dem Gartensteig von ungefähr die unteren Fenster neben dem Thurme streiften; denn mir war, als sähe hinter einem derselbigen ich gleichfalls eine Hand; aber sie drohete nach mir mit aufgehobenem Finger und schien mir farblos und knöchern gleich der Hand des Todes. Doch war's nur wie im Husch, daß solches über meine Augen ging; dachte zwar erstlich des Märleins von der wiedergehenden Urahne; redete mir dann aber ein, es seien nur meine eigenen aufgestörten Sinne, die solch' Spiel mir vorgegaukelt hätten.

So, deß nicht weiter achtend, schritt ich eilends durch den Garten, merkete aber bald, daß in der Hast ich auf den Binsensumpf gerathen; sank auch der eine Fuß bis über's Aenkel ein, gleichsam als ob ihn was hinunterziehen wollte. „Ei," dachte ich, „faßt das Hausgespenste doch nach dir!" Machte mich aber auf und sprang über die Mauer in den Wald hinab.

Die Finsterniß der dichten Bäume sagte meinem träumenden Gemüthe zu; hier um mich her war noch die selige Nacht, von welcher meine Sinne sich nicht lösen mochten. — Erst da ich nach geraumer Zeit vom Waldesrande in das offene Feld hinaustrat, wurd ich völlig wach. Ein Häuflein Rehe stund nicht fern im silbergrauen Thau, und über mir vom Himmel scholl das Tageslied der Lerche. Da schüttelte ich all' müßig Träumen von mir ab; im selbigen Augenblick stieg aber auch wie heiße Noth die Frage mir in's Hirn: „Was weiter nun Johannes? Du hast ein theures Leben an dich gerissen; nun wisse, daß dein Leben nichts gilt, als nur das ihre!"

Doch was ich sinnen mochte, es deuchte mir allfort das Beste, wenn Katharina im Stifte sichern Unterschlupf gefunden, daß ich dann zurück nach Holland ginge, mich dort der Freundeshilf' versicherte und alsobald zurückkäm', um sie nachzuholen. Vielleicht, daß sie gar der alten Base Herz erweichete; und schlimmsten Falles — es mußt' auch gehen ohne das!

Schon sahe ich uns auf einem fröhlichen Barkschiff die Wellen des grünen Zuidersees befahren, schon hörete ich das Glockenspiel vom Rathhausthurme Amsterdams und sah am Hafen meine Freunde aus dem Gewühl hervorbrechen und mich und meine schöne Frau mit hellem Zuruf grüßen und im Triumph nach unserem kleinen, aber trauten Heim geleiten. Mein Herz war voll von Muth und Hoffnung: und kräftiger und rascher schritt ich aus, als könnte ich bälder so das Glück erreichen.

— Es ist doch anders kommen.

In meinen Gedanken war ich allmählich in das Dorf hinabgelanget und trat hier in Hans Ottsens Krug, von wo ich in der Nacht so jählings hatte flüchten müssen. — „Ei, Meister Johannes," rief der Alte auf der Tenne mir entgegen; „was hattet Ihr doch gestern mit unseren gestrengen Junkern? Ich war just draußen bei dem Ausschank; aber da ich wieder eintrat, flucheten sie schier grausam gegen Euch; und auch die Hunde raseten an der Thür, die Ihr hinter Euch in's Schloß geworfen hattet."

Da ich aus solchen Worten abnahm, daß der Alte den Handel nicht wohl begriffen habe, so entgegnete ich nur: „Ihr wisset, der von der Risch und ich, wir haben uns schon als Jungen oft einmal gezauset; da mußt's denn gestern noch so einen Nachschmack geben."

„Ich weiß, ich weiß!“ meinete der Alte; „aber der Junker sitzt heut auf seines Vaters Hof; Ihr solltet Euch hüten, Herr Johannes; mit solchen Herren ist nicht sauber Kirschen essen.“

Dem zu widersprechen hatte ich nicht Ursach, sondern ließ mir Brod und Frühtrunk geben und ging dann in den Stall, wo ich mir meinen Degen holete auch Stift und Skizzenbüchlein aus dem Ranzen nahm.

Aber es war noch lange bis zum Mittagläuten. Also bat ich Hans Ottsen, daß er den Gaul mit seinem Jungen mög' zum Hofe bringen lassen, und als er mir solches zugesaget, schritt ich wieder hinaus zum Wald. Ich ging aber bis zu der Stelle auf dem Heidenhügel, von wo man die beiden Giebel des Herrenhauses über die Gartenhecken ragen sieht, wie ich solches schon für den Hintergrund zu Katharinens Bildniß ausgewählet hatte. Nun gedachte ich, daß, wann in zu verhoffender Zeit sie selber in der Fremde leben und wohl das Vaterhaus nicht mehr betreten würde, sie seines Anblicks doch nicht ganz entrathen solle; zog also meinen Stift herfür und begann zu zeichnen, gar sorgsam jedes Winkelchen, woran ihr Auge einmal mocht gehaftet haben. Als farbig Schilderei sollt es dann in Amsterdam gefertigt werden, damit es ihr sofort entgegengrüße, wann ich sie dort in unsre Kammer führen würde.

Nach ein paar Stunden war die Zeichnung fertig. Ich ließ noch wie zum Gruß ein zwitschernd Vögelein darüber fliegen; dann suchte ich die Lichtung auf, wo wir uns finden wollten, und streckte mich nebenan im Schatten einer dichten Buche; sehnlich verlangend, daß die Zeit vergehe.

Ich mußte gleichwohl darob eingeschlummert sein; denn ich erwachte von einem fernen Schall und wurd' deß inne, daß es das Mittagläuten von dem Hofe sei. Die Sonne glühte schon heiß hernieder und verbreitete den Ruch der Himbeeren, womit die Lichtung überdecket war. Es fiel mir bei, wie einst Katharina und ich uns hier bei unseren Waldgängen süße Wegzehrung geholet hatten; und nun begann ein seltsam Spiel der Phantasei: bald sahe ich drüben zwischen den Sträuchen ihre zarte Kindsgestalt, bald stund sie vor mir, mich anschauend mit den seligen Frauenaugen, wie ich sie letzlich erst gesehen, wie ich sie nun gleich, im nächsten Augenblicke schon leibhaftig an mein klopfend Herze schließen würde.

Da plötzlich überfiel mich's wie ein Schrecken. Wo blieb sie denn? Es war schon lang, daß es geläutet hatte. Ich war aufgesprungen, ich ging umher, ich stund und spähete scharf nach aller Richtung durch die Bäume; die Angst kroch mir zum Herzen; aber Katharina kam nicht; kein Schritt im Laube raschelte; nur oben in den Buchenwipfeln rauschte ab und zu der Sommerwind.

Böser Ahnung voll ging ich endlich fort und nahm einen Umweg nach dem Hofe zu. Da ich unweit dem Thore zwischen die Eichen kam, begegnete mir Dieterich. „Herr Johannes,“ sagte er, und trat hastig auf mich zu; „Ihr seid die Nacht schon in Hans Ottsens Krug gewesen; sein Junge brachte mir Euren Gaul zurück; — was habet Ihr mit unsern Junkern vorgehabt?

„Warum fragst Du, Dieterich?“

— „Warum, Herr Johannes? — Weil ich Unheil zwischen Euch verhüten möcht'.“

„Was soll das heißen, Dieterich?“ frug ich wieder; aber mir war beklommen, als sollte das Wort mir in der Kehle sticken.

„Ihr werdet's schon selber wissen, Herr Johannes!“ entgegnete der Alte. „Mir hat der Wind nur so einen Schall davon gebracht; vor einer Stunde mag's gewesen sein; ich wollte den Burschen rufen, der im Garten an den Hecken putzte. Da ich an den Thurm kam, wo droben unser Fräulein ihre Kammer hat, sah ich dorten das alte Baf' Ursel mit unserem Junker dicht beisammen stehen. Er hatte die Arme unterschlagen und sprach kein einzig Wörtlein; die Alte aber redete einen um so größeren Haufen und jammerte ordentlich mit ihrer feinen Stimme. Dabei wies sie bald nieder auf den Boden, bald hinauf in den Epheu, der am Thurm hinaufwächst. — Verstanden, Herr Johannes, hab ich von dem Allen nichts; dann aber, und nun merket wohl auf, hielt sie mit ihrer knöchern Hand, als ob sie damit drohete, dem Junker was vor Augen; und da ich näher hinsah, war's ein Fetzen Grauwerk, just wie Ihr's da an Euerem Mantel traget.“

„Weiter, Dieterich!“ sagte ich; denn der Alte hatte die Augen auf meinen zerrissenen Mantel, den ich auf dem Arme trug.

„Es ist nicht viel mehr übrig;“ erwiderte er; denn der Junker wandte sich jählings nach mir zu und frug mich, wo Ihr anzutreffen wäret. Ihr möget mir es glauben, wäre er in Wirklichkeit ein Wolf gewesen, die Augen hätten blutiger nicht funkeln können.“

Da frug ich: „Ist der Junker im Hause, Dieterich?“

— „Im Haus? Ich denke wohl; doch was sinnet Ihr, Herr Johannes?“

„Ich sinne, Dieterich, daß ich allsogleich mit ihm zu reden habe.“

Aber Dieterich hatte bei beiden Händen mich ergriffen. „Gehet nicht, Johannes,“ sagte er dringend; „erzählet mir zum wenigsten, was geschehen ist; der Alte hat Euch ja sonst wohl guten Rath gewußt!“

„Hernach, Dieterich, hernach!“ entgegnete ich. Und also mit diesen Worten riß ich meine Hände aus den seinen.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Hernach, Johannes,“ sagte er, „das weiß nur unser Herrgott!“

Ich aber schritt nun über den Hof dem Hause zu. — Der Junker sei eben in seinem Zimmer, sagte eine Magd, so ich im Hausflur drum befragte.

Ich hatte dieses Zimmer, das im Unterhause lag, nur einmal erst betreten. Statt wie bei seinem Vater seel. Bücher und Karten, war hier vielerlei Gewaffen, Handröhre und Arkebusen, auch allerart Jagdgeräthe an den Wänden angebracht; sonst war es ohne Zier und zeigete an ihm selber, daß Niemand auf die Dauer und mit seinen ganzen Sinnen hier verweile.

Fast wär' ich an der Schwelle noch zurückgewichen, da ich auf des Junkers „Herein“ die Thür geöffnet; denn, als er sich vom Fenster zu mir wandte, sahe ich eine Reiterpistole in seiner Hand, an deren Radschloß er handthierete. Er schauete mich auch an, als ob ich von den Tollen käme. „So!“ sagte er gedehnet; „wahrhaftig, Sieur Johannes, wenn's nicht schon sein Gespenste ist!“

„Ihr dachtet, Junker Wulf,“ entgegnet' ich, indem ich näher zu ihm trat,

„es möcht' der Straßen noch andre für mich geben, als die in Euere Kammer führen."

— „So dachte ich, Sieur Johannes! Wie Ihr gut rathen könnt! Doch immerhin, Ihr kommt mir eben recht; ich hab' Euch suchen lassen."

In seiner Stimme bebte was, das wie ein lauernd Raubthier auf dem Sprunge lag, so daß die Hand mir unversehens nach dem Degen fuhr. Jedennoch sprach ich: „Höret mich und gönnet mir ein ruhig Wort, Herr Junker!"

Er aber unterbrach meine Rede: „Du wirst gewogen sein, mich erstlich auszuhören! Sieur Johannes," — und seine Worte, die erst langsam waren, wurden allmählich gleichwie ein Gebrüll — „vor ein paar Stunden, da ich mit schwerem Kopf erwachte, da fiel's mir bei und reuete mich gleich einen Narren, daß ich im Rausch die wilden Hunde Dir auf die Fersen gesetzet hatte; — seit aber Vas' Ursel mir den Fetzen vorgehalten, den sie Dir aus Deinem Federbalg gerissen, — beim Höllenelement! mich reut's nur noch, daß mir die Bestien solch' Stück Arbeit nachgelassen!"

Noch einmal suchte ich zu Worte zu kommen; und, da der Junker schwieg, so dachte ich, daß er auch hören würde. „Junker Wulf," sagte ich, „es ist schon wahr, ich bin kein Edelmann; aber ich bin kein geringer Mann in meiner Kunst und hoffe, es auch wohl noch einmal den Größeren gleich zu thun; so bitte ich Euch geziementlich, gebet Euere Schwester Katharina mir zum Ehgemahl" — —

Da stockte mir das Wort im Munde. Aus seinem bleichen Antlitz starrten mich die Augen des alten Bildes an; ein gellend' Lachen schlug mir in das Ohr, ein Schuß — — — dann brach ich zusammen und hörete nur noch, wie mir der Degen, den ich ohn' Gedanken fast gezogen hatte, klirrend aus der Hand zu Boden fiel.

Es war manche Woche danach, daß ich in dem schon bleicheren Sonnenschein auf einem Bänkchen vor dem letzten Haus des Dorfes saß; mit matten Blicken nach dem Wald hinüberschauend, an dessen jenseitigem Rande das Herrenhaus belegen war. Meine thörichten Augen suchten stets aufs Neue den Punkt, wo, wie ich mir vorstellete, Katharinens Kämmerlein von drüben auf die schon herbstlich gelben Wipfel schaue; denn von ihr selber hatte ich keine Kunde.

Man hatte mich mit meiner Wunde in dieß Haus gebracht, das von des Junkers Waldhüter bewohnt wurde; und außer diesem Mann und seinem Weibe und einem mir unbekannten Chirurgus war während meines langen Lagers Niemand zu mir kommen. — Von wannen ich den Schuß in meine Brust erhalten, darüber hat mich Niemand befragt, und habe ich Niemandem Kunde gegeben; des Herzogs Gerichte gegen Herrn Gerhards Sohn und Katharinens Bruder anzurufen, konnte nimmer mir zu Sinne kommen. Er mochte sich dessen auch wohl getrösten; noch glaubhafter jedoch, daß er allen diesen Dingen trotzete.

Nur einmal war mein guter Dieterich dagewesen; er hatte mir in des Junkers Auftrage zwei Rollen Ungarischer Dukaten überbracht als Lohn für Katharinens Bild, und ich hatte das Geld genommen, in Gedanken, es sei ein Theil von deren Erbe, von dem sie als mein Weib wohl später nicht zu viel empfahen würde. Zu einem traulichen Gespräch mit Dieterich, nach dem mich

sehr verlangete, hatte es mir nicht gerathen wollen, maaßen das gelbe Fuchsgesicht meines Wirthes allaugenblicks in meine Kammer schaute; doch wurde so viel mir kund, daß der Junker nicht nach Kiel gereiset, und Katharina seither von Niemandem weder in Hof noch Garten war gesehen worden; kaum konnte ich noch den Alten bitten, daß er dem Fräulein, wenn sich's treffen möchte, meine Grüße sage, und daß ich bald nach Holland zu reisen, aber bälder noch zurückzukommen dächte, was alles in Treuen auszurichten er mir dann gelobete.

Ueberfiel mich aber danach die allergrößeste Ungeduld, so daß ich gegen den Willen des Chirurgus und bevor im Walde drüben noch die letzten Blätter von den Bäumen fielen, meine Reise in's Werk setzete; langete auch schon nach kurzer Frist wohlbehalten in der Holländischen Hauptstadt an, allwo ich von meinen Freunden gar liebreich empfangen wurde, und mochte es auch ferner vor ein glücklich Zeichen wohl erkennen, daß zwo Bilder, so ich dort zurückgelassen, durch die hilfsbereite Vermittelung meines theueren Meisters van der Helst beide zu ansehnlichen Preisen verkaufet waren. Ja, es war dessen noch nicht genug: ein mir schon früher wohlgewogener Kaufherr ließ mir sagen, er habe nur auf mich gewartet, daß ich für sein nach dem Haag verheirathetes Töchterlein sein Bildniß malen möge; und wurde mir auch sofort ein reicher Lohn dafür versprochen. Da dachte ich, wenn ich solches noch vollendete, daß dann genug des helfenden Metalles in meinen Händen wäre, um auch ohne andere Mittel Katharinen in ein wohlbestellet Heimwesen einzuführen.

Machete mich also, da mein freundlicher Gönner desselbigen Sinnes war, mit allem Eifer an die Arbeit, so daß ich bald den Tag meiner Abreise gar fröhlich nah und näher rücken sahe, unachtend, mit was vor üblen Anständen ich drüben noch zu kämpfen hätte.

Aber des Menschen Augen sehen das Dunkel nicht, das vor ihm ist. — Als nun das Bild vollendet war und reichlich Lob und Gold um dessen willen mir zu Theil geworden, da konnte ich nicht fort. Ich hatte in der Arbeit meiner Schwäche nicht geachtet, die schlecht geheilte Wunde warf mich wiederum danieder. Eben wurden zum Weihnachtsfeste auf allen Straßenplätzen die Waffelbuden aufgeschlagen, da begann mein Siechthum und hielt mich länger als das erste Mal gefesselt. Zwar der besten Arzteskunst und liebreicher Freundespflege war kein Mangel, aber in Aengsten sahe ich Tag um Tag vergehen, und keine Kunde konnte von ihr, keine zu ihr kommen.

Endlich nach harter Winterzeit, da der Zuidersee wieder seine grünen Wellen schlug, geleiteten die Freunde mich zum Hafen; aber statt des frohen Muthes nahm ich itzt schwere Herzensorge mit an Bord. Doch ging die Reise rasch und gut von Statten.

Von Hamburg aus fuhr ich mit der Königlichen Post; dann, wie vor nun fast einem Jahre hiebevor, wanderte ich zu Fuße durch den Wald, an dem noch kaum die ersten Spitzen grüneten. Zwar probten schon die Finken und die Ammern ihren Lenzgesang; doch was kümmerten sie mich heute! — Ich ging aber nicht nach Herrn Gerhardus' Herrengut; sondern, so stark mein Herz auch klopfete, ich bog seitwärts ab und schritt am Waldesrand entlang dem Dorfe zu. Da stund ich bald in Hans Ottsens Krug und ihm gar selber gegenüber.

Der Alte sahe mich seltsam an, meinete aber dann, ich lasse ja recht munter. „Nur," fügete er bei, „mit Schießbüchsen müsset Ihr nicht wieder spielen; die machen ärgere Flecken, als so ein Malerpinsel."

Ich ließ ihn gern bei solcher Meinung, so, wie ich wohl merkete, hier allgemein verbreitet war, und that vor's Erste eine Frage nach dem alten Dieterich.

Da mußte ich vernehmen, daß er noch vor dem ersten Winterschnee, wie es so starken Leuten wohl passiret, eines plötzlichen wenn auch gelinden Todes verfahren sei. „Der freuet sich," sagte Hans Ottsen, „daß er zu seinem alten Herrn da droben kommen; und ist für ihn auch besser so."

„Amen!" sagte ich; „mein herzlieber alter Dieterich!"

Indeß aber mein Herz nur, und immer banger, nach einer Kundschaft von Katharinen seufzete, nahm meine furchtsame Zunge einen Umweg, und ich sprach beklommen: „Was machet denn Euer Nachbar, der von Risch?"

„Oho," lachte der Alte; „der hat ein Weib genommen, und eine, die ihn schon zu Richte setzen wird."

Nur im ersten Augenblick erschrak ich; denn ich sagte mir sogleich, daß er nicht so von Katharinen reden würde; und da er dann den Namen nannte, so war's ein ältlich aber reiches Fräulein aus der Nachbarschaft; forschete also muthig weiter, wie's drüben in Herrn Gerhardus' Haus bestellet sei, und wie das Fräulein und der Junker mit einander hauseten.

Da warf der Alte mir wieder seine seltsamen Blicke zu. „Ihr meinet wohl," sagte er, „daß alte Thürm' und Mauern nicht auch plaudern könnten!"

„Was soll's der Rede?" rief ich; aber sie fiel mir centnerschwer aufs Herz.

„Nun, Herr Johannes," und der Alte sahe mir gar zuversichtlich in die Augen, „wo das Fräulein hinkommen, das werdet doch Ihr am besten wissen! Ihr seid derzeit im Herbst ja nicht zum Letzten hier gewesen; nur wunderts mich, daß Ihr noch einmal wiederkommen; denn Junker Wulf wird, denk' ich, nicht eben gute Mien' zum bösen Spiel gemachet haben."

Ich sahe den alten Menschen an, als sei ich selber hintersinnig worden; dann aber kam mir plötzlich ein Gedanke. „Unglücksmann!" schrie ich, „Ihr glaubet doch nicht etwan, das Fräulein Katharina sei mein Eheweib geworden!"

„Nun, lasset mich nur los!" entgegnete der Alte — denn ich schüttelte ihn an beiden Schultern. — „Was geht's mich an! Es geht die Rede so! Auf alle Fäll'; seit Neujahr ist das Fräulein im Schloß nicht mehr gesehen worden."

Ich schwur ihm zu, derzeit sei ich in Holland krank gelegen; ich wisse nichts von alle dem.

Ob er's geglaubet, weiß ich nicht zu sagen; allein er gab mir kund, es solle dermalen ein unbekannter Geistlicher zur Nachtzeit und in großer Heimlichkeit auf den Herrenhof gekommen sein; zwar habe Vas' Ursel das Gesinde schon zeitig in ihre Kammern getrieben; aber der Mägde eine, so durch den Thürspalt gelauschet, wolle auch mich über den Flur nach der Treppe haben gehen sehen; dann später hätten sie deutlich einen Wagen aus dem Thorhaus fahren hören, und seien seit jener Nacht nur noch Vas' Ursel und der Junker in dem Schloß gewesen.

— — Was ich von nun an Alles und immer doch vergebens unternommen, um Katharinen oder auch nur eine Spur von ihr zu finden, das soll nicht hier verzeichnet werden. Im Dorfe war nur das thörichte Geschwätz, davon Hans Ottsen mich die Probe schmecken lassen; darum machete ich mich auf nach dem Stifte zu Herrn Gerhards Schwester; aber die Dame wollte mich nicht vor sich lassen; wurde im Uebrigen mir auch berichtet, daß keinerlei junges Frauenzimmer bei ihr gesehen worden. Da reisete ich wieder zurück und demüthigte mich also, daß ich nach dem Hause des von der Risch ging und als ein Bittender vor meinen alten Widersacher hintrat. Der sagte höhnisch, es möge wohl der Buhz das Vöglein sich geholet haben; er habe dem nicht nachgeschaut; auch halte er keinen Aufschlag mehr mit denen von Herrn Gerhardus' Hofe.

Der Junker Wulf gar, der davon vernommen haben mochte, ließ nach Hans Ottsens Kruge sagen, so ich mich unterstünde, auch zu ihm zu dringen, er würde mich noch einmal mit den Hunden hetzen lassen. — Da bin ich in den Wald gegangen und hab gleich einem Strauchdieb am Weg auf ihn gelauert; die Eisen sind von der Scheide bloß geworden; wir haben gefochten, bis ich die Hand ihm wund gehauen und sein Degen in die Büsche flog. Aber er sahe mich nur mit seinen bösen Augen an; gesprochen hat er nicht. — Zuletzt bin ich zu längerem Verbleiben nach Hamburg kommen, von wo aus ich ohne Anstand und mit größerer Umsicht meine Nachforschungen zu betreiben dachte.

Es ist Alles doch umsonst gewesen.

* * *

Aber ich will vor's Erste nun die Feder ruhen lassen. Denn vor mir liegt Dein Brief, mein Josias; ich soll Dein Töchterlein, meiner lieben Schwester seel. Enkelin, aus der Taufe heben. — Ich werde auf meiner Reise dem Walde vorbeifahren, so hinter Herrn Gerhardus' Hof belegen ist. Aber das Alles gehört ja der Vergangenheit.

Hier schließt das erste Heft der Handschrift. — Hoffen wir, daß der Schreiber ein fröhliches Taufest gefeiert und inmitten seiner Freundschaft an frischer Gegenwart sein Herz erquickt habe!

Meine Augen ruhten auf dem alten Bild mir gegenüber: ich konnte nicht zweifeln, der schöne ernste Mann war Herr Gerhardus. Wer aber war jener todte Knabe, den ihm Meister Johannes hier so sanft in seinen Arm gebettet hatte? — Sinnend nahm ich das zweite und zugleich letzte Heft, dessen Schriftzüge um ein Weniges unsicherer erschienen. Es lautete, wie folgt:

Geliek as Rook un Stoof verswindt,
Alsus sind ock de Minschenkind.

Der Stein, darauf diese Worte eingehauen stehen, saß ob dem Thürsims eines alten Hauses. Wenn ich daran vorbei ging, mußte ich allezeit meine Augen dahin wenden, und auf meinen einsamen Wanderungen ist dann selbiger

Spruch oft lange mein Begleiter blieben. Da sie im letzten Herbste das alte Haus abbrachen, habe ich aus den Trümmern diesen Stein erstanden, und ist er heute gleicherweise ob der Thüre meines Hauses eingemauert worden, wo er nach mir noch Manchen, der vorübergeht, an die Nichtigkeit des Irdischen erinnern möge. Mir aber soll er eine Mahnung sein, ehbevor auch an meiner Uhr der Weiser stille steht, mit der Aufzeichnung meines Lebens fortzufahren. Denn Du, meiner lieben Schwester Sohn, der Du nun bald mein Erbe sein wirst, mögest mit meinem kleinen Erdengute dann auch mein Erdenleid dahin nehmen, so ich bei meiner Lebzeit Niemandem, auch, aller Liebe ohnerachtet, Dir nicht habe anvertrauen mögen.

Item; anno 1666 kam ich zum ersten Mal in diese Stadt an der Nordsee; maaßen von einer reichen Branntweinbrenner-Wittwen mir der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild sie zum schuldigen und freundlichen Gedächtniß ihres Seligen, der hiesigen Kirchen aber zum Zierrath zu stiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Taufsteine mit den vier Aposteln zu schauen ist. Daneben wünschte auch der Bürgermeister, Herr Titus Axen, so früher in Hamburg Thumherr und mir von dort bekannt war, sein Contrefey von mir gemalet, so daß ich für eine lange Zeit allhier zu schaffen hatte. — Mein Losament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder, der seit lange schon das Sekretariat der Stadt bekleidete; das Haus, darin er als unbeweibter Mann lebte, war hoch und räumlich, und war es dasselbig Haus mit den zwo Linden an der Ecken von Markt und Krämerstraße, worin ich, nachdem es durch meines lieben Bruders Hintritt mir angestorben, anitzt als alter Mann noch lebe und der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Lieben in Demuth entgegenharre.

Meine Werkstätte hatte ich mir in dem großen Pesel der Wittwe eingerichtet; es war dorten ein gutes Oberlicht zur Arbeit und bekam Alles gemacht und gestellet, wie ich es verlangen mochte. Nur daß die gute Frau selber gar zu gegenwärtig war; denn allaugenblicklich kam sie draußen von ihrem Schenktisch zu mir hergetrottet mit ihren Blechgemäßen in der Hand; drängte mit ihrer Wohlbeleibtheit mir auf den Malstock und roch an meinem Bild herum; gar eines Vormittages, da ich so eben den Kopf des Lazarus untermalet hatte, verlangte sie mit viel überflüssigen Worten, der auferweckte Mann solle das Antlitz ihres Seligen zur Schau stellen, obschon ich diesen Seligen doch niemalen zu Gesicht bekommen, von meinem Bruder auch vernommen hatte, daß selbiger, wie es die Brenner pflegen, das Zeichen seines Gewerbes als eine blaurothe Nasen im Gesicht herumgetragen; da habe ich denn, wie man glauben mag, dem unvernünftigen Weibe gar hart den Daumen gegenhalten müssen. Als dann von der Außendiele her wieder neue Kundschaft nach ihr gerufen und mit den Gemäßen auf den Schank geklopfet und sie endlich von mir lassen müssen, da sank mir die Hand mit dem Pinsel in den Schooß, und ich mußte plötzlich des Tages gedenken, da ich eines gar andern Seligen Antlitz mit dem Stifte nachgebildet, und wer da in der kleinen Kapelle so still bei mir gestanden sei. — Und also rückwärts sinnend setzete ich endlich meinen Pinsel wieder an; als aber selbiger eine gute Weile hin und wieder gegangen, mußte ich zu eigener

Verwunderung gewahren, daß ich die Züge des edlen Herrn Gerhardus in des Lazari Angesicht hineingetragen hatte. Aus seinem Lailach blickte des Todten Antlitz gleichwie in stummer Klage gegen mich, und ich gedachte: so wird er dir einstmals in der Ewigkeit entgegentreten!

Ich konnte heute nicht weiter malen; sondern ging fort und schlich auf meine Kammer ober der Hausthür, allwo ich mich an's Fenster setzte und durch den Ausschnitt der Lindenbäume auf den Markt hinabsah. Es gab aber groß Gewühl dort, und war bis drüben an die Rathswage und weiter bis zur Kirchen Alles voll von Wagen und Menschen; denn es war ein Donnerstag und noch zur Stunde, daß Gast mit Gaste handeln durfte, also daß der Stadtknecht mit dem Griper müßig auf unseres Nachbaren Beischlag saß, maaßen es vor der Hand keine Brüchen zu erhaschen gab. Die Ostenfelder Weiber mit ihren rothen Jacken, die Mädchen von den Inseln mit ihren Kopftüchern und seinem Silberschmuck, dazwischen die hochgethürmeten Getreidewagen und darauf die Bauern in ihren gelben Lederhosen — dieß Alles mochte wohl ein Bild für eines Malers Auge geben, zumal wenn selbiger, wie ich, bei den Holländern in die Schule gegangen war; aber die Schwere meines Gemüthes machte das bunte Bild mir trübe. Doch war es keine Reu', wie ich vorhin an mir erfahren hatte; ein sehnend Leid kam immer gewaltiger über mich; es zerfleischete mich mit wilden Krallen und sah mich gleichwohl mit holden Augen an. Drunten lag der helle Mittag auf dem wimmelnden Markte; vor meinen Augen aber dämmerte silberne Mondnacht; wie Schatten stiegen ein paar Zackengiebel auf, ein Fenster klirrte, und gleich wie aus Träumen schlugen leis und fern die Nachtigallen. O du mein Gott und mein Erlöser, der du die Barmherzigkeit bist, wo war sie in dieser Stunde, wo hatte meine Seele sie zu suchen? — —

Da hörete ich draußen unter dem Fenster von einer harten Stimme meinen Namen nennen, und als ich hinausschaute, ersahe ich einen großen hageren Mann in der üblichen Tracht eines Predigers, obschon sein herrisch und finster Antlitz mit dem schwarzen Haupthaar und dem tiefen Einschnitt ob der Nase wohl eher einem Kriegsmann angestanden wäre. Er wies so eben einem andern, untersetzten Manne von bäuerischem Aussehen, aber gleich ihm in schwarzwollenen Strümpfen und Schnallenschuhen, mit seinem Handstocke nach unserer Hausthür zu, indem er selbst zumal durch das Marktgewühle von dannen schritt.

Da ich dann gleich darauf die Thürglocke schellen hörte, ging ich hinab und lud den Fremden in das Wohngemach, wo er von dem Stuhle, darauf ich ihn genöthiget, mich gar genau und aufmerksam betrachtete.

Also war selbiger der Küster aus dem Dorfe norden der Stadt, und erfuhr ich bald, daß man dorten einen Maler brauche, da man des Pastors Bildniß in die Kirche stiften wolle. Ich forschete ein wenig, was für Verdienst um die Gemeine dieser sich erworben hätte, daß sie solche Ehr' ihm anzuthun gedächten, da er doch seines Alters halben noch nicht gar lang im Amte stehen könne; der Küster aber meinete, es habe der Pastor freilich wegen eines Stück Ackergrundes einmal einen Proceß gegen die Gemeine angestrenget, sonst wisse er eben nicht, was Sondres könne vorgefallen sein; allein es hingen allbereits die

drei Amtsvorweser in der Kirchen, und da sie, wie er sagen müsse, vernommen hätten, ich verstünde das Ding gar wohl zu machen, so solle der guten Gelegenheit wegen nun auch der vierte Pastor mit hinein; dieser selber freilich kümmere sich nicht eben viel darum.

Ich hörete dem Allen zu; und da ich mit meinem Lazarus am liebsten auf eine Zeit pausiren mochte, das Bildniß des Herrn Titus Axen aber wegen eingetretenen Siechthums desselbigen nicht beginnen konnte, so hub ich an, dem Auftrage näher nachzufragen.

Was mir an Preis für solche Arbeit nun geboten wurde, war zwar gering, so daß ich erstlich dachte: sie nehmen Dich für einen Pfennigmaler, wie sie im Kriegstrosse mitziehen, um die Soldaten für ihre heimgebliebenen Dirnen abzumalen; aber es muthete mich plötzlich an, auf eine Zeit allmorgentlich in der goldnen Herbstessonne über die Haide nach dem Dorf hinauszuwandern, das nur eine Wegstunde von unserer Stadt belegen ist. Sagete also zu, nur mit dem Beding, daß die Malerei draußen auf dem Dorfe vor sich ginge, da hier in meines Bruders Hause paßliche Gelegenheit nicht befindlich sei.

Deß schien der Küster gar vergnügt, meinend, das sei Alles hiebevor schon fürgesorget; der Pastor hab sich solches gleichfalls ausbedungen; item, es sei dazu die Schulstube in seiner Küsterei erwählet; selbige sei das zweite Haus im Dorfe und liege nah am Pastorate, nur hintenaus durch die Priesterkoppel davon geschieden, so daß also auch der Pastor leicht hinübertreten könne. Die Kinder, die im Sommer doch nichts lernten, würden dann nach Haus geschicket.

Also schüttelten wir uns die Hände, und da der Küster auch die Maaße des Bildes fürsorglich mitgebracht, so konnte alles Malgeräth, deß ich bedurfte, schon Nachmittages mit der Priesterfuhr hinausbefördert werden.

Als mein Bruder dann nach Hause kam — erst spät am Nachmittage; denn ein Ehrsamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinder-Leichen, so die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten — meinete er, ich bekäme da einen Kopf zu malen, wie er nicht oft auf einem Priesterkragen sitze, und möchte mich mit Schwarz und Braunroth wohl versehen; erzählete mir auch, es sei der Pastor als Feldcapellan mit den Brandenburgern hier in's Land gekommen, als welcher er's fast wilder als die Offiziers getrieben haben solle; sei übrigens itzt ein scharfer Streiter vor den Herrn, der seine Bauern gar meisterlich zu packen wisse. — Noch merkete mein Bruder an, daß bei desselbigen Amtseintritt in unserer Gegend adelige Fürsprach eingewirket haben solle, wie es heiße, von drüben aus dem Holsteinischen her; der Archi-Diakonus habe bei der Klosterrechnung ein Wörtlein davon fallen lassen. War jedoch Weiteres meinem Bruder darob nicht kund geworden.

So sahe mich denn die Morgensonne des nächsten Tages rüstig über die Haide schreiten, und war mir nur leid, daß letztere allbereits ihr rothes Kleid und ihren Würzeduft verbrauchet und also diese Landschaft ihren ganzen Sommerschmuck verloren hatte; denn von grünen Bäumen war weithin nichts zu ersehen; nur der spitze Kirchthurm des Dorfes, dem ich zustrebte — wie ich

bereits erkennen mochte, ganz von Granitquadern auferbauet — stieg immer höher vor mir in den dunkelblauen Oktoberhimmel. Zwischen den schwarzen Strohdächern, die an seinem Fuße lagen, krüppelte nur niedrig Busch- und Baumwerk; denn der Nordwestwind, so hier frisch von der See herauf kommt, will freien Weg zu fahren haben.

Als ich das Dorf erreichet und auch alsbald mich nach der Küsterei gefunden, stürzete mir sofort mit lustigem Geschrei die ganze Schul entgegen; der Küster aber hieß an seiner Hausthür mich willkommen. „Merket Ihr wohl, wie gern sie von der Fibel laufen!" sagte er. „Der eine Bengel hatte Euch schon durch's Fenster kommen sehen."

In dem Prediger, der gleich danach in's Haus trat, erkannte ich denselbigen Mann, den ich schon Tags zuvor gesehen hatte. Aber auf seine finstere Erscheinung war heute gleichsam ein Licht gesetzet; das war ein schöner blasser Knabe, den er an der Hand mit sich führete; das Kind mochte etwan vier Jahre zählen und sahe fast winzig aus gegen des Mannes hohe knochige Gestalt.

Da ich die Bildnisse der früheren Prediger zu sehen wünschte, so gingen wir mitsammen in die Kirche, welche also hoch belegen ist, daß man nach den anderen Seiten über Marschen und Haide, nach Westen aber auf den nicht gar fernen Meeresstrand hinunterschauen kann. Es mußte eben Fluth sein; denn die Watten waren überströmet und das Meer stund wie ein lichtes Silber. Da ich anmerkete, wie oberhalb desselben die Spitze des Festlandes und von der anderen Seite diejenige der Insel sich gegen einander strecketen, wies der Küster auf die Wasserfläche, so dazwischen liegt. „Dort," sagte er, „hat einst meiner Eltern Haus gestanden; aber anno 34 bei der großen Fluth trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Wassern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an diesen Strand geworfen, auf der anderen fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus."

Ich dachte: „So stehet die Kirche wohl am rechten Ort; auch ohne den Pastor wird hier vernehmentlich Gottes Wort geprediget."

Der Knabe, welchen Letzterer auf den Arm genommen hatte, hielt dessen Nacken mit seinen Aermchen fest umschlungen und drückte die zarte Wange an das schwarze bärtige Gesicht des Mannes, als finde er so den Schutz vor der ihn schreckenden Unendlichkeit, die dort vor unseren Augen ausgebreitet lag.

Als wir in das Schiff der Kirche eingetreten waren, betrachtete ich mir die alten Bildnisse und sahe auch einen Kopf darunter, der wohl eines guten Pinsels werth gewesen wäre; jedennoch war es Alles eben Pfennigmalerei, und sollte demnach der Schüler van der Helsts hier in gar sondere Gesellschaft kommen.

Da ich solches eben in meiner Eitelkeit bedachte, sprach die harte Stimme des Pastors neben mir: „Es ist nicht meines Sinnes, daß der Schein des Staubes dauere, wenn der Odem Gottes ihn verlassen; aber ich habe der Gemeine Wunsch nicht widerstreben mögen; nur, Meister, machet es kurz; ich habe besseren Gebrauch für meine Zeit."

Nachdem ich dem finsteren Manne, an dessen Antlitz ich gleichwohl für meine Kunst Gefallen fand, meine beste Bemühung zugesaget, fragete ich einem geschnitzten Bilde der Maria nach, so von meinem Bruder mir war gerühmet worden.

Ein fast verachtend Lächeln ging über des Predigers Angesicht. „Da kommet Ihr zu spät," sagte er, „es ging in Trümmer, da ich's aus der Kirche schaffen ließ."

Ich sah ihn fast erschrocken an. „Und wolltet Ihr des Heilands Mutter nicht in Euerer Kirche dulden?"

„Die Züge von des Heilands Mutter," entgegnete er, „sind nicht überliefert worden."

— „Aber wollet Ihr's der Kunst mißgönnen, sie in frommem Sinn zu suchen?"

Er sahe eine Weile finster auf mich herab; denn, obschon ich zu den Kleinen nicht zu zählen, so überragte er mich doch um eines halben Kopfes Höhe; — dann sprach er heftig: „Hat nicht der König die holländischen Papisten dort auf die zerrissene Insel herberufen; nur um durch das Menschenwerk der Deiche des Höchsten Strafgericht zu trotzen? Haben nicht noch letzlich die Kirchenvorsteher drüben in der Stadt sich zwei der Heiligen in ihr Gestühlte schnitzen lassen? Betet und wachet! Denn auch hier geht Satan noch von Haus zu Haus! Diese Marienbilder sind nichts als Säugammen der Sinnenlust und des Papismus; die Kunst hat allezeit mit der Welt gebuhlt!"

Ein dunkles Feuer glühte in seinen Augen; aber seine Hand lag liebkosend auf dem Kopf des blassen Knaben, der sich an seine Kniee schmiegte.

Ich vergaß darob des Pastors Worte zu erwidern; mahnete aber danach, daß wir in die Küsterei zurückgingen, wo ich alsdann meine edele Kunst an ihrem Widersacher selber zu erproben anhub.

Also wanderte ich fast einen Morgen um den andern über die Haide nach dem Dorfe, wo ich allezeit den Pastor schon meiner harrend antraf. Geredet wurde wenig zwischen uns; aber das Bild nahm desto rascheren Fortgang. Gemeiniglich saß der Küster neben uns und schnitzete allerlei Geräthe gar säuberlich aus Eichenholz, dergleichen als eine Hauskunst hier überall betrieben wird; auch habe ich das Kästlein, woran er derzeit arbeitete, von ihm erstanden und darin vor Jahren die ersten Blätter dieser Niederschrift hinterleget, alswie denn auch mit Gotteswillen diese letzten darin sollen beschlossen sein.

— In des Predigers Wohnung wurde ich nicht geladen und betrat selbige auch nicht; der Knabe aber war allzeit mit ihm in der Küsterei; er stand an seinen Knieen oder er spielte mit Kieselsteinchen in der Ecke des Zimmers. Da ich selbigen einmal fragte, wie er heiße, antwortete er: „Johannes!" — „Johannes?" entgegnete ich, „so heiße ich ja auch!" — Er sah mich groß an, sagte aber weiter nichts.

Weßhalb rühreten diese Augen so an meine Seele? — Einmal gar überraschete mich ein finsterer Blick des Pastors, daß ich den Pinsel müssig auf der Leinewand ruhen ließ. Es war etwas in dieses Kindes Antlitz, das nicht aus seinem kurzen Leben kommen konnte; aber es war kein froher Zug. So, dachte ich, sieht ein Kind, das unter einem kummerschweren Herzen ausgewachsen. Ich hätte oft die Arme nach ihm breiten mögen; aber ich scheuete mich vor dem

harten Manne, der es gleich einem Kleinod zu behüten schien. Wohl dachte ich oft: „Welch eine Frau mag dieses Knaben Mutter sein?“ —

Des Küsters alte Magd hatte ich einmal nach des Predigers Frau befraget; aber sie hatte mir kurzen Bescheid gegeben: „Die kennt man nicht; in die Bauernhäuser kommt sie kaum, wenn Kindelbier und Hochzeit ist.“ — Der Pastor selbst sprach nicht von ihr. Aus dem Garten der Küsterei, welcher in eine dichte Gruppe von Fliederbüschen ausläuft, sahe ich sie einmal langsam über die Priesterkoppel nach ihrem Hause gehen; aber sie hatte mir den Rücken zugewendet, so daß ich nur ihre schlanke jugendliche Gestalt gewahren konnte, und außerdem ein paar gekräuselte Löckchen, in der Art, wie sie sonst nur von den Vornehmeren getragen werden, und die der Wind von ihren Schläfen wehte. Das Bild ihres finsteren Ehgesponsen trat mir vor die Seele, und mir schien, es passe dieses Paar nicht wohl zusammen.

— — An den Tagen, wo ich nicht da draußen war, hatte ich auch die Arbeit an meinem Lazarus wieder aufgenommen, so daß nach einiger Zeit diese Bilder mit einander nahezu vollendet waren.

So saß ich eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke mit meinem Bruder unten in unserem Wohngemache. Auf dem Tisch am Ofen war die Kerze fast herabgebrannt und die holländische Schlaguhr hatte schon auf Eilf gewarnt; wir aber saßen am Fenster und hatten der Gegenwart vergessen; denn wir gedachten der kurzen Zeit, die wir mitsammen in unserer Eltern Haus verlebet hatten; auch unseres einzigen lieben Schwesterleins gedachten wir, das im ersten Kindbette verstorben und nun seit lange schon mit Vater und Mutter einer fröhlichen Auferstehung entgegenharrete. — Wir hatten die Läden nicht vorgeschlagen; denn es that uns wohl, durch das Dunkel, so draußen auf den Erdenwohnungen der Stadt lag, in das Sternenlicht des ewigen Himmels hinaufzublicken.

Am Ende verstummeten wir Beide in uns selber, und wie auf einem dunklen Strome trieben meine Gedanken zu ihr, bei der sie allzeit Rast und Unrast fanden. — — Da, gleich einem Stern aus unsichtbaren Höhen, fiel es mir jählings in die Brust: Die Augen des schönen blassen Knaben, es waren ja ihre Augen! Wo hatte ich meine Sinne denn gehabt! — — Aber dann, wenn sie es war, wenn ich sie selber schon gesehen! — Welch schreckbare Gedanken stürmten auf mich ein!

Indem legte sich die eine Hand meines Bruders mir auf die Schulter, mit der andern wies er auf den dunkeln Markt hinaus, von wannen aber itzt ein heller Schein zu uns herüberschwankte. „Sieh nur!“ sagte er. „Wie gut, daß wir das Pflaster mit Sand und Haide ausgestopfet haben! Die kommen von des Glockengießers Hochzeit; aber an ihren Stockleuchten sieht man, daß sie gleichwohl hin und wieder stolpern.“

Mein Bruder hatte Recht. Die tanzenden Leuchten zeugeten deutlich von der Trefflichkeit des Hochzeitschmauses; sie kamen uns so nahe, daß die zwei gemalten Scheiben, so letzlich von meinem Bruder als eines Glasers Meisterstück erstanden waren, in ihren satten Farben wie in Feuer glühten. Als aber dann die Gesellschaft an unserem Hause laut redend in die Krämerstraße einbog, hörete ich Einen unter ihnen sagen: „Ei freilich; das hat der Teufel uns verpurret!

Hatte mich leblang darauf gespitzet, einmal eine richtige Hex' so in der Flammen singen zu hören!"

Die Leuchten und die lustigen Leute gingen weiter, und draußen die Stadt lag wieder still und dunkel.

„O weh!" sprach mein Bruder; „den trübet, was mich tröstet."

Da fiel es mir erst wieder bei, daß am nächsten Morgen die Stadt ein grausam Spektakul vor sich habe. Zwar war die junge Person, so wegen einbekannten Bündnisses mit dem Satan zu Aschen sollte verbrannt werden, am heutigen Morgen vom Frohne todt in ihrem Kerker aufgefunden worden; aber dem todten Leibe mußte gleichwohl sein peinlich Recht geschehen.

Das war nun vielen Leuten gleich einer kalt gestellten Suppen. Hatte doch auch die Buchführer-Wittwe Liebernickel, so unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherschranken hat, mir am Mittage, da ich wegen der Zeitung bei ihr eingetreten, aufs Heftigste geklaget, daß nun das Lied, so sie im Voraus darüber habe anfertigen und drucken lassen, nur kaum noch passen werde, wie die Faust auf's Auge. Ich aber, und mit mir mein viel lieber Bruder, hatte so meine eigenen Gedanken von dem Hexenwesen; und freuete mich, daß unser Herrgott — denn der war es doch wohl gewesen — das arme junge Mensch so gnädiglich in seinen Schooß genommen hatte.

Mein Bruder, welcher weichen Herzens war, begann gleichwohl der Pflichten seines Amts sich zu beklagen; denn er hatte drüben von der Rathhaustreppe das Urthel zu verlesen, sobald der Racker den todten Leichnam davor aufgefahren, und hernach auch der Justification selber zu assistiren. „Es schneidet mir schon itzund in das Herz;" sagte er, „das greuelhafte Gejohle, wenn sie mit dem Karren die Straße herabkommen; denn die Schulen werden ihre Buben und die Zunftmeister ihre Lehrburschen loslassen. — An Deiner Statt," fügete er bei, „der Du ein freier Vogel bist, würde ich auf's Dorf hinausmachen, und an dem Conterfey des schwarzen Pastors weiter malen!"

Nun war zwar festgesetzet worden, daß ich am nächstfolgenden Tage erst wieder hinauskäme; aber mein Bruder redete mir zu, unwissend, wie er die Ungeduld in meinem Herzen schürete; und so geschah es, daß Alles sich erfüllen mußte, was ich getreulich in diesen Blättern niederschreiben werde.

Am andern Morgen, als drüben vor meinem Kammerfenster nur kaum der Kirchthurmhahn in rothem Frühlicht blinkte, war ich schon von meinem Lager aufgesprungen; und bald schritt ich über den Markt, allwo die Bäcker, vieler Käufer harrend, ihre Brodschragen schon geöffnet hatten; auch sahe ich, wie an dem Rathhause der Wachtmeister und die Fußknechte in Bewegung waren, und hatte Einer bereits einen schwarzen Teppich über das Geländer der großen Treppe aufgehangen; ich aber ging durch den Schwiebbogen, so unter dem Rathhause ist, eilends zur Stadt hinaus.

Als ich hinter dem Schloßgarten auf dem Steige war, sahe ich drüben bei der Lehmkuhle, wo sie den neuen Galgen hingesetzet, einen mächtigen Holzstoß aufgeschichtet. Ein paar Leute handtirten noch daran herum, und mochten das

der Frohn und seine Knechte sein, die leichten Brennstoff zwischen die Hölzer thaten; von der Stadt her aber kamen schon die ersten Buben über die Felder ihnen zugelaufen. — Ich achtete deß nicht weiter, sondern wanderte rüstig fürbaß, und da ich hinter den Bäumen hervortrat, sahe ich mir zur Linken das Meer im ersten Sonnenstrahl entbrennen, der im Osten über die Haide emporstieg. Da mußte ich meine Hände falten:

„O Herr, mein Gott und Christ,
Sei gnädig mit uns Allen,
Die wir in Sünd' gefallen,
Der Du die Liebe bist!" — —

Als ich draußen war, wo die breite Landstraße durch die Haide führt, begegneten mir viele Züge von Bauern; sie hatten ihre kleinen Jungen und Dirnen an den Händen und zogen sie mit sich fort.

„Wohin strebet Ihr denn so eifrig?" fragte ich den einen Haufen; „es ist ja doch kein Markttag heute in der Stadt."

Nun, wie ich's wohl zum Voraus wußte, sie wollten die Hexe, das junge Satansmensch, verbrennen sehen.

— „Aber die Hexe ist ja todt!"

„Freilich, das ist ein Verdruß;" meineten sie; „aber es ist unserer Hebamme, der alten Mutter Siebzig, ihre Schwestertochter; da können wir nicht außen bleiben und müssen mit dem Reste schon fürlieb nehmen."

— — Und immer mehrere kamen daher; und itzund taucheten auch schon Wagen aus dem Morgennebel, die statt mit Kornfrucht heut mit Menschen vollgeladen waren. — Da ging ich abseits über die Haide, obwohl noch der Nachtthau von dem Kraute rann; denn mein Gemüth verlangte nach der Einsamkeit; und ich sahe von fern, wie es den Anschein hatte, das ganze Dorf des Weges nach der Stadt ziehen. Als ich auf dem Hünenhügel stand, der hier inmitten der Haide liegt, überfiel es mich, als müsse auch ich zur Stadt zurückkehren oder etwan nach links hinab an die See gehen, oder nach dem kleinen Dorfe, das dort unten hart am Strande liegt; aber vor mir in der Luft schwebete etwas, wie ein Glück, wie eine rasende Hoffnung, und es schüttelte mein Gebein, und meine Zähne schlugen aneinander. „Wenn sie es wirklich war, so letzlich mit meinen eigenen Augen ich erblicket, und wenn dann heute" — — Ich fühlte mein Herz gleich einem Hammer an den Rippen; ich ging weit um durch die Haide; ich wollte nicht sehen, ob auf der Wagen einem auch der Prediger nach der Stadt fahre. — Aber ich ging dennoch endlich seinem Dorfe zu.

Als ich es erreichet hatte, schritt ich eilends nach der Thür des Küsterhauses. Sie war verschlossen. Eine Weile stund ich unschlüssig; dann hub ich mit der Faust zu klopfen an. Drinnen blieb Alles ruhig; als ich aber stärker klopfte, kam des Küsters alte halbblinde Trienke aus einem Nachbarhause.

„Wo ist der Küster?" fragte ich.

— „Der Küster? Mit dem Priester in die Stadt gefahren."

Ich starrete die Alte an; mir war, als sei ein Blitz durch mich dahin geschlagen.

„Fehlet Euch etwas, Herr Maler?" fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf und sagte nur: „So ist wohl heute keine Schule, Trienke?"

— „Bewahre! Die Hex wird ja verbrannt!"

Ich ließ mir von der Alten das Haus aufschließen, holte mein Malgeräthe und das fast vollendete Bildniß aus des Küsters Schlafkammer und richtete, wie gewöhnlich, meine Staffelei in dem leeren Schulzimmer. Ich pinselte etwas an der Gewandung: aber ich suchte damit nur mich selber zu belügen: ich hatte keinen Sinn zum Malen, war ja um dessen willen auch nicht hieher gekommen.

Die Alte kam hereingelaufen, stöhnte über die arge Zeit und redete über Bauern- und Dorfsachen, die ich nicht verstund; mich selber drängete es, sie wieder einmal nach des Predigers Frau zu fragen, ob selbige alt oder jung, und auch, woher sie kommen sei; allein ich brachte das Wort nicht über meine Zungen. Dagegen begann die Alte ein lang Gespinnste von der Hex' und ihrer Sippschaft hier im Dorfe und von der Mutter Siebenzig, so mit Vorspuk-Sehen behaftet sei; erzählete auch, wie selbige zur Nacht, da die Gicht dem alten Weibe keine Ruh' gelassen, drei Leichlaken über des Pastors Hausdach habe fliegen sehen; es gehe aber solche Gesichte allezeit richtig aus, und Hofart komme vor dem Falle; denn sei die Frau Pastorin bei aller ihrer Vornehmheit doch nur eine blasse und schwächliche Kreatur.

Ich mochte solch Geschwätz nicht fürder hören; ging daher aus dem Hause und auf dem Wege herum, da wo das Pastorat mit seiner Fronte gegen die Dorfstraße liegt; wandte auch unter bangem Sehnen meine Augen nach den weißen Fenstern, konnte aber hinter den blinden Scheiben nichts gewahren, als ein paar Blumenscherben, wie sie überall zu sehen sind. — Ich hätte nun wohl umkehren mögen; aber ich ging dennoch weiter. Als ich auf den Kirchhof kam, trug von der Stadtseite der Wind ein wimmernd Glockenläuten an mein Ohr; ich aber wandte mich und blickte hinab nach Westen, wo wiederum das Meer wie lichtes Silber am Himmelssaume hinfloß, und war doch ein tobend Unheil dort gewesen, worin in einer Nacht des Höchsten Hand viel tausend Menschenleben hingeworfen hatte. Was krümmete denn ich mich so gleich einem Wurme? Wir sehen nicht, wie seine Wege führen!

Ich weiß nicht mehr, wohin mich damals meine Füße noch getragen haben; ich weiß nur, daß ich in einem Kreis gegangen bin; denn da die Sonne fast zur Mittagshöhe war, langete ich wieder bei der Küsterei an. Ich ging aber nicht in das Schulzimmer an meine Staffelei, sondern durch das Hinterpförtlein wieder zum Hause hinaus. — —

Das ärmliche Gärtlein ist mir unvergessen, obschon seit jenem Tage meine Augen es nicht mehr gesehen. — Gleich dem des Predigershauses von der anderen Seite, trat es als ein breiter Streifen in die Priesterkoppel; inmitten zwischen beiden aber war eine Gruppe dichter Weidenbüsche, welche zur Einfassung einer Wassergrube dienen mochten; denn ich hatte einmal eine Magd mit vollem Eimer wie aus einer Tiefe daraus hervorsteigen sehen.

Als ich ohne viel Gedanken, nur mein Gemüthe erfüllet von nicht zu zwingender Unraft, an des Küsters abgeheimseten Bohnenbeeten hinging, hörete ich

von der Koppel draußen eine Frauenstimme von gar holdem Klang, und wie sie liebreich einem Kinde zusprach.

Unwillens schritt ich solchem Schalle nach; so mochte einst der griechische Heidengott mit seinem Stabe die Todten nach sich gezogen haben. Schon war ich am jenseitigen Rande des Hollundergebüsches, das hier ohne Verzäunung in die Koppel ausläuft, da sahe ich den kleinen Johannes mit einem Aermchen voll Moos, wie es hier in dem kümmerlichen Grase wächst, gegenüber hinter die Weiden gehen; er mochte sich dort damit nach Kinderart ein Gärtchen angeleget haben. Und wieder kam die holde Stimme an mein Ohr: „Nun heb nur an; nun hast du einen ganzen Haufen! Ja, ja; ich such' derweil noch mehr; dort am Hollunder wächst genug!"

Und dann trat sie selber hinter den Weiden hervor; ich hatte ja längst schon nicht gezweifelt. — Mit den Augen auf dem Boden suchend schritt sie zu mir her, so daß ich ungestöret sie betrachten durfte; und mir war, als gliche sie nun gar seltsam dem Kinde wieder, das sie einst gewesen war, für das ich den „Buhz" einst von dem Baum herabgeschossen hatte; aber dieses Kinderantlitz von heute war bleich, und weder Glück noch Muth darin zu lesen.

So war sie mählich näher kommen, ohne meiner zu gewahren; dann knicete sie nieder an einem Streifen Moos, der unter den Büschen hinlief; doch ihre Hände pflückten nicht davon; sie ließ das Haupt auf ihre Brust sinken, und es war, als wolle sie nur ungesehen vor dem Kinde in ihrem Leide ausruhen.

Da rief ich leise: „Katharina!"

Sie blickte auf; ich aber ergriff ihre Hand und zog sie gleich einer Willenlosen zu mir unter den Schatten der Büsche. Doch als ich sie endlich also nun gefunden hatte und keines Wortes mächtig vor ihr stund, da sahen ihre Augen weg von mir, und mit fast einer fremden Stimme sagte sie: „Es ist nun einmal so, Johannes! Ich wußte wohl, Du seiest der fremde Maler; ich dachte nur nicht, daß Du heute kommen würdest."

Ich hörete das und dann sprach ich es aus: „Katharina, — — — so bist Du des Predigers Eheweib?"

Sie nickte nicht; sie sah mich starr und schmerzlich an. „Er hat das Amt dafür bekommen," sagte sie, „und Dein Kind den ehrlichen Namen."

— „Mein Kind, Katharina?"

„Und fühltest Du das nicht? Er hat ja doch auf Deinem Schooß gesessen; einmal doch, er selbst hat es mir erzählet."

— — Möge keines Menschen Brust ein solches Weh zerfleischen! — „Und Du, Du und mein Kind, Ihr solltet mir verloren sein!"

Sie sah mich an, sie weinte nicht, sie war nur gänzlich todtenbleich.

„Ich will das nicht!" schrie ich; „ich will" . . . Und eine wilde Gedankenjagd raste mir durch's Hirn. Aber ihre kleine Hand hatte gleich einem kühlen Blatte sich auf meine Stirn gelegt, und ihre braunen Augensterne aus dem blassen Antlitz sahn mich flehend an. „Du, Johannes," sagte sie, „Du wirst es nicht sein, der mich noch elender machen will."

— „Und kannst denn Du so leben, Katharina?"

„Leben? — — Es ist ja doch ein Glück dabei; er liebt das Kind. — Was ist mehr noch zu verlangen?"

— „Und von uns, von dem, was einst gewesen ist, weiß er denn?" — —

„Nein, nein!" rief sie heftig. „Er nahm die Sünderin zum Weibe; mehr nicht. O Gott, ist's denn nicht genug, daß jeder neue Tag ihm gehört." In diesem Augenblicke tönete ein zarter Gesang zu uns herüber. — „Das Kind," sagte sie. „Ich muß zu ihm; es könnte ihm ein Leids geschehen!"

— „Bleib doch; es spielt ja fröhlich dort mit seinem Moose."

Sie trat an den Rand des Gebüsches und horchete hinaus. Die goldene Herbstsonne schien so warm hernieder, nur leichter Hauch kam von der See herauf. Da höreten wir von jenseit durch die Weiden das Stimmlein unseres Kindes singen:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich strecken,
Und zweie so mich weisen,
In das himmlische Paradeisen."

Katharina war zurückgetreten und ihre Augen sahen groß und geisterhaft mich an. „Und nun leb wohl, Johannes," sprach sie leise; „auf nimmer Wiedersehen hier auf Erden!" Ich wollte sie an mich reißen; ich streckte beide Arme nach ihr aus; doch sie wehrete mich ab und sagte sanft: „Ich bin des anderen Mannes Weib; vergiß das nicht."

Mich aber hatte auf diese Worte ein fast wilder Zorn ergriffen. „Und wessen, Katharina," sprach ich hart, „bist Du gewesen, ehe bevor Du sein geworden?"

Ein weher Klaglaut brach aus ihrer Brust; sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!"

Da wurd' ich meiner schier unmächtig; ich riß sie jäh an meine Brust, ich hielt sie wie mit Eisenklammern und hatte sie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen sanken in die meinen, und ihre rothen Lippen duldeten die meinen; wir umschlangen uns inbrünstiglich; ich hätte sie tödten mögen, wenn wir also mit einander hätten sterben können. Und als dann meine Blicke voll Seligkeit auf ihrem Antlitz weideten, da sprach sie, fast erstickt von meinen Küssen: „Es ist ein langes, banges Leben! O, Jesu Christ, vergieb mir diese Stunde!"

— — Es kam eine Antwort; aber es war die harte Stimme jenes Mannes, aus dessen Munde ich itzt zum ersten Male ihren Namen hörte. Der Ruf kam von drüben aus dem Predigergarten, und noch einmal und härter rief es: „Katharina!" Da war das Glück vorbei; mit einem Blicke der Verzweiflung sah sie mich an; dann stille wie ein Schatten war sie fort.

— — Als ich in die Küsterei trat, war auch schon der Küster wieder da. Er begann sofort von der Justification der armen Hexe auf mich einzureden. „Ihr haltet wohl nicht viel davon;" sagte er; „sonst wäret Ihr heute nicht auf's Dorf gegangen, wo der Herr Pastor gar die Bauern und ihre Weiber in die Stadt getrieben."

Ich hatte nicht Zeit zur Antwort; ein gellender Schrei durchschnitt die Luft; ich werde ihn leblang in den Ohren haben.

„Was war das, Küster?“ rief ich.

Der Mann riß ein Fenster auf und horchete hinaus; aber es geschah nichts weiter. „So mir Gott,“ sagte er, „es war ein Weib, das so geschrieen hat; und drüben von der Priesterkoppel kam's.“

Indem war auch die alte Trienke in die Thür gekommen. „Nun, Herr?“ rief sie mir zu. „Die Leichlaken sind auf des Pastors Dach gefallen!“

— „Was soll das heißen, Trienke?“

„Das soll heißen, daß sie des Pastors kleinen Johannes so eben aus dem Wasser ziehen.“

Ich stürzete aus dem Zimmer und durch den Garten auf die Priesterkoppel; aber unter den Weiden fand ich nur das dunkle Wasser und Spuren feuchten Schlammes daneben auf dem Grase. — Ich bedachte mich nicht, es war ganz wie von selber, daß ich durch das weiße Pförtchen in des Pastors Garten ging. Da ich eben in's Haus wollte, trat er selber mir entgegen. Der große knochige Mann sah gar wüste aus; seine Augen waren geröthet und das schwarze Haar hing wirr ihm in's Gesicht. „Was wollt Ihr?“ sagte er. Ich starrete ihn an; denn mir fehlete das Wort. Was wollte ich denn eigentlich?

„Ich kenne Euch!“ fuhr er fort. „Das Weib hat endlich Alles ausgeredet.“

Das machte mir die Zunge frei. „Wo ist mein Kind?“ rief ich.

Er sagte: „Die beiden Eltern haben es ertrinken lassen.“

— „So laßt mich zu meinem todten Kinde!“

Allein, da ich an ihm vorbei in den Hausflur wollte, drängete er mich zurück. „Das Weib“ sprach er, „liegt bei dem Leichnam und schreit zu Gott aus ihren Sünden. Ihr sollt nicht hin, um ihrer armen Seelen Seligkeit!“

Was dermalen selber ich gesprochen, ist mir schier vergessen; aber des Predigers Worte gruben sich in mein Gedächtniß. „Höret mich!“ sprach er. „So von Herzen ich Euch hasse, wofür dereinst mich Gott in seiner Gnade wolle büßen lassen, und Ihr vermuthendlich auch mich, — noch ist Eines uns gemeinsam. — Geht itzo heim und bereitet eine Tafel oder Leinewand! Mit solcher kommet morgen in der Frühe wieder und malet darauf des todten Knaben Antlitz. Nicht mir oder meinem Hause; der Kirchen hier, wo er sein kurz unschuldig Leben ausgelebet, möget Ihr das Bildniß stiften. Mög' es dort die Menschen mahnen, daß vor der knöchern Hand des Todes Alles Staub ist!“

Ich blickte auf den Mann, der kurz vordem die edle Malerkunst ein Buhlweib mit der Welt gescholten; aber ich sagte zu, daß Alles so geschehen möge.

— — Daheim indessen wartete meiner eine Kunde, so meines Lebens Schuld und Buße gleich einem Blitze jählings aus dem Dunkel hob, so daß ich Glied um Glied die ganze Kette vor mir leuchten sahe.

Mein Bruder, dessen schwache Constitution von dem abscheulichen Spectakul, dem er heute assistiren müssen, hart ergriffen war, hatte sein Bette aufgesucht. Da ich zu ihm eintrat, richtete er sich auf. „Ich muß noch eine Weile ruhen“; sagte er, indem er ein Blatt der Wochenzeitung in meine Hand gab: „aber lies doch dieses! Da wirst Du sehen, daß Herrn Gerhardus' Hof in fremde Hände kommen, maaßen Junker Wulf ohn' Weib und Kind durch eines tollen Hundes Biß gar jämmerlichen Todes verfahren ist.“

Ich griff nach dem Blatte, das mein Bruder mir entgegenhielt; aber es fehlte nicht viel, daß ich getaumelt wäre. Mir war's bei dieser Schreckenspost, als sprängen des Paradieses Pforten vor mir auf; aber schon sahe ich am Eingange den Engel mit dem Feuerschwerdte stehen, und aus meinem Herzen schrie es wieder: O Hüter, Hüter, war Dein Ruf so fern! — — Dieser Tod hätte uns das Leben werden können; nun war's nur ein Entsetzen zu den andern. Ich saß oben auf meiner Kammer. Es wurde Dämmerung, es wurde Nacht; ich schaute in die ewigen Gestirne, und endlich suchte auch ich mein Lager. Aber die Erquickung des Schlafes ward mir nicht zu Theil. In meinen erregten Sinnen war es mir gar seltsamlich, als sei der Kirchthurm drüben meinem Fenster nah gerückt; ich fühlte die Glockenschläge durch das Holz der Bettstatt dröhnen, und ich zählete sie alle die ganze Nacht entlang. Doch endlich dämmerte der Morgen. Die Balken an der Decke hingen noch wie Schatten über mir, da sprang ich auf, und ehbevor die erste Lerche aus den Stoppelfeldern stieg, hatte ich allbereits die Stadt im Rücken.

Aber so frühe ich auch ausgegangen, ich traf den Prediger schon auf der Schwelle seines Hauses stehen. Er geleitete mich auf den Flur und sagte, daß die Holztafel richtig angelanget, auch meine Staffelei und sonstiges Malgeräth aus dem Küsterhause herübergeschaffet sei. Dann legte er seine Hand auf die Klinke einer Stubenthür.

Ich jedoch hielt ihn zurück und sagte: „Wenn es in diesem Zimmer ist, so wollet mir vergönnen, bei meinem schweren Werk allein zu sein!"

„Es wird Euch Niemand stören;" entgegnete er und zog die Hand zurück. „Was Ihr zur Stärkung Eures Leibes bedürft, werdet Ihr drüben in jenem Zimmer finden." Er wies auf eine Thür an der anderen Seite des Flures; dann verließ er mich. Meine Hand lag itzund statt der des Predigers auf der Klinke. Es war todtenstill im Hause; eine Weile mußte ich mich sammeln, bevor ich öffnete. Es war ein großes fast leeres Gemach, wohl für den Confirmanden-Unterricht bestimmt, mit kahlen weißgetünchten Wänden; die Fenster sahen über öde Felder nach dem fernen Strand hinaus. Inmitten des Zimmers aber stund ein weißes Lager aufgebahret; auf dem Kissen lag ein bleiches Kinderangesicht; die Augen zu; die kleinen Zähne schimmerten gleich Perlen aus den blassen Lippen.

Ich fiel an meines Kindes Leiche nieder und sprach ein brünstiglich Gebet. Dann rüstete ich Alles, wie es zu der Arbeit nöthig war; und dann malte ich; — rasch, wie man die Todten malen muß, die nicht zum zweiten Mal dasselbig Antlitz zeigen. Mitunter wurd' ich wie von der andauernden großen Stille aufgeschrecket; doch wenn ich inne hielt und horchte, so wußte ich bald, es sei nichts dagewesen. Einmal auch war es, als drängen leise Odemzüge an mein Ohr. — Ich trat an das Bette des Todten, aber da ich mich zu dem bleichen Mündlein niederbeugete, berührte nur die Todeskälte meine Wangen. Ich sahe um mich; es war noch eine Thür im Zimmer; sie mochte zu einer Schlafkammer führen, vielleicht daß es von dort gekommen war! Allein so scharf ich lauschte, ich vernahm nichts wieder; meine eigenen Sinne hatten wohl ein Spiel mit mir getrieben. So setzete ich mich denn wieder, sahe auf den kleinen Leichnam

und malete weiter; und da ich die leeren Händchen ansahe, wie sie auf dem Linnen lagen, so dachte ich: „Ein klein Geschenk doch mußt du deinem Kinde geben!“ Und ich malete auf seinem Bildniß ihm eine weiße Wasserlilie in die Hand, als sei er spielend damit eingeschlafen. Solcher Art Blumen gab es selten in der Gegend hier, und so war's wohl ein erwünschtes Angebinde.

Endlich trieb mich der Hunger von der Arbeit auf, mein ermüdeter Leib verlangte Stärkung. Also legte ich den Pinsel und die Palette fort und ging über den Flur nach dem Zimmer, so der Prediger mir angewiesen hatte. Indem ich aber eintrat, wäre ich vor Ueberraschung bald zurückgewichen; denn Katharina stund mir gegenüber, zwar in schwarzen Trauerkleidern und doch in all' dem Zauberschein, so Glück und Liebe in eines Weibes Antlitz wirken mögen.

Ach, ich wußte es nur zu bald; was ich hier sahe, war nur ihr Bildniß, das ich selber einst gemalet. Auch für dieses war also nicht mehr Raum in ihres Vaters Haus gewesen. — Aber wo war sie selber denn? Hatte man sie fortgebracht, oder hielt man sie auch hier gefangen? — Lang, gar lange sahe ich das Bildniß an; die alte Zeit stieg auf und quälete mein Herz. Endlich, da ich mußte, brach ich einen Bissen Brod und stürzete ein paar Gläser Wein hinab; dann ging ich zurück zu unserem todten Kinde.

Als ich drüben eingetreten und mich an die Arbeit setzen wollte, zeigete es sich, daß in dem kleinen Angesicht die Augenlider um ein Weniges sich gehoben hatten. Da bückete ich mich hinab, im Wahne, ich möchte noch einmal meines Kindes Blick gewinnen; als aber die kalten Augensterne vor mir lagen, überlief mich Grausen; mir war, als sähe ich die Augen jener Ahne des Geschlechtes, als wollten sie noch hier aus unseres Kindes Leichenantlitz künden: „Mein Fluch hat doch Euch Beide eingeholet!“ — Aber zugleich — ich hätte es um alle Welt nicht lassen können — umfing ich mit beiden Armen den kleinen blassen Leichnam und hob ihn auf an meine Brust und herzete unter bitteren Thränen zum ersten Male mein geliebtes Kind. „Nein, nein, mein armer Knabe, Deine Seele, die gar den finstern Mann zur Liebe zwang, die blickte nicht aus solchen Augen; was hier herausschaut, ist alleine noch der Tod. Nicht aus der Tiefe schreckbarer Vergangenheit ist es heraufgekommen; nichts Anderes ist da, als Deines Vaters Schuld; sie hat uns alle in die schwarze Fluth hinabgerissen.“

Sorgsam legte ich dann wieder mein Kind in seine Kissen und drückte ihm sanft die beiden Augen zu. Dann tauchete ich meinen Pinsel in ein dunkles Roth und schrieb unten in den Schatten des Bildes die Buchstaben: C. P. A. S. Das sollte heißen: Culpa Patris Aquis Submersus, „Durch Vaters Schuld in der Fluth versunken.“ — Und mit dem Schalle dieser Worte in meinem Ohre, die wie ein schneidend Schwert durch meine Seele fuhren, malete ich das Bild zu Ende. Während meiner Arbeit hatte wiederum die Stille im Hause fortgedauert, nur in der letzten Stunde war abermalen durch die Thür, hinter welcher ich eine Schlafkammer vermuthet hatte, ein leis Geräusch hereingedrungen. — War Katharina dort, um ungesehen bei meinem schweren Werk mir nah zu sein? — Ich konnte es nicht enträthseln.

Es war schon spät. Mein Bild war fertig, und ich wollte mich zum Gehen wenden; aber mir war, als müsse ich noch einen Abschied nehmen, ohne

den ich nicht von hinnen könne. — So stand ich zögernd und schaute durch das Fenster auf die öden Felder draußen, wo schon die Dämmerung begunnte sich zu breiten; da öffnete sich vom Flure her die Thür, und der Prediger trat zu mir herein. Er grüßte schweigend; dann mit gefalteten Händen blieb er stehen und betrachtete wechselnd das Antlitz auf dem Bilde und das des kleinen Leichnams vor ihm, als ob er sorgsame Vergleichung halte. Als aber seine Augen auf die Lilie in der gemalten Hand des Kindes fielen, hub er wie im Schmerze seine beiden Hände auf, und ich sahe, wie seinen Augen jählings ein reicher Thränenquell entstürzete. Da streckte auch ich meine Arme nach dem Todten und rief überlaut: „Lebwohl, mein Kind! O mein Johannes, lebewohl!“ — —

Doch in demselben Augenblicke vernahm ich leise Schritte in der Nebenkammer; es tastete wie mit kleinen Händen an der Thür; ich hörte deutlich meinen Namen rufen — oder war es der des todten Kindes? — Dann rauschte es wie von Frauenkleidern hinter der Thüre nieder und das Geräusch vom Falle eines Körpers wurde hörbar. „Katharina!“ rief ich. Und schon war ich hinzugesprungen und rüttelte an der Klinke der festverschlossenen Thür; da legte die Hand des Predigers sich auf meinen Arm. „Das ist meines Amtes!“ sagte er. „Gehet itzo! Aber gehet in Frieden; und möge Gott uns allen gnädig sein!“

— — Ich bin dann wirklich fortgegangen; ehe ich es selbst begriff, wanderte ich schon draußen auf der Haide auf dem Weg zur Stadt. Noch einmal wandte ich mich um und schaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein todtes Kind — Katharina — Alles, Alles! — Meine alte Wunde brannte mir in meiner Brust; und seltsam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Brandung tosen hörete. Kein Mensch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brausen des Meeres tönete es mir immerfort, gleich einem finsteren Wiegenliede: Aquis submersus — aquis submersus!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier endete die Handschrift.

— Dessen Herr Johannes sich einstens im Vollgefühle seiner Kraft vermessen, daß er's wohl auch einmal in seiner Kunst den Größeren gleich zu thun verhoffe, das sollten Worte bleiben, in die leere Luft gesprochen.

Sein Name gehört nicht zu denen, die genannt werden, kaum dürfte er in einem Künstlerlexikon zu finden sein; ja selbst in seiner engeren Heimath weiß Niemand von einem Maler seines Namens. Des großen Lazarus-Bildes thut zwar noch die Chronik unserer Stadt Erwähnung, das Bild selbst aber ist zu Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Abbruch unserer alten Kirche gleich den anderen Kunstschätzen derselben verschleudert und verschwunden.

Aquis submersus.

Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord.

Von

Heinrich von Sybel.

Es sind nur wenige Zeilen, die ich über den seit mehr als zwei Menschenaltern besprochenen und stets räthselhaft gebliebenen Frevel von 1799 vorlegen will; jedoch glaube ich, daß sie von Werth für die Auffassung desselben sein werden. Dem Kundigen wird dies sofort wahrscheinlich dünken, wenn ich bemerke, daß die Notizen, um die es sich handelte, Fragmente der österreichischen Kriegsacten über den Gesandtenmord sind, jener Acten, nach welchen Mendelssohn, Vivenot, Helfert vergeblich in den Wiener Archiven gesucht haben, die beiden Letzten, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung, mit unbedingter Autorisation zur vollständigsten Ausdehnung ihrer Forschungen, so daß nichts zuverlässiger erschien, als ihre Ansicht, die Documente über das beispiellose Attentat seien für alle Zeit verloren. Auch ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, und als ich im vorigen Jahre von dem damaligen Kriegsminister Herrn Baron von Koller mit dankenswerther Liberalität die Erlaubniß erhielt, für die Geschichte des Krieges von 1799 die Feldacten der österreichischen Armeen jener Zeit zu benutzen, eben dieselben von Vivenot und Helfert durchstöberten Feldacten, hoffte ich allerdings auf reiche Ausbeute zur Erkenntniß der großen militärisch-politischen Actionen, dachte aber entfernt nicht mehr an die Möglichkeit, nach Vivenot's und Helfert's Mißlingen noch Entdeckungen über das Rastadter Trauerspiel zu machen. Es ist also meinerseits mehr von Glück als von eigenem Verdienste zu reden, wenn ich dennoch Einiges und, wie man sehen wird, nicht ganz Unbedeutendes gefunden habe; ich suchte für andere Zwecke, für diese aber auch an Stellen, welche jene österreichischen Forscher bei ihrer Arbeit vernachlässigt hatten, und so fiel mir in die Hände, was den beiden Herren viele Mühe und Arbeit erspart, was nämlich ihre Schriften über den Gesandtenmord von vornherein unmöglich gemacht hätte. Was mich bestimmt, die hier gewonnenen Aufschlüsse nicht, wie ich anfangs beabsichtigte, für die demnächst erscheinende neue Auflage meiner „Geschichte der Revolutionszeit" aufzubewahren, sondern gleich hier vorzulegen,

ist eine Abhandlung des Hrn. Georg Müller,*) worin er meine Darstellung des Gesandtenmordes in den wesentlichsten Punkten bestreitet und mir damit den Wunsch nahe legt, irrthümliche Vorstellungen nicht länger als nöthig sich verbreiten zu lassen. Ich suche deshalb zunächst den bisherigen Stand der Frage in seinen wesentlichen Beziehungen festzustellen.

Die Ermordung der von dem Rastadter Friedenscongreß abreisenden französischen Gesandten durch österreichische Husaren, 28. April 1799, hat begreiflicher Weise damals und später die öffentliche Aufmerksamkeit auf das stärkste beschäftigt. In der That, es kam hier Alles zusammen, um Interesse und Neugier zu reizen. Es war eine Verletzung des Völkerrechts, wie sie ärger nicht gedacht werden konnte. Fünfzehn Monate lang hat das heilige römische Reich mit diesen Männern über den Frieden verhandelt; das Reich als solches hat noch keinen Beschluß über den Abbruch der Unterhandlung gefaßt; nur der leitende Reichsstand, Oesterreich, ist auf eigne Hand wieder in den Kampf gegen Frankreich getreten und hat seinerseits das Aufhören der Neutralität des Congreßorts erklärt. Noch ist das übrige Gesandtschaftspersonal in Rastadt versammelt; da erscheinen österreichische Husarenpatrouillen in der Umgegend und heben die französischen Gesandtschaftscouriere auf; dann rückt eine Schwadron in Rastadt selbst ein, und ihr Rittmeister Burkhard erläßt gleichzeitig hier den Befehl, die Thore der Stadt zu sperren, und dort die Weisung an die französischen Gesandten, binnen 24 Stunden abzureisen. Als diese hierauf zum Thore hinausfahren wollen, werden sie daselbst wegen der angeordneten Sperre Stunden lang aufgehalten; dann verfließt noch weiter eine geraume Zeit über einer Verhandlung mit dem Rittmeister, den Gesandten eine Escorte bis zum Rheine mitzugeben, was dieser mit der Erklärung verweigert, daß die Gesandten mit voller Sicherheit reisen könnten. Darüber ist es finstere Nacht geworden; die Gesandten entschließen sich zur Abfahrt; mit acht Wagen verlassen sie Rastadt. Aber kaum zweihundert Schritte vor dem Thore werden sie durch einen heransprengenden Schwarm von etwa sechzig Husaren angefallen, die drei Gesandten aus ihren Kutschen herausgerissen, zwei derselben mit hundert Säbelhieben zusammen gehauen; der dritte stellt sich todt, entwischt in der Dunkelheit und kommt glücklich in die Stadt zurück. Die Husaren plündern nach vollbrachtem Morde die Wagen, in denen ihre Opfer gesessen, nehmen Geld und Pretiosen an sich, werfen werthlose Dinge, wie Papiere und Briefe, die sie dort finden, auf die Straße oder in den Murg-Canal; dann werden alle Kutschen nach Rastadt zurückgeführt, dem Rittmeister überliefert und das Archiv der Gesandtschaft durch diesen in das Hauptquartier des Erzherzogs Carl gesandt, wo es sorgfältig untersucht und nach vierzehn Tagen der französischen Behörde in Straßburg zurückgestellt wird. Der Oberst des Husarenregiments, Barbaczy, spricht indessen den deutschen Diplomaten seine tiefe Bekümmerniß über das Attentat „einiger raubsüchtiger Gemeinen" aus; auf seinen Bericht verfügt der Erzherzog die strengste Untersuchung des Frevels, die, wie er einige Tage später schreibt, mit äußerster Strenge bei Tag und bei Nacht durch ein in Villingen niedergesetztes Kriegsgericht geführt werden soll,

*) Osterprogramm des Vitzthum'schen Gymnasiums. Dresden, Teubner. 1876.

und gibt davon auch dem französischen Obergeneral Massena amtliche Nachricht. Der leitende Minister in Wien, Baron Thugut, ist nicht minder entrüstet über den blutigen Gräuel, und erläßt dieselben Betheuerungen öffentlicher rücksichtsloser Untersuchung an den deutschen Reichstag und die befreundeten Höfe; jedoch scheint ihm das kriegsgerichtliche Verfahren für den Fall nicht geeignet, und befiehlt er die Einsendung aller Acten nach Wien, wo er den Grafen Lehrbach, früher österreichischen Gesandten in Rastadt, mit der Leitung des Processes zu beauftragen gedenkt. Und damit ist jede weitere Spur verloren. Der Erzherzog äußert gelegentlich, daß wol nicht wirkliche kaiserliche Husaren, sondern verkleidete französische Emigranten die Thäter gewesen. Oberst Barbaczy und Rittmeister Burkhard bleiben aber trotzdem zwei Jahre lang in Haft, unter der Anklage auf Raubmord; zu einem Urtheil kommt es jedoch nicht, vielmehr werden beide Officiere, gleich nachdem mit Frankreich wieder Friede geschlossen ist, unter Beförderung ehrenvoll pensionirt. Endlich, drei Jahre nachher, erfährt der Minister Graf Cobenzl, daß die mit der Geschichte des letzten Krieges beschäftigten Generalstabsofficiere in den Feldacten auch Papiere gesehen haben, aus denen erhellt, was das traurige Rastadter Ereigniß gewesen ist; sogar ein Billet Thugut's solle darunter sein. Cobenzl verfügt darauf die Secretirung dieser Actenstücke.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, wie ein solches Ereigniß die allgemeinste Spannung hervorrufen, die Gemüther der Menschen nach allen Richtungen in Bewegung setzen mußte. Wie war es denkbar, daß eine große Regierung wie die österreichische, die sich damals zwar nicht durch diplomatische Wahrhaftigkeit auszeichnete, immer aber eine große äußerliche Ehrenhaftigkeit vor sich her trug, daß sie eine solche brutale Unthat verfügt hätte? Oder wenn man es ihrer Gesinnung zutraute, welcher irgend ersinnliche Grund sollte sie zu einem Schritte bestimmt haben, der ihr nicht den geringsten Vortheil zuwenden konnte, sie aber mit der Entrüstung der ganzen civilisirten Welt beladen mußte? Aber wieder, wenn sie den Mord nicht befohlen hatte, wie war es möglich, daß ihre Soldaten ohne höhere Weisung einen solchen Banditenstreich ausführten? Und wenn es geschah, daß solche Mordgesellen der verdienten Strafe entgingen? Oder wenn sie von irgend einem ihrer Vorgesetzten dazu veranlaßt worden, daß dessen Schuld in Schweigen begraben und damit die Gehässigkeit derselben von der kaiserlichen Regierung selbst übernommen wurde? Wie man sieht, war hier ein höchst ergibiges Feld für eine Menge der scharfsinnigsten Vermuthungen eröffnet, welche denn auch gleich damals, unter dem frischen Eindruck der tragischen Katastrophe, in üppiger Fülle hervorsproßten, und dann in unserer Zeit durch die Thätigkeit der geschichtlichen Forschung wieder neues Leben gewonnen haben. Es hieße dem heutigen Leser zuviel zumuthen, wenn man auf alle einschlagenden Erörterungen der ältern Literatur wieder eingehen wollte: ich begnüge mich damit, die neueren Erklärungsversuche, welche durch irgend einen Umstand besondere Aufmerksamkeit verdienen, hier kurz zu charakterisiren.

So wenig es an Stimmen gefehlt hat, welche schlechtweg den damaligen Lenker der österreichischen Regierung des Doppelmordes für fähig erklärt haben, auch ohne politischen Gewinn, aus reinem Vergnügen an der Mißhandlung einiger nichtsnutziger Jacobiner und Königsmörder, ebenso entschieden sind Freunde und

Patrioten Oesterreichs für die Schuldlosigkeit desselben eingetreten. Am durchgreifendsten in dieser Beziehung sind in neuerer Zeit die Herren Carl Mendelssohn und J. von Helfert verfahren. Sie stellen Thugut's, Lehrbach's, des Erzherzogs vertraute Briefe über das eben vollzogene Attentat zusammen. In diesen völlig intimen Aeußerungen redet überall nur Entrüstung über das blutige Trauerspiel, Ueberraschung und Befremden, Aerger über das Benehmen der Officiere, sehr bestimmte Einsicht in die abscheuliche Gefährdung des eigenen Rufes. Es ist unmöglich, hier noch zu zweifeln: gewiß, die österreichische Regierung hat keinen Antheil an der Mordscene. Hiernach thun jene Schriftsteller unbedenklich einen weiteren Schritt. Anknüpfend an jene späteren Aeußerungen des Erzherzogs Carl erklären sie, daß der Mord überhaupt nicht von österreichischen Truppen begangen worden sei; die Thäter seien vielmehr Franzosen gewesen, in österreichische Husarenuniform verkleidet, welche nach vollbrachter That sich eiligst davongemacht hätten, worauf dann die gleich nachher hinzukommenden wirklichen Husaren in gutem Glauben über das herrenlose Gut in den Kutschen hergefallen wären. Hr. von Helfert läßt es unentschieden, ob die verkleideten Mörder Emigranten, die aus Rache gegen die Revolution gehandelt, oder Sendlinge des französischen Directoriums gewesen, welches aus irgend einem Grunde seine Gesandten hätte auf die Seite schaffen wollen. Wenn es sich so in der That verhalten, nun, auch dann blieb es verwunderlich, daß die österreichische Regierung es niemals zu ihrer eigenen Rechtfertigung amtlich ausgesprochen: indessen so viel könnte man zugeben, daß für sie wenigstens keine Verpflichtung vorgelegen hätte, inmitten sorgenvoller Kriegsarbeit noch hinter fremden Uebelthätern her einen peinlichen Proceß zu verfolgen.

Allein, wie steht es mit der factischen Begründung dieses ganzen Systems? Von der einen Alternative desselben, der Anklage gegen das französische Directorium, dürfen wir ohne Weiteres absehen, da sie ohne den Schatten eines Beweises oder auch nur eines Verdachtgrundes auftritt. Während der ganzen Dauer des Congresses war nicht die mindeste Differenz der Ansichten zwischen den Directoren und den Gesandten vorgekommen; auch waren die letztern nicht in der Lage, nach ihrer Rückkehr etwa der Regierung unbequeme Enthüllungen zu machen, da das Directorium während der ganzen Unterhandlung jede Wendung derselben sogleich im Moniteur veröffentlicht hatte. Nun waren Barras und die übrigen Directoren sicher keine Heilige noch Tugendspiegel: aber irgend eine Regierung der muthwilligen, zwecklosen Ermordung ihrer eignen Gesandten bezichtigen, nur weil sich nicht gleich ein anderer erweislicher Uebelthäter finden will, dies scheint doch die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten. Was aber die Emigranten betrifft, so liegt der Befehl des Erzherzogs Carl vor, daß sich dieselben bei dem Erscheinen österreichischer Truppentheile überall einige Meilen weit hinter deren Front zu begeben hätten. Vor dem Einrücken der Oesterreicher in das Murgthal wären dortige Emigranten dem sichern Tode durch das republikanische Kriegsgericht ausgesetzt gewesen. Nichts ist unwahrscheinlicher von vornherein, als ein so halsbrechendes Unternehmen von ihrer Seite zwischen den Vorposten der beiden Armeen. Am wenigsten hätten sie im Falle des Mißlingens auf milde Behandlung durch die österreichischen Behörden rechnen dürfen.

da der Kaiser Franz und der Minister Thugut von jeher mit der französischen Emigration auf dem schlechtesten Fuße standen und eben damals über die Umtriebe derselben bei dem russischen Kaiser Paul höchst verdrießlich waren.

Doch, wozu hier Möglichkeiten für und gegen einander abwägen? So Vieles an dem Ereignisse für's Erste im Dunkel liegt, die eine Thatsache, daß die Mörder wirklich Szekler vom 11. Husarenregiment, und zwar unter Führung ihrer Officiere, gewesen, steht unerbittlich fest. Sie wird durch die Aussagen der die Wagen führenden Postillone, durch die sofort vorgenommenen Aufzeichnungen der in Rastadt anwesenden deutschen Diplomaten,*) durch die Erzählung des auf dem Mordplatze eintreffenden badischen Majors Harrant, durch das ganze Verhalten der in Rastadt befindlichen österreichischen Officiere, durch Barbaczy's Aeußerungen an die deutschen Gesandten, durch die ersten Erklärungen des Erzherzogs, durch Barbaczy's und Burkhard's fortdauernde Haft ganz unwiderleglich erwiesen. Die scharfsinnige Unterscheidung des Hrn. von Helfert, zwischen den Mördern, die nur in Husarenjacken gesteckt, und den Plünderern, die wirkliche Husaren gewesen, ist rein aus dem Kopfe erfunden. Kein historisches Factum ist gewisser, als daß kaiserliche Reiter, und Niemand sonst, das Verbrechen vollzogen haben.

Diese Thatsache wird denn auch von einem andern österreichischen Forscher, dem der Zugang zu allen Acten der Wiener Archive ebenso wie Hrn. von Helfert offen gestanden, rückhaltlos anerkannt und ausgesprochen. Die Mörder waren Szekler Husaren, sagt Herr von Vivenot, der wärmste Verehrer des Barons Thugut, welchen Minister er für einen der größten und edelsten Staatsmänner aller Zeiten hält, und denn auch für völlig unschuldig an dem Rastadter Attentate erklärt. Vivenot's Meinung geht dahin, daß hier nichts als ein Act roher soldatischer Lynchjustiz vorliege. Bei dem heftig entflammten National- und Parteienhaß seien die halbwilden Szekler ohne alle höhere Weisung über die gottverfluchten Jacobiner hereingebrochen und hätten auf eigene Faust die Wuth gegen den französischen Namen in deren Blute gesättigt. Dergleichen wäre ja denkbar. Aber wie soll man sich unter dieser Voraussetzung den weitern Verlauf des Ereignisses erklären? Als der Schwarm mit seiner Beute nach Rastadt zurückkommt, warum legt der Rittmeister Beschlag auf die Wagen der Gemordeten, anstatt die Mörder in Haft und Untersuchung zu nehmen? Und wenn nur gemeine Soldaten oder höchstens subalterne Officiere bei dem Verbrechen betheiligt waren, woher die Weitläufigkeit des Verfahrens und bald das gänzliche Einschlafen und Vertuschen desselben? Denn so viel ist doch unwidersprechlich: je bedeutungsloser die Mörder, desto unbegreiflicher ist die Beschützung und Straflosigkeit derselben, desto düsterer der Schatten, welcher dann auf die Regierung fällt. Sie hätte die That nicht befohlen, aber sie privilegirte den Mord, den das Völkerrecht schändenden Mord.

So bleiben wir nach wie vor in dem ursprünglichen Dilemma. Auf der

*) Herr Professor Oncken in Gießen hat mir die Correspondenz des Abgeordneten der Wetterauer Grafenbank, des Grafen von Solms-Laubach, mitgetheilt, die auf das bestimmteste, mit verschiedenen bisher nicht erwähnten Einzelnheiten, dieselbe Thatsache ausspricht.

einen Seite unleugbare Beweise, daß die Häupter der österreichischen Regierung um den Mord nicht gewußt, ja ihn schwer beklagt, auf der andern nicht minder sicher die Thatsache, daß ihre Werkzeuge denselben vollführt und dann die Mißbilligung ihrer Vorgesetzten in keiner Weise erfahren haben. Es gibt hier offenbar nur Einen Ausweg. Die österreichische Regierung hat den Mord nicht gewollt, aber irgend ein Umstand hat den strafenden Arm ihrer Gerechtigkeit mit Lähmung geschlagen. Wäre es möglich, zu errathen, welcher Art dieser Umstand gewesen? Ein sehr tüchtiger und begabter Kritiker hat denn hierauf neuerlich die Antwort gegeben: nicht innerhalb der österreichischen Regierung, wol aber in österreichischen Kreisen, deren Mitglieder für jede verfolgende Thätigkeit der Staatsgewalt unnahbar waren, ist der Gedanke des Doppelmordes erwachsen, mit einem Worte, bei irgend einem Mitgliede der kaiserlichen Familie. Damit wäre also erklärt, wie durch einen solchen Einfluß kaiserliche Truppen auch hinter dem Rücken des Höchstcommandirenden zu der Unthat aufgeboten werden konnten, und zugleich, wie die nachfolgende Untersuchung bei dem ersten Schritte erschreckt zum Stillstand kommen mußte. Der neueste Vertreter dieser Ansicht, Herr Dr. Georg Müller, prüft dann näher die Frage, welchem Sprößling des lothringischen Hauses der verbrecherische Entwurf am Ersten zugetraut werden könnte, und kommt auf solche Art zu dem Ergebniß, daß die leidenschaftliche Franzosenfeindin, die Königin Caroline von Neapel, auf welche schon mehrere Zeitgenossen den Verdacht geworfen, als die Urheberin des Attentats betrachtet werden müsse.

Bereits an einem andern Orte habe ich, hier mit Hrn. von Helfert übereinstimmend, die Unmöglichkeit dieser Lösung des Räthsels erörtert. Ich will also an dieser Stelle nicht näher auf die Frage eintreten, ob nach irgend einem authentischen Zeugniß der Charakter der Königin in der That es verstattet, ihr ohne ein Atom positiver Verdachtsgründe ein blutiges Verbrechen aufzubürden, nur und allein deshalb, weil ein sonstiger Urheber sich nicht gleich ermitteln läßt. Ich beschränke mich auf die Erinnerung an die urkundlich feststehende Thatsache, daß die Königin, die zur Zeit des Rastadter Mordes sich bekanntlich nicht in Rastadt und Wien, sondern seit vier Monaten auf der Insel Sicilien befand, geflüchtet vor einer französischen Invasion und einheimischen Republikanern, daß sie damals ohne jeden Verkehr mit dem Festlande und ohne jede Kenntniß der dortigen Vorgänge war und noch keine Ahnung von dem Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich hatte. Umgekehrt fehlte es in Wien Monate lang an jeder unmittelbaren Kunde aus Neapel; die Königin hat in den letzten Wochen vor dem Gesandtenmorde mit Wien nicht correspondirt, weil sie keine Möglichkeit des Verkehrs besaß. Wenn man sie zur Urheberin des Gesandtenmordes machen will, so kann der Satz, wie jetzt auch Müller einräumt, schlechterdings nur den Sinn haben, daß möglicher Weise zuerst in ihrer Seele der Gedanke an ein solches Verbrechen aufgetaucht und von ihr, lange Monate vor dem Beginn des Krieges und somit auch vor der Möglichkeit der Ausführung, irgend einem uns unbekannten Wiener Freunde als schön und wünschenswerth in das Ohr geflüstert wäre. Wie gesagt, Beweise gibt es nicht dafür, und wenn es sich so verhielte, so hätte es uns zuletzt nicht einen Schritt

weiter gebracht: denn uns interessirt nicht besonders die Frage, wer etwa vor einem halben Jahre den Tod der Franzosen gewünscht, sondern wer den Mord factisch vorbereitet und ausgeführt hat. Wer wäre also jener unbekannte Vertraute gewesen, welcher in Wien die Macht und den Willen besessen hätte, die Operationen der Armee nach Rastadt und die Hiebe der Szekler auf die Häupter der Gesandten zu lenken?

Dazu kommt, daß das ganze Fundament, auf dem Hr. Müller seine Hypothese aufbaut, an jedem Punkte sich brüchig und unsicher zeigt. Als politisches Motiv der Königin erscheint ihm der Wunsch, den von ihr ersehnten Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zu einem unversöhnlichen zu machen. Man sollte denken, sie hätte, um deshalb zum Meuchelmorde zu schreiten, irgend einen Grund zur Vermuthung haben müssen, die Wiener Regierung meine es nicht ernst mit dem Kampfe und bedürfe deshalb eines so drastischen Antriebs. Aber nicht der Schatten eines Anhaltspunktes für eine solche Sorge ist gegeben. Caroline hatte Monate lang über Thugut gezürnt, weil dieser den Zeitpunkt für den ersprießlichen Beginn des Krieges später ansetzte, als die Königin; über den bittern, zähen, gründlichen Haß des Ministers gegen die habgierige Politik der Franzosen war man in Neapel seit lange unterrichtet, und der einzige Differenzpunkt, die Frage über den passenden Moment zum Losschlagen, war ja zur Zeit des Rastadter Mordes, wo Erzherzog Karl die Franzosen bereits aus ganz Süddeutschland hinausgeworfen hatte, längst erledigt. Wozu sich da noch mit einem dreifachen Morde besudeln? Eben so grundlos ist die Ansicht Müller's von dem bedeutenden Einflusse der Königin in Wien; die Briefe, in denen Thugut 1748 gegen Colloredo über ihre unausstehliche „tripotage" seinen Aerger ausschüttet, zeigen auf das deutlichste, daß sie ihn zwar belästigt, entfernt aber nicht, daß sie im Stande ist, das Geringste auszurichten. In der That, sie hatte es nicht vermocht, zur Rettung ihres Königreiches auch nur Einen österreichischen Soldaten in Bewegung zu setzen, trotz der bestimmtesten Verheißungen bereitwilliger Hilfe: und sie sollte aus ihrem abgesperrten Exile heraus, hundert Meilen weit entfernt, österreichische Truppentheile hinter dem Rücken des Armeecommandos zu einer scheußlichen Schlächterei haben ausschicken können? Ueberhaupt aber folgt in der Beurtheilung ihres Thuns Hr. Müller viel zu unbedingt den Angaben Botta's und Colletta's, welche beide sehr ehrenhafte Männer, aber über die einzelnen Schritte des Hofes und der Regierung von Neapel höchst unvollkommen unterrichtet waren. Ein Schriftsteller z. B., welcher wie Colletta die Abenteuerlichkeit begeht, einen Baron Alwerdeck als den ersten Anstifter der Uneinigkeit auf dem Rastadter Congresse zu bezeichnen, ist eine schwache Autorität für die Angaben, daß eben dieser Alwerdeck die Königin von Neapel gegen die französischen Congreßgesandten aufgehetzt habe.

In Summa also, wir sind nicht berechtigt, um die Unthätigkeit der österreichischen Strafjustiz zu erklären, einen Stein auf die Königin von Neapel oder sonst auf ein Mitglied der kaiserlichen Familie zu werfen. Dann aber bleibt nur noch eine Erklärung übrig: den Mord der Gesandten hat die österreichische Regierung allerdings nicht gewollt, aber ein Attentat gegen dieselben zu anderem Zwecke hat sie angeordnet, und war demnach, als der Vorgang, sehr gegen ihre

Wünsche, durch den Mord befleckt wurde, nicht in der Lage, ohne eigne Compromittirung öffentliche Sühne dafür zu leisten. Auch diese Vermuthung ist, ebenso wie der Verdacht gegen die Königin Caroline, bereits von mehreren der damaligen Zeitgenossen ausgesprochen worden. Näher hat man die Anklage dahin formulirt: die österreichische Regierung wollte sich Einsicht in die Documente des französischen Gesandtschaftsarchivs verschaffen, und befahl deshalb, die Abreisenden anzuhalten und ihr Archiv in das Hauptquartier zu bringen. Es geschah dann, durch ein bei der Rohheit der Szekler begreifliches Ueberschreiten der Ordre, daß die Husaren zuerst die Gesandten niederhieben und dann das Archiv in Sicherheit brachten. Noch wird, nach der Erzählung eines bayerischen Diplomaten, der sich als Ohrenzeugen gibt, angeführt, der österreichische Congreßgesandte Graf Lehrbach, damals mit großen Lieferungen für die Armee beschäftigt und nachher dem Erzherzog als Civilcommissar beigegeben, habe der Ordre den Wink hinzugefügt, die Husaren möchten die schnöden Jacobiner bei dieser Gelegenheit etwas zausen, und dadurch, ebenfalls wider seinen Willen, die nächste Veranlassung zu der blutigen That gegeben.

In meiner Darstellung des Ereignisses bin ich bei dieser Auffassung stehn geblieben, und halte sie schon nach dem bisher bekannten Material trotz aller Einwendungen Müller's auch heute für die einzig wahrscheinliche.

Man hat sich früher vielfache Mühe gegeben, den Beweggrund zu der Ordre, den Wunsch, die Papiere der Gesandtschaft kennen zu lernen, auf die eine oder die andere Art hinweg zu deuteln; die Gesandten, sagt man, hätten ihre geheimsten Acten schon in Sicherheit gebracht oder vernichtet. Aber kein Mensch weiß über solche Vorkehrungen derselben etwas Bestimmtes, und auf keinen Fall hätten die österreichischen Behörden davon Kenntniß haben können. Es sei in Rastadt sehr leicht gewesen, heißt es weiter, sich durch Bestechung alle wichtigen Papiere zu verschaffen; man hätte zu diesem Zwecke keiner bewaffneten Macht bedurft. Aber wie, wenn nun Lehrbach etwa die Bestechung versucht und doch nicht erlangt hätte, was nach seiner Meinung sicher existirte? es aus dem einfachen Grunde nicht erlangt hätte, weil es in Wahrheit nicht vorhanden war? Aufschlüsse nämlich über verrätherische Umtriebe Bayerns und Preußens, an deren Dasein er und Thugut so fest wie an ihr eigenes Seelenheil damals glaubten und bis an ihr Lebensende geglaubt haben? Die Husaren, wird sodann bemerkt, haben sich bei dem Ueberfall um das Archiv gar nicht bekümmert, im Gegentheil, sie haben nach dem Morde viele Papiere, die sie in den Taschen der Opfer und in deren Equipagen vorfanden, auf der Straße umhergeworfen. Auch dies Bedenken hat wenig auf sich. Denn trotz dieser Verschleuderungen ist das Archiv eben doch dem Erzherzog überliefert, im Hauptquartier durchgesehen und dann nach Straßburg zurückgeschickt worden, wo ein amtliches über seinen Zustand aufgenommenes Protokoll sowol die beinahe vollständige Unversehrtheit seiner Bestände als seine Durchstöberung durch fremde Hand feststellte. Das Factum also, daß das österreichische Armeecommando Forschungen in den französischen Papieren angestellt hat, ist einmal nicht wegzuschaffen, und ebenso sicher beglaubigt ist die weitere Thatsache, daß die österreichische Behörde vorher die erforderlichen Schritte gethan hat, um sich diese Studien zu ermöglichen.

Vivenot hat aus den Wiener Kriegsacten mitgetheilt, es sei von dem Armeecommando der Befehl gegeben worden, sämmtliche französische Couriere und alle Briefschaften und Depeschen der französischen Gesandten aufzuheben. In Folge dieser Ordre hatten die Szekler einen in aller Form legitimirten Gesandtschaftscourier bereits mehrere Tage vor dem 28. April gefangen genommen; es war kein schlimmerer Rechtsbruch, wenn man am 28. die Gesandten selbst festhielt und ihrer archivalischen Bürde entlastete.*) Es hätte der Unterschied lediglich in der Masse des hier oder dort sequestrirten Papieres bestanden, die wesentlichen Punkte aber, die Mißachtung des Völkerrechts und die indiscrete Wißbegierde der österreichischen Diplomatie, wären hier wie dort vorhanden gewesen. Ich sehe mithin nicht ab, was sich gegen den Schluß einwenden läßt, jener Befehl des Armeecommandos habe, wie die Anhaltung des Couriers, so auch den Anfall auf die Gesandten veranlaßt, oder mit andern Worten, der letztere habe eben auf Grund jenes Befehls die Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs zum Zwecke gehabt.

Ohne allen Zweifel war nun schon diese Verfügung, auch wenn bei der Ausführung kein Tropfen Bluts vergossen wurde, eine Verletzung des Völkerrechts. Franz II. hatte nicht blos als römischer Kaiser, nicht blos als deutscher Reichsstand, sondern auch als König von Ungarn und Böhmen mit den Franzosen in Rastadt unterhandelt; in jeder dieser Eigenschaften war er verpflichtet, den von dem Congreßorte abreisenden Gesandten sicheres Geleit zu gewähren. Der Befehl, die Papiere der Gesandten wegzunehmen, verstieß gegen diese Pflicht in augenfälliger Weise und konnte im besten Falle nur eine nachträgliche Rechtfertigung erhalten, wenn nämlich die aufgefangenen Papiere den Beweis lieferten, daß die Gesandten ihrerseits, durch rechtswidrige Umtriebe bei Unterthanen oder Ständen des Reiches, ihre völkerrechtliche Unverletzlichkeit verwirkt hatten. Allein die Durchsicht der Papiere ergab nichts Derartiges; statt dessen war durch die nicht angeordnete Ermordung der Gesandten der Bruch des Völkerrechtes in namenloser Weise gesteigert worden, und ich denke, daß bei dieser Lage der Dinge nichts verständlicher ist, als die zürnende Aufregung Thugut's, Lehrbach's, des Erzherzogs über die blutige That, ihr Eifer, durch scharfe Untersuchung den Ursprung derselben festzustellen, ihr Wunsch, für diese gräßliche Uebertreibung und Vergiftung ihrer Befehle irgend einen sonstigen Urheber zu ermitteln, und zuletzt, als nirgendwo ein solcher sich finden ließ, das stumpfe und dumpfe Schweigen, in welches man den ganzen Vorgang zu begraben suchte. Man hatte sich durch die Ordre auf Wegnahme der Gesandtschaftspapiere in Schuld versetzt; man trug also die Last der Verantwortung auch für die nicht befohlenen Brutalitäten bei der Ausführung. Sobald es nach Barbaczy's und Burkhard's Aussagen

*) Herr Müller hält unbegreiflicher Weise die Arretirung des Couriers für eine höchst einfache und harmlose Sache; jeder heutige Militär, meint er S. 24 seiner neuesten Abhandlung, würde die Wegnahme hin- und hergehender Depeschen für geboten erachten, in einem Attentat auf ein ganzes Archiv aber könne Niemand etwas Anderes, als ein Attentat auf das Völkerrecht sehen. In Wahrheit ist der Unterschied der beiden Fälle nicht größer, als der zwischen dem Diebstahl von zehn und von zehntausend Mark; der Gesandtschaftscourier steht ebenso unter dem Schutze des Völkerrechts, wie der Gesandte selbst.

einmal feststand, daß kein fremder Einfluß die Hiebe der Husaren veranlaßt hatte, daß Alles, was geschehen, nur in Folge des ertheilten Auftrags, des freilich in roher und übereifriger Art vollzogenen Auftrags geschehen war: so hätte es in den Augen Europa's der österreichischen Regierung wenig geholfen, ihre formelle Unschuld an dem Morde darzuthun. Die Antwort wäre unerbittlich dieselbe geblieben: ihr habt einen Diebstahl befohlen, ihr bleibt verantwortlich für Gewaltthat und Blutvergießen bei dem Einbruch. Daran war nichts zu ändern; so ließ man die traurige Sache schweigend vermodern.

Alle bisher publicirten Aeußerungen der Betheiligten stimmen mit dieser Auffassung zusammen. Als der Minister Thugut die erste Nachricht von dem Morde erhält, schreibt er am 5. Mai, das sei verhängnißvoll, das werde Anlaß zu den ärgsten Verläumdungen geben, da es eben österreichische Husaren gewesen, die den Mord verübt haben: er bricht dann noch in den ärgerlichen Ausruf aus, wie man nur die Dummheit habe begehen können, Rastadt militärisch zu besetzen, das sei offenbar wieder ein Streich Faßbender's (eines vertrauten Beamten des Erzherzogs). Ganz gewiß, mochte man nun nach den Papieren oder nach dem Leben der Gesandten trachten, in jedem dieser Fälle konnte nichts Verkehrteres geschehen, als selbst nach Rastadt hineinzurücken, mitten unter die zahlreichen dort versammelten Diplomaten, und damit die That, die jedenfalls rechtswidrig und bedenklich war, gerade unter die Augen eines sachkundigen, aufgeregten und nicht durchaus befreundeten Publicums zu stellen. Wie viel harmloser hätte sich die Anhaltung des Archivs auf der Landstraße ausgenommen, wenn kein österreichischer Soldat vorher nach Rastadt gekommen, keine Thorsperre, keine peinlichen Verhandlungen mit den Officieren stattgefunden hätten. Aus Thugut's Verdruß über die Besetzung Rastadt's ist also wahrhaftig nicht zu schließen, er könne die Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs nicht verfügt haben.

Ebenso wenig ist ein Einwand gegen meine Auffassung aus den sonstigen Differenzen zu folgern, welche damals zwischen Thugut und dem Erzherzoge in Bezug auf dessen strategische Pläne bestanden. Thugut, sagt Hr. Müller S. 21, klagt darüber, daß man (im Hauptquartier) die Befehle des Hofkriegsrathes in Wien und seine eigenen Rathschläge in den Wind schlug; gerade damals sind die Generalstabsofficiere bei Karl's Armee gegen seinen Einfluß so mißtrauisch — und unter diesen Umständen, fragt Müller, sollte man Thugut's Werkzeuge, dem Grafen Lehrbach, so weit nachgegeben haben, daß man ihm zu Liebe einen Raubmord befohlen hätte? Dies Letztere gewiß nicht; nach meiner Meinung war eben nicht der Mord, sondern die Wegnahme des Archivs befohlen. Im Uebrigen aber stellt Müller's Erörterung die wahre Sachlage auf den Kopf. Zunächst ist der Hofkriegsrath hier ganz und gar zu streichen; diese vielgescholtene Behörde war damals ein äußerst harmloses Verwaltungsamt, welches dem Feldherrn nicht einen einzigen Befehl ertheilt hat. Sodann hat Karl von Thugut niemals Rathschläge empfangen und folglich niemals Rathschläge in den Wind geschlagen. Er erhielt von Thugut nicht Rathschläge, sondern Befehle, natürlich vom Kaiser unterschriebene Befehle, und ist diesen Befehlen, wenn auch nicht selten mit Zorn und Aerger im Herzen, pünktlich nachgekommen. Gerade damals gehorchte er unbedingt dem verhängnißvollen Befehle, die entscheidende Offensive

gegen die Schweiz sechs Wochen aufzuschieben; wenn er von dem Minister die Weisung erhielt, die französische Gesandtschaft aufheben zu lassen, so war es selbstverständlich, daß er ihr nachkam, wie jedem anderen Befehle seiner Regierung. Daß daneben mehrfache Klagen Thugut's und Lehrbach's über die persönliche Unfähigkeit oder Eigenwilligkeit einzelner Officiere hergehen konnten, bedarf keines besonderen Beweises.

Herr Müller findet dann weiter, die Annahme, daß Lehrbach die Aufhebung des Archivs bei dem Erzherzoge veranlaßt, oder gar die Angabe, daß er jenen tragisch gewordenen Wink an die Husaren hinzugefügt habe, sei schlechterdings unverträglich mit den Briefen Lehrbach's an Karl und Thugut unmittelbar nach der Nachricht von dem Morde. Nach der von mir adoptirten Hypothese hat jedoch Lehrbach den Mord ebensowenig wie Karl oder Thugut gewollt; er sieht ebenso wie diese die schlimmen Folgen desselben voraus; er redet überall in seinen Briefen nur hierüber, und über nichts Anderes; ich sehe nicht, wie diese Briefe darthun sollen, daß er auch etwas ganz Anderes als den Mord, nämlich die Wegnahme des Archivs, nicht hätte betreiben können. Er constatirt einmal, daß aus den Kutschen nicht auf die Husaren geschossen worden sei; wie man sieht, war er oder Karl einen Augenblick auf eine solche Vermuthung verfallen, um die Mordlust der Husaren zu erklären. Dann klagt er darüber, daß man (die preußische Gesandtschaft) ausstreue, das französische Archiv sei im kaiserlichen Hauptquartier: er ist eben unglücklich nicht über die Thatsache, sondern über das Bekanntwerden derselben. In allen seinen Briefen versichert er zugleich, wie er nach Thugut's Weisung Jedermann erklärt habe, daß die strengste Untersuchung des traurigen Vorfalls im Gange sei, daß aber selbstverständlich jede Mittheilung über das Ergebniß der Allerhöchsten Entschließung des Kaisers vorbehalten bleiben müsse. So weit ich sehe, ist aus einer solchen Haltung keine Widerlegung jener Aussagen des bayerischen Diplomaten über die von ihm belauschten Reden Lehrbach's im Gasthofe zu München zu schöpfen.

Endlich hält man uns noch die Meinung der Opfer selbst, so wie der nahestehenden Zeitgenossen entgegen, von denen nur der badische Major Harrant die Beschlagnahme der Papiere, die Andern aber, insbesondere die preußischen Gesandten Görz und Dohm, den Mord selbst als das erste und letzte Ziel des Attentats bezeichnet hätten. Daß die angefallenen Franzosen, im Anblick ihrer hingeschlachteten Angehörigen, in einer solchen Stimmung gewesen, scheint mir höchst natürlich, in der Sache aber wenig beweisend. Was aber die Diplomaten betrifft, welche allerdings in ihrem sofort abgefaßten „authentischen Bericht" von der Beschlagnahme des Archivs wenig Erwähnung thun, so erhält dies Verschweigen sogleich das gebührende Licht durch folgende Darlegung des Wetterauischen Gesandten Grafen Solms an seine Committenten: „Ob wir der Wegnahme der Papiere erwähnen sollten oder nicht, dies war ein sehr schwieriger Deliberationspunkt. Ich gehörte zu Denen, die der Vollständigkeit des facti wegen auch diesen allerdings wichtigen Umstand in die Erzählung aufgenommen haben wollten; eine allzu große Vorsicht, und das Bedenken, daß man Diejenigen, die der Papiere erwähnten, in dem Verdacht haben könnte, als seien sie durch solche compromittirt, bewirkte die Weglassung dieser Thatsache." Heute wissen

wir, daß die Oesterreicher in den Papieren nichts Bedenkliches vorgefunden haben; wir wissen aber ebenso positiv, zu welchem unwürdigen Benehmen eine große Zahl namentlich der kleinern Reichsstände sich durch die Angst vor den herandrohenden Umwälzungen hat fortreißen lassen, und wir sehen aus Solms' Worten, weshalb jene Diplomaten lieber vom Morde, als vom Archive der französischen Gesandten redeten.

Nach den bisher vorliegenden Materialien stellt sich uns mithin das Ergebniß auf folgende Punkte fest.

Die Szekler sind durch höhere Anordnung zu der Expedition gegen die Gesandten ausgeschickt worden.

Diese höhere Weisung ging aber nicht auf die Ermordung der Franzosen, sondern zunächst, wie die Ordre des Armeecommandos sagte, auf Aufhebung aller Couriere, Briefschaften und Depeschen derselben, also ihres Archivs.

Hierbei war zunächst nicht die Besetzung von Rastadt, sondern nur die Bewachung der dortigen Landstraßen beabsichtigt, um nach der Entfernung der Gesandten aus dem Orte den Streich auszuführen. Erst als diese ihre Abreise verzögerten, erließ der Erzherzog den 25. April an Barbaczy die Ordre, in Rastadt einzurücken und die Gesandten auszuweisen.

Als dann eine Abtheilung der Husaren vor dem Thore der Stadt den Anfall ausführte, erfolgte der Mord, höchst wahrscheinlich nach der oben erwähnten Andeutung Lehrbach's.

Die über diesen Punkt, über den Mord und die dabei vorgekommene Plünderung, verfügte Untersuchung wurde schweigend beendigt, sobald sich heraus stellte, daß weder die Opfer selbst, noch irgend ein dritter (Emigranten oder französische Agenten) den Anlaß dazu gegeben hatten.

Sehen wir nun, in wie weit die uns zugekommenen neuen Daten diese Momente bestätigen oder modificiren.

Das Wiener Kriegsarchiv ist, ähnlich wie das Pariser, in mustergültiger Weise geordnet und für die historische Forschung bereit gestellt. Nach Armeen, Kriegsschauplätzen und Feldzügen sind die Acten chronologisch an einander gereiht; von jedem Documente, bis auf den kleinsten Rapport einer Unterofficierspatrouille herab, ist ein kurzes Inhaltsverzeichniß angefertigt, und diese Regesten sind dann monatweise in großen Protokollbänden vereinigt worden. Das erste der gleich mitzutheilenden Schreiben fand ich nun in den Feldacten der deutschen Armee vom April 1799; gleich nachher folgte ein eingelegtes, offenbar altes, Blatt mit der Notiz, daß die Nummern 118, 135, 138, 140, 145, 156 der Serie aus den Acten entfernt, und in Verwahrung zuerst eines andern Officiers und dann des Major Egger gegeben worden seien. Es ergab sich, daß ein Major dieses Namens in den Armeelisten seit 1815 nicht vorkomme, und so lag der Schluß nahe, eben diese Acten seien es, welche auf Veranlassung des Ministers Cobenzl im Jahre 1804 den Blicken der Generalstabsofficiere entzogen worden seien. Ob und wo sie noch existiren, war ich nicht in der Lage zu ermitteln. Einigen Ersatz aber lieferten die von Vivenot und Helfert offenbar nicht beachteten Protokollbücher, in welchen der Inhalt der secretirten Briefe in gewohnter Weise angegeben war. Nicht darunter aufgeführt war die von

Vivenot publicirte Ordre des Armeecommandos auf Aufhebung der französischen Couriere und Depeschen, nicht der von Mendelssohn mitgetheilte Auftrag des Erzherzogs an Barbaczy, die Gesandten aus Rastadt auszuweisen, endlich nicht das von Cobenzl erwähnte Billet des Ministers Thugut; jedoch ist in dieser Beziehung zu bemerken, daß, wie es bei neben einander bestehenden Archiven nicht selten ergeht, gerade die Correspondenz des Erzherzogs Carl selbst aus dem Jahre 1799 im Kriegsarchive nur zu geringerem Theile sich befindet, andre sehr bedeutende Stücke in das Hof- und Staatsarchiv gelangt sind, noch andre in dem mir nicht zugänglichen kaiserlichen Cabinetsarchiv liegen sollen.

Folgendes sind nun meine Notizen.

18. April. General Mervelbt an General Kospoth. Lieutenant Scheibler*) meldet heute: „Herr General von Görger hat in Rücksicht auf das gestern durch Courier erhaltene Schreiben des Obristlieutenant Mayer**) die Anstalten so getroffen, daß, wenn die Szekler Husaren das Nest nicht lehr finden, die Sache wohl nicht fehlen wird. Hätte man nur ein Paar Tage früher diesen Wunsch geäußert."

18. April. Oberst Barbaczy an General Görger. Berichtet, was er in Folge eines geheimen Auftrags hinsichtlich der zur Abreise sich anschickenden französischen Gesandten bereits eingeleitet hat und noch ferner veranlassen wird. Zugleich Anfrage, ob die aus badischen Truppen bestehende Escorte dieser Gesandten feindlich zu behandeln sei.

Görger an Barbaczy. Bescheid auf obige Anfrage.

19. April. Mervelbt an Kospoth. Bericht wegen Aufhebung der Depeschen des holländischen und dänischen Gesandten. Lösung der von Barbaczy gestellten Frage.

20. April. Kospoth an Mervelbt. Erklärt sich mit dieser Lösung ganz einverstanden.

21. April. Görger an Mervelbt. Die dem Freiherrn von Albini***) durch Barbaczy zu ertheilende Antwort betreffend.

23. April. Mervelbt an Kospoth. Auszug aus dem Berichte Barbaczy's über die Abreise der französischen Gesandten.

23. April. Kospoth an den Erzherzog Carl. Ueberreicht ein Promemoria des Rastadter Postmeisters mit dem Gesuch, den Posteurs von Rastadt nach Selz führen zu dürfen, sowie Mervelbt's einstweiliger Bescheid darüber. Behandlung von sechs emigrirten verdächtigen Geistlichen.

24. April. Mervelbt an Kospoth. Dem Obersten Barbaczy ist die Beobachtung aller Vorsicht aufgetragen worden.

26. April. Görger an Mervelbt und dieser an Kospoth. Betreffend die Arretirung des französischen Couriers, Wegnahme seiner Depesche, Beschlagnahme dreier französischen Schiffe.

---

*) Ein in den Acten häufig vorkommender kecker Vorposten- und Patrouillenführer.

**) Ohne Zweifel Mayer von Heldenfeld, in Karl's Generalstab.

***) Churmainzer Directorialgesandter beim Congreß, der sich wegen ungebührlichen Betragens der Husaren gegen deutsche Gesandte bei dem Obersten beschwert hatte.

27. April. Kospoth an den Erzherzog. Barbaczy meldet die nahe Abreise der Franzosen.

29. April. Kospoth an den Erzherzog. Barbaczy meldet,*) daß die französischen Gesandten heute aus Rastadt abgehen wollen, mit Pässen Albini's.

29. April. Bericht Barbaczy's über eine unglückliche Begebenheit, die sich mit den französischen Gesandten zugetragen.

Summarische Aussage der Postillone, aufgenommen durch Actuar Müller.

1. Mai. Befehl des Erzherzogs auf strengste Untersuchung.

Ueberblickt man diese Briefauszüge, so wird man zuerst den Eindruck einiger Enttäuschung haben, daß der Inhalt der an Barbaczy gelangten Weisungen nicht darin mitgetheilt wird. Gleich die nächste Erwägung aber wird, wie mir scheint, wenig Zweifel zurücklassen. Vollkommen deutlich tritt ein Doppeltes hervor: einmal, daß ein Angriff auf die abreisenden Gesandten in amtlicher Weise zehn Tage lang planmäßig vorbereitet wurde, sodann, daß die leitenden Behörden dabei entfernt nicht an die Ermordung der Gesandten dachten, sondern durch die Kunde von der „unglücklichen Begebenheit" vollständig überrascht wurden. Was die eine Seite der Sache betrifft, so hat Oberst Barbaczy nicht erst am 28. April, wie man bisher annehmen mußte, sondern eilf Tage früher den Befehl erhalten, sich — ich wähle den möglichst unbestimmten Ausdruck — mit den französischen Gesandten zu beschäftigen. Daß nicht gerade an eine freundschaftliche Begegnung gedacht wurde, zeigt seine Anfrage, ob er die badische Escorte derselben als feindliche Truppen zu behandeln habe. Eine Besetzung Rastadt's war damals offenbar noch nicht in Frage; im Uebrigen wurden auf der Stelle Vorkehrungen getroffen, den aus dem Hauptquartiere erhaltenen Auftrag zu erfüllen, und fort und fort gehen Berichte und Erlasse durch und an alle militärischen Instanzen, Brigade, Division, Corpscommando, Hauptquartier. Auf des Erzherzogs Ordre vom 25. läßt Barbaczy Rastadt selbst am 28. militärisch besetzen, und berichtet an demselben Tage seinem Vorgesetzten über die nahe Abreise der Gesandten, was jene sofort an den Erzherzog weiter geben. In der Nacht darauf erfolgt dann die Katastrophe. Daß diese nicht beabsichtigt war, zeigt die Fassung des vorletzten Regests („die unglückliche Begebenheit" u. s. w.) trotz ihrer Kürze mit voller Deutlichkeit; es erhellt ebenso aus der sofortigen Beifügung der von einem badischen Civilbeamten aufgenommenen Aussagen der Postillone, an deren Stelle, wenn der Mord auf Befehl geschehen wäre, doch ohne Zweifel der Rapport des führenden Officiers getreten wäre; es wird zwingend bestätigt durch den umgehend erfolgenden Befehl des Erzherzogs, der hier um so frappanter ist, je deutlicher jetzt vorliegt, daß alles Frühere auf seine Anordnung und unter seiner Kenntnißnahme vorgekehrt worden ist. Der Mord also war sicher gegen den Willen der österreichischen Behörden, der Anfall ebenso sicher auf ihren Befehl geschehn: was also war bei dem Anfall beabsichtigt? Wenn man sich nun erinnert, daß der Erzherzog das Abfangen aller diplomatischen Papiere der fremden, insbesondere aber der französischen Gesandten angeordnet hatte, daß nach dem Morde die Kutschen und sonst noch vorhandenen

*) Wol am 28. April.

Gepäcksachen den Angehörigen der Gesandten zurückgegeben, die Gesandtschaftsarchive jedoch festgehalten und in das Hauptquartier abgeliefert wurden, daß anderweitige Anzeichen aber in keiner Richtung nachzuweisen sind: so scheint mir der Beweis unwiderleglich, daß eben hierauf, auf die Beschlagnahme des Archivs und auf nichts Anderes, die Absicht der österreichischen Regierung von Anfang an gegangen ist.

Die geschichtlich und politisch wichtige Seite der Frage ist damit erledigt; das Urtheil über Oesterreichs Verhalten in der Sache kann nicht länger zweifelhaft sein. Eine volle Billigung ist auch für den ursprünglichen Befehl nicht möglich. Man hatte, wie Thugut selbst am 5. Mai bemerkte, über ein Jahr lang mit den Männern den deutschen Reichsfrieden amtlich verhandelt: man mußte sie in jeder Hinsicht unangefochten zurückreisen lassen, auch wenn sich ihre Abfahrt einige Tage über den Termin hinaus verzögerte, an welchem Graf Metternich die Neutralität des Congreßortes gekündigt hatte. Auf der andern Seite wird man einräumen, daß bei genauer Durchführung der ursprünglichen Absicht kein tragisches, ja kaum ein erhebliches Ereigniß erfolgt wäre. Wenn man die Gesandten anhielt, ohne vorausgegangene Belästigung, ohne Besetzung der Stadt, ohne Aufregung des diplomatischen Corps, auf der Landstraße, beim Passiren der Vorpostenkette, und vor Allem, wenn es nicht zu einer blutigen Gewaltthat kam, sondern Alles auf die Beschlagnahme einiger Actenbündel hinauslief: so hätte man, je nach den Umständen, entweder aus den Papieren des Archivs die Verhaftung der gefährlichen Revolutionsmänner gerechtfertigt, oder man hätte mit einer Verbeugung die harmlos befundenen Papiere zurückgegeben und für das Ungeschick eines übereifrigen Husarenlieutenants höflich um Entschuldigung gebeten — und dann hätte nach drei Tagen kein Mensch von dem Vorfalle weiter geredet, und höchstens die Gesandten sich später des tapfern Bestehens einer solchen Reiseunannehmlichkeit in dem barbarischen Deutschland berühmen mögen. Was man also über die ursprüngliche Absicht der österreichischen Regierung sagen kann, wird sich darauf beschränken, daß sie nicht gerade besonders zarte Rücksicht auf das Völkerrecht dabei genommen, irgend ein schwerwiegendes Vergehen aber in Niemandes Gedanken gelegen hat. Auch hier wiederholt sich die bei archivalischen Forschungen so oft erscheinende Wahrnehmung, daß bei abgethanen Dingen Offenherzigkeit in der Regel klüger als Geheimnißkrämerei ist.

Wie aber kommen die Szekler dazu, durch ihre scharfen Streiche die Reputation ihrer Regierung damals und für lange Jahre so übel zuzurichten? General Kospoth meldet am 23. April dem Erzherzog von sechs verdächtigen emigrirten Geistlichen: sollten diese etwa die Husaren gegen die Jacobiner gehetzt haben? Späterhin reden Thugut und der Erzherzog von einer solchen Möglichkeit; aber es ist nur zu gewiß, daß sich etwas Bestimmtes der Art nicht ergeben hat: wozu sonst noch das tiefe Geheimniß und die Straflosigkeit der Soldaten? Lehrbach, wie wir sahen, hat von Schüssen gehört, die aus den Wagen auf die Reiter abgefeuert worden, aber die Untersuchung hat sofort die Unrichtigkeit des Gerüchtes klar gestellt, und nicht auf diese Reizung haben die Husaren eingehauen. Endlich bleibt der Bericht des bayerischen Diplomaten, der, wie er

seinem Minister meldet, den Grafen Lehrbach hat klagen hören, er habe die Franzosen nur etwas prügeln lassen wollen, und daraus hätten die rohen Szekler ein solches Blutbad gemacht. Hoffentlich wird endlich einmal dieses Document aus dem Dunkel des bayerischen Staatsarchivs an das Tageslicht treten. Indessen schon jetzt gestehe ich, keine bessere Erklärung zu kennen. Sie wird, wie wir bemerkten, durch Lehrbach's weitere Correspondenz gar nicht berührt, also auch nicht widerlegt; war von ihm ein solcher Wink an die ausführenden Officiere gelangt, so versteht man doppelt leicht, daß diesen keine Bestrafung zu Theil wurde. Was jedoch die Untersuchung im Ganzen betrifft, so wiederhole ich hier die frühere Bemerkung: da der Angriff auf die Gesandten durch die Behörden angeordnet worden war, so konnte die Ermittlung der Ursachen, welche den Mord herbeigeführt hatten, für die Regierung nur in so weit Interesse haben, als sich Aussicht zeigte, einen nicht österreichischen Urheber zu entdecken. Wenn dies nicht gelang, so blieb, bei der Rechtswidrigkeit des Angriffs, auch die Verantwortung für alles nicht gewollte, aber vorgekommene Unheil auf ihr haften. Eben dieser Fall trat ein; man kann sich nicht wundern, daß damals das österreichische Ministerium es vorzog, zu schweigen.

Der Proceß Galilei's.

Von

Professor E. Zeller in Berlin.

Galileo Galilei und die römische Curie. Nach den authentischen Quellen von Karl von Gebler. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Die Geschichte führt uns zahllose Fälle vor Augen, in denen die freie Forschung im Namen der Religion unterdrückt oder beschränkt wurde, Einzelne und ganze Schulen wegen ihrer wissenschaftlichen Ansichten oft bis auf's äußerste verfolgt wurden. Nur ein Glied in dieser langen Reihe wissenschaftlicher Martyrien bildet der Proceß Galilei's; und er steht zudem an spannenden Momenten, an plastischer Greifbarkeit der Conflicte, an Kraft und Größe der handelnden Personen, an erschütternder Gewaltsamkeit des Ausgangs hinter vielen ähnlichen Vorgängen zurück. Der Held dieser Tragödie ist keiner von jenen groß angelegten reformatorischen Charakteren, die einer weltgeschichtlichen Aufgabe in unbedingter Hingebung dienen, die ihren Weg gerade aus, nicht rechts noch links blickend, mit rücksichtsloser Entschlossenheit verfolgen, die Hindernisse niederwerfen oder an ihnen zerschellen; sondern bei aller seiner wissenschaftlichen Größe liegen ihm doch von Anfang an gewisse Rücksichten gegen die Macht, die sich seiner Forschung in den Weg stellt, im Blute; und als sich die Unverträglichkeit der beiderseitigen Ansprüche immer klarer herausstellt, führt ihn diese Erfahrung nicht zur energischen Befreiung von jenen Rücksichten, sondern er läßt sich einschüchtern, sucht sich hinter zweideutige Wendungen zu verstecken, und kann sich am Ende, wie dies nicht anders zu erwarten war, da die Ausflüchte nicht länger vorhalten, einer entwürdigenden Verleugnung seiner Ueberzeugung nicht entziehen. Auf der andern Seite haben wir aber auch bei seinen Verfolgern zwar die volle Bösartigkeit, aber nicht die imponirende Kraft, die stürmische Leidenschaftlichkeit des religiösen Fanatismus; gerade die mächtigsten unter denselben machen vielmehr den Eindruck, daß sie ihres eigenen Standpunkts nicht mehr sicher seien, daß ihnen der Glaube an sich selbst und ihre Sache, das einzige, was uns mit der Unduldsamkeit des Fanatikers einigermaßen versöhnen kann, fehle, daß auch sie dem Conflict, dessen Gefahr und Schande sie ahnen, gern aus dem Wege gingen,

wenn sie es mit ihrer Stellung und ihrem Interesse zu vereinigen wüßten. Es ist so Halbheit da und dort, und dem entspricht auch der schließliche Ausgang. Auf Galilei's Seite ist nur ein halbes Martyrium, auf Seite der Kirchengewalt ein halber Sieg: eine persönliche Mißhandlung, keine Vernichtung des Gegners, ein Protest gegen wissenschaftliche Ansichten, bei dem man sich aber doch die Möglichkeit nicht abschneidet, ihn auch wieder fallen zu lassen, wenn sich dies als nothwendig herausstellen sollte, wie es ja auch bald genug der Fall war. Aber trotz alledem hat das Schicksal Galilei's für uns ein ganz eigenthümliches Interesse. Fehlt es auch dem Conflict, aus dem es hervorging, an der unmittelbaren tragischen Gewalt, mit der uns der Zusammenstoß geschichtlicher Mächte in manchen andern ähnlichen Fällen ergreift, so hat es dafür keinen geringen Reiz für den Psychologen, die Mischung verschiedenartiger Elemente und widersprechender Motive in dem Verhalten Galilei's wie in dem seiner Gegner zu zergliedern, und ebenso für den Historiker, den Ursachen nachzugehen, welche den Freunden des Alten wie denen des Neuen unter den damaligen Verhältnissen die rücksichtslose Durchführung ihres Standpunktes erschwerten. Stehen sich ferner die kämpfenden *Parteien* nicht mit voller grundsätzlicher Entschiedenheit gegenüber, so tritt dafür der Gegensatz der streitenden *Principien* nur um so klarer an den Tag. Wir sehen auf der einen Seite einen Gelehrten, dem jede Feindschaft gegen seine Kirche, jede Absicht eines Angriffs auf ihre religiöse und dogmatische Auctorität ferne liegt; auf der andern einen Papst, der für seine Person weder von Fanatismus, noch auch nur überhaupt von ernsteren religiösen Antrieben beseelt ist, dem an sich ohne Zweifel sehr wenig daran gelegen wäre, ob sich die Erde um die Sonne bewege oder die Sonne um die Erde. Wir können nicht annehmen, daß der eine oder der andere den Conflict gesucht habe; aber der Conflict kam von selbst; und nachdem er einmal da war, gab es kein Mittel, ihn anders als durch die Unterwerfung des einen der streitenden Theile aus der Welt zu schaffen — eine Unterwerfung, welche zuerst dem Gelehrten von der brutalen Gewalt der Inquisition, nach wenigen Jahrzehenden aber der Kirche von der fortschreitenden Zeitbildung abgepreßt wurde. Man sieht deutlich: es handelt sich hier um einen scharf und bestimmt ausgeprägten sachlichen Gegensatz, um grundsätzlich unvereinbare Standpunkte; und dadurch erhält der Proceß Galilei's etwas Typisches, eine Bedeutung, die über sein persönliches und selbst über sein unmittelbar geschichtliches Interesse hinausgeht; er bringt uns jenen Gegensatz der wissenschaftlichen Forschung und des Auctoritätsglaubens, der priesterlichen Bevormundung und des eigenen Nachdenkens in mustergültiger Weise zur Anschauung, der mit dem wissenschaftlichen Denken begonnen hat und nur mit dem Auctoritätsglauben selbst aufhören könnte. Er bringt ihn uns aber zugleich auf einem Boden zur Anschauung, auf dem unser eigenes geistiges Leben sich bewegt; wir stehen ihm nicht so unbetheiligt gegenüber, wie etwa der Verurtheilung des Sokrates oder der Anklage gegen Anaxagoras; sondern die Mächte, die sich hier bekämpfen, sind dieselben, die auch heute noch mit einander im Streit liegen, wenn auch die Gestalt und die nächsten Objecte dieses Streites sich geändert haben, und die Frage, wer als Sieger aus demselben hervorgehen werde, jetzt nicht mehr so unentschieden ist, wie sie es damals war, als Galilei

vor den Richtern der heil. Inquisition abschwören mußte, was heute kein Papst und kein Inquisitor mehr bezweifelt.

Je vielseitiger und tiefer nun das Interesse ist, welches sich an den vorliegenden Gegenstand knüpft, um so willkommener wird uns ein Werk sein müssen, das denselben so eingehend und sorgfältig behandelt, wie dies Herr v. Gebler gethan hat. Die Vorgänge, von denen unser Urtheil über das Inquisitionsverfahren gegen Galilei und über sein eigenes Verhalten dabei abhängt, werden hier auf Grund eines umfassenden Quellenstudiums mit musterhafter Genauigkeit und Objectivität dargestellt; und wenn der Verfasser sein Urtheil über Personen und Standpunkte nur mit Vorsicht und Zurückhaltung ausspricht, wird doch Jedem, der dazu im Stande ist, für die Bildung des seinigen ein vortreffliches Material geliefert. Geschrieben ist das Werk, der Vorrede zufolge, in Meran; und es verdient hier als besonders erfreulich hervorgehoben zu werden, daß wir gerade dem Lande der Glaubenseinheit diese tüchtige Arbeit zu verdanken haben, deren streng sachliche Haltung von dem sonst dort üblichen Tone so vortheilhaft absticht.

Galilei's Leben fällt in eine Zeit, in welcher die freiheitliche Bewegung, die auch in Italien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die edelsten Geister ergriffen hatte, schon längst in entschiedenem Rückgang begriffen war. Es war der Todestag Michel Angelo's, der 18. Februar 1564, an dem er zu Pisa das Licht der Welt erblickte; so daß ein und derselbe Tag Florenz, dem Galilei's Familie angehörte, seinen größten Künstler geraubt und seinen größten Naturforscher geschenkt hat. Die Anfänge einer religiösen Reformation waren damals in Italien durch die Inquisitoren Paul's IV. bereits mit Stumpf und Stiel ausgerottet; in dem neugegründeten Jesuitenorden hatte die Kirchengewalt eine vortrefflich disciplinirte, mit unvergleichlicher Schlauheit geleitete schlagfertige Armee zur Verfügung, welche ebenso sehr, wie die Wiedergewinnung der Ketzer, die Unterdrückung jedes Widerspruchs gegen die päpstliche Auctorität als ihre Lebensaufgabe betrachtete; und soeben hatte die Kirchenversammlung von Trient die Krönung des Gebäudes vollendet, in welchem die Gläubigen fortan vor aller Ansteckung durch Ketzerei, vor jeder Auflehnung gegen die Kirchengewalt streng und sorgfältig behütet werden sollten, in dem ihnen aber zugleich durch eine Reihe wirklicher Verbesserungen, so weit solche ohne eine tiefergehende Reform möglich waren, im Vergleich mit den letzten Jahrhunderten vor der Reformation viel geordnetere und befriedigendere Zustände geboten wurden. Das Papstthum und seine Hierarchie begann sich auf dem neubefestigten Boden wieder behaglich einzurichten; und während das auffälligste Aergerniß früherer Zeiten vermieden, die schreiendsten Mißbräuche theils abgestellt, theils wenigstens beschränkt wurden, der äußere Anstand im allgemeinen gewahrt blieb, verlor man die Gegner, welche die päpstliche Machtstellung bedrohten, keinen Augenblick aus dem Gesicht. Nach außen wurde mit allen Mitteln der List und der Gewalt an der Unterwerfung der abgefallenen Kirchen gearbeitet; im Innern zeigten die Scheiterhaufen eines Giordano Bruno und Vanini, wessen sich Die zu versehen haben, die vermessen genug wären, dem Dogma der Kirche eine eigene Meinung, den Befehlen der Kirchengewalt einen eigenen Willen entgegenzusetzen. Ungezählte Opfer

fielen der Inquisition; noch viel zahlreichere und für das geistige Leben der Völker noch empfindlichere dem jesuitischen Unterrichts- und Erziehungssystem, welches in den römisch-katholischen Ländern mit immer steigendem Erfolg darauf ausging, den Willen und das Denken, vor allem in den leitenden Theilen der Gesellschaft, von Jugend an den Zwecken der Hierarchie entsprechend zu formen, das Princip der Reformation selbst, den Grundsatz der sittlichen, religiösen und intellectuellen Selbstbestimmung, in den Dienst der Gegenreformation zu ziehen, die Völker und die Regierungen so weit zu bringen, daß sie sich mit vermeintlicher Freiheit der Knechtschaft fügten. So kam es denn bald genug dahin, daß nicht blos keine Theologie, sondern auch keine Philosophie mehr gelehrt werden durfte, die von den mittelalterlichen Auctoritäten und der kirchlich approbirten Auffassung dieser Auctoritäten abwich; daß auch die Natur- und Geschichtsforschung argwöhnisch überwacht, einer strengen und im einzelnen, wie natürlich, oft höchst willkürlichen Censur unterworfen wurde. Aber deshalb wollte die Kirche doch nicht allein auf den Schein der Wissenschaft, sondern auch auf die Wissenschaft selbst nicht verzichten: theils weil sie die Unentbehrlichkeit derselben für ihre eigenen Zwecke einsah, theils aber auch, weil die maßgebenden kirchlichen Kreise von den wissenschaftlichen Interessen der Zeit doch selbst zu tief berührt waren, um sich ihrem Einfluß entziehen zu können. So wenig daher die Kirchengewalt eine freie Forschung zu dulden vermochte, so wenig konnte sie ihr doch mit der vollen Entschiedenheit ihres Princips entgegentreten; andererseits aber waren auch die Vertreter der Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche mit wenigen Ausnahmen theils durch äußere Rücksichten, theils durch die anerzogene Verehrung der kirchlichen Auctorität zu vielfach gebunden, um sich ihr ganz unabhängig gegenüberzustellen.

Diese Zustände muß man sich vergegenwärtigen, wenn man das Verhältniß Galilei's zu der Kirche seiner Zeit verstehen will. So tief der innere Gegensatz seiner naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung und der kirchlichen Dogmatik an sich selbst war, so entwickelte er sich doch nur allmählich, unter vorsichtiger Zurückhaltung von beiden Seiten, zum förmlichen Kampfe. Nachdem es Galilei von seinem Vater mit Mühe erreicht hatte, daß er statt der gewerblichen die gelehrte Laufbahn einschlagen und dann von der Medicin zu den Naturwissenschaften übergehen durfte, hatte er schon frühe durch hervorragende Leistungen die Blicke auf sich gezogen, und im Jahre 1589 eine Professur in Pisa erhalten; und wenn ihm dieselbe auch nur auf drei Jahre übertragen war, und durch den Neid seiner Collegen und die Intriguen einflußreicher Feinde noch vor Ablauf dieser Zeit wieder verleidet wurde, so haben doch diese wenigen Jahre durch die Entdeckung der Fallgesetze für die Wissenschaft epochemachende Bedeutung erlangt. Im Jahre 1592 trat er als Professor an der Universität Padua in die Dienste der Republik Venedig. Er war damals, wie er 1597 an Kepler schreibt, schon seit vielen Jahren von der Wahrheit der copernicanischen Lehre überzeugt, die aber freilich noch längere Zeit nicht blos von den Theologen ganz allgemein, sondern auch von der großen Mehrzahl der Naturforscher verworfen und verspottet wurde, da für diese Aristoteles und Ptolemäus kaum geringere Auctoritäten waren, als für jene die Kirchenväter und die Bibel. Aber

so viele Beweise für das copernicanische System Galilei gesammelt hatte, so hatte er doch, wie er selbst sagt, nicht den Muth, sie öffentlich bekannt zu machen, um nicht ebenso, wie der Urheber dieses Systems, dem Spott der Masse anheimzufallen. Von theologischen Bedenken ist hier noch nicht die Rede; und nachdem ein Papst (Paul III.) die Widmung von Copernicus' Werk wohlgefällig aufgenommen hatte, nachdem dieses Werk seit einem halben Jahrhundert im Umlauf war, ohne von einer kirchlichen Censur betroffen zu werden, hätte man allerdings glauben sollen, man könne sich zu seinen Ergebnissen bekennen, ohne deshalb zum Ketzer zu werden. Aber doch sieht man schon an dieser Aeußerung, welches Wagniß in jener Zeit das Bekenntniß einer Wahrheit war, deren Bezweiflung heutzutage Niemand mehr einfällt, und welche Aengstlichkeit andererseits einem so hervorragenden Naturforscher wie Galilei durch die Macht der herrschenden Vorurtheile und die, wie es scheint, in seinem Naturell liegende Behutsamkeit aufgedrängt wurde.

Aber so vorsichtig er auch dem Zusammenstoß mit einer überlegenen Gewalt auswich: auf die Dauer ließ sich diesem Zusammenstoß nicht entgehen, und seine eigenen Entdeckungen waren es, die ihn herbeiführten. Nachdem ihn schon 1605 das plötzliche Erscheinen und Wiederverschwinden eines Fixsterns veranlaßt hatte, zum größten Anstoß für die Aristoteliker die Unveränderlichkeit des Himmelsgebäudes und eben damit der Sache nach jenen absoluten Gegensatz der himmlischen und der irdischen Welt zu bestreiten, der nicht allein im aristotelischen, sondern auch im kirchlichen Lehrsystem eine so große Rolle spielt, schuf er sich 1610 in dem Fernrohr das Werkzeug, welches ihm zu den folgenreichsten Entdeckungen den Weg bahnen sollte. Sein erster Erfinder war er allerdings nicht, aber auf die Nachricht hin, daß der Middelburger Optiker Hans Lipperhey ein solches Instrument verfertigt habe, wurde es von Galilei nacherfunden und erheblich verbessert, und es wurde von ihm zuerst auf die Beobachtung des Himmels angewendet. Mit diesem Hülfsmittel untersuchte er die Oberfläche des Mondes wie die Milchstraße, beobachtete eine Menge neuer Sterne und machte noch 1610 die wichtige Entdeckung der Jupiterstrabanten, der „mediceischen Sterne", wie er sie nannte. Noch ehe die Aufregung über diese Entdeckungen und der Streit über ihre Richtigkeit sich gelegt hatte, erschien der Ring des Saturn, zunächst unter der Form von zwei Nebensternen dieses Planeten, vor dem bewaffneten Auge des Astronomen, und noch in demselben, an neuen Aufschlüssen so reichen Jahre 1610 wurde den Gegnern des copernicanischen Systems durch den Nachweis, daß die Venus in ihrer Gestalt einen ähnlichen Wechsel zeige, wie der Mond, eines ihrer scheinbarsten Argumente entwunden, während bald darauf in den Sonnenflecken eine Erscheinung aufgezeigt wurde, aus der Galilei später die Achsendrehung der Sonne erschloß.

Es ist erklärlich, wenn diese rasch aufeinander folgenden glänzenden Entdeckungen den leidenschaftlichen Widerspruch aller Derer hervorriefen, welche ihren eigenen Ruhm durch dieselben verdunkelt oder das, was ihnen bisher für eine unumstößliche Wahrheit gegolten hatte, gefährdet sahen. Und gerade in diesem Zeitpunkt trat Galilei aus dem Dienste der Republik aus, die ihm ihren Schutz gegen die Angriffe der Kirchengewalt schwerlich versagt hätte, um einem

Rufe zu folgen, den sein früherer Schüler, der Großherzog von Toscana, Cosmus II., an ihn ergehen ließ. Im Herbst 1610 verließ er Padua und ging als erster Professor der Mathematik zu Pisa und erster Philosoph bei der Person des Großherzogs nach Florenz. Aber so glänzend die Stellung war, die ihm hier geboten wurde, so unsicher war doch der Boden, auf den er sich begab, da die Jesuiten in Florenz selbst zu Lebzeiten des jungen Großherzogs sehr viel vermochten, und nach seinem Tode (1621) die Regierung ihrem Einfluß völlig anheimfiel. Doch gelang es den Gegnern des großen Naturforschers nicht so schnell, die geistlichen Gerichte gegen ihn in Bewegung zu setzen, und nur in der Ferne sammelten sich, anfangs kaum sichtbar, die Wolken, welche sich schließlich so vernichtend über ihn entladen sollten. Als Galilei 1611 auf Kosten seines Fürsten nach Rom reiste, um im leitenden Mittelpunkt der Kirche den Vorurtheilen gegen seine Lehre entgegenzutreten, deren Gefährlichkeit er sich nicht verbergen konnte, wurde er dort auf's ehrenvollste empfangen, und die Gelehrten, von denen der berühmte Cardinal Bellarmin ein Gutachten über seine astronomischen Entdeckungen einholte, bestätigten übereinstimmend die Richtigkeit der von ihm behaupteten Thatsachen. Gleichzeitig warf aber freilich bereits auch die Congregation des heiligen Officiums ihr wachsames Auge auf den Neuerer, indem sie Erkundigungen darüber einzog, ob nicht vielleicht in dem eben gegen Cremonini (der übrigens zu Galilei's entschiedensten Gegnern gehörte) schwebenden Proceß sein Name erwähnt worden sei; und die Peripatetiker, deren Zorn er durch folgenreiche physikalische Entdeckungen immer neuen Nahrungsstoff zuführte, unterließen es nicht, die Unvereinbarkeit seiner Ansichten mit der Kirchenlehre und der Bibel von Zeit zu Zeit zur Sprache zu bringen. Aber noch 1613, als er in einer Streitschrift gegen den Jesuiten Scheiner über die Sonnenflecken sich offen für die copernicanische Theorie erklärte, nahmen Cardinäle und hohe päpstliche Beamte daran nicht blos keinen Anstoß, sondern gaben ihm zum Theil selbst ausdrücklich ihre Beistimmung zu erkennen.

Die erste Veranlassung zu einer kirchlichen Untersuchung gegen Galilei gab ein Schreiben des letzteren an seinen Schüler und Freund, P. Castelli. Die bigotte Großherzogin Mutter von Toscana war gegen die Lehre Galilei's als schriftwidrig aufgehetzt worden, und Castelli hatte dieselbe, da er von ihr befragt wurde, lebhaft vertheidigt. Als er Galilei davon Mittheilung machte, antwortete ihm dieser in einem Schreiben, worin er zunächst zwar die Hereinziehung der Theologie in naturwissenschaftliche Untersuchungen entschieden mißbilligte, dann aber in Betreff der bekannten Stelle im Buch Josua auseinander setzte, daß die Bibel in diesem wie in vielen anderen Fällen bei Dingen, die das Seelenheil nichts angehen, der gewöhnlichen Sprach- und Denkweise folge, daß jene Stelle auch von den Anhängern des Aristoteles und Ptolemäus nicht wörtlich verstanden werde, da ja der Tagesumlauf der Sonne nach ihrem System nicht durch ihren eigenen Stillstand, sondern nur durch den der Fixsternsphäre hätte verlängert werden können, daß sich endlich selbst der Wortlaut der Stelle durch eine Hypothese, die bei Galilei freilich nur ein Nothbehelf für die Schwachen am Geiste, nicht seine wirkliche Meinung ist, mit dem copernicanischen System in Einklang bringen lasse. Dieses Schreiben wurde von Castelli in der besten

Meinung abschriftlich verbreitet; aber die Gegner wußten es so zu verdrehen und so viel Gift daraus zu saugen, daß es sich zur Handhabe für öffentliche Ausfälle und geheime Denunciationen gegen den großen Astronomen gebrauchen ließ. Der Dominicaner Caccini gab das Zeichen zum Kampfe mit jener berüchtigten Capucinerpredigt, der er die Worte der Apostelgeschichte zu Grunde legte: viri Galilaei quid statis aspicientes in coelum (ihr galiläischen Männer, was steht ihr da und seht gen Himmel)? Ein anderer Dominicaner, Lorini, überschickte eine Abschrift des Briefes mit einem denunciatorischen Begleitschreiben an das heilige Officium. Doch gelang es Galilei, beide Angriffe vorerst noch abzuschlagen. Caccini's Predigt wurde durch Ignoriren unschädlich gemacht, das Original des galileischen Schreibens, nach dem die Inquisition fahndete, nicht ausgeliefert; und als Caccini zur Zeugenaussage nach Rom citirt wurde, brachte er so nachweisbare Unwahrheiten vor, daß die Inquisitoren darauf verzichteten, das gegen Galilei eröffnete Verfahren, von welchem bis dahin weder dieser selbst noch seine hochstehenden römischen Freunde das geringste erfahren hatten, weiter zu verfolgen.

Nichtsdestoweniger waren es diese Vorfälle, welche den florentinischen Naturforscher in die erste unliebsame Berührung mit dem römischen Glaubensgericht brachten. Bei dem Aufsehen, das die Sache gemacht hatte, schien es Galilei und seinen Freunden zweckmäßig, zu den ungerechten und gefahrdrohenden Angriffen, denen er fortwährend ausgesetzt war, nicht länger zu schweigen. In der Form eines Schreibens an die verwittwete Großherzogin ließ er eine ausführliche Vertheidigung erscheinen, welche von den gleichen Gesichtspunkten ausging, wie früher der Brief an Castelli. Aber so angelegentlich er sich gegen die Absicht verwahrte, sich mit diesem Schreiben in einen theologischen Streit einzulassen, so einleuchtend er nachwies, daß das eigene Interesse der Kirche ihr verbiete, den unleugbaren Thatsachen und den unvermeidlichen Schlüssen aus den Thatsachen ihr Veto entgegenzusetzen; so feierlich er betheuerte, daß er jeden etwaigen Irrthum in Sachen des Glaubens sofort zu berichtigen bereit sei, und daß er sich der Entscheidung der geistlichen Oberen über das copernicanische System unterwerfe: damit war die Thatsache nicht beseitigt, daß er selbst ein entschiedener Anhänger dieses Systems war, daß er unwiderlegliche Beweise seiner Wahrheit zu besitzen glaubte, daß er die entgegenstehenden Schriftstellen anders erklärte, als sie bis dahin in der Kirche allgemein erklärt worden waren, und daß er es offen aussprach: der Papst habe zwar die unbedingte Gewalt, naturwissenschaftliche Gesetze gutzuheißen oder zu verdammen, aber daß sie wahr oder falsch werden, könne kein Mensch bewirken. Galilei selbst täuschte sich nicht darüber, daß seine Antwort die Gegner nicht zum Schweigen gebracht hatte; um ihren Umtrieben entgegen zu wirken, ging er zu Ende des Jahres 1615 — nicht auf eine Vorladung, wie später behauptet worden ist, sondern aus freien Stücken — nach Rom. Indessen gelang ihm nur seine persönliche Rechtfertigung; dagegen hatten seine eifrigen Bemühungen, die entscheidenden Persönlichkeiten und Behörden von der Wahrheit der copernicanischen Theorie zu überzeugen, keine Aussicht auf Erfolg. Denn um die wissenschaftliche Wahrheit handelte es sich ja für diese überhaupt nicht, sondern lediglich um die Frage, was dem An-

sehen und Interesse der „Kirche", d. h. der römischen Hierarchie, am besten entspreche, und ebensosehr bei den meisten ohne Zweifel darum, was sie in ihren hergebrachten Vorstellungen am wenigsten störe. Je emsiger vielmehr Galilei seine Sache betrieb, um so mißtrauischer wurden die Kirchenbehörden. Am 24. Februar 1616 wurde in einem Gutachten der päpstlichen Theologen die Erklärung abgegeben: die Behauptung, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei und sich nicht bewege, sei nicht allein thöricht und absurd, sondern auch formell häretisch und im ausdrücklichen Widerspruch mit vielen Stellen der heiligen Schrift; die Lehre, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt sei und sich bewege, wissenschaftlich genommen ebenso absurd, sei mindestens für einen Glaubensirrthum zu halten. Auf Grund dieses Gutachtens wurde Cardinal Bellarmin von dem Papste beauftragt, Galilei zu ermahnen, daß er diese Meinung verlasse; sollte er sich dessen weigern, so solle ihm zu Protokoll eröffnet werden, daß er dieselbe bei Strafe der Einkerkerung nicht lehren, vertheidigen oder besprechen dürfe. Gleichzeitig wurde, mit einigen Schriften von Anhängern seines Systems, auch das epochemachende Werk des Copernicus bis zur Verbesserung der darin enthaltenen Irrthümer verboten. Galilei nahm Bellarmin's Ermahnung, wie dieser selbst berichtet, ohne Widerspruch hin, und in Folge davon beschränkte sich der Cardinal darauf, ihm die Verordnung mitzutheilen, derzufolge die copernicanische Lehre von der Bewegung der Erde nicht vertheidigt oder behauptet*) werden sollte, ohne daß ihm doch in dieser Beziehung ein Versprechen abgenommen oder das specielle Verbot ertheilt worden wäre, jene Lehre in gar keiner Weise, auch nicht einmal als Hypothese, vorzutragen. Eine angebliche Urkunde, welche das letztere behauptet, ist, wie sogleich gezeigt werden wird, gefälscht.

Hiemit hatte die römische Curie zu der großen astronomischen Streitfrage des Jahrhunderts Stellung genommen. Die Bewegung der Erde um die Sonne war für eine schriftwidrige Lehre, eine formelle Ketzerei erklärt; sie sollte von keinem katholischen Christen behauptet oder vertheidigt werden. Es war einem Anhänger dieser Lehre vielleicht noch möglich, den Buchstaben dieses Verbots auf irgend einem künstlichen Wege zu umgehen, seine Ansicht so zu verstecken und zu verclausuliren, daß sie ohne directe Verletzung desselben erkennbar gemacht wurde; aber es war ihm innerhalb der römischen Kirche nicht mehr gestattet, sich offen zu ihr zu bekennen, und auch die versteckten Andeutungen konnten nur so lange vorhalten, als es der Kirchengewalt gefiel, sie zu ignoriren: das Schwert der kirchlichen Censur hing über ihm an einem Faden, der jeden Augenblick abgerissen werden konnte. Es galt dies in erster Reihe natürlich von dem Manne, auf den es bei der ganzen Procedur vorzugsweise abgesehen gewesen war, von Galilei. Er hatte für seine Person zunächst nichts zu befürchten, wie er denn auch noch einige Monate unangefochten in Rom blieb. Aber seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit war der Lebensnerv unterbunden, und jeder Versuch, diese

*) So nämlich, nicht mit „festhalten", noch weniger mit „fürwahrhalten", ist das tenere der lateinischen und italienischen Texte zu übersetzen. Es handelt sich dabei nicht um die Ansicht als solche, sondern um das Aufrechthalten derselben abweichenden Ansichten gegenüber; statt tenere steht daher auch docere.

Fessel zu lösen, konnte nur neue und schlimmere Verwickelungen herbeiführen. Wenn man sieht, wie unterwürfig er unmittelbar nach seiner Zurückkunft aus Rom in dem Zueignungsschreiben einer Abhandlung über Ebbe und Fluth die höhere Einsicht der geistlichen Oberen anerkennt, welche ihn über die Unzulässigkeit der copernicanischen Ansicht belehrt habe, wie er seine festeste Ueberzeugung als einen Traum behandelt, aus welchem die Stimme des Himmels ihn erweckt habe, so kann man sich allerdings über seine spätere Abschwörung weniger wundern; aber, wie auch der Verfasser S. 124 bemerkt, man weiß kaum, was mehr empört, diese unwürdige Verleugnung der Wahrheit im Munde eines so hervorragenden Forschers, oder der eiserne Glaubensdespotismus, der sie ihm abpreßte. So viel erreichte er aber allerdings auf diesem Wege, daß er selbst der Curie weniger gefährlich erschien, als es sonst wol der Fall gewesen wäre; und als er aus Anlaß des Kometen des Jahres 1618 in einen langwierigen Streit mit einem Jesuiten verwickelt wurde, denuncirten ihn seine Gegner vergeblich wegen seiner meisterhaften Streitschrift: il Saggiatore, in der er aber freilich das copernicanische System mit ausdrücklichen Worten verleugnet hatte, während er es indirect in Schutz nahm. Sechs Jahre später, 1624, wurde er bei einer Reise nach Rom in dieser Stadt, und namentlich auch von dem neuen Papst selbst, dem stolzen und herrischen Urban VIII., mit der größten Auszeichnung behandelt, und in einem Schreiben an den Großherzog von Toscana wußte Urban nicht allein seine wissenschaftlichen Verdienste, sondern auch seine Tugend und Frömmigkeit nicht genug zu rühmen. Die Hoffnung freilich, daß es ihm gelingen werde, die Zurücknahme der Decrete vom Jahre 1616 zu erwirken, erwies sich bald als eine Täuschung. Aber wurde ihm auch nicht gestattet, das copernicanische System als Wahrheit zu behaupten, so mochte er doch immerhin glauben, daß man ihn nicht verhindern werde, es als Hypothese, unter Angabe seiner Gründe, der Welt vorzulegen, wenn er nur zugleich der Kirchenbehörde die letzte Entscheidung vorbehielt; und da nach allen ihm zukommenden Nachrichten die für ihn günstige Stimmung an höchster Stelle Bestand hatte, wagte er es schließlich, in seinem berühmten „Dialog über die beiden wichtigsten Weltsysteme" das ihm aufgedrungene Stillschweigen über diese Frage mit einem Werke zu brechen, welches dieselbe nach allen Seiten so eingehend besprach, daß alle auf sie bezüglichen Ergebnisse seiner langen und so außerordentlich fruchtbaren Forscherthätigkeit zu einem Ganzen von überwältigender Wirkung zusammengefaßt wurden.

Galilei hatte in dieser Schrift alles mögliche gethan, um seinen Zweck ohne eine förmliche Verletzung der kirchlichen Verbote zu erreichen und sich den geistlichen Behörden gegenüber den Rücken zu decken. Er hatte ihr die Form eines Gesprächs gegeben, in dem beide Theile ihre Ansichten entwickeln und vertheidigen, ohne daß es doch zur abschließenden Entscheidung käme. Er hatte auf's ausdrücklichste versichert, daß ihn zu ihrer Abfassung nur die Absicht bewogen habe, den Vorwurf zu widerlegen, als ob die römische Curie ihre früheren Aussprüche ohne genaue Kenntniß der Streitfrage gethan hätte. Er hatte bereitwillig eingeräumt, daß die Ansicht, deren Wahrheit ihm doch unzweifelhaft feststand, vielleicht nur ein leerer Einfall sein möge. Er hatte mit einer Resignation,

mit der es ihm unmöglich Ernst sein konnte, erklärt, die definitive Entscheidung sei weder von der Mathematik noch von der Physik, sondern nur von einer „höheren Einsicht", natürlich der des Papstes, zu erwarten. Er hatte sich alle Veränderungen und Zusätze, welche die geistlichen Censoren für gut fanden, ohne Widerrede gefallen lassen. Aber seiner ganzen Anlage und Tendenz nach konnte das Werk doch nur den Eindruck der schlagendsten Vertheidigung des copernicanischen Systems machen; und diese Wirkung war um so gefährlicher, da es so klar und so glänzend geschrieben war, daß sich jeder Gebildete aus demselben von der Wahrheit dieses Systems leicht überzeugen konnte. Kann man sich wundern, wenn die Gegner des Astronomen die Gelegenheit begierig ergriffen, ihn einer Uebertretung des Verbots vom Jahre 1616 anzuklagen, und wenn an entscheidender Stelle die Hüllen, hinter die er seine eigentliche Meinung versteckte, viel zu durchsichtig befunden wurden, um sich mit denselben zufrieden zu geben?

Schon das war von übler Vorbedeutung, daß dem Erscheinen seines Werkes alle möglichen formellen Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Nachdem er bereits 1630 die Druckerlaubniß für Rom erhalten hatte, dauerte es noch fast zwei Jahre, bis die Dialogen in Florenz erscheinen konnten, wo sie gedruckt werden mußten, weil wegen der in Florenz herrschenden Pest die Grenze gesperrt war und das Manuscript nicht nach Rom geschickt werden konnte; und so widerspruchslos sich der Verfasser allen den Forderungen gefügt hatte, an welche die Druckerlaubniß geknüpft wurde, bekam er schließlich doch noch den Vorwurf zu hören, er habe die ihm gestellten Bedingungen verletzt. Der Erfolg des Werkes war nun allerdings ein ganz durchschlagender; nur um so größer war aber auch die Bestürzung und Erbitterung der Gegner, nur um so rastloser die Thätigkeit der Jesuiten, welche die Leitung des Angriffs in die Hand nahmen. Und ihre Hand läßt sich auch in der Art, wie er geführt wurde, nicht verkennen. Nicht zufrieden mit der Anklage gegen den sachlichen Inhalt der Gespräche, wußte man auch dem eiteln und gegen persönliche Verletzungen unversöhnlichen Papste die Meinung beizubringen, mit dem Simplicius (der Name eines bekannten Aristoteleserklärers), dem Galilei die mißlungene Vertheidigung der peripatetischen Lehre in den Mund gelegt hatte, sei *er* gemeint, so wenig auch in Wahrheit daran gedacht werden konnte. Noch viel schlimmer aber ist es, daß zum Zweck der jetzigen Anklage gegen Galilei *die Acten der Untersuchung von 1616* von unbekannter Hand *gefälscht* wurden. In diesen Acten befindet sich nämlich eine Aufzeichnung, der zufolge Galilei den 26. Februar 1616, nach der ihm von Bellarmin ertheilten (S. 8 besprochenen) Ermahnung, von dem Generalcommissär der Inquisition im Namen des Papstes der Befehl ertheilt worden wäre, die Meinung, daß die Erde sich bewege, „gänzlich zu verlassen" und in's künftige nicht mehr „in irgend einer Weise", mündlich oder schriftlich, zu lehren oder zu vertheidigen, und Galilei diesem Befehl zu gehorchen versprochen hätte; und diese Aufzeichnung bildete in dem Proceß des Jahres 1633 die Grundlage für die Anschuldigung, daß Galilei einem ausdrücklichen päpstlichen Befehle zuwidergehandelt, ein förmliches Versprechen gebrochen, bei der Vorlegung des Manuscripts seiner „Gespräche" das ihm früher ertheilte Verbot ver-

heimlicht und dadurch die Druckerlaubniß erschlichen habe. Allein jenes angebliche Actenstück entbehrt schon in seiner äußeren Form jeder Beglaubigung: es trägt weder eine Unterschrift noch sonst eine Beurkundung irgend welcher Art, wie sie doch einer amtlichen Aufzeichnung unmöglich fehlen könnte; es ist überhaupt so beschaffen, daß man nicht begreift, wie die Richter Galilei's in gutem Glauben ein so formloses Schriftstück als eine Urkunde von unantastbarer Zuverlässigkeit ihrem Vorgehen gegen den Angeklagten zu Grunde legen konnten, ohne es diesem auch nur vorzuzeigen und ihm zu einer Erklärung darüber Gelegenheit zu geben. Es steht ferner in seinem Inhalt mit zwei (von dem Verfasser S. 400 und 402 mitgetheilten) unzweifelhaft echten Urkunden, dem Protokoll der Congregation des heiligen Officiums vom 3. März 1616 und der Erklärung Bellarmin's vom 26. Mai 1616, in einem unauflöslichen Widerspruch. Es ist ebenso unvereinbar mit den Erklärungen Galilei's, der nicht nur in seinem Verhör und seiner Vertheidigungsschrift, sondern auch in seinen Privatbriefen jederzeit, und unverkennbar mit voller Ueberzeugung, behauptet hat, es sei ihm im Jahre 1616 zwar das Verbot mitgetheilt worden, die Erdbewegung absolut, als ausgemachte Wahrheit zu lehren, nicht aber das Verbot, sie in irgend einer Weise, auch nicht als astronomische Hypothese, vorzutragen, und der auch nur Bellarmin, nicht den Commissär der Inquisition, als Denjenigen nennt, von dem ihm diese Eröffnung gemacht wurde. Es ist endlich ganz undenkbar, daß den päpstlichen Censoren, die mit Galilei's Dialogen Jahre lang beschäftigt waren, von dem früher an diesen ergangenen Verbot, das copernicanische System „in irgend einer Weise" zu vertheidigen, gar nichts bekannt gewesen wäre; daß unter den vielen, in die früheren Verhandlungen über Galilei eingeweihten Personen, welche das Erscheinen seines Werkes zu verhindern suchten, und welche auch wirklich an seiner Unterdrückung das höchste Interesse hatten, nicht ein einziger an das frühere Verbot erinnert haben sollte, mit dem die ganze Sache abgemacht gewesen wäre; daß schon wenige Jahre nach dem ihm angeblich so feierlich ertheilten Verbot von 1616, bei den Verhandlungen über seinen Saggiatore, in dem er zum copernicanischen System im Wesentlichen die gleiche Stellung eingenommen hatte, wie in dem Dialog, Ankläger und Richter jenes Verbot vollständig vergessen, jene sich nicht darauf berufen, diese die Anklage trotz desselben zurückgewiesen haben sollten. Es liegt vielmehr am Tage: dieses unbedingte und specielle Verbot ist an Galilei gar nie ergangen, und wenn zuerst Emil Wohlwill in einer Abhandlung vom Jahre 1870 den Bericht über dasselbe mit guten Gründen für eine Fälschung erklärt hat, und Gebler ihm beistimmt, so wird jede neue Untersuchung des Gegenstandes dieses Ergebniß nur bestätigen können.

Im Februar 1632 war Galilei's Dialog erschienen. Ein Halbjahr später wurde vom Papst eine eigene Commission zur Prüfung dieses Werkes niedergesetzt und auf den Bericht derselben, in dem die eben besprochene, jetzt erst „aufgefundene" Aufzeichnung die Hauptrolle spielt, trotz der angelegentlichen Verwendung des Großherzogs von Toscana und seines Gesandten, Galilei durch den Inquisitor in Florenz vor das heilige Officium in Rom vorgeladen. Krank und gebrochenen Muthes machte der neunundsechzigjährige Mann vergebliche

Anstrengungen, eine Verlegung der Untersuchung nach Florenz oder wenigstens einen längeren Aufschub zu erwirken; seine flehentlichen Bitten machten ebensowenig Eindruck, als die Vorstellungen seines Fürsten; und um der Anwendung einer Gewalt zu entgehen, gegen welche ihn dieser zu schützen weder die Macht noch den Muth gehabt hätte, machte er sich den 20. Januar 1633 auf den Weg. In Rom wurde er nun zwar für einen Untersuchungsgefangenen der Inquisition mit ungewöhnlicher Milde behandelt: er wurde nur zweimal, im ganzen 17 Tage, in einer anständigen Haft im Palast des heiligen Officiums zurückgehalten, die ganze übrige Zeit wohnte er bei dem toscanischen Gesandten; in einem eigentlichen Kerker saß er nie, und der verbreiteten Angabe, daß die Folter gegen ihn angewandt worden sei, liegt nur die Thatsache zu Grunde, daß er in seinem letzten Verhör, als das Urtheil bereits feststand, unter Androhung der Folter aufgefordert wurde, die Wahrheit zu sagen. Aber auf den schließlichen Ausgang seines Processes hatte dieses keinen Einfluß. Galilei hatte erst daran gedacht, seine Ansichten vor dem geistlichen Gericht mit wissenschaftlichen Gründen zu vertheidigen; aber der toscanische Gesandte, der sich seiner während dieser ganzen Zeit unermüdlich auf's wohlwollendste annahm, rieth entschieden davon ab, und er selbst war so niedergebeugt und vernichtet, daß er jeden Versuch eines Widerstands aufgab und seine ganze Vertheidigung nur noch darauf berechnete, seine Richter durch Unterwürfigkeit zu gewinnen und sie zu überzeugen, daß er niemals die Absicht gehabt habe, die Lehre von der Erdbewegung anders als hypothetisch vorzutragen. Ja er ging hierin so weit, daß er behauptete, vor 1616 habe er zwar das copernicanische so gut wie das ptolemäische System für zulässig gehalten, ohne sich für das eine oder das andere zu entscheiden; seit aber in jenem Jahre die Weisheit seiner kirchlichen Vorgesetzten sich für die Wahrheit des ptolemäischen ausgesprochen habe, sei dieselbe auch ihm vollkommen gewiß und unzweifelhaft; auch in seinen Dialogen sei er durchaus nur darauf ausgegangen, die Beweise für die Lehre von der Erdbewegung zu widerlegen, und da er bemerke, daß er dies dort nicht deutlich genug gethan habe, sei er bereit, in einer Fortsetzung derselben den Ungrund jener falschen und von der Kirche verworfenen Meinung auf's nachdrücklichste darzuthun. Diese Unwahrheiten waren nun allerdings zu handgreiflich, um ihm etwas zu nützen. Den 22. Juni 1633 wurde Galilei in der Kirche St. Maria sopra Minerva, derselben, welche der Christus seines großen Landsmanns Michel Angelo schmückt, vor einer feierlichen Versammlung geistlicher Würdenträger sein Urtheil verlesen. Es lautete im wesentlichen dahin, daß er sich durch seine Vertheidigung der copernicanischen Lehre der Ketzerei sehr verdächtig gemacht habe; daß ihm zwar die übrigen Strafen, welchen er dadurch verfallen würde, unter der Bedingung einer aufrichtigen Abschwörung und Verfluchung seiner Irrthümer erlassen werden sollen; daß aber nicht allein sein Buch verboten, sondern auch er selbst für eine nach dem Ermessen des heiligen Officiums zu bestimmende Zeitdauer zum Kerker verurtheilt werde und drei Jahre lang wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen zu sprechen habe. Dem Urtheil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Unmittelbar nach der Verlesung desselben mußte Galilei auf den Knieen in einer eidlichen Erklärung nicht allein bekennen, daß er einem

Verbot, das nie an ihn ergangen war, zuwidergehandelt habe, sondern er mußte auch den Irrthum von der Bewegung der Erde abschwören und verfluchen, und Jeden, der sich der Ketzerei (d. h. im vorliegenden Falle der Anhänglichkeit an das copernicanische System) verdächtig mache, der Inquisition zu denunciren versprechen. Nach diesem moralischen Selbstmord wurde dann allerdings die Kerkerstrafe dahin gemildert, daß er zuerst in der Villa des Großherzogs von Toscana auf Trinita dei Monti bei Rom, dann in dem Palast seines Freundes, des Erzbischofs Piccolomini in Siena, und seit dem Ende des Jahres 1633 in der Villa Arcetri bei Florenz internirt wurde. Hier entstanden die letzten großen Arbeiten, mit denen dieser rastlose Geist von unzerstörbarer Elasticität die Wissenschaft bereicherte. Aber er war und blieb der Gefangene der Inquisition. Die Bitte, nach Florenz übersiedeln zu dürfen, wurde dem Kranken in der härtesten Form abgeschlagen, alle Verwendungen für seine vollständige Begnadigung waren erfolglos, und erst im Februar 1638, als er vollständig erblindet und in einem so elenden körperlichen Zustand war, daß sein Ende unmittelbar bevorzustehen schien, erhielt er die Erlaubniß, seine Wohnung in Florenz wieder zu beziehen, jedoch mit dem Zusatz, daß er bei Strafe lebenslänglicher Einkerkerung und Excommunication keinen Ausgang in die Stadt mache und mit Niemand über die Lehre von der doppelten Erdbewegung spreche. Indessen kehrte er schon zu Ende des Jahres, wie es scheint unfreiwillig, nach Arcetri zurück. Hier lebte er noch volle drei Jahre. Er starb am 8. Januar 1642, in demselben Jahre, in dem Newton geboren wurde. Aber selbst den Todten gab die Macht, welche den Lebenden verfolgt hatte, nicht frei. Nur in der Stille durfte er beigesetzt werden, kein Denkstein bezeichnete sein Grab. Erst 1737 konnte seine letztwillige Verordnung, nach der er in der Kirche Sta. Croce in Florenz ruhen wollte, ausgeführt, jetzt erst dem großen Naturforscher neben Michel Angelo und Machiavelli ein Denkmal gesetzt werden.

Als der Asche Galilei's diese späte Ehrenerklärung zu Theil wurde, war der Sieg des Systems, für das er gekämpft und gelitten hatte, schon längst außer Frage. Die Kirchengewalt selbst, welche dieses System vor einem Jahrhundert in dem florentinischen Naturforscher verurtheilt hatte, gab den Widerstand dagegen auf, nachdem sich seine absolute Erfolglosigkeit unzweifelhaft herausgestellt hatte; wenn sie sich auch erst 1757 entschloß, das Decret vom 5. März 1616 aufzuheben, und erst 1835 die Werke des Copernicus, Galile und Kepler aus dem Index entfernt wurden. Für die Unfehlbarkeit der Kirch und ihres Oberhauptes war freilich dieser Wechsel ihrer Ansichten über ein Frage, der sie selbst so großes Gewicht beilegte, nicht unbedenklich; und de Umstand, daß weder ein Papst noch ein ökumenisches Concil, sondern nur di päpstlichen Theologen und die Congregation des heiligen Officiums die Lehr des Copernicus formell verdammt hatten, ist hiebei von untergeordneter Bedeutung. Es bleibt doch immer die Thatsache bestehen, daß dasselbe, was i 19. Jahrhundert mit ausdrücklicher päpstlicher Zustimmung für zulässig un unanstößig erklärt ist, im 17. mit dem Vorwissen und der Genehmigung vo zwei Päpsten als ketzerisch und schriftwidrig verboten wurde. Bellarmin, der i diesen Dingen doch auch Bescheid wußte, bezeichnet das Verbot, welches e

Galilei auf Befehl des Papstes zu eröffnen hatte, ganz einfach als „die von unserem Herrn abgegebene und von der Congregation des Index publicirte Erklärung"; und nach der Verurtheilung Galilei's, die ja nur wegen seiner Vertheidigung der copernicanischen Lehre erfolgt war, wurde das Urtheil, in das die Entscheidung der päpstlichen Theologen vom Jahre 1616 wörtlich aufgenommen ist, an alle katholischen Nunciaturen Europa's und an alle Bischöfe und Inquisitoren Italiens zur Publicirung versendet. Es liegt am Tage, daß dieses, vollends unter einem Selbstherrscher, wie Urban VIII., nur auf päpstlichen Befehl geschehen konnte, und daß ein solcher Befehl ein rein amtlicher Act war; daß daher die Ausflucht (von der selbst Gebler S. 298 Gebrauch macht), Paul V. und Urban VIII. hätten nur als Privatpersonen, nicht in dem amtlichen Charakter, auf den ihre Unfehlbarkeit sich bezieht, der Verdammung der Lehre von der Erdbewegung zugestimmt, ganz unhaltbar ist. Aber eine unbefangene Geschichtsbetrachtung wird die wechselnde Stellung, welche die Kirche zu der großen astronomischen Streitfrage einnahm, nur natürlich finden können. Sie hat sich den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung gefügt, als ihr kein anderer Ausweg mehr übrig blieb, aber sie hat sich möglichst lange dagegen gesträubt, und sie ist ihnen offen entgegengetreten, so lange sie sich von diesem Vorgehen einen Erfolg versprach. Von ihrem Standpunkt aus war dies ganz folgerichtig. Galilei war freilich der Meinung, das copernicanische System lasse sich mit der heiligen Schrift und der Kirchenlehre ohne Mühe in Uebereinstimmung bringen; er wußte in dem Verbot dieses Systems nur Mißverständniß und Intrigue zu sehen, und glaubte fortwährend, ein guter Katholik bleiben zu können, wenn er sich mit dem Buchstaben dieses Verbots nur irgendwie abfand, mochte er ihm auch in der Sache noch so augenscheinlich zuwiderhandeln. Allein dies war nur eine Täuschung ähnlicher Art, wie die unserer Altkatholiken, wenn sie meinten, ohne einen wirklichen Bruch mit ihrer Kirche sich der Anerkennung der vaticanischen Decrete entziehen zu können, und sich hinter allerlei formale Einwendungen gegen die Rechtsgültigkeit dieser Decrete verschanzten. Hätte Galilei auch materiell ganz Recht gehabt, hätte seine Lehre in Wahrheit dem Glauben der Kirche und den Aussprüchen der heiligen Schrift auf keinem Punkt widersprochen, so war doch auf katholischem Standpunkt das schon unerlaubt, daß er sie überhaupt noch festhielt, nachdem sie von der obersten Kirchenbehörde verworfen war, daß er die Verordnung von 1616 fortwährend zu umgehen versuchte. Aber diese Lehre war in Wirklichkeit für die Kirche gar nicht so ungefährlich, wie ihr Vertheidiger annahm. Die bekannten Bibelstellen hätten ihr freilich an sich kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt; mit ihnen hätte man, wenn man gewollt hätte, damals so gut fertig werden können, wie man später mit ihnen fertig geworden ist, und es war auf dem Standpunkt des Bibelglaubens ein ganz annehmbarer und vernünftiger Ausweg, wenn Galilei der Meinung war, so weit sie dem astronomischen Thatbestand widersprechen, müsse man eine Anbequemung der Verfasser an die gewöhnliche Ausdrucks- und Vorstellungsweise annehmen. Aber die Kirchenlehrer waren bisher ohne Ausnahme anderer Ansicht gewesen, sie hatten weder die Bewegung der Sonne um die Erde, noch die buchstäbliche Auffassung der Schriftstellen bezweifelt, welche

dieselbe voraussetzten. Da war es für die Auctorität der Kirche und ihrer Tradition, diesen Grundstein der katholischen Dogmatik, nicht gleichgültig, wenn nun von ihr verlangt wurde, daß sie eine bisher unwidersprochene Annahme und eine seit anderthalbtausend Jahren ausnahmslos festgehaltene Schrifterklärung mit der entgegengesetzten vertausche. Nach katholischen Grundsätzen ist für wahr zu halten, was immer und überall und von allen geglaubt worden ist (quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est); was war aber bis auf Copernicus allgemeiner geglaubt worden, als der Umlauf der Sonne um die Erde? Und auch das kann man nicht sagen, daß es sich hiebei nur um eine naturwissenschaftliche, nicht um eine theologische Frage gehandelt habe. Nicht allein wegen des Einflusses, den das astronomische System in diesem Fall auf die Bibelerklärung haben mußte, welche die Kirche jederzeit als ihr Privilegium eifersüchtig gehütet hat, sondern noch weit mehr wegen seines Einflusses auf die gesammte Weltanschauung. Diese naturwissenschaftliche Forschung, diese Erklärung der Thatsachen aus unabänderlichen Gesetzen, dieses Zurückgehen von der Ueberlieferung auf die eigene Beobachtung, diese kritische Stellung zu dem bisherigen Glauben der Menschen lag schon an und für sich nicht in der Richtung und in dem Interesse einer Kirche, die sich ganz und gar auf Auctorität gründen wollte, und selbst für das Widervernünftigste, wenn sie ihre Auctorität einmal dafür eingesetzt hatte, unbedingten Glauben verlangte. Das Bestreben des Naturforschers, alles in der Welt aus seinen natürlichen Ursachen zu erklären, ist das gerade Gegentheil jener Ungebundenheit, mit welcher die religiöse Phantasie auch das unmöglichste für wirklich annimmt, weil der göttlichen Allmacht kein Ding unmöglich sei. Es lautet für uns unglaublich schwach, wenn Papst Urban VIII. noch als Cardinal Barberini Galilei's (an sich verfehlter) Auseinandersetzung, daß sich Ebbe und Fluth nur aus einer Bewegung der Erde erklären lassen, den Einwurf entgegenhielt: da Gott allmächtig sei, könne er dieselben auch durch andere Ursachen bewirken (Gebler S. 198, 244); und es mag Galilei einige Selbstüberwindung gekostet haben, diesen kindlichen Einfall — auf den sich sein Urheber freilich nicht wenig zugute that, und es Galilei nie verzieh, daß er sich durch denselben nicht widerlegt fand — in seinem Dialog mit dem äußersten Ernst und Respect als einen „wahrhaft himmlischen und bewunderungswürdigen", von einer „sehr hochstehenden und gelehrten Persönlichkeit" herrührenden Beweisgrund zu behandeln. Aber dem Standpunkt der kirchlichen Theologie entspricht er vollkommen; für sie existirt keine Gesetzmäßigkeit des Naturzusammenhangs und daher auch kein Recht, von einer bestimmten Erscheinung auf eine bestimmte Ursache zu schließen, weil man nie weiß, ob sich die göttliche Allmacht in dem gegebenen Fall an die Analogie des sonstigen Geschehens gehalten hat. Auch in ihren materiellen Ergebnissen war aber die copernicanische Lehre für das kirchliche System höchst gefährlich. Wenn die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der Welt ist, so ist auch das Christenthum und die Kirche nicht mehr der Mittelpunkt der Weltgeschichte, so bleibt kein Ort mehr für den Himmel und die Hölle der christlichen Dogmatik; und wenn unser Planet nur ein Tropfen in dem Weltenmeer ist, werden seine Bewohner nicht mehr den Anspruch machen können, daß die Gottheit zu ihnen allein herabgekommen sei, um als Mensch geboren zu

werden, zu leben und zu sterben. Durch das copernicanische System war mit Einem Wort eine so durchgreifende Veränderung der Vorstellungen von der Welt und der Stellung der Menschheit in derselben gefordert, daß die bisherige Dogmatik durch dasselbe auf's tiefste und unwiderstehlichste erschüttert werden mußte, wie sie ja auch thatsächlich dadurch erschüttert worden ist. Läßt sich auch nicht annehmen, daß sich die Gegner Galilei's diesen Zusammenhang in seiner ganzen Tragweite irgendwie deutlich gemacht hatten, so hatten sie doch jedenfalls eine richtige Witterung von der Gefahr, welche ihnen von dieser Seite her drohte; und wenn sie sich gegen diese Gefahr nach Kräften zu schützen versuchten, so kann dies so wenig auffallen, daß man sich vielmehr (wie schon im Eingang dieses Artikels angedeutet wurde) weit eher darüber wundern könnte, daß dieselbe nicht früher und nachdrücklicher bekämpft wurde. Die Schrift des Copernicus war schon 73 Jahre erschienen, als sie im Jahre 1616 bis auf weiteres verboten wurde*), und die darin vorgetragene Theorie wurde auch jetzt noch als astronomische Hypothese geduldet, wiewol sie von den päpstlichen Theologen für häretisch und schriftwidrig erklärt war. Das letztere war nun offenbar eine Halbheit, die noch viel auffallender ist, als die siebzigjährige Connivenz gegen die Schrift und die Lehre des Copernicus. Diese erklärt sich daraus, daß man die Bedeutung seiner Untersuchungen nicht erkannte, und der Versicherung der Vorrede Glauben schenkte, welche Andr. Osiander dem Werke des sterbenden Astronomen beigefügt hatte, daß sein heliocentrisches System nur eine Hypothese zur Vereinfachung der astronomischen Berechnungen sein solle. Aber nachdem man dieses System mit aller Bestimmtheit als ketzerisch und schriftwidrig verurtheilt hatte, durfte man es consequenter Weise überhaupt nicht mehr, auch nicht hypothetisch, vortragen lassen; denn was der von Gott eingegebenen Schrift und der unfehlbaren Lehre der Kirche widerspricht, das kann nicht mehr als eine irgendwie zulässige oder mögliche Hypothese, sondern nur als ein verderblicher Irrthum behandelt, seine Wahrheit kann nicht mehr erörtert, sondern nur bestritten werden. Wenn man sich in Rom im Jahre 1616 nicht entschließen konnte, diese Consequenz zu ziehen, wenn man gegen Galilei's Saggiatore nichts zu erinnern hatte, wenn man auch nach seiner Verurtheilung nicht den Muth fand, im Sinne derselben gegen die immer stärker anwachsende Schaar der Copernicaner vorzugehen und die Lehre, welche bei diesem besonderen Anlaß verworfen worden war, in einem allgemeinen Glaubensgesetz für immer zu ver-

*) Noch früher soll nach Gebler, S. 48, „der berühmte belgische Astronom Nicolaus von Cues" eine doppelte Bewegung der Erde gelehrt und trotzdem den Cardinalshut erlangt haben. Allein dies ist in jeder Beziehung ungenau. Nicolaus Cusanus, der 1401—1464 gelebt hat, war für's erste kein Belgier, sondern ein Deutscher: Cues liegt an der Mosel, unterhalb Trier. Wenn er ferner neben anderem auch ein für seine Zeit ausgezeichneter Astronom war, so bildet doch die Astronomie nur einen Bruchtheil seiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Was endlich die Hauptsache ist: Nicolaus nahm die Bewegung der Erde nicht aus astronomischen, sondern aus rein speculativen Gründen an, und er dachte nicht daran, die der Sonne um ihretwillen aufzugeben, und konnte deshalb auch mit den Bibelstellen, welche die letztere voraussetzen, in keine Collision kommen: die Erde bewegt sich nach ihm in 24 Stunden einmal, der Fixsternhimmel und die Sonne zweimal um die Weltachse; vergl. Clemens, Nicol. v. Cusa, S. 97 f.

bieten, so beweist dies, daß schon damals am Sitze des Papstthums entgegengesetzte Einflüsse sich bekämpften, und daß man an entscheidender Stelle seiner Sache doch nicht sicher genug war, um sich durch eine in der feierlichen Form eines päpstlichen Decrets gegebene abschließende Erklärung eine spätere Umkehr für den Nothfall, der wirklich bald genug eintrat, unmöglich zu machen. In der Consequenz des römisch-katholischen Standpunktes hätte dies aber gelegen, und als consequent müssen wir die Verwerfung des copernicanischen Systems, wie sie in dem Urtheil über Galilei enthalten war, anerkennen.

Dieses Urtheil selbst ist freilich damit noch lange nicht entschuldigt, und der Standpunkt, von dem es ausging, nicht gerechtfertigt. Die Verdammung der copernicanischen Lehre war consequent; aber sie war eine von den Consequenzen, welche ihr Princip widerlegen, die Verkehrtheit ihrer Voraussetzungen aller Welt greifbar machen. Eine Kirche, deren ganzer Standpunkt sie dazu hindrängt, die unabweisbaren Ergebnisse der Naturforschung zu verdammen, die keine vorurtheilslose Beobachtung, keine freie wissenschaftliche Besprechung der unleugbarsten Thatsachen ertragen kann, und die schließlich dennoch erlauben und einräumen muß, was sie erst auf's hartnäckigste geleugnet, auf's unbarmherzigste verfolgt hat, — eine solche Kirche widerlegt ebendamit schlagender, als je ein Gegner es vermöchte, den Anspruch, die unfehlbare Bewahrerin der ewigen Wahrheit, die Führerin der Menschheit auf der Bahn des geistigen Fortschritts zu sein. Wäre daher auch in dem Vorgehen gegen Galilei nichts weiter zu sehen, als eine folgerichtige Anwendung der Grundsätze, welche sich aus dem Wesen der katholischen Kirche ergaben, so wäre es noch immer demselben Tadel ausgesetzt, wie das ganze System, aus dem es hervorging. Aber jene Voraussetzung ist gleichfalls nicht zuzugeben. Selbst vom römisch-katholischen Standpunkt aus läßt sich die Behandlung, die Galilei widerfuhr, weder in rechtlicher noch in moralischer Beziehung in Schutz nehmen. Seine Verurtheilung gründet sich im wesentlichen auf die zwei Anklagen: daß er eine von der Kirche verworfene Lehre vertheidigt, und daß er das ihm im Jahre 1616 durch Bellarmin eröffnete specielle Verbot, sie „in irgend einer Weise" zu vertheidigen, übertreten habe. Allein dieses letztere Verbot ist ihm, wie wir gesehen haben, gar nicht ertheilt worden, sondern irgend eine feindliche Hand hat den Bericht, wonach es ihm ertheilt worden wäre, unterschoben; seine Richter aber waren so fahrlässig oder so böswillig, daß sie diese unterschobene, schon äußerlich aller rechtlichen Form und Beglaubigung ermangelnde Urkunde ungeprüft annahmen, und den Angeklagten auf Grund derselben verurtheilten, ohne daß er von ihrer Existenz etwas geahnt, oder seine Einwendungen gegen ihre Aechtheit geltend zu machen Gelegenheit gehabt hätte. Was aber die allgemeinere, Galilei wirklich bekannt gegebene Entscheidung über die copernicanische Lehre (oben S. 8) betrifft, so möchte ich zwar nicht mit Gebler (S. 293 f.) sagen: ein bloßes Decret der Indexcongregation habe Galilei nicht verhindern können, diese Lehre nach wie vor für zulässig, ja sogar für wahrscheinlich zu halten, da diese Congregation nicht infallibel sei; denn das Decret, um das es sich hier handelt, war Galilei, wie wir gesehen haben, im ausdrücklichen Auftrag des Papstes, als eine von ihm abgegebene Entscheidung, zur Nachachtung mitgetheilt worden.

Um so schwerer fällt dagegen der Umstand in's Gewicht, daß in diesem Decret nicht jede Erörterung, sondern nur die dogmatische Behauptung und Vertheidigung der copernicanischen Lehre untersagt war, daß daher Galilei glauben konnte, sich durch eine solche Vertheidigung derselben, wie sie in seinem Dialog geführt war, mit dem kirchlichen Verbot in keinen formellen Widerspruch zu setzen. Sofern aber in dieser Beziehung noch Zweifel übrig blieben, hatte er alles gethan, was er konnte, um sich rechtlich zu decken; er hatte das Manuscript seines Werkes der päpstlichen Censur vorgelegt, und alle ihre Ausstellungen bereitwillig berücksichtigt. Sein Werk war mit dem fünffachen Imprimatur von einer bürgerlichen und vier kirchlichen Behörden, dem Magister sacri palatii, dem Generalinquisitor von Florenz u. s. w. versehen; und wenn ihm seine Richter in dem Urtheil vorwarfen, daß er diese Approbationen durch Verschweigung des ihm im Jahre 1616 ertheilten speciellen Verbots erschlichen habe, so ermangelte dieser Vorwurf aller thatsächlichen Begründung, da ihm jenes specielle Verbot in Wirklichkeit niemals ertheilt worden ist. Hatte er daher dennoch dem Sinn des ihm publicirten Decrets zuwidergehandelt, so konnte ihn dafür keine persönliche Verantwortlichkeit treffen: man hätte seine Schrift verbieten, aber man hätte ihn selbst rechtmäßiger Weise nicht bestrafen dürfen. Statt dessen wurde über den siebzigjährigen, körperlich leidenden Greis nicht allein eine Freiheitsstrafe verhängt, die zehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, schwer auf ihm lastete, sondern er wurde auch zu jener schmählichen Abschwörung genöthigt, die auf einen gesunden Sinn fast noch einen empörenderen, jedenfalls aber einen widerwärtigeren Eindruck macht, als der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno. Unter den acht Cardinälen, die Galilei's Urtheil unterschrieben haben, war ganz sicher nicht Einer, der wirklich geglaubt hätte, daß der Verurtheilte seine Ansicht über das Weltgebäude in Folge seiner Verurtheilung geändert habe. Und nichtsdestoweniger zwang man ihn, in der feierlichen Form eines Eides, die Hand auf dem Evangelium, zu versichern, daß er die Meinung, an deren Wahrheit er nachher so wenig, wie vorher, gezweifelt hat, „mit aufrichtigem Herzen und ungeheucheltem Glauben abschwöre, verfluche und verabscheue". Zur Ehre Gottes und der christlichen Kirche wurde dem größten Gelehrten Italiens am Abend eines ruhmreichen Lebens von dem geistlichen Gerichte mit Bewußtsein und Vorbedacht ein förmlicher Meineid auferlegt. In der That, wenn es kein einziges weiteres Beispiel der gleichen Art gäbe, dieses Eine genügte, um ein System zu verurtheilen, das solche Früchte getragen hat.

Galilei selbst spielt bei diesen trostlosen Vorgängen eine traurige Rolle. Von dem, was man sich unter einem Märtyrer vorstellt, ist in ihm keine Ader. Nicht die Begeisterung, welche sich in der Sache vergißt; nicht der Trotz, der das Schicksal herausfordert und der vor der feindlichen Gewalt keinen Zoll breit zurückweicht. Gleich mit dem Beginn seines Processes gibt er jeden Gedanken an die Vertretung seiner Ueberzeugung auf; er fühlt sich einer Gewalt überliefert, gegen die er nichts vermag; seine einzige Waffe ist Nachgibigkeit, sein einziges Bestreben, die Richter nicht zu reizen; in stummer Resignation läßt er alles, selbst das unwürdigste, widerspruchslos über sich ergehen. Auch das be-

rühmte „e pur si muove“ hat er nicht gesprochen; die Anekdote ist erfunden und nicht einmal gut erfunden. Die Geschichte zeigt uns den unglücklichen Gelehrten nach der schmachvollen Abschwörung seiner Ueberzeugung viel zu zerknirscht und vernichtet, als daß er sich zu dieser pathetischen, und nach der Verleugnung übel angebrachten Protestation aufgerafft hätte. Aber ehe man den großen Naturforscher wegen dieser beklagenswerthen Schwäche zu hart beurtheilt, möge man sich klar machen, wie er zu derselben gekommen ist. Der Forschungstrieb war ja bei ihm ohne Zweifel von Hause aus größer, als der moralische Muth; den glänzenden Eigenschaften seines Geistes stand keine ebenbürtige Kraft des Charakters zur Seite. Man kann ihn in dieser Beziehung mit seinem berühmten englischen Zeitgenossen, Baco von Verulam, vergleichen. Und wie diesem sein Verhältniß zu einer despotischen und verderbten Regierung zum Fallstrick wurde, so wurde es Galilei sein Verhältniß zur katholischen Kirche. Und es wurde dies nicht blos, weil es ihn äußerlich beengte, sondern vorher noch, weil es ihn in sich selbst nicht zur vollen geistigen Freiheit gelangen ließ. Galilei ist seinem Schicksal nicht dadurch anheimgefallen, daß er ein zu schlechter, sondern dadurch, daß er ein zu guter Katholik war; oder genauer: dadurch, daß das Verhältniß des Naturforschers zum Katholiken in ihm nicht zur Klarheit gekommen war. Hätte er es sich von Anfang an deutlich gemacht, daß ihn seine wissenschaftliche Ueberzeugung mit der Kirche in Conflict bringen müsse, so hätte er drei Wege vor sich gehabt, von denen jeder wenigstens ein gerader Weg gewesen wäre. Er konnte mit seiner Ansicht zurückhalten und sich mit der Mittheilung seiner astronomischen Entdeckungen begnügen, ohne daraus Folgerungen im Sinne des Copernicus abzuleiten. Er konnte der Kirche, die seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung keinen Raum ließ, den Rücken kehren; was unter den damaligen Verhältnissen freilich nur dann möglich war, wenn er mit ihr auch sein Vaterland zu verlassen entschlossen war. Er konnte den Kampf mit offenem Visir aufnehmen, mußte dann aber allerdings, wenn er nicht etwa in Padua blieb und dort vielleicht Venedig ihn schützte, auf das Aeußerste gefaßt sein. Aber jenes Verhältniß hat er sich nicht klar gemacht. Er gab sich fortwährend der Täuschung hin, die Kirchengewalt werde sich doch schließlich für die Wahrheit gewinnen lassen, und in dieser Meinung machte er immer neue Versuche, seine Ansicht zur Geltung zu bringen, während er doch den Conflict mit der Kirche viel zu sehr scheute, um ihm nicht durch äußerliche Anbequemung an ihre Gebote, durch allerlei Kniffe und Künste auszuweichen. Als diese Mittel nicht mehr ausreichten, als ihm nur zwischen dem Martyrium und der Verleugnung seiner Ueberzeugung die Wahl blieb, unterlag er; aber er unterlag nur deshalb, weil ihn die Kirche, die ihn besiegte, von Hause aus nicht zum unabhängigen Charakter gebildet, die Schwungkraft seines Geistes schon längst gefesselt hatte.

Aus Griechenland.

Der Apollontempel zu Bassae.

Von

Wilhelm Lang.

Vom Zeustempel in Olympia bis zum Tempel des hilfreichen Apollon zu Bassae ist eine Entfernung von ungefähr zehn Stunden. Ein geübter Reiter, der es eilig hätte, vermöchte diese Strecke vom unteren Alpheios bis auf den Kamm des Kotyliongebirges, nahe der messenischen Grenze, wol in einem Tage zurücklegen, wiewol die Beschaffenheit der Wege kaum verstattet, anders als im Schritte weiter zu kommen. Unsere Caravane war solcher Eile glücklicherweise nicht benöthigt, auch hatten wir keinen Ehrgeiz, in Reiterkünsten zu glänzen. In aller Gemächlichkeit, von gleichmüthigen Rossen getragen, zogen wir unsres Weges durch diese wasser- und waldreichste aller peloponnesischen Landschaften. An Menschenwohnungen ist sie freilich arm, und die Lüfte zur Frühjahrszeit unsanft und kühl, wie das so in Arkadien, nämlich im wirklichen Arkadien zum Unterschied von dem der Dichter, überhaupt der Fall ist. Aber die Waldesfrische that um so wohler, je weniger wir sie unter diesem Himmelsstrich vermuthet hatten. Die rauschenden Wipfel und schwatzhaften Bäche mutheten schier heimathlich an, und auch der berühmte blaue Himmel Griechenlands schien wenigstens über diesen Gegenden nicht recht zu gedeihen. Später, in den vertrockneten kahlen Ebenen des inneren Arkadiens und in den Steinklippen des Partheniongebirges, dachten wir sehnsüchtig an die waldigen Schluchten zurück, durch welche der Alpheios mit seinen Zuflüssen an der Grenze von Arkadien und Elis sich durchwindet, um seinen Lauf in die Ebene zu finden.

In dem Dorfe Aspraspitia, das vier Stunden oberhalb Olympia am Alpheios liegt, hatte uns der Pope ein Nachtquartier dargeboten, mit geringen Bequemlichkeiten, aber vielem gutem Willen. Dann ging es über die angeschwollenen Flüsse Erymanthos und Ladon, die vom Norden her in den Alpheios münden, und zuletzt wurde auch dieser selber an einer seichteren Stelle durchwatet und der Weg nach Süden eingeschlagen, in's Gebirge hinein.

Am Abend erreichten wir das Städtchen Andritzena. Es liegt am nördlichen Abhang des Kotyliongebirges, das wir am nächsten Morgen ersteigen sollten. Auch hier hatten wir uns der hellenischen Gastfreundschaft zu erfreuen. Im Hause eines begüterten Landbesitzers, der als Nestor inmitten einer zahlreichen Familie waltete, fanden wir nicht blos ein Nachtlager, sondern auch schätzenswerthe Ansprache, die freilich nur durch den geschickten Petros, unseren Dolmetsch, vermittelt werden konnte. Der Alte hatte in seinen jungen Jahren im Unabhängigkeitskriege mit gekämpft und bewahrte als Andenken an diese Zeit etliche Kriegswaffen und Trophäen, mit denen die Wand geschmückt war. Er erinnerte sich auch noch aus seiner Knabenzeit, wie eines Tages eine Gesellschaft von „Engländern", wie er sagte, hier erschien, nach dem Tempel oder zu den „Säulen", εἰς τοὺς στύλους — so wird die Ruine von den Umwohnern genannt — sich aufmachte und ein paar Monate dort verweilte, umgeben von Arbeitern, welche die Bildwerke des Tempels unter dem Schutt ausgruben und zuletzt nach der Küste hinabtrugen. Er selbst war zuweilen droben gewesen und hatte den Arbeiten zugesehen. Er wußte auch, daß diese Bildwerke sich jetzt zu London im britischen Museum befinden und zu den kostbarsten Schätzen desselben gerechnet werden. Und als ich ihm sagte, ich sei vor wenigen Monaten dort gewesen und habe die berühmten Kentauren- und Amazonenkämpfe betrachtet, mit denen einst der Tempel droben geschmückt war, da kam ihn schier ein Rühren an, als ob ihm unvermuthet ein Gruß gebracht würde von verschollenen Jugendfreunden.

Der Ritt von Andritzena zu dem Tempel der Phigalier zu Bassae gehört zu den beschwerlichsten, die wir im Peloponnes zu erdulden hatten; aber der rauhe Pfad führt, wie dies auch dem Tugendpfad nachgerühmt wird, zu einem Ziel, das für alles ausgestandene Ungemach auf's reichlichste entschädigt. Was noch von diesem Tempel steht, ist eine der schönsten Ruinen, inmitten einer unvergleichlichen Landschaft. So eigenthümlich und großartig, so reizend aus Bergen und Thälern und dem fernen Meer zusammengesetzt ist diese Landschaft, daß auch, wer durch Beschreibungen früherer Reisender sich ein voreiliges Bild ausgedacht hat, von der Erscheinung des wahren Bildes auf's innerste ergriffen wird.

Andritzena liegt 2000, der Apollontempel etwa 3500 Fuß über dem Meer. Die Steigung ist also für einen Weg von zwei starken Stunden eine beträchtliche. Sie beginnt gleich in Andritzena, noch unter Gärten und Fruchtbäumen. In den dichten Hecken zur Linken stehen hohe blaue Lilien, wie sie in unseren Ziergärten wachsen. Sieht man zurück, so zeigt sich die reizende Lage des Städtchens, das am Abhang des Gebirges in einer von weichen Hügeln gebildeten Mulde eingebettet ist. Diese ist nach Norden geöffnet und dem Gebirgsland des Alpheios zugekehrt, das hier als ein schwerverständliches Gewirr von Schluchten und hinter einander geschobenen Berglinien erscheint. Nur dadurch traten sie deutlich auseinander, daß die Thalgründe mit Nebeln erfüllt waren. Wir wußten noch nicht, ob wir dieses Phänomen uns als gutes oder als schlimmes Zeichen für den heutigen Tag zu deuten hatten.

Nachdem ein erster Gebirgskamm erstiegen war, ging es wieder in die Tiefe;

zugleich bemerkten wir, daß noch andere und höhere Gebirgskämme unsrer Ueberschreitung warteten. So ging es noch ein paar Mal auf und nieder. Bald sahen wir uns in engen Schluchten eingeschlossen, bald kamen wir wieder auf freie Plätze, die einen Ueberblick über weite Strecken des zerklüfteten Gebirges verstatteten. Wald wechselte ab mit kahlen Hängen. Nirgends eine menschliche Wohnung, so weit das Auge reichte. Ein- oder zweimal trafen wir auf eine weidende Heerde. Aus den Ahornwäldern streckten reizende Anemonen ihre rothen und bläulichen Köpfe hervor. Auch fehlte nicht der Gesang der Vögel, wie man denn im Peloponnes an diesem Genusse weit häufiger sich ergötzt, als in Italien, wo der Mensch gegen die lieblichen Musikanten des Waldes einen unbarmherzigen Vertilgungskrieg führt.

Je höher wir stiegen, um so öder und unwirthlicher wurden die Berghänge. Da war es eine angenehme Ueberraschung, als wir, vor dem letzten und höchsten Bergeskamm angekommen, noch einmal in einen prachtvollen Wald eintraten, der bis zur Höhe reichte. Es waren uralte Eichen von seltener Größe, noch unbelaubt, so daß die phantastische Verzweigung der Aeste unverhüllt dem Auge sich zeigte. Auf diesen Eichwald traf zu jenes schöne Lied zum Preise des Peloponnes, das Goethe seinem Faust in den Mund legt:

Altwälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Die Schilderung, die dieses Lied von der „Nichtinsel" entwirft, die „mit leichter Hügelkette Europens letztem Bergast angeknüpft", gibt überhaupt mit merkwürdiger Treue die Natur des Landes wieder und verdiente es wol, als Seitenstück zu Schiller's glücklicher Zeichnung der Schweizer Landschaft gepriesen zu werden. Wie der zum Fürsten von Achaia erhobene Faust sein freudiges Staunen über das schöne Land in diesen Versen ausströmt, so findet noch heute der Deutsche in ihnen den glücklichsten Ausdruck der Empfindungen, mit denen er zum ersten Mal diese Art von Landschaft begrüßt.

Jetzt war der Gipfel erstiegen, und eine weite Steinwüste breitete sich aus. Hier stand vor Zeiten ein Aphroditetempel, und damals mag wol auch ein freundlicher Hain die Wallfahrer, die dahin pilgerten, aufgenommen haben; jetzt stehen vereinzelte Eichbäume unter den Blöcken grauen Kalkgesteins. Aber nur wenige Schritte, und wir sind am Rande angelangt, wo das Kotyliongebirge, dessen Sattel wir erstiegen, sich wieder südwärts senkt. Weite Fernen thun sich mit einem Mal vor dem Auge auf, es blitzt das Meer, herrliche Bergketten dehnen sich von einem Ende zum andern, und während unsere Pferde vorsichtig den Weg über die Steinblöcke hinab suchen, steht mit einem Mal der Tempel vor uns, mitten in der Wildniß; wundergleich schießen die kunstgefügten Säulen aus dem Boden auf, als der schönste Vorgrund, der sich zu dem weiten Landschaftsbild erfinden ließe.

Die Griechen haben aus den schönen Gegenden ihrer Heimath wenig Wesens gemacht. Auch diejenigen, die durch Reisen in fremde Länder das Charakteristische der Landschaften erkannt haben mochten, haben ihre Mitbürger mit ausführlichen

Beschreibungen verschont. Pausanias, der auf seiner gründlichen Reise auch den Tempel zu Bassae besuchte, hat durch kein Wort verrathen, daß der Reiz seiner Lage irgend einen Eindruck auf ihn machte, und so wandert er auch sonst anscheinend gleichgiltig von Ort zu Ort, blos auf die Beschreibung der Menschenwerke bedacht, die er auf seinem Wege findet. Trotzdem kann nicht bezweifelt werden, daß dem kunstsinnigsten aller Völker auch das Gefühl des Schönen in der Natur nicht gefehlt hat. Das beweisen nicht blos die spärlichen Stellen in seinen Dichtern, wo der leicht und im Vorübergehen angedeutete Ausdruck der Naturempfindung um so stärker wirkt, eben je seltener er ist; das beweisen vor Allem die Kunstwerke, die sie an bevorzugten Orten der Landschaft aufrichteten. Denn das war die Art, wie sie ihre Anerkennung des Naturschönen auszudrücken liebten: sie setzten ein Gebild der Menschenhand hinein und weihten das Eine durch das Andere. Die schöne Landschaft war für sie erst legitimirt, wenn sie dieselbe in Verbindung mit einem Gott gebracht hatten, dem sie hier ein Heiligthum errichteten. Alles, was sie mit ihrem Künstlersinn anfaßten, nahm unter ihren Händen Menschengestalt an. Auch die Landschaft, die sich ihnen zum Schauplatz von Göttergeschichten und Heroenthaten verwandelte. Sie stiegen nicht auf die Berge, um die Aussicht zu bewundern, sondern um dem Gotte zu opfern; doch in der Auswahl dieser heiligen Orte zeigten sie, daß sie den Reiz der charakteristischen Linien und der luftgefärbten Ferne und des Zusammenspiels von Meer und felsigem Küstenland lebhaft empfanden. Dieser ästhetische Genuß verschmolz sich ihnen noch unmittelbar mit der religiösen Feier. Und sie theilten diesen Genuß recht Vielen mit, indem sie Wallfahrtsstätten an solchen gottbegnadigten Orten weihten. Das haben ihnen dann die Diener des siegreichen Christengottes abgelernt, die gleichfalls zuerst durch die Errichtung von Klöstern und Wallfahrtskirchen den Sinn für Naturschönheit unbewußt im Volke pflegten, bis endlich eine spätere Zeit, die den Naturgenuß von der Religionsübung ablöste und sozusagen säcularisirte, jenen Sinn durch andere, und freilich profanere, Anstalten zu befördern wußte.

Genialer ist vielleicht keine einzige Tempelstätte ausgesucht worden, als die für den hilfreichen Apollon im Lande der Phigalier. An den südlichen Abhang des Gebirges gelehnt, gerade gegen Mittag, dem Lichte zugekehrt, steht dieses dem lichtbringenden Gott geweihte Haus im innersten Winkel eines bergigen Amphitheaters, das sich zur reizendsten Fernsicht öffnet. Unterhalb des Tempels, zur Linken, befindet sich eine mäßige Terrasse, auf ihr stand einst das kleine Dorf Bassae; dann aber geht es in jähen Absätzen zu den waldigen Schluchten der Neda hinab. Der Bach entspringt in den Falten des Lykaiongebirges und fließt in kurzem Laufe von Ost nach West in den Meerbusen von Kyparissia. Aus den vielfachen Schluchten zur Linken steigen Reihe an Reihe die Gipfel des Lykaion auf, der Bergaltar des Zeus vor allen und der Kerausische Berg, gleichfalls, wie der Name sagt, dem Donnerer Zeus geheiligt, dem in uralten Zeiten die Pelasger auf diesen Höhen Opfer brachten. Jenseits der Neda zieht sich der waldige Elaion hin, aber beträchtlich niederer als die Höhe, auf der wir stehen, so daß darüber hinaus die gesegnete Ebene des Pamisos erscheint, „Messeniens Triften, die unter dem ewig milden Himmel, durch tausend

Quellenbrunnen genährt, von dem schönen Pamisos durchströmt werden". Und aus dieser Ebene steigt in kühner Linie der Bergfels von Ithome auf, von dem sich ein Sattel zu den niedereren Vorbergen zur Rechten hinüberschwingt, und darüber hinaus glänzt, deutlich erkennbar, das Meer, zur Linken vom Ithome ein beträchtlicherer Theil, zur Rechten ein kleinerer mit dem Einschnitt des Busens von Koron. Auch da, wo sich das Elaiongebirge wieder zur Küste senkt, ist noch einmal ein kleiner Streifen des Meeres mit der Küste von Kyparissia sichtbar. Und zwischen den Gipfeln des Lykaion sehen die arkadischen Berge bei Megalopolis, und endlich, durch einen anderen Sattel, in schöner, schneegekrönter Reihe der Taygetos herüber. Man kann die einzelnen Bestandtheile des Bildes der Reihe nach aufzählen, aber das Beste läßt sich nicht beschreiben, weder die Abstufung der Töne von den Waldschluchten im Vordergrund bis zum Silberspiegel des Meeres hinaus, noch die wunderbare Einheit des Ganzen, das sich aus Gipfeln und Thälern, Bergzügen und Triften, Wäldern, Felsen und Meer zusammensetzt und in dessen Mitte dieser Tempel wie ein natürlicher Blumenkelch aufgeblüht ist. Die Blume ist entblättert, die verwitterte Säulenpracht schließt längst kein Heiligthum mehr ein. Doch gerade in dem halbverfallenen Zustand, inmitten der verödeten Gegend, gehört der Tempel zum Ganzen. Er erscheint nicht als ein von außen hereingetragenes Werk der Menschenhand. Es ist, als hätte es von Anbeginn so sein müssen: diese Tempelreste in dieser Landschaft.

Drunten, in der Nedaschlucht verborgen, liegen die spärlichen Ueberreste des Städtchens Phigalia, dessen Bürgern der Ruhm gebührt, den Tempel an dieser Stelle aufgeführt zu haben. Vielleicht hat hier ein älteres Heiligthum des Gottes gestanden, der die Krankheiten über den Menschen verhängt und von ihm abwendet. Als aber im Anfang des peloponnesischen Krieges die Pest in Griechenland wüthete und die Gebete der Phigalier um Abwendung der Gefahr Erhörung fanden, da beschlossen sie, dem hilfreichen Gotte zum Dank einen neuen, prachtvollen Tempel zu erbauen. Es war die Zeit, da eben die perikleischen Wunderwerke in Athen entstanden waren, deren Ruf sich alsbald auch in die entlegensten Waldthäler Arkadiens verbreitete. Ein Baumeister aus Athen, sagten die Phigalier, die bisher mit alterthümlichen, kunstlosen Heiligthümern sich beholfen hatten, soll uns den neuen Tempel bauen, ja kein Geringerer soll es sein, als Iktinos selbst, der berühmteste von Allen, der eben den Tempel der jungfräulichen Göttin auf der Akropolis aufgerichtet hat. Damals wurden athenische Künstler auch nach Delphi, nach Olympia gerufen, um die dortigen Tempel zu vollenden und mit Bildwerken zu schmücken. Iktinos aber machte sich nach dem arkadischen Grenzstädtchen auf und brachte Steinmetzen und Bildhauer mit, die nun in der Einsamkeit des Gebirges einen der schönsten Tempel dorischer Ordnung aufführten. Nach des Pausanias Urtheil war es in Anbetracht der Schönheit der Steine und ihrer Fügung der vollendetste aller peloponnesischen Tempel im Peloponnes nächst dem in Tegea.

Es ist zugleich einer der eigenthümlichsten griechischen Tempel, die wir kennen. Schon seine Lage weicht ab von der Regel: er ist von Nord nach Süd gerichtet, anstatt von West nach Ost. Das hatte, wie man sich noch heute durch

den Augenschein überzeugt, in der Beschaffenheit des Bodens seinen Grund, den die Griechen, wie sie auch sonst thaten, lieber benutzten als bezwangen. Der Tempel selbst war in mäßigen Verhältnissen erbaut; im Vergleich zu seiner Länge war er schmal: je sechs Säulen nach Süd und Nord, je fünfzehn an den Langseiten schlossen die Cella ein. Auch in der Bildung der einzelnen Bauglieder verrieth er eine Neigung zu zierlicher Anmuth. Offenbar vermied es der Künstler, mit der großartigen Natur wetteifern zu wollen durch Auseinanderthürmung mächtiger Massen; er hielt seine Mittel zusammen, um umgekehrt von den großen Linien der Landschaft die Zierlichkeit des Baues zwiefach sich abheben zu lassen. Dabei ließ er seiner Laune, seiner Einbildungskraft freies Spiel. Er brachte Neuerungen an, gewagte Combinationen, die er vielleicht in Athen selbst, vor strengeren Kunstrichtern, sich nicht erlaubt hätte; Erfindungen, die ihm reizend gelangen, die aber von den herkömmlichen Mustern keck sich entfernten, und einen entschiedenen Sinn für malerische Wirkung verriethen. Das Dach des Tempels hatte in der Mitte eine Lücke, durch welche das Licht des Himmels ungehindert in den Raum der Cella eindrang; aber während sonst bei Tempeln gleicher Anlage Säulenreihen innerhalb der Cella angebracht sind, die das Dach tragen, sah sich der Baumeister des Apollontempels vielleicht durch die Enge des Raumes zu einer ganz neuen Anordnung veranlaßt. Er brachte nicht vollständige Säulenstellungen, sondern Halbsäulen an. Aus den Langwänden der Cella ließ er nämlich je fünf Pfeiler vorspringen, zwischen denen abgesonderte Capellen entstanden, und damit gewann er zugleich die passendsten Räumlichkeiten für die Weihgeschenke, die dem hilfreichen Gott von Geheilten und Heilungsbedürftigen aus der Umgegend zufließen mochten. Jene Pfeiler waren nach vorne abgerundet und trugen ein jonisches Capitäl, wie sie auch auf einer jonischen Basis von ebenso kräftiger als feiner Bildung ruhten. Also eine Verbindung von dorischer und jonischer Ordnung, die auch schon an den Propyläen zu Athen versucht war, aber hier in einer ganz neuen, eigenthümlichen Combination erschien. Damit noch nicht genug, ließ der Künstler das südlichste dieser Pfeilerpaare nicht, wie die anderen, im rechten Winkel vorspringen, sondern in einem schiefen Winkel, eine Laune, für die man sich vergeblich auf einen zureichenden Grund besinnt. Es scheint mir indessen nicht zweifelhaft, daß der Künstler beabsichtigte, damit irgend eine perspectivische Wirkung für den hinteren Raum der Cella zu erzielen, in welchem das Cultusbild des Gottes stand. Die Erklärung ist vielleicht nicht zu kühn bei einem Kunstwerk, das offenbar malerisch empfunden ist und auch sonst die Merkmale einer kühn experimentirenden Willkür an sich trägt.

Das Cultusbild des Apollon bestand aus einer ehernen Bildsäule, die aber, wie man dem Pausanias erzählte, an Megalopolis abgetreten werden mußte, als diese Stadt im Herzen von Arkadien als ein Mittelpunkt der zersplitterten Landschaft gegründet und die anderen Städte genöthigt wurden, hierzu Einwohner wie Heiligthümer abzugeben. Vielleicht ist damals das alte Götterbild durch ein anderes ersetzt worden; wenigstens hat man spärliche Reste eines Colossalbildes aus Marmor gefunden, die man in dieser Weise erklärt. Von Marmor war außer dem figürlichen Schmuck das Dach und ein Theil der caset-

tirten Decke, während im Uebrigen der Tempel aus dem bläulichen Kalkstein gebaut war, der in der Gegend gebrochen wird und der eine so feine Behandlung zuläßt, daß er nicht wie der Poros des olympischen Zeustempels eines Stucküberzugs bedurfte. Die Giebel entbehrten des plastischen Schmuckes. Dagegen waren die beiden Schmalseiten der Cella mit Metopentafeln verziert; sie sind bis auf geringe Reste zerstört und verloren. Den Hauptschmuck des Tempels aber bildete der Fries, der — wiederum eine ganz originelle Anlage — im Innern der Cella über jenen jonischen Halbsäulen an allen vier Seiten herumgeführt war; ein noch vollständig erhaltenes Werk, das zu den merkwürdigsten Denkmälern der classischen Kunst gehört.

Der Fries zerfällt in zwei Abtheilungen, die aber durch das Bild des Apollon und seiner Schwester Artemis zusammengehalten sind. Die Tafel mit der Darstellung dieser beiden Gottheiten, die einen mit zwei Hirschen bespannten Wagen eben verlassen, war an der Mitte der südlichen Seite angebracht, die dem in den Tempel Eintretenden zunächst in's Auge fiel. Das Götterpaar kommt aus dem einen Kampf, den es so eben zur Entscheidung gebracht hat, und wendet sich dem andern zu, um auch in diesen einzugreifen. Jener, ein Kampf zwischen Griechen und Amazonen, nimmt den Rest der Südseite, die Ost- und die ganze Nordseite ein; die westliche und die Hälfte der Südseite sind von der Darstellung des Kentaurenkampfes eingenommen.

Also ausschließlich Kampfscenen. Und was für Kampfscenen! An Kühnheit der Erfindung, an Gluth der Leidenschaft lassen sie Alles zurück, was bis dahin in Griechenland geschaffen war. Hier sind nicht mehr, wie bei den Metopenfeldern des Theseustempels und des Parthenon, Einzelkämpfe in charakteristischen Momenten aufgefaßt; vielmehr der Künstler versetzte sich in das dichteste Schlachtgewühl und schuf eine Reihe der verwickeltsten Situationen, eine Reihe der wildesten, leidenschaftlichsten Scenen, deren Aufregung auch den Beschauer zu gesteigerter Theilnahme, zu Mitgefühl, Entsetzen oder lauter Bewunderung hinreißen mußte. Wer sich diesen Tafeln nähert, dem fallen beim ersten Blick die wildflatternden Gewänder, die verworrenen Gliedmaßen, die heftigen Bewegungen der ausschreitenden Beine, der drohend emporgehobenen oder hilfeflehenden Arme in's Auge. Verfolgt man dann die Darstellungen in's Einzelne, so zeigt sich eine staunenswerthe Fülle und Originalität der Motive. Hier reißt ein Grieche den am Boden liegenden Kentauren am Schopf, während auf diesen ein anderer Grieche springt und eben zum Hiebe ausholt, aber am Arm von einem zweiten Kentauren zurückgehalten wird, gegen den er sich gleichzeitig durch den Schild zu decken sucht. Hier hat sich ein Kentaur wüthend über einen Jüngling geworfen und zerfleischt ihm den Nacken mit den Zähnen, indessen ihn dieser mit dem Schwert in den Bauch stößt, und zu gleicher Zeit schlägt derselbe Kentaur mit den Pferdefüßen nach hinten aus nach einem anderen Griechen, der ihm zur Abwehr seinen Schild entgegenstreckt. Hier ist ein Kentaur im Begriff, der Braut des Peirithoos (denn bei der Hochzeit des Peirithoos hat dieser Kentaurenkampf stattgefunden) in frecher Lust das Gewand vom Leibe zu reißen; geängstigt umfaßt die verschämte Braut ein alterthümliches Götterbild, und eine Gefährtin ruft mit ausgestreckten Armen um rasche Hilfe; diese ist auch

bereits zur Stelle: schon ist Theseus auf den Rücken des frechen Kentauren gesprungen und hält ihm mit der Linken den rückwärts gerissenen Kopf umfaßt, während die Rechte zum tödtlichen Schlag ausholt. Das ist die Schlußscene des Kentaurenkampfes. Das Erscheinen des attischen Nationalheros hat ihn im bedrohlichsten Moment, als die Braut selbst gefährdet war, zum glücklichen Ende gebracht. Zwischen Griechen und Amazonen geht es nicht minder wild zu, nur daß hier noch mannigfaltigere und auch feinere Motive zur Verwendung kommen. Hier wird eine Amazone rücklings vom Pferde gezogen durch einen Griechen, an dessen Brust sie sich, Arm an Arm gestreckt, festklammert. Dort hat ein Grieche die Amazone mit ihrem Pferde niedergestreckt und ein anderer wirft diese vollends vom Pferde, während der erstere mit der Keule ausholt gegen eine andere Amazone, die über einen gefallenen Griechen gegen ihn ansprengt. Todtmatt sinkt hier eine schwer getroffene Amazone nieder, während ihre Gefährtin nach der anderen Seite sich wendet, um ihre schützenden Arme über einen niedergestürzten Griechen zu halten, den sie vom Tode erretten möchte, während eine dritte eben zum tödtlichen Streich über diesen ausholt und eine vierte, von dem letzteren tödtlich getroffen, aus dem Kampfe getragen wird. Hier sind zwei Amazonen an einen Altar geflüchtet, aber die eine wird schon gewaltsam von einem Griechen an den Haaren fortgerissen, dem sie sich vergebens mit Arm und Fuß entgegenstemmt, indessen die andere noch gewandt ihres Bedrängers sich erwehrt. Und die Schlußscene dieses Cyklus: ein gefallener Jüngling wird, über die Schulter des Freundes gelegt, aus dem Kampfe getragen, ein anderer, schwer verwundet, von dem Genossen, um dessen Nacken er den Arm schlingt, sorglich weggeführt, währenddem eine Amazone mit erbeutetem Schilde zur Seite flieht. Es fehlt, wie man sieht, nicht an zarteren Motiven, die uns sagen, daß den erbitterten Streitern auch die menschlichen Empfindungen nicht fremd sind. Es kommt auch vor, daß ein Grieche dem Genossen in den Arm fällt, der, eine knieende Amazone mit dem Fuße festhaltend, sie niederstrecken will. Aber das sind doch nur vereinzelte Regungen inmitten der unbarmherzigen Nothwendigkeiten des Krieges. Der Künstler hat es ganz auf die Vergegenwärtigung des Kampfgetümmels und wilder Kampfeslust abgesehen. Mit höchster Virtuosität zeichnet er die grausenerregenden Momente der höchsten Spannung, die er noch durch Verwicklung mit einer zweiten und dritten Handlung zu steigern weiß. Es ist bezeichnend, daß eine der heftigsten Bewegungen des Menschenleibes, nämlich das Zurückwerfen eines oder beider Arme über den Kopf, sei es um zu einem Hieb auszuholen, oder um sich des Feindes zu erwehren, zu den beliebtesten Motiven des Künstlers gehört.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wie kommen diese wildaufregenden, immer wieder geistreich variirten Kampfscenen in die stille Waldeinsamkeit von Bassae? Als Schmuck eines Tempels, den eine kleine, abgelegene Gemeinde zum Dank für Abwendung einer Seuche dem rettenden Gotte erbaute? Doch wie? wenn es sich zeigen sollte, daß eine so unerhört kecke Kunstweise eben nur hier und an keinem andern Orte sich hervorwagen konnte?

Als die atheniſchen Meister, die am Parthenon gearbeitet hatten, an diese ländliche Stätte gerufen wurden, sahen sie eine Aufgabe vor sich, die ihnen erlaubte, ganz

nur dem eigenen Genius zu folgen. Die Bürger von Phigalia ließen ihnen die freie Wahl des Gegenstandes und der Behandlung, und die Künstler machten hiervon den ausgibigsten Gebrauch. Der unbekannte Bildner wählte für den Fries, der die Cella umgeben sollte, die allbeliebten atheniſchen Stammſagen; dieſe Vorwürfe waren ihm geläufig, ſie waren auch ſo dankbar wie möglich, denn die Gegenſätze von Menſchen- und Thierleibern, von Jünglingen und Jungfrauengeſtalten boten faſt ungeſucht einen unerſchöpflichen Reichthum von Motiven und Situationen. Der Erfinder des Frieſes begnügte ſich damit, den Gott des Tempels in leichte, faſt äußerliche Beziehung zu den Amazonen- und Kentaurenkämpfen zu bringen. Und nun war er in der Ausführung frei, vollkommen frei, von jeder Tradition ſowol als von der Macht des Beiſpiels. Ich denke mir, daß gerade in dieſer Einſamkeit, von localen Rückſichten und Anforderungen unbeeinflußt und fern von den jüngſtvollendeten Meiſterwerken zu Athen, die ſchöpferiſche Phantaſie des Künſtlers ſich ſelbſt überlaſſen und zu einer unerhörten Leiſtung, rein aus ihrer eigenen Fülle heraus, ſich angeregt fühlte. Eine ungebundene, ſprudelnde Schöpfungsluſt ſpricht aus der ganzen Compoſition. Dieſe Linien ſind wie herausgequollen aus dem Born einer ungezügelten Einbildungskraft. Zunächſt zu ſeiner eigenen Luſt wollte der Künſtler zeigen, was man mit den Mitteln machen konnte, über welche die Kunſt ſeit Pheidias zu ſchalten gelernt hatte.

Das will nicht ſagen, daß der Fries von Phigalia einer individuellen Laune des Künſtlers ſein Daſein verdankt. Der Schritt, den er that, war nicht unvorbereitet: die Sculpturen des Niketempels, ja ſchon die des Erechtheions deuteten bereits auf den Weg, den die Kunſt unmittelbar nach dem im Parthenon erreichten Höhepunkt einſchlagen würde. Die Anſätze einer neuen Richtung waren bereits vorhanden. Gleichwol gehörte die geniale Begabung und die Kühnheit des Einzelnen dazu, um die Conſequenzen derſelben, ſo wie es in Phigalia geſchehen, zu ziehen. Es iſt in dieſen Sculpturen unverkennbar ein Moment des Uebermuths. Ja, übermüthig wurde das Geſchlecht, dem in wenigen Jahrzehnten gelungen war, das Abbild der Menſchennatur aus der vorſichtigen Gebundenheit der Aegineten zur vollendeten Freiheit der Parthenonſculpturen zu führen; und auch den einzelnen Künſtler mußte die Wahrnehmung ſtacheln, daß in ſo kurzem Zeitraum ſiegreich vordringend Schritt um Schritt in das Reich der Schönheit gethan wurde. Ein natürlicher Wetteifer trieb die Genoſſen, die noch eben in Pheidias Werkſtätte zuſammengearbeitet hatten, zum Betreten neuer und gefährlicher Wege, die gleichwol geebnet und gebahnt lagen. Kam doch in dieſem Falle noch dazu, daß der Baumeiſter und der Bildner des Tempels gleichſam mit einander wetteiferten, ja ſich ſteigerten. Denn man wird es doch nicht Zufall nennen wollen, daß die Neuerungen des einen wie des anderen zuletzt die gleiche Tendenz verrathen, nämlich die Nachgibigkeit gegen den maleriſchen Reiz. Arm in Arm, ein Jeder mit den Mitteln ſeiner Kunſt, vertrauten ſie ſich der neuen Bahn, die ihnen auch nach den unvergleichlichen Werken der Akropolis neue Triumphe lockend in Ausſicht ſtellte. Wie Iktinos nicht daran dachte, den Phigaliern ein Seitenſtück ſeines Parthenons hinzuſtellen, ſo hat auch der Künſtler des Frieſes ſeinen Ruhm nicht darin geſucht, auf dem eigentlichen Felde

des Pheidias mit diesem zu wetteifern. Er hat wenig Werth auf die vollendete Durchbildung der schönen Form gelegt, obwol er, wie hinzugefügt werden muß, dessen vollkommen mächtig war; das zeigt der unvergleichlich schöne Jüngling, der auf dem Rücken des Freundes fortgetragen wird, wie die zusammensinkende Figur der todtgetroffenen Amazone. Aber auch das wirft er nur gleichsam spielend hin; sein Ehrgeiz ist auf ganz Anderes gerichtet. Die Ausführung kümmert ihn wenig, sie ist unleugbar flüchtig, ungleich, ja zum Theil roh. Vielleicht, daß er sie untergeordneten Künstlern überließ, wie dies auch sonst bei Bildwerken vorkam, die nur aus einiger Entfernung auf das Auge zu wirken berechnet waren. Sein Ehrgeiz war die Erfindung, die er nicht rasch genug auf den Marmor übertragen konnte. Der Fries macht, die Wahrheit zu sagen, den Eindruck einer genialen Skizze, keck hingeworfen, mit dem vollen Reiz des ersten Wurfs, der ersten Handschrift, aber auch mit den Mängeln und Unebenheiten, die beim ersten Wurf unvermeidlich sind. Es ist bemerkt worden, die Abbildungen des Frieses lassen die Composition weit harmonischer, anmuthiger, fehlerloser erscheinen, als sie beim Betrachten des Originals sich darstellt. Die Bemerkung trifft zu und sie beweist auf's schlagendste, daß die Composition eben als Skizze gemeint war. Noch einmal: dieser Künstler erscheint als ein Feuergeist, der seiner Phantasie die Zügel schießen läßt. Leichtschaffend, ein Meister der Form, hat er seine Lust daran, die menschliche Gestalt in den Zuständen des Affects zu zeigen. Keine Situation ist ihm zu verwegen. Die Handlung ist ihm Alles; den epischen Styl des Frieses bildet er in's Dramatische hinüber. Dieselbe Generation, die in ihren jungen Jahren in den Aegineten das Knospen einer neuen Kunstblüthe staunend begrüßt und dann mit Entzücken vor den Sculpturen des Parthenon gestanden hatte, erlebte noch die fremdartige, aufregende Kunst des Künstlers von Phigalia. Es war dieselbe Generation, die sich noch des ersten Eindrucks der Trauerspiele des Aeschylos und dann des Sophokles erinnerte und jetzt den stärkeren Reizen der euripideischen Muse sich nicht entziehen konnte; dieselbe Generation, die sorglos unter den Prachtdenkmälern der perikleischen Zeit gewandelt war und jetzt plötzlich in die wilden Leidenschaften des Bürgerkriegs sich gestürzt sah.

Als Pausanias im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung den Tempel besuchte, stand er noch unversehrt; nur das ursprüngliche Bild des Gottes war längst nach Megalopolis gewandert. Wie lange er noch so stand, weiß man nicht. Der Verfall mag aber frühe eingetreten sein; man vermuthet, noch in den heidnischen Zeiten. Fand doch schon Pausanias den benachbarten Aphroditetempel als eine Ruine, und schon die Wegführung des Apollonbildes mochten strengere und ängstliche Gemüther als Tempelraub, als unglückbedeutende Depossedirung des Gottes betrachten. Wie es scheint, blieb der Tempel nicht so lange im Gebrauch, daß die Christen es der Mühe werth fanden, ihn, wie sie es sonst machten, in eine christliche Kirche zu verwandeln. Die einsame Lage half zur Verödung des Platzes. Räuberische Hände suchten die Metalltheile heraus und lockerten damit den Verband der Steine. Erdbeben thaten das Uebrige. Den wiederholten Stößen erlagen die inneren und die oberen Theile, nur die äußeren Säulenreihen blieben aufrecht. Zuerst stürzten die jonischen

Halbsäulen der Cella mit dem Friese, auf sie die Mauern, die cassettirte Decke, Gebälke und Dach. Alles stürzte nach innen, so daß der Tempelraum erfüllt war mit einem gestaltlosen, 16 Fuß hohen Trümmerhaufen. So lag der Bau des Iktinos ein Jahrhundert um das andere da, vergessen, nur den Hirten der Umgegend unter dem Namen der „Säulen" bekannt.

Als der Doctor der Gottesgelahrtheit Richard Chandler im Sommer 1766, nach seiner griechischen Reise, zu Zante im Lazareth lag, besuchte ihn eines Tages der Baumeister Joachim Bocher aus Paris, der die Insel mit mehreren Villen geziert hatte. Dieser erzählte, daß er im Jahre zuvor auf einer Wanderung von der Neda an dem Alpheios hinüber unversehens an eine Tempelruine gekommen und von der Schönheit dieser Reste gefesselt worden sei, „welche sowol die Seele als auch das Auge des Beobachters reizten". Der Finder vermuthete, daß dies der von Pausanias erwähnte Tempel des Apollon Epikurios sei, und diese Vermuthung wurde dann durch die englischen Reisenden zu Anfang unsres Jahrhunderts bestätigt. Aber die genauere Untersuchung und den Fund der Bildwerke verdankt man erst der archäologischen Expedition des Herrn v. Stackelberg im Jahre 1812. Sie bestand zum Theil aus denselben Männern, denen bereits die Auffindung der äginetischen Bildwerke geglückt war.

Der Nürnberger Architekt Fr. Karl Haller von Hallerstein, der Stuttgarter J. Linkh, und die englischen Künstler C. R. Cockerell und J. Forster waren die Glücklichen, die im Jahre 1811 unter dem Schutthaufen, der das Innere des Tempels füllte, zuerst ein Stück des Frieses entdeckten. Ein aufgescheuchtes Thier hatte sie zufällig auf eine Lücke zwischen den Steinmassen aufmerksam gemacht, die ihnen vergönnte, tiefer hinabzusehen, und ihre Neugier reizte. Mit Mühe und Gefahr drängten sie sich durch die Lücke hinab und fanden nun, daß der Fuchs, den sie vertrieben, ein friedliches Lager auf einem kostbaren Marmorrelief sich aufgesucht hatte. Eine richtige Ahnung sagte den Künstlern sofort, daß der Fries, zu dem diese Platte augenscheinlich gehörte, noch vollständig vorhanden sein müsse, da die nachstürzenden Trümmer ihn zugedeckt und so vor räuberischen Händen beschützt hatten. Sie beschlossen deshalb gleich an die Ausgrabung sich zu machen. Allein die Archonten oder Gemeindevorsteher von Andritzena, zu dessen Bezirk jetzt die Oertlichkeit gehörte, verweigerten die Erlaubniß und verhinderten sogar eine genauere Untersuchung der Architektur. Unverrichteter Dinge mußten die Künstler für dieses Mal abziehen.

Als sie im folgenden Jahre wiederkamen, war es ihnen inzwischen geglückt, den Pascha von Morea, Veli, Sohn des Ali Pascha von Janina, in das Interesse zu ziehen. Dieser war, seit dem vortheilhaften Verkauf einiger im Schatzhaus zu Mykene gefundenen Alterthümer, Liebhaber von solchen Dingen geworden. So ließ er sich denn durch den englischen Viceconsul, Gropius aus Berlin, der die Unterhandlungen führte, leicht dazu überreden, halbpart mit den fremden Künstlern zu machen. Er sollte die Hälfte der Kosten tragen, ebenso wurde die Hälfte der Funde ihm zugesprochen; zugleich sollten aber die Finder das Vorrecht des Ankaufs haben. Jetzt erging ein Befehl an die Archonten von Andritzena, nicht blos die Fremden gewähren zu lassen, sondern auch für die Herbeischaffung von Arbeitern, von Geräthschaften und Lebensmitteln Sorge

zu tragen. Der Pascha schickte selbst einige Diener ab, die als seine Commissäre dem Ausgrabungswerk beiwohnen sollten.

Anfangs Juli traf sich die Gesellschaft in Andritzena. An die Hirten der Umgegend erging die Aufforderung, sich bei der Grabung einzustellen, und die Jüngeren eilten in Aussicht nicht gewöhnlichen Gewinns willig herbei, die Alten und die Weiber bei den Heerden lassend. Stackelberg hat das Leben, das nun die Einsamkeit des Kotyliongebirges für einige Monate unterbrach, anziehend beschrieben. Täglich waren an 120 Arbeiter beschäftigt, also ungefähr ebenso viele, als zu Olympia im vergangenen Winter verwendet wurden. Zu ihrer Unterkunft entstand neben dem Tempel eine improvisirte Niederlassung. Zelte, Laubhütten wurden erbaut, indem man bald die mächtigen Eichen, bald Felsen als Lehne benützte. Ein Zelttuch, über Pfähle gespannt, bildete das Versammlungs- und Speisehaus. Dorische Capitäle und andere Bauglieder dienten als Tische und Bänke. Das Museum richtete man in einem großen, mit Laubwänden umschlossenen Raume ein. Täglich wurden, wie in der homerischen Zeit, Schafe und Ziegen an großen hölzernen Spießen über dem Feuer gebraten. Dazu brachten die Schäferinnen Butter und Milchspeisen, und des Abends stellten sich die ländlichen Paare zum Tanz, denn auch Spielleute hatten sich alsbald bei den „Säulen" eingefunden und waren für die ganze Dauer des Aufenthaltes angenommen worden. Zuweilen erscholl es in der sonst so öden und stillen Höhe von Liedern und lärmender Lustbarkeit, wie bei einer Kirmeßfeier. Ab und zu erschienen auch die Vornehmeren aus den benachbarten Städten zum Besuch. Auf ihren Teppichen sitzend, sahen sie in müßiger Verwunderung diesem Treiben zu und spielten an den Perlen ihrer Rosenkränze. An den Sonntagen geschah es wol, daß ein festlicher Zug den Tempel selbst betrat und die ernsten Räume wie vormals von Reigentänzen und heiligen Gesängen erfüllt wurden. Auch war die Absicht, im Tempel des Heidengottes Apollon eine Kapelle der heiligen Apollonia zu stiften, theils um dem Volke das Glück einer Panigiris, d. h. eines Kirchweihfestes, zu verschaffen, theils aber um durch erneute Weihung der Stätte zur Schonung der Tempeltrümmer beizutragen. Die neuen Götter sollten so gleichsam den Schutz der alten gesunkenen Majestäten übernehmen.

Die Arbeit, die bei den einfachen Werkzeugen nur langsam vor sich ging, bestand darin, das Innere von den aufgehäuften Steinmassen zu säubern. Als man bis zu dem noch wohlerhaltenen, nur in der Mitte eingesunkenen Boden der Cella gelangte, lagen hier die vielfach zersprungenen Platten des Frieses, wie ein Erdstoß sie herabgeworfen hatte. Eine um die andere wurde hervorgezogen, und nach und nach gelang es auch, sie in der richtigen Folge zu ordnen. Allmälig entstand so unter den Händen der Finder die kunstvolle Schöpfung von Neuem, wie sie einst unter der Hand des Bildners entstanden war. Zuletzt konnte durch Vergleich mit den Maßen des Tempels festgestellt werden, daß auch nicht eine der Tafeln fehlte. Der ganze Bildercyklus war gerettet.

Indessen sollte die fröhliche Idylle nicht bis zum Schlusse ungetrübt bleiben. Zwar ein Streit, der sich unter den Arbeitern erhob, wurde wieder beigelegt. Schlimmer war es, daß Räuberbanden in der Gegend auftauchten, die den „Eng-

ländern" nachstellten. Das war zu einer Zeit, als die Meisten von der Gesellschaft schon nach Zante aufgebrochen waren, um Anstalten zur Ueberfahrt der Bildwerke zu treffen. Die Zurückbleibenden ergriffen Vorsichtsmaßregeln, es wurden Wächter ausgestellt und durch deren Wachsamkeit denn auch die Räuber, die sich einmal bei Nacht bis in den Tempel eingeschlichen hatten, glücklich wieder verjagt. Auch schuf die kältere Jahreszeit allerlei Ungemach. Schon Anfang August war es auf dieser Höhe empfindlich kühl und das Schlafen im Freien beschwerlich. Gegen Ende des Monats wurde es unerträglich, und die Gesellschaft begab sich jeden Abend in ein nahegelegenes Dorf, nur eine Bewachung zurücklassend. Die Arbeit war jetzt beendet, aber die Fortschaffung erwies sich noch schwieriger, als die Ausgrabung gewesen war.

Zum Pascha war das Gerücht getragen worden, die weißen Marmorfiguren, die man gefunden, seien Statuen von purem Silber. Seine Erwartung wurde dadurch aufs höchste gespannt. Zeichnungen, die man ihm einsandte, genügten ihm nicht, er wollte die Funde selbst sehen und ruhte nicht, bis man ihm, aller Vorstellungen ungeachtet, die Hälfte derselben, seinen Antheil, nach Tripolitza schaffte. Nicht ohne Grund hatten die Künstler Besorgnisse wegen des schwierigen Transports auf den elenden Wegen gehabt. Wirklich ging eine der Platten unterwegs verloren, sie wurde aber im Jahre darauf von Stanhope aufgefunden und durch Schenkung an das britische Museum mit den übrigen wieder vereinigt. Der Pascha hatte geringe Freude an den Funden; enttäuscht sandte er sie sofort wieder zurück. Um aber doch seine Kennerschaft an den Tag zu legen, vermeldete er bei der Rücksendung zugleich sein Erstaunen über die schöne Ausführung der Bildwerke und insbesondere über die täuschend natürliche Darstellung der Schildkröten. Sein archäologischer Scharfsinn hatte nämlich die schweren Schilder der Kämpfenden, die auf jenen Darstellungen mehrfach vorkommen, auf Schildkröten gedeutet. Uebrigens half der Umstand, daß er in dieser Zeit durch eine Intrigue seiner Feinde die Paschastelle verlor, vollends zu einer raschen Abwicklung des Geschäfts. Er trat den Europäern gegen eine mäßige Summe seinen Antheil ab, verweigerte aber, aus Furcht vor neuen Anklagen seiner Feinde, die Erlaubniß zur Weihung des Tempels und dem Bau einer Capelle.

Abermals erging ein schriftlicher Befehl Veli Pascha's, der den Fremden die Wegführung der Antiken erlaubte und die Hirten zur Beihilfe anhielt. Aber nun machten die Archonten von Andritzena erneute Schwierigkeiten und versuchten, bis zu Veli's Abberufung die Sache hinauszuziehen. Doch kam schließlich ein Vertrag mit ihnen zu Stande, worin sie selbst die Besorgung des Transports bis zur Meeresküste übernahmen. Die Unwegsamkeit des Gebirgs machte diesen Transport so beschwerlich als gefahrvoll. Die Tafeln waren zum Theil in Kisten verpackt, zum Theil in Tücher eingenäht. Das Gewicht der meisten Stücke verwehrte sogar den Gebrauch von Saumthieren. Sie mußten von Menschen den steilen Pfad hinuntergeschleppt und bis zu der 6 Stunden entfernten Küste gebracht werden. Kaum vermochten 6—8 Mann die Last der größeren Stücke zu tragen. Als Alles zum Abmarsch bereit war, fing eine der Laubhütten von Ungefähr Feuer. Das schien wie ein Zeichen, das Andenken an die hier verbrachte Zeit mit einem Mal auszulöschen. Rasch ging die ganze

Ansiedlung in Rauch auf, und „wie im Traum verschwand plötzlich selbst bis auf diese Zeichen die Belebung dieses Orts, und die große, lichte Gestalt des Tempels blieb in ihrer alten Verödung zurück, dem Wandel der Zeiten trotzend".

Ein Zug von 150 Hirten trug die Lasten zu Thal. Viele Personen, darunter die Archonten von Andritzena, gaben das Geleite. Langsam ging es durch die Waldschluchten hinab zum Grund der Neda, nach Phigalia, und am folgenden Tage bis zur Mündung des Baches. Noch einmal erneuten die Archonten ihre gewinnsüchtigen Pläne, indem sie einen Theil der Bildwerke verbargen und herauszugeben sich weigerten. Zuletzt war auch dieses Hinderniß beseitigt. An der Küste lag das Fahrzeug bereit, das die werthvolle Ladung glücklich nach Zante brachte. Hier wurde sie vorläufig in einem wohleingerichteten Raume untergebracht, bis über ihre Zukunft entschieden wäre. Eigenthümer waren die vier genannten Finder: Haller, Linkh, Cockerell, Forster, und zu diesen kamen noch der Viceconsul Gropius und ein anderer Engländer, wegen der Dienste, die sie bei dem ganzen Handel geleistet hatten. Die Deutschen wie die Engländer waren von dem Wunsche beseelt, das herrliche Kunstwerk dem eigenen Vaterlande zuzuwenden. Unter diesen Umständen mußte man sich zu einem allgemeinen Ausgebot entschließen. Es erging eine öffentliche Bekanntmachung, worin die Entdeckung der gelehrten Welt mitgetheilt, die Funde beschrieben und den Kauflustigen eine Frist von zwei Jahren bewilligt wurde. Am 1. Mai 1814 erfolgte die Versteigerung. Der Landessitte von Zante gemäß wurde sie auf einem öffentlichen Platze gehalten und währte den ganzen Tag. Bei eintretender Nacht zeigte das Auslöschen einer Kerze den Ausgang der Handlung an. Der Fries des Apollontempels in Bassae war für den Prinzregenten, den künftigen König von England, um die Summe von 60,000 spanischen Piastern erstanden.

Seitdem ist der Fries eine Zierde des britischen Museums zu London, und hier vom Apollontempel, wie vom Parthenon, schweifen die Gedanken, wenn sie den einstigen Bilderschmuck der Säulenhallen suchen, nach jenen geweihten Räumen, wo so viele Götter und Helden aus Hellas in einer ehrenvollen und milden Gefangenschaft schmachten. Dort im „hellenic room", zunächst den Parthenonresten, läuft der phigalische Fries rings um die Wand und blickt verwundert auf die zahlreiche Gesellschaft von lieben Marmorgestalten, die hier zusammengedrängt sind, verstümmelt die meisten und zerbrochen, doch alle von den Bergen und Inseln der Heimath. Und zuweilen wird es den Amazonen- und Kentaurenkämpfern in diesem Raum zu enge, leidenschaftlicher pulsirt es in den bewegten Leibern, und oft, wenn die Herren und Damen mit den rothen Büchern gaffend hindurchwandeln, schwillt ihnen der Zorn, und es ergreift sie ein heftiges Heimweh nach den arkadischen Wäldern und der luftigen Höhe auf dem Kotylion. Oder meint Ihr, es fehle den edlen Gestalten die Empfindung ihres Schicksals und die Sehnsucht nach der Heimath? Das weiß man in Athen besser, wo damals, als Lord Elgin die eine der Karyatiden vom Pandroseion raubte, unter dem Volk die rührende Sage entstand, daß an jenem Abend die vier anderen Jungfrauen die verlorene Schwester mit jammerndem Wehruf be-

trauert, die geraubte aber aus der unteren Stadt mit denselben Klagelauten geantwortet habe.

So wie die Stackelberg'sche Expedition den Tempel verließ, steht er im Wesentlichen noch heute. Damals fehlten von den 38 dorischen Säulen des Umgangs zwei, die beiden Eckſäulen der Südfront. Seitdem ist noch eine weitere Säule dazugestürzt, die nächststehende von der Westseite. Größtentheils ist auch der Architrav noch erhalten, ganz auf den beiden Langseiten. Noch heute erfreut man sich an der sorgfältigen Ausführung, an der reinen Profilirung der erhaltenen Bauglieder. In der Mitte der Westseite ist eine Anzahl von Säulen nach innen geneigt, und dadurch der Architrav verschoben; doch halten sie bis jetzt noch immer Stand. Der innere Raum ist nicht mehr so vollständig gesäubert, wie ihn Stackelberg zurückließ. Man hat seitdem vielfach die Trümmer durchsucht und hinundhergewälzt. Noch in den Befreiungskämpfen haben, wie uns der Gastfreund in Andritzena erzählte, die Griechen selbst die Beraubung des Tempels vollendet, indem sie die noch auffindbaren Metalltheile in Kugeln umgossen. Weitaus das Meiste liegt aber außerhalb der Säulen, unter Felsstücken gleicher Farbe verstreut, ein ergreifender Trümmerhaufen. Von den feineren, in Marmor ausgeführten Baugliedern ist wenig mehr erhalten. Vieles scheint als Andenken der fremden Besucher mitgewandert zu sein. Doch findet man noch Cassetten von der Decke mit ihren mannigfaltigen, feingearbeiteten Mustern. Von den jonischen Capitälen, welche die Pfeiler des Innenraums bedeckten, gelang es uns nur ein einziges zu entdecken; es lag außerhalb des Tempels, fast unkenntlich, halb in der Erde steckend. Die Zerstörung wird unaufhaltsam weiter ihren Lauf nehmen. Eines Tages wird man hören, daß auch die geneigten Säulen der Westfront eingestürzt sind. So aber, wie heute die Ruine inmitten der Landschaft sich darstellt, gewährt sie einen Anblick, der nicht malerischer und eindrucksvoller sein könnte. Ein schwermüthiger Reiz umgibt die einsame Stätte. Ich lasse noch einmal Stackelberg das Wort: „Nichts läßt einen tieferen Eindruck von Einsamkeit zurück als dieser Anblick. Selten wird die Stille hier oben unterbrochen, und geschieht es einmal, so ist es entweder die große Natur, die sich in mächtigen Lauten hören läßt, oder es ist ein aufgescheuchtes Wild oder das Rufen eines Schäfers, der seine Heerde vorübertreibt. Auch sind die Laubhürden herumziehender arkadischer Schäfer und ihre braunen Zelte, die von Zeit zu Zeit hier aufgeschlagen werden, die einzigen Zeichen menschlicher Bewohnung. Die Einsamkeit vermehren selbst die Wolken, die manchmal, unterhalb des Tempels sich bildend, die Gegend in Dunkel hüllen, diesen Ort, dem sie allein dem Schein der Sonne lassen, gleich einer Insel mit einem Nebelmeer umschließen und dem Auge den Anblick alles übrigen Landes entziehen, das sich rings umher in die Ferne breitet."

Es war uns aber beschieden, daß auch wir noch mit Wolken und Nebelmeer Bekanntschaft machen sollten, so daß uns kaum etwas entging, was zu den charakteristischen Reizen dieser Landschaft gehört. Jenes freien und entzückenden Weitblicks bis zum Meeresspiegel sollten wir uns nur noch kurze Zeit nach unserer Ankunft erfreuen. Schon waren nämlich aus der Nedaschlucht kleine Wölkchen aufgestiegen, die sich zusehends vermehrten. Im Anfang war

es ganz vergnüglich zuzusehen, wie diese Wolken auf der gegenüberliegenden Bergwand ihr Spiel trieben, sich zusammenballten und wieder lose auseinandertraten. Aber bald konnten wir uns nicht verbergen, daß aus dem Spiel ein leidiger Ernst wurde. Ungestümer wallte es von der Neda herauf; es war, als ob da unten ein Heerdfeuer angezündet wäre, das unendlichen Dampf in die lichten Regionen herauf entsendete. Ein Stück um das andere von der heiteren Landschaft verschwand in dem anwachsenden Nebelmeer, unversehens hatte es die messenische Landschaft uns entrückt und züngelte jetzt an den Höhen des Lykaion hinauf, um auch diese vollständig einzuhüllen. Wir selber blieben nicht länger verschont. Feine Nebelmassen strichen durch die Säulen des Tempels, und eben, als wir nach Betrachtung desselben auf einem Architravstück uns niederließen und über die Schätze des mitgebrachten Korbes hermachten, fühlten wir uns von dem feuchten Element umringt. Es war empfindlich kalt geworden, und langsam begann der Nebel in rinnende Tropfen sich aufzulösen.

Da konnte unsers Bleibens nicht länger mehr sein; doch trennten wir uns schwer und langsam von einem Ort, der durch das Nebelkleid einen neuen, unsäglichen Zauber erhalten hatte. Traurig, mit verschwommenen Umrissen blickten die Säulen durch den grauen Schleier, aber zu den edlen Ueberresten schien diese schwermüthige Scenerie fast noch besser zu stimmen, als da Helios in alter Heiterkeit, als wäre nichts geschehen, sie angestrahlt und ein lachendes Landschaftsbild dazugefügt hatte. Es war, als ob der Gott, dessen Haus hier zerstört ist, die Augen geschlossen und trauernd von der Welt sich abgewandt habe. Außer den Säulen war ringsum nichts mehr zu sehen, und nur die tausendjährigen Eichen, die vereinzelt in der Nähe stehen, streckten gespenstig, wie die Geberden eines vergeblich um Hilfe Flehenden, ihre kahlen Arme zum Himmel. Mit ernsten, wehmüthigen Gedanken scheidet man von all' den Stätten, die durch die Trümmer hellenischer Kunst geweiht sind. Aber hier war es, als ob diese Trümmer es in hoffnungsloser Trauer müde wären, noch länger das Licht der Erde zu beschauen, und in die rührende Bitte sich auflösen wollten, endlich hinweggenommen zu werden und in Traum zu zerfließen.

Als uns die Pferde wieder zum Gipfel hinauftrugen und wir uns noch einmal umschauen wollten, waren auch die Linien des Tempels in Nebel zerflossen. Wie anders war der Blick gewesen, als wir vor wenigen Stunden mit Ausrufen freudigen Entzückens hier herabgeritten kamen! Jetzt war uns schier unheimlich zu Muth. Durch die Eichenwipfel rauschte es wie Todtengesang zur ewigen Ruhe der alten Götter. Es fröstelte uns an Leib und Seele. Auf der anderen Seite des Kotylion, wo es wieder nach Andritzena hinunter ging, war zwar kein Nebel, aber es regnete in Strömen. Der Pfad war grundlos geworden und an den Abhängen hin so ausgewaschen und schlüpfrig, daß unsere Pferde die größte Mühe hatten, festen Fuß zu fassen. Völlig durchnäßt und erschöpft, doch um die Erinnerung eines herrlichen Bildes bereichert, kamen wir wieder zu den Gastfreunden in Andritzena.

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb,

Oberst im Nebenetat des großen Generalstabs.

Die Erinnerung an den vierjährigen Bürgerkrieg in Nordamerika, dessen Beendigung die Hoffnung auf eine Erneuerung des wirthschaftlichen, staatlichen und geistigen Lebens der vereinigten Staaten hervorrief, ist hinter die uns so viel näher liegenden großen Siege Preußens und Deutschlands über Oesterreich und Frankreich zurückgetreten. Aber der Einfluß des jungen Riesenstaates auf europäische Verhältnisse ist so bedeutend, obwol erst die Keime seiner künftigen Macht sich entwickeln, daß eine genaue Kenntniß dieser gefährlichsten Krisis, die er bisher bestanden, höchst lehrreich und zum Verständniß der gegenwärtigen, wie der künftigen Zustände von Nordamerika nothwendig ist. Als zur Zeit der südamerikanischen Revolutionen die europäischen Cabinette die Absicht hatten, sich in die dortigen Bewegungen einzumischen, erklärte es Wellington im Parlamente für gefährlich, weil es die Regierung der Vereinigten Staaten veranlassen könne, ihrerseits in die europäischen Verhältnisse einzugreifen. Das erschien damals als die Träumerei eines besorgten alten Mannes; heute ist die Monroe-Doctrin, die keine Einmischung europäischer Politik in die Verhältnisse des ganzen Amerika dulden will, längst eine Thatsache geworden, deren Berechtigung Niemand anzuzweifeln wagt.

Ferner ist der Krieg militärisch vom höchsten Interesse; nicht im Frieden erzogene, sondern beim Beginn des Kampfes gebildete Heere *eines* Landes standen sich gegenüber, das gewaltige, von großen Strömen vielfach durchschnittene, im Osten und Süden vom Ocean umspülte Kriegstheater machte ein Zusammenwirken der Operationen der Armee und Flotte möglich, wie es noch kein Krieg gezeigt hatte. Ebenso lehrreich war er durch die Benutzung der Eisenbahnen als Transportmittel; Panzerschiffe, Torpedos, Monstregeschütze, alle Kriegsmittel, welche die hoch entwickelte Technik schaffen und gebrauchen lehrt, wurden in umfassendster Weise angewendet. Das Studium dieser Kämpfe gewährt ein hohes psychologisches Interesse, — in den europäischen Culturstaaten ist die Bildung gleichförmiger, Staatsmänner und Officiere gehen den gebahnten

Weg zu den höchsten Stellen, die Eigenart der Charaktere wird sich selten so schroff aussprechen können, wie jenseits des atlantischen Oceans. Die Demokratie hat dort alle Kräfte entfesselt, Tugend und Laster, Willensstärke und theilnahmloser Individualismus, wie alle anderen Gegensätze treten offener an's Tageslicht. Wie könnte ein europäischer Krieg eine solche Reihe scharf markirter, bedeutender Persönlichkeiten darbieten wie Lincoln, Lee, Davis, Jackson, Sherman und Grant?

Vor 40 Jahren schrieb Tocqueville sein unsterbliches Werk „sur la démocratie en Amérique", ein Spiegel, den er den Franzosen vorhielt, um ihnen warnend zu zeigen, wohin das Streben nach Gleichheit, nicht nach Freiheit, wohin die Herrschaft der Majoritäten, wohin die Demokratie mit einer centralisirenden Administration ein Volk führt, das nicht, wie Nordamerika, der Selbstverwaltung fähig und gewöhnt ist. Dieselben Gefahren drohen Deutschland, und vielleicht in höherem Grade, weil unser Nationalcharakter dem der Amerikaner verwandter ist, weil wir stärker, zäher, kälter und phantasieloser als die Franzosen, weil wir wie sie der Selbstverwaltung entwöhnt sind, und die Theilnahme an den politischen, namentlich den Wahlkämpfen, oft den Besseren zuwider, mindestens unbehaglich wird, endlich weil die nach schwerem Kampf errungene Einheit die Selbständigkeit der Einzelstaaten und Provinzen bedroht. In den Vereinigten Staaten halten sich vielfach die redlichsten, einsichtigsten, fähigsten Männer von der Theilnahme an der Verwaltung der Gemeinde, der Grafschaft, des Staates, der Union zurück, die Politiker von Fach leiten die Wahlen und die Verwaltung; die Directoren der Eisenbahnen und anderer industrieller Unternehmungen üben einen gefährlichen Einfluß auf die Regierung jedes Staates, auf den Congreß, ja auf den höchsten Gerichtshof. Die Beamten sind, seit Jackson's unseliger Einführung der „rotation in office", nur Diener der herrschenden Majorität und auf möglichste Ausbeutung des Amtes bedacht, das ihnen auf einige Jahre verliehen ist. Nur wenn große Gefahren drohen, auch meist bei den Wahlen der Präsidenten, zeigt sich die Masse der Wähler an der Wahlurne, und dadurch erklärt sich der oft plötzliche Umschwung der öffentlichen Meinung. So wurde auch während des Krieges dessen Bedeutung dem Kern der Bevölkerung, besonders der ländlichen des Westens, erst allmälig klar; die großen Städte des Ostens hatten die ersten Heere in's Feld gestellt, erst im zweiten und dritten Jahre des Krieges waren Grant's und Sherman's Regimenter aus den starken, harten Söhnen des far west gebildet, mit denen die Feldherren die Conföderation am Mississippi, in Georgien und Virginien niederwarfen.

Kaum sind elf Jahre seit der Beendigung des Krieges verflossen, und schon liegt eine reiche Literatur desselben vor; eine besonders wichtige Quelle sind die „Reports of the joint committee on the conduct of war", die gerichtlichen Aussagen fast aller an den wichtigsten Ereignissen betheiligten, namentlich der höheren Officiere, enthaltend. Frei von allem Einflusse der Parteistellung, von allen persönlichen Rücksichten, können diese Aussagen so wenig sein, als die meist von Mitkämpfern des Krieges geschriebenen Werke. Das Auge des Geschichtsschreibers bedarf, wie das leibliche, einer gewissen Sehweite; ebenso wie dicht

vor das Auge gehaltene Gegenstände das Gesichtsfeld beschränken, so erscheint das selbst und kurz vorher Erlebte in unverhältnißmäßiger Größe und wird bei der Schilderung der Ereignisse leicht zu sehr hervor gehoben. Nur von einem ferner und höher gelegenen Standpunkt läßt sich die gewaltige Fülle der Erscheinungen übersehen und ordnen.

Ferner ist die Kenntniß der Parteistellung der Verfasser nothwendig, Pollard und Cooke gehören den Südstaaten, Greeley der demokratischen, Tenney und Simpson der republikanischen Partei des Nordens an. Keineswegs will ich diesen und anderen Schriftstellern eine Entstellung der Thatsachen vorwerfen; aber wie das Bild einer Stadt verschieden erscheint, ob sie von Osten oder Westen, von der Höhe oder vom Thale aus gesehen worden, so übt der Standpunkt des Verfassers bei allem Streben nach Objectivität Einfluß auf die Darstellung. „The lost cause" erblickt die Conföderation im trüben Lichte der sinkenden Sonne, Sherman und ihm gleichgesinnte Schriftsteller sehen Kampf und Sieg der Union im Glanze der aufgehenden Sonne eines neuen Tages, der dem fernen Westen die Herrschaft über Nordamerika verheißt.

Der enge Rahmen eines Essay kann nicht alle Gefechte und Schlachten von vier Kriegsjahren umfassen, daher sollen hier nur die großen, allgemeinen Züge der Operationen, einzelne besonders charakteristische Ereignisse und der Gesammtcharakter des Krieges dargestellt werden; ferner war der Einfluß der hervorragenden Persönlichkeiten größer als in unseren europäischen Kriegen, in denen die Schule, die Tradition und Routine so vieles, die Individualität beschränkend, bestimmen, daher müssen einzelne Führer und Staatsmänner sich reliefartig abheben.

Auch ist ein kurzer Ueberblick über die Ursachen und die Veranlassung des Krieges, über die politischen Verhältnisse der Union nothwendig. Vortrefflich sagt Clausewitz: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Staatspolitik mit anderen Mitteln;" und das ist für jeden inneren Krieg doppelt wahr. Nicht blos auf den Entschluß zum Kriege, auf seinen Plan, die Aufbringung und Verwendung der Mittel, sondern auf jeden einzelnen seiner Acte, selbst bis auf das Schlachtfeld wirkt die Politik ein; daher ist ohne Kenntniß der Verfassung der Union, der Verhältnisse der Sklaverei, der Vorgeschichte des Krieges, ein eingehendes Verständniß seiner Ursachen und seiner Erscheinungen, der Folgen, die sich aus ihnen entwickeln werden, und eine billige Beurtheilung der Männer, die ihn führten, unmöglich.

I.

Die Ursachen des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten liegen in dem Gegensatze der Interessen der Nord- und Südstaaten, der, bei ihrer Gründung vorhanden, sich geschichtlich weiter entwickelt hat und, nach immer gesteigerter Spannung, zu einer gewaltsamen Lösung führen mußte. Schon Washington sagte, daß eine große Gefahr für die Vereinigten Staaten darin läge, daß die verschiedenen Interessen der Parteien sich auch geographisch getrennt gegenüber ständen. Die Veranlassung des Krieges war die Sklaverei;*)

*) Friedrich Kapp, Geschichte der Sklaverei.

für die Südstaaten war deren Erhaltung der Zweck des Krieges, die Trennung von der Union das Mittel, da sie nach Lincoln's Wahl darauf verzichten mußten, die Union zu beherrschen, und ihren Jahrzehnte lang gehegten Plan, die Sklaverei im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten einzuführen, als gescheitert ansahen.

Die Nordstaaten führten, nachdem sie angegriffen waren, den Krieg zur Erhaltung der Union; erst nach mehrjährigem Kampfe wurde die Aufhebung der Sklaverei als das nothwendige Mittel zu seiner Beendigung erkannt, und im weiteren Verlauf die unbedingte Emancipation, welche die Abolitionisten schon längst gefordert, ausgesprochen, um den Gegensatz des Nordens und Südens nicht zu verewigen und in ihm nicht immer neue Veranlassungen des Streits und neuer Kriege zu erhalten.

Wir sind in Europa gewöhnt, die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von engen, heimischen Parteistandpunkten aus zu beurtheilen, die für die Welt jenseits des Oceans keine Geltung haben.

Ein wesentlicher Grund der Sympathie, der sich die Südstaaten in weiten Kreisen zu erfreuen hatten, lag darin, daß ihre Bewohner als Aristokraten, als Nachkommen von vornehmen Cavalieren Englands, im Gegensatze zu den Bewohnern der demokratischen Nordstaaten, den Nachkommen von Puritanern und Independenten, angesehen wurden: eine Gegenüberstellung, die so irrthümlich ist, als die, welche die Einen zu Abkömmlingen romanischer Nationen und zu Katholiken macht, die Anderen der germanischen Race und dem Protestantismus zuweist.

Ein flüchtiger Blick auf die Entstehung nur einiger Staaten wird die Unhaltbarkeit dieser Voraussetzungen zeigen. Virginien, der älteste Staat, wurde von der Londoner Handels-Compagnie colonisirt; sie gründete 1607 Jamestown; 1621 erhielt die Colonie eine Verfassung. Dann wurde die Compagnie aufgelöst und Virginien fiel an die Krone.

Von den ersten Colonisten sagt Smith in seiner „history of Virginia“: „Ein großer Theil waren junge Leute von gutem Herkommen, aber von ungeregeltem Wandel, die ihre Eltern zu Schiff gebracht hatten, um sie einem schimpflichen Loose zu entziehen; alte Bedienten, betrügerische Bankerottirer und andere Leute der Art bildeten den Rest.“ — So schilderte ein Amerikaner vor 50 Jahren die ersten Ansiedler des old dominion Virginia, die, neueren Darstellungen gemäß, die Grundsätze und Traditionen feudaler Aristokratie der Conföderation vererbt haben sollen.

Oglethorpe gründete unter Georg II. eine Colonie nördlich vom Savannah, um verarmten Schuldnern, aus den Gefängnissen Entlassenen und anderen Bedrängten eine Zuflucht zu gewähren; später wendeten sich deutsche Herrenhuter und schottische Methodisten nach Georgien.

Dagegen wurden die Nordstaaten New-Jersey und New-York, das frühere Neu-Niederland der Holländer, von Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York, später Jakob II., zu Lehn gegeben. Dieser verlieh einen Theil den Lords Berkeley und Carteret, die eine feudalistische Verfassung gaben und eine Prämie von 75 Acker Landes auf die Einführung eines Sklaven in New-Jersey setzten.

Der nördliche Theil von Carolina wurde zuerst von Ansiedlern colonisirt, die aus Virginien geflohen waren, weil die dort herrschende anglicanische Kirche ihnen keine freie Religionsübung gestatten wollte; 1665 wurden beide heutige Carolinas an die Lords Albemarle (Monk), Clarendon und Shaftesbury verliehen, die allen Einwanderern freie Religionsübung und eine gesetzgebende Versammlung verhießen; später ließen sie durch den Philosophen Locke eine wunderliche Musterverfassung entwerfen, die nie zu wirklicher Geltung kam und 1693 abgeschafft wurde. Französische Protestanten und Deutsche aus der Pfalz wanderten im Anfange des 18. Jahrhunderts noch ein.

Die Neu-England-Staaten (Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, New-Hampshire, später Vermont und Maine) wurden von englischen Independenten colonisirt, von denen die ersten 1620 bei dem heutigen New-Plymouth landeten und 1628 Salem, 1630 Boston gründeten.

Diese Colonien sind als die Pflanzstätte des anglo-amerikanischen Geistes anzusehen; der Sinn für politische und religiöse Freiheit, für Selfgovernment, für strenge Kirchlichkeit, die phantasielose Nüchternheit, die rastlose Thätigkeit und die Lust am Erwerben sind von hier aus über das Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet; wie ein Sauerteig hat dieser zähe, energische Geist die ganze Bevölkerung durchdrungen.

Das englische Landrecht (common law) mit seinen Grundsätzen der Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung wurde überall in Amerika angenommen; Carolina, Virginien, New-York und Rhode-Island hatten zuerst die feudale Erbfolge eingeführt, sie wurde aber überall noch im vorigen Jahrhundert aufgehoben, in Virginien schon 1776, in New-York erst 1786.

Das Erbrecht und seine Formen haben einen tiefeingreifenden Einfluß auf die sociale Gestaltung, deren Ausdruck die politischen Formen sind. So war das aristokratische Element, die Folge der feudalen Erbfolge, schon im Anfange dieses Jahrhunderts bis auf die letzte Spur verschwunden. Es waren früher gerade Connecticut, Massachusetts, Pennsylvanien gewesen, die dem ältesten Sohne einen doppelten Erbantheil zusprachen, also sich den aristokratischen Formen der Erbfolge genähert hatten. (Eine Einrichtung, die auch dort längst aufgehoben ist.)

Kentucky und Tennessee, die der Conföderation beitraten, sind so gut wie Ohio, das der Union treu blieb, von den Nordstaaten aus colonisirt.

Die Staaten Illinois, Indiana, Missouri sind, wie ein Theil der Ortsnamen bezeugt, vom französischen Canada aus bevölkert worden. Der Strom der Einwanderung, der sich fortwährend den Nordstaaten zuwendet, besteht großentheils aus katholischen Irländern (Celten).

Anders haben sich die Verhältnisse in den südwestlichen Staaten entwickelt. 1803 kaufte die Republik auf Jefferson's Betrieb Louisiana für 15 Millionen Dollars von Napoleon, dem es Spanien einige Jahre vorher abgetreten hatte.

Damals war nur der südliche Theil des heutigen Staates Louisiana colonisirt; das ganze ungeheure Gebiet, das sich bis zu den Felsengebirgen erstreckt, und aus dem später die Staaten Mississippi, Arkansas, Alabama und andere gebildet sind, wurde erst nach dem Kaufe von Anglo-Amerikanern bevölkert,

und die Abkömmlinge spanischer oder französischer Race bilden dort einen sehr geringen Theil der Bewohner.

So wenig als in der Nationalität oder dem religiösen Bekenntnisse, liegen die Unterschiede von Nord und Süd in der politischen Theorie. Demokratisch, nach europäischen Begriffen, sind die Gesetzgebungen aller Staaten ohne Ausnahme; einzelne conservative Elemente finden sich sowol in Massachusetts als in Süd-Carolina; New-Orleans und Baltimore waren lange vor dem Kriege die Schauplätze steter Unruhen und der Excesse eines zügellosen Pöbels.

Das vom Lord Baltimore gegründete Maryland war der erste Staat, der (1801) das allgemeine Stimmrecht annahm. Die Verfassung, die sich nach der Secession die conföderirten Staaten gaben, enthält keine Spur von aristokratischen Elementen.

Nicht die politische Richtung, sondern die Form der Arbeit, bedingt durch das Klima, die Boden- und Erwerbsverhältnisse, wie durch die Gewohnheit, ist die Ursache des Gegensatzes der Nord- und Südstaaten.

Die Plantagenwirthschaft erfordert Sklaven; wo Reis, Baumwolle, Zucker, Tabak gebaut werden konnten und hohe Erträge versprachen, wurden Sklaven gehalten, eingeführt und gezüchtet; die Bevölkerung bestand aus ihnen, wenigen reichen Besitzern und einem zahlreichen weißen Proletariat. Wo, wie im Norden und Nordwesten oder in den gebirgigen Theilen von West-Virginien, Kentucky, Tennessee, kein Plantagenbau möglich war, wurde der Boden getheilt, von dem Besitzer mit wenigen Gehilfen bearbeitet; da gedieh neben dem ländlichen Kleinbesitz der Handel, Handwerk, Flußschifffahrt und Industrie.

Schon lange vor dem Ausbruche des Krieges verglich Mommsen, der Geschichtschreiber Rom's, das aus Millionären und Bettlern gemischte Gemeinwesen der letzten Zeit der römischen Republik mit einer Plantagenbesitzer-Aristokratie, in welcher der reiche Mann, der von der Arbeit seiner Sklaven lebt, respectabel, der arme, der von seiner Hände Arbeit lebt, gemein sei. Und wie die alte Welt an der Sklaverei, an dem Fehlen eines freien, arbeitenden, besitzenden Mittelstandes zu Grunde gegangen, so war den Vereinigten Staaten durch die Sklaverei ein Keim des Verderbens eingepflanzt, der, sobald er erkannt war, entwurzelt werden mußte. — Die Ehre der freien Arbeit ist die Grundbedingung der Gesundheit jedes Staates, vor allem einer Demokratie.

Tocqueville sagt: „Die Sklaverei entehrt die Arbeit, führt die Trägheit in die Gesellschaft ein, mit ihr Unwissenheit und Hochmuth, Armuth und Luxus. Sie entnervt die Kräfte des Geistes und schläfert die Thätigkeit ein. Der Einfluß der Sklaverei, verbunden mit dem englischen Charakter, erklärt die Sitten und die socialen Zustände des Südens."

Um die allmälige Steigerung und Schärfung der Gegensätze zu begreifen, muß man auf die Gründung der Republik und ihre spätere Entwicklung zurückgehen. Dieselben Parteien, hier wie überall durch die Verschiedenheit der Interessen bedingt, traten schon während des Unabhängigkeitskrieges und nach dem Frieden auf, wenn auch in wechselnden Formen und unter verschiedenen Namen.

Im Jahre 1781 bildeten die dreizehn Staaten eine Conföderation, deren Namen die Secessionisten 1861 adoptirt haben. In dieser losen Verbindung

einzelner Staaten hatte die Centralregierung keine Kraft, nicht die einzelnen Bürger, sondern nur die einzelnen Staaten standen zu ihr im Verhältniß, und es fehlte ihr jedes Mittel, ihren Willen gegen den der Staaten durchzusetzen. Die daraus erwachsenden Uebelstände, die Machtlosigkeit des Staates, waren so groß, daß eine neue Verfassung beschlossen werden sollte, deren Entwerfung in die Hände von 55 Männern gelegt wurde; Washington (als Präsident), Hamilton, Madison, die Brüder Morris und Jefferson waren die bedeutendsten unter ihnen. Diese Verfassung wurde 1787 von allen dreizehn Staaten angenommen und 1789 eingeführt. An Stelle des Staatenbundes war ein Bundesstaat getreten, der die Rechte und Pflichten der Union und der einzelnen Staaten genau begrenzt und, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, jedes Recht der Secession ausschließt. Diese Verfassung, mit geringen späteren Veränderungen, ist das Grundgesetz der Vereinigten Staaten, dem sie eine Entwickelung ohne Beispiel in der Geschichte verdanken, und die von dem Volke, nach eines Engländers Wort, als das Werk einer göttlichen Offenbarung angesehen wird. Während ihrer Berathung bestanden zwei Parteien, die der Föderalisten und der Antiföderalisten (Demokraten); die Führer der ersteren waren Hamilton, Adams, Washington, zu den Gegnern gehörten Madison und Jefferson. Die Föderalisten, von den Gegnern auch Aristokraten, Loyalisten, Monarchisten genannt, wünschten eine der englischen nachgebildete Constitution, soweit sich das mit dem Grundgedanken einer Republik vertrug, und eine möglichste Stärkung der Centralregierung. Den Antiföderalisten schwebte das Musterbild einer Verfassung nach den Grundsätzen vor, die 1789 und 1790 in der französischen Revolution ihren Ausdruck fanden, und möglichste Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, wie sie von 1781—1787 bestanden hatte. Die amerikanische Zeitung „the Federalist", deren Hauptmitarbeiter Hamilton war, zeigt deutlich die Grundsätze und die Stellung beider Parteien.

Nach dem alten Wort, daß die Weltgeschichte eine Reihe von Compromissen ist, wurde auch hier ein vermittelnder Plan, der sogenannte Virginia-Plan angenommen, mit dem die Verfassung von 1787 im Wesentlichen übereinstimmt und dem sie ihre in heißen Kämpfen bewährte Dauer verdankt.

Durch die Bildung des Repräsentantenhauses wird dem Princip der Volkssouveränetät und der Volkszahl Rechnung getragen, durch die Bildung des Senats der Selbständigkeit der einzelnen Staaten. In die Hand des Präsidenten ist auf Hamilton's und Washington's Rath, denen die Verfassung ihre conservativen Elemente dankt, eine Macht gelegt, die in vieler Hinsicht die europäischer constitutioneller Monarchen übertrifft.

Schon damals lag in der Sklavenfrage eine Gefahr für die Union; unter einer weißen Bevölkerung von 3,929,827 Seelen waren 696,897 Sklaven, von denen z. B. auf Vermont 17,000, New-York 21,334, auf Pennsylvanien 337,000, dagegen auf Virginien 203,427, auf die beiden Carolinas 207,311, auf Maryland 103,036 kamen.

Auf England's Befehl, gegen die Bitten der Bevölkerung, hatten einzelne Staaten des Nordens wie des Südens Sklaven einführen müssen, um den Negerhandel, der Liverpool und manches stolze Geschlecht des englischen Oberhauses reich gemacht hat, zu unterstützen. In Folge der Boden- und Erwerbsverhältnisse

war die Sklavenarbeit nur im Süden lohnend gewesen, daher war die Zahl der Neger im Norden geringer, und den humanen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts gemäß wünschten Franklin, Jefferson und Andere die Aufhebung der Sklaverei, wie von England aus Wilberforce den Sklavenhandel bekämpfte. Auch Washington und Hamilton waren principiell gegen die Sklaverei, aber ihre plötzliche Aufhebung war für den erst werdenden Staat gefährlich. Das materielle Interesse von Virginien, Carolina und Georgien war an die Plantagenarbeit und die Sklaverei geknüpft. Daher wurde, um diese Staaten bei der Union zu erhalten, der Gegensatz der freien und Sklavenstaaten in der Unionsacte verschleiert, seine Lösung vertagt, selbst der Ausdruck „Sklaverei" in ihr vermieden und an seiner Stelle gesagt: „Personen, die zu unfreiwilliger Arbeit verpflichtet".

Die Ausfuhr der Südstaaten war in den ersten Jahren nach dem Kriege nicht bedeutend und beschränkte sich auf Tabak, Reis, Zucker und etwas Baumwolle (langfaserige, See-Island), die meist auf den sandigen Inseln an der Küste von Süd-Carolina gebaut wurde. Da erfand ein Arbeiter aus Massachusetts, Whitney, 1793 eine Maschine — cotton gin —, die es möglich machte, in schnellster und leichtester Weise die Kapseln auch der kurzfaserigen Baumwolle (upland) von den Fasern zu trennen. Die Upland-Baumwolle, die fast in allen Südstaaten gedeiht, wurde dadurch ebenso werthvoll als die langfaserige, und nun stiegen der Anbau und die Ausfuhr der Baumwolle, zugleich der Bedarf an Negern, in ungeheurer Progression. 1793 betrug die Ausfuhr an Baumwolle nur 187,000 Ctr., 1794, ein Jahr nach Whitney's Erfindung 1,601,761 Ctr., 1795 schon 6,276,300 Ctr. Im Jahre 1859 betrug die Ausfuhr 3,021,403 Ballen à 460 Pfd., der mittlere Durchschnittspreis des Pfundes war $11\frac{1}{2}$ Cent, also die Gesammteinnahme 159,832,218 Dollars. Zu dieser gewaltigen Production bedurfte man aber Sklaven; daher wurde, auf die Forderung des Südens, das Verbot der Einfuhr afrikanischer Neger verschoben und erhielt erst 1808 Gesetzeskraft, ohne jedoch strenge befolgt zu werden. Die Einfuhr von Negern hat nie aufgehört, später sogar zugenommen; an dem Sklavenhandel betheiligten sich auch kurz vor dem letzten Kriege Speculanten aus New-York und Boston.

Während die dreizehn alten Staaten 1790 nicht ganz 700,000 Neger zu Bewohnern hatten, so war deren Zahl 1800 auf 893,000, 1810 auf 1,191,000, 1820 auf 1,538,000, 1840 auf 2,487,000 gestiegen und betrug 1860 bei einer Gesammtbevölkerung von 30 Millionen $4\frac{1}{2}$ Millionen Farbiger, von denen kaum 1 Million, zum Theil freier Farbiger, im Norden, $3\frac{1}{2}$ Millionen im Süden lebten, die mit geringen Ausnahmen Sklaven waren.

Ferner bedurften die Südstaaten neuer Gebiete, weil der Plantagenbau den Boden entwerthet; er ist ein Raubbau, da er dem Acker bei den großen Flächen, die er bedarf, und dem geringen lebenden Inventarium, keinen Dünger wieder gibt, also muß neues Land aufgesucht werden, auf dem der Anbau der Baumwolle noch lohnend ist. Es ist eine Erscheinung, die sich in Amerika überall wiederholt, daß den das Land aussaugenden Plantagenbesitzern, die immer neue Flächen anbauen, die kleinen ackerbauenden Colonisten, meist Deutsche, folgen, die nun durch den Bau von Korn und durch Viehzucht den Acker verjüngen und der Cultur zurückgewinnen. Zur Zeit von Whitney's Erfindung gingen Vir-

ginien und Carolina der Verarmung entgegen; selbst in dem neuen Staate Alabama sind nach den Schilderungen südstaatlicher Schriftsteller, die vor dem Kriege schrieben, große Strecken Landes durch den Plantagenbau verödet worden. Wo, wie theilweise in Virginien, später in Kentucky und Tennessee, die Baumwolle nicht gedieh, wurde die Sklavenzüchtung rationell betrieben, um die Sklaven zu hohen Preisen (oft 1000 Dollars der junge Mann) nach Louisiana oder Alabama zu verkaufen.

So drängte das Interesse die Südstaaten zu einer Politik, die die Erhaltung der Sklaverei und die Erwerbung neuer Gebiete forderte. Letzteres war aus einem zweiten Gesichtspunkte nothwendig. Die gesetzgebende und die Regierungsgewalt liegt in den Händen des Congresses und des Präsidenten; das Repräsentantenhaus vertritt die Volkszahl, der Senat die einzelnen Staaten. Jeder Staat, unabhängig von seiner Größe und Bevölkerung, sendet zwei Senatoren. Je mehr nun in den späteren Jahrzehnten die Bevölkerung des freien Nordens zunahm, je mehr sich die Einwanderung aus England und Deutschland dem freien Westen zuwandte, desto mehr mußte der Süden dahin streben, neue Staaten gebildet zu sehen, die unter gleichem Himmelsstrich und unter gleichen Boden- und Verkehrsverhältnissen, *seinen* Interessen dienstbar gemacht werden konnten und im Senate *seine* Partei vertreten. Dadurch erklärt sich wesentlich die innere und äußere Politik der Südstaaten, die zur Erwerbung von Louisiana, Florida, Texas drängte und sich selbst in den Expeditionen Walkers nach Nicaragua und in Projecten auf Cuba (Buchanan) aussprach.

Die Formen der Arbeit im Süden und im Norden bedingten eine verschiedene Lebensweise, andere Sitten und Anschauungen, eine meist entgegengesetzte politische Richtung. Daher finden wir im Süden wenige große Grundbesitzer, die durch Feldsklaven ihre Plantagen bebauen, sehr ähnlich den römischen Capitalisten, die von Rom aus ihre Latifundien durch Sklavenaufseher bewirthschaften ließen, aber sehr unähnlich den Lehnsherrn des Mittelalters, — daneben eine kleine Zahl meist gut gehaltener Haussklaven, dann einige bedeutende Städte, Handelsemporien, mit wenigen reichen Kaufleuten. Die große Masse der weißen Bevölkerung besteht bei dem Fehlen ländlicher Kleinbesitzer, bei dem Mangel an Handwerk und Industrie, bei der Entwürdigung der freien Arbeit, aus verkommenen Proletariern, in völliger Abhängigkeit von der Pflanzer-Aristokratie. 1860 betrug die Zahl sämmtlicher Sklavenhalter in den Südstaaten nur 346,000, darunter etwa 69,000, die nur Einen Sklaven hielten.

Im Norden dagegen, wo nur Korn und Mais gedeihen, wo die Viehzucht lohnend war, bedurfte der Feldbau täglich eine geringere Anzahl Arbeiter; daher war der Boden getheilt und wurde vom Besitzer mit wenigen Arbeitern bewirthschaftet. Daneben entwickelten sich der Handel, auch der Kleinhandel, die Schifffahrt und Industrie. Dem entsprechend war die Lebensweise, Denkungsart und Sitte des Nordens sehr von der des Südens verschieden. An der Nordostküste lebte eine Handel und Schifffahrt treibende Bevölkerung in großen Seestädten; die Fabrikation keimte erst während des englischen Krieges 1812—1814 und nach demselben auf, bis dahin waren alle Erzeugnisse der Industrie aus England bezogen worden. In den Hinterländern von New-York, in Pennsylvanien

und im fernen Westen, vom Ohio bis zum Missouri und oberen Mississippi, lebte ein Volk von Bauern, roh, beschränkt, egoistisch, aber kräftig, thätig, zäh, das im Laufe weniger Jahrzehnte einen immer steigenden Einfluß auf die Geschicke Amerika's gewonnen hat. Nach dem Census von 1810 war der Westen erst durch einen Repräsentanten — für Ohio — vertreten; gegenwärtig gehen über ein Drittel (73 Stimmen) aus den im Beginne des Jahrhunderts noch unbesiedelten Staaten des Westens hervor.

„Westward the star of empire takes its way" (der Stern des Reichs nimmt westwärts seinen Lauf). — In den ersten 20 Jahren nach Annahme der Unionsverfassung traten die bisherigen Parteiungen zurück. Washington, 1789—1797 Präsident, wurde von der ganzen Nation erwählt, Adams 1797—1801 von den Föderalisten, Jefferson 1801—1809 von der Partei, die sich die antiföderalistische genannt hatte und später den Namen der demokratischen annahm. Sie hatte bei der Gründung der Verfassung der strafferen Zusammenfassung der Staatsgewalt widerstrebt, aber, wie die Demokratie überall eine rücksichtslose Staatsgewalt befördert, so hat auch Jefferson, wie später Jackson, keineswegs den Staaten besondere Rechte eingeräumt. Jefferson war, nach Raumer's Wort, der kühnste Segler auf dem stürmischen Meere der Demokratie; die schrankenlose Entfesselung aller Volkskräfte war sein Plan. Die von ihm eingeleitete Erwerbung Louisiana's eröffnete zunächst den Südstaaten unermeßliche Gebiete, sie wies der Union die Richtung auf den Westen als neues Colonisationsfeld an und veränderte wesentlich die innere und äußere Politik der Vereinigten Staaten, die bisher nach Washington's Rath sich ganz auf das eigene Gebiet beschränkt hatte. Die in den folgenden Jahren neugebildeten Staaten Mississippi, Alabama, Arkansas, Missouri verstärkten die Partei der Südstaaten und gaben ihr im Senat ein Uebergewicht, das noch dadurch verstärkt wurde, daß eine größere Zahl bedeutender Staatsmänner und Redner aus dem Süden, namentlich aus Virginien, hervorging, als aus den Nordstaaten. Von 17 Präsidenten (bis 1861) haben 11, darunter die bedeutendsten, dem Süden, 6 dem Norden angehört.

Während des englischen Krieges 1812—14 war in den Neu-Englandstaaten eine Industrie entstanden, die von der Regierung möglichst unterstützt wurde, um die bisher aus England bezogenen Fabrikate selbst zu fertigen und Amerika unabhängig zu machen. Damals verweigerten Massachusetts und Connecticut, deren Handelsinteressen der Krieg bedrohte, ihre Milizen marschiren zu lassen, und bestritten das Recht des Congresses, den Krieg zu erklären und Officiere zu ernennen. Diese von dem Präsidenten Madison aus Schwäche sanctionirten Doctrinen nennt Tocqueville „absurdes et destructives", was hier erwähnt wird, weil einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Citate aus seinen Schriften dazu benutzt werden, diesen großen Lehrer der Politik und Kenner Amerika's als Verfechter der secessionistischen Theorie darzustellen.

Nach dem Frieden sollten die Fabriken durch hohe Zölle geschützt werden, und so entstand ein 26 Jahre dauernder Streit um die Höhe des Tarifs, da die Südstaaten Freihandel oder niedrige Schutzzölle, die Fabrikanten Neu-Englands hohe Zölle forderten. Erst 1846 wurden im Wesentlichen die Grundsätze des Freihandels angenommen; so lange hatten die Fabrikstädte des Nordens ihren

Einfluß auf den Congreß durchzusetzen gewußt, obwol in dieser Frage die ackerbauende Bevölkerung von New-York, Pennsylvanien und die des ganzen Westens dasselbe Interesse hat, wie die Plantagenstaaten.

In mehreren Fällen hatten die nur durch materielle Rücksichten bestimmten Vertreter der Nordstaaten in wichtigen politischen Fragen nachgegeben, um kleine Vortheile in der Tariffrage durchzusetzen.

Nach langem Streite über die Einführung der Sklaverei in neu besiedelten Gebieten (Territorien genannt, bis sie Staatenrechte erwerben) war 1820 der Missouri-Compromiß geschlossen worden. In dem Gebiete des von Frankreich gekauften Louisiana, aus dem noch viele Staaten gebildet werden konnten, durfte nördlich vom 36° 30″ (etwa der Ohio-Linie) die Sklaverei in keinem Territorium oder Staate eingeführt werden. In Missouri oder den südlich jener Linie zu bildenden neuen Staaten war die Einführung der Sklaverei gestattet und von der eigenen Bestimmung des Staates abhängig. Zugleich wurde Maine als freier Staat zugelassen, um ein Gegengewicht für die Zulassung Missouri's zu bilden. Einer der einflußreichsten Männer in diesen Jahren war Henry Clay (1777—1852), der an Stelle der bisherigen Parteien eine nationale amerikanische Partei bildete, deren Aufgabe die Pflege der materiellen Interessen sein sollte. Er wurde 1830 der Führer der späteren Whigs, unter denen sich meist die früheren Föderalisten wiederfanden, deren Parteiprogramm nach der Annahme der Constitution und deren unbedingter Geltung gegenstandslos geworden war. Die National-Republikaner oder Clay-men nannten sich von 1836 an Whigs.

Bis zu den 40er Jahren ruhte der Streit über äußere Politik und über die Sklavenfrage; in der Tarif- und Bankfrage stimmte ein Theil des Nordens mit dem Süden. Eine große Veränderung im politischen Leben der Nation bewirkte des Präsidenten Jackson's (1829—1837) Verfahren, der bei seinem Antritt, wie er vor seiner Wahl verheißen, alle von der Regierung angestellte Beamten entließ (rotation in office) und nur solche neu anstellte, die für seine Wahl gewirkt hatten.

Durch dies, von seinen Nachfolgern nachgeahmte, Verfahren wurden die Beamtenstellen zu einer Art Belohnung für die Parteithätigkeit; die Dauer des Amtes war nur vierjährig, die meisten suchten möglichst viel Nutzen aus einer Stellung zu ziehen, die sie bald aufgeben mußten, und so hat dieser Mißbrauch wesentlich zur Demoralisation des Beamtenstandes beigetragen.

Von der durch Clay begründeten amerikanischen Partei zweigten sich die Nativisten ab, die den Grundsatz aufstellten, daß Amerika von Amerikanern regiert werden müsse, und das Bürgerrecht nur nach 21jährigem Aufenthalt an Einwanderer verliehen werden solle.

Die geheime Partei der Nichtwisser (Know-nothings), die aus den Nativisten hervorging, richtete sich außerdem gegen die Katholiken, namentlich gegen die Irländer. — Durch geheime Agitation wie durch offene Gewalt suchte sie auf die Wahlen einzuwirken; sie hat größtentheils die Demoralisation des ganzen Wahlverfahrens in den Vereinigten Staaten bewirkt. — Von der Theilnahme am politischen Leben, von den Aemtern der Union, des Staates, der Grafschaft, der Gemeinde zogen sich in den Nordstaaten die Reicheren, Gebildeteren, Besseren,

allmälig zurück; ein Beamter, ein Politiker von Fach zu sein, galt im Norden vor dem Kriege fast als ein Makel. Um so eifriger wendeten sich Alle dem Erwerb zu; während in den Südstaaten die Führung der politischen Angelegenheiten, wie die Verwaltung des Staates und der Gemeinde in den Händen der Besitzenden und Gebildeten (Notablen) blieb, was allein genügte, um ihnen eine große Ueberlegenheit zu sichern.

Die Bank der Vereinigten Staaten in Philadelphia war in den Händen der Capitalisten des Nordens, die öffentliche Gelder zu eigennützigen Speculationen gebrauchten. Jackson verweigerte die Erneuerung ihres Privilegiums und entzog ihr die bei ihr deponirten Amtsgelder, was ihren Bankrott (1836) zum Theil verursachte. Dadurch verfeindete er sich mit der republikanischen und Whig-Partei und wurde — auf die untersten Klassen, die seine Wahl durchgesetzt hatten, gestützt, — der Führer der demokratischen Partei, die meistens mit den Südstaaten übereinstimmte.

Wie die Nativisten und Knownothings von den Whigs unter Clay's Führung ausgingen, so sind die Equal-rigths-men und Locofocos Zweige der demokratischen Partei unter Jackson's, später van Buren's Führung. Den Namen Locofocos verdankt diese Partei einem Zufall. Bei einer großen Abendversammlung in der Tamany-Halle in New-York erloschen plötzlich durch Veranstaltung der Gegner die Gasflammen. Ein Mitglied zog Zündhölzer (Locofoco-matches) aus der Tasche und steckte das Gas wieder an. Während so der Norden in die Parteien der Whigs und Demokraten, später der Whigs, Demokraten und Republikaner, mit zahlreichen Unterabtheilungen, gespalten war, stand der Süden seit dem Beginn der Streitigkeiten über die Sklavenfrage, namentlich seit Calhoun, als eine geschlossene Phalanx da.

Schon während Jackson's Präsidentur regten sich im Süden secessionistische Bewegungen, wie zur Zeit des englischen Krieges in den Nordoststaaten. Süd-Carolina und Georgien erklärten den Tarif von 1832 für unconstitutionell, und eine in Columbia gehaltene Convention forderte die Gouverneure auf, die Einführung des Tarifs zu hindern, das betreffende Gesetz zu annulliren, da die Staaten nach dieser Verletzung der Constitution das Recht hätten, aus der Union zu scheiden. Jackson schickte sofort Schiffe und Truppen nach Charleston und die Nullificatoren gaben nach. Um Norden und Süden zu versöhnen, brachten Clay und Calhoun einen neuen, die Interessen der Pflanzer und Fabrikanten vermittelnden Antrag ein.

Letzterer, Calhoun (1782—1850), ist einer der bedeutendsten Parteiführer der Südstaaten; sowol die Theorie von dem göttlichen Recht der Sklaverei wie die von den Staatenrechten, aus der das Recht der Secession abgeleitet wurde, verdanken ihm ihre angebliche Begründung. Während die Sklaverei zur Zeit der Stiftung der Union selbst in den Südstaaten als ein Uebelstand angesehen wurde, dessen Beseitigung wünschenswerth, aber nicht ausführbar sei, so erklärte Calhoun, daß die Sklaverei zu allen Zeiten bestanden habe, göttlicher Ordnung und Bedingung jeder höheren Entwickelung sei. Damit sich ein Theil der Bevölkerung den höheren Aufgaben der Menschheit, der Politik, Kunst, Wissenschaft widmen könne, müsse die Masse den materiellen Bedarf schaffen und im Zustande der

Abhängigkeit erhalten werden. So sei es in Griechenland, Rom und im Mittelalter gewesen, und die Fabrikarbeiter und Tagelöhner Europa's unterschieden sich nur darin von den amerikanischen Sklaven, daß sie schlechter gehalten würden. Trotz der großen historischen Thatsache, daß die Sklaverei des Alterthums mit der Ausbreitung des Christenthums verschwand, versuchte man, die Institution der Sklaverei durch die Bibel zu rechtfertigen. Das Beispiel des Sklavenhalters Abraham hätte ebenso gut für die Beschneidung und die Vielweiberei angeführt werden können, und beweist so wenig, als die Verfluchung Canaan's, des Sohnes Ham's, der mit seinen Nachkommen Sem und Japhet dienstbar sein sollte (I. B. Mosis 9, 22—27). Daraus läßt sich unmöglich folgern, daß die äthiopische Race, deren Abstammung von Canaan nicht nachgewiesen wird, zur Sklaverei in Amerika bestimmt ist. Und ebenso hinfällig sind die anderen aus der Bibel, z. B. dem Briefe an Philemon gezogenen Argumente, die hier nur erwähnt werden, weil sie während des Krieges in Europa vielfach Anerkennung gefunden haben. Calhoun wirft den Engländern vor, sie hätten nur deshalb den Negerhandel proscribirt und die Sklaverei aufgehoben, weil sie gehofft, die freie Arbeit der Neger würde billiger sein. Da sie sich aber getäuscht und Milliarden ausgegeben hätten, um die Sklavenbesitzer zu entschädigen, suchten sie die Union zu derselben Maßregel zu drängen, um besser mit ihr concurriren zu können. Die angebliche Negerfreundschaft der anglikanischen Geistlichkeit sei nur Speculation und Eigennutz.

Hammond, Gouverneur von Süd-Carolina, weist nach, daß vor dem Verbot der Negereinfuhr jährlich 50,000 Neger aus Afrika ausgeführt worden sind, von denen 5—10 % auf der Ueberfahrt starben, 1830—40 dagegen 150,000 jährlich, von denen 25 % starben, weil sie eng zusammengepfercht werden mußten, um das Schiff nicht durch den Bau als Negerschiff zu verrathen. „Das ist der ganze Vortheil, den diese augenverdrehende Methodistenzunft den Negern gebracht. England hat die Staaten zur Einführung von Negern gezwungen, um sich durch den Verkauf zu bereichern, und nun unser Wohlstand an die Erhaltung der Sklaverei geknüpft ist, bedroht es uns, unsere Weiber und Kinder, unser blühendes Land mit allen Schrecken eines Sklavenaufruhrs."

Calhoun's mit Geist und Leidenschaft vorgetragene Theorien fanden im Süden um so mehr Anklang, je mehr man eine scheinbar religiöse oder wissenschaftliche Begründung für das suchte, was den Vertheidigern ein materielles Bedürfniß war.

Außerdem war, von England ausgehend, die abolitionistische Bewegung angeregt, von dem England aus, das, wie Hammond mit Recht sagt, die Einführung der Sklaven befördert, zum Theil erzwungen hatte. Schon Franklin hatte in Pennsylvanien einen Club zur Abschaffung der Sklaverei gestiftet, der nach langer Pause 1819 zum ersten Male wieder eine Sitzung hielt. Bei dem steigenden Einfluß des Südens traten im Norden Männer aller Parteien den Abolitionisten-Vereinen bei, sendeten Emissäre zur Belehrung der Sklaven in die Südstaaten, die dort gegen die Sklaverei predigten. Darin lag eine große Gefahr für den Süden, es konnte ein furchtbarer Sklavenaufstand entzündet werden, und die Repressivmaßregeln wurden immer strenger. In einzelnen Staaten

wurde verboten, die Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten, die Emissäre des Nordens wurden verfolgt und den Mißhandlungen des Pöbels preisgegeben. Der Haß und die Verachtung des Nordens, die sich in den Zeitungen, wie in den öffentlichen Reden der Südstaaten aussprechen, sind fast ohne Grenzen. —

Während also im Congreß 20 Jahre nach dem Missouri-Compromiß der Streit um die Sklavenfrage ruhte, wurde er in Vereinen, in der Literatur, wie in öffentlichen Versammlungen mit immer steigender Lebendigkeit fortgesetzt.

Der Krieg gegen Mexiko, die Erwerbung von Texas waren Erfolge für den Süden, der von 1840—60 die Union beherrschte, was sich sowol in der Wahl aller Präsidenten, als in der Freihandelspolitik zeigte, die von 1846 bis zum Beginne des Krieges befolgt wurde.

In Folge der Thätigkeit der Abolitionisten entflohen namentlich in den Grenzstaaten häufig Sklaven in die freien Staaten. 1850 wurde das schmachvolle Sklavenfanggesetz gegeben, nach dem jeder Neger auf das Zeugniß zweier Weißen von seinem angeblichen Besitzer reclamirt werden und nach dem Ausspruch eines Beamten (keiner Jury) seinem Herrn zurückgegeben werden mußte. Bei Strafe waren alle Weißen, besonders alle Beamten, verpflichtet, die Ergreifung der flüchtigen Sklaven zu unterstützen. Der erkennende Beamte erhielt für seine Mühewaltung 5 Dollars, wenn er den Sklaven freisprach, 10 Dollars, wenn er ihn dem Herrn zuerkannte. — Niemand hätte in Indiana oder Vermont wagen dürfen, einen Sklaven zu verfolgen; aber in den demokratischen oder dem Süden benachbarten Staaten waren solche Verfolgungen nichts Seltenes. — 1854 fand die Aufnahme des nördlich der Missouri-Linie gelegenen Territoriums Kansas als Staat statt; nach dem Compromiß von 1820 durfte da keine Sklaverei eingeführt werden. Die Sklavenhalter setzten im Congreß die Bestimmung durch, daß Kansas darüber bestimmen möge, ob es Sklaverei einführen wolle oder nicht.

Von Missouri aus suchte die Partei des Südens durch Einschüchterung und Gewalt auf die Bevölkerung zu wirken, aber von Boston und New-York aus wurden freie Einwanderer in größerer Zahl hingesendet, und nach manchen Kämpfen, bei denen es zum Gebrauch der Waffen gegen die Banden aus Missouri kam, entschied sich die gesetzgebende Versammlung gegen die Sklaverei. — Hatte gleich die republikanische Partei hier endlich gesiegt, so hatte sich doch der Congreß wie der Präsident Buchanan dem Interesse der Südstaaten dienstbar gezeigt, in deren Absicht es lag, die Sklaverei nicht blos in den südlich der Missouri-Compromiß-Linie liegenden Staaten, sondern in allen nördlichen, neu zu bildenden Staaten, und über das ganze Gebiet der Union auszubreiten. Die Kansas-Nebraska-Bill von 1854 war wie das Sklavenfanggesetz und die Einverleibung von Texas durch die Vereinigung der Demokraten des Nordens mit dem Süden durchgegangen. Douglas, damals Führer der Demokraten, hatte den Missouri-Compromiß als eine den Grundgedanken der Union widerstreitende Bestimmung dargestellt, weil er die Freiheit der einzelnen Staaten, ihre eigenen Angelegenheiten selbst zu ordnen, beschränkte.

Die große Partei der National-Republikaner (Whigs, Claymen) hatte sich

zum Theil der Sklavenfrage wegen gespalten. Die von dem späteren Minister Seward (seit 1861) geleitete Abolitionisten-Partei drängte zu einer Aufhebung der Sklaverei und war durch die Free-soil-men verstärkt, die den Einwanderern das neue Land, in den Territorien, umsonst geben wollten. Der rechte Flügel der bisherigen Whigs verlor immer mehr Einfluß; diese Spaltung erklärt das Uebergewicht der Demokraten seit 1846. Diese alten Whigs wählten 1860 Bell mit 590,000 Stimmen; in ihnen — keineswegs in den Demokraten — finden wir die politische Richtung, die socialen, geistigen und moralischen Elemente, einschließlich der Indolenz, die wir in Europa conservativ nennen.

Aber die Aufregung der republikanischen Partei, aus den abolitionistischen Free-soil-men und dem linken Flügel der Whigs gebildet, deren Führer Seward war, sollte noch durch einen neuen Fall gesteigert werden. Dredd Scott, ein Sklave, war mit seinem Herrn aus dem Sklavenstaate Missouri nach Minnesota gezogen, hatte da zwei Jahre gelebt, war dann zurückgekehrt, mit seiner Frau einem anderen Herrn verkauft, und reclamirte nun seine Freiheit, weil er in einem Freistaate gelebt habe. Nach mehreren widerstreitenden Aussprüchen der Gerichtshöfe entschied der Supreme Court in Washington, daß Dredd Scott kein Recht habe, seine Freiheit zu reclamiren, und daß ein Sklave, der von seinem Herrn in einen Freistaat mitgenommen werde, auch fortfahre, dort ein Sklave zu sein. Damit war rechtlich der Unterschied zwischen freien und Sklavenstaaten aufgehoben, denn ein Pflanzer aus Tennessee konnte nun mit Hunderten von Sklaven nach Ohio ziehen und sie dort als Sklaven halten. Der höchste Gerichtshof, den der Präsident im Einverständniß mit dem Senate besetzt, war seit 20 Jahren im Parteiinteresse des Südens nur durch südstaatlich oder demokratisch gesinnte Richter ergänzt worden.

Solche Thatsachen mußten die Partei der Republikaner und Abolitionisten verstärken, die der Demokraten discreditiren; die leidenschaftlichen Reden im Congreß, in öffentlichen Versammlungen, einzelne Schriften wie der Roman „Uncle Tom's cabin" von Frau Beecher-Stowe und Helper's „Impending Crisis" erhöhten die Erregung. Im Süden war ein Roman „the partisan leader"*) viel verbreitet, der wesentlich beigetragen hat, die Frauen zu den eifrigsten Verfechtern der „häuslichen Institution" zu machen. In lebhaften Farben wurden die Familienzerwürfnisse geschildert, welche die Politik der republikanischen Partei nothwendig herbeiführen müsse. Nach Draper's Darstellung waren die Frauen und die Geistlichen besonders eifrig, die secessionistische Bewegung zu fördern. Die Frauen der herrschenden Classe waren begeistert für das werdende mächtige Reich der Südstaaten. Draper's Urtheil ist um so bemerkenswerther, da er sonst sehr günstig über die Frauen der reichen Plantagenbesitzer urtheilt und ihnen das Verdienst, die Sklaven zu Christen gemacht zu haben, fast allein zuschreibt.**) Im Jahre 1859 versuchte John Brown, nachdem er mit einigen Begleitern das Zeughaus von Harpers Ferry überfallen, die Sklaven in Virginien zu bewaffnen und einen allgemeinen Aufstand zu entzünden. Die vir-

*) The partisan leader kann man ein Handbuch der Insurrection nennen.

**) Draper, history of american civil war.

ginische Miliz nahm ihn gefangen, und er wurde nach richterlichem Spruche gehängt.

Wenngleich sein Versuch mißglückte, so zeigte sich doch, wie weit ein Theil seiner Partei zu gehen entschlossen war. Brown wurde im Norden als Märtyrer verehrt; viele Lieder, die in den folgenden Kriegsjahren von den Unionssoldaten gesungen wurden, preisen seine That. „John Brown, geh' uns voran zum Himmel," beginnt eins derselben.

So waren die Gegensätze, welche durch die natürlichen Verhältnisse bedingt waren, die Washington und die Mitbegründer der Union zu verhüllen und vermitteln gesucht hatten, durch Leidenschaft, Egoismus und Irrthum, im Süden wie im Norden, immer schroffer und schneidender geworden, der irrepressible Conflict, wie Seward es nannte, stand nahe bevor.

Bei der Wahl des neuen Präsidenten mußte sich zeigen, in welche Partei der Schwerpunkt fallen würde. Seit dem Ende von Jackson's Präsidentur hatte der Süden durch seine Verbindung mit den Demokraten des Nordens die Union beherrscht; jetzt trennten sie sich, weil Douglas, der Führer der Demokraten, in Uebereinstimmung mit der Majorität der Partei wol die Selbständigkeit der Staaten, aber nicht die Auflösung der Union, und ebensowenig die Ausdehnung der Sklaverei über ihr ganzes Gebiet wollte. — Ein klares, bestimmtes Programm (Plateform) hatten nur die Republikaner; denn die secessionistische Partei wagte aus Rücksicht auf die Demokraten und die schwankenden Grenzstaaten noch nicht, ihre letzten Absichten zu verrathen. So vertheilten sich die Stimmen in folgender Weise. Es erhielten Stimmen:

Lincoln	(Candidat der Republikaner)	1,857,610,
Douglas	(„ „ Demokraten)	1,365,976,
Breckenridge	(„ „ Südstaaten)	847,953,
John Bell	(„ „ alten Whigs im Norden)	590,631.

Von der Regierung hatten die Südstaaten keine Unterstützung mehr zu erwarten, der Census von 1860 zeigte die Zunahme der Bevölkerung des Nordens und des republikanischen Nordwestens, die ihnen keine Hoffnung ließ, den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen. So wurde der Plan einer Fortsetzung der Herrschaft über die Union und einer Ausbreitung der Sklaverei über ihr ganzes Gebiet aufgegeben, und die Secession, die Trennung von der Union, beschlossen. — Nach Sherman's Versicherung war die Lossagung schon vier Jahre früher vorbereitet und würde damals erklärt worden sein, wenn Fremont an Buchanan's Stelle zum Präsidenten gewählt wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Von

Louis Ehlert.

Ein Unternehmen, an dessen Zustandekommen der Zweifel berechtigt schien, dessen Größe und Eigenart in der Geschichte der Kunst seines Gleichen nicht findet, ist mit all' der Pracht und all' dem Zudrang, deren sich die Schöpfungen seines Urhebers zu erfreuen pflegen, in Bayreuth zur Ausführung gelangt. Die Absonderlichkeit des für das Bühnenfestspiel erkorenen Locals, die langjährige Erwartung, welche durch einen immer wieder hinausgeschobenen Termin in Spannung gehalten wurde, die Schwierigkeit, so viel Kräfte ersten Ranges für längere Zeit auf einen Punkt zu concentriren, die Kostspieligkeit der Anlage, welche zu ganz ausnahmsweisen, wunderlichen Betheiligungsformen geführt hatte, endlich die Kostspieligkeit der Theilnahme — dieses Alles, hätte man denken sollen, würde sich zu unübersteiglichen Hindernissen aufgethürmt haben. Nicht die Reclame, so erfinderisch und betriebsam sie gewesen ist, nicht das wachsende Ansehen Wagnerischer Kunst, deren Gipfel man in der Nibelungenmusik zu erwarten vermeinte, nicht die gemeine Neugierde der Masse haben Bayreuth zu Stande gebracht, sondern der Wille und die Energie eines genial ausgestatteten, in allen Bezügen ungewöhnlichen Menschen. Wie viel Gunst dem Unternehmen auch durch die Hilfe eines Königs und vieler einflußreicher Parteigenossen zu Theil geworden ist, ohne den beispiellosen Glauben an seinen Stern hätte Wagner den großen Gedanken seines Lebens niemals in solcher Form zum Ausdruck gebracht.

Wie einst an das Passionsspiel in Oberammergau, wird sich eine kleine Literatur an Bayreuth knüpfen. Man wird es von hundert Punkten betrachten, vergöttern, verunglimpfen, vielleicht lächerlich machen. Sich einzubilden, daß in all' dem Lärm Muße und Sinn für die Stimme eines Einzelnen, und vermuthlich Vereinzelten, übrig bliebe, wäre der Wahn eines Thoren. Jeder Kritiker hat aber einen kleinen Kreis von Lesern, die auf ihn hören, und wäre es auch nur, um ihn zu widerlegen. Ich führe dies entschuldigend an, weil Niemand mehr als ich von der Schwierigkeit durchdrungen sein kann, über das Bayreuther Festspiel ein Urtheil abzugeben, das mehr wäre, als der Reflex eines persönlichen Geschmacks.

I.

Der Stoff zum „Ring des Nibelungen" umfaßt das Leben mehrerer Generationen. Er mußte daher, zumal er an Situationen überreich ist, in einzelnen Dramen behandelt werden. Hieraus entstand die Nothwendigkeit einer vierabendlichen Parcellirung, welche der Dichter leicht hätte weiter ausdehnen können, wenn er der Oeconomie menschlicher Receptivität mehr Rechnung getragen hätte. Der Verkehr mit Göttern und Heroen hat ihn die Durchschnittsgrenze menschlichen Auffassungs- und Sättigungsvermögens überschreiten lassen. Kann man einen Dichter für die Wahl seines Stoffs verantwortlich machen, und man sollte es doch, so entstehen hier zunächst zwei Fragen: welches Verhältniß zu ihm als solchem können wir fassen, und ist er musikalisch? Wir haben es mit einem uralten, halb mythologischen Sagenkreise zu thun, der bis in die Edda reicht. Aus ihr und dem gewaltigsten altdeutschen Epos ist er uns mehr oder weniger bekannt. Sagenhafte Götter, zu denen wir, obwol sie unseres Stammes, kaum so herzlich stehen wie zu den griechischen; Heroen und Bastarde, aus der Verbindung von Göttern mit schönen Weibern hervorgegangen, ein Geschlecht von Riesen und Zwergen, welches ihnen bald willfährig, bald feindlich ist, ein anderes Geschlecht, noch schwerer zu bestimmen, das der Rheintöchter und Walküren, im Wasser und auf dem Rosse lebend, — kurz, eine Wesenheit, nicht ohne wild poetischen Reiz, wol fähig, durch die rechte Kunst eine traumhafte Bedeutung für uns zu gewinnen, aber doch nur eine solche; der große Mittelpunkt jedoch, der Mensch, fehlt und mit ihm das Menschliche. Wo es sich geltend macht, wie in Sieglinde und Siegmund, in Siegfried und Brunhild, ist es versetzt mit einem übermenschlichen Beigeschmack, oder veruntreut durch die Unverständlichkeit einer uns fremden Sittlichkeit. Fragwürdig in ihrem Handeln wie in ihrem Denken erscheinen Götter und Helden. Nur Fricka ist die ominöse Rolle zugefallen, Hüterin der ehelichen Treue zu sein, unter Verhältnissen und an einem Ort, wo Ehebruch und Blutschuld nicht naiv wie bei den griechischen Göttern, sondern im Bunde mit mystischen Regungen getrieben werden. In allen übrigen Gestalten treten Rechtsempfindungen nach unseren Begriffen nur cursorisch auf. Kraft und Stolz, List und Rache, Habsucht und Sinnlichkeit sind die treibenden Motive. Ein Vertragsbruch, wie ihn Wotan begeht, bestraft sich zwar durch die sittliche Logik der Thatsachen, aber auch nur durch diese. So bricht die Götterdämmerung, das Ende der Götter, herein, ohne daß wir in ihr mehr als das Product einer aus Willkür und halbwüchsiger Großartigkeit heraufbeschworenen Katastrophe erkennen können. Im Nibelungenliede geht es ganz ebenso unsittlich her, aber es fehlt die Beize der Wagner'schen Reflexion. Auch sind Rohheit und Sinnlichkeit in epischer Form nie ganz so schlimm wie in dramatischer, weil die Erzählung einer unsittlichen Handlung niemals die Deutlichkeit der dargestellten erreicht. Das Mißlichste aber ist die Verbindung solchen Stoffes mit einer Kunst, welche, nach jenem göttlichen Barbarenthum geboren, keine Ausdrucksmittel für sein natürliches Idiom besitzt. Hierzu kommt, daß Wagner's Musik die modernste von allen ist. Bei ihrer unruhigen Chromatik, ihrer modulatorischen Freizügigkeit

und ihrem antiplastischen Wesen eignet sie sich für nichts weniger, als eine Schilderung von Ereignissen und Zuständen, denen immer etwas Martialisches und Riesenhaftes anhaftet. Alle Gestalten der Edda und der Nibelungen sind starkknochig, und gerade am Knochengerüst fehlt es der Wagner'schen Musik. Er sucht diesen Mangel durch eine rastlose Beweglichkeit auszugleichen, aber Knochen bleiben Knochen und lassen sich durch kein noch so fein ausgebildetes Nervensystem ersetzen.

Wagner hat das Mißverhältniß zwischen seinem altdeutschen Stoff und seiner neudeutschen Musik noch durch ein anderes Mittel zu mildern versucht. Aehnlich wie in den Nibelungen und alttestamentarischen Dramen Fr. Hebbel's hat er, wenn auch nicht mit dem rücksichtslos umbildenden Geiste des Wiener Dichters, doch durch starke Transfusion mit seinem eigenen Blut die alten Gestalten verjüngt. Ob aus dieser Accomodation ein Gewinn für die Dichtung entsprungen ist, bleibt mindestens problematisch. Ein großartiger Zug, größer als in irgend einem seiner früheren Bücher, geht aber unzweifelhaft durch seine Nibelungendichtung. Scenen, wie die erste Begegnung Sieglindens und Siegmund's, Wotan's mit den Walküren, der Zersplitterung des Götterspeers durch Siegfried, Brunhildens feuerbestatteter Schlaf und ihr Erwecken durch Siegfried, sind echte Poesie und von erstaunlich dramatischer Wirkung. Leider starren wieder alle vier Dramen von Ziererei im Ausdruck und verrenkten Wortstellungen: oft ist es, als hätten die Sätze kranke Gelenke. Die mit Alliterationen getränkte, alterthümelnde Sprache verursacht ein peinliches Mißbehagen. Liest man eine Weile in den Büchern, so gewöhnt man sich allmälig an Ton und Wesen des Ausdrucks. Schlägt man sie aber auf gut Glück auf, so ist man jedesmal betroffen von der in ihnen herrschenden Unnatur. Hierzu tritt ein schwül sinnliches Element von solcher Naturwärme, daß ein natürliches Schicklichkeitsgefühl sich davon verletzt fühlt. Auch ist es zu beklagen, daß die Schimpfworte Siegfried's gegen Mime und die derben Schlüpfrigkeiten zwischen Alberich und den Rheintöchtern nicht von der modernen Umbildung profitirt haben, welche der Dichter den Charakteren Einzelner zugewandt hat. Gehört das auf eine Bühne, welche den Anspruch erhebt, der Welt ein neues Kunstzeitalter zu bringen? Der Illusion Wagner's, in der Nibelungen-Tetralogie dem deutschen Volke ein nationales Kunstwerk von tief erregender, weithin treffender Macht gegeben zu haben, wird man schon aus einem anderen Grunde als dem, daß „das deutsche Volk" niemals in Bayreuth sitzen wird, entsagen müssen: die geringe Bedeutung, welche Wotan's, Brunhildens und Siegfried's Schicksale noch für uns haben, wird durch seinen, wenn auch noch so genialen Versuch, ihnen durch die Musik neues Leben einzuflößen, nicht in solchem Grade gesteigert, wie es geschehen müßte, wenn sie den so viel intimeren Gestalten unserer deutschen Sagenwelt, zu denen wir von Jugend auf ein natürliches Verhältniß haben, Stand halten sollen. Der Nibelungenmythus scheint mir außerdem vorherrschend epischer Natur. Man vergleiche W. Jordan's Arbeit mit den dramatischen Vorgängern Wagner's, Hebbel und Geibel, und man wird diesen Unterschied lebhaft fühlen. Im Nibelungenliede handeln die Personen nur, sie reflectiren wenig oder gar nicht. Ein Drama aber ohne psychologische Motivirung wäre ein

bloßes Puppenspiel. Das geistige Adergeflecht muß also durch den Dichter hineingemalt werden, wobei der Querstand zwischen dem einfachen Intervall der Handlung und dem alterirten ihres Commentars, wenn ich mich dieses musikalischen Bildes bedienen darf, nie vermieden werden kann. Die Figuren im Nibelungenliede haben ferner alle etwas Ueberlebensgroßes und setzen den Dramatiker schon räumlich in die größte Verlegenheit. Das Epos spielt gewissermaßen im Freien: wie groß man auch sei, man stößt nicht gegen die Himmelsdecke. Eine Figur wie Siegfried, im Epos glänzend und gewaltig, wird im Drama schwer beweglich, wenn nicht grotesk. Sie bedarf, wenn sie nicht eingeengt erscheinen soll, eines unendlichen Hintergrundes. Sie ist außerdem nicht recht musikalisch. Wagner muß dies gefühlt haben, denn die Vogelscene, nach meinem Gefühl so gar nicht im Charakter der Gestalt, wenigstens nicht in solcher Ausdehnung, ist dem Bedürfniß des Musikers entsprungen, ihr ein lyrisches Moment abzugewinnen. Wie viel glücklicher sind die früheren Stoffe Wagner's, selbst der zu erwartende „Parcival" gewählt, die durch ihr romantisches Helldunkel, durch das in ihnen Verhüllte und Unausgesprochene der Musik so viel Terrain ließen.

II.

Es ist bezeichnend, daß die extravaganteste aller Bühnenschöpfungen auch musikalisch mit einem Einfall beginnt, dem in der musikalischen Literatur an Kühnheit wol Nichts an die Seite zu stellen ist. Das Vorspiel zum „Rheingold" hebt mit einem Es-dur-Dreiklang an, welcher 135 Tacte währt.*) Nur wenige durchgehende Noten unterbrechen seine drakonische Tonalität. Erst im 136. Tacte verwandelt er sich in den Quartsextaccord von As-dur, so daß diese gewöhnlichste aller Ausweichungen wie eine neue Welt erscheint. Aber ebenso bezeichnend ist es, daß Wagner durch die erstaunliche Magie seiner Steigerungskraft, statt uns durch die Monotonie eines barock festgehaltenen Accordes aufzureiben, das Gefühl der Wasserbewegung, welche er zeichnen wollte, bis zur Anschaulichkeit klar macht. Die, namentlich von ihrer dichterischen Seite, vielfach besprochene erste Scene Alberich's und der Rheintöchter hat meiner alten Vermuthung, daß sie auf der Bühne schwer denkbar sei, trotz ihrer meisterhaften Darstellung nicht ganz Unrecht gegeben. Der fortgesetzte Anblick dieser, zu unfreiwilligem Schwimmen verurtheilten, Jungfrauen theilt unser Empfinden in ein dramatisches und mechanisches. Man wird von dem, was hier vorgestellt werden soll, immer wieder durch den Gedanken an den Apparat abgezogen. Wie genial die Aufgabe von der decorativen und technischen Seite, namentlich beim Beginn der Scene, wo Alles noch in leichten Nebel getaucht war, auch gelöst worden ist: bis zur natürlichen Täuschung hat man eine Scene nicht führen können, an deren Phantastik alle Darstellungsmittel erlahmen mußten. Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß, so unvergleichlich einzelne Theile und Seiten der Gesammtausstattung waren, sie überall hinter den Ansprüchen

*) Das tiefe Es der Contrabässe hatte man, abweichend von der Partitur, durch eine 16füßige Orgelpfeife verstärkt.

des Dichters geblieben ist, wo dieselben über die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Bühnenmittel hinausgriffen. Dies gilt namentlich von der zoologischen Abtheilung der Ausstattung. Die Schlange, in welche sich Alberich verwandelt, der Schlangenwurm, mit dem Siegfried kämpft, die Haidschnucken vor Fricka's Wagen — ich glaube nicht, daß man jemals trostlosere Nürnberger Spielwaarenkunst gesehen hat. Hierzu zähle ich auch Brunhildens Pferd, dessen militärfrommer Indifferentismus schlecht zu der Vorstellung von „Graue", dem durch die Lüfte sausenden Schlachtroß der Walküre, paßte. Hatte man die Rosse der Walküren überhaupt gestrichen, so hätte man consequent sein und diesen letzten Repräsentanten einer verhaltenen Gattung auch opfern sollen. Denn eben so gut, wie man im dritten Act der Walküre von den Familienverhältnissen derselben hört, ohne den „Braunen" und die „Graue" zu sehen, eben so gut durfte in der Abschiedsscene Brunhildens und Siegfried's „Graue" wegfallen.

In der optischen Behandlung war überall ein Zuviel zu erkennen. Im „Rheingold" hören die bald roth, bald blau erleuchteten, rasselnden Wasserdämpfe, welche jedes Piano des Orchesters verdecken, fast nicht auf. Am unverständlichsten war mir die grelle Beleuchtung von Personen, die sich im tiefsten Dunkel befinden sollen, und das an das gröbste Circusballet erinnernde rothe Licht, welches auf den Kuß fällt, mit dem Wotan die Gottheit von Brunhildens Stirn nimmt. Wie ist es möglich, das platt Lächerliche solcher Hilfsmittel nicht zu fühlen? Im ergreifendsten Moment ein Kuß mit einem Circonflex!

Schön und mit dem feinsten Sinn erfunden waren Costüme, Waffen und Geräthe. Wie vortrefflich z. B. die Charakterisirung der Riesen, der hellen Gestalten Siegmund's und Siegfried's, der dunklen Hunding's und Hagen's! Nur der Galanteriedegen, welcher „Nothung" vorstellen sollte, den man sich lieber als einen von zwei Händen geschwungenen Flammberg denkt, und der Goldschmuck Fricka's waren mir unbegreiflich. Man kann doch nicht gut fragen, ob Gold wol auch zu Frauengeschmeide sich eignet, wenn man mit Schmuck aus diesem Metall überladen ist. — In Decorationen war nicht mehr geleistet, als wir durch unsere Hofbühnen, und namentlich durch die Meininger, zu sehen gewöhnt sind. Solche Fels-, Wald- und Wasserlandschaften haben wir in jeder Feerie. Am stimmungsvollsten erschien das Interieur Hunding's mit der riesigen Esche und dem behaglich breiten Herd, am schwächsten die Leistung des Maschinisten. Um hier nur Eins anzuführen: wo hat man jemals einen Regenbogen von so unwahrscheinlicher Spannung gesehen, wie den, über welchen die Götter in ihre Burg schreiten? „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie." Gebt ihr einmal Regenbogen, so wölbt ihn, wie er sich zu wölben pflegt.

III.

Wenn ich den Eindruck schildern soll, den das Vorspiel als Ganzes auf mich gemacht hat, so kann ich nur sagen, daß er ebenso complicirt war, wie die Mittel, die ihn hervorzubringen in Bewegung gesetzt waren. Dieselbe landschaft-

liche Unruhe, welche aus der Tiefe des Rheins auf freie Bergeshöhen steigt, um wieder in die finsteren Klüfte Nibelheim's herabzusinken, liegt in der Partitur, welche wie ein musikalisches Farbenspectrum wirkt. Aber das soll sie ja, wird man sagen, weil sie nur die Auslegerin und Verklärerin der dichterischen Absichten sein will. Mag es denn sein; nur glaube ich, Wagner hätte, wenn er die Geschichte der Wälsungen vorführen wollte, bei seinem Alles umfassenden Geist auch für ein Geschlecht von Wälsungen sorgen müssen, dem er sie erzählt. Die menschliche Constitution, ich nehme die Species der Wagnerianerin hier natürlich aus, hat nicht die Nervenkraft, einen $2^3/_4$stündigen Act von so aufregendem Inhalt zu ertragen. So Etwas kann man wol componiren; anhören, ohne Unterbrechung anhören, kann man es nicht. Ich bin ein ziemlich kaltblütiger Beobachter künstlerischer Zustände, und lasse mich nicht leicht durch Voreingenommenheit über die Natur einer Wirkung täuschen: eine Depression jedoch, wie ich sie nach dem „Rheingold" in der überwiegenden Mehrheit des Publicums wahrgenommen zu haben glaube, war mir fremd. Was war dagegen die Ermattung, welche ich in den Foyers des Opernhauses nach den „Meistersingern" und „Tristan" gesehen hatte. Dort gab es doch noch Discussion; man haderte, ärgerte oder begeisterte sich. Hier vollständige Auflösung, Nerventod. Fragen wir uns, ob bei der Fülle Wagnerischer Begabung eine solche Niederlage abzuwenden nicht in seiner Macht gelegen hätte, so können wir unzweifelhaft sagen, daß schon eine Eintheilung in zwei Acte, die vor der ersten Erscheinung Walhall's, oder nach der Ueberwältigung Alberich's sehr gut möglich gewesen wäre, viel gemildert hätte. Aber die Rücksichtslosigkeit, und zwar nicht nur die gegen das Publicum und die Ausführenden, sondern die Rücksichtslosigkeit gegen sein eigenes Genie, ist Wagner's unseliges Erbtheil. Welche Fülle großartiger Gedanken birgt dieses „Rheingold", obwol es das schwächste der vier Dramen, eigentlich nur der Stiefvater der Nibelungentrilogie ist. Welche Hoheit ruht in dem Walhallmotiv, welch' plätschernder, kühler Zauber in dem der Rheintöchter, welche derbe Kraft in dem der Riesen! Wie ist der listige Loge fein charakterisirt, wie würdig die Gestalt Fricka's! Aber es fehlt an jeder Interpunction; wie Nebelbilder greifen die Scenen in einander; man hat das Gefühl, als führe man mit einem Jagdzug durch die schönste Landschaft. Ein Eindruck tödtet den andern. Von der letzten Weisheit aller Kunst und alles Lebens, der Beschränkung, hat Wagner Nichts gelernt. Nichts wird zurückgehalten, Nichts eingedämmt, allüberall das unleidliche „tel est mon plaisir", und neben dem größten dramatischen Gefühl nicht der geringste dramatische Tact. Wo er halten sollte, stürmt er fort, und umgekehrt. Statt vieler hier nur drei Beispiele. Wenn Siegfried den Lindwurm tödtlich getroffen hat, entspinnt sich zwischen Beiden ein Gespräch, von dem ich nicht weiß, ob es im ganzen Hause irgend Jemanden gegeben hat — die Wagnerianerin selbstverständlich immer ausgenommen —, der das Lächerliche desselben weniger stark empfunden hätte als ich. Als Siegfried bei den Giebichungen landet, begrüßt er die ihm entgegeneilenden Gunther und Hagen nicht etwa gleich, obwol sie ihm gegenüber stehen, sondern Wagner hält es für dramatischer, 8 Tacte Musik einzuschieben, ein kleiner, aber völlig nutzloser Aufschub, der die Darsteller zur Verzweiflung bringt. Am schlimmsten

ist Wotan's und Mime's Frage- und Antwortspiel im ersten Act „Siegfried's". Was erfahren wir daraus, was wir nicht schon wüßten?

„Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" stehen, ich will nicht sagen musikalisch, aber dramatisch weit über dem „Rheingold". Dies gilt namentlich vom ersten Act der „Walküre", dem Vollendetsten, was Wagner überhaupt geschaffen. Für mein Gefühl concentriren sich in ihm alle Mächte des Wagner'schen Genius ohne einen seiner Mängel. Alles ist knapp, nobel und empfindungsvoll. Die kurze, vortrefflich orientirende Einleitung, ein Meisterstück discreter, und doch charaktervoller Instrumentirung, das Auftreten des ermüdeten Siegmund, seine erste Berührung mit der Schwester (es ist, als hätte sich Alles, was Wagner's Seele von Feinheit und Anmuth birgt, hier vereinigt), die Dazwischenkunft des finsteren Gatten Sieglindens, das mälige Aufflammen der Liebenden bis zu dem herrlichen Liebesgesang und dem Hereinbrechen des Lenzes — ich wüßte nicht, wo sich in der Literatur Wagner's Etwas fände, daß sich diesem Act an maßvoller Schönheit vergleichen ließe. Wir haben es außerdem, wenn auch mit einem zwiefach schuldvollen, so doch mit einem durchaus menschlichen Verhältniß zu thun. Wir hören keine Runensprüche, keine Nornenweisheit, kein Walkürengewieher; wir sind den ewig gespreizten Wotan los, diese unglücklichste aller Figuren, welche in ihrer anspruchsvollen Redseligkeit an die schlimmsten Momente König Marke's und des Landgrafen erinnert. Der zweite Act wäre musikalisch vielleicht ganz auf der Höhe des ersten, könnte er um ein Drittel gekürzt werden. Zu den größten Momenten muß hier die stolze Erhebung gezählt werden, mit der Fricka von Wotan den Eid erzwingt: „deiner ew'gen Gattin heilige Ehre schirme heut' ihr Schild". Warum wir in dem nun folgenden Gespräch Wotan's mit Brunhilde Alles hören müssen, was wir den Abend vorher im „Rheingold" erlebt haben, ist wieder räthselhaft. Es ist ganz richtig, daß Brunhild von diesen Vorgängen in Kenntniß gesetzt werden muß; warum aber nicht in der gedrungensten Kürze? Was ist die Folge solchen Mangels an dramatischer Concision? An den Höhepunkt des Acts, das Begegnen Brunhildens und Wotan's über den Kämpfenden, gelangen wir mit stumpfen Nerven. Wenn man sich als einen Dramatiker der höchsten Gattung hinstellen und den Anfang der Kunst, oder doch einer neuen Kunst in dies Bühnenfestspiel verlegen will, so muß man sich vor dramatischen Velleitäten hüten, die man selbst einer Birch-Pfeiffer übel nehmen würde.

Der dritte Act beginnt mit dem bekannten Walkürenritt. Ich glaube, daß über den Werth weniger Stücke die Meinungen so auseinander gehen werden, wie über dieses. Es geht durch die Wagner'sche Kunst bei allem Idealismus der Grundabsicht ein stark realistischer Zug. Das Aeußerste hatte er bisher im Venusberg des „Tannhäuser" und in der Prügelscene der „Meistersinger" geleistet. Hier haben wir einen Fasching zu Pferde. Ich bin überzeugt, daß es hier Wagner's bewußte Absicht gewesen ist, den Gesang bis hart an die Grenze des Wieherns zu führen. Mit Wasserfarben ließ sich der wilde Naturtrieb dieser Rossebändigerinnen nicht malen. Es wurde also die ganze Meute im Orchester losgelassen. Eine wilde Jagd von stöhnenden Tuben, prasselnden Raketensignalen, schrillen Piccoloflöten, kreischenden Geigen wird in die Luft

geschleudert. Es ist nur eine Frage der Rüstigkeit, ob man daran Geschmack findet, oder nicht.

Prachtvoll ist die nun folgende Scene zwischen Wotan und Brunhild. Das Erdbebenhafte, das ihr anhaftet, ist hier ganz an seinem Platz. Der Bässe Grundgewalt wird von unterirdischen Schauern durchrieselt. Wie des Gottes Zorn endlich beschwichtigt wird, wie er der Wehrlosen Schlaf durch den Feuergürtel, die „wabernde Lohe", schützt, das Alles ist von einer Großartigkeit, welche die vorausgegangene Ermüdung und Unzufriedenheit zum Schweigen bringt. Es ist das Versöhnende an Wagner, daß er in seinen großen Momenten für Alles entschädigt, worüber wir mit ihm gehadert.

Die erste Hälfte des ersten Actes „Siegfried's" leidet wieder, wenn ich mich so ausdrücken darf, an dem Aggregatzustand der Wagner'schen Musik. Ich verstehe darunter den aus unendlich kleinen Partikeln geformten Zusammenhang ihres Körpers. Es entsteht hieraus eine atomistische Unruhe, ein Krieg Aller gegen Alle, eine Reibung der kleinsten Elemente, welche in Verbindung mit dem Mangel einer erkennbaren Tonalität höchst abspannend wirkt. Die sonderbare Figur Mime's, welche zu erbärmlich und widerwärtig ist, als daß ihr forcirter Humor uns versöhnen könnte, wird trotz der Rohheit, mit der Siegfried sie behandelt, kaum ein Gegenstand unseres Mitleids. Wir befinden uns ihr gegenüber kalt und rathlos. Was wir weder lieben noch hassen, weder recht bemitleiden noch lächerlich finden können, steht jenseits alles Menschlichen. Wagner scheint für das Komische und Langweilige kein sicher unterscheidendes Organ zu besitzen. Mime ist eben so wenig, ja noch viel weniger komisch als Beckmesser. Bei diesem stört kein hinzutretendes, noch so geringes Gefühl des Mitleids. Bei Mime tritt es wenigstens vorübergehend auf. Das Lächerliche aber zugleich bemitleidenswerth zu geben, dazu gehört bekanntlich sehr viel. Das konnte wol Reuter, Wagner kann es nicht. — Siegfried's Gestalt, die in ihrem Naturburschenthum bis auf die, wie schon bemerkt, zu weit ausgesponnene Sentimentalität der Vogelscene vortrefflich gelungen ist, hat in der ersten Scene einen Zug, der Franz Schubert's würdig wäre. Ich meine die Stelle, wenn er Mime verläßt, um wieder in den Wald zurückzulaufen: „wie der Fisch froh in der Fluth schwimmt, wie der Fink frei sich davon schwingt: flieg' ich von hier, fluthe davon; wie der Wind über'n Wald weh' ich dahin." Das ist auch dichterisch und sprachlich schön. Der kleine naturalistische Zug steht in solcher Frische in Wagner's Werken vielleicht einzig da. Es folgt nun die oben schon erwähnte schlimme Scene zwischen Mime und dem Wanderer (Wotan) mit den gegenseitig an einander gerichteten Fragen. Wo sechs Fragen gestellt worden, kann ich ja wol auch eine siebente wagen. Hat Wagner, als er diese Scene zum ersten Mal auf der Bühne dargestellt sah, denn nicht gefühlt, daß sie ganz überflüssig, baar jeder dramatischen Möglichkeit war? Denn was hier mitgetheilt werden sollte, konnte doch ganz kurz gefaßt sein, wenn es nicht gar besser gewesen wäre, es in überhaupt anderer Form einzutragen. Man kann ein sehr großer Mann und darum doch nicht unfehlbar sein. Man kann in der Stille des Arbeitszimmers, eingenommen von einer falschen Idee, solche Unmöglichkeiten schreiben. Man kann, wenn man sich sicher genug fühlt, die Partituren direct vom Schreibtisch

in die Druckerei schicken, obgleich dies vor Wagner Niemand gethan hat, und ich es unter allen Umständen für falsch halte. Man kann den Sängern zumuthen, das Gewagteste zu lernen, noch ehe es erprobt ist. Dies Alles verstehe ich zur Noth. Einen solchen Irrthum aber nicht streichen, nachdem man seine Wirkung in der ersten Probe erfahren hat, oder, was noch schlimmer wäre, ihn nicht einsehen, das geht über mein Fassungsvermögen. Diese leidige Unfehlbarkeit ist es, welche Wagner so oft um seine größten Wirkungen bringt.

Mit Siegfried's Rückkehr und seinen von Kraft strotzenden Schmiedeliedern haben wir wieder festen Boden unter den Füßen. Viele haben über zu viel Einzelheiten der Schwertfegerkunst geklagt. Ich finde die Scene so lebhaft erfunden und von so gewaltiger musikalischer Potenz, daß sie mir nicht zu lang erscheint. Wo Leben und Geist herrscht, wird Einem nicht leicht Etwas zu viel, am wenigsten, wenn man aus einer schläfrigen Gesellschaft kommt. Der zweite Act enthält als Hauptmomente den Kampf mit dem Lindwurm, Mime's Tod und das Gespräch mit dem Waldvogel. Letzteres ist ein Cabinetsstück poetischer Orchestersprache. Man meint das Rauschen in den Zweigen zu hören, die labende Stille der Waldeinsamkeit zu fühlen, das schwingende Lied des Vogels von Ast zu Ast verfolgen zu können. Dazwischen vielstimmiges Rohrgeflüster, als spielte der Wind im auf- und abwogenden Schilf. Ein traumseliges Versinken, nur von gedämpften Sonnenstrahlen heimlich getroffen und von Blumenduft umweht. Ein wie vielseitiger, und gelegentlich auch Miniatur-Maler Wagner sein kann, setzt uns in Erstaunen. M. v. Schwind hätte sich dieser Märchenscene nicht zu schämen brauchen. Wir vergessen darüber, wie billig, daß sie, von Siegfried gespielt, viel Unwahrscheinliches hat. Im dritten Act haben wir es zunächst wieder mit Wotan zu thun, wie immer auf seinen Speer gestützt. Es macht den Eindruck, als schlüge Jemand einen Nagel in die Natur. Die hakenartige Linie, welche Speer und Wotan unverbrüchlich beschreiben, wirkt fast wie die eines göttlichen Wachtpostens. Es folgt das Gespräch mit Erda, dem „ewigen Weib". Andere sind vielleicht glücklicher gewesen und zu einer klaren Vorstellung von Wala's Natur durchgedrungen. Es bleibt wol Nichts übrig, als sie auf Treu und Glauben des Dichters anzunehmen. Einer phantastischen Welt, wie dieser, muß man viel zu gut halten, und ich für meinen Theil bin gern entschlossen, der unwillkürlich aufsteigenden Frage, welche Daseinsform diese hehre Frau wol in der Zeit, welche zwischen ihr zweimaliges Auftreten fällt, geführt haben mag, um des lieben Friedens willen nicht weiter nachzuhängen. Den Schluß des „Siegfried" bildet das hochdramatische Begegnen Wotan's und Siegfried's, welches mit der Zersplitterung des Götterspeers endet, und die Erweckung Brunhildens, eine Scene von solcher Macht und sinnlichen Prägnanz, daß sie sich der genialen Exposition des ersten Acts der „Walküre" vollgültig an die Seite stellen kann. Auf den Wechsel der Stimmungen und Klangfarben versteht sich Keiner wie Wagner. Man erinnere sich der Erscheinung der Wartburg mit dem Pilgerchor nach dem Venusberge. Wer es nicht gehört hat, kann sich keinen Begriff von dem Rausch machen, der sich des Orchesters nach dem Abgange Wotan's bemächtigt. In dem Maße, als sich Siegfried der Felsenwildniß nähert, in der Brunhilde schläft, schlagen die

lodernden Flammen aus dem Orchester immer höher hinauf. Wärmer und wärmer wird die Gluth, bis jedes Instrument mit flackernder Lohe brennt. Wunderbar war mir bei dem polyphonsten aller Operncomponisten die Wirkung der einstimmigen Geigenphantasie, welche dem „selige Oede auf wonniger Höh'" vorausgeht. Das Duett (von der widerlichen Brunst der Verse natürlich abgesehen), eins der schönsten, die Wagner geschrieben, wird nur durch die letzten spröden Quartengänge bei den Worten „lachend zu Grunde gehe" etwas entgeistert. Ob er damit das „lachend zu Grunde gehn" hat bezeichnen wollen, weiß ich nicht. Für mich geht es steif zu Grunde.

Die „Götterdämmerung", das letzte Stück des Festspiels, besteht aus einem Vorspiel und drei Aufzügen. Vorspiel und erster Act reihen sich an einander, nur durch ein kleines Interludium geschieden. Ihre Dauer währt zwei volle Stunden. Das Vorspiel besteht aus zwei Scenen, in deren erster die drei Nornen das Schicksalsseil knüpfen und sich zuwerfen, bis es zerreißt, und mit ihm das „ewige Wissen". Musikalisch ist das Nornentrio von bedeutendem Inhalt. Tonart, so weit man bei Wagner davon reden kann, Bewegung, Klangfarbe sind merkwürdig getroffen. Alles ist Grau in Grau. Dazu die grauen Gewänder der Schicksalsschwestern: man bekommt nicht leicht einen so intensiven Eindruck von der grauen Farbe, wie hier. Wieder aber hat ein rein epischer Stoff sich dramatisiren lassen müssen. Ein Schicksalsseil kann man sich vorstellen, sehen mag man es nicht. Man denke sich einen goldenen Strick, in Seemannsweise aufgenommen und geworfen; man denke sich dies tiefsinnigste aller Seile nicht aufgefangen, sondern platt auf die Erde fallend, wie es vorkam; muß damit nicht auch alle Illusion fallen? — Im zweiten Auftritt empfängt Brunhild von ihrem Geliebten den Ring der Nibelungen und entläßt ihn in die Welt zu neuen Thaten. In diesem Duo rast wieder die volle Springfluth Wagner'scher Liebesempfindung. Die excentrischen Quintenläufe mit dem chromatisch gegenbewegten Baß im Interludium (Clav.-Ausz. S. 42, Z. 4), die Verwunderung aller Spieler und Leser, klingen, weil sie mit Windeseile vorüberfausen, und dadurch nur die Gegenbewegung ohne das harmonische Detail hören lassen, nicht so arg, als man sich's denkt. Wer „Rheingold", „Walküre" und „Siegfried" hinter einander gehört hat, schreckt vor einer Prise Cayennepfeffer nicht mehr zurück.

Der musikalische Eindruck, den die beiden ersten Acte der „Götterdämmerung" hervorrufen, wäre ein anderer, wenn die Achse des Dramas nicht schief gelegt wäre. Der Liebestrank, durch den Siegfried alles Bewußtseins seiner nächsten Vergangenheit, also auch seiner Liebe zu Brunhild beraubt wird, ist in einem Drama nicht zulässig, welches mehr sein will, als ein Versuchsfeld für den Wechsel von Liebesaffecten. Dem Dichter scheint bei der Schnelligkeit, mit welcher Siegfried auf den Trank reagirt, die Empfindlichkeit des Lakmuspapiers vorgeschwebt zu haben. Kein Farbenwechsel kann rascher vollzogen werden. Welche Theilnahme, außer etwa einer klinischen, sollen wir nun für eine Verwirrung haben, welche als einzige Prämisse das Wunder in seiner unsittlichsten Wirkung hat? Welchen Maßstab haben wir für die unerhörte Gleichgültigkeit, mit welcher Gunther und Gutrune auf Hagen's Ansinnen eingehen? In welchem Zeitalter,

unter welchen Verhältnissen ist ein Weib von edler Abkunft denkbar, das sich einem durch solches Mittel errungenen Manne zu eigen gäbe? Fortan herrscht in diesem Drama weder ein sittlicher Wille mehr, noch eine sittliche Weltordnung. Gleichviel, wie Gunther, Gutrune, Hagen enden, gleichviel selbst, was aus Siegfried wird; nur Brunhild gehört noch unsere Theilnahme. Wollte der Dichter das? Gefiel er sich an dieser fratzenhaft verkehrten Welt, in der die Liebe zum Delirium degradirt wird, und ein unfaßbar sinnloses Wunder sich an die Stelle der Vernunft setzt? Was ist es tief wehmüthig, ein immerhin großes Gebäude so falsch gekrönt zu sehen! Wieviel Geist und Empfindung steckt wieder in diesen unseligen zwei Acten, und wie ist man so gar nicht gestimmt, sie rein auf sich wirken zu lassen. Ein Hochgebirge im Regen!

Der letzte Act bringt zwei Scenen von der auserlesensten Schönheit, die der Rheintöchter mit Siegfried, und des Letzteren Tod und Bestattung. Man sieht daraus, daß Wagner's Phantasie, weit entfernt erschöpft zu sein, eher noch in der Steigerung begriffen ist. Viel Durchschlagenderes und allgemein Verständlicheres als den Gesang der Rheintöchter mit seiner lockenden Beweglichkeit und seinem melodischen Reiz, als die feierliche Pracht des Trauermarsches, hat sie wol kaum erfunden. Wie verschieden wir auch über ein Werk denken mögen, das als Ganzes immer fragwürdig bleiben wird, weil ihm die künstlerisch unerläßliche Beschränkung und die Harmonie seiner einzelnen Theile fehlt: dem Musiker in Wagner können wir ein Vollgefühl der Bewunderung nicht versagen. Es ist das schöne Vorrecht der Erinnerung, aus einem von mannigfachen, sich oft widersprechenden Eindrücken begleiteten Erfahrenen die Schatten leise abzulösen, das Licht, das diese oft genug verdunkelten, reiner und heller auszustrahlen. Die Kritik kann sich freilich nicht unter den Schutz ihrer besänftigenden Fittige stellen: sie soll die Wahrheit geben, und Nichts als diese. Ihres Amtes ist es nicht, zu verschweigen, zu verschönern oder gar zu täuschen. Aber sie darf am Schluß ihrer peinlichen Arbeit an die wohlgemuthe und barmherzige Helferin gemahnen, welche aus der Flucht des Vergänglichen das Ewige zu retten weiß. Ich habe in der kurzen Entfernung weniger Tage erfahren, wie die musikalischen Grundgedanken des Wagner'schen Werkes in der Seele Wurzel schlagen und wachsen. Das Peinliche der Ermattung, womit ihre erste Aufnahme verknüpft war, das Verkehrte selbst, unter dessen Mißgunst sie oft zu leiden hatten, verliert sich in der eigenthümlichen Größe ihrer Proportionen.

IV.

Es wäre das Geschäft eines Zeichendeuters, mit Sicherheit voraussagen zu wollen, welche Rolle der „Ring der Nibelungen" im Kunstleben der Welt spielen wird. Ich habe darüber nur Vermuthungen, und spreche meine Gedanken ausdrücklich nur unter dieser Form aus. Der Wagnerismus, diese geistreiche Verbindung von dichterischer und musikalischer Intelligenz, wird voraussichtlich so lange dauern, bis ein spontaner Operndichter diesem proteischen Allkunstwesen ein Ende machen wird. Der menschliche Geist in seiner höchsten Entwicklung ist ewig Specialist. Wir sehen dieses selbst bei den scheinbar ungewöhnlichsten Ausschreitungen künstlerischer Urkraft, bei Goethe und den Cinquecentisten.

Goethe war in erster Reihe aber wesentlich Dichter, Michel Angelo, wie die ihm verwandten Geister, wesentlich bildender Künstler. Daß sich dichterisches und musikalisches Genie in demselben Kopf vereinigt, hat nicht nur alle Erfahrung, sondern auch alle Wahrscheinlichkeit gegen sich; denn eben das ist das Kennzeichen des Genies, daß es sich unmittelbar zum Ausdruck bringt. Das Unmittelbare ist aber niemals zwiefältig, es ist einfach. Niemals gab es zwiefältigere Kunst, als die Wagner's; niemals eine natürlichere als die Raphael's. Man erzählt von ihm, wenn ich nicht irre, ist es Vasari, daß er bei offenen Thüren gemalt habe, und daß, wenn er ausging, sich ihm Alles anschloß, was von Kunstgenossen und Kunstverständigen in seiner Nähe war. Mir ist das immer wie der höchste Ausdruck der persönlichen Wirkung einer reinen Kunst erschienen. Nirgends Neid, nirgends Coterie: ein selbstverständliches Unterordnen, wie unter Licht und Luft eines schönen Tags. Betrachten wir dagegen die Erscheinung Wagner's: welche Complicirtheit, welches Parteitreiben, welcher Kampf um jedes Stück Erde begegnet uns! Gleichberechtigt neben dem Musiker, der soviel Naturell hat, soll der Dichter stehen, der so wenig hat. Mit welchen literarischen Ansprüchen trat einst der „Ring der Nibelungen", als Manuscript für seine Freunde gedruckt auf; welches Ringen und Mühen folgte darauf, ehe er musikalische und reale Gestalt gewann. Eine Vereinigung der außerordentlichsten Anstrengungen hat endlich seine Darstellung in Bayreuth ermöglicht. Ist es denkbar, daß sich ein derartiges Aufgebot aller Mittel wiederholen oder gar als eine jährliche Gewohnheit einbürgern wird? Eine Folge von vier Abenden solcher Musik widerstrebt außerdem der Natur eines normalen Menschen, und das Theater von Bayreuth ist zu groß, um es ganz mit anormalen zu füllen. Man wird sich also entschließen müssen, das Werk zu zertheilen, wenn „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" ihren Platz auf der Bühne behaupten wollen. Man wird sich ferner entschließen müssen, die vornehme Abgeschlossenheit von Bayreuth aufzugeben, die Werke auf diejenigen Bretter zu schicken, welche die Welt, und nicht das Patronatswesen bedeuten; denn ein nationales Kunstwerk, was es doch sein will, spielt sich nicht bei geschlossenen Thüren ab. Man wird sich endlich entschließen müssen, auf die Stimme der öffentlichen Meinung zu hören, welche mehr bedeutet, als der Lobgesang einer kleinen und fanatischen Partei; man wird unbarmherzige Kürzungen, hier und da Aenderungen machen müssen, wenn man ein lebensfähiges und dauerndes Kunstwerk haben will.

Die neuen Einrichtungen, welche Wagner in seinem Bayreuther Theater getroffen, haben sich im Wesentlichen bewährt, vor Allem das tiefer gelegte, den Augen des Publicums entzogene Orchester. Der Klang, nur auf den letzten Bänken des Amphitheaters etwas verundeutlicht, war in Verbindung mit der trefflichen Akustik des Hauses voll und ausgibig. Kronleuchter und Souffleurkasten waren gefallen. Kann die Sicherheit der Sänger gewährleistet werden, so wird den letzteren gewiß Niemand vermissen. Das gedämpfte Licht, welches während der ganzen Dauer des Spiels im Hause herrscht, sollte aber nicht so intensiv sein, daß man keine Zeile im Textbuch zu lesen vermag. Es ist von Niemandem zu verlangen, daß er das Buch, wie ein Hauptstück des Katechismus,

Wort für Wort auswendig weiß. Bei der Undeutlichkeit in der Aussprache der meisten Sänger, und bei der rettungslosen Langeweile, in die man verfällt, wenn man den Dichter nicht auf Schritt und Tritt verfolgen kann, ist ein gelegentliches Nachschlagen im Textbuch ein unabweisbares Bedürfniß. Ein hübscher Einfall waren die aus einem Hauptmotiv des jedesmaligen Dramas gebildeten Fanfaren, welche, als wahre Leitmotive, die Hörer wieder in's Theater riefen. Das Orchester, aus ungefähr 120 Musikern bestehend, war unter Hanns Richter's Leitung auf der Höhe seiner Aufgabe. Das Blech trat nicht zu sehr hervor, Holzbläser und Saiteninstrumente, an der Spitze der letzteren Wilhelmj's Wundergeige, waren von unvergleichlicher Wirkung. Nur die acht Harfen brachten nicht das Klangvolumen hervor, welches man von ihrem Chor erwartet hätte.

Von den Darstellern, die zu tadeln ich nicht das Herz haben würde, selbst wenn sie Veranlassung dazu gegeben hätten, waren die meisten vortrefflich, einige wenige mittelmäßig, keiner schlecht. Den ersten Preis würde ich den Rheintöchtern zuerkennen. Die drei hübschen jungen Mädchen (die Damen Lammert, Lilli und Marie Lehmann) mit ihren glockenreinen Stimmen und anmuthigen Bewegungen gaben namentlich in der „Götterdämmerung" eine geradezu vollkommene Leistung. Niemann's größte Rolle unter seinen vielen großen ist gewiß die des Siegmund, insbesondere von der darstellenden Seite. Sein erstes Auftreten in der „Walküre", das Ermüdete des flüchtigen Mannes, sein Niedersinken am Herd („wess' Herd dies auch sei, hier muß ich rasten") werde ich nie vergessen. Betz hatte den Heldenmuth gehabt, den Wotan zu übernehmen, eine Rolle, an der jede Gesangs- und Darstellungskunst der Welt erlahmen mußte. Nach ihnen wären Vogel als Loge, Schlosser als Mime und Unger als Siegfried zu nennen. Vogel gab den verschmitzten Gott mit solchem Talent, daß er gegen alle Bayreuther Sitte vom Publicum durch lebhaften Zuruf ausgezeichnet wurde. Schlosser's Maske war köstlich. So mag sich Wagner den schwieligen, krummbeinigen und ränkevollen Gefährten Siegfried's gedacht haben. Unger hatte in der kleinen Rolle des Froh im Rheingold nicht die Erwartungen erregt, die er als Siegfried erfüllte. Er sah genau aus, als wäre ein schöner Recke wie Niemann sein Vater gewesen, und spielte namentlich die Schmiede- und Vogelscene mit der natürlichsten Anmuth. Denn man kann auch mit Anmuth schmieden, selbst wenn man vorher so anmuthslos hat schimpfen müssen. Die Wahl dieser drei Männer, Betz und Niemann waren ja gewissermaßen gegeben, hat wieder einmal gezeigt, wie Wagner seine Leute zu finden weiß. Vorzüglich waren auch Hill als Alberich, Gura als Gunther, Eilers als Hunding, v. Reichenberg als Fafner und Koegel als Hagen. Unter den Frauenrollen zeichneten sich Frau Materna in der angreifenden Rolle der Brunhild, Frau Grün als Fricka und Fräulein Scheffzky als Sieglinde aus. Die drei Nornen waren in den Händen von Frau Grün, Fräulein Scheffzky und Frau Johanna Wagner, die ihrem Onkel zu Liebe aus dem Privatleben noch einmal auf die Bühne getreten war. Erda endlich wurde von Frau Jaide, Gutrune von Fräulein Weckerlin gesungen. Die kleineren Partien, wie Freia, Donner, die Walküren, waren angemessen besetzt.

Zu der merkwürdigen That von Bayreuth hatte der halbe Erdkreis seine Boten abgesandt. Die Berührung mit so viel ausgezeichneten Männern erhöhte den elektrischen Zustand, welchen eine tropische Atmosphäre und der glühende Athem des Wagner'schen Orchesters erzeugt hatte. Am vollzähligsten war natürlich die Kritik vertreten. Von den tonangebenden Dichtern und Musikern vermißte man, außer Bodenstedt und Liszt, fast Alle*). Hatte der Festdichter, dessen Werk doch zunächst an die Künstler gerichtet war, versäumt, die ersten unter ihnen einzuladen? Sollte der Goethe'sche Vers hier gelten:

Kein toller Versehn kann sein,
Gibst Einem ein Fest und lädst ihn nicht ein?

Der weltstürmende Ehrgeiz Wagner's kann sich doch nicht in einem Hörerkreise befriedigt gefühlt haben, dessen überwiegende Mehrheit von Parteigenossen und Neugierigen aus den Reihen der vornehmen und reichen Gesellschaft gebildet war? Man sucht seinen Anhang doch zu vermehren; hat doch selbst Gott mehr Freude an einem Sünder, der Buße thut, als an neun und neunzig Gerechten.

Es gibt ein Märchen, in welchem der Teufel sich rühmt, rascher als eine Nähterin ein Hemd fertig zu bringen. Er fädelt das ganze Garn in seine Nadel, muß aber mehrere Mal um's Haus herum laufen, um seinen Faden durchzuziehn. Die Nähterin arbeitete unterdessen in ihrer Weise gelassen fort, und hatte ihr Hemd früher als jener vollendet. Hieran mußte ich denken, als ich mir den Umweg überlegte, den hier ein Werk nimmt, das schließlich doch nur in den so viel näher gelegenen Kunststätten gebildeter Städte ein natürliches Asyl finden kann.

---

*) Ich spreche vom I. Cyklus. Die Fremdenliste der beiden nächsten wird zeigen, ob sich in der Zusammensetzung der Gesellschaft Wesentliches geändert hat.

Literarische Rundschau.

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813, von Wilhelm Oncken. Bd. 1. Berlin, G. Grote'sche Verl.-Buchh. 1876.

Neben dem Epos unserer Befreiungskriege geht, wie man weiß, ein Intriguenstück her, dessen Personen den Helden des ersteren oft genug als Folie gedient haben. Dort die Begeisterung, das Genie, der Todes- und Opfermuth; hier die Engherzigkeit, die Selbstsucht, die Schwäche, wenn nicht gar die bösartige Tücke. „Mag die Feder nicht verderben, was das Schwert hat gut gemacht!" Das ist für weite Kreise noch heute das Motto, wenn von Beurtheilung jener Kämpfe und ihrer Folgen die Rede ist. Und wie Oesterreichs Antheil am Kampfe zu seinem Antheil am Siegespreise in merklichem Mißverhältnisse zu stehen schien, mußte es sich von je gefallen lassen, daß die Spitze dieser Auffassung, zumal in preußischen und sonstigen liberalen Kreisen, sich vornehmlich gegen seine Staatsmänner wandte.

Dieser populären Anschauung gegenüber führen nun die hier vorliegenden urkundlichen Aufschlüsse allerdings nicht etwa den Beweis für Metternich's oder des Kaiser Franz' deutsch-nationale Gesinnung; wol aber zeigen sie die handelnden Personen weit mehr unter dem Drucke zwingender Verhältnisse, als persönlichen Beliebens. Und wenn es dabei sich ergibt, daß eben richtige Erkenntniß jener, nicht zufälligen, sondern bleibenden Verhältnisse den österreichischen Staatslenker, innerhalb bestimmter Grenzen, zu einem ganz zuverlässigen Verbündeten Preußens machte, so hat dieser Beweis nicht nur für die Wissenschaft Bedeutung. Die Direction des Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archivs hat wol gewußt, was sie that, als sie Herrn Oncken das Material für den Nachweis lieferte, daß in den großen Entscheidungen des Jahres 1813 nicht nur die Rivalität gegen Preußen, sondern auch das Bewußtsein der Solidarität der beiden deutschen Großmächte in Wien lebendig und maßgebend war. „Oesterreich und Deutschland haben schon über manchem „Grabe Frieden geschlossen; es ist Zeit, daß sie auch über dem Grabe des Be„freiungskrieges Frieden schließen." Wir können diesen Worten der Vorrede Oncken's nur von Herzen zustimmen und möchten durch den nachstehenden kurzen Bericht über die Ergebnisse seiner archivalischen Studien an unserem Theil dazu beitragen, daß dieser Friedensschluß in den Gemüthern der Denkenden, hüben und drüben, sich vorbereite.

Wir versetzen uns, an der Hand der vorliegenden Urkunden, in die schicksalsschweren Herbstmonate des Jahres 1812, mit denen diese Mittheilungen beginnen. Es ist Anfangs September. Es ist in Berlin, aus dem russischen Hauptquartier, ein vertraulicher Bericht eingelaufen (wahrscheinlich aus den nächsten Umgebungen

des Generals Pfuel), der bis in den August die Kriegsergebnisse schildert. Man kennt also dort den nicht ganz planmäßig ausgeführten Rückzug der russischen Heere bis in's Lager von Drissa an der Düna, das Vordringen Napoleon's auf Smolensk, die dort erfolgte Vereinigung des russischen Hauptheers mit Bagration, die glücklichen Gefechte der beiden russischen Flügel, Wittgenstein's gegen Oudinot, Tormassof's in Volhynien, gegen die Sachsen unter Klingel. Ueber bedenkliche Stimmungen und Vorgänge im österreichischen Hilfscorps, über eine bevorstehende englische Landung sind Gerüchte im Umlauf. Im russischen Heere und Volke ist man mißvergnügt über den endlosen und kostspieligen Rückzug; man hat den Kaiser in Petersburg und Moskau mit begeistertem Patriotismus empfangen und ist zu äußerster Anstrengung entschlossen. Dennoch verspricht man sich in den militärischen russischen Kreisen von dem bei Smolensk bevorstehenden Kampfe nur eine ehrenvolle Niederlage; aber der gute Fortgang der Rüstungen, der allgemeine Kriegseifer, die Festigkeit des Kaisers wird auch nach einer solchen die standhafte Fortsetzung des Krieges verbürgen.

Unter dem Eindrucke dieser Nachrichten (er legt sie in Abschrift bei) eröffnet nun Hardenberg eine fortlaufende vertrauliche Correspondenz mit Metternich. W. v. Humboldt, unser Gesandter in Wien, wird nicht in's Geheimniß gezogen, wol aber Graf Zichy, Oesterreichs Vertreter in Berlin, und — ein wol zu beachtender Umstand — vom Beginn dieses Briefwechsels, d. h. vom 4. September 1812 an, hat es zwischen beiden Cabinetten in Bezug auf französische Dinge kein Geheimniß gegeben. Herrschender Ton ist auf preußischer Seite, d. h. zunächst bei Hardenberg, dann auch bei den andern eingreifenden Persönlichkeiten, zumal Knesebeck und dem Könige selbst, eine rückhaltlose Hingabe, die das Bewußtsein der Hilfsbedürftigkeit oft nur zu sehr durchblicken läßt; ihr gegenüber, bei Metternich und den anderen Oesterreichern, freundliches, aber gemessenes Entgegenkommen unter Hervorhebung der eigenen, bevorzugten Lage. Hardenberg's erster Brief, eben der vom 4. September 1812, ist ein einziger, langer Stoßseufzer. Er schildert das napoleonische Raubsystem, die entsetzlichen Leiden des Landes, besonders Ostpreußens und Litthauens, die Requisitionen, die verheerenden Wirkungen der Continentalsperre. Schon am Anfang des Juli hatte Preußen 65 Millionen Francs, nach Abtragung der schweren Kriegsschuld, von Frankreich zu fordern (Anfangs October wurde das Guthaben auf 88,657,466 Francs berechnet), und auf alle Vorstellungen hatte der Kaiser nur Vertröstungen, Ausflüchte und — neue Forderungen. Der Brief schließt mit dem Vorschlage fortlaufender Verständigung, natürlich in tiefstem Geheimniß, und von Hardenberg's Seite zunächst ganz ohne Hoffnung. Man versprach sich in Berlin offenbar sehr wenig von den russischen Kriegsthaten. In dieser letzteren Beziehung nimmt dann Metternich's Antwort (vom 5. October, einen vollen Monat später) wo möglich einen noch pessimistischeren Standpunkt ein. Er glaubt Rußland bei Smolensk entscheidend geschlagen, und — was noch schlimmer — er hat eine sehr geringe Vorstellung von dem Charakter und der Ausdauer der maßgebenden Persönlichkeiten, den Kaiser nicht ausgenommen. Die Tage von Bartenstein, von Tilsit, von Erfurt hatten doch tiefe Schlagschatten auf das Bild Alexander's geworfen. Der kalte, klare, nüchterne Metternich zumal will von dem gekrönten Enthusiasten und Schönredner nichts hoffen. Er sieht die einzige Möglichkeit des Heils vielmehr in dem Zusammenhalten der beiden mitteleuropäischen Mächte, Oesterreichs und Preußens: zunächst zu Vermittelung eines allgemeinen Friedens, dann, nach Gelegenheit, zu allmäliger Wiedergewinnung der Unabhängigkeit, der freien Bewegung nach Osten und Westen. „Il ne nous reste donc que de nous „retrancher dans nous-mêmes; il nous faut chercher dans nos propres moyens ceux „de notre salut. Je dis de notre salut, car je ne sépare jamais et ne „séparerai jamais les intérêts de nos deux états.“ Das klingt denn tröstlich und erfreulich genug. Aber nun wird auch gleich wieder vorsichtiger und — aufrichtiger Weise die Verschiedenheit der gegenseitigen Lage betont: „diffé-

rence que la seule considération suffirait pour établir, que le sort nous favorise assez pour pouvoir mettre à profit pour nous renforcer*) la même époque qui vous impose des sacrifices sans nombre; différence sentie par nos peuples, sur lesquels elle porte le plus directement, et qui par conséquent placeront sur une toute autre échelle la responsabilité des deux gouvernements." Das ist's, kurz und deutlich: Wir haben dieselben Interessen, wir bedürfen Einer des Andern, um wieder unabhängig zu werden, um überhaupt zwischen Rußland und Frankreich nicht erdrückt zu werden. Aber unsere Lage ist doch nicht gleich. Wir können abwarten; wir sind immerhin noch eine Macht; der Kaiser muß auf uns gewisse Rücksichten nehmen, ganz abgesehen von der Verwandtschaft. Aber euch geht das Messer an die Kehle; ihr müßt also, gegebenen Falles, vorangehen, auf jede Gefahr. Ihr dürft euerem Volke ganz andere Dinge zumuthen, als wir.

Von dieser klaren, festen, richtigen Grundanschauung wird denn Metternich's Haltung folgerichtig bestimmt: während der furchtbaren Anstrengungen des französischen Rückzuges und seiner nächsten Folgen und während der Verhandlungen bis zum Ausbruch des Krieges. Sie enthält den Schlüssel zu der ganzen geheimen Geschichte von 1813. Keinen Augenblick hat der österreichische Staatsmann geschwankt; aber Nichts vermag auch seinen Schritt zu beschleunigen, ehe er nicht das ganze Spiel in der Hand hat. Schneller, als irgend eine Voraussicht ahnen konnte, stellten bekanntlich die Ereignisse sein System auf die Probe. Gerade an jenem 5. October, da Metternich sein absolutes Mißtrauen gegen die russische Staatslenkung aussprach, hatte Alexander, in den schicksalsschweren Verhandlungen zu Tarntino, seine Voraussicht Lügen gestraft. Er war fest geblieben gegen die Drohungen und Verlockungen seines furchtbaren Gegners, hatte mit diesem einen Zuge alle französischen Waffenerfolge mehr als matt gemacht. Schon am 28. October trifft dann, durch Vermittelung des Fürsten Lieven, in Berlin seine erste Aufforderung zum Bündniß ein; bald darauf, im November, in Wien eine gleiche. Aber Preußen erklärt, ohne Oesterreich sich auf Nichts einlassen zu können, noch zu wollen; und Metternich verhielt sich höflich ablehnend, setzte aber ungesäumt jene zuwartende, kaltblütige, weder unklare, noch unentschlossene Vermittelungspolitik in Gang, die ihn dann auch an's Ziel führen sollte. „Der Augenblick ist gekommen, wo ich dem Kaiser Napoleon zeigen kann, wer ich bin!" hatte Kaiser Franz gerufen, als er die Nachricht von der Räumung Moskau's empfing. Am 3. December hatte Napoleon in Molodetschno das berüchtigte 29. Bulletin, die Todesanzeige der großen Armee, unterzeichnet, am 10. war er in Warschau, am 14. ergingen von Dresden aus seine Forderungen nach Wien und Berlin: neue 30,000 Mann sollten zu Schwarzenberg stoßen, York's Corps, eben noch 15,000 Mann, schleunig auf 30,000 gebracht werden. Am 17. erfuhren die Pariser gleichzeitig die Rückkehr des Kaisers und das Schicksal des Heeres. Aber schon am 9. waren zwei Depeschen Metternich's nach Wilna, in's französische Hauptquartier, abgegangen, an Floret, den österreichischen Geschäftsträger, mit den für Oesterreichs Verhalten fortan maßgebenden Weisungen. Die eine, zum Vorzeigen an Bassano bestimmt, führt aus, daß Oesterreich allein in diesem Augenblicke 50 Millionen Menschen abhalte, sich gegen Frankreich zu erheben: denn es wolle nicht die Revolution, den Umsturz, sondern einen ehrenvollen und sicheren Frieden, und nur von seiner Vermittelung stehe dieser zu hoffen. Und gleichzeitig schärft eine für Floret allein bestimmte Chiffredepesche ihm noch besonders ein: recht nachdrücklich solle er den ungestümen Volksgeist in Oesterreich und noch mehr in Preußen betonen, damit Oesterreichs Verdienst um seine Niederhaltung zu gebührender Würdigung komme. Und in demselben Sinne spricht der Brief „des

*) Das haarsträubende Diplomaten-Französisch, in welchem die beiden deutschen Staatsmänner sich vertraulich unterhalten, durfte dem Leser nicht ganz erspart werden. Es gehört mit zum Charakter der Zeit und der Personen.

guten Bruders und Schwiegervaters" an „den Herrn Bruder und lieben Schwiegersohn" sich aus, den dann Bubna, der gewandte Unterhändler, am 30. December (am Tage vor York's Abfall) in Paris übergibt: Loyalität, Friedensliebe im Vordergrunde; dahinter der kaum noch verschleierte Ausdruck des neuen Kraftbewußtseins, das man gewonnen.

Schwerlich übrigens ließ Napoleon sich täuschen. Er zahlt mit gleicher Münze, nur energischer ausgeprägt, seinem Charakter entsprechend. Illyrien soll Oesterreich haben, meldet Bubna am 31. December, wenn es den Frieden mit — England zu Stande bringt. Und dann geht (am 7. Januar 1813) jenes merkwürdige, bisher immer abgeleugnete Handschreiben nach Wien ab (Oncken bezeugt, daß er das Original gesehen), eine der tollsten Rodomontaden, welche der Feder des genialen kaiserlichen Charlatans jemals entflossen sind: natürlich hat sein Heer nur von der Kälte, nicht von den Russen gelitten. Aber noch stehen ihm 200,000 Mann schlagbereit in Polen und Preußen, dazu 40 Bataillone an der Oder, 84 Bataillone in und bei Hamburg; 40 andere kommen von Verona, zwei Corps von je 70—80 Bataillonen stehen am Rhein, 80,000 frische Pferde sind angekauft, das Budget für 1813 sichert 1100 Millionen Francs, ohne die Leistungen der Bundesgenossen. Und das Alles, um — schließlich den biedern Schwiegervater um 30,000 Mann zu bitten, mit dem lockenden Hinweis auf Illyrien, Dalmatien, Corfu! Das nach Wien, wo man über den wirklichen Zustand „der großen Armee" schon die genauesten Nachrichten hatte, York's Abfall kannte, sich Preußens sicher wußte, von Rußland umworben wurde! So überbringt denn auch Bubna am 3. Februar die höfliche, aber fest ablehnende Antwort seines Kaisers und bald darauf einen zweiten Brief mit der kühlen Anzeige: Schwarzenberg, durch Murat's Flucht und das Vordringen der Russen compromittirt, habe sich durch einen Waffenstillstand mit Kutusoff (am 30. Januar, einen Monat später als York) den Rückzug nach Westgalizien und seinen Truppen die nothwendige Erholung gesichert. „Ich zweifle nicht, den Absichten Eurer Majestät begegnet zu sein," schließt ganz treuherzig das Schreiben. Wol fuhr Napoleon auf, schrie über Abfall (auch früher, am 10. d. M., als von St. Marsan aus Berlin die erste Nachricht über York's Convention eintraf). Aber schon hatte er wegen des Schreibens vom 7. förmlich pater peccavi gesagt: „Wortschwall, Dummheiten habe er geschrieben." Und auch diesmal erwächst aus der Noth die Tugend der Geduld. Er beruhigt sich, spielt den Friedliebenden, gibt sich den Anschein, an Oesterreichs gute, uneigennützige Absichten zu glauben.

So weit war denn Metternich's Partie ohne Fehler gespielt, Frankreich gegenüber, ohne augenblickliche Compromittirung, der ganze Vortheil der Stellung gewahrt. Es kam nun noch darauf an, sich nach der anderen Seite hin mit geringstem Einsatz den festesten Rückhalt zu sichern. Denn was man zu erwarten hatte, wenn Napoleon wieder der Herr würde, den Tag der Rache erlebte, darüber gab wol Metternich zuletzt einer Täuschung sich hin. Wie er die Lage auffaßte, ergibt zweifellos die von Oncken mitgetheilte geheime Instruction für den Freiherrn v. Wessenberg, den Gesandten in London, vom 8. Februar: „La grande considé-
„ration qui doit nous guider dans la crise actuelle est celle de la nécessité où
„nous sommes d'empêcher de toutes nos forces que le théâtre de la
„guerre ne soit placé au sein de nos états, ce qui serait infaillible-
„ment le cas, si la guerre établie aujourd'hui dans le Nord, était
„changée en une guerre du Sud. Nous devons donc éviter dans nos rap-
„ports avec les Puissances belligérantes tout ce qui pourrait amener cet événement
„funeste ..." — Man bietet seine guten Dienste (l'entremise) für die Verhandlungen, um so allmälig zur wirklichen anerkannten Vermittlerrolle (médiation) zu gelangen, d. h. von sich aus Bedingungen vorzuschlagen. Von Hoffnung auf Napoleon's Nachgibigkeit ist Nichts zu merken; es scheint vielmehr sehr fraglich, ob man sie auch nur wünscht. Aber auf alle Fälle wird nicht Oesterreich, sondern „der Norden", d. h. zunächst Preußen, die Kosten zu tragen haben. Man kennt die gezwungene

Lage dieses Staates und ist entschlossen, sie vollständigst auszubeuten. In dieser Hinsicht geben die merkwürdigen Mittheilungen Oncken's über die Verhandlungen Knesebeck's in Wien (12. Januar bis 3. Februar) und im russischen Hauptquartier (15. bis 26. Februar) den belehrendsten Aufschluß. Sie bilden den Schwerpunkt der vorliegenden Veröffentlichung und verdienen unsere Betrachtung.

In Preußen sind während der verhängnißvollen Wintermonate 1813 drei Strömungen scharf zu unterscheiden. Zunächst, vom Volksgeiste getragen, stark durch tiefe Ueberzeugungen, sittliche Kraft und die heroisch tragische Größe der Sachlage, die patriotischen Reformer, die Staatsmänner und Militärs der ostpreußisch-westfälischen Schule, wie man sie in gewissen Hofkreisen wol nannte, die Auerswald, Dohna, Schön, York, Boyen, Bülow, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher und ihr Anhang. Dann, als äußerste Rechte, die immer noch nicht einflußlosen Reste der bei Jena zerschmetterten alten bureaukratisch-militärischen Hierarchie, die Hatzfeld, Krusemark, Goltz, Perponcher, Ancillon und ihre Gesinnungsgenossen, die nur noch von unbedingter Hingabe an Napoleon die Fristung des Staatslebens erwarten. Der König mit den Männern seines nächsten Vertrauens, den Hardenberg, Knesebeck, nimmt eine mittlere Stellung ein, die sich bei entschieden antifranzösischem Patriotismus durch ein hohes Maß von Vorsicht kennzeichnet, nach den Erfahrungen, die man gemacht, nur zu natürlich. In diesem engsten, zunächst tonangebenden Kreise ging, wie wir sahen, die Grundstimmung schon im Sommer 1812 auf engsten Anschluß an Oesterreich, und zwar mit einem keineswegs immer genügend verborgenen Bewußtsein der unbedingten Hilfsbedürftigkeit, das dann von Metternich gebührend ausgenutzt wurde. In diesem Sinne wurde Knesebeck (23. December 1812) für Verhandlungen in Wien instruirt: kein selbstbewußter Hinweis auf Preußens Macht (noch am 30. Januar, 4 Wochen nach York's Convention, sprach man nur von einem preußischen Hilfscorps von 30,000 Mann), aber desto dringendere Bitte um Beistand. Ein Kriegsplan, als hätte ihn Metternich entworfen: Napoleon soll wieder nach Rußland gelockt, dann im Rücken angefallen und womöglich vernichtet werden. Der dabei gleich entworfene Friedensplan nimmt die Zurückwerfung Frankreichs bis zur Rheingrenze, die Auflösung des Königreichs Westphalen, die Theilung der deutschen Hegemonie zwischen Preußen und Oesterreich, mit der Mainlinie, in Aussicht. Es ist nicht zu verwundern, daß Knesebeck's erster Bericht über seine Unterredung mit Metternich (12. Januar) nur von allgemeinen freundlichen Aeußerungen des Ministers zu melden weiß. Aber daß Metternich Preußens Anschluß an Rußland, d. h. dessen unwiderrufliche Compromittirung in erster Linie, vor allen Dingen wünschte, das hat ihm der vertrauensselige Unterhändler denn doch angemerkt. In ähnlicher Weise wird zwei Tage später (am 14.) ausführlich berichtet: Metternich habe die Verschiedenheit der Lage betont. Oesterreich stehe freiwillig, Preußen gezwungen an Frankreichs Seite; daher sei wol Preußen zu einem plötzlichen Systemwechsel berechtigt, nicht aber Oesterreich. Dessen Lage sei vielmehr durch Napoleon's Einwilligung in die Mediation vorläufig bedingt. Ganz übereinstimmend lautet Humboldt's amtlicher Bericht vom 19.: Oesterreichs Haltung scheine die eines freundlichen Zuwartens zu sein; ferner das Handschreiben des Kaiser Franz an Friedrich Wilhelm III. vom 30.: „Ein Wechsel der politischen Haltung Preußens werde die Beziehungen des Vertrauens zwischen den beiden deutschen Mächten nicht stören," und endlich die gleichzeitige Note Metternich's: „Preußens und Oesterreichs Lage sei momentan verschieden, ihre Interessen aber seien dauernd die gleichen." Wol hatte der vorsichtige Staatsmann, der auf Hardenberg's Verschwiegenheit nicht recht vertraute, gleichzeitig mit Knesebeck's, von ihm selbst durchgesehenem, Bericht vom 14. an Zichy nach Berlin eine Chiffredepesche gesandt: „Knesebeck's Mittheilungen seien mehr der Ausdruck seines Eifers, als der österreichischen Absichten; Preußen werde unter allen Umständen auf eigene Verantwortlichkeit handeln müssen." Als aber Zichy seinerseits in seinem Eifer so weit geht, Hardenberg (am 21. Januar) vor Rußlands Ehrgeiz zu warnen, so erhält er dafür (am 30.) einen ausdrücklichen Tadel.

Am 3. Februar kehrte Knesebeck mit jenen Nachrichten über Oesterreichs Haltung von Wien nach Breslau zurück, wo seit dem 24. Februar der König Aufenthalt genommen. Er fand die Lage doch mächtig geklärt. Sehr vergeblich hatten, nach Metternich's Rath, die preußischen Unterhändler Krusemarck und Hatzfeld in Paris auf Zahlung der preußischen Schuldforderungen gedrungen; seit dem 12. Januar hatte namentlich der letztere sich und die Nation compromittirt durch die Erklärung: „die Revolution sei in Preußen unvermeidlich, die Erbitterung des „durch die Secte" (den Tugendbund) aufgeregten Volkes sei nicht zu halten. Wenn aber Napoleon 25—30 Millionen Francs zahlte, so stehe er, Hatzfeld, mit seinem Kopf für die öffentliche Ruhe ein!" York und die ostpreußischen Behörden waren seit dem 31. December ohne Weisungen von Berlin, zwischen französischen und russischen Ansprüchen und Drohungen sich selbst überlassen; in Berlin hatte Alexander's, durch den Hauptmann v. Natzmer in der Nacht vom 19. zum 20. überbrachte, Warnung die Abreise des Königs entschieden. In Breslau wurde am Tage vor Knesebeck's Ankunft der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps unterzeichnet. Weshalb derselbe gleichwol erst am 8. Februar in Breslau veröffentlicht wurde, dafür geben Oncken's Mittheilungen, soviel uns bekannt, zum ersten Mal die authentische Erklärung. Am 4. hatte die zerknirschte „altpreußische" Partei durch Ancillon, ihren Gelehrten, noch einen Versuch zum Einlenken gemacht. Ancillon's Friedensvorschläge verlangten für Rußland ein Stück des Herzogthums Warschau, für Preußen Warschau, Danzig, die Oderfestungen, Magdeburg, für beide Mächte Befreiung vom Continentalsystem. Um diesen Preis erbot man sich gegen Napoleon, die Erhebung des eigenen Volkes zu ersticken! — Daher denn die Zögerung, welche schließlich Knesebeck's Berichte überwanden, so daß schon am 9. der unermüdliche Unterhändler seine Instructionen für die nun doch zu fördernden Unterhandlungen mit Rußland erhielt. Bis zum Frieden mit Napoleon ein Offensiv- und Defensiv-, von da ab ein Defensivbündniß soll er beantragen. Zweck desselben: Herstellung sicherer Unabhängigkeit für beide Theile, Befreiung Deutschlands und Hollands, Wiedereinsetzung Preußens in seinen Besitz von 1806, womöglich mit Hinzufügung von Vergrößerungen in Norddeutschland, preußische Hegemonie bis zur Mainlinie.

So die Instructionen Knesebeck's. Wie sie zu Fall gebracht wurden, das ist eine der lehrreichsten Episoden in der Geschichte unserer internationalen Freundschaften. Am 15. Februar, nach längerem Suchen und Warten, erreichte Knesebeck (in Cladowa) den Kaiser Alexander. Am 18. berichtet er über seine erste Audienz, und zwar im Ton des Entzückens über die Hochherzigkeit und Uneigennützigkeit des Czaren. Freilich zur Unterzeichnung des Vertrages war es nicht gekommen; aber was wollte das sagen, gegenüber der ausgesprochenen Gesinnung des Kaisers? Mußte nicht auch, der Verabredung und Zusage gemäß, von Wien aus jeden Augenblick Lebzeltern mit Metternich's Vollmachten eintreffen, um Oesterreichs Einfluß für Preußen in die Waage zu werfen? So stand es am 18. Dann aber verstummt Knesebeck plötzlich. Vergeblich hat er auf Lebzeltern gewartet (der war nach Metternich's Weisung einstweilen in Krakau „erkrankt" und kam erst am 5. März zur Stelle). Inzwischen fingen auch die Russen an, schwierig zu werden, sprachen in ihrem Gegenentwurfe nur sehr unbestimmt von „Entschädigungen" Preußens, nahmen dafür Sachsen in Aussicht und vermieden sichtlich in Bezug auf Polen und Warschau jedes bindende Versprechen. Es war dies nur zu natürlich; denn seit dem December schon stand Alexander „der Uneigennützige" mit Czartoryski wegen einer polnischen Erhebung zu Gunsten Rußlands in Unterhandlungen, von denen Metternich seit der am 15. December erfolgten Verhaftung des Agenten Klinckowski volle Kenntniß hatte. Da wird denn Knesebeck, der immer noch auf seine „diplomatische Geschicklichkeit" vertraut, am 14. durch die Nachricht überrascht, daß Stein und Staatsrath v. Anstetten hinter seinem Rücken nach Breslau abgereist sind. Nun geht ihm ein Licht auf; er verlangt sofort einen Reisepaß für seinen Feldjäger Fisohl. Aber Nesselrode vertröstet auf eine Audienz bei dem Kaiser, gewinnt so einen halben Tag Zeit, und als Fisohl mit Knesebeck's Bericht und

dringenden Warnungen in Breslau ankommt, ist der russische Vertragsentwurf seit sechs Stunden unterzeichnet (am 26). „Wolan, mein Herr, der König hat mehr Vertrauen zu mir, als Sie. Er hat unterzeichnet, ohne ein Wort zu ändern!" Mit diesem Ausruf wurde Knesebeck nachher von Alexander empfangen. „Das ist eine Hilfe, die mir die Vorsehung sendet," hat der fromme Monarch dann geäußert. Mit der „Hilfe" wenigstens hatte es seine Richtigkeit. Wenn Rußland Polen und Warschau gewinnen, zu ehrenvollem und sicherm Frieden gelangen wollte, war sie allerdings sehr nothwendig. Denn nur zu richtig, wenn gleich zu spät, hatte Knesebeck über die augenblickliche militärische Schwäche und Erschöpfung des russischen Heeres berichtet, dessen sämmtliche Corps Ende Januar noch lange nicht 80,000 Mann brauchbarer Truppen darstellten. Preußen dagegen hatte zu dieser Zeit, außer dem York'schen, schon wieder auf 25,000 Mann ergänzten Corps, in Pommern 11 Bataillone 16 Schwadronen, in Schlesien 16 Bataillone 38 Schwadronen guter Linientruppen. Seit dem 8. Februar war dann die Provinz Preußen, wie man weiß, in voller Rüstungsarbeit, und in einer Weise, die selbst Diplomaten wie Zichy und Ompteda Ausdrücke enthusiastischer Bewunderung entriß, strömten seit des Königs Aufruf überall die Freiwilligen herbei. Ompteda berechnet die preußische verfügbare Macht am 15. Februar schon auf 150,000 Mann. So mußte denn Preußen von vorne herein den Löwenantheil der Leistungen wie der Gefahr übernehmen und sich dafür mit seinen Ansprüchen auf den guten Willen „seiner Beschützer" vertrösten. Man weiß, wie der Vertrag zu Breslau und Kalisch die „Hegemonie in Norddeutschland" gänzlich bei Seite ließ und aus der Herstellung, womöglich Vergrößerung, des Staates von 1806 eine „Wiederherstellung Preußens in seinen statistischen und finanziellen Verhältnissen von 1806" machte, nicht auf Rückgabe des Verlorenen sondern auf unbestimmte, erst noch zu erobernde „Entschädigungen" anwies. Es ist wahrscheinlich der Warnung Knesebeck's zu verdanken, daß noch zuletzt, am 26., wenigstens das alte Preußen und dessen militärische geographische Verbindung mit Schlesien gewährleistet, die russische „Theorie der Weichselgrenze" endgültig verleugnet wurde. Als Lebzeltern endlich am 5. März in Kalisch eintraf, fand er das russische Hauptquartier in Freude und Jubel. „Es war ein außerordentlich glücklicher Streich für Rußland," schrieb Wilson nach England; „wir waren ganz erschöpft." Dem österreichischen Unterhändler, der, nach Metternich's Anweisung, Nichts versprach, in Nichts Eile hatte, kam man denn mit einer freigebigen Großmuth entgegen, welche gegen die vornehme und zweideutige Haltung Preußen gegenüber einen recht lehrreichen Gegensatz bildet. Alexander drängte Oesterreich völlig, sich seine Belohnungen auszusuchen. Er bot Rückgabe aller verlorenen Besitzungen, diplomatische Oberherrschaft in dem befreiten Deutschland, „neben einem unabhängigen, mit einem gewissen Maß von Festigkeit ausgestatteten Preußen," Preisgebung aller Höfe des Südens.

Leider fehlt uns der Raum, nun an der Hand der Oncken'schen Mittheilungen noch das Weitere auszuführen: wie die österreichische Diplomatie den in Preußen aufflammenden Volksgeist gegen Frankreich wirksamst ausspielte und ihn gleichzeitig mit äußerstem Mißtrauen überwachte; wie die anfänglich nicht hoffnungslose Stimmung in Stuttgart und München bei den ersten Nachrichten von Napoleon's Rüstungen wieder umschlug. Das Gesammtergebniß ist der actenmäßige Nachweis, daß Oesterreich im Jahre 1813 von vorne herein ganz klar und bestimmt ebenso sehr seinen unversöhnlichen Gegensatz gegen die deutsch-nationale Uebermacht Preußens erkannte, wie seine Solidarität mit der actionsfähigen, „in gewissen Grenzen mit Festigkeit ausgestatteten" europäischen Mittelmacht Preußen. „Oesterreich kann nicht bei der Möglichkeit einer Zerstörung Preußens stehen bleiben," heißt es am 28. März 1813 (bei Oncken pag. 314, 315), drei Tage nach Kutusoff's Aufruf, in den Instructionen, die Fürst Schwarzenberg mit nach Paris nahm. „Wenn Oesterreich mitwirkt bei der Zerstörung der zweiten Mittelmacht, so würde es ohne Frage sein eigenes Todesurtheil unterzeichnen." Nicht einen Augenblick ließ man sich in Wien durch die Aus-

sicht auf Schlesien verführen, welche Napoleon in dem berüchtigten Vorschlage der Theilung Preußens, vom 27. März, als Köder hinwarf. Es war doch keine Redensart, sondern der Ausdruck eines festen, intelligenten Entschlusses, wenn Metternich (wie Humboldt's Depesche vom 31. März meldete), Oesterreichs Standhaftigkeit unter allen Umständen verbürgte.

Und nun noch ein Wort. Wem könnte die Aehnlichkeit entgehen, welche die gegenwärtige Weltlage, wenn auch mit einem merkwürdigen Kreislaufe der Rollenvertauschung, in manchem Zuge mit der des Frühlings 1813 bietet? Diesmal sind wir in der Lage zu warten, bis man uns braucht, und die deutsch-nationale Frage ist gegen die Staatsmänner des alten mechanischen Gleichgewichtssystems entschieden. Ist aber „die natürliche Solidarität der europäischen Mittelmächte" damit in ihren Grundlagen erschüttert? Wäre der Gedanke an eine „Zerstörung Oesterreichs" in einem preußisch-deutschen Kopfe heute weniger „selbstmörderisch", als der Gedanke an eine „Zerstörung Preußens" vor 63 Jahren dem leitenden österreichischen Staatsmanne erschien? Wir haben in diesem halben Jahrhundert manche Kränkung überwinden müssen; die Schuld aber, das zeigen auch diese Enthüllungen wieder auf jeder Seite, lag weit weniger an dem bösen Willen Dieses oder Jenes, als an dem bittern Zwang der Interessen. Was uns 1813—15 den Löwenantheil der Leistungen mit dem bewußten entgegengesetzten Antheil des Gewinnes zuwies, es war vor Allem die Geringfügigkeit unserer materiellen Hilfsquellen sowie die moralische Vernichtung eines Theiles unserer leitenden Kreise. Das Vertrauen auf die militärisch-bureaukratische Maschine des alten Staates war erschüttert; das Vertrauen auf die Volkskraft des neuen Preußens konnte sich, ebenfalls der Natur der Sache nach, nur in genialen Naturen rechtzeitig entwickeln und befestigen. So unterschätzten unsere Unterhändler beständig die eigene Macht und gaben dem Gegner leichtes Spiel. Wir waren der kleine Geschäftsmann, der höhere Zinsen zahlen und mehr arbeiten muß als die alten Häuser. Das ist nun hoffentlich für immer anders geworden. Aber auch die zweite Hoffnung wird erlaubt sein: die auf das Fortleben jenes Geistes der Mäßigung, jener Ueberzeugung des Zusammengehörens trotz alledem und alledem, welche vor 63 Jahren Preußen und Oesterreich und damit die Zukunft des deutschen Volkes, und vielleicht die des Welttheiles gerettet haben. Wir haben einander Manches zu vergeben; aber wir können und — müssen vergeben; denn wir können hier ohne den Andern nicht leben.

F. Kreyssig.

Populäre Aufsätze aus dem Alterthum.

K. Lehrs, Professor in Königsberg, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Zweite, mit sechs Abhandlungen vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1875.

Als Macaulay, zum ersten Mal seit seiner Universitätszeit zu Cambridge, in Calcutta die lang ersehnte Muße fand, die griechische Literatur auf's neue wiederholt zu lesen und zu studiren, war ihr Eindruck auf ihn ein geradezu überwältigender. Er, der damals (1835) in allen modernen Literaturen, mit Ausnahme der deutschen, zu Hause war wie wenige, schrieb an einen Freund: „ihm sei zu Muth, als wenn er nie zuvor gewußt habe, was geistiger Genuß sei"!*) Er pries sich glücklich, zu diesen

*) Trevelyan, Life and Letters of Lord Macaulay Tauchnitz. ed. II, 217.

großen Meistern in der vollen Kraft seines Lebens, in einem Alter der vollen Reife des Geschmacks und Urtheils zurückkehren zu können. Daß so Wenige dazu gelangen, die großen Dichter und Schriftsteller des Alterthums völlig zu würdigen und zu genießen, rührt, wie er sehr richtig bemerkt, daher, daß die meisten alles Griechisch, das sie überhaupt lesen, in zu früher Jugend lesen. Seine Bemerkung gilt auch für Deutschland, wo die Zahl der Griechisch Lernenden eine so sehr viel größere ist, als in England. Wenn das Publicum heute gefragt würde, was es von dem Oedipus des Sophokles halte, so würde es unzweifelhaft dieselbe Antwort geben, wie bei Platen: „Ich las in meiner Jugend auf den Schulen ihn; er schien mir nicht gelungen."

Aber das volle Verständniß der antiken Poesie erschließt sich auch dem gereiftesten und gebildetsten Geist nur langsam und allmälig. Was Winkelmann von der plastischen Kunst der Alten sagt, daß die Schönheit darin versteckt liege, das gilt für uns Moderne auch von der antiken Poesie, und in der Gegenwart mehr als je. Gewiß war in der Blüthezeit der klassischen Philologie, die zugleich die Blüthezeit unserer Literatur war, in den Tagen Friedrich August Wolf's, Gottfried Hermann's, Wilhelm von Humboldt's, in den Tagen, wo die Götter Griechenlands und Iphigenie (dies dem antiken Geist verwandteste Kunstwerk der modernen Welt) entstanden, unsere Bildung in höherem Grade mit antiken Elementen gesättigt, Liebe und Verständniß für die antike Kunst und Poesie in weiteren Kreisen verbreitet, als gegenwärtig. Auch abgesehen davon, daß wir, Dank den großen politischen Neugestaltungen der letzten Jahrzehnte, endlich aufgehört haben, das „Volk von Denkern und Dichtern" zu sein, hat sich unser Horizont seit jener Zeit unermeßlich erweitert. Die Zahl und Vielartigkeit der aufzunehmenden Eindrücke ist in einer Weise gewachsen, wie es damals kaum geahnt werden konnte. In Folge einer großartigen wissenschaftlichen Entwicklung, einer reichen künstlerischen und literarischen Production ist unsere Bildung eine sehr viel inhaltsvollere und mannigfaltigere, also schon darum weniger einheitliche geworden. Zugleich ist vielfach an die Stelle andachtsvoller Studien einer verhältnißmäßig beschränkten Zahl bedeutender Erscheinungen ein eiliges Streifen über weite und sehr verschiedenartige Gebiete getreten. Damit ist uns namentlich das Alterthum ferner gerückt, dessen Herrlichkeit sich einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung niemals offenbart.

Was uns Modernen die antike Kunst so fremdartig erscheinen läßt, das ist einerseits die Strenge, mit der sie jeden Gegenstand auf seinen reinsten idealen Gehalt zurückführt und die künstlerische Absicht überall mit einem Minimum von Mitteln zum Ausdruck bringt. Diese Sparsamkeit erscheint dem durch Verschwendung oder doch ungleich reichere Anwendung der künstlerischen Mittel verwöhnten Geschmack als Kargheit, und sie ist es ganz vorzüglich, die der antiken Kunstschönheit in den Augen der Modernen den Charakter der Kälte, Strenge und Herbheit gibt. Andererseits und hauptsächlich ist es die ungeheure Kluft zwischen den religiösen und ethischen Anschauungen der antiken und der jetzigen Welt. Es gibt nur wenige Gebiete der antiken Kunst, die sich nicht irgendwie mit der Religion berühren, und gerade ihre höchsten Schöpfungen sind durchaus von religiösem Geist erfüllt oder aus ihm erwachsen. Ohne ein volles Verständniß der religiösen und ethischen Grundanschauungen der Griechen ist kein volles Verständniß, also auch kein voller Genuß des Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylus, ja selbst des Aristophanes möglich.

Die „Populären Aufsätze aus dem Alterthum" von Karl Lehrs, einem unserer ersten Meister auf dem Gebiete der classischen Philologie, bieten reiche Belehrungen über die wichtigsten, aber auch am schwersten zu fassenden Anschauungen, die religiösen Grundbegriffe der griechischen Ethik und Religion in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form. Daß es trotzdem eines Zeitraumes von fast zwanzig Jahren bedurft hat, um die auf keinen Fall starke erste Auflage dieses Buchs zu erschöpfen, beweist hinlänglich, daß diese Aufsätze nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts populär sind. Abgesehen von der wie gesagt unzweifelhaften, großen Abnahme des Interesses für das griechische Alterthum, stoßen sie vielleicht oberflächliche Leser eher ab durch den

Ernst, mit dem sie die behandelten Ideen bis in ihre letzten Gründe verfolgen, und die Forderung, manche gewohnte, unter Halbwissern verbreitete Vorstellungen aufzugeben. Wer aber ernstlich darum bemüht ist, die Poesie der griechischen Religion, so wie die Religiosität der griechischen Poesie zu verstehen, kann für Beides nirgend eine bessere Anleitung finden als hier. Gerade der erste Abschnitt „Ethik und Religion" ist es, der in der neuen Auflage durch sechs, überaus gehaltvolle Abhandlungen vermehrt ist. Vielleicht sind einige Andeutungen über den reichen Inhalt und die leitenden Gedanken dieses Abschnitts den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen.

Unter allen Kunstschöpfungen des für die Kunst so einzig begabten griechischen Volkes ist kaum irgend eine so bewunderungswürdig als die künstlerische Gestaltung seiner Weltanschauung. Den Griechen erschien das Weltall als eine Verbindung von Schönheit und Ordnung, als Harmonie: das bedeutet das Wort, mit dem sie es benennen, Kosmos. In diesem „ewigen Leben und wechselnden Weben" unzähliger ineinandergreifender Kräfte war die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durch ewige, unabänderliche Gesetze und Ordnungen geregelt, gab es keine Störung und keine Stockung, keine Leere und keine Lücke. Die Griechen verstanden einen Glauben nicht, der die Gottheit zu einer einsamen, kaum zu fassenden Erhabenheit erhebt, in eine unnahbare Ferne entrückt, durch einen unermeßlichen, nie auszufüllenden Zwischenraum von der anbetenden Menschheit trennt. Der Himmel des Judenthums und Christenthums muthete sie an „wie eine erkältete Oede"; der Glaube an Einen Gott war ihnen Entgötterung, Gottlosigkeit (Atheismus). Denn ihnen erschien bei der Betrachtung der Natur mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, ihren Schrecken und vernichtenden Gewalten, bei der Betrachtung der Menschenschicksale mit ihrem tausendfältigen Glück und Elend, „die göttliche Lebensfülle als eine Götterwelt, eine Gottgesammtheit". Und waren diese Götter auch erhabene und anbetungswürdige Gestalten, waren sie auch selig und von Uebel und Tod befreit, so standen sie doch der Menschheit nicht zu fern, um nicht „mitzufühlen Lust und Qual". Den Zwischenraum zwischen ihnen und den Menschen füllten zahllose übermenschliche, höhere und niedrigere Naturen der mannigfaltigsten Art; es war auch den Menschen nicht versagt, sich über die Grenzen ihrer Gattung zu erheben, zur halbgöttlichen oder göttlichen Existenz der Dämone und Heroen, ja zu den Olympiern selbst aufzusteigen.

Noch fremder als die monotheistische Anschauung war den Griechen die dualistische. Dem Sinn, der die Welt als ein harmonisches, einheitliches Ganze auffaßte, konnte nichts so sehr widerstreben, als die Vorstellung zweier für die Ewigkeit geschiedenen, einander ausschließenden und feindselig bekämpfenden Welten des Lichtes und der Finsterniß. Auch das Uebel, die Sünde und der Tod waren in der ewigen Ordnung von Anbeginn einbegriffen, mit dem Menschendasein unzertrennlich verbunden; aber diese Dissonanzen fanden ihre Lösung in einer höheren Harmonie. „Auch das Unglück des Menschen, auch das Unglück, daß der Mensch nicht ohne Vergehen sein kann, die dann auch nach den unverbrüchlichen sittlichen Gesetzen Ausgleichung verlangen, gehört in diese uranfängliche, abgestufte Nothwendigkeit." Auch die Freiheit der Gottheit war keine absolute: „auf diesem Punkte treten Spinozismus und Griechenthum aneinander, und hier ist der Einigungspunkt für Goethe's Liebe zu beiden und Ruhen in beiden". Und ebenso wenig wie die Gottheit wurde der Mensch in seinem Handeln als völlig frei gedacht. Die Mächte, die ihn in's Leben hineinführen, lassen ihn auch schuldig werden; die Grenze, bis zu welcher er frei handelt, „blieb im Halbdunkel", sie wurde nicht in jedem Fall, nicht von jedem Betrachter der menschlichen Schicksale gleich gezogen. „Simonides hatte gesagt: „Tugendhaft sein ist schwer." Nein, vielmehr unmöglich ist es. Das ist nur Gottes Vorrecht. Für den Menschen ist es nicht möglich, nicht schlecht zu sein, den unbezwingbare Verkettung erfaßt."

Am tiefsten ist die ewige, auch in der sittlichen Welt waltende Ordnung, die „Moira", von Aeschylus gefaßt, der „gleichsam in eine unabsehbare Scene ihrer Wirksamkeit hineinschaut", „den die Betrachtung ihrer Jahrtausende und Jahrtausende hindurch angelegten Fäden in staunende Ehrfurcht versenkte, und den Menschen gar, der

etwa vermeinte, in diesen unabsehbaren Großgang eingreifen zu können, so zerschmetternd klein erscheinen ließ, und so groß, daß auch seine Geringfügigkeit in derselben mit einbeschlossen ist. Das ist

Das gewaltige Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

„Was die Götter thun, in Folge einer Moira thun und vollziehen, wird als selbstverständliches Menschenloos, dem man in Demuth sich zu fügen hat, dahin genommen: je unbegreiflicher und dem menschlichen Auge verborgener, desto sicherer darauf hinweisend, wie hoch über uns jene Fäden gesponnen werden, und daß es in diesem Kosmos Willkür nicht sein kann, sondern Nothwendigkeit und Vorherbestimmung und Gesetz. Und darum müssen die Götter Recht behalten, welche vorher wissen und es nur vorher wissen können, weil es vorher bestimmt ist, und dessen walten, was die Moira ist." „Der Mensch steht hier einem Mysterium gegenüber, für dessen Lösung er zu klein ist." „Wie ein Wesen aus einer unsichtbaren Welt, einer hohen unerforschlichen Welt", geht es durch die großen Tragödien des Aeschylus und auch des Sophokles; unter den letzteren gilt dies vor Allem von der am größten angelegten und tiefsinnigsten, dem Oedipus auf Kolonos".

Wenn das der Sinn war, in dem Aeschylus und Sophokles die großen tragischen Schicksale der Vorzeit auffaßten und darstellten, so ist klar, wie weit die sehr verbreitete Ansicht, welche die tragische Katastrophe nur als Folge eigener persönlicher Verschuldung begreifen kann, von dem Verständniß der antiken Tragödie entfernt ist, und vollends jene philisterhafte Theorie (die namentlich in dem Buch von Gervinus über Shakespeare so unangenehm hervortritt), daß Schuld und Buße sich möglichst genau entsprechen müssen.

Lehrs hat in seinen Aufsätzen zur Ethik und Religion diejenigen Gottheiten des griechischen Olymps nur im Vorbeigehen in Betracht gezogen, denen bereits die epische Dichtung lebensvolle Gestalten von scharf ausgeprägter Individualität gegeben hat, die für uns daher am leichtesten verständlich sind. Vorzugsweise sind hier die über die ewigen Ordnungen waltenden Mächte behandelt, die in den gangbaren Werken über Mythologie als untergeordnete Gottheiten kurz abgefertigt zu werden pflegen: Themis, die Göttin der Gesetzmäßigkeit im Bereiche der Welt, im Himmel und auf Erden, für Menschen und Götter; und ihre Töchter, die Horen, die Göttinnen der geordneten Zeitfolgen, die auch die Schicksale bringen; ferner Nemesis, die Rächerin der Ueberhebung, des Heraustretens aus den der Menschheit gezogenen Schranken. Am ausführlichsten ist die Moira behandelt, „jene Menschen wie Götter beherrschende Macht, in deren Ordnungen und Nothwendigkeiten Alles seinen Gang nimmt", gleichsam der ruhende Pol „in der stets bewegten hin und her wogenden Welt göttlicher Individualitäten", deren Wollen und Handeln in der Vorstellung des Volksglaubens ebenso wie dem menschlichen ein gewisser freier Spielraum gegeben war, so daß sie das Unabwendliche vielleicht verzögern oder mildern konnte, ohne es doch abwenden zu können. Gegenüber dieser unabänderlichen Bestimmtheit gewann aber auch die Vorstellung der Wandelbarkeit und Unberechenbarkeit der menschlichen Schicksale eine eigene Gestalt: es ist Tyche, eine mächtig schaltende, in alle Verhältnisse eingreifende, aber doch wie alle Götter der Moira unterworfene Gottheit. Wie sich das Verhältniß der Tyche und der großen Götter zur Moira nach Individualität und Zeit, nach Bedürfniß und Stimmung in der Vorstellung der Einzelnen anders und anders gestaltete, wird hier an einer großen Anzahl sorgsam ausgewählter Aussprüche der bedeutendsten griechischen Dichter und Schriftsteller nachgewiesen.

Von den übrigen Aufsätzen dieses Abschnittes mögen hier nur drei genannt werden: Ueber die Darstellungen der Helena (mit Beziehung auf Goethe's Helena im zweiten Theil des Faust), Die Nymphen, und Vorstellungen der Griechen über das Fortleben nach dem Tode. In der Abhandlung über die Nymphen, in denen der griechische Glaube bekanntlich die freundlichen Seiten der Natur verkörperte, ist zu-

gleich die viel besprochene Frage über den Unterschied des antiken und modernen Naturgefühls in ihrem innersten Wesen erfaßt und erschöpfend beantwortet. Die Perle des zweiten Abschnitts: „Literatur und literarische Zustände," ist der Aufsatz: Ueber Wahrheit und Dichtung in der griechischen Literatur. Der „Anhang" ist zum Theil nur für Gelehrte bestimmt, doch werden hier die beiden Essays über Grote und Lobeck für jeden Freund der classischen Studien von hohem Interesse sein.

Königsberg.

L. Friedlaender.

Die Könige der Germanen im Roman.

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. 4 Bände. Leipzig, 1876. Breitkopf und Härtel.

Ein kürzlich erschienenes französisches Buch über die Frauen am Hofe Ludwig's XV. beginnt mit den Worten: „Der historische Roman ist aus der Mode. Wir sind es müde, berühmte Persönlichkeiten entstellt zu sehen und halten uns an den Spruch des Boileau: Rien n'est beau que le vrai." Und in einem anderen französischen Buch, auch aus dem Jahre 1876, las ich die merkwürdige Bezeichnung „ce pauvre grand-homme démodé, que l'on appelait, de notre temps, Sir Walter Scott". Der Verfasser des vorliegenden Romans war offenbar anderer Ansicht, indem er der Walter Scott der Ostgothen zu werden versuchte, nachdem er in Culturkampfsmaske der Raupach der Westgothen geworden war. Auch der Unterzeichnete ist anderer Ansicht als jene Franzosen; er glaubt, daß der historische Roman die Wahrheit der Geschichte nicht ausschließt, daß er versuchen muß, die Ueberlieferung zu ergänzen, und daß er dann nicht blos für die Poesie, sondern auch für die Historie einen gewissen Werth behaupten darf. Diese Meinung theilt Herr Dahn leider wieder nicht. Ihm scheint die Wahrheit lange nicht poetisch genug, er erfindet sich daher mit vielen Unwahrscheinlichkeiten eine Geschichte, wie sie nie gewesen ist, und die er mit allen jenen schillernden Halbwahrheiten aufputzt, welche das traurige Privilegium des gewöhnlichen historischen Romans ausmachen.

Sein Gegenstand ist die ostgothische Geschichte vom Tode Theodorich's des Großen bis zum Tode Teja's, des letzten Königs. Die Ueberschriften der sieben Bücher lauten: I. Theodorich, II. Athalarich, III. Amalaswintha, IV. Theodahad, V. Witichis, VI. Totila, VII. Teja. Aber auf die seltsamste Weise hat der Verfasser den natürlichen Gesichtspunkt verrückt, unter welchem jeder Unbefangene, sei er Dichter, sei er Historiker, den riesenhaften Verzweiflungskampf des edlen Germanenstammes betrachten wird. Die Ostgothen kämpfen mit Byzanz nicht um Rom, sondern um Italien. Den „Kampf um Rom" kämpft ein Anderer: — Cethegus. Wer ist Cethegus? Eine völlig frei erfundene Gestalt, sagt Dahn. Das ist nicht ganz richtig, denn ein Mann dieses Namens, in gleicher officieller Stellung, kommt beim Prokopius, dem byzantinischen Historiker der Zeit, vor; also Name und Person existirten, nur Charakter und Schicksale sind erfunden. Und in der That, wenn irgend Jemand, so eignen sich solche bloße historische Namen zu jener Ergänzung der Geschichte, die wir dem historischen Roman gern als Aufgabe zuweisen. Wie stand es mit dem Römerthum zur ostgothischen Zeit? Wer sind die Repräsentanten? Es war ein glücklicher Gedanke von Dahn, seinen Cethegus zum Hauptrepräsentanten zu machen und ihm gewisse Tugenden des alten Römerthums mit vielen Lastern des sinkenden zu ertheilen. Aber er will noch mehr aus ihm machen. „Cethegus ist nie Held," erklärt er in der Vorrede. Und es ist sehr zweckmäßig, daß er es erklärt, sonst würde man es nimmer voraussetzen. In Wahrheit ist Cethegus nur der Intrigant des Stückes; der Held bleibt, ob

Dahn will oder nicht, der Held bleibt das gothische Volk. Und alle großen bewegenden Schicksale, Alles, was uns ergreift in seiner Darstellung, das sind jene Reste von Historie, die er übrig gelassen hat und worin die unerschöpfliche Spannkraft, die schlichte Tugend, die Culturfähigkeit, die Genialität, der Edelsinn und das Unglück dieser tapfern Gothen zur Erscheinung kommt. Dahn wollte der äußerlichen Forderung, daß der Roman einen Helden haben müsse, auch äußerlich genügen durch eine einzelne Person, welche allenfalls diesen Namen führen könnte, und darum hat er den Intriganten zum Helden gemacht; darum hat er die Zeit des Kampfes in ihrer Dauer „abgekürzt oder doch verschleiert".

Cethegus aber ist der Intrigant, wie er im Buche steht: er durchschaut Alles, er weiß Alles, vor ihm liegen alle Kartenspiele offen, und er hat alle Trümpfe in der Hand — ihn durchschaut Niemand oder nur Wenige, und diese nicht ganz. Er liefert die wunderbarsten Proben von Geistesstärke, Zähigkeit, Verstand, Geschicklichkeit — bis zu dem Augenblicke, wo der Dichter am Schluß ist und ihn nicht mehr braucht; da wird er plötzlich dumm, seine guten Verbindungen hören auf, seine Spionage ist erfolglos, sein Scharfblick verläßt ihn. Cethegus ist, wie Hr. Dahn versichert, oder vielmehr den Feldherrn Narses versichern läßt, „der letzte Römer". Er ist eine Art Cäsar. Er ist aber auch ein Byron'scher Held mit „ausgebrannter Brust". Er vereinigt in sich die widersprechendsten Eigenschaften, welche Eines allerdings gemein haben: sie sind sämmtlich nur gedacht, sie erwecken keinen Glauben.

Und so ist das ganze Buch. Man liest es, wenn man die nöthige Geduld hat; man kann der Geschicklichkeit des Verfassers sehr oft seine Anerkennung nicht versagen; man wird auch hier und da durch einen brillanten Bühnenstreich hingerissen: aber man glaubt nicht daran. Es ist alles Theaterspiel und Renommage. Der Erfolg ist ungefähr derselbe, wie bei Luise Mühlbach: die Ungelehrten und Ununterrichteten lernen daraus auf die angenehmste Weise ein Stück Weltgeschichte, auf die exacten Details kommt es ihnen nicht an, und im Ganzen und Großen wird es ja wol so gewesen sein. Dahn hat sogar die Güte, gelegentlich Stellen aus Prokop einzuschalten, um dem Leser gleich zu sagen, wie viel von seiner Erzählung wahr ist und wo die Erfindung anfängt. Er hat zur bessern Orientirung zwei Landkarten beigegeben. Er verweist uns auf andere Bücher, wo wir Näheres finden können. Er schaltet ganze Capitel politischer Geschichte ein, wie aus dem Lehrbuch. Und auch sonst könnte die „Technik des Romans" hier die schönsten Beispiele finden, um zu zeigen, wie es nicht gemacht werden soll.

Dabei verschmäht der Verfasser keinen Effect. Der ganze Romanapparat mit unterirdischen Gängen, vergrabenen Schätzen, nächtlichen Verschwörungen, Verwechslungen, Behorchungen — es kommt Alles vor, und man ist fast verwundert, keiner Zauberei und keiner Geistererscheinung zu begegnen. Statt dessen werden die künftigen Ereignisse geträumt und im Liede verkündigt; oder der Held Cethegus auf seinem letzten Gange prophezeit in bekannter wohlfeiler Weise das künftige befreite und geeinte Italien; oder das Pulver wird erfunden und Cethegus durchschaut natürlich sofort dessen ganze Bedeutung. Die Scenen spätrömischer Ueppigkeit sind jetzt schon etwas verbraucht: Friedlaender's Schilderungen, die poetischen Erzählungen von Hamerling, die Dramen von Wilbrandt, die Gemälde von Piloty und Andern, es ist vorläufig genug. Das culturhistorische Material wird von Dahn auf die naivste Weise beigebracht, z. B. ein Dolch beschrieben in dem Augenblicke, wo der Arm, der ihn führt, zum Streich ausholt. Viele der Haupteffecte finden sich mehrmals: Teja ermordet, ohne sie zu kennen, seine Geliebte Myrtia; Cethegus ermordet in demselben Bande, ohne ihn zu kennen, seinen Liebling Julius. Die Galanterie darf natürlich nicht fehlen. Das neuerdings so beliebte Motiv der Ehe, die keine wirkliche Ehe ist, wird auf Witichis und Mataswintha übertragen. Ihr fragt, wie der letzte König Teja ein Pessimist und Atheist geworden ist? Unglückliche Liebeserfahrung. Ihr fragt, warum König Totila die Schlacht bei Taginae verloren hat? Verrath eines Nebenbuhlers. Ihr fragt, wodurch Witichis gefallen ist? Rache einer verschmähten Frau. Ihr

fragt, warum die Kaiserin Theodora gestürzt wurde? Enthüllung ihrer Untreue. Ihr fragt, woher Cethegus seinen Einfluß in Byzanz hat? Alte Liebschaft mit Theodora. Ihr fragt, warum die „ausgebrannte Brust" des Cethegus doch für einen Menschen brennt, für den er sogar behauptet, alle seine Schandthaten begangen zu haben? Schwärmerei für den Sohn einer ihm entrissenen Geliebten. Man sieht, die französische Advocatenfrage: „Où est la femme?" ist hier auf die Ostgothische Geschichte angewendet. Man wäre nicht erstaunt, wenn schließlich noch ein alter Liebeshandel des alten Hildebrand heraus käme. O überhaupt dieser alte Hildebrand, der wie ein Gespenst durch den ganzen Roman hindurch wandelt! Er erscheint von Zeit zu Zeit, wie die drei Damen der Königin der Nacht, und hat eigentlich Nichts zu thun, als im ersten Capitel eine Verschwörung einzuleiten, welche dann ohne die geringste Folge bleibt; später wird er noch zu einigen Functionen verwendet, welche ebensogut jeder Andere besorgen könnte; zuletzt leitet er den Abzug der Gothen: Schlußtableau mit bengalischer Beleuchtung; Trauermarsch; Narses im Vordergrunde liefert einige anerkennende Bemerkungen über die Statisten, die vor ihm defiliren. Sollte es sich nicht empfehlen, diesen Kampf um Rom zu einer Oper zu verarbeiten? Hugenottenhaft, auf Ehre! S.

Shelley's entfesselter Prometheus

in deutscher Uebersetzung.

Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Acten von Percy Bysshe Shelley. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, L. Rosner. 1876.

Genau ein halbes Jahrhundert, nachdem Shelley's Stern im Golf von Spezzia versank, ist er im Andenken seiner Landsleute emporgetaucht; die neue englische Dichterschule, an deren Spitze Swinburne steht, knüpft unmittelbar an Shelley's classischen Pantheismus an. Geraume Zeit hinter seinem Geistes- und Gesinnungsverwandten Byron zurückgesetzt, wird er jetzt fast höher als dieser geschätzt. Ohne Zweifel ist jener der größere Dichter, während in diesem der Keim zu einem größeren Denker steckt. Der brausende Most war noch lange nicht abgeklärt, als eine neidische Welle dessen edles Gefäß verschlang. Seine gedankenreichsten Dichtungen scheinen einem pythischen Rausch entsprungen, für den der Poet das erlösende Wort noch nicht gefunden hat. Dieselben behalten für den Leser etwas Räthselhaftes, weil sie dem Dichter selbst nicht zur Klarheit gekommen sind. Für den Uebersetzer, der das in der eignen Sprache undeutlich Ausgesprochene in einer fremden zur Deutlichkeit erheben soll, bietet die mystische Dunkelheit Shelley'scher Werke eine fast unüberwindliche Schwierigkeit dar.

Von allen dunkeln Schöpfungen Shelley's ist dessen „Entfesselter Prometheus" die dunkelste und darum hat sich seit Seybt's Uebersetzung der Gesammtwerke kein deutscher Uebersetzer, auch Strodtmann nicht, an die Uebersetzung desselben gewagt. Wer mit der Erwartung Aeschyleischer Kunstform oder Goethe'scher Krystallhelle an dieselbe herantritt, wird sich wenig befriedigt fühlen und doch kann man Shelley's, wie Aeschylos' und Goethe's „Prometheus" als diejenige Dichtung bezeichnen, in welcher der Dichter sein tiefstes Seelenbekenntniß ausgeströmt hat. Der neueste Uebersetzer, schon durch vortreffliche Versionen aus dem Englischen und die Bearbeitung des von Tschudi herausgegebenen einzigen Originaldrama der peruanischen Kechualiteratur, „Ollanta," zu dem wohlverdienten Ruf wörtlicher Treue und sprachlicher Eleganz gelangt, hat durch die seltene Bewältigung der inneren und äußeren Schwierigkeiten

dieses Werkes sozusagen ein literarisches „Heldenstück" vollbracht. Aber er hat sich nicht begnügt, das schwungvolle Original in ebenso schwungvollen Versen getreu wiederzugeben, sondern er hat auch außer der Vorrede des Dichters eine eigene hinzugefügt, welche an Auslegungen und Noten Alles enthält, wodurch das Verständniß eines der tiefgedachtesten und menschenfreundlichsten dramatischen „Mysterien" aller Literaturen erleichtert werden kann.

Shelley gehört, wie Byron, zu der sogenannten „satanischen" Dichterschule, in welcher das Verhältniß zwischen dem guten und bösen Princip auf den Kopf gestellt wird. Nicht Abel der „Fromme", sondern „Kain der Gottlose" ist das gute Princip, nicht Jehovah, sondern „Lucifer". In diesem Sinne faßt der Dichter auch die griechische Sage von Prometheus, dem „Feuerbringer", auf, den er ausdrücklich (in der Vorrede) mit „Satan" dem „Lichtbringer" zusammenstellt. Beide sind den Göttern angenehm, so lange und so weit sie ihnen dienstbar sind, werden dagegen von ihnen als Feinde behandelt, sobald sie ihre Wohlthaten auch auf das Menschengeschlecht auszudehnen versuchen. Zeus läßt sich die Hilfe des Prometheus bei dem Kampfe gegen Saturn und die Nachtgötter gefallen; nachdem ihm dieser Alles gegeben und sich nur die Freiheit des Menschengeschlechts ausbedungen hat, läßt er ihn an den Kaukasus schmieden. Der „Feuerbringer" Gedanke darf wol dem Gott Waffen schmieden gegen andere Götter, nicht aber den Menschen wider den Gott selbst. Bis hierher ist Shelley der griechischen Mythe gefolgt; aber hier scheiden sich Beider Wege. In der griechischen Sage ist Prometheus Besitzer eines Geheimnisses, welches Zeus ihm durch Foltern entreißen will und schließlich wirklich entreißt. An dasselbe ist die Fortdauer von Zeus' Herrschaft geknüpft und mit der Offenbarung desselben für immer gesichert. Eine solche Lösung konnte der „satanische" Dichter nicht brauchen; seiner Absicht zufolge muß Zeus' Herrschaft gestürzt und ein „prometheisches", d. i. ein Zeitalter der Herrschaft des reinen Gedankens geschaffen werden. Daher muß Prometheus sein Geheimniß bewahren und dadurch der Untergang der Zeusherrschaft bewirkt werden. Indem Zeus den „Gedanken" zur Unthätigkeit verurtheilt hat, hat er sich selbst der Dienste beraubt, die ihm derselbe bei der Begründung seiner eigenen Herrschaft leistete. Dieser Fehler rächt sich an ihm, indem er, „gedankenlos" geworden, in seiner Verblendung gerade dasjenige selbst thut, was seinen Sturz herbeiführt. Diese verhängnißvolle That ist seine Vermählung mit Thetis und die Zeugung eines Sohnes, der „stärker sei, als er selbst". Seine Absicht ist, durch diesen die „Erde und das Menschengeschlecht in Schrecken zu setzen"; aber er bedenkt nicht, daß ein „Stärkerer als er", ihn selbst in Schrecken setzen muß! So entsteht „Demigorgon", sein „Kind" und die „Ewigkeit". Vor ihm entsetzt sich Zeus und versinkt in den Abgrund. Mit seinem Verschwinden, der alle übrigen Götter besiegt, und als der einzige geherrscht hat, ist der letzte Gott geschwunden; übrig bleibt nur das Universum und Prometheus, dessen Schweigen diese Wendung der Dinge herbeigeführt hat. Welt und Gedanken sind befreit; die Geliebte des „Lichtbringers", „Asia", d. i. Isis, die Natur und die Heimat der Menschheit, und ihre Schwester „Panthea", d. i. die Allgöttin, stimmen einen Triumphgesang an, in welchen alle Weltkörper, Erde und Mond voran, einstimmen und zur Harmonie der Sphären im „götterlosen", aber selbst göttlichen Weltall zusammenklingen! Wie an die Stelle des saturnischen Polytheismus der Monotheismus des hellenischen Zeus getreten ist, so bleibt nach dem Sturze des letzteren die Religion des Gedankens, der philosophische Pantheismus und Naturalismus allein und für immer auf dem Schauplatze.

Die Ausschließlichkeit dieser Auslegung soll hier nicht behauptet werden. Es ist das Geschick jedes allegorischen Kunstwerkes, daß es verschiedenartig gedeutet wird. Des Dichters eigene orgiastische Begeisterung erscheint so mächtig, daß der Zweifel berechtigt ist, ob er sich das ganze Werk hindurch der Bedeutung desselben bewußt gewesen sei. Von dem Geist des Werkes aber mögen die Schlußverse zeugen, die wir zugleich als Probe der klangvollen Sprache des Uebersetzers beifügen:

„Zu tragen Leid, das ihr unendlich meint,
Der Macht zu trotzen, die allmächtig scheint,
Unrecht verzeihn, das schwarz wie Tod und Nacht,
Und lieben, hoffen, bis der Hoffnung Kraft
Aus ihren Trümmern das Ersehnte schafft,
Nicht straucheln, schwanken, nicht der Reue Macht
Zu müß'ger Thränenflut den Nacken biegen —
Gleich deinem Ruhm, Titan, heißt dies allein
Gut, groß und frei und schön und freudig sein,
Ja dies allein heißt leben, herrschen, siegen!

Robert Zimmermann.

Die geographische Verbreitung der Thiere.*)

„Nur einmal in jeder Generation wird man einen Wallace finden, der körperlich, geistig und gemüthlich geeignet ist, ohne Schaden durch die tropischen Wildnisse Amerikas und Asiens zu wandern, prachtvolle Sammlungen auf seinen Wanderungen zu machen, und bei alledem noch scharfsinnig die sich aus seinen Sammlungen ergebenden Schlußfolgerungen zu ziehen."

So lautet ein Ausspruch von Huxley über den Autor der „Geographischen Verbreitung der Thiere". Und dieser Ausspruch des berühmten englischen Biologen datirt aus einer Zeit, als Wallace noch keines seiner größeren zusammenfassenden Werke, durch welche er sich die Dankbarkeit der Naturforscher erworben, herausgegeben hatte: seine jetzt in allen gebildeten Sprachen übersetzte Reisebeschreibung: „Der Malayische Archipel, die Heimath des Paradiesvogels und des Orangutangs" (1869), die in anmuthigster Form achtjährige Wanderungen und Studien in Ostindien behandelt, und seine „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl" (1870), zu deren Abfassung er, als Miterfinder dieser Theorie, wie kein Anderer berufen war. Allein diese bedeutenden Arbeiten werden in den Hintergrund gedrängt durch das in der „Geographischen Verbreitung der Thiere" Geleistete. Mit diesem Werke wurde Wallace der Schöpfer einer neuen Disciplin. Denn das, was bisher unter dem Namen der Wissenschaft der geographischen Verbreitung der Thiere ging, waren entweder nur Anläufe, welche die Ansichten hervorragenderer Forscher in gedrängter Form enthielten, ohne Mittheilung der inductiven Unterlage zu diesen Ansichten, oder es waren zwar eingehendere, jedoch nur einzelne Thiergruppen behandelnde Versuche. Das ganze Material überschauend zusammengefaßt, alle an diese Disciplin grenzenden Fragen gründlich mit weitem und hellem Blicke erörtert und die Belegstücke zu den zu adoptirenden Schlußfolgerungen geliefert hat, vor Wallace Niemand.

Mit diesen Worten leitete ich die Vorrede zu der deutschen Ausgabe des neuen Werkes von Wallace ein, und ich schreite dazu, den Leser der „Deutschen Rundschau" mit dem Inhalte dieses Buches etwas näher bekannt zu machen.

Die Form desselben ist die der meisten neueren englischen naturhistorischen Bücher: in streng wissenschaftlichem Geiste, eine allgemein faßbare, so daß Wallace selbst sagt, jeder Leser, der Lyell's „Principien der Geologie" und Darwin's

---

*) The Geographical Distribution of animals with a study of the Relations of living and extinct faunas as elucidating the past changes of the Earth's surface by Alfred Russel Wallace, Author of „The Malay Archipelago", etc., with maps and illustrations. In two Volumes. London, Macmillan & Co. 1876. 8. 1110 pages.

Gleichzeitige Deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Dresden, R. v. Zahn. 1876. 1237 S.

„Entstehung der Arten" verstehe, werde auch ihm folgen können. Er gibt die Tendenz seiner Arbeit folgendermaßen an: „sie soll zu dem 11. und 12. Capitel von Darwin's „„Entstehung der Arten"" eine ähnliche Beziehung haben, wie Darwin's „„Thiere und Pflanzen unter Domestication"" zum 1. Capitel desselben Werkes". Das heißt: Darwin's zuletzt genanntes großes Werk führt in zwei Bänden das erste Capitel der „Entstehung der Arten" betitelt: „Abänderung durch Domestication", aus, wie ja bekanntlich überhaupt die „Entstehung der Arten" nur ein durch zufällige Umstände provocirter Vorläufer einer Reihe größerer Werke war, ein Vorläufer, dessen 15 Capitel je eine solche Ausführung erfordern, wie sie Darwin selbst für einige seitdem geliefert hat. Das 11. und 12. Capitel sind betitelt: „Geographische Verbreitung" und behandeln alle einschlagenden Fragen im Großen und Ganzen, sowol für die Thiere, als auch für die Pflanzen. Wallace's Ausführung bezieht sich jedoch nur auf die Thiere, und bleibt also dieselbe Arbeit für die Pflanzen von einem Botaniker noch zu leisten. Wallace sucht die Botaniker hierzu anzuregen und nennt die Gründe, weshalb nach seiner Ansicht bis jetzt eine solche Leistung nicht zu Stande kam. Denn daß er weder de Candolle's „Géographie botanique raisonnée", noch Grisebach's „Vegetation der Erde" als diese Aufgabe lösend betrachtet oder einschlagende Vorarbeiten gelten läßt, ist zu verstehen, weil diese hervorragenden Werke die Frage nicht von dem einheitlichen Standpunkte der Evolutionstheorie aus behandeln, welche den Anhängern dieser allein berechtigt erscheint, um von ihm aus jene weitgreifenden Probleme zu umspannen. Wallace sagt: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Grund, weshalb Botaniker bis jetzt nicht im Stande gewesen sind, in irgend wie übereinstimmender Weise die natürlichsten phytologischen Regionen zu bestimmen und eine zusammenhängende Theorie der Wanderungen der Pflanzen auszuarbeiten, der ist, daß sie nicht mit dem Schlüssel für die vergangenen Veränderungen der Landmassen versehen worden sind, zu welchen man nur durch eine Untersuchung der vergangenen und gegenwärtigen Verbreitung der höheren Thiere gelangen kann. Die Schwierigkeiten auf dem Wege des Studiums der Verbreitung der Pflanzen von diesem Gesichtspunkte aus werden zweifellos sehr groß sein, in Folge der ungewöhnlichen Mittel für die Verbreitung, die viele von ihnen besitzen, und in Folge des Fehlens irgend welcher Gruppe, die den Platz der Säugethiere unter den Thieren einnehmen und als Führer und Muster für die übrigen dienen kann."

Es ist keine Frage, daß die Anforderung, die Wallace selbst an seine Arbeit gestellt hat, eine große war; allein ich glaube, die meisten Zoologen werden zugestehen, daß er dieser Anforderung vollständig gerecht wurde und daß seine zwei Bände in der That die Ausführung jener Darwin'schen Capitel in Bezug auf die Thierwelt enthalten.

Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen:

I. Die Principien und die allgemeinen Phänomene der Verbreitung.
II. Ueber die Verbreitung der ausgestorbenen Säugethiere.
III. Zoologische Geographie: Eine Uebersicht der hauptsächlichsten Formen des Thierlebens in verschiedenen Regionen und Subregionen und die Beweise, welche sie für geographische Veränderungen liefern.
IV. Geographische Zoologie: Eine systematische Skizze der hauptsächlichsten Familien der Landthiere in ihren geographischen Beziehungen.

Die erste Abtheilung behandelt die Mittel der Verbreitung und die Wanderungen der Thiere, den Einfluß des Zustandes und der Veränderungen der Erdoberfläche auf die geographische Verbreitung, die Eintheilung der Erde in zoologische Regionen und die Classification der Thiere in ihrer Beziehung zu dem Studium der geographischen Verbreitung.

Die Säugethiere sind verschieden begabt, sich über die Erde zu verbreiten. Für viele ist das Klima oder die vom Klima abhängige Veränderung der Vegetation eine wesentliche Schranke; allein da das Klima sich verändert, so verändert sich mit

demselben die Verbreitung der Thiere. Bergketten und Wüsten, Sümpfe, Thäler, Flüsse und Meeresarme sind als Barrièren anzusehen, über welche viele Säugethiere absolut nicht oder nur in seltenen Fällen wegsetzen können. Dagegen bieten Treibeis und Treibholz einen Vorschub für die Verbreitung derselben und sie sind wirksamer, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Man muß nur im Gedächtniß behalten, wie selten das Ereigniß, daß ein Thierpaar oder ein trächtiges Weibchen in ein neues Gebiet verschlagen wird, einzutreten braucht, um dieses sehr schnell unter günstigen Umständen mit der Art zu übervölkern. Fledermäuse und Seesäugethiere (Wale, Seehunde ꝛc.) allein unter den Säugethieren besitzen bedeutendere Mittel, sich über weite Strecken zu verbreiten, und wenn man daher von diesen absieht, so können die Säugethiere im Allgemeinen am besten leiten, um die Principien zu eruiren, nach denen die Verbreitung vor sich ging.

Man könnte a priori meinen, daß die Vögel sich frei überall hin zu bewegen vermöchten, und daß sie sich daher in ganz anderer Weise unter einander vermischen könnten, wie die Säugethiere; allein das ist nicht der Fall. Eine weltweite Verbreitung haben nur sehr wenige von ihnen, und die meisten sind nicht nur etwa durch die großen Oceane, sondern selbst schon durch weniger ausgedehnte Meere am Verhausen gehindert; sie sind an eine Waldregion, an das Hochplateau, an die Ebene u. s. w. fast ebenso gebunden, wie die Säugethiere, und ihr Verbreitungsbezirk begränzt sich durch diese Verhältnisse fast ebenso scharf. Bei den Vögeln tritt das interessante Phänomen des Wanderns in hervorragender Weise auf. „Man könnte es wol auffassen," sagt Wallace, „als die Uebertreibung einer Gewohnheit, welche alle sich bewegenden Thiere besitzen, nämlich der Gewohnheit, umherzuschwärmen, um Wohnung zu suchen. Diese Gewohnheit wird bei den Vierfüßern sehr eingeschränkt in Folge ihrer Unfähigkeit, das Meer zu überschreiten, oder auch nur gut bebaute Thäler, in Ländern wie Europa, zu passiren; aber die Fähigkeit zu fliegen setzt die Vögel in den Stand, über jede Art von Land und selbst über mäßige Meeresausdehnungen hinwegzuschreiten; und da sie meistens des Nachts reisen und hoch in den Lüften ziehen, so kann man ihre Bewegungen schwer beobachten und hält sie daher für räthselhafter, als sie es sind. ..... Als typisches Beispiel eines Wandervogels sei die Nachtigall gewählt. Während des Winters bewohnt sie fast ganz Nordafrika, Kleinasien und das Jordanthal. Früh im April geht sie an drei verschiedenen Stellen nach Europa hinüber und verbreitet sich über Frankreich, England, Dänemark und den Süden von Schweden, welchen sie Anfang Mai erreicht. Sie geht nicht nach der Bretagne, nicht nach den Inseln des Canals oder nach dem westlichen Theile Englands, sie besucht Wales nie, mit Ausnahme des äußersten Südens von Glamorganshire und geht selten weiter nördlich als Yorkshire. Sie verbreitet sich über Central-Europa, durch Oesterreich und Ungarn nach Südrußland und den wärmeren Theilen Sibiriens, dessen ungeachtet aber brütet sie im Jordanthal, so daß es an einigen Orten nur der Ueberschuß der Bevölkerung ist, welcher wandert. Im August und September kehren alle, welche es können, in ihre Winterquartiere zurück.

Wandern dieser Art datirt wahrscheinlich mindestens bis zu der Periode zurück, wo es noch zusammenhängendes Land auf der Route gab, welche jetzt passirt wird; und es ist eine gedankenanregende, bekannte Thatsache, daß diese Landverbindung in neuerlichen geologischen Zeiten noch bestanden hat. England war während oder wahrscheinlich vor der Eiszeit mit dem Continente verbunden, und sowol Gibraltar, als auch Sicilien und Malta waren ebenfalls in neuerer Zeit mit Afrika vereinigt, wie die fossilen Elephanten und andere große Säugethiere beweisen, welche man in den Höhlen dieser Gegenden findet, wie ferner das verhältnißmäßig seichte Wasser in diesem Theile des mittelländischen Meeres zeigt, während das übrige von oceanischer Tiefe ist, und wie endlich die große Anzahl von identischen Landthieren darthut, welche noch an den sich gegenüberliegenden Ufern des mittelländischen Meeres wohnen. Die Unterwassersetzung dieser zwei Landzüge (welche vielleicht von bedeutender Aus-

dehnung gewesen sind) ist gewiß langsam vor sich gegangen, und man konnte die Veränderung, welche von Jahr zu Jahr Platz griff, vielleicht kaum bemerken. Es ist daher leicht verständlich, wie eine Wanderung, welche einmal über zusammenhängende Landstrecken vor sich ging, sich zuerst über Lagunen und Sümpfe, dann über einen engen Kanal und schließlich über ein beträchtliches Meer erhalten konnte, ohne daß irgend eine Generation von Vögeln überhaupt eine Veränderung auf der Route bemerkt hat."

Während einerseits ein „Instinct" des Wanderns vorhanden zu sein scheint, der aus der Gewohnheit entstanden sein könnte, auf Nahrungssuche auszugehen, lassen sich doch andererseits nicht alle Erscheinungen aus einem solchen hypothetischen Triebe erklären. Es muß außerdem ein Localsinn sehr stark ausgebildet sein, denn würden die Vögel in jedem Jahre auf's Gerathewohl hinwandern, wohin gerade der Weg führt, so würden wahrscheinlich alle bald umkommen. Ferner verlangt die Thatsache Erklärung, daß oft die alten Vögel zuerst wandern und die Jungen zurücklassen, die dann einige Zeit darauf folgen, aber nicht so weit wandern, wie die Eltern. Das widerspricht einem Instincte. Die Jungen scheinen nur den letzten Nachzüglern zu folgen, sie wandern mehr auf's Gerathewohl, und die Meisten kommen um. Das ist bewiesen durch die Thatsache, daß im Frühjahr in der Regel nicht mehr Vögel zurückkommen, als im vorigen Frühjahr, während doch im Herbste zwei oder drei Mal soviel abzogen. Nur jene Jungen, welche zurückkehren, haben Erfahrung gesammelt und gehen im nächsten Jahre mit den Alten. Also hier ist weiter kein „Instinct" von Nöthen. Zu Gunsten des „Instinctes" spricht jedoch die Aufregung und Lebhaftigkeit gefangener Vögel zur Zeit des Wanderns. Wallace nennt das „sociale Erregtheit" und meint, diese müsse sich vererben; denn alle, die sie nicht haben, kommen um aus Nahrungsmangel, und die natürliche Zuchtwahl erhält daher die, welche sie haben.

Abgesehen von den Seeschildkröten und Seeschlangen sind die Reptilien und Amphibien ebenso an der Ausbreitung gehindert wie die Säugethiere. Schlangen hängen sehr vom Klima ab und gehen nicht höher als 6000' auf den Alpen; sie durchschwimmen Flüsse, aber das Meer bildet eine Barrière. Eidechsen scheinen im Eizustande das Meer passiren zu können, denn man findet viele Inseln von ihnen bewohnt, auf denen es weder Säugethiere noch Schlangen gibt.

Süßwasserfische werden durch Stürme und Wirbelwinde gelegentlich verbreitet, welche sie in die Höhe führen und weit entfernt wieder niederlegen; doch häufiger dürften Fischeier zufällig von Wasservögeln weit über Land und Meer transportirt werden. Seefische werden durch die verschiedenen Temperaturen der Oceane innerhalb gewisser Grenzen gehalten, wie auch durch die verschiedenen Tiefen derselben.

Mollusken werden ebenfalls vielfach von Wasser- und Schwimmvögeln, die vorwiegend Wandervögel sind, im Eizustande oder als Junge verbreitet. Landschnecken haben eine ungemeine Lebenszähigkeit. „Eine egyptische Wüstenschnecke kam in's Leben zurück, nachdem sie vier Jahre lang an einem Täfelchen im Britischen Museum in London festgeleimt gewesen war!" Auch widerstehen sie bis zu einem gewissen Grade dem Einflusse des Seewassers und können daher in Ritzen von Treibholz u. dgl. verbreitet werden. Wenn nur einmal in tausend Jahren ein einziger Vogel zwei oder drei kleine Schnecken auf eine entfernte Insel bringt, so würde das genügen, um sie mit einer großen und verschiedenartigen Bevölkerung von Landschnecken anzufüllen.

Insecten sind sehr abhängig von bestimmten Pflanzenarten, oder z. B. von saftiger vegetabilischer Nahrung das ganze Jahr hindurch und deshalb auf die Tropen beschränkt; einige sind auf Wüsten, andere auf Wälder u. s. w. angewiesen, noch andere von bestimmten anderen Insecten abhängig; daher die vielen auffallenden Beispiele von strenger Localisation bei den Insecten. Doch sind auf der anderen Seite die Mittel zur Verbreitung sehr groß: Winde und Stürme, das natürliche Flug-

vermögen, schwimmendes Holz und Früchte, die große Lebenszähigkeit vieler; daher der enorme Verbreitungsbezirk vieler Gruppen.

Doch nicht nur der vorhandene Zustand der Erdoberfläche ist von Einfluß auf die gegenwärtige Verbreitung der Thiere, sondern ebensosehr, oder mehr noch, die früheren Veränderungen, welche diese Erdoberfläche durchgemacht hat. So steht jetzt fest, daß ein großer Theil der Sahara vor nicht sehr langer Zeit noch unter Wasser gestanden hat, die dort gefundenen Meermuscheln beweisen es; ebenso muß sich das Niveau des mittelländischen Meeres geändert haben, denn in Malta findet man fossile Elephanten, und diese können wild nicht auf so kleinem Areale gelebt haben. „In Wales fand man Meermuscheln lebender Arten in einer Höhe von 1300 Fuß und in Sardinien hat man Beweise einer Hebung von 300 Fuß innerhalb der historischen Zeit u. A. m." So zwingen zoologische Thatsachen, d. h. Identität von Arten an der West- und Ostseite der Landenge von Panama, zu der Annahme, daß früher atlantischer und stiller Ocean mit einander in Verbindung gestanden haben. Im Großen hat die Eiszeit mit den sie begleitenden Niveauveränderungen die Verbreitung der Thiere stark beeinflußt, und wird sie noch fortwährend von den Veränderungen in der Vegetation beeinflußt, die vom Klima und anderen Umständen abhängig sind.

In Bezug auf die Eintheilung der Erde in zoologische Regionen hatte Wallace einen nennenswerthen Vorläufer in Dr. Sclater, welcher bereits im Jahre 1857 eine solche vorschlug. Diese wurde auch, trotzdem ihr Urheber selbst sie abgeändert hat, von Wallace adoptirt, und er sucht zu zeigen, daß alle anderen Vorschläge nicht annehmbar sind. Seine Eintheilung ist eine in sechs Regionen, von denen jede wieder vier Subregionen zählt, und zwar:

1) Die palaearktische Region mit der europäischen, mittelländischen, sibirischen und mandschurischen Subregion.
2) Die äthiopische Region mit der ostafrikanischen, westafrikanischen, südafrikanischen und madagasischen Subregion.
3) Die orientalische Region mit der hindostanischen, ceylonesischen, indochinesischen und indomalayischen Subregion.
4) Die australische Region mit der australomalayischen, australischen, polynesischen und neuseeländischen Subregion.
5) Die neotropische Region mit der südlich gemäßigten amerikanischen, brasilianischen, tropisch nordamerikanischen und antillischen Subregion.
6) Die nearktische Region mit der californischen, der Felsengebirgs-, der östlichen vereinigten Staaten- und der canadischen Subregion.

Diese Eintheilung wird vortrefflich durch eine Karte im Buntdruck, auf welcher die verschiedenen Tiefen der Oceane durch fünf verschiedene Schattirungen in Blau wiedergegeben sind, illustrirt.

In Betreff der Classification der Säugethiere, Reptilien, Amphibien und Fische lehnt Wallace sich an die modernen Autoritäten der einzelnen Gruppen; bei den Vögeln befolgt er seine eigene Eintheilung. Aus vielen Gründen beschränkt er sich bei den Insecten auf 16 Familien von Schmetterlingen und auf 6 Familien von Käfern und zieht außerdem nur noch die Mollusken in das Bereich seiner Untersuchung.

Daß die gegenwärtige Verbreitung der Thiere im engsten Zusammenhange steht mit der früheren Verbreitung, wie sie uns in Versteinerungen aufbewahrt ist, wurde schon gesagt und ist auch seit lange im Allgemeinen erkannt; allein in dem vorliegenden Werke wird zum ersten Male thatsächlich eingehend und analysirend die ausgestorbene und die lebende Fauna jedes Landes nebeneinander gestellt, verglichen, und der Versuch gemacht, zu ergründen, wo die Thiere, welche jetzt für irgend eine Region oder Subregion charakteristisch sind, ihren Ursprung fanden. Um diesen Vergleich anstellen und Schlußfolgerungen ziehen zu können, war eine Uebersicht unserer Kenntniß der ausgestorbenen Thiere der Erde nöthig, und diese ist in der zweiten

Abtheilung des Werkes gegeben. Die Einsicht, welche uns dieser Ueberblick unter Anderem verschafft, ist diese, „daß wir in einer zoologisch verarmten Welt leben, aus welcher alle die ungeheuersten, wildesten und seltsamsten Formen neuerdings verschwunden sind, und diese Welt," meint Wallace, „ist für uns zweifellos eine viel bessere, seitdem sie gingen. Doch ist dieses plötzliche Aussterben so vieler großer Säugethiere, nicht etwa nur an einem Platze, sondern über die Hälfte der Landoberfläche der Erde hin, sicherlich eine wunderbare Thatsache, auf welche man kaum genügendes Gewicht gelegt hat. Wir müssen daher glauben, daß irgend eine physische Ursache im Spiele gewesen ist, welche diese große Veränderung bewirkt hat; und es muß eine Ursache gewesen sein, welche fast gleichzeitig über große Theile der Erdoberfläche hin gewirkt hat, und welche, wenigstens so weit es die Tertiärperiode betrifft, einen exceptionellen Charakter hatte. Eine solche Ursache existirt in der großen und neuerlichen physischen Veränderung, die man als die „„Eiszeit"" kennt."

Die dritte und Hauptabtheilung des Werkes, „Zoologische Geographie" betitelt, handelt die sechs zoogeographischen und vierundzwanzig Subregionen nacheinander ab, indem detaillirter Bericht darüber gegeben wird, welche Familien und Gattungen von Thieren in jeder vorkommen. Auf die Arten zurückzugehen, war für's Erste ganz unmöglich, außer in einigen speciellen Fällen, wo sie zu Beweisen das inductive Material abzugeben hatten; sonst wäre das Werk doppelt oder dreifach so stark ausgefallen, und bei der heutzutage noch herrschenden Unsicherheit darüber, was eine „Art" zu nennen sei, bei der Verschiedenheit der Ansichten, denen die Naturforscher in Bezug auf diese Frage noch huldigen, war das weise gehandelt. Hinsichtlich der Gattungen und Familien sind die Ansichten, wenn auch noch sehr, doch nicht in dem Maße auseinandergehend, wie hinsichtlich der „Arten".

Der relative Reichthum der sechs Regionen an Familien und Gattungen stellt sich folgendermaßen:

Palaearktische	Region	136	Familien,	davon	3	ihr eigenthümlich	angehörig,
Aethiopische	„	174	„	„	22	„ „	„
Orientalische	„	164	„	„	12	„ „	„
Australische	„	141	„	„	30	„ „	„
Neotropische	„	168	„	„	44	„ „	„
Nearktische	„	122	„	„	12	„ „	„
Palaearktische	Region	100	Gattungen Säugethiere,		35	ihr eigenthümlich	angehörig,
Aethiopische	„	140	„	„	90	„ „	„
Orientalische	„	118	„	„	54	„ „	„
Australische	„	72	„	„	44	„ „	„
Neotropische	„	130	„	„	103	„ „	„
Nearktische	„	74	„	„	24	„ „	„
Palaearktische	Region	174	Gattungen Vögel,		57	ihr eigenthümlich	angehörig,
Aethiopische	„	294	„	„	179	„ „	„
Orientalische	„	340	„	„	165	„ „	„
Australische	„	298	„	„	189	„ „	„
Neotropische	„	683	„	„	576	„ „	„
Nearktische	„	169	„	„	52	„ „	„

Jede der sechs Regionen ist durch eine geographische Karte in Farbendruck illustrirt, welche die Bodenerhebung in sechs verschiedenen Stufen zeigt, und zugleich durch scharf von einander abstechende Töne das Weideland, den Wald und die Wüsten bezeichnet. Diese Karten sind sehr instructiv und ihre Ausführung ist meisterhaft. Ferner dienen als willkommene und besonders einem größeren Leserkreise gewiß nützliche Beilagen zwanzig in Holzschnitt ausgeführte Illustrationen, auf denen die für die meisten der Subregionen besonders charakteristischen Säugethiere und Vögel dargestellt sind, um so auf einen Blick gewisse typische Formen vorzuführen, deren Vorkommen an Ort und Stelle das Studium des Textes zwar ergibt,

allein nicht so mühelos vor Augen führt. Den Schluß jeden Abschnittes, den naturgemäß jede Region darbietet, bilden „Tabellen der Verbreitung" und zwar 1) eine Tabelle, welche die Familien von Thieren aufführt, die die Region bewohnen, und 2) eine Tabelle, welche eine Liste der Gattungen von Landsäugethieren und Vögeln enthält, die die Region bewohnen, mit jedesmaliger namentlicher Bezeichnung der Subregionen, in welchen sie vorkommen.

Einige Schlüsse, zu denen diese Betrachtungen führen, ließen sich füglich folgendermaßen zusammenfassen:

Auf dem Areal der großen Landmassen der nördlichen Hemisphäre haben sich die höheren Lebeformen entwickelt. Wir finden in den Tertiärformationen Europa's, Asiens und Nordamerika's eine zusammenhängende Aufeinanderfolge von Wirbelthierformen, welche alle höchsten Typen, lebende und fossile, einschließen; nicht nur solcher, welche jetzt auf der nördlichen Hemisphäre leben, sondern auch, wenn wir weiter zurückgehen, die Vorfahrenformen jener Typen, welche jetzt entweder auf die Landmassen der nördlichen Hemisphäre beschränkt oder für sie speciell charakteristisch sind. In der südlichen Hemisphäre scheinen drei sehr alte, aber veränderliche, große, dem jetzigen Australien, Südafrika und Südamerika entsprechende und stets von einander getrennte Landmassen gewesen zu sein, welche zeitweilig mit dem nördlichen Ländercomplex an verschiedenen Stellen in Verbindung standen und in die hinein dann Wellen auf Wellen von Leben flossen. „Australien scheint nur *eine* solche Vereinigung erlitten zu haben, vielleicht während des mittleren oder letzten Theiles der Secundärepoche, als es die Vorfahren seiner Schnabel- und Beutelthiere erhielt, welche es seitdem in einer großen Mannigfaltigkeit von Formen entwickelt hat. Die südafrikanischen und südamerikanischen Länder auf der anderen Seite scheinen je mehrere auf einander folgende Vereinigungen und Trennungen erlitten zu haben, die zuerst das Eindringen von nur niedrigen Formen (Zahnlücker, Insectenfresser und Halbaffen) gestatteten, dann das von Nagern und kleinen Fleischfressern und schließlich das der höheren Typen der Vierhänder, der reißenden Thiere und der Huftiere."

Die nördliche Hemisphäre scheint während der ganzen Tertiärzeit in einen östlichen und westlichen Continent getheilt gewesen zu sein (palaearktische und nearktische Region), wie besonders Eocän- und Miocän-Floren und -Faunen beweisen. Jedoch lagen sie sich gegen Norden zu nahe und waren auch zeitweilig dort vereint, so daß eine Auswechselung der Lebeformen stattfinden konnte und stattgefunden hat. Die palaearktische Region umfaßte früher auch einen Theil der jetzigen orientalischen Region. Die Trennung fand statt durch die Erhebung des thibetanischen Plateau's und des Himalaya und durch die folgende Eiszeit, so daß sich ein tropischer Theil abgrenzte, der noch jetzt jene Formen in geringster Abänderung enthält, welche einst ganz Asien und Europa bevölkerten. Die äthiopische Region ist später mit höheren Typen aus den alten palaearktischen und orientalischen Ländern so überlaufen worden, daß sie jetzt mit der orientalischen Region in ihrer Repräsentation der alten Fauna des großen nördlichen Continentes rivalisirt oder sie selbst übertrifft. Ein Ueberrest jener früheren Fauna der äthiopischen Region bietet sich in Madagaskar, wahrscheinlich ein Theil eines früheren östlichen Ausläufers derselben. Wallace tritt der Annahme eines hypothetischen Landes im jetzigen indischen Ocean, „Lemuria", nicht bei und begründet diese seine Ansicht.

Die neotropische Region hat aufeinanderfolgende Einfälle von Typen aus dem Norden erlitten, welche sich jetzt in verschiedenen Graden mit ihren niedrigen Formen vermischen. In einer frühen Periode muß sie eine niedrige Form von Affen erhalten haben, welche sich in die beiden eigenthümlichen Familien der amerikanischen Affen entwickelte, während ihre Lamas, Tapire, Hirsche und Pekaris zu einer späteren Zeit eintrafen, und ihre Opossums und ausgestorbenen Pferde wahrscheinlich mit am spätesten.

Die australische Region blieb isolirt und bietet daher die Entwickelung eines

ursprünglichen Typus der Säugethiere dar; sie ist in dieser Beziehung einzig unter allen großen Regionen der Erde.

Die vierte und letzte große Abtheilung des Werkes ist „Geographische Zoologie" betitelt, und bezeichnet der Autor es selbst als „ein Buch zum Nachschlagen, in welchem die Verbreitung aller Familien und der meisten Gattungen der höheren Thiere in systematischer Ordnung gegeben wird", und von dem Ganzen sagt er: „Denen, welche sich mehr für Thatsachen als für Theorien interessiren, wird es als eine Art Dictionair der Geographie und der Verwandtschaften der Thiere dienen. An der Hand der sehr ausführlichen Register kann man die Heimath, die systematische Stellung und die numerische Ausdehnung jeder wichtigen und gut feststehenden Gattung von Landthieren sofort auffinden — eine Information, welche jetzt durch Hunderte von Bänden zerstreut ist."

Der Mensch ist mit Absicht nicht in das Bereich der Untersuchung gezogen worden; für ihn kommen so viele andere Principien und Gesichtspunkte in Frage, welche für sich eine so eingehende Behandlung erfordern, daß seine Verbreitung über die Erde sich nicht in den Rahmen der Arbeit schickte. Hoffen wir, daß der Verfasser seinen Scharfsinn auch baldigst an diesem Problem erprobe, denn wenn es auch nicht rein naturwissenschaftlich anthropologisch zu behandeln ist, um gelöst zu werden, so wäre gerade diese einseitige Betrachtung aus der Feder eines Wallace ersprießlich, um die verwickelten, hier zu besprechenden Fragen in ein scharfes Licht zu stellen und die Lücken bloßzulegen, welche die naturwissenschaftliche Betrachtung läßt, um sie der linguistischen und ethnologischen zu überliefern.

Dieses Referat über das hervorragende neue Werk des Miterfinders der „Darwin'schen Theorie" soll und kann nur im Großen und Ganzen auf den Gang des Buches und die zu lösenden und zum Theil gelösten Probleme aufmerksam machen; es hat die Fülle von Einzelfragen, von denen es voll ist, mit keinem Worte berührt, wie, um nur Einiges zu nennen: die Frage nach der Weise der Bevölkerung oceanischer Inseln, nach dem Zusammenhang der Kargheit der Insecten in Neuseeland mit der Duft- und Farblosigkeit der Blumen dort, die Erklärung der Eigenthümlichkeiten der Faunen von Madagaskar, Celebes, Neuguinea u. A. m.

Es sollte auch das Lesen und Studiren des Werkes in keiner Weise überflüssig machen, im Gegentheil nur dazu anregen und die Bedeutung desselben hervorheben. Einen solchen Fleiß in der Sammlung des Materials, eine so scharfe Analyse der Thatsachen, die Klarheit und Schärfe des Vortrags und der Schlußfolgerungen, welche wir in demselben finden, hätte kaum ein anderer Forscher in derselben umfassenden Weise aufbieten können. Wir sind daher dem Verfasser zu Danke verschuldet für ein Werk, welches in seiner Art den ersten der Zeit beizuzählen ist, und stimmen seiner Schlußapostrophe bei, in welcher er sagt: „Ich wage den Gedanken auszusprechen, daß Naturforscher, welche geneigt sind, von dem betretenen Pfade der Untersuchung abzugehen, auf dem hier angedeuteten Wege des Studiums neue und interessante Aufgaben finden werden, die an Reiz den luftigen Höhen der transcendentalen Anatomie oder dem verwirrenden Gedränge moderner Classification nicht nachstehen. Und es ist ein Studium, welches sie sicherlich zu einer bedeutenderen Schätzung der Schönheit und Harmonie der Natur führen wird und zu einem volleren Verständniß der complicirten Beziehungen und wechselseitigen Abhängigkeit, welche alle thierischen und pflanzlichen Formen mit der sich immer verändernden Erde, die sie erhält, zu einem großen organischen Ganzen zusammenzuknüpfen." A. B. Meyer.

Die Vorgeschichte des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs.

Wien, im September 1876.

Der neue Ausgleich des Jahres 1876 ist der erste Sprößling des im Jahre 1867 zwischen Oesterreich und Ungarn geschlossenen Ausgleichs. Er ähnelt seinem Stammvater in vielen Stücken, und wie dieser wird auch er nicht von der Gunst der öffentlichen Meinung getragen. Es ist immer ein mißlich Ding um derlei Verträge, die mehr dem Zwang der Lage als angeborner Neigung entspringen. Der Oesterreicher der gegenwärtigen Generation träumt immer noch von einer einheitlichen Monarchie, in der er dem Königreiche Ungarn keine höhere Rolle anzuweisen geneigt ist, als irgend einem anderen Kronlande, Böhmen oder Mähren etwa. Der in den Traditionen seiner uralten Verfassung auferzogene Magyare kann sich dagegen sein Vaterland nicht anders, denn als unabhängigen Staat denken, ganz auf sich allein gestellt und mit allen möglichen Freiheiten ausgestattet, vor Allem aber, so liegt es im Sinne der sogenannten Achtundvierziger Partei, mit der Freiheit, keine oder nur möglichst geringe Steuern zu zahlen. Zwischen diesen beiden Traditionen und keiner von ihnen entsprechend wurde der Pact von 1867 aufgerichtet, der in Oesterreich den Dualismus geschaffen und damit eine Staatsform creirt hat, die, von ihrer Ersprießlichkeit ganz abgesehen, noch zu neu, zu jung ist, um schon zahlreiche Anhänger zu haben. Es lebt in Oesterreich noch ein sehr starker Patriotismus, der auf die schwarzgelbe Fahne schwört. Die Begeisterung der Ungarn für ihr Vaterland ist eine durch die Geschichte tausendfach beglaubigte Thatsache. Wo aber gedeiht der österreichisch-ungarische Patriotismus, der mit seiner Liebe und Anhänglichkeit das ganze moderne Staatengebilde, so Oesterreich-Ungarn getauft ist, umfaßt? Wo? Durch die 1867er Gesetze hat die Monarchie gemeinsame Angelegenheiten und gemeinsame Minister erhalten, aber es ist noch nicht gelungen, diese Gemeinsamkeit auch in die Herzen der Staatsbürger zu tragen. Darum fühlen sie sich noch immer nicht als Bürger eines Gemeinwesens, und bei dem ersten besten Anlasse künden sie einander die Freundschaft und erklären, es erinnert nur zu sehr an die Kinder, nicht länger mitspielen zu wollen. Hat doch selbst ein Minister der einen Reichshälfte, einer Derjenigen also, die berufen sind, der neuen Organisation Leben und Gestalt zu geben, in einem parlamentarischen Club die ebenso interessante wie seltsame Aeußerung gethan, man wisse allgemein, daß er kein Freund des im Jahre 1867 geschlossenen Ausgleichs sei und daß er ihn damals nur acceptirt habe, weil vorher die Schlacht bei Königgrätz verloren worden; worauf dann allerdings und mit gutem Rechte erwidert worden, es sei die Pflicht und Schuldigkeit des Ministers, sich mit dem Ausgleich zu befreunden oder, falls er seine Abneigung nicht bemeistern könnte, sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Nach mannigfachen Fehlern und Unterlassungen wurde 1867 der erste Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn vereinbart. Das einmüthige Ungarn stand dazumal dem in den Staub getretenen Oesterreich gegenüber, und die Situation drängte beide Theile zu einem Compromiß, mit dem nachher beide Theile sich unzufrieden erklärten. Es ist immerhin noch tröstlich, daß für die politischen Beziehungen eine stete, unabänderliche Grundlage geschaffen worden, an der zu rütteln nicht leicht, ja fast unmöglich ist. Die Existenz gemeinsamer Angelegenheiten, vor Allem der gemeinschaftlichen Armee und der gemeinschaftlichen Vertretung nach Außen, sowie die Art, wie

diese Angelegenheiten constitutionell zu ordnen, sind ein für alle Mal gesetzlich festgestellt. Der politische Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn ist demgemäß endgültig abgeschlossen und wenn gegenwärtig neue Verhandlungen auf dem Tapet sind, welche mitunter die alte Monarchie in allen Fugen erzittern machen, so haben dieselben ausschließlich die materiellen Beziehungen der Reichshälften, denen von vornherein ein variabler Charakter gegeben wurde, zur Grundlage. Es ist unmöglich, so sagte man anno 1867, den wirthschaftlichen Bedingungen der materiellen Entwicklung zweier Staaten von vornherein eine feste, unabänderliche Form zu geben, sie gleichsam in ein Prokrustesbett zu zwängen. Diese Ansicht hat heute keine Geltung mehr, mindestens auf österreichischer Seite nicht. Die Erfahrung hat uns die Verwirrungen und Erschütterungen, die im Gefolge des variablen Ausgleichs und der dadurch von Zeit zu Zeit nothwendig werdenden neuen Verhandlungen vor Augen geführt und uns vor deren zu häufigen Wiederkehr bangen gemacht. Als eine erstaunliche Naivetät klingt es uns heute, daß die österreichische Ausgleichs-Deputation des Jahres 1867, in deren Mitte sich Männer wie Herbst, Kaiserfeld und Brestl befanden, den ungarischen Vorschlag auf eine nur zehnjährige Dauer des finanziellen Ausgleichs ohne Widerrede acceptirten mit der simplen Motivirung, daß „kein Grund vorhanden, welcher die Annahme eines anderen Zeitraumes für wünschenswerth erscheinen ließ". Gegenwärtig sieht man der Gründe hierfür genug, aber als das österreichische Ministerium nunmehr dem neu abzuschließenden Vertrag eine Frist von 25 Jahren gewähren wollte, da waren es die Ungarn, die sich mit aller Vehemenz dagegen erklärten. Sie wissen wol, warum. Die finanzielle Auseinandersetzung des Jahres 1867 hat beide Reichstheile zu dem Bewußtsein der schweren Opfer gebracht, die sie der Gesammtmonarchie zu leisten verpflichtet sind. Die österreichische Deputation erkannte wol, daß die Bestimmungen über das Beitragsverhältniß zu den Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten, die das bekannte Verhältniß von 70 zu 30 statuirten, „als nahezu der Leistungsfähigkeit der beiden Reichshälften entsprechend angesehen werden können"; sie fühlte sich jedoch bedrückt durch die Abmachungen über die Staatsschuld, die — nebenbei bemerkt, in fixer, unabänderlicher Weise — den unverhältnißmäßig größeren Theil der Last auf unsere Schultern wälzte. Wie die österreichische Deputation, so hat auch die ungarische die finanziellen Abmachungen nur widerwillig acceptirt. Wenn sie es that, so geschah es, wie sie sich ausdrückte, „in Anhoffnung dessen, daß die materielle Kraft und Wohlfahrt des Landes im Laufe der zehn Jahre, für welche die Beitragsquote bestimmt wird, zufolge der wiedererlangten Selbstverwaltung sich heben würde". Wie wenig diese „Anhoffnung" sich verwirklicht, ist nur zu bekannt. Die Expansion der staatlichen Bedürfnisse überschritt das wirthschaftliche Wachsthum des Landes, und der fatale Kostenpunkt machte sich früh in grausamer Weise geltend. Es fehlte die Ruhe und Einsicht zu dem beschämenden Geständniß, daß die übereilte Organisation die Hauptursache der eingetretenen wirthschaftlichen Calamitäten sei: es wurde vielmehr Gewohnheit, die Schuld für die schweren Beeinträchtigungen, welche der Handel, die Industrie, die Finanzen, der Credit Ungarns erlebten, ganz und gar den „übereilten wirthschaftlichen Vereinbarungen des Jahres 1867" zuzuschreiben, welche angeblich in wirthschaftlicher Beziehung Ungarn zum Contribuenten Oesterreichs gemacht hatten. Die Fusion, die im vorigen Frühjahre alle liberalen Parteien des Landes, auch diejenige, die bis dahin den Ausgleich perhorrescirt hatte, zusammenführte und den kühnsten, entschlossensten Mann des Parlaments: Koloman Tisza, an die Spitze der Regierung brachte, sollte in erster Reihe den Beruf haben, die finanziellen Schäden durch eine Correctur des Ausgleichs zu heilen. Die Revision des Zoll- und Handelsbündnisses war die erste Forderung, die das neue Ministerium erhob. Es mochte sich damals über die Natur seines Verlangens noch nicht vollkommen klar sein, wie das wol aus der Aeußerung eines der Minister hervorging, der im Gefühle seiner nationalökonomischen Unzulänglichkeit die ängstliche Aeußerung that, wie man denn die Antwort finden werde, wenn von Wien ein Hofrath nach Budapest kommen und hier allerlei Aufklärungen verlangen werde; aber nach und nach schärfte sich das wirthschaftliche

Verständniß, der Muth wuchs mit der Lust, und im Herbste des vorigen Jahres geschah das Unerwartete, daß Ungarn das Zoll- und Handelsbündniß mit Oesterreich, dessen Geltung sich normal noch bis zum letzten December des Jahres 1877 erstreckt hätte, in aller Form kündigte. Das Gesetz schreibt für einen solchen Fall vor, daß die Verhandlungen über die Vertragserneuerung ohne Verzug zu beginnen haben, und so sehen wir denn am Neujahrstage 1876 vier Mitglieder des österreichischen Ministeriums nach Budapest ziehen, um dort die Verständigung mit der ungarischen Regierung zu suchen.

Es war ein schwerer Weg, den Fürst Auersperg, Freiherr von Lasser, Freiherr von Pretis und R. v. Chlumetzky antraten, und schwer war ihnen dabei zu Muthe. Niemand in Oesterreich hielt die wirthschaftliche Trennung von Ungarn für etwas Wünschenswerthes; aber Niemand konnte geneigt sein, es der Regierung zu vergeben, wenn sie die Kosten der wirthschaftlichen Einheit ganz allein auf das Conto Cisleithaniens überwälzt hätte. Die Minister gingen nach Pest mit dem Gefühle, daß es „der Weg des Todes", des Ministertodes, den sie angetreten. Sie sahen einen glorreichen Sturz vor sich, wenn die Wahrung der wirthschaftlichen Interessen Cisleithaniens die Ursache ihres Falles werden sollte. In Wien, wo man die Abwechslung auf allen Gebieten so sehr liebt, war man so freundlich, den scheidenden Regierungsmännern Gerüchte von Ministerkrisen mit auf den Weg zu geben. Die Ungarn hörten dergleichen nicht ungern; nur *sie* hatten davon zu profitiren, wenn in der That, wie sie sich ausdrückten, der Auersperg von Kellersperg und der Pretis von Dem oder Jenem geholt worden wäre; allein sie waren doch klug genug, derartigen Gerüchten nicht viel zu trauen und sich in ihrer Art vorzusehen. Sie umgürteten ihr eigenes Ministerium mit einem Panzer von Vertrauen und suchten die Position desselben möglichst zu stärken, dadurch, daß sie sich ihm dicht an die Seite stellten. „Wir haben Vertrauen zu Deinen Plänen und Absichten! Wir beglückwünschen die Nation, welche einen Mann besitzt, wie Du es bist! Wir sind bereit, die Last Deiner Sorgen mit Dir zu theilen! Rechne auf uns!" In so überschwänglicher Weise apostrophirte der Obmann der liberalen Partei den Präsidenten des Ministeriums, als er am Neujahrstage an der Spitze einer Deputation bei demselben erschien, um ihm die Glückwünsche der Partei darzubringen. So stand das ungarische Ministerium da, getragen von dem unerschütterlichen Vertrauen des weitaus größten Theiles von Parlament und Bevölkerung, während das österreichische Cabinet auch diesmal, wie so oft vorher, auf sich allein angewiesen war, ja überdies noch sorgsam Wache halten mußte auf die sprungfertig auf der Lauer liegenden Ritter vom Kreuz und Schwert, die bereit schienen, sich der Streitfrage zu bemächtigen. Ein dieser Coterie nahestehender, als Publicist hervorragender und hochangesehener Mann erließ um jene Zeit an seine Gesinnungsgenossen den Ruf zur Action und legte ihnen an's Herz, sich nicht länger auf ihren Plätzen im Parlament vermissen zu lassen. „Wenn die Schranken zum Turnier aufgethan sind" — schrieb er — „ist es nur der Knappe, der, das Schwert in der Scheide und die Lanze bei Fuß, unthätig dem Kampfspiel zusieht — *kein Ritter!*"

Die ersten Pourparlers in Pest nahmen einen harmlosen Verlauf. Conferenzen, Visiten, Diners, das war Alles, was aus der ungarischen Hauptstadt über die wichtigen Unterhandlungen berichtet ward. Die Gegensätze mußten noch nicht hart an einander gerathen sein, da nach dem Schlusse der Conferenzen stets ein gemeinsames Mahl Freund und Feind vereinigte. Der Aufenthalt der Minister erweiterte sich auf fünf Tage. Am sechsten kehrten sie nach Wien zurück. Sie brachten wol nichts Definitives mit, aber sie waren noch im Besitze ihrer Portefeuilles, was an dem Tage, da sie von Wien abreisten, nicht als sicher angenommen wurde. Ein officiöses Comuniqué in den Journalen verkündete, daß die Verhandlungen vorläufig unterbrochen worden, daß aber der Verlauf derselben und der Geist gegenseitiger Billigkeit, der dabei hervorgetreten, die Hoffnung einer gedeihlichen Lösung ꝛc. ꝛc., wie das in dergleichen Mittheilungen, die mehr verbergen als enthüllen, so üblich ist.

Bisher und noch einige Wochen darüber hinaus war, so seltsam dies klingen mag, das Thema der Verhandlungen der dabei so nahe interessirten Bevölkerung ein vollständiges Geheimniß. Erst am 14. Januar ließ sich der österreichische Ministerpräsident, Fürst Auersperg, im Eifer der Rede hinreißen, einer Versammlung von Abgeordneten der Fortschrittspartei anzudeuten, um was es sich eigentlich handle. „Die Ungarn" — so sagte er in seiner kurz angebundenen Art — „wollen eine eigene Bank, die Restitution der Verzehrungssteuer und Concessionen in der Zollfrage. Wir aber wollen von all' dem nichts zugestehen und sind stark, weil wir uns in der Defensive befinden." Wer nicht einen geschult „dualistischen" Sinn hat, wird trotz dieser Andeutungen im Lapidarstyl das Wesen des Streites nicht recht verstehen. Was „Restitution" in dem hier gebrauchten Sinne bedeutet, das ist nur einem in den Irrgängen österreichisch-ungarischer Finanzpolitik bewanderten Steuerzahler klar. Sei es uns gestattet, diese Dinge gleich hier vorgreifend, sowie sie sich nachher aus dem Gange und Abschluß der Ausgleichsverhandlungen ergaben, ein wenig zu erörtern.

Was zunächst die Zollfrage betrifft, so waren und sind auf diesem Gebiete die von österreichischer Seite erhobenen Forderungen größer und weitreichender, als die ungarischen Wünsche. Hier war Wien die Offensive, Pest die Defensive zugefallen. Die hochschutzzöllnerische Bewegung hatte in Oesterreich weite Kreise ergriffen, in den wirthschaftlichen Verhältnissen neue Nahrung gefunden, und die österreichischen Minister fühlten das Bedürfniß, dem ungestümen Rufe nach Schutz der heimischen Industrie Rechnung zu tragen. Ein Schutzzöllner, dessen Zeugniß in Oesterreich von Geltung ist, Dr. Alexander Peez, bekannte in einer Wählerversammlung zu Reichenberg am 17. Mai, daß das Ministerium „sich dem Nothrufe einer Bevölkerung, deren Loyalität, deren Ernst und Arbeitstüchtigkeit über jeden Zweifel erhaben sind, nicht länger verschlossen und mindestens einen Theil der industriellen Forderungen in sein Programm aufgenommen und bei den Verhandlungen mit Ungarn vertreten hatte". — „Wenn nur der verwünschte Zoll nicht wäre" hatte Minister Lasser einmal in einer Versammlung des Fortschrittsclubs gesagt, mit Rücksicht darauf, daß auf diesem Gebiete Oesterreich von Ungarn so viel zu fordern hatte, wofür die transleithanischen Brüder auf anderem Felde eine Entschädigung beanspruchten. Die Ungarn waren in die Verhandlungen eingetreten, mit dem Vorhaben, das einheitliche Zollgebiet aufrecht zu erhalten; aber sie erklärten sogleich, daß die österreichischen Minister „sich in ihren Entschließungen nicht von jener hochschutzzöllnerischen Strömung beeinflussen lassen dürfen, die seit Monaten in Wien ihr Spiel getrieben und die allgemeinen Interessen der Monarchie zu Gunsten einer einzigen Erwerbsclasse confisciren möchte". Diese Erscheinung erklärt es denn auch, daß sich die Blicke der Handelswelt Deutschlands, wenn von dem Abschlusse des neuen Handelsvertrages zwischen Oesterreich und Deutschland die Rede war, mehr über die Leitha hinweg wendeten, und ein von fachmännischer Hand herrührender Artikel der „Schlesischen Presse" (Nr. 325 vom 10. Mai) erklärte es geradezu von Wichtigkeit, daß das deutsche Reich die Verhandlungen nicht pflege mit einem cisleithanischen Ministerium, sondern mit Vertretern der österreichisch-ungarischen Monarchie, so daß auch die ungarischen Interessen zur Geltung gebracht werden können.

Minder schwierig als die Zollfrage erscheint die zweite der schwebenden Angelegenheiten. Unter „Restitution" in dem hier gebräuchlichen Sinne, versteht man jene Steuerrückzahlung, die beim Exporte verzehrungssteuerpflichtiger Waaren, insbesondere des Zuckers und Spiritus, dem Producenten als eine Art Exportprämie gewährt wird. Der größte Theil dieses Exports, ja fast die Gesammtheit desselben, fällt auf das cisleithanische Gebiet, und die cisleithanischen Steuercassen haben somit die ursprünglich bei der Erzeugung gezahlten Steuern in Empfang genommen. Das 1867er Ausgleichsgesetz bestimmt aber, daß die Restitution aus der gemeinsamen Casse bestritten wird. An dieser hat Ungarn einen Antheil von 30 Procent. Es wird demgemäß Ungarn verhalten, an der Rückvergütung einer Steuer zu participiren, für die kein Aequivalent in seine Cassen geflossen ist. Diese Benachtheiligung Ungarns

hat in Folge der irrationellen Steuergesetzgebung im Laufe der letzten Jahre einen Umfang erreicht, an welchen zur Zeit, als der Ausgleich geschlossen wurde, Niemand ernstlich denken konnte, da die gesammten Restitutionen in dem Zeitraume von 1867 bis 1874 von 2,7 Millionen auf nahezu 8 Millionen gestiegen sind. Bei der Erneuerung des Ausgleichs forderten demgemäß die Ungarn einen anderen Modus der Regelung dieses für sie ungünstigen Verhältnisses.

Die Verzehrungssteuer anbelangend, forderte die ungarische Regierung eine Bonification dafür, daß eine Masse von Artikeln, für welche diese Steuer an die österreichischen Cassen entrichtet wurde, in Ungarn consumirt, daß also diese Steuer eigentlich von den ungarischen Consumenten getragen wird. An sich erscheint auch diese Forderung nicht ganz unberechtigt, und es zeigt von wenig Witz, wenn gerade dieser Punkt zum Anlaß genommen worden, gegen Ungarn den Vorwurf zu erheben, daß es ein Attentat auf den Säckel der österreichischen Steuerträger beabsichtige. In der Conferenz vom 21. April gaben die österreichischen Minister selbst zu, daß Ungarn bei der gegenwärtigen Handhabung der Verzehrungssteuer allerdings ziffermäßig benachtheiligt sei, und die „Neue freie Presse", ein Journal, das in der Wahrung österreichischer Interessen hinter keinem Blatte zurückstand, in der geschickten Vertheidigung dieser Interessen es allen anderen zuvorthat, sagte diesbezüglich in einer gründlichen Darlegung der betreffenden Verhältnisse, Nr. 4210 vom 16. Mai: „Es soll nicht bestritten werden, daß in Ungarn österreichisches Bier, österreichischer Zucker consumirt wird, und ebenso richtig ist es, daß das finanzielle Erträgniß von mit Verzehrungssteuern belegten Waaren nicht jenem Staate gebührt, wo diese Waare erzeugt wird, sondern jenem, wo sie zur Consumtion gelangt. Bestänben zwischen Oesterreich und Ungarn Zollschranken, so müßte ganz selbstverständlicherweise der österreichische Staatsschatz seinen Fabrikanten derartige Steuern beim Exporte nach Ungarn ebenso rückvergüten, wie dies beim Exporte über eine andere Zollgrenze der Fall ist, und der ungarische Staatsschatz würde dieselben Steuern in Form von Zöllen erheben. Wenn daher die Ungarn verlangen, daß diesbezüglich für sie derselbe Zustand hergestellt werde, wie er bei Vorhandensein der Zollschranken in Kraft bestände, so kann dieser Forderung, für sich betrachtet, die Berechtigung nicht abgesprochen werden." Für sich betrachtet! Allein die Frage der Verzehrungssteuer ist eben nur im Zusammenhange mit den anderen Punctationen des Ausgleichs zu beurtheilen. Sie hat keine Analogie mit der Restitutionsfrage, da sich in Anbetracht der Verzehrungssteuer seit 1867 nichts geändert hat, dieser Zustand vielmehr bei der Berechnung der Quote als Basis gedient hat und eine Aenderung hierin eine gleichzeitige Aenderung der Quote zur Folge haben müßte.

Endlich die Bankfrage. Ihre Lösung war das Ziel jahrelangen Strebens ungarischer Politiker. Sie gaben sich dem Wahne hin, daß die Trostlosigkeit der Creditverhältnisse in Ungarn in der Unzulänglichkeit des Creditgebers: der österreichischen Nationalbank, und nicht, wie es in Wahrheit der Fall ist, in den Creditnehmern ihre Ursache hat. Tisza, entschlossener und kühner als sein Vorgänger, wollte mit einem Male das Ideal der Nation, die politisch das Höchste vermag und vom Rechnen so gar Nichts versteht, verwirklichen und eine selbständige Bank schaffen. Enttäuschung auf Enttäuschung war sein Theil. Der ehemalige englische Finanzminister Lowe hatte sich wol dreimal erboten, eine ungarische Zettelbank mit englischem Gelde zu gründen. Finanzminister Szell wünschte von dem englischen Offerenten sichere Garantie, daß zwischen den Noten der ungarischen und österreichischen Bank eine Differenz nicht bestehen werde. Als der kluge Engländer eine derartige Garantie nicht gab, wurde das Offert abgelehnt. Hierauf wurde Ludwig Tisza, der Bruder des Ministerpräsidenten, von der ungarischen Regierung nach Paris gesandt, um zu sondiren, ob es vielleicht möglich wäre, eine französische Capitalistengruppe für die Etablirung einer ungarischen Bank aufzubringen. Ludwig Tisza hielt sich wochenlang in Paris auf, kehrte jedoch mit der Erfahrung heim, daß für die Errichtung einer ungarischen Notenbank französisches Geld nicht vorhanden sei. Da von Auswärts keine Hilfe kam, warf sich die

Regierung mit ihren Plänen auf Oesterreich. Sie erstrebte eine Bank, die mit Hilfe Oesterreichs gegründet, dabei aber unabhängig von Oesterreich sein sollte. Sie strebte die Lösung der Frage in einer Form an, welche die Gleichheit der Währung, die Gleichheit der Notenwerthe garantiren sollte. Diese Garantien sollten in der Art gewonnen werden, daß die ungarische Bank durch dasselbe Consortium, welches auch in Oesterreich das Bankprivilegium besitzt, gegründet, daß ferner die ungarische Bank bezüglich der Noten-Emission nach dem nämlichen Bedeckungsmodus wie die österreichische eingerichtet und nach den nämlichen Grundsätzen geleitet würde. Die freie Circulation der beiderseitigen Noten und ein Cartell zwischen den beiden Instituten hätte eine Vorbedingung dieses Projectes sein müssen, das unter dem Namen „die Cartell-Bank" zu Beginn der Ausgleichsverhandlungen auf dem Programme der ungarischen Forderungen stand.

Es bedurfte nicht erst der Kenntniß dieser Details, um die Abgeordneten des österreichischen Parlaments aufzuschrecken und zu lebhaften Agitationen zu veranlassen. Schon am 11. Januar ließ der Abgeordnete Neuwirth im Club der Linken den ersten Alarmruf ertönen und Professor Sueß secundirte ihm dabei auf das lebhafteste. Wir sehen nun plötzlich die parlamentarischen Kreise von einer Bewegung erfaßt, die, indem sie anfänglich blos der öffentlichen Stimmung Ausdruck gab, im weiteren Verlaufe sich so steigerte und zuspitzte, daß sie reflectirend wieder Stimmung machte und eine wahrhafte Kriegslust gegen Ungarn anfachte. Clubsitzung folgte auf Clubsitzung. Bei der Schwerfälligkeit der hier herrschenden Parteiorganisation bedurfte es tagelanger Discussionen, ehe sich die Clubs nur über eine gemeinsame Form der Action verständigten. Der Fortschrittsclub, kurz und resolut, wie es die Art der frischen Jugend, machte bündigen Proceß und lud die Minister vor. Sie erschienen, und Fürst Auersperg sprach dort jene Worte, die weiter oben citirt worden. Auch Lasser ließ sich hören und zwar in einem recht trübseligen Tone. Er sei bei den Ungarn nicht beliebt, äußerte er, und das Ministerium, das man ein halbsterbendes nenne, sei eigentlich ein „ganz sterben wollendes", welches der Partei gern sein „morituri te salutant" zurufen möchte. Die letztere Bemerkung wurde bei Hofe nicht gerade günstig vermerkt, die erstere wurde von den Ungarn ironisch zurückgewiesen, mit der feierlichen Versicherung, daß unter allen Geistern, die verneinen, ihnen der Lasser doch am wenigsten zur Last sei. Als ein neues Glied, das die Phalanx gegen Ungarn verstärkte, trat später auch das Herrenhaus ein, äußerst geheimnißvoll, aber sehr geräuschvoll. Schmerling und Leo Thun wurden bei dieser Action so oft neben einander genannt, daß selbst Diejenigen, die kurze Zeit vorher für einen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der die beiden erwähnten Namen in eine politische Verbindung gebracht hatte, nur ein Lächeln hatten, nunmehr besorgt die Köpfe zusammensteckten. In Ungarn hielt sich indessen Alles ruhig, und die dortigen Journale hatten nur Spott für die Wiener Bestrebungen. „Oesterreich — so höhnte der „Pester Lloyd" — hat sich in Kriegsbereitschaft gesetzt — gegen Ungarn. Die Parteien sind in Schlachtordnung aufgestellt, sie formiren ein Quarré, wie solches einer Husaren-Attaque gegenüber geboten ist; die Fortschrittspartei steht in der vordersten Reihe, die Zeitungen und die Minister in der Mitte, ganz nach den Regeln Bonapartischer Tactik." Uebertreibungen kamen dies- wie jenseits der Leitha genugsam vor. Diese Art des Accompagnements konnte begreiflichermaßen einer Ausgleichsverhandlung eben nicht zuträglich sein. Die mühselige und zeitverschwendende Methode, mit der man im Lager der österreichischen Verfassungspartei nach der Formel für die Vereinigung der Factoren suchte, die schweren Geburtswehen, mit denen der allgemeine Schlachtruf „Keine Mehrbelastung!" in eine parlamentarisch zulässige Resolution gebracht wurde, die sich täglich erneuernden Clubberathungen über dasselbe Thema — Alles das zusammen konnte unmöglich einen imponirenden Eindruck hervorbringen, und die Ungarn mochten daraus höchstens unsere Schwäche, nicht unsere Einigkeit erkennen. Dr. Herbst selbst hat dies wol am stärksten empfunden, und er bereitete der oratorischen Campagne gegen Ungarn

ein Ende, indem er erklärte, es sei überflüssig, in dieser Angelegenheit noch viele Worte zu machen; mit akademischen Reden sei ohnedies nichts gethan.

Bald darauf traten zwei Ereignisse ein, welche die hoch aufgeregten Wogen der öffentlichen Stimmung einigermaßen sänftigten. Der Tod Déak's war das erste derselben. An dem Sarge dieses für die Geschicke Oesterreichs bedeutungsvollen Mannes, vor dessen schlichter Größe selbst politische Gegner ehrfurchtsvoll den Degen neigten, schwiegen die Leidenschaften, und die kleine Hetze hatte keinen Raum, da es einen so großen Todten zu beklagen gab. Déak war es in Wahrheit, der das neue Verhältniß zwischen Thron und Volk in Ungarn und Oesterreich begründet hat. Auf das Bürgerthum, auf den Kern und die ruhige Mitte hatte er den Bestand des Reiches gelegt. Das ist mehr als ein Schlagwort: das ist kein Centralismus und kein Dualismus und steht hoch über Zoll- und Bankfrage, welche im Momente des Streites wie Pflöcke, an denen sich Kurzsichtige festrennen, die Säulen des Gebäudes zu überragen scheinen. Diese Schöpfung Déak's wird bestehen; sie ist sein specielles Legat. — Das zweite Ereigniß, dem eine die Gemüther beschwichtigende Wirkung zugeschrieben werden kann, ist der Schluß des österreichischen Reichsraths und namentlich das Abschiedswort, welches das Ministerum durch sein redegewandtestes Mitglied, Dr. Unger, der Partei zurief. Die Regierung, so sagte er, sehe eine Ehre darin, daß ihr die große Aufgabe zugefallen, die wichtigen Verhandlungen mit Ungarn zu führen, und sie setze ihren größten Stolz darein, einen erfreulichen und gedeihlichen Abschluß herbeizuführen. Sie habe den festen und unerschütterlichen Willen, nur solche Vereinbarungen zu treffen, welche weder den politischen Interessen der Gesammtmonarchie, noch den finanziellen und wirthschaftlichen Interessen der diesseitigen Reichshälfte abträglich sein könnten. Gelinge ihr dies Vorhaben nicht, dann werde die Regierung nicht erst das Verdammungsurtheil des Reichsrathes abwarten, sie werde dessen eingedenk sein, daß nahe am Capitol sich der tarpejische Felsen befindet, und vollkommen wissen, was ihr Ehre und politische Pflicht gebieten. So hatte denn die Action der Verfassungspartei mindestens eine sinnvolle, ernste Pointe gewonnen.

Nach einer vierwöchentlichen Pause wurden sodann am 1. April in Wien zwischen den beiden Ministerien die Verhandlungen thatsächlich eröffnet. Die Zeit der Vorbesprechung und der Darlegung der beiderseitigen Standpunkte war vorüber, nun mußten die Beschlüsse kommen. Der erste Beschluß, den beide Parteien ohne Widerrede acceptirten, war abermals auf die strenge Wahrung des Geheimnisses gerichtet; er wurde auch beiderseits genau eingehalten, nur daß auch diesmal das Geheimniß sich just nicht als die Bürgschaft des Erfolges bewährte. Anfänglich standen die Dinge einem Bruche viel näher als der Verständigung, und in der ungarischen Publicistik wurde jetzt schon an „jenen Factor" appellirt, welcher vermöge seiner natürlichen Mission vermittelnd zwischen den Gegensätzen wirkt. Conferenz folgte auf Conferenz, ohne ein sichtbarliches Resultat. Von österreichischer Seite traten zumeist die Minister Lasser und Pretis vor; ersterer ein Mann von gereifter Erfahrung, dem anfänglich selbst die Ungarn objective Auffassung und ein versöhnliches, kleinlicher Leidenschaft entrücktes Wesen zuschrieben; letzterer ein unbeugsamer Charakter, für den es keine Opportunitäten gibt, selbst da nicht, wo sie zuweilen berechtigt sind. Von ungarischer Seite stand Finanzminister Szell im Vordertreffen, ein noch junger Mann, dem seine Landsleute viel Wissen und Verständniß nachrühmen; auch ihren Symonyi ließen die ungarischen Blätter gelten, nannten ihn sogar unverwundbar wie Achilles, ob zwar dieser edle Held bekanntlich in Zollsachen nicht sehr bewandert gewesen sein soll. Und gerade die Zollfragen standen zu allererst auf dem Programme. Aus seinem Exile rief Kossuth seinen Landsleuten zu, sie möchten sich nicht irre machen lassen, das getrennte Zollgebiet werde Ungarn nicht 10, sondern 25 Millionen eintragen und dann „Servus deficit!"; es gebe kein anderes Mittel zur Rettung aus den finanziellen Nöthen, und werde dieses nicht gewählt, nun, so komme der Bankerott. Indessen machte dieser Lockruf wenig Eindruck im Lande. Im letzten Augenblicke riefen die beiden Handelsminister nochmals eine Expertise von Fabrikanten und Kauf-

leuten zusammen, und wie hart auch Oesterreicher und Ungarn bei dieser Auseinandersetzung aneinandergeriethen, so gestanden nachher beide Parteien doch, allerdings nur vertraulich, daß sie sich zufrieden geben wollen, wenn es bei den getroffenen Vereinbarungen sein Bewenden habe. Und es geschah so. Am 10. April, als gerade Wien von dem Gerüchte erfüllt war, die Zollverhandlungen wären gescheitert und beide Ministerien hätten dem Monarchen ihre Demission gegeben, war das Zoll- und Handelsbündniß und der Zolltarif in seinen Hauptpunkten perfect. Die ungarische Regierung hatte eingewilligt, daß die österreichischen Baumwoll- und Schafwoll-Webewaaren durch höhere Zollsätze geschützt werden; andererseits stimmte die österreichische Regierung zu, daß einigen Artikeln der ungarischen Rohproduction Schutz gewährt werde.

Mit diesem Theile der Lösung war aber die Schwierigkeit des Ausgleichs nicht überwunden. Wenn auch in der Restitutionsfrage, deren klarer Charakter Mißverständnisse ausschloß, sich eine Einigung bald erwarten ließ und in der That auch darin gefunden wurde, daß für die Vertheilung der Restitution künftighin das Verhältniß der Erzeugung von verzehrungssteuerpflichtigen Producten in beiden Reichstheilen maßgebend sein sollte, so gestaltete sich dagegen die Bankfrage immer verwickelter, die Verzehrungssteuerfrage immer unlöslicher. Die österreichische Nationalbank hatte das Project der Cartellbank einfach refusirt, und den Ungarn blieb kein Ausweg, als die selbständige Bank, an die sie aber nach den gemachten Erfahrungen selbst nicht mehr glauben konnten. In der Frage der Verzehrungssteuer hielt das österreichische Ministerium den Standpunkt unbeugsamer Ablehnung bis zum Schlusse fest. Auf diese Art verringerten sich abermals die Aussichten auf Einigung, und es begann wieder jener Lärm in der Presse, der gewöhnlich als das Vorzeichen eines nahen Sturmes anzusehen. „Ungarn ist Wien's satt" — hieß es im „Ellenör", gemeiniglich als das Organ Tisza's bezeichnet — „und unterscheidet das heutige Wien, das von der Gnade Ungarns erstarkt, Ungarn materiell ausraubt, nicht von jenem Wien, das Ungarn früher politisch berauben wollte." Man muß wol sagen, eine hübsche Einleitung zu einem friedlichen Ausgleich. Begreiflichermaßen weckten solche Dissonanzen das volle Mißbehagen jener Kreise, die für das friedliche Zusammenleben beider Reichstheile ein lebhaftes Interesse empfanden und die schon früher ihr Befremden darüber geäußert, daß in Oesterreich-Ungarn jede finanzielle Transaction von einem widerlichen politischen Gezänke begleitet sein müsse. Nunmehr trat jener schon früher citirte Factor auf, welcher vermöge einer natürlichen Mission vermittelnd zwischen den Gegensätzen wirkt, und legte beiden Ministerpräsidenten an's Herz, eine friedliche Vereinbarung zu treffen. „Es muß gehen!" so sollen die kategorischen Worte gelautet haben, mit denen von der bezeichneten Seite die Nothwendigkeit der Einigung accentuirt worden. Und es ging. Am 19. April hatte Herr v. Tisza beim Kaiser Audienz. Er erklärte dem Monarchen, daß er einen Ausgleich unter jenen Modalitäten, wie sie bisher von der österreichischen Regierung als allein annehmbar bezeichnet wurden, weder selbst für genügend erachten noch dem Parlamente zur Annahme empfehlen könne, und richtete an Se. Maj. die Bitte, diese Mission einem anderen Manne seines Vertrauens zu übertragen, welcher derselben vielleicht eher zu entsprechen in der Lage wäre. Der Monarch ging jedoch auf das Ansinnen nicht ein, sondern beauftragte den Ministerpräsidenten, sich nach Budapest zu begeben, dort mit seiner Partei Rücksprache zu pflegen und gemeinschaftlich mit ihr die allfälligen Consequenzen des Gelingens wie des Mißlingens des Ausgleichs in neuerliche Erwägung zu ziehen. Tisza kam dieser Mission nach, und schon am 22. April sehen wir ihn mitten unter seinen Getreuen in Budapest, denen er bedeutete, es komme ihm durchaus nicht darauf an, irgend Jemand nach der einen oder der anderen Richtung hin zu überreden, er müsse nur, mit Erlaubniß des Königs, der Beachtung der Partei auch jene Folgen empfehlen, die aus dem erfolgten Abbruche der Verhandlungen entstehen könnten. Wiewol anfänglich tiefer Mißmuth über diese Enthüllungen herrschte, war schließlich doch die Majorität dafür, daß die österreichischen Vorschläge als die Basis weiterer Verhand-

lungen zu acceptiren seien. Eine Gruppe von Abgeordneten, die gleich im Beginne 40 Mann stark war, declarirte dem entgegen, daß das Ministerium bei seiner Demission verharren solle. So belehrt, kehrte Tisza nach Wien zurück. Abermals acht Tage der peinlichsten Ungewißheit, voll Aufregung für die gesammte politische und wirthschaftliche Welt. Aus dem unaufgeklärten staatsrechtlichen und zollpolitischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Ungarn zog die wirthschaftliche Beunruhigung, die zu jener Zeit das Reich ergriffen, die meiste Nahrung. Ueberdies stand die orientalische Frage drohend vor den Pforten und mahnte zur Eintracht. Graf Andrassy hatte die Einladung zur Drei-Kanzler-Conferenz in der Tasche. Konnte er nach Berlin gehen als Vertreter einer zerrissenen, gespaltenen Monarchie? Alles drängte zum Abschluß; jeder Aufschub schien gefährlich, und so geschah es denn, daß *am 2. Mai in einem unter dem Vorsitze des Kaisers abgehaltenen Kronrathe die Punctationen des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs von den beiderseitigen Ministerien festgestellt wurden.*

Man athmete auf, als diese Thatsache bekannt wurde. Es kam wie ein Gefühl der Erleichterung über die Bevölkerung, weil sie nunmehr die Gewißheit erlangte, daß ein Bruch mit allen seinen ernsten, vielleicht tragischen Consequenzen ausgeschlossen war. Allerdings reichte diese Empfindung nicht allzuweit über den Augenblick hinaus. Gar bald wurden Stimmen laut, hüben wie drüben, welche das ganze Werk in Pausch und Bogen zu verwerfen riethen, und am heftigsten eiferten gerade Diejenigen, denen mit dem neuen Pacte der größte Dienst erwiesen worden: die Hochschutzzöllner. Es sei wol ein Erfolg, sagten sie, daß die englische Nachtragsconvention vom Jahre 1876 fallen gelassen und bezüglich der Zölle für Schafwoll- und Baumwollwaaren auf die Positionen des Handelsvertrages mit Deutschland zurückgegriffen worden sei; allein diese Ansätze hätten sich erfahrungsgemäß als zu niedrig erwiesen und stünden weit unter jenen, welche mit der Praxis wohlvertraute Fachmänner als das Minimum für die Concurrenzfähigkeit unserer Textilindustrie festgestellt haben. Das war's. Die „mit der Praxis wohlvertrauten Fachmänner", das heißt zu deutsch, die hochschutzzöllnerische Fabrikanten-Clique war mit dem Maße der ihr gewordenen Rücksicht noch nicht zufrieden, und darum mußte die ganze Schöpfung, von der Heil und Wehe Oesterreichs abhing, kritiklos verworfen werden. Ja, kritiklos. Denn damals, als sich die Organe des extremen Schutzzolles so vernehmen ließen — am 4. Mai — waren noch nicht einmal die Principien des abgeschlossenen Ausgleichs bekannt. Erst drei Tage später, am 7. Mai, wurden sie in officieller Form publicirt. Sie statuirten in Betreff des Zollbündnisses und der Restitution jene Bestimmungen, die weiter oben bereits mitgetheilt worden; in Betreff der Verzehrungssteuer constatirten sie die Thatsache, daß das österreichische Ministerium zu einer Concession nicht zu bewegen war, daß also in diesem Punkte die Ungarn den Rückzug angetreten hatten; in Betreff der Bankfrage declarirten sie eine Vereinbarung, wonach Eine Gesellschaft zwei selbständige Banken in Wien und Pest creiren sollte, die durch den schwachen Faden eines gemeinsamen, mit geringen Prärogativen ausgestatteten Central-Aufsichts-Organs zusammenzuhängen hätten. Der Baarschatz sollte gemeinsam, die Noten sollten einheitlich sein, doch sollten zur ausschließlichen Verwendung im Bankgeschäfte der Anstalt in Wien 70, der Anstalt in Pest 30 Procent von der statutenmäßig emittirten Notenmenge zur Verfügung gestellt werden. Endlich wurde in Betreff der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Angelegenheiten jetzt schon bestimmt, daß nach wie vor das Quotenverhältniß 70:30 aufrecht zu bleiben habe. Nur die Abmachungen bezüglich der Bankfrage stießen hierzulande auf ernstlichen und gerechtfertigten Widerstand. Dieser Modus, durch den der Dualismus von der Politik auf das Bankwesen übertragen wurde, mochte Niemandem gefallen, am Wenigsten den Fachleuten, die das Experiment ganz unerhört und die Creditansprüche Oesterreichs gegen jene Ungarns arg zurückgesetzt fanden. „Ein Centralbureau für offene Credite" nannten sie boshaft die selbständige Bankabtheilung, die in Pest ihren Sitz haben sollte, und die Besorgnisse von der Schäd-

lichkeit einer derartigen dualistischen Schöpfung konnten sie nur mit dem altrömischen Wahrspruch beschwichtigen: „Zum Unmöglichen kann Niemand gezwungen werden."

Um die üblichen nationalen Hitzgrade verstärkt, trat die Mißstimmung in Ungarn auf. Tiefe Entmuthigung, aufbrausender Zorn und Groll gegen Wien, das waren die Empfindungen, auf die Tisza traf, als er mit dem Ausgleich in der Tasche in die Heimath zurückkehrte. Es gehörte das ganze Temperament dieses Mannes dazu, um vor dem Probleme nicht zurückzuschrecken, diese aufgeregte Bevölkerung zum Ausgleiche zu bekehren. Indessen, er mochte seine Landsleute wol kennen, die immer opponiren, schon aus Lust zum Opponiren. Eine Anekdote, die Helfert erzählt, ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch. Als im Jahre 1859 vom damaligen Cultusministerium das sogenannte Protestanten-Gesetz hinausgegeben und den verschiedenen Superintendenturen bekannt gemacht wurde, trat in einer der bezüglichen Conferenzen ein Mitglied auf und meinte: „er würde sich wol dieses und jenes etwas anders gewünscht haben; aber im Ganzen müßte man es sich sehr gefallen lassen und, da es einmal Gesetz sei, dankbar hinnehmen." „Aber, Herr," machte ihm ein College bemerklich, „es ist ja noch nicht Gesetz, es ist uns zur Berathung und freien Meinungsäußerung übergeben!" „Ah, wenn's so ist, dann protestiren!" „Protestiren!" riefen nun auch viele ungarische Abgeordnete, die im Grunde herzensfroh waren, daß der Ausgleich perfect geworden. Aeußerlich gingen sie Hand in Hand mit den exaltirten Achtundvierzigern, den Intransigenten des ungarischen Reichstags, die in ihrem Journale die Rückkehr Tisza's in folgender kraft- und stylvollen Weise begrüßt hatten: „Wo ist die Feder, welche mit niederschmetternder Wucht im Stande wäre, den Gefühlen der Erbitterung und des Zorns Ausdruck zu geben über das in seiner Verworfenheit einzig dastehende Spiel, welches unter Preisgebung unserer Interessen, Principien wie unserer Zukunft mit dem Schicksale der Nation getrieben wurde?"

Tisza erschien am 6. Mai vor der liberalen Partei und legte ihr die Grundzüge des Ausgleichs dar, „wie er unter den obwaltenden Umständen möglich war". Er leugnete nicht, daß er bei der Annahme des Pactes unter einer Pression stand, aber nicht unter der Pression Wien's, sondern unter derjenigen der Interessen seines Vaterlandes. Er habe erkannt, daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gerade im jetzigen schwierigen Momente nicht im Stande wäre, für die Stellung Oesterreich-Ungarns das volle Gewicht der Monarchie in die Wagschale zu legen, wenn diese Monarchie durch Zwietracht zerrissen und, sei es auch nur für einige Zeit, durch innere Disharmonie geschwächt würde. Unter dem Eindrucke dieser Rede kam es zur Abstimmung. Die Frage wurde folgendermaßen formulirt: „Billigt die liberale Partei, daß die Regierung auf Grund der vom Ministerpräsidenten dargelegten Principien die Realisirung des Ausgleichs unternommen hat?" 181 Stimmen antworteten darauf mit „Ja", 69 mit „Nein". Die Partei hatte sich somit an diesem Tage Tisza und dem Ausgleich verschrieben, und bei den gegenwärtigen Verhältnissen ist in Budapest Partei und Parlament fast gleichbedeutend. Die Dissidenten, deren Zahl von 69 bald auf 90 und darüber anschwoll, constituirten sich als eigener Club speciell für die Ausgleichsfrage und agitirten im Lande mit den Achtundvierzigern um die Wette. Sie gingen daran, die Bevölkerung aufzuwühlen, arrangirten Fackelzüge und Katzenmusiken und arbeiteten rüstig gegen Ungarns Vortheil, so daß endlich Jokay drein fuhr mit dem Rufe: „Der Bruch mit Oesterreich erfordert zuerst Kraft und Geld. Wer aber glaubt und dem Volke weiß macht, das sei zu bewirken durch Petitionen, Demonstrationen, Fackelzüge und Katzenmusiken, der ist ein Feind von Jedermann, der ein paar bezahlte Stiefeln auf den Beinen hat. Das ist meine ergebene Meinung. Alle Jahre eine neue Regierungskrise machen und Ungarns politische Reputation auf das Niveau der Donaufürstenthümer herabzerren, dazu will ich nicht beitragen. Lieber will ich nach Hause gehen zu meinen sieben Zwetschkenbäumen, in mein liebes Reich der schönen Literatur und mich gar nicht mehr mit Politik befassen."

Auch in Oesterreich gab es exaltirte Leute, die, weil sie einige Schwierigkeiten,

vielleicht nur technischer Natur, nicht augenblicklich überwunden sahen, gleich das Ganze, den weltgeschichtlichen Gedanken, der das Donaureich gegründet, preiszugeben Lust hatten. Selbst die Parole „Personalunion", sonst nur ein Drohruf im Munde Ungarns, wurde hierzulande laut. Als ob die reine Personalunion nicht eher eine Theilung, denn eine Vereinigung der Macht wäre! Sie bringt den Monarchen in eine völlig unhaltbare Stellung, sie stürzt ihn in unauflösbare Collisionen, indem sie ihn nicht selten zwingen will, als Herrscher des einen Landes sein eigener Gegner in Betreff des anderen Landes zu sein. Die Personalunion macht den Monarchen zu einer von zwei entgegengesetzt wirkenden Hebeln hin und her gezogenen bloßen Regierungsfigur; sie zwingt ihn endlich, wenn er nicht auf und davon gehen will, sich für den praktisch gefügigeren Theil zu entscheiden und mit der Kraft desselben den anderen Theil zu unterwerfen*). Die „Personalunion" ist bestenfalls ein Schlagwort, keineswegs ein politischer Gedanke. Die ernsten Männer in Oesterreich wie in Ungarn denken tiefer über das Verhältniß der beiden Staaten. „Ich zittere," sagte einer von ihnen, „wenn ich in Erwägung ziehe, daß gegenwärtig zwischen Oesterreich und Ungarn der volkswirthschaftliche Krieg entbrennen soll." Ungarn, an der Grenzscheide der germanischen und slavischen Zone, sieht sich in ferner Zukunft von dem Loose bedroht, verschlungen zu werden. Aber dies Schicksal entscheidet weder über den Werth einer Nation in der Geschichte, noch über ihre Pflicht. „Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet, kommt unaufhaltsam." Der Weise, lehrt Spinoza, denkt nie an den Tod. Auch für die Nation gibt es nur Pflichten des Lebens. Ungarn fühlt sich berufen und durch strotzende, treibende Kraft dazu gedrängt, eine politische Mission auszuführen. Kein Stamm an der unteren Donau vermehrt sich langsamer und keiner greift doch national und politisch assimilirend mächtiger aus, als der Stamm der Magyaren. Sollte Ungarn bestimmt sein, germanisch oder slavisch zu werden, sagte Deák, dann sei gewiß das Erstere zu wünschen. Aber eben so wenig wie wir schon heute in den Himmel einzutreten uns berufen und getrieben fühlen, obwol wir sicherlich dahin zu kommen bestimmt sind, eben so wenig könne Ungarn sich gedrängt fühlen, heute schon germanisch zu werden und die nationale Mission zu verleugnen, die auszuführen es in sich sowol die Kraft wie den Drang verspürt.

„Ihr braucht uns bei weitem mehr, als wir euch brauchen" — so hören wir in kritischen Momenten die Rufe über die Leitha, von Cis nach Trans sowol, wie von drüben herüber. Die Wahrheit ist, daß Beide einander gleich nothwendig bedürfen, und daß im Grunde Keiner ohne den Anderen existiren könnte. Zeigt sich am Horizonte eine Gefahr von Außen, dann sehen wir sie näher aneinander rücken, und dann erkennen sie beide, es bestehe „in Hinsicht der auswärtigen Beziehungen des Staates zwischen den politischen Interessen Oesterreichs und jenen der ungarischen Reichshälfte eine solche Concordanz, Harmonie und Solidarität, daß dagegen jede materielle Abrechnung in den Hintergrund tritt." Diese Erkenntniß ist in dem gegenwärtigen Momente durch den an der Grenze des Reiches ausgebrochenen Krieg von Neuem gezeitigt worden; wir werden ihre Spuren wiederfinden, wenn der von den beiderseitigen Regierungen abgeschlossene zweite Ausgleich im Winter vor den Parlamenten in Wien und in Budapest die Probe zu bestehen haben wird.

J. Winternitz.

---

*) „An Franz Deák" von Franz Schuselka. Wien, Friedr. Förster und Brüder. 1861.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis 15. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adams. — Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Francis Ottiwell Adams. Uebersetzt von Emil Lehmann. I. Band. Mit einer Karte und zwei Plänen. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. 1876.

Adelmann. — Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappler. 1877.

Album patriotischer Männerchöre. Für alle deutschen Gesangvereine, Militair-, Krieger-, Veteranen-Chöre und höhere Bildungsanstalten deutscher Jünglinge. Herausgegeben von Carl Seitz. Hof, Verlag von Franz Büching.

d'Alq. — La Science du monde. Suite au Savoir-Vivre en toutes les circonstances de la vie par Mme Louise d'Alq. Paris, Verlag v. François Ebhardt. 1876.

Auerbach. — Waldfried. A Family-Story from the fatherland by Berthold Auerbach. Translated by S. A. Stern. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes. 6. Auflage. Bearbeitet von Dr. Carl Arendts. 12—14. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 12. Bd. Abtheilung für Werke allgemeineren Inhalts. 2. Band. Ausflüge in die Natur. Allgemein verständliche Schilderungen von Ernst Hallier, Professor an der Universität zu Jena. Mit Abbildungen. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.

Bibliothek, Philosophische — 53. 54. Heft. Immanuel Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Herausgegeben und erläutert von J. H. von Kirchmann. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Erich Koschny. 1876.

Bilder aus Elsaß-Lothringen. Original-Zeichnungen von Robert Aßmus. Schilderungen von Karl Stieler. Lfg. 2. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Blätter. — Oesterreichisch-ungarische Militärische Blätter. III. Jahrg. 1876. II. Band. 5. Heft. Teschen, Verlag der Buchhandlung für Militär-Literatur, Karl Prochaska.

Blumenthal. — Lieder-Kranz. Der Freundschaft gewidmet von H. Blumenthal. Moskau, Verlag von A. Lang. 1876.

Bockenheimer. — Gutenberg's Grabstätte. Von Dr. K. G. Bockenheimer, Großh. Bezirksgerichtsrath in Mainz. Mainz, Verlag von J. Diemer. 1876.

Borelius. — Skandinavien und Deutschland. Von Dr. J. J. Borelius. Berlin, Verlag von Gustav Hempel. 1876.

Brief Biographies of European Public Men. Edited by Thomas Wentworth Higginson. Vol. IV. German Political Leaders by Herbert Tuttle. New-York, Verlag von Geo. P. Putnam's sons. 1876.

Buchmann. — Am grünen Holze. Passionsbilder, gezeichnet von J. Buchmann, Licentiaten der Theologie. Bonn, Verlag von P. Neusser. 1876.

Crowe & Cavalcaselle. — Geschichte der italienischen Malerei von J. A. Crowe & G. B. Cavalcaselle. Deutsche Original-Ausgabe besorgt von Dr. Max Jordan. VI. Band. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Daudet. — Jack. Zeitgenössische Sittenbilder von Alphonse Daudet. 3 Thle. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von Eugen Großer. 1877.

Drygalski. — Die Russen in Turkestan. Nach den Skizzen D. Iwanow's. Deutsch von A. von Drygalski. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Duncker. — Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III. Abhandlungen zur preußischen Geschichte von Max Duncker. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Eckardt. — Russische und Baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur von Julius Eckardt. Der „Baltischen und Russischen Culturstudien" zweite, völlig veränderte und vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Eliot. — Daniel Deronda by George Eliot. Book VIII. Edinburgh, Verlag von W. Blackwood and sons.

Eliot. — Daniel Deronda von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. 5. Halbband: Mardochai. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Ernst. — Das Bild der Gouvernante. Eine Erzählung von Charlotte Ernst. Norden, Dietr. Soltau's Verlag. 1876.

Fielitz. — Studien zu Schiller's Dramen. Von Wilhelm Fielitz. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1876.

Flentje. — Büchner's Kraft und Stoff zum erstenmale mit eignem Lichte beleuchtet von der Verjüngung des Lebens. Empirisch-naturphilosophisch-kritische Studie in allgemein verständlicher Darstellung von Dr. Ludwig Flentje. Kassel, Verlag von Gustav Klaunig. 1876.

Franklin. — Benjamin Franklin. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben. Mit einem Vorwort von Berthold Auerbach und einer historisch-politischen Einleitung von Friedrich Kapp. Nebst dem Bildnisse Franklin's. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Franzos. — Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von Karl Emil Franzos. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Galitzin. — Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. Briefe der Fürstin an den Philosophen Franz Hemsterhuys. — Tagebücher der Fürstin aus den Jahren 1783 bis 1800. Münster, Adolph Russell's Verlag. 1876.

Geschichtskalender. — Europäischer Geschichtskalender. Sechszehnter Jahrgang. 1875. Herausgegeben von H. Schultheß. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1876.

Giani. — Sapienza italiana in bocca alemanna da L. C. M. Giani. Stoccarda, Verlag von P. Neff. 1876.

Gilow. — Ueber das Verhältniß der griechischen Philosophen im Allgemeinen und der Vorsokratiker im Besondern zur griechischen Volksreligion. Von Hermann Gilow, Dr. phil. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung. 1876.

M. W. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger. 16. Lfg. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1876.

Grieben's Reise-Bibliothek Nr. 28. Die Rheinlande. Von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze.

Praktischer Führer für Reisende. Elfte Auflage völlig neu bearbeitet von H. T. Luks, Major z. D. Mit Karten und Plänen. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt. 1876.

Harte. — Gabriel Conroy. Roman von Bret Harte. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1876.

Hellenbach. — Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Gedanken über das Wesen der menschlichen Erscheinung von Lazar B. Hellenbach. Wien, Verlag von Wilh. Braumüller. 1876.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 7. 8. Lfg. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1876.

Hellwald. — Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch von Friedr. von Hellwald. Lfg. 7—10. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Heß. — Bilder aus dem Aquarium von Dr. W. Heß. Die wirbellosen Thiere des Meeres. Mit 126 in den Text gedruckten Abbildungen. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Higginson, T. W., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in populärer Darstellung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Hirsch. — Der Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine. Herausgegeben von Jenny Hirsch. VII. Jahrg. 6. Heft. Verlag von Wedekind & Schwieger. Berlin, September. 1876.

Hans Holbein's des Aelteren Silberstift-Zeichnungen im Königlichen Museum zu Berlin. In Originalgröße durch Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. Mit Text von Prof. Alfred Woltmann. I. Abtheilung. Nürnberg, Verlag von Siegmund Soldan, Hofbuchhandlung.

Holda. — Das Hohelied und andere Gedichte (Deutsche und Holländische) von Holda. Leiden, Verlag von A. W. Sijthoff. 1876.

Hugo. — Thaten und Worte. Gesammelte Reden von Victor Hugo I. Band. Vor dem Exil. 1841—1851. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Jacoby. — Die Idee der Entwickelung. Eine social-philosophische Darstellung von Leopold Jacoby. 2. Theil. Berlin, Verlag von E. Neuenhahn. 1876.

Jähns — Die Schlacht von Königgrätz zum zehnjährigen Gedenktag des Sieges, auf Grund der gesammten einschläglichen Literatur dargestellt von Max Jähns. Mit einem Plane. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1876.

Jedina. Um Afrika. Reise Sr. Maj. Corvette Helgoland in den Jahren 1873—1875 von Leopold von Jedina. 6—11. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame. Lfg. 8. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Kambly. — Die Elementar-Mathematik, für den Schulunterricht bearbeitet von Dr. Ludwig Kambly. 4. Theil: Stereometrie. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt.

Klostermann. — Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken, Abbildungen, Compositionen, Photographien, Mustern und Modellen, nach deutschem und internationalem Rechte systematisch dargestellt von Dr. R. Klostermann, Geheimem Bergrath und Professor der Rechte. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Knortz. — An American Shakespeare-Bibliography. By Karl Knortz. Boston, Schoenhof and Moeller. 1876.

Laun. — Oliver Goldsmith. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke von Adolf Laun. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1876.

Lesebuch, Illustrirtes Deutsches — für den ersten Unterricht in der Schule und Haus beider Confessionen. In zwei Theilen. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1876.

Lindau. — Nüchterne Briefe aus Bayreuth von Paul Lindau. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1876.

Lorm. — Der Naturgenuß. Eine Philosophie der Jahreszeiten von Hieronymus Lorm. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1876.

Medem. — Grundzüge einer exacten Psychologie. Von Rudolf Medem. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1876.

Molière's Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen, herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor. Band VII—IX. Berlin, Verlag von G. van Muyden. 1876.

Moscheles. — Hallberger's Pracht-Ausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. Siebente Auflage. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. 2—5. Lfg. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.

Müldener. — Liebe und Ehe im Epigramm. Epigramme deutscher Dichter, herausgegeben von Rudolph Müldener. Leipzig, B. Köhler's Buchhdlg.

Müller. — Geschichte des Deutschen Volkes in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von Dr. David Müller, Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe. Sechste, verbesserte Auflage. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Müller. — Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von Dr. David Müller, Professor am Polytechnikum in Karlsruhe. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Müller. — Max Müller on Spelling. Reprinted, by permission, from the „Fortnightly Review" for April 1876. London, Pitman. 1876.

Osenbrüggen. — Wanderstudien aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. V. Band. Schaffhausen, Verlag von C. Baader. 1876.

Otto. — Die Familie Kalckstein. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Carl Otto. Berlin, Verlag von F. Schneider & Co. 1876.

Pächter. — Korl un Lotting. Von T. M. Pächter. Greifswald, Verlag von Julius Bindewald. 1876.

Parkman. — Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt von Francis Parkman. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1875.

Parkman. — Das ancien régime in Canada. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Petermann's Geographische Mittheilungen. Die Vorgänge in der Türkei in ihrer ethnographischen und geschichtlichen Begründung. Mit Karte. Von F. von Stein. (Petermann's Geogr. Mittheilungen 1876, Heft VII.) Gotha, Justus Perthes. 1876.

Petermann's Geographische Mittheilungen. — Die Entdeckung des Franz Josef-Landes durch

die zweite österreichisch-ungarische Nordpolar-Expedition, 1873 und 1874. Mit Karte. (Petermann's Geographische Mittheilungen 1876, Heft VI.) Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Petermann's Geographische Mittheilungen. — Barometrische Höhenbestimmungen in Columbien von Eduard Steinheil. Mit Karte. (Petermann's Geographische Mittheilungen 1876, Heft VIII.) Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Prutz. — Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. Herausgegeben von Dr. Hans Prutz, Docent der Geschichte an der Universität zu Berlin. 1. Heft. Danzig, Verlag von A. W. Kafemann. 1876.

Pyl. — Raphael's Brautfahrt. Romantische Dichtung von Theodor Pyl. Greifswald, Verlag von Julius Bindewald. 1876.

Die Reise wider Willen. Empfindsam-launige Skizzen eines harmlosen Touristen. Illustrirt von Gustav Doré. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Revista Contemporánea. Director Dr. José del Perojo. Tomo IV. Vol. I. Nr. 13. Vol. II. Nr. 14. Tomo V. Vol. I. Nr. 17. Madrid 1876.

Revue de France. 56me. Livraison. 31. Août 1876. Paris, Bureaux de la Revue de France.

Revue militaire suisse. 1876. No. 16 et Supplément mensuel. Lausanne.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker ꝛc., Holzschnitte von Adolf Closs. Lfg. 18—23. Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Rig-Veda. Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Hermann Graßmann, Professor am Königl. Marienstifts-Gymnasium zu Stettin. 2. Lfg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Rißmann. — Die Beschlüsse der orthographischen Conferenz. Vom pädagogischen Standpunkte aus besprochen von Robert Rißmann. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé. 1876.

Rivista Internazionale. Britannica-Germanica-Slava, ecc. di Scienze — Lettere — Arti. Vol. I. No. 12. 13. Firenze. 1876.

Rocco. — Der Umgang in und mit der Gesellschaft von Emil Rocco. Zweite Auflage. Halle a/S. Verlag von Otto Hendel. 1876.

Rochholz. — Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen von E. L. Rochholz, Professor. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Roman-Bibliothek, Transatlantische, 1. Band. Voreilige Schlüsse. Novelle von W. D. Howells. Autorisirte Uebersetzung von Minna Wesselhoeft. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Rooijen. — Braga — Studien door A. J. Servaas van Rooijen. Arnhem, Verlag v. J. Minkman. 1876.

Rückblick, Statistischer — auf das Königliche Theater in Berlin während des fünfundzwanzigjährigen Zeitraums vom 1. Juni 1851 bis 1. Juni 1876. Berlin.

Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge. 4. Heft. Die wirthschaftlichen Verhältnisse und Zustände Oesterreichs. 1848—1876. Von Ant. Wilh. Neydl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 249—252. Berlin, Verlag von Carl Hebel. (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhdlg.) 1876.

Sanders. — Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen. (Mit Beispielen und Uebungsaufgaben.) Nebst Anhang: Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder mit unregelmäßiger Abwandlung in der heutigen deutschen Schriftsprache. Von Dr. Daniel Sanders. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1877.

Schack. — Ebenbürtig. Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1876.

Scharling. — Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Duncker. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Schaumberger. — Aus der Mappe des Verstorbenen. Kleinere Erzählungen, Gedichte, Aufsätze und Briefe von Heinrich Schaumberger. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler. 1876.

Schaumberger. — Zu spät. Ein Dorfroman von Heinrich Schaumberger. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler. 1876.

Schilling's Grundriß der Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs. Zweiter Theil. Ausgabe A. Zwölfte Bearbeitung. Mit 720 in den Text gedruckten Abbildungen. Breslau, Verlag v. Ferd. Hirt. 1876.

Schlüter. — Für Kaiser und Reich. Drei Festreden von Dr. Joseph Schlüter. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Schoenburg. — Johann Elmer. Roman von Carl Schoenburg, 3 Bände. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

vom See. — Die Philosophie des Unbewußten. Roman von Gustav vom See. (G. v. Struensee.) 3 Theile. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Seltzsam's Deutsches Lesebuch für das mittlere Kindesalter beider Confessionen. Neunte, vielseitig verbesserte und bereicherte Bearbeitung. Zwei Abtheilungen in einem Bande. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1876.

Seydlitz. — Grundzüge der Geographie. Ein Leitfaden für den Anfangs-Unterricht in der Erdkunde. Begründet von Ernst von Seydlitz. Sechszehnte, durchweg verbesserte und erweiterte Auflage. Breslau, Verlag v. Ferd. Hirt. 1876.

Seydlitz. — Kleine Schul-Geographie. Begründet von Ernst von Seydlitz. Sechzehnte, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Nebst einem geographisch-geschichtlichen Namen- und Sach-Register. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1876.

Siebenbürgisch-sächsische Bauern in alter Zeit. Vortrag, gehalten im großen Hörsaal des evangelischen Gymnasiums in Hermannstadt am 29. December 1875.

Siegmey. — Die Welt auf Reisen. I. Zu Lande. Humoristisch-Darwinologische Studien über die „Gesellschaft im Grünen". In Versen von Siegmey. Illustrirt von Bertall, C. E. Döpler, Dombi, G. Guthknecht, Herbert König, Richter und A. Berlin, Verlag von Louis Levit, königlicher Hofbuchhändler.

Siegmund. — Untergegangene Welten. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und der Wunder der Vorwelt. Nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft bearbeitet von Ferd. Siegmund. 1. 2. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Smith. — George Smith's chaldäische Genesis. Keilinschriftliche Berichte über Schöpfung, Sündenfall, Sintfluth, Thurmbau und Nimrod, nebst vielen anderen Fragmenten ältesten babylonisch-assyrischen Schriftthums. Mit 27 Abbildungen. Autorisirte Uebersetzung von Hermann Delitzsch. Nebst Erläuterungen und fortgesetzten Forschungen von Dr. Friedrich Delitzsch. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1876.

Steiger. — Führer durch E. Steiger's Lager deutscher Bücher. Gebd. New-York. August, 1875.

Steiger. — The periodical literature of the united states of America. With index and appendices. By E. Steiger. Gebd. New-York: E. Steiger. 1873.

Stölzel. — Wiederverheirathung eines beständig von Tisch und Bett getrennten Ehegatten. Von Dr. Adolf Stölzel. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Struve. — Hamlet. Eine Charakterstudie von Dr. Heinrich von Struve, Professor an der Universität zu Warschau. Weimar, Verlag v. A. Huschke's Hofbuchhandlung. 1876.

Szavits. — Der Serbisch-Ungarische Aufstand vom Jahre 1735. Historische Abhandlung, zur Erlangung der Philosophischen Doctorwürde an der Universität zu Leipzig, vorgelegt von Emil Szavits. Leipzig, Verlag von Schmaler & Pech. 1876.

Taylor, Bayard. — Geschichte von Deutschland. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Hausen-Taylor. Mit acht historischen Karten. Gebd. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1875.

Tschabuschnigg. — Aus dem Buche der Reisen. Bilder und Studien von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Vaihinger. — Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert. Ein kritischer Essay von Hans Vaihinger. Iserlohn, Verlag von J. Baedeker. 1876.

Vámbéry. — Sittenbilder aus dem Morgenlande. Von Hermann Vámbéry. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1876.

Volks-Bibliothek, Neue illustrirte, II. Serie. Heft 5—10. Inhalt: Heft 5. Martin Luther und Franz von Sickingen. Von Dr. Bernhard Kugler, Professor an der Universität Tübingen. Heft 6. Ueber Volk und Sprache. Von Ludwig Schwabe, Professor in Tübingen. Heft 7 u. 8. Von den Lebensaltern des Menschen. Von Dr. J. Wilbrand. Heft 9 u. 10. Die Lungenschwindsucht. Von Dr. P. Niemeyer. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1876.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1877. Mit einem Notiz-Kalender als Gratis-Zugabe. 40. Jahrg. Mit vielen Illustrationen und Initialen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Volney. — Die Ruinen. Betrachtungen über den Auf- und Niedergang der Reiche von C. F. Volney. Aus dem Französischen deutsch von Dr. August W. Peters. Zweite Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Vom deutschen Rhein. — Mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten nebst Illustrationen zu rheinischen Dichtungen in 50 Blättern von Caspar Scheuren. Lfg. 1—3. Düsseldorf, Verlag von Breidenbach & Baumann.

Wachenhusen. — Schlag zwölf Uhr. Roman von Hans Wachenhusen. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1876.

Waldeck. — H. M. Hozier, Europa's Kampffähigkeit. Befugte deutsche Ausgabe von Dr. Martin Waldeck. Berlin, Verlag von Leo Liepmannssohn. 1876.

Weber. — Um Deutschlands Kaiserkrone. Dramatisches Gemälde aus der Reformationszeit. Nach den besten Quellen und einem Literaturdrama bearbeitet von Hermann Weber. Hamburg, Verlag von Ludw. Koch. 1876.

Wekerle. — Zeitgerechte Reform der Filosofie. Ein Zukunftsprogramm von Dr. L. v. Wekerle. Leipzig, Verlag von Erich Koschny. (L. Heimann's Verlag.) 1876.

Weller. — De tribus impostoribus Anno MDIIC. Zweite, mit einem neuen Vorwort versehene Auflage. Von Emil Weller. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Wesendonck. — Die Begründung der neueren deutschen Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schlözer, nebst Einleitung über Gang und Stand derselben vor diesen. Von Dr. Hermann Wesendonck. Leipzig, Verlag von Krüger & Roskoschny. 1876.

Western. — A journal of literature, education and art. New Series. Vol. II. No. 8. (August 1876.) St Louis.

Wolff. — Die Staats-Rentenschuld in Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte des Staatscredits. I. Ursprung und historische Entwickelung bis auf Colbert. Von Dr. Frhr. von Wolff. Leipzig, Verlag von Joh. Wilh. Krüger.

Ein Wort über die Jurisprudenz und das juristische Studium der Gegenwart. Riga, Verlag von H. Brutzer & Co. 1876.

Wyneken. — Die weltgeschichtliche Bedeutung des modernen Socialismus. Vortrag, gehalten zu Hamburg am 26. Januar 1876 von Dr. C. F. Wyneken. Gotha, Verlag von Fr. Andr. Perthes. 1876.

Zapf. — Hans Thomas von Asbergs Gefangenschaft auf dem Waldstein und das Strafgericht des Schwäbischen Bundes. Nach den Acten und Urkunden bearbeitet von Ludwig Zapf. Mit einer Ansicht der Zerstörung der Burg Waldstein vom Jahre 1523. Hof, Verlag von Franz Büching. 1876.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band I. Heft 4. Die allgemeine Wehrpflicht von J. von Hartmann. Frankfurt a/M., Verlag der Zimmer'schen Buchhandlung. 1876.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. von Holtzendorff und W. Oncken. Jahrgang V. Heft 71. Ueber die Leichenverbrennung von Dr. med. L. Wittmeyer in Nordhausen. Heft 72/73. Die ungedruckte Banknote und die Alternativ-Währung von Joh. Phil. Schneider in Bremen. Berlin, Verlag von Carl Habel. (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.) 1876.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 2. November 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Gottfried Keller, Züricher Novellen. I. Herr Jacques. Hadlaub 169

II. Julian Schmidt, George Sand 203

III. F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. II. . 226

IV. L. Friedländer, Kant in seiner Stellung zur Politik . 241

V. F. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. I. 256

VI. Ludwig Bamberger, Die Entthronung eines Weltherrschers. 275

Literarische Rundschau:

VII. Wilhelm Scherer, Dramatische Bilder aus Straßburg's Vergangenheit von Ludwig Spach 312

VIII. — — Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel 314

IX. — — Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen 315

Berliner Chronik:

X. Bruno Meyer, Die Kunstausstellung in Berlin. I. . . 318

XI. ****, Eine alte Geschichte vom Papst und vom Türken. 330

XII. Literarische Neuigkeiten 333

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

Herr Jacques.

Gegen das Ende der achtzehnhundert und zwanziger Jahre, als die Stadt Zürich noch mit weitläufigen Festungswerken umgeben war, erhob sich an einem hellen Sommermorgen mitten in derselben ein junger Mensch von seinem Lager, der wegen seines Heranwachsens von den Dienstboten des Hauses bereits Herr Jacques genannt und von den Hausfreunden einstweilen geihrzt wurde, da er für das Du sich als zu groß und für das Sie noch als zu unbeträchtlich darstellte.

Herrn Jacques' Morgengemüth war nicht so lachend wie der Himmel; denn er hatte eine unruhige Nacht zugebracht, voll schwieriger Gedanken und Zweifel über seine eigene Person, und diese Unruhe war geweckt worden durch den am Abend vorher in irgend einem vorlauten Buche gelesenen Satz, daß es heutzutage keine ursprünglichen Menschen, keine Originale mehr gebe, sondern nur noch Dutzendleute und gleichmäßig abgedrehte Tausendspersonen. Mit Lesung dieses Satzes hatte er aber gleichzeitig entdeckt, daß die sanft aufregenden Gefühle, die er seit einiger Zeit in Schule und Haus und auf Spaziergängen verspürt, gar nichts anderes gewesen, als der unbewußte Trieb, ein Original zu sein oder eines zu werden, das heißt sich über die runden Köpfe seiner guten Mitschüler zu erheben. Schon hatte sich in seinen Schulaufsätzen die kurze, dürftige Schreibweise ganz ordentlich zu bewegen und zu färben angefangen; schon brachte er hier und da, wo es angezeigt schien, ein kräftiges sic an und wurde deshalb von den Kameraden der Sikamber geheißen. Schon brauchte er Wendungen, wie „obgleich es scheinen möchte", oder „nach meiner unmaßgeblichen Meinung", oder „die Aurora dieser neuen Aera", oder „gesagt, gethan" u. dergl. Ein historisches Aufsätzchen, in welchem er zwei entschieden einander entgegenwirkende Thatsachen rasch aufgezählt hatte, versah er sogar mit dem pompösen Schlusse: Man sieht, die Dinge standen nicht so einfach, wie es den Anschein haben mochte!

Auch gab es unter seinen Sachen ein Heft immer weiß bleibenden Papiers, überschrieben: „Der neue Ovid", in welches eine neue Folge von Verwandlungen eingetragen werden sollte, nämlich Verwandlungen von Nymphen und Menschenkindern in Pflanzen der Neuzeit, welche die Säulen des Colonialhandels waren, dem das elterliche Haus sich widmete. Statt des antiken Lorbeers, der Sonnenblume, der Narcisse und des Schilfes sollte es sich um das Zuckerrohr, die Pfefferstaude, Baumwoll- und Kaffeepflanze, um das Süßholz handeln, dessen schwärzlichen Saft sie in jener Stadt Bärendreck nennen. Namentlich von den verschiedenen Farbhölzern, dann vom Indigo, Krap u. s. w. versprach er sich die wirkungsreichsten Erfindungen, und Alles in Allem genommen schien es ihm ein zeitgemäßer und zutreffender Gedanke zu sein.

Freilich boten die Erfindungen selbst nirgends eine Handhabe dar, bei welcher er sie anpacken konnte; sie waren sämmtlich wie schwere, große runde Töpfe ohne Henkel, und aus diesem Grunde blieb jenes Heft bis auf die stattliche Ueberschrift durchaus rein und weiß. Aber das Dasein desselben, sowie noch einige andere Erscheinungen ungewöhnlicher Art, deren Aufzählung hier unterbleiben kann, bildeten eben dasjenige, was er nunmehr als Trieb zur Originalität entdeckte in dem gleichen Augenblicke, da diese Tugend dem damaligen Geschlechte rundweg abgesprochen wurde.

Aengstlich und fast traurig betrachtete Herr Jacques den schönen Tag, faßte dann aber seiner Jugend gemäß einen raschen Entschluß, nahm sein Taschenbuch, das für mannigfache Aufzeichnungen sinnreich eingerichtet war, zu sich und begab sich auf einen Spaziergang für den ganzen Tag, um seine Sache, die er meinte, zu erwägen, zu erproben und in Sicherheit zu bringen.

Erstlich bestieg er eine hohe Bastion, die sogenannte Katze, an welcher jetzt der botanische Garten liegt, und arbeitete sich so über seine Mitbürger empor, indem er über die Stadt hinblickte.

Alles war in täglicher Arbeit und Thätigkeit begriffen; nur ein kleiner, schulschwänzender Junge schlich um Herrn Jacques herum und schien ebenfalls ein Original werden zu wollen, ja ihn an Begabung bereits zu übertreffen; denn man konnte beobachten, wie der Kleine in ein Casemattengemäuer schlich, dort einen künstlich angelegten Behälter öffnete, Spielsachen und Eßwaaren hervorholte und sich mutterseelenallein aber eifrig zu unterhalten begann.

So war Alles bethätigt, selbst der blaue See fernhin von den Segeln der Last- und Marktschiffe bedeckt, müssig allein die stille weiße Alpenkette und Herr Jacques.

Da sich nun auf dieser Katze keine erfreuliche Erfahrung oder Auszeichnung darbieten wollte, so stieg er wieder hinunter und ging aus dem nächsten Thore, sich bald an den einsamen Ufern des Sihlflusses verlierend, der wie herkömmlich durch die Gehölze und um die aus dem Gebirge herabgewälzten Steinblöcke schäumend dahin eilte. Seit hundert Jahren war diese dicht vor der Stadt liegende romantische Wildniß von den zürcherischen Genies, Philosophen und Dichtern mit Degen und Haarbeutel begangen worden; hier hatten die jungen Grafen Stollberg als Durchreisende genialisch und pudelnackt gebadet und dafür die Steinwürfe der sittsamen Landleute eingeerntet. Die Felstrümmer im Flusse

hatten schon hundertmal zu den robinson'schen Niederlassungen junger Schulschwänzer gedient; sie waren geheimnißvoll von dem Feuer geschwärzt, in welchem geraubte Kartoffeln oder unglückselige Fischchen gebraten worden, die den Robinsons in die Hände gefallen. Herr Jacques selber hatte mehrere dergleichen Projecte hervorgebracht. Allein, ein besserer Kaufmann als Robinson, hatte er dieselben, d. h. die Wahl des Platzes und das Einzelne der Ausführung jedesmal für baares Geld an andere Knaben abgetreten, worauf die Käufer dann ebenso regelmäßig in Folge dieser Wahl und Ausführung von den Bauern als Holzfrevler und Felddiebe überfallen und geprügelt worden waren.

Dieses erinnerungsreiche Ufer entlang wandelte Herr Jacques, die offene Schreibtafel in der einen, den Stift in der andern Hand und ganz gewärtig, die Zeugnisse seiner Originalität zu beglaubigen, welche die rauschenden Wasser ihm bringen sollten. Allein der fleißige Strom hatte Anderes zu thun; er mußte den Bürgern von Zürich das gute Buchenholz zutragen, welches sie aus dem schönen Walde bezogen, den ihnen vor fünfhundert Jahren zur alten Reichszeit die Kinder König Albrecht's von Habsburg aus dem Gute eines seiner Mörder für loyales Verhalten geschenkt, oder aus jenem Forste, den Ludwig der Deutsche der Abtei Zürich gewidmet. Zu vielen Tausenden kamen, den Fluß bedeckend, die braven Holzscheite aus den mächtigen Wäldern stundenweit hergeschwommen, und der Fluß, von früherem Regenwetter angeschwollen, mit weggeschwemmtem Erdreich gesättigt und schmutzig gefärbt, warf die Last mit wilder Kraft vor sich her, als der ungeschlachte Holzknecht der guten Stadt, daß das Holz gar eilig in deren Bereich sich sputete.

An diesem Anblicke hätte nun Herr Jacques sich zu einem fruchtbringenden Gedanken erheben und, den Lauf der Zeiten verfolgend, das Auge in die graue Vorzeit versenkend, den Bestand der menschlichen Dinge erwägen, oder er hätte das Lob jenes grünen Waldes singen können, der in der Hand ausdauernder Bürgerkraft allein noch lebte von all der Herrlichkeit verschollener Ritter und Abteien, noch so frisch und grün wie vor einem halben oder bald ganzen Jahrtausend.

Doch konnte er nicht auf solche Abschweifungen gerathen, weil er sofort begann, die Holzscheite, so schnell er konnte, innerhalb eines ungefähren quadratischen Bezirkes zu zählen, die muthmaßliche Fläche, welche zu einem Klafter wohlgemessenen Buchenholzes gehören mochte, zu überschlagen, dann solche Flächen abzugrenzen und zu zählen, und endlich den Werth des vorüberschwimmenden Holzes auszurechnen, so daß er, nachdem er kein Auge verwendend und die Uhr in der Hand eine halbe Stunde flußaufwärts gegangen war, auf seiner Schreibtafel die ziemlich wahrscheinliche Summe trug, für welche die Stadt während zweier Tage Brennholz einführte. Denn er kannte die gegenwärtigen Holzpreise genau und freute sich, die heutige Mission ganz vergessend, seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit.

Plötzlich erwachte er aus seinen Berechnungen, als die Flußgegend sich erweiterte und er eine von Hügeln und Bergen eingeschlossene Ebene betrat, die Wollishofer Allmende genannt, auf welcher sich ihm ein neues Schauspiel darbot.

Auf dieser Allmende sah er nämlich ein Häuflein meistens älterer Herren sich rüstig und doch gemächlich durcheinander bewegen und alle Vorbereitungen

zu einem erklecklichen Bombenwerfen ausführen. Es waren die Herren der löblichen alten Gesellschaft der Constaffleren und Feuerwerker, welche dieses kriegerische Wesen zu ihrem Privatvergnügen sowol, als zu gemeinem Nutzen betrieben und heute ihr jährliches Mörserschießen feierten.

Da waren also mehrere solcher Geschütze, in der Sonne glänzend, aufgepflanzt; daneben stand ein großes offenes Zelt; der Tisch darunter trug Papiere, Instrumente, sowie Flaschen und Gläser und eine blanke Zinnschüssel mit Tabak nebst langen irdenen Pfeifen. Eine der letzteren trug bereits jeder der Herren in der Hand, feine Räuchlein ausblasend in Erwartung des Pulverdampfes. Zwei oder drei von den Aeltesten trugen noch Haarzöpfchen und mehrere Andere gepuderte Haare. Im Uebrigen gingen sie in blauen oder grünen Fräcken einher, in weißen Westen und Halsbinden.

Sie säuberten aufmerksam die Bettungen der Geschütze und brachten alles wohl in seine Lage; denn wie es schon in dem „einer ehr- und tugendliebenden Jugend" gewidmeten Neujahrsblatte der Gesellschaft vom Jahr 1697 hieß:

Was die Werlet ist und heget,
Auf ein Pfimmet ist geleget.

Endlich aber begann

Das schleunige Schießen,
Des Feindes Verdrießen!

Bald wälzten sich die Rauchwolken über die Fläche, während die Bomben in hohem Bogen am blauen Himmel nach der Scheibe hinfuhren und die weißen Herren in stiller Fröhlichkeit handtirten wie die baaren Teufel. Hier setzte Einer die Bombe in den Mörser, dort senkte ein Anderer das Geschütz und richtete es kunstgerecht, ein Dritter zündete an und

„der vierte den Mörsel schon wieder ausbutzt,
Vulkanens Gesinde hier dienet und trutzt!"

wie es in einem anderen Neujahrsstücke von 1709 heißt.

Bei aller Furia leuchtete aber doch eine altväterische Frömmigkeit aus den Augen dieser Vulcansdiener, abgesehen davon, daß auch ein Chorherr vom Stift unter ihnen arbeitete, und man konnte sich an jenes andere Fragment ihrer artilleristischen Poesie erinnern, welches lautet:

Wann der Satan mit Haubitzen
Seine Plagen auf dich spielt,
Dann so wisse dich zu schützen
Mit Gebet als einem Schildt,
Sein Geschütz, gepflanzt zu haglen,
Wird dein' Andacht bald vernaglen!

Herr Jacques, der nichts zu thun hatte, schaute diesem Spiele wehmüthig und bescheiden im Schatten eines Baumes zu, bis ihn einer der Bombenschützen, der sein Pathe war, erkannte, heranrief und ihm die lange Thonpfeife zu halten gab, während er mit dem Pulversacke zu schaffen hatte. Diese Bequemlichkeit merkten sich die andern Herren auch, und so stand der junge Originalmensch bis zum Mittag, stets eine oder zwei Pfeifen in der Hand vor sich hinstreckend. Nur der Chorherr, welcher statt der Pfeife eine längliche, mit einem Federkiel

versehene Cigarre rauchte, legte diese nicht weg, sondern brannte kühn seinen Mörser mit ihrem Feuer los.

Für seine Mühewaltung wurde Jacques dann aber zu dem Mittagessen gezogen, welches die heutige Thathandlung der Feuerwerker krönte und auf einem nahen Bühel unter den Bäumen bereitet war. Wenn diese wackeren Geister schon durch den Pulvergeruch verjüngt worden, so fühlten sie sich nun durch den blauen Himmel, die grünen Wälder ringsumher und durch den goldnen Wein noch mehr erheitert, und nachdem in vollem Chor ein Kriegslied erschollen, versuchten sie sich in einem Rundgesange, in welchem auch nicht Einer seinen Beitrag verweigerte. Da kamen allerlei schnurrenhafte Liedchen zum Vorschein, von deren Dasein Herr Jacques keine Ahnung gehabt. Er lauschte lautlos und sah einen der Singenden nach dem andern an, und seine weithin ragende bleiche Nase drehte sich dabei langsam in die Runde gleich dem Lafettenschwanz einer Kanone, wie einer der Feuerwerker meinte.

Als nun die Reihe an ihn kam und die Männer darauf hielten, daß er auch seinen Vers singe, wußte er keinen und es fiel ihm nicht der geringste sangbare Gegenstand ein. Darüber wurde er ganz betreten und niedergeschlagen.

Die Feuermänner aber achteten nicht darauf, sondern begannen einen anderen Rundsang, in welchem an Jeden die Frage gerichtet wurde:

Herr Bruder, deine Schöne heißt?

welche Schöne jeweilig nach ihrer Namhaftmachung hoch leben mußte. Da riefen nun die Einen, mit Schonung der würdigen Hausfrau, den verstellten Namen irgend einer Jugendfreundin, wie Doris, Phillis oder Chloe. Andere nannten Diana, Minerva, Venus, oder Constantia, Abundantia u. dergl. Das waren aber keine Damen, sondern Lieblingsgeschütze, die ehrbar im Zeughause standen. Diese Geschützname wurden jedesmal wie Kanonenschüsse, mit furchtbarer Donnerstimme ausgestoßen, so daß es fast tönte, wie wenn die Kanonen einer Zwölfpfünderbatterie eine nach der andern abgefeuert würden. Als nun auch hier wieder die Reihe an Herrn Jacques kam, gedachte er sich endlich hervorzuthun und bezeichnete so laut er konnte seine Geliebte als „Sapientia!" Da aber seine Stimme zu jener Zeit eben im Brechen war, erdröhnten nur die ersten Silben des Wortes in tiefer Tonlage, während das Ende überschlug und ganz in die Höhe schnappte, was bei seinem tiefen Ernste sich so lustig ausnahm, daß alle Herren in ein fröhliches Gelächter ausbrachen.

Da wurde er noch stiller und blickte lange nicht mehr auf.

Dies bemerkend, klopfte ihm der Herr Pathe auf den Rücken und sagte: „Was ist's mit Euch, Meister Jacques? Warum so mauserig?"

Der kleine Mann schwieg aber noch eine Weile unbeholfen fort, bis ihm einige Schlücke besseren Weines plötzlich die Zunge lösten und er unversehens sein Herz auszuschütten begann. So eröffnete er denn dem alten Herrn seine Klage: Jene hätten gut lachen; er dagegen sei in einer Zeit geboren, in der man unbedingt kein Originalmensch mehr werden könne und am Gewöhnlichen haften bleiben müsse, was um so schmerzlicher sei, wenn man die letzten Ueberbleibsel schönerer Tage noch vor sich sehe. Diese alten Bombenwerfer mit ihren gepuderten Köpfen und Thonpfeifen seien ja die originellsten Käuze von der Welt,

und ein junger Schüler von heute zerbreche sich ganz vergeblich den Kopf, ausfindig zu machen, was etwas dem Aehnliches darstellen würde. Dieses sei der beseufzenswerthe Nachtheil des Jahrhunderts, in dem man leben müsse, und kein Kraut sei für solches Uebel gewachsen.

Der Alte beschaute den Sprecher von der Seite, ohne etwas zu sagen. Die Nächstsitzenden jedoch sahen sich unter einander an und murrten vernehmlich über ein Zeitalter, in welchem Kinder sich herausnehmen dürften, über die Alten naseweise Bemerkungen zu machen und ihnen Spitznamen zu geben, wie originelle Käuze u. dergl.

Da wurde der Aermste ganz eingeschüchtert und beschämt und ließ feuerroth seinen Blick herum irren, nach welcher Seite hin er entwischen könne. Der Herr Pathe nahm ihn aber unter den Arm und sprach: Kommt, Meister Jacobus! Ich will Euch den Ueberbleibsel dieses heitern Tages widmen, da wir beide wohl nicht mehr viel zur Arbeit taugen werden! Wir wollen einen Gang auf die Manegg machen und bis dahin des lieblichen Waldes genießen.

Sie spazierten also über die weite Allmende und über den Sihlfluß, stiegen durch schönes junges Buchengehölz die jenseitigen Höhen empor und gelangten auf einen ebenen Absatz, von zwei mächtigen, breitästigen Buchen beschattet, wo aber schon ein neues Abenteuer auf den jungen Verehrer der Sapientia heranstürmte.

Die Terrasse war bevölkert und belebt von einer Schaar junger Schulmädchen, welche zur Begehung des jährlichen sogenannten Lustigmachens aus der engen Stadt in's Freie geführt worden waren und hier unter der Obhut einiger Herren Vorsteher und Lehrerinnen ihren unschuldigen Ringeltänzen und Fangspielen oblagen. Sie waren alle weiß oder rosenroth gekleidet; einige trugen zur Erhöhung der Lust bunte Trachten als Bäuerinnen oder Hirtinnen, wie zu solchem Behufe die geeigneten Gewänder da und dort in den Familien aufbewahrt und im Stande gehalten wurden. Das Alles verursachte eine heitere und glänzende Erscheinung in der grünschattigen Umgebung und gern hielt der Herr Pathe einen Augenblick an, um sich an dem lieblichen Anblick zu erfrischen. Er begrüßte die ihm bekannten Vorsteher und scherzte mit den verkleideten kleinen Schönheiten, sie nach Stand und Herkommen befragend, ob sie hier in Dienst zu treten oder weiter zu reisen gedächten u. s. w.

Sogleich kam aber die ganze Mädchenschaar herbeigelaufen und umringte den alten Herrn sammt seinem jungen Schützling, welcher jetzt in noch größere Bedrängniß gerieth, als er heute je erlebt. Wo er hin sah, erblickte er in dichter Nähe nichts als blühende und lachende Gesichter, die an der Grenze der Kindheit noch alle frisch und lieblich waren und das ihrer wartende Reich der Unschönheit noch nicht gesehen hatten. Hier das schönäugige Gesichtchen mit den etwas starken, familienmäßigen Vorderzähnchen ahnte nicht, daß es in weniger als zehn Jahren ein sogenannter Todtenkopf sein würde; dort das regelmäßige ruhige Engelsantlitz schien unmöglich Raum zu bieten für die Züge anererbter Habsucht und Heuchelei, welche in kurzer Zeit es durchfurchen und verwüsten sollten; wer glaubte von jenem rosigen Stumpfnäschen, daß es zu einem Thron und Sitz unerträglicher Neugierde und Spähsucht bestimmt war und die beiden

Sternäugelein links und rechts in falsche Irrlichter verwandeln würde? Wer hätte von dem küßlichen Breitmäulchen da denken können, daß seine jetzo so anmuthigen Lippen dereinst, von ewiger Bewegung kleiner Leidenschaften und Müßigkeiten ausgedehnt und formlos geworden, sich bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr hin verziehen, bald die untere die obere, bald die obere die untere bedecken, dann plötzlich wieder beide vereint sich verlängern und als Entenschnabel schnattern würden? Ei, und dort das angehende Spitznäschen, das die erhabene Beatrix für einen kommenden Dante zu verkünden scheint und sich zu einem Geierschnabel auswachsen wird, der einem ehelichen Dulder täglich die Leber aufhacket, unversehrt von seinem schweigenden Hasse! Und wiederum diese in gleichmüthiger Unschuld und zarter Heiterkeit lachende junge Rose, die vor der Zeit entblättert sein wird von tausend Sorgen und ungeahnten Erfahrungen, gebleicht von Kummer und zu schwach auch nur für den Widerstand der Verachtung?

Nichts von alledem war hier zu ahnen; wie eine lebendige Rosenhecke umdrängte das Mädchenvolk den hochragenden Herren Pathen und den etwas kürzeren Herren Jakobus, welchen die losen Kinder so oft auf dem Schulwege als ernsthaften, pedantischen Großschüler trafen, schwere Bücher unter dem Arm. Neugierig betrachteten sie ihn jetzt nach Herzenslust und so recht in der Nähe, und erforschten unverzagt sein tiefsinniges Gesicht, seine verlegene Haltung, seine etwas langen Hände und Füße, und kicherten dabei fortwährend, so daß es ihm unangenehm zu Muthe wurde. Während der Alte fortfuhr, mit ihnen zu scherzen und das eine oder andere Köpfchen streichelte, drängten sie sich immer näher und schoben dabei diese oder jene im Hintertreffen Stehende muthwillig in den Vordergrund. Plötzlich stieß auf diese Weise ein langes, stärkeres Mädchen, das allgemein der Holzbock genannt wurde, eine zarte Gestalt so gewaltsam hervor und gegen den Herrn Jacques, daß sie erröthend und aufschreiend die Hände wider seine Brust stemmen mußte, um nicht an dieselbe hinzufallen, während er überrascht und erschrocken die Aermste gleicherweise von sich stieß, wie ein unvorhergesehenes großes Uebel.

Und doch war es seine von ihm selbst erwählte und festgesetzte erste Liebe, seine Jugendflamme, welche ohne zu brennen still auf allen seinen Pfaden leuchtete, ein schmales Jungfräulein mit sieben oder acht lang gedrehten, auf den Rücken fallenden blonden Locken, angethan mit einem blendend weißen Kleide und himmelblauen Schuhen mit kreuzweise um die Knöchel gewundenen Bändern.

Diese äußere Erscheinung war der Wille und das Werk der Mutter, welche die vermeintlich verscherzte eigene Bedeutung auf solche Weise an dem Kinde nachholen wollte, ihm mit Sorgfalt alle Tage eigenhändig die Locken wickelte und es so herumlaufen ließ, daß es sich von allen anderen Kindern unterschied, obgleich es ein ganz gewöhnliches Wesen war.

Eben diese Auszeichnung aber hatte den wählerischen jungen Scholaren bestimmt, bei Gründung der ersten Liebe sein Auge auf das Mädchen zu werfen. Im Uebrigen begnügte er sich damit, dasselbe von ferne anzusehen und die Wege zu wandeln, auf denen es zur Kirche oder Schule ging, in der Nähe aber immer das Gesicht abzuwenden, so daß ihm die Gesichtszüge der Geliebten eigentlich

fast unbekannt waren und er nur ein ungefähres Bild im Kopfe trug, an welchem die Locken und das Kleid die Hauptsache bildeten. Auch war sein Gefühl noch kühl und schwach und mit keinerlei Schlagen des Herzens verbunden. Dieses klopfte ihm jetzt nicht einmal, als er die Jugendgeliebte so unverhofft nahe sah und sie von sich stoßen mußte, wobei er einen Augenblick lang zum ersten Male die Gesichtszüge der Theuren deutlich erkannte, und zwar nicht ohne ein rasches, kurzes Befremden; denn die Züge entsprachen gar nicht der Vorstellung, die er davon hatte. Ueberdies waren sie etwas entstellt von Scham und Unwillen über den empfangenen Stoß und Gegenstoß. Trotz dieser scheinbar gefährlichen Sachlage kann jetzt schon erzählt werden, daß Herr Jacques pedantisch genug war, an seiner Jugendneigung festzuhalten, dieselbe immer mehr auszubilden und um das Mädchen späterhin zu werben mit der Ruhe und Gemessenheit einer guten Wanduhr, ohne je den Schlaf zu verlieren, oder, wenn er schlief, von der Sache zu träumen.

Für jetzt aber nahm der Auftritt eine abermalige plötzliche Wendung; denn von dem nahen Meierhofe her, dessen Pachter eine Wirthschaft betrieb, wurden große Körbe voll eines goldbraunen, duftenden Gebäckes gebracht, welches nur hier verfertigt wurde und den Namen des Hofes trug. Die Halbkinder rauschten wie ein Flug Tauben auf und davon und flogen ohne zurückzublicken nach dem lockenden Speiseplatz, also daß Jacques mit seinem Pathen unversehens allein dastand und jetzt mit ihm weiter ziehen mußte. Und doch drang auch ihm der süße Duft der Kuchen in die Nase; er hatte zudem aus Blödigkeit nicht genug gegessen bei den Vulcansdienern und verspürte starke Eßlust. Daher bedrückte es wie eine große Unbilligkeit sein Herz, daß es klopfte, als er vergeblich nach den glückseligen Körben zurückschaute, während der alte Herr ihn entführte. Unmuth und Bekümmerniß wurden jetzt so stark, daß sie ihm das Wasser in die Augen trieben, die er verstohlen abwischte. Der alte Herr bemerkte es aber wohl und sah ihn kopfschüttelnd wieder von der Seite an; er hielt jedoch dafür, daß nicht die Kuchen, sondern seine jugendlichen Originalitätssorgen ihm noch zu schaffen machten und das Herz bedrängten, und führte den trauernden Heranwüchsling schweigend den steiler werdenden Pfad empor, bis sie auf dem Vorsprung des Berges anlangten, auf welchem noch die letzten Steintrümmer der ehemaligen Burg Manegg zu sehen waren.

Am Fuße des Gemäuers floß ein Brünnlein mit frischem Bergwasser, geziert mit einer Inschrift zum Andenken des ehemaligen Eigners der Burg, des Ritters und Freundes der Minnesinger, Herrn Rüdiger Maneſſe. Die beiden Wanderer erquickten sich an dem kühlen Wasser, und da überdies von Burgen und Rittern die Rede war, so lebte der Jünglingsknabe wieder auf und erklomm mit dem Alten beruhigter vollends die Burgstätte. Hier setzten sie sich auf eine Bank und betrachteten die reiche Fernsicht; über ihnen ragten schlanke Föhrenbäume, während hundertjährige Stämme gleicher Art aus der Tiefe emporstiegen und ihre schönen Kronen mit gewaltigen, im Abendlichte röthlich glühenden Armen zu ihren Füßen ausbreiteten. Von Süden her leuchtete der wolkenlose Berg Glärnisch über grüne Waldthäler und im Nordosten über dem See lagerte die alte Stadt im Sonnenglanze.

„Also ein Original möchtet Ihr gerne sein, Meister Jacques?" sagte nunmehr der Pathe und strich seinem Schützlinge das Haar aus der erhitzten Stirne. „Ei, das kommt nur darauf an, was für eines! Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzursprüngliches ist! Jenes ist aber im Ganzen so wenig häufig oder recht betrachtet so selten, daß, wer es kann und thut, immer den Habitus eines Selbständigen und Originalen haben und sich im Gedächtniß der Menschen erhalten wird, ganze Stämme sowohl, wie Einzelne.

„Da haben wir dieses längst verschwundene Geschlecht der Manesse, die in ihrer Blüthezeit alles, was sie unternahmen, ausführten, und, ohne sich durch seltsame Manieren bemerklich zu machen, mustergültig ihren Platz ausfüllten, auch wenn es nicht der oberste war. Hier sitzen wir auf einem ihrer Burgställe, dort drüben in der Stadt können wir noch das hohe Dach ihres Ritterthurmes erblicken. Laß sehen! Zwischen dem Fraumünster und dem Großmünster muß er stehen! Da sind freilich noch andere solche Spitzdächer von ehemaligen Geschlechterthürmen. Zu äußerst links der Glentnerthurm, dicht über ihm der Wellenberg, mehr rechts der Grimmenthurm, gleich daneben, scheinbar, der Escherthurm, unten, hinter der Wasserkirche, ragt der Thurm der Herren von Hottingen; wo ist denn nun der große Erker, der ehemalige Thurm der Manessen? Halt, wenn du mit dem Finger dort vom Wettingerhause, das am Wasser steht, über das Gewirre der Dächer aufwärts fährst, so tupfst Du auf das sogenannte grüne Schloß, dann ziehst Du nur eine gerade Linie nach links bis zu dem ragenden dicken Thurmkorpus, dort hausten sie zu einer Zeit und zu einem Theile!"

Der Junge folgte mit Aufmerksamkeit und einiger Mühe dem Finger des Alten; denn innerhalb der Wälle und Thore der Stadt stand noch eine Zahl grauer Thürme der früheren Ringmauer und innere Thorthürme, zwischen welchen jene hohen Ritterbedachungen zu suchen waren.

„Jetzt," fuhr der Alte fort, „hausen die Spinnen und Fledermäuse auf den dunklen Estrichen; der Metzger trocknet seine Felle dort, oder es hämmert ein einsamer Schuster im hohen Gemach! Aber einst war es lustiger; dort und hier, wo wir sitzen, brachte Rüdiger Manesse von Manegg eines der schönsten Bücher der Welt zusammen, die Lieder der Minnesänger, die sogenannte Manessische Handschrift, die jetzt in Paris liegt auf der Bibliothek des Königs. Wenn Du hinkommst zu Deiner Zeit, so mußt Du das alte Buch sehen; es ist in rothes Leder gebunden und der schnöde Name Ludwig's XV. ist ihm auf den Rücken gestempelt. Der Name des Sammlers aber, unsers Rüdiger, ist in aller Welt verbreitet, eben weil er die liebe- und freudenvolle und doch so bescheidene Unternehmung beharrlich durchgeführt hat; sein Name lebt, obgleich ein Schulfuchs neulich den Ton angab, ihm sein Verdienst streitig zu machen, ein Bakel, welchem das Werk selbst doch nach fünfhundert Jahren noch Quelle und Werkzeug seiner Tagesarbeit wurde.

„Die Entstehung der Handschrift aber bewirkte, daß wiederum andere Originale sich zeigten und entwickelten; das ereignete sich alles gar heiter und ergötzlich und hat mich in jüngeren Jahren gereizt, mir die Geschichte etwas zusammen zu denken und auszumalen, also daß ich dieselbe fast so erzählen kann, als ob ich sie aufgeschrieben hätte, und ich will Dir sie jetzt erzählen. Es wird eine schöne Mondnacht werden, und bis wir zu Hause sind, bin ich fertig. Es handelt sich dabei hauptsächlich um den Meister Hadlaub, der das Buch geschrieben, die vielen Bilder darin zum Theil gemalt hat und darüber selbst zum Dichter geworden ist durch das Minnewesen und den Scherz, den die Herren mit ihm treiben wollten. Von anständigen Minnesachen aber darfst Du allenfalls schon etwas vernehmen."

Hier schaute der Alte den Herrn Jacques wieder schalkhaft seitwärts an und gedachte, den hölzernen und einbildischen Ernst desselben ein wenig zu verwirren. Er erzählte ihm die Geschichte von der Entstehung des Manesse'schen Codex zu Paris und betitelte sie, indem sie die Heimkehr nach der Stadt antraten:

Hadlaub.

Gleich unterhalb des aargauischen Städtchens Kaiserstuhl stehen die beiden Schlösser schwarz und weiß Wasserstelz, jenes mitten im Rhein d. h. näher dem linken Ufer und jetzt noch von allerlei Leuten bewohnt, die es kaufen mögen, dieses zerfallen auf dem rechten Ufer. Zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg aber saßen zwei Schwestern auf den beiden Burgen als Erbinnen eines mäßigen Lehnswesens, das nach seiner Theilung keiner großes Gut übrig ließ. Darum suchte die ältere derselben, Mechtildis, welche auf weiß Wasserstelz hauf'te und dessen ungeachtet eine fast rußige, finstere und gewaltthätige Person war, unabläßig ihre jüngere Schwester, Kunigunde auf schwarz Wasserstelz, von ihrem Erbe zu verdrängen und mit allen möglichen Ränken in ein Kloster zu treiben. Denn diese Kunigunde war von schöner und lieblicher Gestalt, von der weißesten Hautfarbe und anmuthig heitern Wesens und besaß viel bessere Aussichten für eine günstige Heirat, als jene bösartige.

Trotzdem war sie den Bewerbungen nicht zugänglich und verwahrte sich gegen solche beinah' eben so sorgfältig, wie gegen die Listen und Ueberfälle ihrer Schwester, welche diese in Verbindung mit andern Uebelthätern in's Werk zu setzen suchte. Die schöne Kunigunde verschloß sich zuletzt ganz in ihr festes Wasserhaus, das rings von den tiefen grünen Wellen des Rheines umflossen war. Am Ufer besaß sie eine Mühle, betrieben von einem treuen wehrbaren Dienstmann, der Zufahrt und Eingang des Schlosses bewachte mit seinen bestäubten Knechten. Im Uebrigen war ringsum Stille der Wälder und man hörte nichts, als das Ziehen des Flusses, bis einmal Jemand sagte, er habe in der Nacht durch ein offenes Fenster des Schlosses ein kleines Kind schreien hören, und ein anderes Mal ein Anderer, er habe es auch gehört und zwar bei hellem Tage. Bald aber ging das Gerücht im Land, die Dame auf schwarz Wasserstelz werde von einem gewaltigen Manne besucht, der Niemand anderes sei, als des Kaisers Canzler, Heinrich von Klingenberg, mit dem nicht gut Kirschen essen wäre. Ihm

sei die schöne Frau in Liebe ergeben, und als starker Nekromant wandle er, wenn er in die Gegend komme, nächtlich über das Rheinwasser trockenen Fußes, um sie ungesehen zu besuchen; er gleite auf einer wie Gold leuchtenden Strickleiter oder, wie andere meinten, von Dämonen getragen an der Thurmmauer empor bis zum offenen Fenster der Dame; denn er hielt sich alsdann im nahen Schloß Röteln oder im Städtchen zu Kaiserstuhl auf, das er später als Bischof von Constanz von einem der letzten Regensberger auch käuflich erwarb.

Thatsache war, daß nach etwa sieben oder acht Jahren die Frau von schwarz Wasserstelz ein gar anmuthiges Mädchen nach Zürich bringen ließ, daß sie bald darauf selber und zwar freiwillig als Klosterfrau in die Abtei Zürich ging und daß sie nach Ablauf einer weiteren Zeit durch den Einfluß eben desselben Bischofs Heinrich zur Fürstäbtissin gewählt wurde.

Ob diese Geistlichwerdung aus Reue geschah und um die Jahre der Leidenschaft abzubüßen, oder ob es sich für das vornehme Liebespaar darum handelte, als kirchenfürstliche Personen in freier Gesellschaftlichkeit sich öfter zu sehen und einer beruhigten Zuneigung froh zu werden, ist jetzt nicht mehr zu ermitteln; doch spricht damalige Sitte und das weiter sich Begebende eher für den letzteren Fall.

Denn es gab in unserer Stadt Zürich eine mannigfache und ansehnliche Gesellschaft. Neben den Prälaten und ihren Amtleuten waren da angesessene schon mehrere hundert Jahre alte Geschlechter, die Nachkommen königlicher Verwalter mit seltsam abgedrehten altdeutschen Namen, die, meistens ein- oder zweisilbig, aus ehemaligen Personen- oder Spitznamen zu räthselhaften Familiennamen geworden, mancher verhallende Naturlaut aus dem Rauschen der Völkerwanderung darunter; kleinere Edelleute der umliegenden Landschaften mit den Namen ihrer Wohnsitze zu Berg und Thal drängten sich herbei, und eine Reihe wichtiger Dynasten der oberdeutschen Lande waren in Zürich verbürgert und gingen ab und zu. Unter allem dem waltete eine nicht unzierliche freie Geselligkeit, und wie einst in solchen Kleingebieten der romanische Baustyl noch gepflegt wurde, nachdem er in den offenen Großländern längst dem Gothischen gewichen, so erfreute man sich eines verspäteten Minne- und Liederwesens ritterlicher Art, nachdem dessen Blüthezeit schon vorüber war.

Jetzt müssen wir uns aber nach dem Kinde Fides umsehen, welches eben das natürliche Töchterlein der Fürstäbtissin war. Das thun wir am besten, wenn wir auf der andern Seite der Stadt am Zürichberg hinaufgehen, wo wir das Kind alsbald antreffen werden und zwar auf einem Spaziergange an der Hand des alten Meister Conrad von Mure, des rühmlichen Vorstehers der Singschule am Großmünsterstift. Der sehr betagte Mann hat das lebhafte Mädchen, das durch den Einfluß des Canzlers im Hause des Herrn Rüdiger Maneſſe erzogen wurde, unter die Fittige seiner besonderen Freundschaft genommen und, da er häufig in der nahen Ritterwohnung verkehrt, aus welcher auch sein Vorsteher der Probst Heinrich Maneſſe stammt, seine kleine Freundin zu dem Gange abgeholt.

Je weiter es aber in die Höhe ging, desto weniger vermochte er das rasche und etwas heftige Kind an der Hand zu behalten wegen überhandnehmender

Schwäche und Engbrüstigkeit, wie der treffliche Mann denn auch dazumal nicht manches Jahr mehr lebte. Er ließ also das Mägdlein laufen, wie es mochte, und half sich an seinem Stabe in den schattigen Wegen weiter, die zwischen den vielen zerstreuten Bauernhöfen auf die Höhe des Berges führten.

Als er eine genügende Umsicht erreicht, ruhte er eine Weile auf einem Steine sitzend aus und ließ mit Behagen seinen Blick über die weite Landschaft gehen oder vielmehr über die Versammlung von Landschaften, welche eben so widerspruchsvoll sich aufreihte, wie unser Zürich, seine Leute und seine Geschichte überhaupt. Das Gebirgsland gegen Süden war urhelvetischen Charakters, in unruhigem und ungefügem Zickzack, eine wilde Welt, die nur durch das Blau der Sommerluft und den Glanz von Schnee und See einiger Maßen zusammengehalten war. Wendete der Cantor aber den Blick rechts, gegen Abend, so sah er in das ruhige Thal der Limmat hinaus, durch welches der Fluß, an wenigen Punkten aufleuchtend, hinzog und in den sanft gerundeten und geschmiegten Höhelinien sich verlor. Von einem massigen Nußbaum und ein paar jungen Eschen eingefaßt, glich das Thal, wenn es im Abendgolde schwamm, in seiner maßvollen Einfachheit einem Bilde des Lothringers, der vierhundert Jahre später malte. Nach dieser Richtung hin schaute der alte Meister Conrad am liebsten, wenn er hier oben ausruhte; denn der Frieden dieses Anblickes ergötzte und beruhigte sein trotz der Jahre immer erregtes Gemüth.

Als er sich nun zum Weitergehen wendete und die Höhe vollends gewann, zeigte sich auf dem Rücken des Berges abermals ein neues Landschaftsbild. Jenseits waldigen Gründen und Hängen dehnte sich gegen Norden und Osten flacheres Land, am weiten Horizonte von tiefblauen schmalen Höhenzügen begrenzt. Im vordersten Plane aber standen Gruppen hoher Eichbäume, zwischen deren Kronendunkel die weißen Wolken glänzten. Diese Gegend konnte ebenso gut im Spessart oder im Odenwalde liegen, wenn man das Auge nicht rückwärts wandte.

Da und dort zwischen den Bäumen war die Hofstätte eines der Berggenossen zu erblicken, die bis hier hinauf ihre Wohnungen zerstreut hatten, und wohl mehr als einer noch von den ursprünglichen freien Männern der Berggemeinde abstammend und den Hof in alter Freiheit fortführend. Unbezweifelt war ein solcher der Bauer Ruoff oder Rudolf am Hadelaub, dessen Haus am Rande eines diesen Namen tragenden Laubgehölzes stand. Der Name deutet auf einen Streit, der einst in dem Holz geschehen sein mag, kommt aber unter den jetzigen Flurnamen nicht mehr vor, weil das ganze Grundstück in einem größeren Besitz aufgegangen und auch der Hof längst verschwunden ist. Damals aber lag das Haus, aus größeren und kleineren Bach- und Feldsteinen gebaut und mit einem niedrigen Schindeldache versehen, sammt dem hölzernen Viehstalle dicht an einer der Schluchten, in welchen der Wolfbach hernieder fließt.

Hieher lenkte aber jetzt Meister Conrad, das Mädchen an sich rufend, seinen Schritt und sprach bei dem Hofbesitzer vor. Der lange knochige Mann war eben von einem Gerüste aufgestanden, an welchem er in Mußestunden lange Speerschäfte herzurichten pflegte. Das Holz hiezu gaben ihm die schlanken Eschen, die reichlich am Bache und auf den Höhen wuchsen. Er prüfte den Schaft

nach seiner Länge und Gräde, indem er ihn wagrecht vor das Gesicht hielt und darüber hin blinzelte. Dabei entdeckte er die Ankunft des Kirchenmannes und legte langsam seinen Schaft auf den Haufen der bereits glatt geschnittenen Stangen, um jenen zu begrüßen.

„Ruoff, Du verdienst den Namen Deines Wohnsitzes!" rief der von Mure ihm entgegen, „wo in aller Welt ist denn schon wieder Streit und Mannschlacht, daß Du Deine Spießmacherei so eifrig betreibst!"

„Es geht immer etwas," erwiderte der Andere, „bald hie, bald da! Uebrigens muß ich die Schäfte machen, wenn ich Zeit habe und das Holz trocken ist, so gibt's etwa einen Pfennig Geld! Seid willkommen, Herr Conrad, was bringt Ihr Gutes?"

„Du bleibst halt immer ein gewerbsamer Züricher, Ihr seid alle gleich und habt nie genug, unten am Wasser und hie oben auf dem Berg!"

„Ja, wir haben's wie die Wildheuer dort drüben am Hochgebirge, wir müssen trachten, da und dort ein herrenloses Gras zu raffen; statt der hohen Felswände haben wir die Kirchenmauern, drum herum zu klettern! Hofft man ein bequem gelegenes Wieslein oder Aeckerlein für sein hart erspartes Geld zu erwerben, so ist schon ein Gotteshaus da, unten, oben, hinten, vorn am Berge, das es nimmt, und man muß es sich noch zur Ehre anrechnen, wenn der bescheidene Mann als Zeuge zugelassen wird!"

„Ruf' deine Wirthin herbei," sagte der Magister lachend, „daß sie dem Kinde hier etwas Milch gibt! Es ist erhitzt und durstig. Oder eher wollen wir einen Augenblick in's Haus gehen, denn Ihr Landbebauer liebt ja nicht die höfische Freude, im grünen Klee und unter Blumen zu sitzen, wenn Ihr tafelt!"

Der Mann vom Hadelaub schüttelte die Späne von seinem starken Lederschurz, indem er leicht die Stirne runzelte; er liebte nicht, sich gelegentlich, im Gegensatze zu den Herrensitten, gewissermaßen als bäuerisch hingestellt zu sehen. Schon sein sorgfältig rasirtes Gesicht, das nur von einem Kranzbart eingerahmt war, und das halblange Haupthaar bewiesen, daß er als Freier sich zur guten Gesellschaft zählte und nicht mit einem ungeschorenen Hörigen oder Leibeigenen verwechselt werden wollte. Denn die Sitte hatte in diesem Stücke, wie noch Vieles, sich geändert. Geschoren waren jetzt die Herren und langhaarig die Knechte, und nur die Apostel und Könige dachte man sich langbärtig.

„Wenn es höfisch ist, im Freien zu speisen," sagte er, „so leben wir hier bei Hofe, da wir in Sommertagen hinter dem Hause am Schatten essen. Dort mag auch Euer Mägdlein die Milch trinken, Ihr selbst aber einen Schluck dauerhaften alten Mostes von Holzbirnen, den Ihr kennt."

„Er ist kühlend und nicht ohne Würze," erwiderte der Cantor; „kommst Du mit Deinem Weib nächstens einmal zum Münster, so werde ich Euch dafür ein Becherlein wälschen Weins vorsetzen, den mir ein sangliebender Herr gebracht hat."

Sie begaben sich demnach auf die Rückseite des Hofes, wo in der That ein uralter Steintisch unter den Bäumen stand, welche vom tiefen Bachbette herauf stiegen und kühlen Schatten verbreiteten. Neben einander gelegte und mit Kies und Rasen bedeckte Baumstämme bildeten eine fahrbare Brücke in den Wald

hinüber. An einem laufenden Brunnen wirthschaftete Rudolfs Eheweib, Frau Richenza. Sie war kaum zwei Zolle kürzer, als ihr Mann, so daß man erst jetzt, als das Paar bei einander stand, den hohen Wuchs derselben recht gewahrte. Ihr Haar war an Stirne und Schläfen straff zurückgestrichen und hinten in einen starken Zopf gebunden, wie es arbeitende Frauen nöthig haben. Auch das Kleid war etwas kürzer, als es bei Leuten freien Standes damals zu sein pflegte, was ihr, mit ihren raschen Bewegungen verbunden, ein rüstiges Ansehen verlieh, das wiederum durch einen gewissen alemanischen Liebreiz des hellen Gesichtes gemildert wurde.

Richenza schüttelte dem Geistlichen und dem Kinde treuherzig die Hand und brachte bald die Milch sowol als den gelben klaren Most herbei, nebst kräftigem Roggenbrod, während der Mann selbst ebenfalls in's Haus ging und von den geräucherten Vorräthen über dem Herde, worüber die Verfügung ihm vorbehalten war, langsam und bedächtig eine Wurst herunterschnitt. Denn ihm stand zu, zu ermessen, wie auf dem Heerzuge des Lebens die köstlichere Speise abzutheilen war, daß der Vorrath langte und niemals Mangel, Schuldbedrängniß und Verpflichtung eintraten, die von allen Seiten feindlich lauerten.

Nicht lange saß nun die kleine Gesellschaft an dem steinernen Tische, als aus dem Walde drüben heller Gesang eines Kindes schallte und bald eine kleine Heerde von Kühen erschien, welche von dem zehnjährigen Knaben des Bauern von der Weide heim und über die Brücke geleitet wurde. Nur mit einem langen blauen Leinenrocke bekleidet, barfuß, von reichem blondem Goldhaar Gesicht und Schultern umwallt, ein hohes Schilfrohr in Händen tragend, gab das Kind mit den Thieren ein ungewöhnlich anmuthiges Bild, welches zudem sammt dem Waldesgrün vom Lichte der Abendsonne gestreift war, soweit sie durch die Belaubung dringen mochte. Mit Wohlgefallen folgten Conrads Augen der Erscheinung, bis der unbekümmert weiter singende und sich kaum umsehende Knabe die Kühe in den Stall gebracht hatte und nun zum Tische kam, um sein Abendbrod zu empfangen. Er gab dem alten Herren ungeheißen die Hand; dann aber legte er erstaunt die Hände auf den Rücken und betrachtete unverwandt das Mägdlein Fides, welches eben sein Milchbecken am Munde hielt und darüber hinweg seine Aeuglein gehen ließ. Einen Augenblick setzte es ab und sagte: „Du dummer Bub!" worauf es fertig trank und den Mund wischte.

Er schlug beschämt die Augen nieder und wendete sich seitwärts mit zuckendem Munde; denn eine so unhöfliche Anrede war ihm in seinem kurzen Leben noch nie zu Theil geworden. Als nun aber Frau Richenza den Knaben an sich zog und beschwichtigte und der Cantor dem Mädchen seine Unart verwies, fing dieses seinerseits an zu weinen, so daß die Frau auch hier einschreiten und besänftigen mußte.

„Sieh Johannes," sagte sie zum Knaben, „das Schäppelein des Dämchens ist fast verwelkt, geh' mit ihm an den Bach hinunter, wo die vielen Blaublümel stehen, und holet zusammen zu einem frischen Kranze, aber kommt bald wieder, eh' es zu kühl wird!"

Das Blumenkränzchen, womit das fliegende Haar des Herrenkindes geziert war, befand sich wirklich nicht mehr im besten Zustande, und es wurde das Vor-

nehmen auch von dem Cantor gebilligt. Die Kinder gingen also, leidlich versöhnt, den schmalen Pfad hinunter, wo der Wolfbach heute noch sich durch Steinblöcke von allen Farben, unterwaschene Baumwurzeln und andere Geheimnisse drängt, kleine Wasserfälle und hundert kleine Theater von Merkwürdigkeiten bildet. Sie gelangten auch bald an eine Stelle, wo das Bord länger von der Sonne beschienen und daher fast immer mit blühenden Pflanzen bedeckt war. Besonders von Vergißmeinnicht erschien alles blau, aber auch weiße Sternchen und rothe Glöckchen gab's darunter, in jenem blumenliebenden Zeitalter eine Augenfreude nicht nur für Kinder.

Die kleine Fides machte sich auch gleich darüber her und band sich mit Behendigkeit einen Kranz, zu welchem Johannes ihr kaum genug Blumen reichen konnte, je nach Auswahl und Befehl. Den Faden hiezu nahm sie vom alten Kranz und ließ die Ueberreste desselben den Bach hinabschwimmen. Nachdem sie die neue Zierde aufgesetzt, sah sie sich im Uebrigen um und fing an auf den Steinen herumzuspringen, welche aus dem rinnenden Wasser hervorragten, bis sie auf einen kam, wo sie nicht mehr fort konnte, ohne durch das Wasser zu gehen. Das war [illegible] wegen der feinen Schuhe und des Kleides unthunlich; nach kurzem Besinnen befahl sie dem Knaben, der ihr nachgesprungen war und rathlos bei ihr auf dem Steine stand, sie an's Ufer zu tragen. Er glitt auch sofort in's Wasser und trug das angehende Frauenwesen auf dem Arme und nicht ohne Mühe über die eckigen und runden Bachsteine, indessen sie sich an seinem Halse hielt, auf's Trockene.

Inzwischen rückte Meister Conrad von Mure dem Ziele seines heutigen Ausganges näher. Er hatte, seit längerer Zeit mit den Leuten am Hadlaub in guter Freundschaft lebend, die zarte, aber auch aufgeweckte und gelehrige Beschaffenheit des Knaben Johannes bemerkt und wünschte denselben zu sich zu nehmen, um ihn zunächst zu einem Schreiberlein und Schüler heranzubilden, dessen er zu allerlei Aushülfe ermangelte, dann aber auch einem besseren Lebenslose entgegenzuführen, als er ihm auf dieser Berghöhe beschieden wähnte. Er begann daher von dem Singen des Knaben zu sprechen, wie er allerhand Singwerk in Worten und Weisen richtig aufgefaßt, wenn auch nur stückweise, inne habe, ohne daß man wisse, wie es zugehe. Dann brachte er allmälig sein Anliegen vor, fand aber keine Zustimmung beim Vater. Der unterbrach ihn, als er im besten Zuge war, und sagte: „Lieber Herr! Wir wollen hierin nicht weiter gehen! Statt eines ehrlichen Christennamens, wie sie auf diesem Berge und rings im Lande altherkömmlich sind, Heinz, Kunz, Götz, Siz, Frick, Gyr, Ruff, Ruegg, hat man dem Buben einen von den neumodischen Pfaffennamen verschafft, Johannes, ohne daß ich weiß, wie es eigentlich gekommen ist. Aber weiter soll es nun mit dem Pfaffwerden nicht gehen. Es ist mein einziges Kind. Seit unvordenklicher Zeit haben sich meine Väter auf der hiesigen Hofstatt gehalten, ich will mir nicht vorstellen, daß das durch meine Schuld anders werden soll und keiner der Meinigen mehr seinen Pflug hier führe, sein Vieh hier weide und von hier aus mit Schild und Speer zum Heerbann niedersteige."

„Ei, was die ehrlichen Christennamen betrifft," antwortete ihm der Alte lächelnd, „so seid Ihr nicht gut berichtet! Ihr habt als solche lauter wilde

alte Heidennamen genannt, Euren und meinen nicht ausgeschlossen. Wißt Ihr, wie Euer Name Rudolf sich ehemals geschrieben hat? Hruodwolf, lupus gloriosus, ein berühmter Wolf, ein Hauptwolf, ein Wolf der Wölfe! Schönes Christenthum! Wie lieblich klingt dagegen das griechische Johannes, sei es nun der Täufer, oder der Lieblingsjünger des Heilands, oder der Evangelist!"

Soeben kamen nun die beiden Kinder an und der Cantor zog gleich den Knaben herbei, ergriff dessen Hände und rief: „Seht, Capitan aller Wölfe, sind diese schmalen Händchen diejenigen eines Pflugführers und Speerträgers? Oder nicht vielmehr diejenigen eines Pfaffen oder Magisters? Eines sanften gelehrten Johannes? Merkt Ihr denn nicht die Weisheit der guten Mutter Natur, die aus so reisigem Volk von Zeit zu Zeit selber ein zarteres Pflänzlein schafft, aus dem ein Lehrer oder Priester werden mag, wo Ihr sonst bei aller Stärke in Unwissenheit und Sünde verderben müßtet? Uebrigens ist gar nicht gesagt, daß er durchaus geistlich werden soll; ich bin zufrieden, wenn er nur vorerst etwas lernt und die Zeit nicht verloren geht!"

„Willst Du in die Schule gehen zu den Herren am Münster?" sagte nun die Mutter zu dem Knaben, welcher verwundert Alle der Reihe nach ansah.

„Willst Du schöne Bücher schreiben und malen lernen mit Gold und bunten Farben, Lieder singen und die Fiedel spielen," sagte der Singmeister, „schöne Mailieder, kluge Sprüche und das Michaelslied: O heros invincibilis dux — oder wie hast Du heut' gesungen?"

„O Herr, o Vizibilidux! heißt es," rief Johannes eifrig, und lachend fragte Conrad, wer ihn das gelehrt habe?

„Der Bruder Stadpert im Klösterlein," versetzte jener selbstzufrieden.

„Das ist ein uralter Mönch bei den Augustinerbrüdern dort hinter den Eichen, der einst als Kriegsmann noch den Heerzug in's heilige Land mitgemacht hat und dem Kinde zu erzählen pflegt, wie sie das Lied immer gesungen, wenn es in den Streit ging."

Dies bemerkte die Frau Richenza; Rudolf, ihr Mann, aber sagte jetzt zu dem Knaben: „Nun, was ziehst du nun vor? Willst Du bei den Mönchen in der Schule sitzen und eine Glatze tragen, oder willst Du hier oben in der freien Luft bleiben und ein wehrhafter Geselle werden?"

Johannes begriff den Sinn der Unterhaltung nur etwa zur Hälfte; er sah sich nochmals um und vermuthete zuletzt, daß es sich um eine Schule handle, in welcher solche kleine Dämchen säßen, wie der Chorherr eines zur Probe mitgebracht habe, und da dieses ihm gefiel, so erklärte er, er wolle in die Schule gehen.

„Genug," rief der Vater in strengerem Tone, „wir wollen mit solcher Sache nicht länger spielen! Geh hinein, Johannes, und hole das Horn, daß wir die Knechte und Dirnen heimrufen!"

Der Chorherr merkte, daß er jetzt nichts weiter ausrichten werde, nahm, da die Sonne sich zum Untergange neigte, Abschied und begab sich auf den Heimweg. Gleichzeitig kamen ein alter und ein junger Knecht mit Ochsen und Eggen in raschem Laufe auf der Hofstatt an, mit lautem Geschrei und Heio, Menschen und Thiere gleich ungeduldig. Während hiedurch die Aufmerksamkeit des Meisters

in Anspruch genommen wurde, benutzte Johannes die Gelegenheit, vom Hofe zu entfliehen und dem Cantor und dem Mädchen den Berg hinunter nachzulaufen. Da er barfuß war, so hörten sie ihn nicht. Wenn Herr Conrad einen Augenblick still stand, um auszuruhen und zu husten, so hielt Johannes in einiger Entfernung ebenfalls an und blieb schüchtern stehen, und wenn sie weitergingen, so lief er wieder hinter ihnen drein. Bei einem solchen Halt entdeckte ihn die zurückschauende Fides; aber sie sah ihn jetzt wieder so stolz und fremd an und schien nicht einmal den alten Herren von seiner Nachfolge in Kenntniß zu setzen, so daß er verschüchtert zurück blieb und ihnen traurig nachblickte, bis sie in den Abendschatten verschwanden. Dann lief er voll Furcht, theils vor den Folgen seines Ungehorsams, theils vor den Geheimnissen der hereinbrechenden Nacht, eilig zurück, bis ihn die Mutter, die ihn bereits suchte, empfing und unbemerkt in's Haus brachte und auf seinem Lager versorgte, dem Anerbieten des ehrwürdigen Capitelsmannes mütterlich nachsinnend.

Als sie nach Jahr und Tag ihrem Eheherren einen zweiten Sohn schenkte, ein Knäblein, das auffallend groß und kräftig war, wurde Rudolf am Hadelaub anderen Sinnes und der Wunsch des Singmeisters der Probstei Zürich erfüllt.

Nach ungefähr acht Jahren finden wir den Johannes Hadlaub, wie er jetzt genannt wurde, als blondgelockten feinen Jüngling unermüdlich bei allerhand gelehrter Arbeit. Conrad von Mure hatte ihn unter seine ganz besondere Hut genommen und zu allererst so schnell schreiben und lesen gelehrt, wie ein Kriegsmann seinen Knaben reiten und fechten. Gleichzeitig mit dieser Uebung und durch dieselbe mußte er die Sprache deutsch und lateinisch verstehen lernen, denn der Meister gönnte ihm nicht so viel Zeit hiezu, wie den Pfaffen- und Herrenknaben der Stiftsschule. Nach Brauch und Art des Handwerks mußte er sobald als möglich Nützliches hervorbringen, was an seiner Stelle in sauberer und genauer Abschrift bestand; über den Inhalt sich aus den vertrauten Worten des Alten gewissermaßen im Fluge zu belehren, mußte er sich still und aufmerksam angewöhnen. Mit der Zeit mochte er dann sehen, was er weiter aus sich machte, wenn er ein wirklicher Gelehrter und Theolog werden wollte. Inzwischen mußte er nicht nur Noten und Worte der Kirchenmusik schreiben, sondern auch die Reimwerke Conrad's, seine mythologischen, geographischen, naturkundlichen und historischen Tractate fleißig copiren, bis sein Taufgevatter Johannes Manesse, der Custos und Scholaster der Propstei Zürich, der Sohn des Herrn Rüdiger, hinter die Sache kam und der flinken und zierlichen Hand des Knaben gewahr wurde. Der zögerte nicht lange, sondern ließ sich von ihm alle die alten und neuen Minnelieder und Rittergedichte abschreiben, deren er habhaft werden konnte in seinem weltlichen Sinne, und Conrad von Mure machte sich eifrig herbei und wachte darüber, daß sie richtig in Ton und Maß geschrieben und vorhandene Fehler ausgemerzt wurden. Hiedurch erlangte der junge Hadlauber, gelehrig und stets munter, eine neue Kenntniß und Uebung.

Einige Verzierung der Schrift mit schönfarbigen Tinten gehörte an sich schon zum klösterlichen Schreibewerk; allein hiebei blieb er nicht stehen, sondern

suchte bei naiven Bildkünstlern jener Zeit, wie sie etwa in den Bauhütten der beiden Münster zu treffen waren, soviel Erfahrung abzulauschen, als zur Bemalung eines halben oder ganzen Pergamentblattes erforderlich war.

Seit mehreren Jahren war nun der greise Cantor und Stiftsherr von Mure todt, Johannes Hadlaub aber an der Singschule und Bücherei beschäftigt geblieben, ohne sich für den Stand der Geistlichkeit bereit zu machen. Sein Vater schien hiemit zufrieden, obgleich sein zweitgeborner Sohn kräftig heranwuchs und ebenso groß und stark zu werden versprach, wie er selbst. Wenn Johannes ein geschäftskundiger weltlicher Bürgersmann in der Stadt würde, so war ihm das auch recht, und jener begann in der That von verschiedenen Herren bei ihren Verhandlungen als Schreiber benützt zu werden; besonders war es der jüngere Leuthold, Freiherr von Regensberg, der seine Dienste andauernd in Anspruch nahm bei Ordnung seiner schwankenden Verhältnisse.

Noch näher trat er in der Folge dem älteren Manesse, Herrn Rüdiger, als dessen Sohn, der „Küster", ihn eines Tages aufforderte, schleunig seine Fiedel zu nehmen und mit ihm auf den Hof des Manesse zu kommen.

Johannes nahm freudig erröthend augenblicklich die Geige und schritt mit den Chorherren gar stattlich die Kirchgasse, so jetzt Römergasse heißt, hinauf. Freundlich nickte der goldgelockte Jüngling an der Seite des Chorherrn Bekannten zu, welche in den volkreichen Gassen vorübergingen, und er wurde von Jedermann ebenso freundlich wieder gegrüßt, weil er eine liebenswürdige Erscheinung war. In einen faltigen Rock gekleidet, der quer weiß und blau gestreift war und fast bis auf die Füße ging, trug er ein purpurrothes Baret, besteckt mit einem weißen Tuche, das in breiten Falten auf die Schultern hing.

Bald gelangten sie zu der Behausung der Herren Maneß; erregt blickte Johannes an das steinerne Haus empor, welches damals an dem Thurme lehnte und das Wohnhaus war. Im zweiten Stock war die Mauer unterbrochen von einer Rundbogenstellung auf zierlichen Säulen, hinter welchen der Saal sich befand, überragt von den Eichenbalken des Daches. Das Erdgeschoß zeigte ein paar Fenster mit ebenfalls verzierten Rundbogen, daneben aber hauptsächlich ein großes Einfahrtsthor, das unter dem Hause durch in den Hof führte zu verschiedenen Aufgängen und Treppen. Unter dem Thorbogen waren die Steinstufen angebracht, von welchen die Frauen zu Pferde stiegen, wenn sie ausritten. Eine jener steinernen Schneckenstiegen, deren Tritte uns jetzt, wo sie noch erhalten sind, so hoch und beschwerlich vorkommen, führte zum Saale hinauf.

Als Johannes Hadlaub mit seinem Führer in die Thüre desselben trat, verließ ihn plötzlich sein frischer Muth. Er war nicht auf die ansehnliche Gesellschaft gefaßt, die da um einen großen Tisch herum in Lehnstühlen oder auf kissenbedeckten Schemeln saß.

Da war vor Allem Bischof Heinrich von Constanz, ein schöner Mann mit dunklen Augen und Haar, mit ernsten, aber geistvollen Gesichtszügen; mit der beringten Hand hielt er die Hand der Fürstäbtissin von Zürich, die in weltlicher Damentracht neben ihm saß, eine still vorübergehende Erscheinung, die nur im Lichte jener Augen aufblühte. Zu seiner anderen Seite saß die Hausfrau

des Ritters, von dem ebenfalls alt einwohnenden Stamme der Wolfleipsch, gleich neben ihr eine andere Conventualin der Abtei, Frau Elisabeth von Wetzikon, Muhme des Bischofs, die später die bedeutendste Aebtissin wurde, diese auch in weltlicher Tracht. Neben ihr saß der Toggenburger Graf Friedrich, Nachkomme des Minnesingers Kraft von Toggenburg, dann der Herr von Trostberg, Enkel des Sängers gleichen Namens, dann Herr Jakob von Wart, endlich Herr Rüdiger selbst mit ergrauten Locken aber blühendem Antlitz, in pelzverbrämtem Rocke. Einige Sitze waren leer, da die junge Fides aufgestanden war und mit zwei anderen Frauen im Hintergrunde des Saales auf und niederging.

Auf dem Tische standen Blumen und Früchte, Gebäcke und silberne Schaalen mit südlichem Weine, dazwischen aber kleine Pergamentbüchlein, größere Hefte von gleichem Stoffe und schmale, lange aufgerollte Streifen Pergamentes, alles dies mit Reimstrophen beschrieben, gedrängt und endlos wie Heerzüge der Völkerwanderung.

Der Hausherr erhob sich und empfing seinen Sohn sammt dessen Begleiter.

„Hast Du uns den jungen Spielmann mitgebracht?" fragte er, „das ist gut, denn wir haben durch die Gunst dieser Herren einige neue Sachen erjagt und möchten dieses und jenes gerne singen hören; aber Niemand singt, als der hochwürdigste Fürst Heinrich und der will nicht mehr, seit er Bischof ist! Da hat uns Graf Friedrich noch einige Lieder seines Großvaters gebracht, die wir nicht besessen; Freund Trostberg nicht weniger als zwei Dutzend Gesänge seines würdigen Vorfahren und hier Baron Jakobus von der Wartburg, rathe einmal! sein eigenes Jugendbüchlein, das er uns so lange hinterhalten, achtzehn Lieder, ich hab's schon gezählt! Aber auch er will nicht mehr singen!"

„Wenn ich nicht mehr singen darf," nahm jetzt der Bischof das Wort, „so habe ich dafür Buße gebracht, nämlich die Lieder des edlen und ritterlichen Herzogen von Breslau, meines schönen und guten Heinrich! Leider zugleich mit der Nachricht, daß der Treffliche unverhofft und in jungen Jahren Todes verblichen ist, eine Kunde, die mich tief betrübt hat!"

Er zog eine kleine Lederrolle aus seinem Gewande, durchmusterte sie und fuhr fort:

„Hier ist eines der anmuthvollsten Lieder, die wir von dem seligen Manne haben, könnte uns der wackere Knabe das wol vortragen?"

Er winkte Johannes herbei, gab ihm das Lied zu lesen und unterrichtete ihn in halblauten Tönen rasch in der Weise, die jener bald begriff. Johannes legte hierauf die viersaitige Geige flach vor seine Brust und sang das Lied, indem er die Weise eine Terz tiefer dazu spielte und nur jeweilig mit den zwei vorletzten Noten einer Zeile harmonirend ausbog. Es war das Lied:

Dir klag' ich, Mai, ich klag' dir's Sommerwonne,
Dir klag' ich, leuchtende Haide weit,
Ich klage dir's, o blühender Klee,
Ich klag' dir, Wald, ich klag' dir Sonne,
Dir klag' ich, Venus, sehnendes Leid,
Daß mir die Liebste thut so weh!

und so weiter, wie die angerufenen Richter jeder seine Strafe verheißt, der An-

kläger aber schließlich seine Klage zurückzieht und lieber sterben will, als daß solches Ungemach die Schöne treffe.

Der Gesang war aus der frischen Kehle des frohen unschuldigen Jünglings so wohltönend hervorgequellt, daß Alle davon ergriffen und gerührt waren, zumal die Nachricht von dem frühen Ende des Dichters die Gemüther schon weicher gestimmt hatte. Der Bischof aber vereinigte sofort mit dem Johannes und Herrn Rüdiger, der eifrig herzutrat, den Text, in welchem sich durch den gesanglichen Vortrag einige offenbare Unrichtigkeiten in der Silbenzählung bemerklich gemacht hatten.

Jetzt sprang aber der von Wart auf, der sein eigenes Büchlein vom Tisch genommen hatte, und rief: „Nur das erste Beste von meinen schwachen Gesätzlein möchte ich nochmals von dem Munde dieses Knaben hören. Er zeigte ihm eines der Liedchen und Johannes spielte und sang:

Voll Schönheit wie der Morgenstern
Ist meine Fraue, der ich gern
Für jetzt und immer dienen will!
Wie wenig sie mir Trost gewähre:
Ich wünsche, daß sie Glück und Ehre
Begleiten an der Freuden Ziel!
Ihre Güte und Bescheidenheit
Sind leider gegen mich entschlafen;
Doch muß ich sie drum tadelnd strafen,
Ist eben dies mein schweres Herzeleid!

Indessen hatte der Bischof die Lieder des älteren Trostberg durchgangen, erhob sich unversehens, nahm von dem jungen Spielmann die Fiedel an sich, und sang und spielte mit schönen correcten Tönen:

Rosenblühend ist das Lachen
Der viel lieben Frauen mein,
Wie konnt' er solch' Wunder machen,
Der ihr gab so lichten Schein?
Sie ist meines Herzens Osterspiel,
Des Herzens, das sie niemals lassen will!

„Verzeiht, edle Freunde," sagte er dann, „daß ich mich habe hinreißen lassen! Aber das ist die erste frohe Stunde, die ich genieße, seit ich armer und getreuer Canzler meinen Herrn Rudolf in der Kaisergruft zu Speier begraben habe!"

Er warf dabei ein blitzendes Auge auf die erröthende Aebtissin Kunigunde und Alle bezeugten ihre wohlwollende Theilnahme, obschon Jeder wußte, daß der Sangesgruß des Kirchenfürsten der Fürstäbtissin gegolten, welche er heute nach längerem Zeitraume wiedersah.

Schon hatte jetzt Jakob von Wart aber eine kleine Harfe, die ihm geschickter war, von der Wand genommen, und angefeuert von dem Beispiel des Bischofs sowol als durch den edlen Wein, sang der nicht mehr junge Herr das schöne Tagelied, das am Schlusse der von ihm uns erhaltenen Sammlung steht und sich mit den vorzüglichsten Gedichten dieser Art aus der Staufenzeit vergleichen lassen kann.

„Nun habt Ihr mir die größte Freude und Ehre gewährt!" sagte Herr

Rüdiger, ja ich bin froh, dieses Lied und die anderen von Euch zu besitzen! Wer möchte uns aber jetzt eine Probe von des Toggenburgs Liedern singen, daß wir von Allem etwas hören?"

Graf Friedrich dagegen meinte, er sei für seine Person nicht besonders erpicht auf das eigene Hausgewächs und wäre eher begierig, von dem jungen Spielmann ein paar allbekannte gute Stücke zu hören.

„Nun," rief der Bischof, „so soll er uns Einiges von dem alten Vogelweider zum Besten geben; der steht immer noch über Allen an Wohlklang und Geist!"

Walthers gangbarste Weisen waren allerdings dem Jüngling geläufig und er spielte sogleich das sechsstrophige Lied:

Wollt Ihr schauen, was im Maien
Wunders ist beschert:
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie sich's kehrt und fährt!
Groß ist sein' Gewalt!
Bringt er Zauberstab und Krone?
Wo er naht mit seiner Wonne,
So ist Niemand alt!

Dann folgte das Lied:

Immer nimmt mich Wunder, was ein Weib
An mir hab' ersehen ꝛc.

Wie nun der hübsche Knabe weiter sang:

Hat sie keine Augen im Gesicht?
Aller Männer schönster bin ich nicht,
Das ist nicht zu läugnen.
— — — — —
Schaut nur, wie der Kopf mir steht,
Der ist gar nicht wohlgethan!

und dabei den feierlichsten Ernst bewahrte, brach die ganze Gesellschaft in ein fröhliches Gelächter aus.

Zuletzt sang er das „Unter der Linde auf der Haide" mit dem Tandaradei-Refrain mit so naiver Unschuld, daß er Alle sich geneigt machte und der Bischof ihn umarmte und küßte.

Herr Johannes, der Küster, freute sich der guten Aufnahme, welche sein Schützling gefunden und stellte denselben erst jetzt genauer vor. „Er ist guter Leute Kind," fügte er hinzu, „sein Vater war anno 78 mit Rudolf auf dem Marchfelde und einer der wenigen Züricher, die von dort zurückgekommen sind."

„Dann würde ich ihn wol wieder erkennen, wenn ich ihn sähe," antwortete Herr Heinrich von Klingenberg; „denn ich sah sie Alle, als sie in dem Völkerstreit standhaft vordrangen mit denen von Schwyz und Uri und der König auf ihre Tapferkeit hinwies."

„Er ist auch ein Kenner alter Bräuche und weiß stets ohne Schrift, was Rechtens ist," sagte der ältere Maneß; „mehr als ein Mal habe ich Gelegenheit gefunden, das zu erproben."

Johannes Hadlaub mischte sich bescheiden in die Rede, indem er einschalt, sein

Vater habe, seit er, der Sohn, schreiben könne, ihn an stillen Winterabenden schon Manches aufzeichnen lassen von dem, was ihm als auf den Höfen weit herum von altersher üblich bekannt sei und nicht in den Rechtsbüchern stehe.

Begierig rief sogleich der Ritter: „Mein Sohn! von Allem, was der Vater Dich solchergestalt niederschreiben läßt, solltest du mir Copia geben, das heißt, wenn er es gestatten will! denn ich fürchte, er gehört zu denen, welche glauben, das Alleinwissen verleihe Macht im Rechtsleben, oder die gar den Aberglauben, hegen, solche Kunde sei als etwas Uebermenschliches und Gefährliches zu hüten!"

„Das thut er nicht," antwortete Johannes, „denn er hält es für ein Gemeingut und hält es für ein Uebel, daß Alles nur in den Gotteshäusern aufgeschrieben und bewahrt werde, wenigstens hier."

„Sieh, mein Sohn, schon Manches hab' ich hier, was Dir auch zu Gute kommen kann und was Du mir wiederum kannst vermehren helfen!" fuhr der Ritter fort und führte ihn zu einem offen stehenden, in die dicke Mauer des Saales eingelassenen Schranke, aus welchem ein Theil der auf dem Tische liegenden Handschriften entnommen war, in welchem aber noch viele Bücher und Pergamentrollen geschichtet lagen.

Da waren neben dem Parzival, dem Erec, Iwein und armen Heinrich, dem Tristan, dem Wartburgstreit und anderen poetischen Werken auch verschiedene Bücher beschreibender oder historischer Natur, wie sie damals geschrieben und gelesen wurden, vornehmlich aber sah man da Abschriften wichtiger Rechtsdenkmäler und Urkunden, wie sie nur ein einflußreicher und hochstehender Mann zu sammeln in der Lage war. Herr Rüdiger holte ein besonders eingewickeltes Buch hervor und zeigte es dem Jüngling. Es war die Handschrift des Schwabenspiegels.

„Vorzüglich, das Buch hier möchte ich besitzen, denn diese Schrift gehört nicht mir, sondern den Herren am Münster," sagte er; „wolltest Du zuweilen herkommen, so könntest Du es hier abschreiben, indem wir es gleicher Zeit zusammen lesen; denn es wird etwas schwierig sein, da manches gar alter und eigenthümlicher Art ist. Haben wir die Schrift fertig, so wollen wir auch den Spruch an den Schluß setzen, den dieser Schreiber hier am Ende des Lehenrechtes angebracht hat und der auch mir wohlgesagt scheint:

„Es ist Niemand so ungerecht, den es nicht unbillig dünkt, wenn man ihm „unrecht thut. Darum bedarf man weiser Rede und guter Künste, sie in den „Rechten zu verwenden. Wer zu allen Zeiten nach dem Rechte spricht, der macht „sich manchen Feind. Dem soll sich der Biedermann gern unterziehen um Gottes „und seiner Ehre willen und zum Heil seiner Seele. Der gütige Gott verleihe „uns, daß wir das Recht also lieben in dieser Welt und das Unrecht schwächen „in dieser Welt, daß wir dessen genießen dort, wo Leib und Seele scheiden!"

„Das ist wol ein schöner Spruch," sagte unversehens eine jugendliche Frauenstimme dicht hinter Johannes. Rasch kehrte er sich um und stand einem sechzehnjährigen Fräulein gegenüber von einer ganz seltenen und eigenthümlichen Schönheit und überaus schlanker Gestalt. Die Anmuth ihrer Gesichtszüge war fast etwas verdüstert durch einen tiefen Ernst und doch durch denselben wieder beseelt. Es war Fides, die bisher sich von der Gesellschaft entfernt gehalten.

Johannes hatte alle die Jahre her das Mädchen nie wieder erblickt, obschon er nach Jugendart dasselbe im Gedächtniß bewahrt und heute sofort der Meinung gewesen war, er werde das ehemalige Kind ohne Zweifel endlich finden. Allein eben weil sie nicht mehr ein Kind, sondern eine ganz andere Person und Gestalt war, und dann von der glänzenden Versammlung überrascht und durch das Singen beschäftigt, hatte er sie nicht gesehen und waren seine Gedanken sogar ganz von ihr abgekommen.

Wie sie seine Ueberraschung bemerkte, betrachtete sie ihn genauer und schien sich zu besinnen, wo sie ihn wol schon gesehen habe, bis ihr einfiel, daß der hier stehende Schüler des seligen Cantors ja kein anderer als jener Knabe sei, der sie einst durch den Bach getragen und sie dann eine Strecke weit den Berg hinunter verfolgt hatte. Sie nickte ihm mit flüchtigem Lächeln ein weniges zu und ging dann wieder mit ihren Gespielinnen auf und nieder, zuletzt aber aus dem Saal.

„Unser junger Spielmann hat nun aber auch einen Trunk verdient," sagte jetzt die Hausfrau, „setzet Euch ein Weilchen nieder und erquickt Euch; denn gewiß habt Ihr Euch die Kehle trocken gesungen!"

Sie wies Johannes einen der ledigen Sitze an, auf welchem er sich still und schüchtern verhielt.

Herr Rüdiger aber trat plötzlich, nachdem er inzwischen nachdenklich einigemal auf und nieder gegangen war, hinter den Bischof Heinrich und legte ihm die Hand auf die Schulter, so daß die übrigen Anwesenden ihre Gespräche unterbrachen.

„Weißt Du, trauter alter Freund! welch' ein Gedanke mir eben gekommen ist, als ich mich dort mit dem Bücherwesen unterhielt? Seit mehr als hundert Jahren, so dachte ich, wird in Deutschland die Minne gesungen und sonst so mancher weise und tapfere Spruch ersonnen; von Hand zu Hand gehen die Lieder und noch vermehren sie sich täglich, aber Niemand weiß und kennt sie alle, und je mehr der Jahre fliehen, je mehr der Lieder gehen mit den sterbenden Menschen zu Grabe! Wie mancher edle Sänger liegt seit sechzig, siebzig Jahren schon in seiner Ruhe, noch haben wir seine Lieder, aber schon nur noch wenige seiner Weisen, in abermals siebzig Jahren, was wird noch vorhanden sein von seinen Tönen und von seinem Namen? Vielleicht ein Märchen, wie vom Orpheus, wenn's gut geht!"

„Ich verstehe Dich, lieber Herr und Freund!" erwiderte der Bischof, seine Hand erfassend, „Du willst die Lieder gründlich sammeln und retten, was zu retten ist, und ich muß solchen Vorsatz nur loben, so viel ich loben kann! Einen guten Anfang habt Ihr ja schon gemacht, Du und Dein würdiger Sohn, von dem ich wiederholt erfahren und vernommen, wie er in allen Burgen und Klöstern nach Geschriebenem bohrt! Aber wir müssen nun in's Breite und Weite gehen und eine gewisse Ordnung in die Sache bringen!"

„Versteh' mich recht!" versetzte der Maneſſe, „ich meine ein einziges großes Buch zu stiften, in welchem Alles geordnet beisammen ist, was Jeder an seinem Orte singt. Ja, soeben schaue ich," fuhr er in edler Erregung fort, „schon sehe

ich das Buch in schönster Gestalt vor mir, groß, köstlich und geschmückt, wie, ohne Blasphemia zu reden, das Meßbuch des Papstes!"

„Ebenso mein' ich es auch," antwortete der Klingenberger, „und weißt Du warum? Weil ich bereits einen Anlauf und Vorgang solchen Unternehmens kenne. In der Bücherei unsers Domsitzes zu Constanz steht ein Buch, worin an die fünfundzwanzig Singer schon beieinander stehen, wenige davon vielleicht vollständig, aber kundig geordnet und begleitet von ihren Bildnissen. Das Alles kannst Du größer, schöner, reicher anlegen, vorzüglich aber müssen wir die Namen vervollständigen. Nach meinem Dafürhalten werden wir statt fünfundzwanzig an die hundert Namen bekommen."

„Es wird gegen die hundertundfünfzig gehen," rief Johann Maneß, der Chorherr, „wie viele haben wir nur in unseren Gauen zu suchen vom Bodensee bis in's Uechtland und in die Berge des Oberlandes; dann denkt an die Donau, an Baiern, Franken, Sachsen, den Rhein, Niederland und die Nord- und Ostmarken!"

„Um so eher müssen wir beginnen," sprach wieder Herr Rüdiger, „daher fragen wir Euch, den Herrn Fürsten und Bischof zu Constanz, hiermit förmlich an, ob wir bemeldeten Liederschatz lehensweise benützen dürfen zur Vergleichung und Umschau?"

„Mit Freuden wird Euch das Werk zur Verfügung gestellt," antwortete der Bischof mit scherzhaftem Ernste, „wofern unsere hochgelobte gnädigste Fürstin, die große Frau zu St. Felix und Regula in Zürich, für die unbeschwerte Rückkehr des Schatzes gute Bürgschaft leisten will!"

„Sie will es," sagte Frau Kunigunde, die Aebtissin, lächelnd, „insofern der Ersatz für so leichte Waare, wie jene Lieder sind, falls sie verloren gehen oder veruntreut werden, in eben so leichtem Werth geleistet werden kann, etwa in einem Korb Rosen oder Feldblumen, so alljährlich an Kaiser Heinrich's Tag, welches der Namenstag des Herrn Fürsten, meines Oberherrn, ist, nach Constanz zu schicken wäre, wohlgemerkt unter Gegenverpflichtung, den Boten und sein Roß gehörig zu pflegen und der Tributpflichtigen jedesmal ein Paar neue Handschuhe zurückzusenden!"

„Eine ächt weibliche Großmuth, die wir in Demuth über uns ergehen lassen!" rief der Bischof.

Herr Jakob von Wart aber erhob sich und zugleich seine Trinkschaale und rief: „Herren! laßt uns der schönen Frauen nicht spotten, zu deren Preis und Hochhaltung das Werk hauptsächlich dienen soll! Denn wird es nicht, recht durchgeführt, vor Allem aus ein Denkmal und Zeugniß werden von der Ehre, welche wir den guten Engeln erwiesen haben und erweisen, wie noch nie vordem in der Welt erhört worden ist, aber wie es bleiben soll, so lange die Herzen ritterlicher Männer schlagen?"

„Recht so," fiel Manesse ein, „solche Worte sind glückverheißend für unser Unternehmen und glückverheißend ist die Anwesenheit des Herrn, der sie sprach, eines ächten Ritters und Minnesingers. Lassen wir die Becherlein füllen, bitten wir die edlen Frauen, sie uns zu credenzen, und trinken wir dann auf das unvergängliche Heil der blühenden Weibesseele, auf das Heil unsers Freundes

Wart, der heut hier sein eigenes Lied gesungen hat, und auf das Gelingen unsers Vorsatzes!"

Alle standen von ihren Sitzen auf, die Frauen hielten der Reihe nach alle Becher an ihre Lippen und boten sie den Herren, welche sie wohlgemuth leerten.

Maneß umarmte und küßte den Herrn von Wart, welcher freudig bewegt, in der Weise älterer Leute, sich diese Nachblüthe seiner Kunst gefallen ließ und nicht ahnte, daß in weniger als zwanzig Jahren seine Burgen zerstört und sein Geschlecht von der Erde hinweggetilgt sein würden.

Als sich Frauen und Männer wieder niedergelassen hatten, ergriff der Bischof abermals das Wort.

„Wir wollen nun," sagte er, „nicht länger säumen, sondern so bald als möglich Ernst machen. Mir scheint am besten, wenn wir gleich eine junge Kraft für unser Vorhaben, das weit aussehend ist und Ausdauer heischt, heranziehen und unseren weißblauen Knaben dort zum Herold und Mareschalk des Feldzuges ernennen. In drei Tagen werde ich wieder auf meinem Hirtensitze sein; dann mag er sein zierliches Kleid ausziehen und sich in ein Reiterröcklein begeben, so es Euch recht ist, Freund Rüdiger, um das Liederbuch in Constanz zu holen. Ich sage das, weil ich ihm dieses sowol als andere Sachen, die ich hervorsuchen will, ihm selbst übergeben und alle diese Dinge mit einiger Unterweisung begleiten möchte. Denn seit den Lebenstagen des Königs und in dem Trubel der letzten zwei Jahre überhaupt habe ich meine Mappen und Truhen, die noch Manches bergen, nicht mehr geöffnet und gemustert. Habe ich dem Knaben dann meine Gedanken über dies und jenes mitgetheilt und hat er sie, wie ich hoffe und glaube, richtig erfaßt, so wird er Euch und Eurem Sohne, dem Custos, Alles zur weiteren Erwägung und Entscheidung vortragen, oder wie dünkt Euch?"

„Ganz vortrefflich scheint mir Alles, was Ihr sagt," erwiderte Rüdiger; „ist der junge Mann vom Berge und nicht minder sein Vater, mit welchem ich selber sprechen werde, damit einverstanden, daß er uns in dieser Sache diene oder vielmehr behilflich sei, so wollen wir gleich daran gehen. Am besten wird sein, wenn er das Buch gleich selber schreibt, so haben wir die Aussicht, daß es ganz aus der gleichen Hand entstehen wird, auch wenn wir selbst darüber wegsterben sollten!"

Johannes befand sich wie in einem Traume, so wunderbar ging ihm alles durch den Kopf; er vermochte blos freudig und verwirrt sich zu verneigen, als ihn der Custos Johannes fragend ansah, und ging dann, als dieser ihm leise andeutete, daß es jetzt schicklich für ihn sei, sich zu entfernen, sich gegen Alle abermals neigend, seine Fiedel unter dem Arme, schleunig davon.

So verwirrt und befangen er war, hatte er doch Geistesgegenwart genug, sich auf Flur, Treppen und Hof umzusehen, so gut es mit seinen raschen Schritten sich vertrug; allein er sah oder hörte nicht ein Stäublein und nicht einen Laut von der jungen Dame Fides, die sich in das entlegenste Gemach der weitläufigen Ritterbehausung zurückgezogen zu haben schien.

Nach etwa acht Tagen ritt er in der That nach Constanz und zwar auf einem Klepper, welcher zum Gebrauche der Chorherren diente und insbesondere von dem Custos benutzt wurde, der unruhiger Natur war und immer seine Ausritte zu machen hatte. Der Bischof empfing Johannes mit unverminderter Leutseligkeit und ließ ihn sogleich gut verpflegen. Nachdem er seine Regierungsgeschäfte abgethan, nahm er den Jüngling in sein Cabinet und zeigte ihm das Liederbuch (dasselbe ist jetzt in Stuttgart und führt den Namen der Weingartner Handschrift, weil es sich eine Zeit lang im Besitze des Klosters Weingarten befunden hat); er zeigte ihm die Einrichtung, und da er bemerkte, daß Johannes den Bau der verschiedenen Sprüche, Lieder, Leichen u. s. w. bereits kenne, machte er ihn nur aufmerksam auf die Nothwendigkeit, die einzelnen Stücke wohl auseinander zu halten und sie darauf hin näher zu prüfen. Zugleich brachte er ein Paket kleinerer Handschriften herbei, welche theils solche Lieder enthielten, die von den Dichtern des größeren Buches herrührten, aber dort fehlten, zum andern Theil aber Sänger aufwiesen, die in dem Buche gar nicht standen. Alle diese Sachen mit ihm durchgehend, zeigte er ihm an einer Anzahl Stellen, wo der Text durch die Schreiber verdorben worden und auf welche Weise die Fehler nach den Gesetzen der Kunst und der Sprache zu verbessern seien. In denjenigen Schriften, die sein Privateigenthum waren, fanden sich eine Menge solcher Stellen von seiner Hand schon verbessert. Johannes bewunderte im Stillen ehrerbietig das Wissen und die Kunstfertigkeit des großen Herrn und suchte womöglich kein Wort seiner lehrreichen Unterweisung zu verlieren. Endlich gab ihm der Bischof noch ein Verzeichniß von Dichtern, welche sich weder in den vorliegenden Pergamenten, noch, so viel er sich entsann, in denjenigen zu Zürich befanden, von denen er aber wußte, daß sie gelebt und gesungen hatten. Bei einigen Namen war angemerkt, wo ihre Lieder ziemlich sicher noch zu finden sein dürften, bei andern angedeutet, wo allenfalls auf die Spur zu kommen wäre.

„Dies Alles," sagte er, „werden die Herren in Zürich vermehren und abklären. Sei nur fleißig und beginne bald mit der Abschrift. Nimm schönes großes Pergament, ohne Makel und Vortfehler; schneide eine große Zahl gleichförmiger Blätter gleich anfangs zu und lege für jeden Singer, den wir bereits haben, ein hinlänglich starkes Convolut an, liniire es sauber, so kannst Du auf allen Punkten zugleich beginnen und bei jedem Namen den nöthigen Raum leer lassen für die künftigen Einträge! Natürlich mußt Du den vorräthigen Raum nach Umständen bemessen. Von Kaiser Heinrich z. B. werden wir schwerlich jemals mehr als die acht Lieder erhalten, die hier sind; da brauchst Du also nur ein Blatt dafür herzurichten!"

Der Bischof warf bei diesen Worten einen Blick über die acht Lieder, wie sie auch in der Manesse'schen Handschrift nun stehen, und blieb am letzten haften, das er laut vor sich hin las:

„Wol Dir, der Männer Blüthe,
Daß ich je bei Dir lag,
Du wohnst mir im Gemüthe
Die Nacht und auch den Tag,

Du zierest meine Sinne
Und bist mir dazu hold,
Nun merkt, wie ich es meine:
Wie edeles Gesteine
Thut, so man faßt in Gold!

„Wie schön läßt er eine Frau ihr Selbstbewußtsein ausdrücken; der geliebte Mann liegt ihr im Sinn und im Gemüthe, ja in den Armen, wie der Edelstein im Golde!"

Der Bischof versank nach diesen Worten einige Augenblicke in Gedanken, wie wenn er vergangener Tage gedächte; dann zog er einen goldenen Ring vom Finger, steckte ihn dem Johannes an die Hand und sagte, ihm durch das Haar streichend: „Nimm das zum Zeichen, daß Du der jugendliche Canzler unserer guten Compagnie seiest. Nun geh und nimm mir auch diese Briefe mit, die so eben in meiner Canzlei gefertigt wurden. Du ersparst uns einen Reiter. Und dieser hier ist für Frau Kunigunde, die Aebtissin; es ist mir lieb, wenn Du ihn ihr selber bringst, denn er betrifft keine Geschäftssachen!"

Den letzten Brief hatte er von seinem eigenen Schreibtische genommen und er verschloß ihn selbst.

Ein vertrauter Verkehr zwischen ihm und der Aebtissin fand nur noch durch Briefe statt; persönlich trafen sie sich immer nur am dritten Orte und nie ohne mehr oder weniger zahlreiche Zeugen, sei es in öffentlichen oder in gesellschaftlichen Angelegenheiten. Auch in der Abtei empfing ihn Frau Kunigunde zuweilen, aber auch da nur in den öffentlichen Gemächern, wo meistens Viele versammelt waren. Wenn sie bei solchen Anlässen sich einen unbefangen heiteren Ton erlaubten und wol gar eine scherzhaft scheinende zärtliche Vertraulichkeit zur Schau stellten, so war das nur ein schwacher Ersatz für die Entsagung, die sie sich unverbrüchlich auferlegt, indem sie streng jedes Alleinsein vermieden, die stärkste Prüfung für Liebende, welche kein fremder Wille hindern könnte, sich zu sehen.

Das war nun nicht gerade Reue über das Vergangene; sie bereuten keineswegs, weil sie sich liebten; aber es war die Art, wie ihr Kind das Wissen von seiner Geburt und Stellung in der Welt aufgenommen hatte, welche sie zu jenem strengen Verhalten gegen sich selbst führte.

Die Geburt der Fides war ein öffentliches Geheimniß gewesen, welches dem Kinde nicht mehr verschwiegen werden konnte, sobald es herangewachsen war. Die erste Ahnung hatte man ihm werden lassen, als die Wirkung noch keine tiefe sein konnte, damit die Kenntniß ihrer Lage sich gewissermaßen von selbst ausbilde. Als aber die Jungfrau zum vollen Bewußtsein gekommen, nahm sie die Sache keineswegs so leicht, wie zu wünschen gewesen wäre. Aus einem raschen und leidenschaftlichen Kinde war ein tief und stolz fühlendes und nicht minder klar sehendes und verständiges Wesen geworden, dessen Neigungen vorzüglich nach Recht und Ehre gingen und das nicht zum wenigsten durch das tägliche Beispiel ihres Pflegevaters, des alten Herren Rüdiger.

Von dem Augenblick an, wo sie ihrer Stellung in der Welt klar bewußt war, klagte und fragte sie nicht mit einem Worte; aber ihre Heiterkeit war

dahin, und keine Ehre, die man ihr erwies, keine vornehmen Sitten, welcher man sie theilhaftig machte, waren im Stande, das Verlorene zurückzurufen.

Sie liebte und ehrte ihre Eltern, aber sie sprach sich nie gegen dieselben aus und schien nichts von ihnen zu hoffen. Nur einmal, ganz im Anfang, hatte sie gewünscht, sogleich zur Mutter in's Kloster zu gehen und dort lebenslang zu bleiben. Das war nun nicht thunlich gewesen; zudem wollten weder Kunigunde noch Heinrich, daß die Tochter eine Nonne würde, weil sie die Hoffnung nicht aufgaben, ihr Glück in der Welt zu gründen.

Das Wesen des Kindes wirkte aber auf sie selbst zurück, so daß sie nicht nur wegen ihrer hohen Aemter, sondern auch des Kindes wegen sich jene entsagende Lebensführung auferlegten, die sonst durch die Sitten der Zeit und der Vornehmen nicht unumgänglich geboten war.

Die Briefe, welche Johannes nach Zürich brachte, bezogen sich auf die Erwerbung der Stadt Kaiserstuhl und der Burg Röteln, die gegenüber auf dem rechten Rheinufer lag, von dem sinkenden Hause des Regensberger. Da diese Besitzthümer mit dem Wasserstelzischen Erbe in gewissen Lehensverhältnissen verwickelt waren, so gewann der Bischof als theilweiser Lehnsherr Einfluß auf dieselben und er setzte sich in den Stand, Fides die Erbfolge zu sichern, indem er sie von den Standeshindernissen, die wegen ihrer unregelmäßigen Geburt erhoben werden konnten, dispensirte. Ihren Besitz dann zu vermehren und ihr so eine gedeihliche Stellung in der Welt zu schaffen, dazu dachte er die Gelegenheit später zu nehmen.

Nach seiner Rückkehr besorgte Johannes Hadlaub die verschiedenen Verrichtungen und begab sich auch in das Frauenkloster, wo er in die abgesonderte Wohnung der Aebtissin gewiesen wurde. In einem reichen Gemach, inmitten einiger Frauen, fand er die „große Frau von Zürich"; sie saßen im Halbkreise und stickten an einem großen Tapetenstücke, das ihnen gemeinschaftlich unter den Händen lag; zu ihren Füßen standen die Körbchen mit bunter Wolle und Seide. Mit ähnlichen Teppichwerken waren die Wände des Zimmers bis zu einer gewissen Höhe behangen; dieselben zeigten einen grünen Wald, in welchem die Legende von der Gründung des Klosters vor sich ging, wie die Töchter Ludwigs des Deutschen dem Hirsch nachgehen, wie der König ihnen von dem Bergschlosse Baldern aus zusieht, dann das Münster baut und wie die Gebeine der heiligen Märtyrer Felix und Regula nach diesem Münster getragen werden von Bischöfen und Königen. Im Hintergrunde unter den Bäumen aber bewegten sich noch viele Leute und Thiere, Diana und ihre Nymphen jagten nach Hirschen, Adonis nach dem Eber, Venus beweinte den todten Adonis, Siegfried lief nach dem Bären und Hagen warf den Spieß nach jenem, es war gewissermaßen die Unruhe der Welt, von welcher sich die friedlichen Scenen des Vordergrundes abhoben. Ueber den Tapeten war die Mauer bemalt mit knieenden Aebtissinnen, deren jede ihren Wappenschild mit Helm und Helmzierde zur Seite hatte. Die Decke des Zimmers sammt den sie unterstützenden Balken war von bunten Blumenranken auf weißem Grunde bedeckt und die kleinen Fenster bestanden aus Glasplatten, dick und ungefüge, in verschiedenen Farben zusammengesetzt. Noch höherer Farbenglanz leuchtete durch die offene Thüre eines Nebengelasses, in

welchem Betstuhl und Hausaltar der Aebtissin standen, letzterer mit Kleinodien aus karolingischer Zeit.

Von aller dieser Pracht überrascht wußte Johannes kaum, wo die Augen hinwenden, und gerieth nur mit einiger Mühe dazu, der aufschauenden Frau Kunigunde den Gruß des Bischofs auszurichten und ihr seinen Brief zu übergeben; daß Fides unter den Frauen saß, bemerkte er wiederum nicht, obgleich er längst eine unschuldige kleine Anbetung für sie eingerichtet hatte in seinem Herzen.

Während er vor den Frauen stand und seine Blicke an den Wänden herumgehen ließ, ging die Aebtissin mit dem Briefe auf die Seite, um ihn zu lesen; sie schien aber über den Inhalt einigermaßen betroffen und schüttelte unmerklich den Kopf. Bischof Heinrich schrieb ihr nämlich seine Bedenken über das trübsinnige Wesen ihres Kindes Fides und theilte ihr zur reiferen Erwägung einen Gedanken mit, welcher in ihm entstanden sei: ob man dem Kinde nicht in allen Züchten und mit aller Vorsicht den gutartigen und unschuldigen Knaben Johannes zum Gespielen geben könnte, um sein dunkles Sinnen aufzuheitern und dem Leben zuzuwenden. Ein so lieblicher und unschädlicher Verkehr würde das Mägdlein aus seinen Träumen wecken, daß es die Menschenscheu verlöre und seine Tage besser verbrächte, bis die Zeit gekommen, es mit Glück und Vortheil zu vermählen.

Den Brief verwahrend ging sie fast unwillig auf und nieder und sagte bei sich selbst: „O Heinrich, königlicher Canzler, gelehrter Bischof, wie thöricht bist Du!“

Die übrigen Frauen hatten inzwischen den Boten wohlgefällig in's Auge gefaßt und die eine oder andere ihn neckisch über seine Herkunft und Sendung verhört, bis eine rief: „Ei, und einen goldenen Ring trägt er am Finger, ein so junger Knabe! Was für ein Glück bedeutet das?“

Johannes verkündigte mit einigem Selbstvertrauen, daß der Herr zu Constanz ihm den Ring verehrt habe. Plötzlich schaute jetzt Fides von ihrer Arbeit auf, und als er feierlich erklärte, daß er nämlich jetzt der Erzcanzler des ganzen Minnesanges und der Ring das Zeichen seines Amtes sei, ließ sie ein kurzes helles Gelächter ertönen, wendete jedoch sofort erröthend die Augen wieder zu ihrer Arbeit. Sie konnte jedoch nicht umhin, noch einmal aufzublicken, gerade als der junge Minnecanzler sprachlos nach ihr hinsah, die er erst jetzt gewahrte in seiner selbstgefälligen Würde oder demüthigen Befangenheit. Wie nun die sämmtlichen Frauen das angeschlagene Gelächter aufnahmen und fortsetzten über den von einem Bischof creirten zierlichen Minnecanzler, beugte sich Fides wiederum tiefer, wie niedergedrückt von der Last neuen Erröthens und dem dunklen Leid ihres Lebens. Eine Thräne entfiel ihren Augen, stille Verlegenheit verbreitete sich im Gemach und die Aebtissin Kunigunde beeilte sich, selbst mit Roth begossen, den Jüngling zu entlassen, als sie zu spät der seltsamen Verhandlung inne geworden.

Für Johannes war Fides immer nur das Frötwelin von Wasserstelz gewesen, wie sie genannt wurde, ohne daß er über ihren Stand weiter etwas wußte oder dachte. Er begriff daher von dem Vorgange nichts, als etwa, daß er selbst die Ursache desselben sei und die Betrübniß des Fräuleins am Ende

durch seine Nichtbeachtung hervorgerufen habe, was ihm bei seiner wichtigen Stellung nicht unmöglich schien.

Das Unternehmen der Liedersammlung wurde nun eifrigst in den Gang gesetzt, das Verzeichniß der Minnesinger täglich vervollständigt durch die Herren Manesse, den Vater und den Sohn, welche sich keine Mühe gereuen ließen und nach allen Seiten in mündlichen und brieflichen Verkehr traten, wo es die Gelegenheit mit sich brachte. Gleichzeitig wurde an das Herbeischaffen der fehlenden Lieder geschritten und Johannes Hadlaub häufig in Städte, Klöster und Burgställe gesendet, um Abschriften zu nehmen, wenn die dort aufbewahrten Pergamente nicht erhältlich waren.

Ebenso wurde für jeden schon vorhandenen Dichter ein Buch eingerichtet und mit dem Einschreiben der Lieder begonnen, in der Weise, daß alle die einzelnen Bücher nachher zusammengelegt und zu einem Gesammtbande vereinigt werden konnten.

Johann zeigte nun ebensoviel Fleiß als Begabung; er schrieb dem Herrn Rüdiger den Schwabenspiegel ab und verglich den Text während des Schreibens mit den anderen Handschriften, die jener zusammengebracht, und sorgfältig theilte er ihm alle aufgefundenen Abweichungen und Zusätze zur Entscheidung mit; für den Regensberger Herrn Leuthold schrieb er Briefe und neben und vor allem besorgte er die Liedersammlung.

Bei dieser letztern Arbeit verweilte er am liebsten und wendete ihr jede mögliche Stunde zu. Der jugendliche Nachahmungstrieb, der ihn anfänglich bewegt, wandelte sich unvermerkt in ein bewußtes Thun; er lernte die Natur, Erde und Luft, die Jahreszeiten und die Menschen darin wirklich schauen und empfinden und gleichzeitig verwandelten sich die nachahmenden Anfänge der Frauenverehrung in die angehende Leidenschaft.

Im Elternhause hatte er über die Abkunft und Lebensstellung der Fides endlich Kunde erhalten, als man zufällig von diesen Dingen sprach, und mit Einem Schlage erschien ihm das stille, stolze Fröwelin von Wasserstelz wie von einem goldenen Lichte umflossen, da sie nicht glücklich zu sein schien. Ihre ungewöhnliche, fast geheimnißvolle Schönheit wurde in seinen Augen durch das ungewöhnliche Schicksal noch erhöht, sie wurde in einem Augenblicke das Einzige für ihn, was ihn erfüllte und zugleich sehr schnell sein Herz beschwerte mit einem gelinden Kummer, der seinem Alter sonst auch in Liebessachen nicht eigen war.

So oft er jetzt auch im Hofe des Herrn Rüdiger verkehren mußte, erblickte er das Fräulein doch nur äußerst selten, und wenn es je einmal geschah, sah sie ihn kaum an und grüßte ihn fremd und traurig.

Aus den Gedichten, die er täglich und stündlich durchlas und abschrieb, glaubte er aber alles das zu kennen und in der Ordnung zu finden, obgleich es ihm wahrscheinlich nicht so kurzweilig zu Muth dabei war, wie allen jenen fahrenden Rittern und Sängern. Als nun der Herbst kam, wurde seine junge Leidenschaft so stark, daß sie sich selbst einen Ausweg schaffte und Johannes

eines Tages, als er in der milden Sonne des Berges sich erging, unversehens sein erstes Minnelied ersann, welches beginnt:

Ich wär' so gerne froh,
Nun kann's nicht schlimmer sein,
Ich minne gar zu hoch
Und sie begehrt nicht mein u. s. w.

Alsogleich war aber die einzige Sorge, seine vermeintliche Schuldigkeit gegen sie zu thun und ihr sein Herzens- und Kunsterzeugniß ganz im Geheimen zukommen zu lassen. Nach langem Sinnen fand er endlich den Weg dazu, als er vernommen, daß Fides jeden Morgen nach dem Frauenmünster in die Frühmette ging, wo sie im Chore neben ihrer Mutter saß. In dieser Jahreszeit war es aber um die Stunde der Frühmette noch dunkel.

Johannes schrieb also das Lied so zierlich als möglich auf ein feines Blatt, faltete dieses wie einen Brief und befestigte eine Fischangel daran. Dann erhob er sich zeitig genug von seinem Nachtlager auf dem Berge, nahm einen uralten Pilgermantel, Hut und Stab, die seit undenklicher Zeit hinter der Thüre hingen, an sich und machte sich eilig auf den Weg den Berg hinunter, gleich einem der Pilger, welche nicht selten zu den Ueberresten der heiligen Märtyrer wallfahrteten.

Die Mettenglöcklein tönten um die Wette von allen sieben oder acht Klosterkirchen der Stadt durch den dichten Herbstnebel, der über ihr lag und vom niedergehenden Vollmonde beschienen war wie eine wogende See, aus welcher bald nur noch einzelne Bäume emporragten. Am Himmel standen noch die Sterne. Mit heftig schlagendem Herzen tauchte Johannes in die Tiefe; denn er glaubte mit seiner Liebeserklärung nichts minderes als einen solchen offenen Sternenhimmel bei sich zu tragen und einem Ereignisse entgegen zu gehen, das in seiner Art einzig in der Welt dastehe.

Als eine Glocke nach der andern verklang, sputete er sich, was er vermochte, durch das offene Thor und langte athemlos im Münster an, wo die Messe schon begonnen hatte und in der schwach erleuchteten Kirche außer den Chorfrauen und den Capitularen der Abtei nur wenige Leute den Gottesdienst begingen. Johannes erspähte mit scharfem Auge die Gestalt der Fides neben dem Stuhle der Prälatin; er begab sich, als die Handlung zu Ende ging, geschwind hinaus und setzte sich neben die östliche Kirchenthür, wo Fides heraustreten mußte.

Nach dem Gedichte, in welchem Hadlaub später das Abenteuer beschrieben, und auch nach dem Bilde, das er für die Sammlung dazu gemalt, war Fides allein und trug als einzige Hut blos ein kleines Wachtelhündchen unter dem mit Grauwerk gefütterten Capuzenmantel und dem schwarzen Schleier, welche ihr Haupt und Gestalt dicht umhüllten. Und dergestalt schritt die adelige Gestalt wirklich mit raschem Gange über die Brücke durch das Zwielicht des dicken Herbstnebels und der röthlich durchscheinenden Mondscheibe, die gerade im Westen unterging.

Der dunkle Pilgrim eilte ihr behutsam auf dem Fuße nach und streckte die Hand aus, um den Brief mit der Angel an ihren Mantel zu heften. Sie merkte wol, daß ihr Jemand folgte, allein sie beschleunigte blos ihre Schritte,

ohne sich umzusehen. Aber das wachsame Hündlein bellte heftig, als Einer da leise am Mantel zu zupfen schien; das Fräulein war genöthigt, zurückzuschauen, und blickte dem Verfolger fest in's Gesicht, der augenblicklich still stand und sich bescheidentlich hinwegschlich; denn freilich war er überzeugt, daß seine Botschaft am Mantel der Schönen hing.

Fides ging, ohne ein Wort zu sprechen, weiter und verlor sich in den noch nächtlichen Gassen, wo indessen überall die Handwerker schon bei Licht fleißig schafften. Johannes dagegen lief wieder den Berg hinauf, auf dessen Höhe man eben die Sonne im Osten aufgehen sah und der Vater Ruoff vom Hadlaub mit den Knechten die Ochsen zum Pflügen rüstete.

„Es ist doch gut," sagte er zu seiner Frau Richenza, als er den Sohn in seinem Pilgeraufzug daher kommen sah, „daß er ein Schreiber oder Pfaffe wird; denn mit seinen absonderlichen Sitten und Schwärmereien hätte er mir nicht auf den Hof getaugt!"

Seinerseits getraute sich Johannes kaum wieder in die Stadt hinunter an jenem Morgen, und doch glaubte er gehen und sich allen freudigen oder schreckhaften Entwickelungen seiner That darbieten und hinstellen zu müssen.

Es ging nun freilich dieser denkwürdige Tag vorüber, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Allein auch am nächsten und am dritten Tage geschah nichts und viele Tage, Wochen und Monate verflossen, ohne daß Johannes erfuhr, ob Fides den Brief auch nur gefunden und gelesen, geschweige denn, wie sie ihn aufgenommen habe und darüber denke. Sie hielt sich so sorgfältig abgeschlossen, wenn er in den Manessenthurm kam, daß sein Auge sie den ganzen Winter hindurch nie erblickte. Es war ihm so wunderlich zu Muth, wie Einem, der kein Echo hat, dem der Wald nicht widertönt, was er hineinruft.

Die kalte düstere Jahreszeit dauerte über die Maßen lang, und Johannes gewöhnte sich sozusagen an diesen Zustand eines Menschen, der nicht weiß, ob er etwas Gutes oder Uebles angerichtet hat. Er dichtete vor der Hand kein zweites Lied mehr; da aber endlich der Frühling kam und die Sonne die Herrschaft gewann, thaute sein Gemüth ein weniges auf und es gelüstete ihn plötzlich, jenes erste Lied, das er noch gar nie gesungen, einmal laut zu spielen und zu singen. Nur ein einziges Mal, dachte er sich, und wo es Niemand hören kann!

Er nahm also an einem schönen Maientage seine Fiedel, in einem Säcklein wohl verborgen und ging vor die Stadt hinaus, einen einsamen Ort zu suchen. Er wanderte durch das obere Thor und das Gut Stadelhofen, bis er an den Bach gelangte, der von den Hirslander Höhen her nach dem See hinunter fließt. Diesem Bach entlang führte hinter dem Burgholzbühel hinauf ein stiller Fußpfad, wie zum Theil jetzt noch, beschattet von Bäumen, an Mühlen und kleinen Schmiedewerken vorüber, bis in eine von steilen Halden begrenzte grüne Wildniß hinein. Dort floß das Wasser um eine kleine Au, die von Buchenbäumen dicht besetzt war, wie Krystall so klar herum, und alle Blumen, die je in einem Minnelied gemeint werden können, blühten unter den Bäumen und am Wasser.

Da aber das Laub noch zu jung und undicht war, schien es dem Sänger nicht genügenden Schutz zu gewähren, und er suchte eine noch verborgenere Stelle im Dickicht des Abhanges. Eine Buche, welche sich gleich über dem Boden

in drei Stämme theilte und zwischen denselben einen traulichen Sitz darbot, der mit Moos wohl gepolstert war, schien ihm endlich für sein Vorhaben geeignet. Er setzte sich zwischen die glatten Stämme, zog die Geige hervor und begann neugierig die Weise zu spielen, die er für sein Lied erfunden aber noch nicht gehört hatte, „ich wär' so gerne froh, nun kann's nicht schlimmer sein, ich minne gar zu hoch und sie begehrt nicht mein, davon ich Herzensschwere beständig haben muß; mir ward ihr' keine Märe, als fremd und kalt ein Gruß!"

Diesen ersten Vers wiederholte er etwas zuversichtlicher und sang dann allmälig auch die übrigen Strophen mit deutlicher, wiewol nicht zu lauter Stimme und mit verschiedenen Pausen. Hierauf sang er ein paar alte Lieder, die ihm geläufig waren, und kehrte dann plötzlich mit frischem Einsatz zu seinem eigenen Werklein zurück und sang es in einem Zuge keck zu Ende, wie er die Geliebte bittet, sein Uebel nicht zu gering anzuschlagen, da es den Tod mit sich bringen könne, sondern aufmerksam zu prüfen, ob sie nicht durch Gewährung ihrer süßen und reinen Huld das Schlimmste von ihm abwenden und ihn zum Heile bringen möge.

Das Ding dünkte ihm wohlgethan und er erwog, die Fiedel nachdenklich auf die Kniee legend, wie es wol wirkte, wenn er der Schönen das Lied lebendig vorsingen dürfte? Als er so sann, hörte er weibliche Stimmen über sich laut werden, wie wenn Jemand seinem Gesange zugehört hätte, und überrascht emporblickend, sah er in der Höhe durch die Baumwipfel einen sonnebeglänzten Thurm ragen. Erst jetzt entdeckte er, daß er am Fuße der Biberlinsburg saß, des Ursitzes jenes auch in der Stadt verbürgerten angesehenen Geschlechtes.

An der Mitte des Thurmes befand sich ein kleiner Balkon mit Steingeländer, auf welchem Frauen standen, von der Nachmittagssonne beschienen, die aber anderen Frauen zuriefen, welche unten im Garten und noch tiefer im Laubholz der Burghalde gehen mußten. Gelächter und Gesang ertönte; die Gestalten am Thurm oben verschwanden und zuletzt erschienen Alle unten auf der bachumflossenen blumigen Halbinsel. Sie schienen den Sänger zu suchen, der sich vorhin hatte hören lassen; da sie aber, weil Johannes still geworden und sich verborgen hielt, nichts mehr hörten oder sahen, fingen sie unter den schlanken Bäumen an zu spielen und gewährten dem durch die Büsche lauschenden Jüngling ein liebliches Schauspiel.

Indem sie einen Reigen sangen und in die Hände klatschten, versuchten sie einen Tanz, zu fünfen oder sechsen. Als es aber nicht recht gehen wollte, mischte sich Johannes mit seiner Fiedel sachte in den Handel, erhob sich zugleich und näherte sich langsam den Frauen, immer spielend, bis er unerwartet bei ihnen stand und die Schönen schreiend auseinanderflohen, so daß in weniger als einem Augenblicke er keine einzige mehr um sich sah.

Erst jetzt glaubte er zu seinem Schrecken zu gewahren, daß auch Fides unter den Frauen gewesen und wie ein Schatten verschwunden war. Er hielt es jedoch für eine Täuschung, als Alles still blieb, ein leises Kichern und verhohlenes Auflachen ausgenommen, das rings aus dem Grünen tönte. Hätte er muthiger ausgehalten, so würde er erfahren haben, wie es von allen Seiten sich wieder näherte. Allein es dünkte ihn nicht mehr geheuer; in der Meinung, er habe

eine Unschicklichkeit begangen, nahm er das Fiedelzeug wieder unter den Arm und machte sich seinerseits auch aus dem Staube, oder vielmehr aus den Blumen.

Nun war Fides allerdings bei den Frauen gewesen, und da sie ihn gesehen, am weitesten fortgelaufen und zwar gerade auf dem Pfade, welchen Johannes gehen mußte, um nach der Stadt zurück zu gelangen. Nach einer guten Weile erst bemerkte sie, daß sie sich von der Burg, wo sie auf Besuch war, entfernte und kehrte daher auf ihrem Wege um, langsamen Schrittes einherwandelnd, als eben Johannes ihr entgegen kam.

Der Pfad war hier neben dem Bache so schmal, daß nicht Zwei aneinander vorbeigehen konnten. Johannes ging aber immer zu in seinem Schrecken und schaute unverwandt auf die Erscheinung. Er sah trotz aller Verwirrung deutlich ihre Gestalt, ihr Gesicht und ihre Kleidung, indem er immer darauf zuging. Ueber dem purpurnen langen Aermelkleid trug sie ein himmelblaues, zart mit Gold gesäumtes, seidenes Obergewand, fast eben so lang und mit weiten Armschlitzen, alles ohne Gürtel oder andere Zuthaten, weit in wallenden Falten. Unter der kronenartigen flachen Mütze von weißem Tuch, die mit breiter weicher Binde um das Kinn festgebunden war, floß das dunkle Haar wellig aber offen und lang über Rücken und Schultern. Für ihr Alter schon hochgewachsen, schritt sie doch bescheiden und stolz zugleich daher, die Augen vor sich her auf den Boden gerichtet, nachdem sie einen kurzen Blick auf Johannes geworfen. Alles sah dieser genau, aber in bewußtlosem Zustande; denn die Jungfrau kam immer näher, umspielt von dem goldenen Abendlichte, das durch die grüne Dämmerung des Waldpfades webte, und begleitet von dem fast betäubenden Gesang und Gezwitscher unzähliger Vögel, die im Laube ringsumher saßen, ohne daß Johannes Anstalt machte, sich zu fassen und die junge Schöne auf schickliche Weise irgendwie zu begrüßen. Schon ganz nahe bei ihr, vermochte er kaum noch schnell zur Seite zu treten, um sie vorbei zu lassen. Todtenbleich schlug er in diesem feierlichen Moment die Augen nieder, die Knie wankten dem zagen Jüngling, er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, und sie ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen, wie er es in einem Liede nachher kläglich beschrieben hat.

Er konnte freilich nicht sehen, wie ein fast fröhliches Erröthen ihre ernsten Züge ein weniges belebte und der geschlossene Mund mit einem leisen Lächeln halb sich öffnete, als sie vorbei war und mit unwillkürlich beschleunigten Schritten die Gespielinnen aufsuchte. Beschämt und als ob er dem Teufel entronnen wäre, setzte auch er nun seinen Weg mit der größten Eile fort, noch immer an allen Gliedern zitternd.

(Fortsetzung folgt.)

George Sand.

Von

Julian Schmidt.

Am 8. Juni 1876 starb Madame Dudevant, die berühmte Schriftstellerin George Sand, auf dem Gut Nohant in der Grafschaft Berry, dem Erbe ihrer Großmutter väterlicher Seite. Sie war ungefähr 72 Jahre alt geworden: „der Zufall, geboren zu werden," (ihre eigenen Worte) war ihr am 5. Juli 1804 begegnet, gerade einen Monat nach der Hochzeit ihrer Eltern.

Vor mir liegt eine Photographie aus ihren spätern Jahren, die sprechend ähnlich sein soll; man merkt auf ihr keine Spuren ehemaliger Schönheit. Das Gesicht hat nichts von jenen großen Zügen, die oft im Alter auch bei Frauen erst recht würdig und edel hervortreten.

Sie starb im Kreise ihrer Kinder und Enkel, in sehr guten äußern Verhältnissen, nach dem Bericht ihrer Freunde von den Gutsangehörigen geliebt und verehrt. Es war eine sehr behagliche bürgerliche Existenz, die schon etwas an's Vornehme streifte.

Nicht immer hatte sie einen solchen Ausgang ihres Lebens erwarten dürfen. Ich lese in den „Briefen einer Reisenden", die überhaupt für die Kenntniß ihres Charakters sehr wichtig sind, vom September 1834, also aus ihrem dreißigsten Jahr, folgende Stoßseufzer:

„Keiner ist mehr beschimpft und verleumdet worden als ich, Keiner hat sich mit mehr Schmerz und Gewalt an die Hoffnung einer himmlischen Gerechtigkeit und an das Gefühl seiner eigenen Unschuld geklammert. Seitdem die Veröffentlichung einiger Schriften, die zu aufrichtig und muthig waren, als daß man sie einer Frau hätte verzeihen können, einige neugierige und verwunderte Blicke auf meinen Namen zog, gibt es keine ekelhafte Lüge, keinen scheußlichen Argwohn, keine schmutzige Geschichte, mit der man sich nicht bemüht hätte, ihn zu besudeln. Seit diesem Augenblick habe ich nicht ein Wort sagen können, nicht eine Zeile schreiben, nicht einen Schritt thun, ohne daß meine reinsten Absichten gebrandmarkt oder auf's gemeinste ausgelegt wurden. Warum hat Gott mich so unglücklich werden lassen! Warum duldet er, daß die Frechheit

schlechter Menschen das Leben guter beschmutze und zertrete! Muß denn der Gerechte sich erheben in seinem Schmerz, die Thränen des Zorns und der Scham trocknen, und den Schmutz, den man auf ihn geworfen, abwaschen? Herr, Herr! woran denkst du, wenn deine Vorsehung sich mit dem kleinsten Grashalm der Wiese beschäftigt, während sie einen Unschuldigen verstümmeln und beschimpfen läßt! während die edle Blume der Ehre durch den ersten besten Gassenjungen mit Füßen getreten werden darf! Ist denn der Mensch, dessen Haupt vom Nachdenken und vom Leiden gebeugt wird, dir nichts werth? Ist unser trauriger menschlicher Ruhm noch verächtlicher, als die Distel, die am Rand des Kirchhofs wächst? O Gott des Himmels, sieh, höre und schaffe mir Recht!" —

Aus diesen gleichzeitigen Aufzeichnungen erfährt man doch mehr von dem innern Leben ihrer Jugend, als aus den spätern Memoiren, in denen sie die Vergangenheit von der Höhe einer spätern Bildung ironisch betrachtet.

George Sand hat bis an's Ende ihres Lebens fortgefahren zu schreiben; sie ist sehr fruchtbar gewesen, und auch ihre späteren Novellen haben zum Theil viel Beifall gefunden; aber sie haben keine große Unruhe mehr hervorgerufen, Niemand hat sich über sie ereifert, während George Sand in der Zeit ihres eigentlichen Schaffens Anfechtungen und Huldigungen erfahren hat, wie kaum je ein anderer Dichter.

Diese Zeit ist die Periode von der Julirevolution bis zum Staatsstreich, für sie vom Jahre 1832—1852. In dieser Zeit gehört sie unzweifelhaft zu den Großmächten der europäischen Literatur. Der Staatsstreich machte einen scharfen Riß in ihr bisheriges Denken und Empfinden; sie bekannte sich zwar im Ganzen noch immer zu den alten Ideen, aber ohne eine Hoffnung, die sie zur Thätigkeit gespornt hätte. Der Abschluß war für sie zugleich, daß sie ihre Memoiren schrieb: wer das thut, erklärt damit, die Hauptsache seines eigenen Lebens bereits übersehen zu können; es ist im gewissen Sinn fertig für ihn.

George Sand ist für uns eine der Hauptvertreterinnen der Julirevolution und der aus ihr entsprungenen Ideen. Diese Ideen sind für uns bereits historisch geworden; sie haben keine Macht mehr auf dem Kampfplatz des wirklichen Lebens, wir können uns ihnen unbefangen gegenüberstellen, wir können sie historisch betrachten. Vor dreißig Jahren konnten und durften wir das nicht, sie übten einen sehr starken Einfluß auf unser allgemeines Leben aus, den wir, je nach unserer Ueberzeugung, zu bekämpfen oder zu unterstützen hatten; wir mußten Partei nehmen.

Innerhalb dieser Periode bildet das Jahr 1841 einen Wendepunkt, das Jahr, wo G. Sand von der „Revue des deux mondes" zurücktrat und mit Leroux, Lamenais u. A. eine eigene Zeitschrift gründete. In der ersten Periode hatte sie überwiegend ihre eigenen Leiden und Bedürfnisse ausgesprochen, in der zweiten trat sie im Namen der Gesellschaft auf und forderte eine allgemeine Umgestaltung der Sitten und Gesetze. Dort plaidirte sie für die Ausnahmefälle, hier suchte sie die Regel zu verbessern.

Gewöhnlich wenn man von der Revolution von 1830 redet, stellt man sie gegen die von 1789 sehr in Schatten. Man findet sie viel unwichtiger für die Geschichte der Menschheit. Im gewissen Sinne ist das auch richtig. Die

Revolution von 1789 hat viel zerstört — nicht so viel freilich, als sie vorhatte, aber doch immer viel; — sie hat dem Liberalismus gewisse einfache Glaubenssätze hinterlassen, mit denen er noch immer hantirt, und die zum Theil auch eine bleibende Berechtigung haben. Darin ist die Revolution von 1830 gar nicht mit ihr zu vergleichen. Endlich hat sie eine politische Organisation hervorgebracht, die freilich anders aussah, als man es ursprünglich dachte, die aber als erstes Kaiserreich jahrelang Europa beherrscht und ihm bleibend eine veränderte Gestalt gegeben hat.

Stellt man sich aber auf einen andern Standpunkt, so verschiebt sich dieser Vergleich sehr wesentlich. In der unmittelbaren Production geistigen Lebens ist die Revolution von 1830 viel fruchtbarer gewesen als die von 1789.

Die Ansicht wird befremden, sie ist aber leicht als richtig zu erweisen. Was hat z. B. literarisch die Revolution von 1789 producirt? — Man sehe sich um und antworte.

Absolut Nichts als die Marseillaise.

Das ist allerdings eine große Leistung, aber doch mehr durch die Melodie, als durch den immerhin sehr einfachen Text; am meisten aber durch die begleitenden Umstände. Von stolzen, kriegerischen Eroberern am Nil, in Rom, in Berlin, in Wien, in Moskau gesungen, mußten diese Töne wol das Ohr aller Welt auf sich ziehen. Freilich klang es wunderlich genug, wenn diese Eroberer den besiegten Nationen vorsangen:

Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces feroces soldats?
Ils viennent jusque dans nos bras
Égorger nos fils et nos compagnes!

Aber gerade diese blutige Ironie erhöhte den romantischen oder, wenn man will, den historischen Reiz dieses Schlachtgesanges.

Aber was hat die Revolution von 1789 sonst hervorgebracht? — Die politisch wirksamen Schriften waren bereits vorher erschienen. Von den Jahren 1789—1795 hat man Nichts als unfläthige Romane, pöbelhafte jakobinische Brandschriften, wohlgemeinte und entsetzlich lederne Tragödien, und was die vernünftigen Leute betrifft, Schriftsteller und Redner, so nimmt sich ihre Vernunft gegen die Leidenschaft des Pöbels sehr matt aus. Wer einmal den „Moniteur" aus jenen Jahren durchgearbeitet hat, der wird wahrlich unsere heutigen Parlamente bewundern: wie selten hört man eine verständige und zugleich bedeutende Stimme in diesem Durcheinander unreifer Schwätzer!

Die Literatur gewinnt erst wieder Leben, als geistreiche Männer die Revolution bekämpfen: erst mit De Maistre, Frau von Staël, Chateaubriand, Rivarol u. s. w. Das wird man aber schwerlich Erzeugnisse der Revolution nennen wollen, so wenig als das schöne Lied André Chénier's „La jeune captive", das freilich nur im Kerker und im Hinblick auf die Guillotine gedichtet werden konnte.

Die Sache ist die. Der Gedanke hatte sich bereits ausgesprochen, ehe es zum Schlagen kam, und die Instincte, welche durch die Umwälzung frei wurden,

waren der gemeinsten Art. Es konnte sich also aus ihnen auch in der Kunst nichts Edles entwickeln.

Ganz anders 1830. Wir haben vollen Grund gehabt, die stimmführende Literatur jener Zeit zu bekämpfen, sie hat viel Schaden gethan; aber die Instincte, die in ihr frei wurden, waren edler Art, und fanden daher einen würdigen, zum Theil hinreißenden Ausdruck.

Die Revolution von 1789 war der Abschluß der Literatur der Aufklärung, die höchst werthvoll war für die Geschichte der Menschheit, aber eine überwiegend negative Aufgabe hatte. Was als Residuum von ihr blieb, war die Wuth des Zerstörens.

Die Revolution von 1830 dagegen lehnte sich an die Periode der Romantik an. In dieser Periode war alles Große, Edle und Schöne, was in Indien, Griechenland, in Spanien und im hohen Norden zur Ehre Gottes und der Natur gedichtet worden, den Menschen unserer Tage bekannt gemacht und hatte ihren Geist befruchtet. Man lese die Briefe, die Heine 1831 aus Paris schrieb, und lasse sich durch die Frechheiten, die darin vorkommen, nicht stören: was für eine Fülle farbenreicher Anschauung! welch' Durcheinanderwogen tiefer Gedanken! Und Heine gehört', was Gedanken und Anschauung betrifft, nicht zu den eigentlich schöpferischen Geistern; er ist nur eine fein empfängliche, geistreich aufmerkende Natur, und gerade darum ein rechter Vertreter der allgemeinen Bildung. In seiner Begeisterung für die Revolution und die Franzosen überhaupt übertreibt er durchweg, aber in einem Punkte hat er Recht: was vor seinen Augen vorging, war in der That eins der interessantesten Schauspiele der modernen Geschichte.

An sich schafft eine Revolution nie Etwas; sie entbindet nur die bereits vorhandenen Kräfte. Die Kräfte, die 1830 hervortraten, wurzeln alle auf dem Boden der früheren Romantik; aber ihr Muth kommt ihnen von dem Ereigniß, das sie an's Licht gerufen hatte.

Die Bildung der Romantik war eine verworrene; sie hatte zuviel des Geistigen aufgespeichert, Eins widersprach dem Andern. So erscheinen auch die literarischen Tendenzen von 1830 in einem wüsten Durcheinander, ihre Einheit finden sie in der gemeinsamen Opposition. Gegen wen ist diese gerichtet?

Natürlich gegen das Bestehende, und das Bestehende ist die Juli-Dynastie. Louis Philippe gilt als Vertreter einer Classe, die man damals zwar nicht erst erfunden, der man aber erst das bleibende Gepräge gegeben hat: der sogenannten Bourgeoisie im Gegensatz zum Adel und zum Proletariat. Diese Classe ist das Ziel für die Angriffe sämmtlicher wirksamen Schriftsteller aus der Zeit von 1830—1848.

Der Bourgeois sitzt auf seinem Geldsack und läßt seine Arbeiter hungern; er hat eine junge, schöne Frau, die eigentlich einen Andern lieben sollte, aber durch das feige Gesetz an ihn gekettet wird. Er hat einen feurigen Neffen, der gern mit dem Gesang der Marseillaise an den Rhein stürmen würde, dem er aber die Mittel dazu versagt. Wäre der Bourgeois nicht, so hätten wir die Republik, wir hätten die Göttin der Vernunft, wir hätten die Jungfrau Maria, beides höchst poetische Gestalten, von denen aber dieser nüchterne Geldmensch

nichts weiß. Wäre der Bourgeois nicht, so bestände allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit, Jeder theilte mit dem Andern, Jeder genösse gleich dem Andern. Wäre der Bourgeois nicht, so hätten wir noch die alten Cavaliere, hoch zu Roß, mit Schwert und Sporn, gewaltige Duellanten und Eroberer aller Weiberherzen. Der Bourgeois hat einen dicken Bauch, steigt nicht zu Pferde, duellirt sich nicht, kann keine galanten Abenteuer unternehmen; er ist eigentlich aller Welt langweilig.

Man hat sich öfter darüber verwundert, wie Chateaubriand, Béranger, Louis Blanc Arm in Arm gegen das Bestehende zu Felde zogen: Legitimist, Bonapartist, Communist. Sie fühlten sich eben alle als die Unterdrückten, sie fühlten den Fuß des Bourgeois auf ihrem Nacken, und dies Joch däuchte ihnen das schimpflichste von allen. Man hat sich gewundert, daß Victor Hugo vom überschwänglichen Royalismus zur Republik übersprang, ebenso später Lamartine. Beide waren Cavaliere, die ihre Individualität mit allen Ansprüchen festhalten wollten: in der Bourgeoisie verloren sie sich in der Masse, dem Volk gegenüber blieben sie immer die vornehmen Herren. Der Abscheu gegen die nivellirende Nüchternheit des Bourgeois-Regiments machte sie zu Republikanern.

Man sehe sich namentlich die späteren Romane von G. Sand an: der Mann des Volks geht stets Arm in Arm mit dem Aristokraten; der Mann des Volks hat ritterliche Neigungen, der vornehme Edelmann schwärmt für die Gleichheit aller Menschen; ihnen gegenüber steht der Bourgeois da als der gemeine Egoist.

Die folgende Schilderung soll zwar zunächst nur dem reich gewordenen Bauer gelten; sie gibt aber ein Bild des Bourgeois überhaupt, wie es G. Sand vorschwebt.

„Jede Idee von Aufopferung und Menschlichkeit, jeder religiöse Begriff ist unverträglich mit der Umwandlung, welche der Wohlstand in ihrem physischen und moralischen Wesen hervorbringt. Sie werden so fett, daß sie zuletzt vom Schlage gerührt werden oder in Blödsinn verfallen. Ihr Talent für das Erwerben und Erhalten, im Anfang sehr entwickelt, erlischt gegen Mitte ihrer Laufbahn, und nachdem sie mit wunderbarer Schnelle ihr Glück gemacht haben, verfallen sie frühzeitig in Apathie, Unordnung und Unfähigkeit. Von keiner socialen Idee, von keinem Wunsch des Fortschritts ist bei ihnen die Rede; die Verdauung ist das Geschäft ihres Lebens." Genau so redet Chateaubriand, V. Hugo, A. Dumas, E. Sue, Fr. Soulié, St. Simon, A. de Musset, L. Blanc, Ch. de Bernard u. s. w.

Der geheime Sinn der Antipathie bei Allen ist der, daß zum Aufblühen des Romans romanhafte Zustände nöthig sind, daß romanhafte Zustände aber sich wol in der Adelsmonarchie und der Republik, niemals aber unter einer Regierungsform entwickeln können, wo die Mittelclassen dominiren.

Bei G. Sand war die Harmonie des Adels und des Proletariats gleichsam symbolisch — sie legt selber Werth darauf — durch ihren Ursprung angedeutet. Ihre Großmutter väterlicherseits war in Sitten und Stellung Aristokratin — sie war in einem vornehmen Hause von der Bank gefallen — ihre Mutter war ein echtes Kind des Volks, in Sitten und socialer Beziehung eine wilde Zigeu-

nerin. Daß G. Sand diese beiden Frauentypen erst in ihren Romanen wiederholt verwerthet, dann in ihren Memoiren ausführlich beschreibt, kann mit ebenso viel Recht von ihrem aristokratischen als von ihrem plebejischen Ursprung hergeleitet werden.

Wie die beiden Frauen, eine nach der anderen, sich des Kindes bemächtigten und es quälten, bald aus Liebe, bald aus Haß, ist unnöthig zu erzählen, G. Sand selbst berichtet darüber ausführlich in den Memoiren. Für die Großmutter hatte sie keine Sympathie, aber einige Achtung, und den Ton des feineren Lebens wußte sie sich recht wohl anzueignen; der Mutter sagt sie das Schlimmste nach, und doch fühlte sie die Verwandtschaft ihrer Natur. Auf alle Fälle hatte sie schon als junges Mädchen zwei Schichten der Gesellschaft und zwei typische Charakterformen nicht blos äußerlich kennen gelernt, sondern innerlich erfahren. Es sind die beiden Brennpunkte, um die sich ihre spätere Dichtung bewegt.

Sie begrüßte es als eine Erlösung, als sie im 18. Jahr heirathen durfte. Das junge Paar wohnte auf dem Gute Nohant, das von ihrer Großmutter stammte. Sie hatten zwei Kinder. Das Ehepaar lebte friedlich zusammen, aber in ihren Gemüthern war keine Uebereinstimmung: „ohne uns etwas verbergen zu wollen, wußten wir doch Nichts mit einander zu reden; wir zankten niemals, im Gegentheil bemühte ich mich, mit den Augen meines Mannes zu sehen, aber kaum hatte ich mich mit seinen Ideen in Uebereinstimmung gesetzt, so fand ich mich in Widerspruch mit meinem eigenen Instinct und verfiel in eine unaussprechliche Traurigkeit."

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Die pecuniären Verhältnisse der beiden Gatten reichten für eine bescheidene Existenz aus, in jeder Liebhaberei aber waren sie genirt, und sie fühlte überall die Abhängigkeit von dem guten Willen ihres Mannes. Nach neunjähriger Ehe trafen sie das freundschaftliche Uebereinkommen, daß sie mit ihrer Tochter die Hälfte des Jahres in Paris leben wollte, wofür er ihr eine mäßige Summe aussetzte; was noch fehlte, hoffte sie sich durch Schriftstellerei zu verdienen.

So trat sie 1831 in den Mittelpunkt der Gährung ein, deren Bild uns am anschaulichsten in Heine's Briefen entgegentritt. Es war die Blüthezeit der St. Simonisten, zu deren Paradoxien bekanntlich die Idee gehörte, daß in den großen Fragen der Menschheit dem Weibe eine ganz andere Stimme gebühre, als man bisher hatte gelten lassen wollen. Begabte und stimmungsvolle Frauen wurden gleichsam herausgefordert, sich über Gott und das Weltganze vernehmen zu lassen.

Die Gesellschaft forderte durch ihre theatralischen Aufzüge den Spott der Pariser heraus, aber auf feurige junge Köpfe wirkten ihre Ideen doch sehr stark. Befreundete Stimmen in der Dichtung kamen ihnen entgegen. Victor Hugo schilderte in seinen Dramen, vorwiegend freilich aus künstlerischen Absichten, das Phänomen der Liebe ganz anders als man es bisher aufgefaßt, und Balzac, der eben anfing durchzudringen, beschrieb nicht nur die neuentdeckte Erscheinung, sondern er suchte ihr durch Analyse die philosophische Bedeutung abzugewinnen.

Mit Balzac wurde die junge Frau bald befreundet, außerdem schlossen sich angehende Schriftsteller an sie an, die, bedeutend jünger als sie, sich ihr leiden-

schaftlich ergaben. Darunter zuerst Jules Sandeau, etwas später Alfred de Musset.

Der Verkehr mit diesen jungen Männern nahm dadurch eine eigene Form an, daß sie, um das Leben kennen zu lernen, mit ihnen in der Maske eines jungen Studenten die Theater und andere öffentlichen Orte besuchte. „Ich kann nicht beschreiben," erzählt sie, „welches Vergnügen mir meine Stiefel machten; gern hätt' ich mit ihnen geschlafen. Auf diesen eisenbeschlagenen Absätzen stand ich fest auf dem Trottoir, ich lief von einem Ende der Stadt zum anderen; ich hätte allenfalls die ganze Welt umkreist. Meine Kleider durften das Wetter nicht scheuen, ich ging zu jeder Zeit aus, und Niemand merkte meine Verkleidung."

Das letztere ist nicht ganz richtig. Die Sache sprach sich herum und wurde, als ihre ersten Romane großes Aufsehen erregten, stark gegen sie ausgebeutet. Ohnehin sorgten die Prediger der Frauenemancipation dafür, das Recht der Frauen auf den Gebrauch der männlichen Tracht als eine neue frohe Botschaft zu verkündigen und im Gespräch zu erhalten. Die Pariser denken bei Frauen in Mannskleidern sofort an die Debardeurs, und die Stellung der jungen Dichterin in der Gesellschaft wurde durch diesen Vergleich doch stark modificirt. Man erzählte von zahlreichen Verhältnissen, was immer mehr Anstoß gab, da sie eine vierjährige Tochter bei sich hatte. Ich will auf diese Dinge durchaus nicht eingehen; was uns in Bezug auf ihre Dichtungen dabei interessiren mag, hat sie vollständig in ihren Romanen niedergelegt.

Aber auf einen Umstand muß ich aufmerksam machen. Wenn sie als Zweck ihrer Verkleidung angab, in ihren Dichtungen das wirkliche Leben treu abzuschildern, und es daher vorher kennen zu lernen, so spricht die Art ihrer Dichtung gar nicht für diese Nothwendigkeit. Bei der treuen und ausführlichen realistischen Darstellung des Lebens, wie wir sie in den Romanen der englischen Schriftstellerinnen gewöhnt sind, z. B. George Eliot, haben wir zuweilen gar keinen Begriff davon, wo diese Damen das Alles gesehen haben können; sie schildern, und zwar mit sprechender Wahrheit, Orte und Zustände, die den Frauen in der Regel verschlossen bleiben. Bei George Sand ist das gar nicht der Fall, sie ist weder realistisch in dem Sinn, daß sie eine gewisse Breite des Lebens abbildete, noch in dem Sinn, daß sie Zustände, die außerhalb der sogenannten guten Gesellschaft liegen, im Detail wiedergeben wollte. Was sie namentlich in ihrem ersten Roman berichtet, das kennen zu lernen, durfte sie keine Stiefel anziehen; sie hätte es vom Salon ganz bequem beobachten können. Was ihr etwa fehlte, ergänzte ihr die Erziehung ihrer Mutter. Bilder aus dem Volk, wo sie sie nöthig hat, werden ganz ideal und aus dem Handgelenk gemalt. Erst in späteren Jahren treten wirkliche Volkstypen bei ihr auf; es sind Bauern aus dem Berry, die sie als Gutsbesitzerin in Nohant die beste Gelegenheit hatte kennen zu lernen. Aber im Wesentlichen sind ihre Romane ideal, d. h. sie sind mehr mit Rücksicht auf das innere Leben, namentlich die Leidenschaft, als mit Rücksicht auf die äußere Erscheinung des Lebens ausgemalt, und sie bewegen sich in gesellschaftsfähigen Kreisen.

In den nächsten Jahren spielt das Verhältniß zu Alfred de Musset.

Einen Theil des Jahres brachte G. Sand regelmäßig bei ihrem Manne zu; allmälig wurde ihr das Verhältniß unleidlich. Die Geldfrage brachte starke Differenzen hervor, zuletzt zankte man über Alles. Sie klagte auf Trennung von Tisch und Bett, und das Gericht entschied im Februar 1836 zu ihren Gunsten: sie behielt die Kinder und das Gut.

Wie die Sache eigentlich zusammenhängt, erfährt man nicht recht, obgleich sie ausführlicher als wünschenswerth davon erzählt. Für ihr Leben war es ein Segen: ihre Verhältnisse wurden dadurch klar, und sie gewann eine Art Halt für die Gesellschaft.

Daß sie die Scheidung durchsetzte, wirkte im gewissen Sinn auch auf ihre Dichtungen ein. Ihre bisherigen Romane hatten eine stark ausgesprochene Tendenz gehabt, gegen welche die Erzählung selbst fast als Nebensache erschien; seit 1836 werden ihre Novellen liberaler, die Erzählung wird mit größerer Liebe behandelt; die Richtung bleibt zwar die nämliche, aber sie wird mit weit geringerer Leidenschaft verfolgt.

Um jene Tendenz richtig zu würdigen, muß man nie aus den Augen lassen, daß G. Sand für die Franzosen schrieb. Bei den Franzosen hat der Angriff gegen das Institut der Ehe einen ganz anderen Sinn als bei uns. Die Ehe ist, im Allgemeinen betrachtet, ein sittliches Institut, aber die französische Ehe, wenigstens wie sie in den Kreisen der „guten Gesellschaft" üblich ist, steht mit den höheren Anforderungen der Sittlichkeit in beständigem Widerspruch. Das Mädchen wird sehr jung aus der Pension heraus verheirathet, sie hat vom Leben noch nicht das Mindeste gesehen, sondern nur geträumt. Nun tritt sie in eine rauschende Geselligkeit ein, die ihr nicht nur als Recht, sondern gewissermaßen als Pflicht vorgezeigt wird. Von einer Ausbildung eines pietätvollen Familienlebens ist wenig die Rede; für den Ehemann gehört es beinahe zum Ton, Herzensangelegenheiten außerhalb des Hauses zu suchen, der Frau wird es durch das gesellschaftliche Treiben erleichtert. Und nun ist die Ehe nach kirchlichem und staatlichem Recht unauflöslich.

Es gab Zeiten, auch in Frankreich, wo man es im Allgemeinen mit Vergehungen gegen das sechste Gebot leicht nahm; indeß lastete doch immer auf dem Ehemann, der merkbar die Augen zudrückte, eine gewisse Schande, und die überführte Ehebrecherin versank auf immer. In Zeiten, die eine ernstere Wendung nahmen, wurde dann zu Gift und Dolch gegriffen. Diese Mischung von tragischen und komischen Motiven — in der Blüthezeit der romanischen Sittlichkeit, in Spanien, wurde die Sache nur tragisch aufgefaßt — macht in der französischen Ehe gerade das aus, was edel angelegte Naturen sittlich empört.

Es ist also nicht blos Frivolität, sondern oft ein edleres Motiv, was die französischen Schriftsteller gegen die Ehe aufbringt. Da sie ausschließlich für die Gesellschaft schreiben, in der sie leben, entgeht ihnen, daß in den weiteren Kreisen des Volks der natürliche gesunde Sinn sich auch in den schwierigen sittlichen Voraussetzungen geltend macht.

Aehnlich geschah es zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland. Männer wie Schleiermacher, die mit der Sittlichkeit einen besonders hohen Begriff verbanden, forderten das Recht der Scheidung, damit ideale Ehen in ihrem

Sinn zu Stande kämen. Es ist heute wol kein Streit darüber, daß sie zu weit gegangen sind: die Leichtigkeit der Ehescheidung untergrub die Fundamente des ganzen Instituts; man hörte auf, es ernst damit zu nehmen. Für die Heiligkeit der bestimmten Ehe ist der subjective Idealismus ein unsicherer Prüfstein, sonst müßte ja die erste Liebe immer das Rechte wählen, und die täuscht sich doch mitunter. Auf alle Fälle ist die Möglichkeit der Ehescheidung ein Sicherheitsventil, das vor schlimmeren Ausbrüchen bewahrt. Nur fehlt die Opposition meist darin, daß ihr nur ganz undeutlich vorschwebt, was sie eigentlich will: ein unklares Wollen aber darf nicht wagen, an den Mauern der Sittlichkeit zu rütteln, die vorläufig die Gesellschaft schirmen.

Die Tendenzromane dieser Periode sind 1832 „Indiane" und „Valentine," 1833 „Lelia," 1834 „Le secrétaire intime," „Jacques" und „Leone—Leoni."

Vorher ging ein erster Versuch, der ihr nur zur Hälfte angehören soll, „Rose et Blanche": ihr junger Freund Jules Sandeau soll einen hervorragenden Antheil daran gehabt haben. Ich glaube doch, daß die Hauptsache G. Sand angehört. Jules Sandeau hat sich später als ausgezeichneter Novellist bewährt, aber er war damals noch sehr jung, 22 Jahre, und es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe sein Talent zur Reife kam und sich geltend machte. Composition und Stil entsprechen durchaus den späteren Werken G. Sand's, und was mir die Hauptsache ist, der Charakter ihrer eigenen Mutter wird in der Figur der Primerose mit einer überzeugenden Anschaulichkeit dargestellt, die sich nicht aus der zweiten Hand gewinnen ließ. Auch die Geringschätzung gegen die sogenannte ehrbare Gesellschaft, gegen den Bourgeois, die sich darin ausspricht, ist ganz im Sinn G. Sand's.

Das meiste Interesse verdient das Bild der Hauptheldin Rose, in der G. Sand offenbar sich darstellen wollte, wie sie zu sein wünschte, wie sie sein zu können glaubte. Es ist das keine willkürliche Annahme: in allen Romanen ihrer reiferen Zeit tritt dieser Charakter wieder in den Vordergrund, z. B. Lucrezia Floriani. Ihn muß man also im Auge behalten, wenn man sich den Charakter der Dichterin nicht einseitig nach der Lelia ausmalen will.

Wir sind jetzt sehr daran gewöhnt, in den Romanhelden Selbstporträts des Autors zu suchen, und bis zu einer gewissen Grenze ist es auch berechtigt: denn wo wollte eine Dichterin nicht blos die Empfindungen, sondern namentlich den festen Standpunkt für die Anschauung der Welt hernehmen, wenn nicht aus sich selbst? Aber man darf nicht zu weit gehen, man darf nicht annehmen, daß, wenn in einzelnen Zügen die Natur des Autors durchbricht, deshalb das Ganze nach dem Spiegel gearbeitet ist. Ich glaube, in den vorher genannten Romanen entspricht keine einzige von den Heldinnen der Natur G. Sand's, weder Indiane, noch Valentine, noch Quintilia Cavalcanti, noch Octave, noch Julie. Sie werden freilich Alle in eine Situation gesetzt, die nöthig ist, damit G. Sand ihr Lieblingsproblem behandeln könne; die Art aber, wie sie sich dazu verhalten, entspricht weder dem Bild von dem, was G. Sand sein wollte, noch ihrer wirklichen Natur.

Nur Lelia macht eine Ausnahme. Lelia ist G. Sand selbst, d. h. wie sie in einer bestimmten Zeit war, und auch da nur von einer bestimmten Seite.

Künstlerisch betrachtet ist das Buch das mißlungenste, was von G. Sand ausgegangen ist. Die Erzählung ist verworren, die Charaktere auf Schrauben gestellt, die Gedanken und Empfindungen streifen an den Aberwitz. Es ist eines der verrücktesten, aber auch der merkwürdigsten Bücher der Literatur und für die Kenntniß G. Sand's schlechthin das wichtigste. Es hat eigentlich nur noch ein Ebenbild, der René: aus diesem Vergleich wird sich zugleich seine Bedeutung herausstellen.

„René" erschien 31 Jahre vor der Lelia; ein Menschenalter liegt zwischen ihnen. In der Zeit hatte Lord Byron mit seinen wilden Paradoxien die Welt beschäftigt, und wenn man von Weltschmerz redet, so denkt man hauptsächlich an ihn. René hat für Frankreich Epoche gemacht, außerhalb Frankreichs ist er wenig gelesen.

Allein Lord Byron drückt bei weitem nicht so rein die Richtung aus, die hier in Frage kommt, als Chateaubriand. Die finstere Miene, die jener aufsetzt, wenigstens in seiner früheren Zeit — denn später hatte er hinlängliche Veranlassung zum Groll — hat doch zum Theil einen ästhetischen Grund: er bemerkte, daß sie gefiel; übrigens steckt in ihm ein guter Fond guter Laune. Im „Don Juan" wird zwar alles Mögliche in Frage gestellt, Gott und Welt, indeß doch nur ihrem Wesen nach: die Erscheinungen dieser Welt und auch die hohen Erscheinungen des Geistes werden mit Lust und Liebe, wie mit Verständniß geschildert.

Bei Chateaubriand dagegen war die René-Stimmung bitterer Ernst. Es ist ein ganz merkwürdiger Charakter: er hatte manche sehr kleine Seiten, die Eitelkeit war bei ihm in ungewöhnlichem Grade ausgeprägt; im Ganzen sind aber seine Ideen, Leidenschaften und Entwürfe im großen Stil. Allein nicht blos nach dem Erfolg, sondern schon während der Arbeit, oder mitten im Gefühl beschlich ihn die unheimliche Empfindung: es ist im Grunde doch Alles Nichts! das Herz brennt, aber es bleibt kalt, drinnen und draußen eine unermeßliche Leere! „Je m'ennuie! je m'ennuie! je m'ennuie!" das ist der ewige Refrain seines Lebens, und „ennui" will bei den Franzosen etwas ganz Anderes sagen als bei uns „Langeweile": es ist der nagende Wurm in ihrem Herzen, aber auch das leitende Motiv zu großen Dingen; es ist das Motiv, auf welches der fromme Pascal zuletzt seine Gottesfurcht zurückführt.

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!" dies Wort eines größeren Dichters ist typisch geworden, und wenn die modernen Franzosen ihr Taedium vitae durch ein classisches Vorbild rechtfertigen wollen, so citiren sie den Faust. Aber bei Goethe war die Stimmung eine vorübergehende; er überwand sie nicht nur durch seine gesunde Natur, sondern auch durch seinen sittlichen Willen; sein Leben war in der Liebe, im Glauben und in der Hoffnung. Für Chateaubriand war die Welt mit Larven angefüllt, im Alter, wie in der Jugend, und seine Jagd nach dem Glauben war eine freudlose, so häufig er auch Befriedigung zur Schau trug.

Ohne Zweifel hat George Sand den René gelesen, und das Vorbild hat auf die „Lelia" gewirkt. Es ist aber auch viel Eigenes darin. Lelia ist eine Idealistin; sie hat nicht blos einen leidenschaftlichen Durst nach dem Glücke,

sondern auch nach hohen und edlen Empfindungen. Sie sucht sie in der Andacht, selbst im Kloster, dann in der Liebe. Sie übt einen großen Zauber aus: alle Männer liegen ihr zu Füßen; aber in ihr will keine Saite nachklingen, Alles kommt ihr hohl vor. Ihre Schwester, die Courtisane Pulcheria, gibt ihr den Rath, ihrem Beispiele zu folgen; sie lehnt es auch nicht ohne Weiteres ab, findet aber bald, daß sie für diese Rolle nicht gemacht ist. Ihr selbst ist diese Verbindung von innerer Kälte und geheimer Gluth unheimlich und räthselhaft; wer mit ihr in Berührung kommt, geht an ihr zu Grunde.

Das soll nun zunächst das Bild eines Charakters sein, wie G. Sand ihn aus ihrem eigenen abstrahirte, es soll also individuelle Bekenntnisse enthalten. Aber die Reflexionen dehnen sich auf das Gesetz des Lebens überhaupt aus.

Lelia's nächster Freund, Trenmor, ein ehemaliger Spieler, der auch auf der Galeere gewesen ist, empfiehlt ihr Resignation. „Du kämpfst noch zuweilen mit dem Feinde des Menschengeschlechts, der Hoffnung. Der Mensch fängt erst da an, wo die Leidenschaft aufhört: Ruhe ist die Zukunft, nach der die unsterbliche Seele trachtet.... Die Liebe besteht nicht in dem heftigen Streben nach einem geschaffenen Wesen, sondern in dem heiligen Streben nach dem Unbekannten. Wir müssen den Himmel haben und haben ihn nicht. Deshalb suchen wir ihn in einem uns gleichen Wesen, und vergeuden für dasselbe die ganze Kraft, die uns zu edlerem Gebrauch verliehen wurde. Wir weigern Gott die Anbetung, um sie einem unvollkommenen Wesen zuzuwenden. Fällt aber der Schleier, und das Geschöpf zeigt sich hinter der Weihrauchwolke, mit der wir es umgeben, armselig und hohl, so erröthen wir über unsere Bethörung, stürzen unser Ideal um und treten es unter die Füße. Und nun suchen wir uns ein anderes, denn lieben müssen wir; aber wir täuschen uns noch oft, bis wir die Hoffnung auf eine dauernde Liebe für die Erde aufgeben; dann endlich bringen wir Gott die reine Huldigung dar, die wir ihm nie hätten entziehen sollen."

Frivoler faßt Pulcheria die Sache auf: „Jede Liebe erschöpft; es muß ihr Widerwille und Traurigkeit folgen. Vergebens lehnen wir uns gegen dieses Gesetz auf. Die Verbindung des Mannes mit dem Weibe sollte nur vorübergehend sein; Alles widersetzt sich ihrer Dauer, und der Wechsel ist eine in ihrer Natur bedingte Nothwendigkeit. — Nichts ist willkürlicher und unbestimmter als der Begriff *wahre* Liebe. *Jede* Liebe ist wahr, sie möge heftig oder ruhig sein, sinnlich oder geistig, dauernd oder vorübergehend. Die Liebe, welche ihren Sitz im Verstande hat, kann zu ebenso großen Thaten führen als die, welche im Herzen wohnt. Die sinnliche Liebe kann durch Kampf und Opfer veredelt und geheiligt werden. Die Vergötterung des Egoismus, der allein besitzen will, das Gesetz der *moralischen* Ehe in der Liebe ist ebenso thöricht, ebenso ohnmächtig, den Willen zu bändigen, ebenso lächerlich vor Gott, als das Gesetz der *gesellschaftlichen* Ehe es gegenwärtig in den Augen der Menschen ist."

Die beiden Theorien scheinen sich zu widersprechen, in Wirklichkeit führen sie zu demselben Resultat, zu dem alten Satz Pascal's: „Der Geist des Menschen muß sehr arm sein, weil sich auf dem Boden seiner Freude immer ein entsetzlicher Nachgeschmack von Trauer und Schrecken vorfindet."

Die Figur der Lelia ist zu erklären aus einer Zeit, in welcher die Phantasie eine wirkliche Macht war. In seinen gleichzeitigen Phantasien hat Alfred de Musset noch ärger blasphemirt: er nennt es in einem seiner Romane die Krankheit des Jahrhunderts. Von früh auf in dem Bewußtsein schlechter Sitte aufgewachsen, nimmt bereits die Jugend Empfindungen voraus, die sie noch nicht haben kann; der abgestumpfte Gaumen sehnt sich nach dem Reiz des Contrastes, nach beständigem Wechsel zwischen den raffinirtesten geistigen und sinnlichen Genüssen. Das Gehirn ist müde, noch ehe es gedacht, das Gesicht unnatürlich angespannt, noch ehe es einen Gegenstand gefunden. Bei dieser Ueberreizung der Phantasie, die in den glänzendsten subjectiven Farben schillert, erscheint die Wirklichkeit grau und nüchtern.

Daß diese skeptische Auffassung des Lebens gleichsam im prophetischen Tone der Welt verkündet wurde, liegt in der Losgebundenheit einer revolutionären Zeit, wo man Alles glaubte wagen zu dürfen. Gleichzeitig mit der Lelia schrieb Lamenais die „Worte eines Gläubigen", in welchem er dem kirchlichen Christenthum, das er bisher leidenschaftlich vertheidigt, absagt und das neue Evangelium der Freiheit predigt.

G. Sand hatte in der Lelia ausgesprochen, was ihr wirklich durch Kopf und Herz ging, und insofern die Ideen und Empfindungen aus dem Charakter entspringen, hatte sie etwas von ihrem Charakter geschildert. Aber es war nicht der Grundzug ihres Wesens, es war auch nicht ihr bleibendes Ideal.

Unmittelbar nach der Lelia sprach sie andere Wünsche aus; es war im Grunde wieder ein Zerrbild. Die Fürstin Quintilia Cavalcanti („le secrétaire intime") hat an ihrem Hofe gern hübsche junge Leute; Fußfälle, Handküsse u. dergl. werden nicht nur erlaubt, sondern gewünscht; geht es aber weiter, so folgen Fußtritte und Verbannung. Schwerlich hatte G. Sand unseres Heinse's „Hildegard von Hohenthal" gelesen, in welchem die nämliche Geschichte erzählt wird. Diesmal ist die Wendung sittlich, die Fürstin hat ganz incognito einen legitimen Gemahl, einen deutschen Naturforscher, der ab und zu den Hof besuchen darf. — Ob G. Sand an Frau von Staël dachte? — Auf alle Fälle reizte es sie doch, sich im Geist in eine solche Lage zu versetzen.

Aber eine viel wichtigere Ergänzung für die Lelia ist die erste Figur, die sie geschaffen, Rose: ein warmblütiges und warmherziges Geschöpf, dessen Verstand aber nie vom Herzen dupirt wird; entschieden praktisch, mit dem besten Willen ausgerüstet, erst auf die nächsten Umgebungen, dann weiterhin wohlthätig zu wirken. Unbekümmert um die Gesetze der wirklichen Welt, folgt sie den Eingebungen der Natur, und ist überzeugt, stets das Richtige zu treffen. Die Figur kommt immer wieder, niemals aber mit solcher Frische und Anmuth, als in ihrem Erstlingswerke. Später hat sie ein stärkeres Gefühl ihrer Weisheit und Erfahrung, sie wird lehrhaft und fällt Richtersprüche. Gleichviel! an diesem Charakterbild muß man sie fassen, wenn man das ethische Princip, das ihren Romanen zu Grunde liegt, richtig treffen will. Die Lelia ist in ihren eigenen Augen nur der Schmerzensschrei eines Ausnahmezustandes; Rose dagegen, Lucrezia Floriani, Consuelo u. s. w. stellen in ihren Augen das normale Weib dar, frei von den Fesseln der Sitte, und doch das Rechte nicht blos

wollend, sondern auch vermögend; das Weib, wie es sich bereits Frau von Staël in „Delphine" und „Corinne" gedacht. Finden solche Gestalten in unseren Culturverhältnissen den angemessenen Boden? — Das ist die Frage, um die es sich handelt.

In der vorhin bezeichneten Reihe ihrer Tendenz-Romane wird dieser Kampf des Weibes gegen die Sitte auch nach der Ansicht der Dichterin selbst schon darum nicht correct geführt, weil die Träger des Princips zu schwächlicher Natur sind: sie sollen mehr Mitleid erwecken als Bewunderung, und Mitleid, wie man weiß, schenkt der sinnliche Mensch oft und vielleicht überwiegend dem, der im Unrecht ist.

Die Tendenz tritt in diesen Romanen darum so stark hervor, weil die Composition ziemlich einförmig ist. Ein brutaler und nüchterner Gatte, der die zart gestimmte Seele seiner Frau natürlich nicht versteht, ein coquetter Selbstling mit geistreichen Allüren, der wenigstens den Schein dieses Verständnisses erregt, und sie dadurch zu seiner willenlosen Sklavin macht, im Grunde ebenso brutal und nüchtern wie jener, nur mit feineren Manieren; endlich ein heldenhaft aufopfernder Mensch mit ganz nüchterner, prosaischer Außenseite, aber in der Seele ganz Liebe und Hingebung, bereit, nach dem Willen oder zum Vortheil seiner Gebieterin das Unmögliche zu thun oder zu leiden. Der letztere ist in einem dieser Romane, „Jacques", der Held, er ist auch zugleich der Ehemann, tüchtig, rechtschaffen und gefühlvoll, während die junge Gattin und der Liebhaber mehr leichte Waare sind. Er kennt auch eine höhere sittliche Pflicht: der Allgewalt der Liebe darf er nicht entgegentreten, und tödtet sich selbst, um das Treiben des Pärchens zu legalisiren. In anderen Fällen findet der Conflict eine weniger gedeihliche Lösung.

Was hat nun G. Sand mit diesen Geschichten eigentlich bezweckt? — Bei einem abgerundeten Kunstwerke wäre die Frage unstatthaft, bei einem Tendenzwerke ist sie am Ort.

Unmöglich hat sie sagen wollen: so zu handeln, wie Indiane, wie Julie u. s. w., ist Recht und Pflicht. Manches freilich von dem, was von Indiane erzählt wird, stammt aus eigenen Erfahrungen, z. B. wenn sie gegen ihren Gatten grausam ist „aus Tugend". Aber daß sie ihrem Verführer nachläuft wie eine Dirne, das lag gar nicht in der Art der Dichterin, und das konnte sie auch wol nicht empfehlen wollen, ebenso wenig, daß Julie sich von dem elenden Leone Leoni zu den ärgsten Nichtswürdigkeiten bestimmen läßt.

Sie wollte nur sagen: da das Phänomen der Liebe sich einmal nach einem Naturgesetz richtet und nicht vom Willen abhängt, so soll man gegen die Opfer dieses Naturgesetzes nachsichtig sein; man soll sie bedauern, aber nicht verdammen; es lag nicht in ihrem Willen, sich einem Elenden zu Füßen zu legen, es war ihnen so bestimmt.

Wie weichlich man indeß auch seinen Gefühlen nachgeben möge, das adlige, das ästhetische Mitleid bleibt doch von der Achtung abhängig, gegen die betheiligten Personen oder gegen die Sache. Indiane, Valentine, Octave, Julie u. s. w. flößen keine Achtung ein, auch der Dichterin nicht, die den Werth eines starken Willens sehr gut zu schätzen weiß; und was die Achtung vor dem Gefühl der

Liebe betrifft, so machen einen denn doch die Theorien Trenmor's und der Pulcheria irre. Ist das alles wirklich so reiner Wind und Einbildung, so ist es doch wahrlich keine würdige Gottheit, ihr Menschenopfer zu bringen! und zum tragischen Eindruck gehört die Größe der Macht, der man fällt. Hier stellt sich ein gewisses Bedauern wol ein, aber man zuckt die Achseln und empfindet sogar einen gewissen komischen Beischmack. Indeß die Stimmung der Zeit war sehr für den Ernst; George Sand wurde heftig angegriffen, weil sie die Grundveste der Sittlichkeit, die Ehe, untergrub; sie wurde ebenso leidenschaftlich bewundert, und man ehrte in Indiane u. s. w. Heldinnen und Märtyrer der Menschheit; die Emancipation der Frauen stand einmal auf der Tagesordnung. Sehr verschiedene Dinge denkt man sich dabei.

In barbarischen Zeiten ist der Zustand des schwächern Geschlechts Unterdrückung; die Frau dient den Lüsten des Mannes, sie verrichtet die Arbeit, der Mann liegt auf der Bärenhaut oder geht auf die Jagd oder in den Krieg. Je mehr nun Bildung in das Leben des Volkes eintritt, desto eifriger ist man darauf bedacht, Schutzwehren für die Schwäche aufzurichten.

Die sicherste Schutzwehr ist die Sitte. Die Rohheit des Stärkern wird verfehmt und zieht Verachtung nach sich; das Weib, das sich im Kreis der Sitte hält, lebt darin sicher und gewinnt sogar einen bestimmenden Einfluß auf die Gesellschaft. Wie Goethe richtig bemerkt: über das, was sich ziemt, wissen edle, d. h. wohlerzogene Frauen am besten zu urtheilen. Die Frau, welche der Sitte untreu wird, verliert auch den Schutz der Sitte.

Freilich entbehrt die Frau in dieser Gebundenheit Manches, was dem Manne nicht versagt ist. Ihre freie Bewegung wird mannigfach gehemmt, selbst in ihren geistigen Interessen ist ein Maß geboten. Das natürliche Streben hochgebildeter Frauen geht dahin, die geistigen Gebiete, in denen sie sich bewegen, der Männerwelt interessant zu machen; wo mit zarter Hand gewirkt werden kann, sind die Frauen Meister und jener Achtung gewiß, aus welcher das wahre Recht sich ausbaut.

Nicht aber so verstand man in der St. Simonistischen Zeit die Emancipation der Frauen. Nicht zu mäßigen sollte ihr Beruf sein, sondern Kraft durch Kraft wett zu machen. Nicht erweitern, aufheben wollte man die Sitte, und doch sollte der Schutz fortbestehen, den sie dem Schwächern gewährt. Die Unarten des Geschlechts sollten beibehalten werden, und doch sollte es als Geschlecht heilig sein.

Als das Höchste des Lebens, ja als das einzige echte Leben betrachtete man die Passion. Mit Unrecht sind wir Deutsche durch den „Werther" in den Ruf gekommen, die Idee der allmächtigen Leidenschaft in die Weltliteratur eingeführt zu haben: die Sache war bei den Romanen, bei Spaniern und Italienern, ehe wir uns ihrer annahmen. Daß die Passion eine Naturmacht ist, der man sich vergebens zu erwehren sucht, liest man in den alten spanischen und italienischen Novellen auf jeder Seite; in „Manon Lescaut" war es, hundert Jahre vor „Leone Leoni", auf das Aeußerste paradox und mit echter Poesie dargestellt. In den Zeiten der Julirevolution galt es als unanfechtbarer Glaubenssatz der Romantik.

Die Leidenschaft wirft das Weib willenlos zu den Füßen des Angebeteten, auch wenn dieser die tiefste Verachtung verdient; sie wirft den Mann ebenso willenlos zu den Füßen der kalten Frau, die ihn verhöhnt. In der Liebe gibt es nur Sklaverei und Despotismus; innere Gleichheit kommt nicht vor, ja selbst die Gegenseitigkeit ist mehr Ausnahme als Regel.

„Ich liebe sie doch!" ruft in Victor Hugo's „Marie Tudor" (1833, gleichzeitig mit der „Lelia") Gilbert, der von seiner Geliebten arg betrogen wird. „Ich würde den Saum ihres Kleides küssen und sie um Verzeihung bitten, wenn sie mich noch wollte. Sie könnte in der Gosse liegen, mit den Wesen, die gewöhnlich darin zu finden sind, ich würde sie aufnehmen und an mein Herz drücken! . . Ich würde die Ewigkeit darum geben, wenn sie mir noch einmal zulächelte! — Glaubst du, du würdest das Weib tödten, das dich betrügt? — O nein! du wirst sie nicht tödten, du wirst dich zu ihren Füßen legen wie sonst; nur traurig wirst du sein." George Sand hat diese Paradoxie also nicht erfunden; doch hat sie ihr einen höheren, gleichsam moralischen Sinn unterzuschieben versucht.

„Die Liebe ist das christliche Erbarmen (la charité chrétienne), auf ein einziges Wesen concentrirt; sie gilt dem Sünder, nicht dem Gerechten; nur für jenen bewegt sie sich unruhig, glühend, ungestüm. Wenn du, edler und rechtschaffener Mann, eine heftige Leidenschaft für eine elende Buhlerin fühlst, so sei sicher, daß das die echte Liebe ist, und erröthe nicht darüber! So hat Christus diejenigen geliebt, die ihn gekreuzigt haben. — Der Edle begegnet nur Undank und Verrath, verderbte oder elende Seelen flößen die gewaltsamsten und dauerndsten Leidenschaften ein. Die Liebe bemächtigt sich zuerst des Gehirns und klopft an's Thor der Einbildungskraft; ohne diesen goldenen Schlüssel findet sie keinen Eingang. Hat sie sich dort zum Meister gemacht, so steigt sie in die Eingeweide herab, senkt sich in alle Tiefen des Wesens, und wir lieben den Mann, der uns beherrscht, wie einen Gott, wie die Mutter das Kind . . ."

Die Stelle steht in der „Lucretia Floriani", in welcher George Sand, neben dem spätern „Elle et Lui", von ihrer eignen Natur am meisten ausgesprochen hat: sie copirt zum Theil ihr eignes Verhältniß zu Alfred de Musset. Das Leben der beiden ist eine fortgesetzte Quälerei der unerhörtesten Art, und G. Sand sucht es auch gar nicht zu beschönigen. Aber Eins übersieht sie: die Art der Passion, die sie als Menschenrecht darstellt, geht grade aus solchen Gemüthern wie Prinz Roswald, die sich und Andere quälen, hervor, und zieht ihre Krankheit groß, Eins scheint vom Andern nicht zu trennen. Fast möchte man meinen, ihre Darstellung solle abschrecken; das ist aber nicht ihre Absicht; diese Quälerei, so peinlich sie ist, bleibt doch das Höchste der Erde; wenn die Leidenschaft den Gegenstand verzehrt hat, so frißt sie am eigenen Herzen; aber eben das ist das Leben.

Man wußte damals nur von Rechten, nicht von Pflichten, und das Recht leitete man aus der Natur her. Wenn die heilige Natur die Frauen so geschaffen hat, so haben sie auch das Recht, so zu sein. — Dieser Versuch der Emancipation hat aber je nach der gesellschaftlichen Lage der Einzelnen einen sehr verschiedenen Erfolg.

Frau von Staël hat in „Delphine" und „Corinne" die Passion als das

erste Menschenrecht der Frau dargestellt, das zugleich die Pflicht mit sich führe, der Sitte zu trotzen. Freilich blieb in beiden Romanen die Sitte siegreich, aber nur durch das Recht des Stärkeren; sie wurde dafür von der Dichterin als unsittlich geschmäht.

Frau von Staël hatte den Vorzug, eine reiche und vornehme Frau zu sein; in ihrem Schloß Coppet machte sie unangefochten zur Sitte, was ihr gefiel. Daß man in Paris das nicht wollte gelten lassen, war das Unglück ihres Lebens. George Sand war es nicht so gut geworden: sie trat auf in einer Lage, welche die Gesellschaft nicht acceptirte, und mußte sich ihr Recht erst gewaltsam erkämpfen.

Es lastet auf manchen Dichtern wie ein Fluch, daß die Zeit ihrer gewagtesten Entwürfe, ihrer Sturm- und Drang-Periode, am bestimmtesten im Andenken der Menschen haftet; was sie später auch für Wandlungen durchgemacht haben mögen, diese Zeit hat ihrer Physiognomie einmal das Gepräge gegeben, und es ist nicht wieder wegzuwischen.

Goethe hatte bereits seine reifsten Werke veröffentlicht, Iphigenie, Tasso, den Meister u. s. w., als man in ihm noch immer den Werther suchte; Klopstock fragte noch 1799 einen Reisenden ganz unbefangen, ob sich denn Goethe noch immer nicht erschossen habe? Es ist das ein Zeichen dafür, daß jene Jugendwerke am stärksten den Ton angeschlagen hatten, den die Zeit forderte.

G. Sand ging es ebenso; ihre Schöpfungen aus den Jahren 1836—1840 sind tendenzlos; wenigstens tritt die Tendenz in ihnen nicht leidenschaftlich hervor; sie sind poetisch gedacht, sie verrathen eine unbefangene Freude an der Erscheinung, der Weltschmerz scheint verstummt zu sein. Gleichwol galt sie noch immer als Lelia, und bei jedem neuen Versuche fragte man immer neugierig: wann wird denn Lelia auftreten? Gerade durch ihre Einseitigkeit hatten ihre früheren Romane einen tiefen Eindruck gemacht; was ein guter Theil der Jugend wollte, war ausgesprochen mit der glühenden Leidenschaft eines Herzens, das an sich selbst glaubt.

Zwischen die beiden Perioden fällt die Scheidung von ihrem Mann, und Alfred de Mussets „Confession d'un enfant du siècle". Der Bruch zwischen ihnen war bereits eingetreten. Er hat wol nicht genau sein Verhältniß zu G. Sand schildern wollen, Brigitte ist unmöglich das volle Abbild von G. Sand; aber er hat doch wol einzelne Motive daraus entlehnt, und ich glaube betonen zu müssen, was man bisher noch nicht beachtet zu haben scheint, daß er sich als den schuldigen Theil bekennt: er schildert das Verhältniß gerade so wie G. Sand es in „Lucretia Floriani" und in „Elle et Lui" zurecht stellt. Als das letzte Buch erschien, war Alfred de Musset schon todt; sein Bruder trat als Bluträcher auf. Wer möchte in diese Details eingehen! Aber so viel scheint fest zu stehen, daß die Unhaltbarkeit des Verhältnisses wenigstens zum großen Theil aus der Zerfahrenheit des jungen Mannes hervorging.

Ich nannte die Novellen dieser Periode tendenzlos; doch beruhen sie auf einer gemeinsamen Haupterfahrung. Die jüngsten Männer, die darin auftreten, sind geistreich, anziehend, aber schwächlich und in ihrer Weichlichkeit egoistisch. So André, so am bestimmtesten ausgesprochen Horace. Sie sind mit voll-

endeter Naturtreue dargestellt, wie sie nur eigene Erfahrung hervorbringen kann. Ihnen gegenüber hebt G. Sand die nüchternen, aber charakterfesten Männer hervor, die wissen, was sie wollen. Der Reichthum der Haupttypen hat sich nicht gerade vermehrt, der Gesichtspunkt ist nur ein anderer geworden, aber die Variationen des Thema's sind überraschend brillant.

Es war überhaupt die beste Zeit der französischen Novelle, und G. Sand handelte in richtiger Erkenntniß ihres eigenen Talents wie der Neigungen ihres Volks, wenn sie diese Form dem Romane vorzog. Ihre ersten Werke sind zwar nicht viel umfangreicher als die folgenden, aber sie sehen so aus, als sollten sie ein sittliches Problem gründlich erörtern, während die zweite Reihe sich bescheidet, ein künstlerisch abgeschlossenes Bild zu geben.

Eine Reihe ausgezeichneter Novellisten trat fast gleichzeitig auf, darunter G. Sand's ältester Kamerad, Jules Sandeau; Alfred de Musset; auch Balzac war in seiner besten Stimmung. Ich glaube, G. Sand verdient den Preis.

Es ist nicht meine Absicht, auf das Einzelne einzugehen. Mit „André" beginnt die Reihe. Ein wie liebliches Bild ist das Blumenmädchen, wie kräftig treten die Charakterköpfe des egoistischen Vaters und des derben Freundes heraus! und mit dem schwächlichen Helden selbst muß man aufrichtiges Mitleid haben, weil man vom Dichter mit Liebe in sein Inneres eingeführt wird. Dasselbe gilt von „Simon", „Pauline", „Horace", „Alezia Aldini", „Mauprât" u. s. w. Es zeigt sich in diesen Figuren, was in den früheren Romanen G. Sand's fast ganz fehlt, selbst ein gewisser Humor. Die vornehmen Damen zwar, z. B. Fiamma und Alezia, werden ein wenig nach der Phantasie ausgemalt, desto inniger hat sich G. Sand in die Zigeunerwelt der Künstler eingelebt. Die Schauspielerin Pauline mit ihren Umgebungen, der Sänger Lelio, Alezia's Geliebter mit seiner Freundin, das sind Figuren, die sehr gut ihren Platz in „Wilhelm Meister" gefunden und verdient hätten. In ihrem späteren Roman „Consuelo" ist die Schilderung des italienischen Künstlerlebens von vollendeter Schönheit und Heiterkeit, und in der schwächeren tendenziösen Fortsetzung treten noch herrliche Lichtblicke ein, z. B. die Begegnung Consuelo's mit Haydn, die Beziehung zum alten Fritz u. s. w. Bekanntlich ist das Schicksal der berühmten Mara zu Grunde gelegt; Modell gesessen hat aber eine jüngere Freundin Sand's, Pauline Garcia. Wenn G. Sand in späterer Zeit ihre Richtung wieder ändert, so hat sie ihr Talent doch keineswegs verloren, und eine Seite desselben muß noch hervorgehoben werden. „La mare au diable" und „François le Champi" sind Dorfgeschichten, die sich dem Besten an die Seite stellen können, was irgend ein Volk hervorgebracht hat; durch und durch poetisch und doch wahr. Hier hat die ununterbrochene Anschauung eines bestimmten Standes ihr die Farbe gegeben. In späteren Geschichten der Art, z. B. „La petite Fadette" tritt das Mädchen aus dem Volke schon mit zuviel Anspruch auf, und man merkt heraus, daß diesmal mehr das Vorbild englischer Schriftsteller sich geltend macht, als die eigene Anschauung.

Hoch poetisch ist „Jeanne", eine glückliche Eingebung, wie Charaktere in der Art der Jungfrau von Orleans noch im modernen Leben in der Abgeschiedenheit des Dorfs sich entwickeln können.

George Sand ist immer poetisch, wo sie sich an das Bild hält; dann ergeben sich die überraschendsten Züge der Naturtreue, mit leichter und sicherer Hand ergriffen. Durch trübe Wolkengebilde einer anziehenden Melancholie bricht ein helles, hoffnungsreiches Sonnenlicht; und es verbreitet sich über die Wolken, die sie hervorheben will, so unmerklich und doch so intensiv, daß wir sofort von der richtigen Stimmung ergriffen werden. George Sand weiß in solchen glücklichen Stunden das Auge frei zu machen von den Bildern, die ihre Phantasie erfüllen; sie erklärt uns dann mit großer Feinheit, was unsere Romantiker unter Ironie der Bildung verstanden. Ihr Stil ist bei aller Uebung einfach und hat einen großen Zug. Wo sie nicht declamirt, waltet in ihren Dichtungen ein edler Schönheitssinn.

Wo sie für ihre Bilder einen weitern Rahmen ausspannt, will das Talent nicht recht ausreichen. Nicht als ob es an Composition fehlte; aber die Composition geht nicht von Innen nach Außen, sondern umgekehrt; es ist nicht das innere Leben der Handlung, das sich in wohl geordneten Gruppen künstlerisch entfaltet, sondern das Bedürfniß des Contrastes in den Stimmungen, das die äußern Umrisse zeichnet, denen sich dann der Inhalt anbequemen muß. — Wo sie ferner nicht unmittelbar anschaut, wird sie durch Reflexion das Richtige nie treffen; ihre Analyse ist schwach. Am Schlimmsten ist es, wenn sie sich der Rhetorik ergibt.

Schon in dieser Periode erscheinen mitunter Repräsentantinnen des Volks, die aus dem Handgelenk gemalt, d. h. die nach der Tendenz erfunden sind. So z. B. in „Maupras" der alte Bauer Patience, der wie ein Prophet den herzlosen Vertretern der ständischen Interessen die Zukunft der Menschheit verkündet. Das ist nicht eine geschaute, sondern gedachte Figur. Ueberhaupt klopft in dieser Novelle zuweilen Lelia an die Thür.

„Sage mir die Wahrheit — bist du glücklich? Doch das ist eine lächerliche Frage, das Wort glücklich ist ein lächerliches Wort und spricht eine Idee aus, so formlos wie ein Traum; aber — erträgst du das Leben gutwillig? — Das Gute, das ich ohne Begeisterung, selbst ohne Vergnügen daran thue, und ohne von der Erfüllung meiner Pflichten eine Erleichterung zu hoffen, ist vor Gott vielleicht ein größeres Opfer, als die Opfergaben eines jüngeren beglückteren Herzens. Mein Gott! könnte ich doch aus dem Schoß dieser Gnade eine Ueberzeugung oder auch nur einen Wunsch, ein Verlangen in mein Herz niedersenken!" u. s. w. —

G. Sand konnte klar sehen und folgerichtig schließen, aber die Phantasie war stärker bei ihr als der Verstand. In ihrem Urtheil über Menschen täuschte sie sich oft. Abgesehen von den Künstlerkreisen, in denen sie sich bewegte, Franz Liszt, Chopin u. s. w., traten ihr die Republikaner näher, Michel von Bourges, Pierre Leroux u. s. w.

In diesem Verkehr zeigte sich, wie sehr sie die Kraft ihres Geschlechts überschätzt hatte. Die Schwächlichkeit der Männer, welche in ihrem eigenen Geist schwelgen und gleichsam damit coquettiren, hatte sie in ihren Romanen mit dem äußersten Scharfsinn analysirt; im wirklichen Leben half ihr das nichts, sie

imponirten ihr immer wieder von Neuem und wirkten bestimmend auf sie ein, vielleicht gerade weil sie ihr huldigten.

Der Kreis, mit dem sie verkehrte, war ganz aus solchen unstäten Genies zusammengesetzt, und doch war ihr jeder derselben überlegen, sie folgte jedem mit dem Eifer eines Kindes, dem man ein neues Stichwort gibt. Die echte Ueberlegenheit der Frauen zeigt sich in der Reinheit ihres Gefühles und dem Urtheil über den bestimmten Fall. Zur Entscheidung über allgemeine Fragen fehlt ihnen die Basis. Der wissenschaftliche Horizont von Michel, P. Leroux ging gewiß nicht weit über den ihrigen hinaus, aber auch dieser Unterschied war entscheidend. Jede Phrase über das Gemeinwohl, die sie heute von ihnen empfing, brachte sie morgen mit der Hitze eines Enfant terrible in Anwendung, und je weniger sie den innern Zusammenhang einer neuen Theorie, die Welt zu beglücken, verstand, desto leidenschaftlicher gab sie sich ihr hin. Jeder Instinct der Empörung fand in ihr einen Widerhall, der roheste Tribun bezwang dies stolze Gemüth, wenn er durch seine Erscheinung ihre Einbildungskraft zu fesseln verstand, und aus den abgeschmacktesten Genies der Periode stellte sie einen Heiligen-Kalender zusammen.

Es war im Jahre 1841, daß sie ihre bisherigen Verbindungen abbrach und mit ihren republikanischen Freunden, zu welchen auch Lammenais und Mickiewitz gehörten, eine eigene Revue gründete. Der Glaube dieser Propheten wird der ihrige, und sie macht für ihn Propaganda mit der Sicherheit eines Weibes, das den Drang des Guten mächtig in ihrer Seele fühlt und von der Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der Mittel nicht gestört wird.

Aus dieser Zeit haben wir eine sehr interessante Beschreibung von Heine (1841) — sie war 37 Jahre alt. — „George Sand ist eine schöne Frau. Ihr Gesicht ist eher schön als interessant zu nennen, von griechischer Regelmäßigkeit. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens nicht glänzend. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es ist aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit . . . Ihre Stimme ist matt und welk, ohne Metall, jedoch sanft und angenehm . . Sie hat durchaus Nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch Nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Sie ist einsilbig, weil sie dich nicht werth hält, ihren Geist an dir zu vergeuden, oder weil sie das Beste deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten: ein Zug, worauf mich Alfred de Musset aufmerksam machte. — Ihr Directeur de Conscience, der philosophische Capuziner Pierre Leroux, wirkt sehr verderblich auf ihr Talent; er verleitet sie, sich in unklare Faseleien und halbausgebrütete Ideen einzulassen, statt sich der heitern Lust farbenreicher und bestimmter Gestaltung hinzugeben."

In dieser Beschreibung ist namentlich Eins, woraus sich Vieles erklärt: der Gegensatz zu Frau v. Staël. Frau v. Staël hat sehr gute und bedeutende Bücher geschrieben, aber eigentlich war ihr das nur Nebensache. Hätte sie alle großen Männer der Zeit nach Coppet zusammenrufen können, mit ihnen Conversation machen, sich etwas von ihnen huldigen lassen, ihnen Comödie spielen und vortanzen, so hätte sie die Schriftstellerei gern entbehrt, das mündliche

Wort war ihr die Hauptsache. Wir kennen die entsetzten Berichte von Goethe und Schiller, die ihr über alle möglichen Dinge Rede und Antwort stehen mußten, und die bei aller Bewunderung vor der Frau Gott dankten, als sie fortging. So war sie schon als Kind, so war sie im späten Alter.

G. Sand scheint von diesem Geist der Conversation gar Nichts gehabt zu haben. Die berühmte Frau wurde von Fremden viel aufgesucht, es war sehr schwer, zu ihr zu dringen, und wenn sie Jemand vorließ, so mußte er ausschließlich die Unterhaltung führen. Das wird wol bei Menschen, die ihr näher standen, anders gewesen sein, auf alle Fälle war ihr der mündliche Ausdruck kein Bedürfniß; sie war von Natur Schriftstellerin, und zwar bestimmter gesagt: Dichterin. Das ist für eine politische Rolle nicht günstig.

Ihre Dichtungen sind mehr oder minder gelungen, alle zeigen Spuren großer Schönheit; ihr politisches Raisonnement ist schaal und oberflächlich, ihr Urtheil über allgemeine Dinge falsch oder wenigstens schief; nicht weil sie eine Frau ist, sondern weil ihre Bildung und Weltkenntniß nicht ausreicht, ihr auch nur die Außenseite der Dinge zu zeigen. Necker's Tochter war ja auch eine Frau, und „ihre Betrachtungen über die französische Revolution" sind ganz in Frauenart, mehr durch persönliche als sachliche Motive eingegeben; aber wir lesen sie noch heute mit großem Interesse: einmal, weil sie in manchen Dingen wirklich unbefangener sieht als die Männer, die zu tief in's Parteileben verstrickt waren, während die Weltdame den Blick nach allen Seiten hin wenden kann; sodann weil sie sich über die Grenzen ihres Urtheils nicht täuscht. G. Sand dagegen sieht und hört nichts Anderes als ihre Parteigenossen; sie wird von ihren Declamationen angeregt und bestimmt, und es fehlt ihr das Urtheil, selbst über Dinge, die das einfache gesunde Auge mit vollkommener Klarheit sieht. Die Welt, in der sie wirklich lebt, ist die poetische, der Roman des Herzens; wenn sie darin die Politik einzumischen versucht, so verwirrt Eins das Andere; ihre politischen Ergüsse werden romanhaft, ihre Romane gerathen in's Doctrinäre.

Auch in dieser Wendung wurde sie wieder durch einen neuen Umschlag der Zeit bestimmt. Mit der Emancipation der Frauen, mit der freien Liebe wollte es nicht mehr verfangen, die Welt sollte von Grund aus reformirt werden; selbst die Poeten, die früher für das Alte geschwärmt hatten, weil es poetisch war, fanden jetzt, daß die politische Beredsamkeit auch auf die Einbildungskraft wirken kann. Lamartine gab das Stichwort: „La France s'ennuie!" Michelet und Quinet verkündigten das Evangelium der allgemeinen Humanität, E. Sue schrieb „Die Mysterien von Paris". Der Lärm dieses übrigens höchst talentvoll geschriebenen Buchs hat der französischen Literatur ungeheuren Schaden gethan, weil er die Rohheit der Darstellung begünstigte. Er wählte ein breites, weithin sichtbares Feld, um die Greuel der Gesellschaft und namentlich des Juste Milieu darauf auszustellen. Er zeichnete mit faustdicken Strichen, so daß man noch weither ihn vollkommen verstand; freilich wo man ihm näher trat, sah man das Brutale der Arbeit. Ihm schloß sich eine ganze Schule an.

Ein so großer Erfolg wirkt sehr stark auf die andern Dichter, auch wenn sie ihn gering schätzen. Der Hauptrival G. Sand's war früher Balzac gewesen, der auch bei seinen tollsten Erzeugnissen immer durch feine, gewählte Arbeit

imponirt. Das hörte nun auf, wo Alles auf den Markt stürmte, wo Einer den Andern überschrie und übertobte.

G. Sand verließ das ihr angemessene Gebiet der Novelle, warf sich auf den Roman und stellte ihm die Aufgabe, an der politisch-socialen Wiedergeburt Frankreichs zu arbeiten. So entstanden die Romane „Le compagnon du Tour de France", „Consuelo und die Gräfin von Rudolstadt", der „Müller von Angibault", die „Sünde des Herrn Antoine"; der letztere erschien in derselben Zeit, wo Lamartine seine „Geschichte der Girondisten" und Louis Blanc seine Brandschriften gegen die Juli-Dynastie veröffentlichte.

Mit diesem oder mit den Romanen von Sue oder Dumas konnte nun freilich G. Sand nicht wetteifern, wie sehr sie sich auch anstrengte; ihre Erfindungen sahen neben den Bildern aus den „Grafen Monte-Christo", dem „Ewigen Juden", „Martin dem Findelkind" u. s. w., doch sehr bleichsüchtig aus. Aber sie verloren innerlich durch den Wetteifer; um Wirkungen in der Art wie Dumas zu erzielen, mußte G. Sand gerade die Feinheiten ihrer Pinselführung aufgeben. Es ist jammerschade; in „Consuelo" sind einzelne ihrer schönsten Bilder, der Einfall aber, die heitere Sängerin des vorigen Jahrhunderts zu einer halbwahnsinnigen Prophetin der Zukunft zu machen, hätte in den „Ewigen Juden" gehört.

In dem folgenden Roman zeichnen sich die Figuren der Handwerksburschen, so lange sie bei ihrem Metier, ihren natürlichen Vergnügen und Tollheiten bleiben, auf die heiterste Weise ab; überhaupt ist die ganze Einleitung musterhaft; sobald aber die beiden idealen Figuren auftreten, der Handwerksbursch, Pierre Huguenin, mit der Glorie eines Apostels, und die idealistische Gräfin Ysauld, wird es schlimm. Noch dazu wollen die beiden sich heirathen, nicht sowol aus Leidenschaft, als aus Princip, und es wird dem Vater der Gräfin, einem liberalen Edelmann, als Schmach ausgelegt, daß er seine Einwilligung nicht gibt; die Liebenden sollten es vielmehr Dank wissen, es würde eine höchst unpassende Ehe geworden sein, der Gatte würde immer auf Knien gelegen haben. Im Uebrigen sind Huguenin's praktische Ansichten durchaus lobenswerth; er sucht auf die sittliche Veredelung seines Standes hinzuwirken und läßt sich auf politische Umtriebe nicht ein.

In dem „Müller von Angebault", der vier Jahre später erschien, ist der Geist der Revolution über die Rücksichten schon mächtig geworden. Der gebildete Schulmeister Henri Lemor, der noch weit tiefer vor der Baronin Marcelle im Staube liegt, als der Handwerksbursch vor der Gräfin, heirathet sie dennoch, und bezwingt seine Gewissensscrupel, die ihn zuerst hindern wollten, durch die Heirath ein reicher Mann zu werden. Und so ist auch das Bedenken wegen der politischen Umtriebe beseitigt. „Ich wollte," sagt Marcelle zu einer Pastorstochter, „daß man Niemand mehr für sich arbeiten ließe, sondern daß Jeder für Alle und Alle für Gott arbeiteten . . . Und wenn man, um auf diese Weise die Menschen zu erlösen, durch eine schreckliche Krise müßte —". — „Nun," antwortet Jene, die sie mit Erstaunen betrachtete, „man würde sie mit Geduld ertragen." — „Man würde sich mit Begeisterung in sie stürzen!" rief

Marcelle mit einem Ausdruck und einem Blick, vor dem jene zitterte, und der sich zu ihrer Verwunderung wie ein elektrischer Schlag ihrer Seele mittheilte.

Hier beginnt auch die Begeisterung für den abstracten Begriff des Volks. „O Volk, du weissagst!" ruft einmal Henri Lemor entzückt aus, „durch dich wird Gott sein Wunder thun, dich mit dem heiligen Geist anhauchen. Du kennst nicht die Entmuthigung, du kennst nicht den Zweifel! Darum hab' ich meine Bücher verbrannt, darum wollt' ich unter den Armen und Einfältigen im Herzen den Glauben suchen, den ich verloren hatte, in dem ich unter den Reichen aufwuchs."

Auch in der „Sünde des Herrn Anton" ist der Repräsentant des Volks, Jean Jappeloup, die ideale Figur; neben ihm ein vornehmer Herr, der sein ungeheures Vermögen nach seinem Tode zu der Gründung eines Phalanstère bestimmt. Dagegen wird der Bourgeois, der strebsame Industrielle, mit Hohn und Verachtung überhäuft, wegen seiner Gemüthslosigkeit und namentlich als Parvenü wegen seiner schlechten Manieren.

Durch diese und ähnliche Romane, die zuletzt zu einer wahren Massenproduction anwuchsen, wurde im Volk jene Stimmung vorbereitet, der das Bestehende absolut unerträglich vorkam, und der alle Ideale, alle Instincte vollkommen berechtigt erschienen. Wenn wir die Sache heute überlegen, so erscheint es uns geradezu unbegreiflich. Frankreich hat nie eine Periode gehabt, wo es im Allgemeinen so zufrieden sein, und wo es sich namentlich so frei fühlen konnte, als unter der Juli-Dynastie. Aber es langweilte sich und verlangte nach einer neuen Aufregung.

Sie kam. Das Proletariat bemächtigte sich der Regierung, an seiner Spitze die Romantiker, Lamartine, V. Hugo, Eugène Sue, G. Sand u. s. w. Letztere schrieb für Ledru-Rollin die Manifeste. Aber diesmal wehrte sich der Bourgeois seiner Haut; und als ihm das zu lästig wurde, rief er das Militär. Was das Ende sein würde, hätte G. Sand von Heine erfahren können, der vor Jahren bereits in einer glücklichen Eingebung ausrief: „Die Vendôme-Säule ist das Einzige, was noch in Frankreich feststeht!"

Nun hatte man die ersehnte Freiheit; die Presse wurde vollständig geknebelt. Aber für die Unterhaltung des Publicums wurde gesorgt, es ging Alles in's Große. Es wurden Kriege geführt, auf den Industriellen folgte der Credit-Mobilier, im Roman wurde der ideale Sehnsuchtsschrei der Leidenschaft durch gesättigte Lüsternheit abgelöst; und doch durften die neuen realistischen Poeten ihren idealistischen Vorgängern nicht mit Unrecht zurufen: was wir Tolles erfinden, habt Ihr bereits überboten!

„Le talent de George Sand a quelque racine dans la corruption, elle deviendrait commune en devenant timorée." So spricht sich Chateaubriand aus, René über Lelia. Das Wort mit seiner halben Wahrheit ist höchst ungerecht; man findet es aber wenigstens begreiflich, seitdem G. Sand ihre Memoiren veröffentlicht hat.

Die Breite, in der sie die Geschichte ihrer Eltern erzählt, entsprach gewiß nicht dem guten Ton; am bedenklichsten war vielleicht, daß sie in allen Phasen ihres Lebens Recht gehabt zu haben geglaubt, daß sie in beständiger Bewunde-

rung vor ihrem idealen Spiegelbilde stand. In dieser Selbstüberschätzung liegt vielleicht die Schwäche ihrer Dichtungen.

Würde sie nichts Anderes schildern, als das innere Leben, die Erfahrungen ihres Herzens, so würde das die Kenntniß des Lebens immer fördern, und man würde auch Trübes und Ungereimtes gern mit in den Kauf nehmen.

Weit mehr am Herzen liegt es ihr aber, zu belehren; das nennt sie ihren Idealismus. Mitunter freilich, und das wiederholt sich nicht selten, scheint ihr die Bestimmung der Frauen in der Aufopferung zu liegen, und auch darin kennt sie keine Grenzen; in der Regel aber weist sie ihnen eine andere Rolle zu.

Es scheint ihr unwürdig, daß die Frauen von den höchsten Interessen des Lebens sich ausschließen sollen; es scheint ihr auch nachtheilig für die Entwickelung der Gesellschaft. Denn die Frauen haben in weit höherem Grade als die Männer eine Gabe, die bei allen großen Fragen den Ausschlag gibt, die Gabe der Begeisterung; es war daher nicht ungeschickt, wenn man ihnen in alten Zeiten die Prophetenrolle zutheilte.

Sobald G. Sand dieser Stimmung nachgab, verloren ihre Frauen den dichterischen Reiz; selbst in ihrer Gluth merkt man eine geheime Herzenskälte heraus. Ein romanhaftes Verlangen hat sie zuerst bestimmt, der Stolz hält sie vielleicht auch bei der Chimäre fest. Ihre Leidenschaft hat Nichts von jenem Selbstvergessen, das auch der Sünde einen gewissen Adel verleiht; sie wissen zu sehr von sich selbst, und hinter ihrer idealen Sehnsucht versteckt sich nicht selten das gemeine Verlangen. Auf alle Fälle wollen sie das, was dem Geschlecht am nächsten liegt, zum eigentlichen Gegenstand der Menschheit machen: daher die Hypertrophie in den Geschäften der Liebe.

Wenn die Romane aus den Stimmungen der Zeit hervorgingen, so haben sie wiederum auf die Entwickelung derselben verhängnißvoll eingewirkt. Die Typen der Einbildungskraft verwandeln sich in Ideale der Menge, und nehmen den Schein des Lebens an. Durch das beständige Abarbeiten träumerischer Gedanken wird der Kopf entzündet, die Sinne werden angestachelt, der Geist verfällt in eine unerklärliche Unruhe, und dies Unbehagen der Einbildungskraft wirkt dann auf die poetischen Schöpfungen zurück. Es tritt die Sehnsucht nach jenen unmöglichen Wesen ein, deren Bild nur aus dem Hochmuth des Herzens hervorgeht. Diese Schattengestalten verwirren die Wirklichkeit. Man nennt unsre Zeit positiv und materialistisch, und damit wird auch die eine Seite derselben richtig bezeichnet; aber in den geheimen Falten des Herzens versteckt sich eine luftige Träumerei, der keine andere Periode etwas Aehnliches entgegenzusetzen hat.

Zu träumen ist schön, aber man muß wissen, den Traum vom Wachen zu scheiden; die Propheten unsrer Tage haben darin gefehlt, daß sie mit ihren Träumen die Wirklichkeit verwischen, daß ihre Ideale sich dem Maß entzogen.

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb,

Oberst im Nebenetat des großen Generalstabs.

II.

Wie schon erwähnt wurde, traten die 13 Staaten 1781, zwei Jahre vor dem Frieden von Versailles, zu einem Staatenbunde zusammen, einer Conföderation, die bei dem Mangel einer starken Centralregierung so nachtheilig für das Volk war, es in solche Abhängigkeit von Europa zu bringen drohte, daß die bisherige Verfassung nach dem Wunsche des ganzen Volkes suspendirt wurde.

Von den Männern, die im Unabhängigkeitskriege das größte Vertrauen erworben, wurden 55 erwählt, um eine neue Verfassung zu entwerfen, deren wesentliche Aufgabe die Stärkung der Centralgewalt war. Wie kann man glauben, daß Männer, wie Washington und Hamilton, denen als Ziel eine der englischen ähnliche Verfassung vorschwebte, einen so losen Staatenbund hätten bilden wollen, daß es jedem einzelnen Staate beliebig frei gestanden hätte, auszuscheiden? Bei solchen Grundsätzen kann keine Handels- oder Gewerbe-Association bestehen, viel weniger ein werdender Staat, dessen Regierungsgewalt zu stärken, dessen Theile enger zu verbinden die Aufgabe war, die das Volk der von Washington präsidirten Versammlung gestellt hatte. Kaum scheint es nöthig, dem Einwurf zu erwidern, daß die Verfassung keinen Paragraphen enthalte, der einzelnen Staaten verbiete, aus der Union zu scheiden. Als wenn irgend ein Gesetz es Pommern oder Westphalen verböte, sich von Preußen loszusagen; als ob eine der vielen Constitutionen, die sich in Frankreich seit 80 Jahren gefolgt sind, den Departements untersagte, sich vom Staate zu trennen und eine Conföderation zu bilden!

Die von Washington, dem Deputirten Virginiens, unterzeichnete, von allen Staaten angenommene Constitution der Vereinigten Staaten beginnt mit folgenden Worten:

„Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, um eine vollkommene Einheit zu bilden, die innere Ruhe zu sichern, für die allgemeine Vertheidigung zu sorgen, das öffentliche Wohl zu

vermehren, für uns und unsere Nachkommen die Wohlthaten der Freiheit zu sichern, — wir begründen, verordnen und errichten diese Verfassung für die Vereinigten Staaten Amerika's."

Also das Volk der Vereinigten Staaten gibt sich die Verfassung, nicht die einzelnen Staaten; in allen in den folgenden Artikeln genannten Beziehungen steht das ganze Volk direct unter der Union, im Verhältnisse zum Centralstaat. An Stelle des Staatenbundes ist der Bundesstaat getreten. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des Congresses, dem Senat und dem Repräsentantenhause.

Artikel I. Sect. 8.

„Der Congreß wird das Recht haben: Steuern zu erheben, öffentliche Schulden zu machen, für die Vertheidigung des Landes zu sorgen, Münzen zu schlagen, die Verhältnisse zum Auslande zu regeln, Posten einzurichten, Krieg zu erklären, Armeen auszuheben und zu erhalten, die Miliz zu errichten und zusammen zu rufen, um die Gesetze der Union aufrecht zu erhalten, Insurrectionen zu unterdrücken und feindlichen Invasionen entgegen zu treten. Endlich soll der Congreß die Macht haben, Gesetze zu geben, um sich oder der Regierung die Ausführung der ihm anvertrauten Gewalt zu sichern."

Diese, in die Hände der legislativen Centralgewalt gelegten Befugnisse schließen doch augenscheinlich das Recht der einzelnen Staaten, die Union aufzulösen, aus. —

Sect. 10.

„Keiner der Staaten darf weder einen Tractat, noch eine Alliance schließen, noch Münze schlagen oder Creditbriefe (Papiergeld) ausgeben, mit einer auswärtigen Macht Verträge abschließen oder Krieg führen."

Und es sollte den Staaten erlaubt sein, die Union, wie 1861 geschehen, anzugreifen?

Artikel II. Section 1.

„Die executive Macht wird dem Präsidenten anvertraut. Vor Antritt des Amtes schwört er: „Ich schwöre (versichere feierlich), daß ich treulich das Amt als Präsident der Vereinigten Staaten erfüllen will, und daß ich allen Eifer anwenden will, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu schützen, zu erhalten, zu vertheidigen."

Das schließt doch nothwendig die Verpflichtung ein, die Secession zu verhüten und die Union in der bisherigen Größe zu erhalten.

Section 2.

„Der Präsident soll der Befehlshaber der Armee, der Flotte, wie der Milizen der einzelnen Staaten sein, wenn diese (die Miliz) zum Dienst der Vereinigten Staaten berufen ist."

Also Armee und Flotte, wie das Steuer-Departement und die Post gehören nicht den Staaten an, sondern allein der Union, dem Gesammtstaat. Selbst die Miliz der Staaten tritt, wenn die Union ihrer bedarf, unter den Befehl der Centralregierung.

Artikel III. Sect. 1.

„Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten wird dem höchsten Gerichtshof und den niederen Gerichtshöfen, die der Congreß von Zeit zu Zeit errichten kann, anvertraut."

Section 3.

„Verrath gegen die Vereinigten Staaten besteht einzig darin, die Waffen gegen sie zu ergreifen, oder sich ihren Feinden zu verbinden, um ihnen Hilfe und Beistand zu gewähren."

Section 6.

„Diese Verfassung bildet das höchste Gesetz des Landes, und die Staatengerichte (der einzelnen Staaten) haben sich nach ihr zu richten, wenn einzelne Bestimmungen in der Verfassung eines Staates mit ihr in Widerspruch stehen."

Mit den deutlichen Bestimmungen dieser Unionsverfassung vergleiche man die Haltung der Staaten, die sich nach Lincoln's Wahl unter der Führung Süd-Carolina's von der Union lossagten.

In der Plateform von Chicago hatte sich Lincoln gegen den Fortbestand der Sklaverei ausgesprochen. Die Partei, die ihn gewählt hatte, fand in Seward, dem früheren Führer der Abolitionisten, ihren schärfsten Ausdruck. Die Südstaaten mußten erkennen, daß sie fortan weder die Union beherrschen noch die Sklaverei weiter ausbreiten würden, daß vielmehr der Fortbestand ihrer „häuslichen Institution" wesentlich gefährdet sei. So wurde der Entschluß gefaßt, aus der Union auszutreten und die Zeit von der Erwählung Lincoln's (November 1860) bis zu seinem Amtsantritt (4. März 1861), unterstützt durch die Parteigenossen im Congreß und der Administration Buchanan's, zur Vorbereitung der Trennung und des Krieges zu benutzen. Süd-Carolina sagte sich am 20. December 1860 los, die Beamten und Officiere der Union legten ihre Aemter nieder und traten in den Dienst des Staates; bald schlossen sich Nord-Carolina, Mississippi, Georgien, Texas, Louisiana, Alabama, Arkansas, Florida, später Virginien und Tennessee der Secession an, und die erstgenannten traten in Montgomery zu einem Congreß zusammen.

Alles Eigenthum der Union, Waffen, Arsenale, Schiffe u. s. w., das sich in den der Conföderation beitretenden Staaten befand, wurde gewaltsam in Beschlag genommen. Davis und andere Führer des Aufstandes hofften auf eine europäische Intervention, da Englands Wohlstand an die Baumwolle aus den Südstaaten geknüpft sei, deren Export der Krieg unterbrechen würde. „Cotton is king" ist der für diese Anschauungen bezeichnende Titel einer südstaatlichen Schrift.

Auch Lincoln glaubte erst nach dem Gefecht von Bullrun an den Ernst der Situation. Die Truppen der Union, die in den Südstaaten standen, traten theilweise — einige, wie Twiggs in Texas, den Eid brechend in den Dienst der Conföderation; aber meist nur die aus den Südstaaten gebürtigen Officiere; die Soldaten, wie die Marine, die der Minister Toucey absichtlich weit zerstreut hatte, blieben der Union treu. Der Kriegsminister Floyd hatte schon vor dem Ausbruch der Empörung Waffen und Munition aus den Arsenalen der Nordstaaten in die des Südens bringen lassen, Buchanan (Präsident) und sein Ministerium zeigten überall Unthätigkeit oder Hinneigung zur Revolution. Lincoln hatte noch kein Wort seit seiner Erwählung gesprochen, das auf die Beschränkung der wirklichen oder vermeinten Rechte der Südstaaten deutete, als schon der thatsächliche Angriff auf die Union begann.

Der Star of the West, ein Kriegsschiff der Union, das Verstärkungen nach dem Fort Sumter im Hafen von Charleston bringen sollte, wurde durch Feuer aus den Küstenforts, die in den Händen der Conföderirten waren, zur Umkehr

gezwungen, bald darauf Fort Sumter selbst beschossen, das am Tage nach der Eröffnung des Feuers capitulirte (13. April 1861).

Wenn die Stimmung des Nordens bis dahin nach getheilt gewesen war, die demokratische Partei, viele Officiere in der Armee der Erhaltung der Sklaverei und der Ausdehnung der Staatenrechte geneigt gewesen waren, so wurde nun das Gefühl allgemein, daß die Union gegen Angriffe geschützt, in ihrem bisherigen Bestande erhalten werden müsse.

Wie Lincoln nie mehr zu sein suchte, als der Ausdruck des Willens der Majorität, so folgte er auch in seiner späteren Politik den im Laufe des Krieges sich zeigenden, veränderten Forderungen des Volkswillens. Um die Union, seinem Eide gemäß, zu vertheidigen, führte er Krieg, um den Krieg führen, beendigen und seine Erneuerung verhindern zu können, wurde im Laufe des Krieges die Sklaverei aufgehoben.

III.

Wie schwer es ist, bei so tiefgehenden Parteikämpfen, die so viele Privat- und öffentliche Interessen berühren, das Rechte zu ergreifen, und in Verhältnissen, die auf verschiedenen, scheinbar einander widersprechenden Grundsätzen beruhen, seine Pflicht zu erfüllen, mag daran gezeigt werden, daß zwei hervorragende Männer, Sherman und Lee, beide Officiere des Unionsheeres, beide uneigennützig, klug, unabhängig, vom Beginn des Kampfes an, auf entgegengesetzten Seiten standen. Es handelte sich für sie um die Grenzen der Staatenrechte und der centralen Gewalt der Union.

William Tecumseh Sherman, aus einer englischen, schon im 17. Jahrhundert nach Amerika ausgewanderten Familie stammend, war 1820 in Ohio geboren. Er wurde in Westpoint auf Staatskosten erzogen, trat dann als Lieutenant bei der Artillerie ein, nahm 1851 seine Entlassung, wurde Geschäftsführer eines Handlungshauses in San Francisco, und einige Jahre darauf vom Staate Louisiana als Superintendent einer Militärschule angestellt. Sherman erkannte schon im Winter 1860/61, als die Secessionsbewegung immer stärker anschwoll, daß eine Vermittlung zwischen beiden Parteien unmöglich und ein Bruch nahe bevorstehend sei. Am 18. Januar schrieb er*) an den Gouverneur von Louisiana:

„Sir! Da ich eine halb militärische Stellung im Staate habe, halte ich es für passend, Ihnen mitzutheilen, daß ich das Amt übernahm, als Louisiana ein Staat in der Union war, als in Marmor über der Thür des Seminars die Worte standen: „Durch die Liberalität der Regierung der Vereinigten Staaten — die Union — esto perpetua.“ Neuere Ereignisse deuten auf einen großen Umschwung; es geziemt Jedem, zu wählen, wenn Louisiana sich aus der Union zurückzieht. Ich bleibe ihr treu, so lange ein Stück von ihr übrig ist; mein längeres Bleiben hier wäre in jedem Sinne unrecht. Ich bitte, mich

*) Memoirs of General W. T. Sherman. Written by himself, 2 Vol. London, Henry King.

schleunig meiner Stelle zu entheben, denn keine irdische Macht soll mich zwingen, ein Wort zu denken oder etwas zu thun, das der alten Union schädlich oder feindlich sein könne."

Sherman zeigte hier, wie während seiner ganzen Laufbahn, daß er den Muth seiner Meinung im vollsten Sinne besaß: er wurde sofort entlassen und ging nach Washington, um sich der Regierung zur Disposition zu stellen. In einem Gespräche mit Lincoln äußerte er, ein großer Krieg zwischen den nördlichen und südlichen Staaten sei nahe, die Union könne nur durch Besiegung eines hartnäckigen und erbitterten Feindes erhalten werden. Lincoln hielt diese Befürchtungen für übertrieben; bald sollte sich zeigen, wie richtig Sherman die energische und fanatisirte Bevölkerung des Südens beurtheilt hatte.

Robert Eduard Lee*) wurde 1807 in Stratfordhouse, einem vieljährigen Besitzthume seiner Familie, geboren. Einer seiner Vorfahren ging unter Karl I. nach Virginien und erwarb großen Grundbesitz. Sein Vater Harry, im Unabhängigkeitskriege als Cavallerie-Officier ausgezeichnet und „Light horse Harry" genannt, war Washington's Freund und wurde später Gouverneur von Virginien. Robert Lee heirathete 1832 die Tochter und Erbin von George Washington, dem Adoptivsohn des Begründers der Union. So gehörte er durch seine Abstammung, seine Familienverbindungen und seine Heimath in der Grafschaft Westmoreland zu der Aristokratie Virginiens, die der Union ihre größten Feldherren, Staatsmänner und Redner gegeben hat.

Als die Insurrection ausbrach, stand Lee in Texas: er wurde von Scott, dem Generallieutenant und Chef der Armee, nach Washington berufen, zum Obersten ernannt und mit der Führung einer Brigade betraut, da Scott lebhaft wünschte, Lee der Union zu erhalten. Erst als sich Virginien der Conföderation im April 1861 angeschlossen, reichte Lee sein Entlassungsgesuch ein. Dies ist für seine Auffassung der Frage bezeichnend. An den politischen Kämpfen hatte er als Officier nie theilgenommen; er fühlte sich vor Allem als Virginier, war ein Anhänger der Staatenrechte, die er für ausgedehnter hielt, als sie es dem Grundgesetz der Union nach waren. In einem Briefe aus jener Zeit an seine Schwester, welche entgegengesetzter Ansicht war, schreibt er, daß er gegen die Union nur mit tiefem Schmerz Partei ergriffen, daß er die Nothwendigkeit einer Secession der Südstaaten und eines Kampfes keineswegs anerkenne — aber er könne bei aller Loyalität und Treue eines amerikanischen Bürgers nicht gegen seinen Heimathsstaat, gegen seine Verwandten, seine Kinder kämpfen. Es waren also im Wesentlichen Gefühlsrücksichten, die ihn bestimmten, und es zeigt sich hier an einem merkwürdigen Beispiel, welche Gewalt die Tradition, die Meinung der Genossen, die Familienverbindungen auf die Entschlüsse auch großer und reiner Charaktere ausüben können.

Wenn wir einen solchen Mann Jahre lang für seinen Heimathsstaat gegen sein Vaterland kämpfen sehen, werden wir schonender und vorsichtiger in der Beurtheilung politischer Parteiungen. Wie die Kunst, so mildert auch die ächte historische Forschung und Darstellung Alles, und sucht die Thaten und

*) Life of general Robert Eduard Lee, by Esten Cooke.

Geschicke der Menschen aus den Verhältnissen zu begreifen, denn sie will die Vergangenheit weder richten noch beweinen, sondern sie verstehen und aus ihr lernen.

Daß Lee, Jackson, Longstreet und andere treffliche Männer sich der Conföderation anschlossen, liegt theils in der unrichtigen Auffassung der Rechte der einzelnen Staaten, theils in der Lebendigkeit und Innigkeit des Heimathsgefühls, der Grundlage jedes ächten Patriotismus, zu dem es erweitert werden muß; endlich in der großen Schwierigkeit, in wildbewegter Zeit dem Strom von Irrthum und Leidenschaft entgegen zu treten. Die Fahne des ungetrübten Rechtes wird von keiner Partei erhoben, und doch muß der Einzelne Partei ergreifen, wenn er nicht unwürdig ein thatloser Zuschauer der gewaltigen Geschicke seines Vaterlandes bleiben will.

IV.

Bei dem Studium dieses Krieges und bei der Beurtheilung seiner mannigfaltigen Begebenheiten muß man sich immer die große Ausdehnung des Kriegstheaters und die eigenthümliche Gestaltung des dünn bevölkerten Landes vergegenwärtigen. Das Gebiet der Vereinigten Staaten betrug 1861: 1,450,000 englische Quadrat-Meilen*) mit einer Bevölkerung von 30 Millionen. Davon kommen auf die Nordstaaten 21½ Millionen, mit etwa einer Million meist freier Farbiger, auf die Südstaaten 8½ Millionen, darunter 3½ Millionen Farbige, die fast alle Sklaven waren.

Mit Ausnahme der Invasionen Lee's und Early's nach Maryland und Pennsylvanien hat der Krieg nur die Südstaaten und die Borderstaaten Missouri und Kentucky berührt, die, größtentheils südstaatlich gesinnt, nur durch Waffengewalt der Union erhalten wurden. Man kann, mit Ausnahme des Küstengebiets, das die überlegene Flotte der Union seit dem Frühjahre 1862 beherrschte, drei Kriegstheater unterscheiden. Auf dem östlichen, Virginien, lag die Hauptentscheidung. Virginien hat 3500 Quadratmeilen; West-Virginien, gebirgig und von nichtsklavenhaltenden Ackerbauern bewohnt, wurde im Beginn des Krieges durch Mc. Clellan's geschickte Operationen der Union erhalten. Es wird von Ost-Virginien durch die Alleghany's und die parallele Kette der blauen Berge getrennt, die beide nur wenige, leicht zu vertheidigende Durchlässe, Oeffnungen (Gaps) und Uebergänge haben. Zwischen beiden Gebirgszügen fließt der Shenandoah, ein Nebenfluß des Potomac, in dessen Thal die Conföderirten gegen Maryland und Pennsylvanien vordrangen und von wo aus sie ihre wirksamen Flankenstöße gegen die Unionsarmee ausführten. Der nördliche und mittlere Theil von Ost-Virginien ist fruchtbar und eben, theilweise dicht bewaldet, der südliche Theil an den Ufern des York- und James-River sumpfig, der Wasserstand der Flüsse schnell wechselnd. Eigenthümlich sind die tiefen, großen, bis weit in's Land hinein, selbst für Kriegsschiffe fahrbaren Ströme; die Unionsarmee wußte daraus bei ihrer maritimen

*) Californien, Oregon, Neu-Mexico und die damals noch unbesiedelten Territorien sind nicht eingerechnet.

Ueberlegenheit großen Vortheil zu ziehen; die Flüsse waren nicht nur die wichtigsten Transport- und Verpflegungslinien, die Kanonenboote und Kriegsschiffe haben auch oft tief im Lande, über 100 Meilen von der Küste, an Schlachttagen zur Entscheidung beigetragen. Bei dem Mangel an Chausseen und guten Landstraßen haben die Flüsse wie die Eisenbahnen eine höhere Bedeutung als in Europa — in Georgien, Alabama und anderen Staaten sind die Eisenbahnen oft die einzigen Straßen. Daher sind fast alle Punkte, um deren Besitz gekämpft worden — wie Richmond, Weldon, Petersburg, Atlanta, Chattanooga, Memphis, Corinth — Eisenbahnknoten und meist an schiffbaren Flüssen gelegen. Im Allgemeinen zeigt der amerikanische Continent eine große Einförmigkeit, von den Felsengebirgen bis zum Atlantischen Meer wird die ungeheure Fläche nur von den Alleghany's durchsetzt. Auch der Lauf der Flüsse hat eine gewisse Uniformität. Die von den Alleghany's und den Bergen Kentucky's und Tennessee's kommenden Flüsse führen in das atlantische Meer oder in den mexicanischen Meerbusen. Im Westen nimmt der Vater der Ströme, der Mississippi, alle Flüsse auf; militärisch besonders wichtig ist die kurze Strecke von St. Louis bis Cairo, wo der Missouri und der Ohio, der kurz vorher den Cumberland- und Tennessee-River aufgenommen, sich in ihn ergießen. Nördlich des Ohio — „des schönen Stromes" — liegen die Staaten, die für die Union und selbst für Europa die Kornkammern bilden. Westlich des Mississippi, in den jüngsten Staaten und Territorien, deren Grenzen so unbestimmt sind wie dort die Herrschaft des Gesetzes, bestanden schon vor Ausbruch des Krieges fortwährend Unruhen und Kämpfe zwischen den Sklavenhaltern und ihren Gegnern, die dann noch erbitterter wurden, ohne auf die Entscheidung Einfluß zu haben. Den drei Flußgebieten des atlantischen Meeres, des Golfes von Mexico und des Ohio entsprechend, finden wir drei Eisenbahnnetze, die unter sich nur durch wenige, lange Linien verbunden sind, und dazwischen weite Räume lassen, unzugänglich für Dampfschiffe und Eisenbahnen. Vom Mississippi bis zum Potomac bilden sie südlich des Ohio ein unüberwindliches Hinderniß für jede Armee, die ihre Verbindungen erhalten will, und theilen das Gebiet der Südstaaten in zwei Theile, die unter sich in keiner genügenden Landverbindung stehen. In dem großen Gebiete der Südstaaten führen nur zwei Eisenbahnen vom Mississippi nach dem atlantischen Meere, die eine von Vicksburg über Montgomery*) nach Charleston und Savannah, die andere von Memphis über Chattanooga nach Richmond und den Häfen an der Küste von Virginien und Nord-Carolina. Nur im Centrum zwischen Chattanooga und Atlanta war es möglich, landwärts in's Herz der Conföderation zu dringen, und von hier aus glückte es Sherman, mit Hilfe der Eisenbahn von Nashville, Atlanta zu nehmen und von dort aus seine entscheidende Operation nach Süd-Georgien und Carolina einzuleiten.

Nachdem die Union die Stromgebiete des Ohio und seiner Zuflüsse genommen, konnte sie nun von dort, vom Mississippi oder von irgend einem Punkte der langgedehnten Küste aus den Offensivstoß führen; Mc. Clellan's Versuch 1862

*) Die Strecke von Selma bis Montgomery war während des Krieges noch nicht gebaut.

war mißglückt, der Versuch Grant's 1864 führte trotz der blutigsten Kämpfe zu keiner Entscheidung. Sherman's geographischer Scharfblick wußte, wie der Graf von Paris sagt,*) die Fuge im Harnisch zu entdecken, durch welche das tödtende Schwert dringen konnte.

So spielen Eisenbahnen und Flüsse in diesem Kriege eine unendlich wichtige Rolle; wo sich das Heer von ihnen auf mehrere Tagemärsche entfernte, mußte ein regelmäßiger Transport von ihnen nach den Magazinen errichtet werden, wie im siebenjährigen Kriege; und der von Tempelhof beschriebenen Methode entsprechend, gingen die Brod- und Fouragewagen zwischen dem Heere und den Magazinen hin und her. Freilich war die Verpflegung reichlicher als in jener Zeit, wo die Soldaten so karg gehalten wurden; erst in den späteren Jahren wurden die Soldaten, namentlich des Westens, abgehärteter, vermochten größere Lasten zu tragen und erhielten geringere Portionen; wo aber in dem meist dünn bevölkerten Lande größere Heere sich auf mehr als 2 Tage von ihren Magazinen an Strömen oder Eisenbahnen entfernten, bedurften sie ein Fuhrwesen, das nur mit den größten Anstrengungen die nöthigen Lebensmittel heranschaffen konnte, sobald der Regen die immer schlechten Wege unfahrbar gemacht hatte. Dann mußten meilenlange Corduroads, Knüppeldämme, gelegt werden; aber zu solchen und anderen militärischen Arbeiten ist der amerikanische Soldat, bei dem seltenen mechanischen Talent der Nation, bei der Ausbildung desselben durch das Pionierleben, wie durch seine Abhärtung vorzüglich befähigt, — keine europäische Armee würde im Bau von Straßen, Brücken, Canälen mit Grant's und Sherman's Heeren vor Vicksburg und in Georgien wetteifern können.

Sherman wie der Graf von Paris geben genau die Zahl der zur Verpflegung der Armeen nöthigen Fuhrwerke, die Zahl der Tage an, welche die Wagen brauchen, um von der Armee zum Depot und zurück zu gelangen, endlich bestimmen sie das Maximum der Entfernung der operirenden Armee von den Magazinen. Die sehr verständigen Berechnungen erinnern an Tempelhof's Betrachtungen und an das Fünfmärsche-System des vorigen Jahrhunderts — gleiche Bedingungen rufen überall dieselben Maßregeln hervor.

Die Hauptstädte beider feindlichen Staaten lagen nur etwa 35 deutsche Meilen von einander entfernt, zum Theil bannte dies die größten Armeen in das enge Gebiet von Ost-Virginien, obgleich die Einnahme von Richmond oder Washington nicht den Einfluß gehabt hätte, wie der Verlust der Hauptstädte in unsern Staaten mit centralisirter Administration.

Virginien bildet das östliche Kriegstheater, das in den beiden letzten Kriegsjahren durch Süd-Georgien, Süd- und Nord-Carolina vergrößert wurde; Kentucky, Tennessee und der nördliche Theil von Georgien bilden das centrale Kriegstheater, besonders wichtig, um die Verbindung mit dem westlichen am Mississippi zu erhalten. Das großentheils gebirgige Kentucky ist kein Plantagenstaat, aber ein sklavenzüchtender Staat. Es suchte erst neutral zu bleiben; trotz der vielen südstaatlich gesinnten Elemente der Bevölkerung wurde es der Union erhalten. Der Reichthum des Landes an Schlachtvieh, an dem es den Süd-

*) La guerre en Amérique par le comte de Paris. 2 Vol. unvollendet.

staaten bei Beginn des Krieges fehlte, machte ihm den Besitz von Kentucky besonders wünschenswerth, und noch in den späteren Jahren wurden erfolgreiche Razzias dahin unternommen. Nur wenige, kaum für größere Truppenmassen zu benutzende Wege führten über die Gebirgspässe von Kentucky und Tennessee nach den reichen Ebenen von Georgien und Alabama, deren Hauptverbindung mit dem Norden die Ohio-Mobile-Bahn war, die sich bei dem befestigten Chattanooga mit der Bahn kreuzt, die von Memphis am Mississippi nach Richmond und Charleston führt. Bei Atlanta münden die von Savannah und Augusta kommenden Bahnen in die von Mobile ein. Wenn auch das Eisenbahnnetz des Nordens, namentlich im Osten, weit entwickelter, so war doch dessen Gestaltung im Ganzen günstiger für den Süden. Die Heere desselben bewegten sich bei ihren Operationen meist auf den innern Linien und konnten sich leichter von einem bedrohten Punkte auf den andern werfen. In Kentucky und Tennessee fehlten, mit Ausnahme der Bahn, die von Louisville nach Indianopolis führt, die Schienenwege nach Norden.

Auf diesem Kriegstheater, das auch den südlichen Theil von Missouri, den nördlichen der Staaten Georgien und Mississippi einschließt, war die Kriegführung am wechselvollsten. Guerillas beider Parteien verwüsteten das Land, und erst in der letzten Zeit blieb der Norden im dauernden Besitz des Eroberten.

Das untere Stromgebiet des Mississippi, der Lebensader seiner Uferländer und der wichtigsten Handels- und Verbindungsstraße für die Staaten Missouri, Arkansas, Louisiana und Mississippi, bildet mit Texas das westliche Kriegstheater. Die Staaten des Nordwestens stellten der Union ihre besten Soldaten, Illinois wurde das Kriegsnest des Nordens genannt, die Wiedergewinnung der freien Schifffahrt auf dem Mississippi war das wesentlichste Interesse dieser Staaten. Die Unionsregierung versäumte es, sich nach der leichten und schnellen Einnahme von New-Orleans in den Besitz des wichtigen Stromes zu setzen, obwol Fremont und Halleck es vorbereitet hatten. Der Mississippi theilte das Gebiet der Conföderation in zwei ungleiche Hälften. Aus Texas, West-Louisiana, Arkansas zogen die Conföderirten ihre besten Pferde und Reiter, tüchtige, wenn auch verwilderte Soldaten, ferner Vieh, und von Matamoros aus, wo eine Gießerei etablirt war, Geschütze. Schon im Frühjahr 1862 wurden Port-Hudson, Grand Gulf und das wichtige Vicksburg, in dem die von Ost und West kommenden Eisenbahnen sich berühren, von den Conföderirten befestigt, und so war die Stromstrecke zwischen Port Hudson und Vicksburg, innerhalb welcher der Red-River mündet, in deren Händen. Der breite, tiefe Mississippi, der sich erst wie ein Bach im Wiesengrunde schlängelt, und in viele sich dann wieder vereinigende Arme theilt, hat meist sumpfige Ufer, nur am linken sind an einzelnen Stellen Hügelrücken, die steil nach dem Flusse abfallen, und zur Anlage von Batterien und Schanzen benutzt waren. Der Mississippi hat oft sein Bett gewechselt, Seen, Sümpfe und todte Arme (Bayous) sind zurückgeblieben, die durch Canäle mit dem neuen Bett verbunden sind oder leicht mit ihm in Verbindung gebracht werden können. Je weiter nach Süden, desto mehr nimmt die Zahl der Seen, Flußarme, Sümpfe, Creeks zu.

Ende 1861 wurde die Küste von der Cheasepeake-Bai bis zur mexikanischen

Grenze blockirt; im ersten Jahre hatten die Unternehmungen der Flotte und der Landungstruppen überraschende Erfolge, Beaufort und Neu-Orleans wurden rasch erobert, während später, als die Conföderirten neue Werke angelegt und mit schweren Geschützen armirt, die Stromeinfahrten durch Sperrungen und Torpedos ungangbar gemacht hatten, Charleston, Mobile, Wilmington und Savannah lange erfolglos belagert wurden. In Texas wurden nur einzelne kleine Küstenstädte genommen, das wichtige Galveston ging bald wieder verloren.

V.

Seit dem Kriege mit Mexico war das stehende Heer allmälig bis auf 16,000 Mann vermindert worden, die größtentheils in kleinen Abtheilungen in den neuen Staaten und Territorien des Nordwestens, in Arkansas und Texas standen. Ebenso war die Flotte vernachlässigt, die Schiffe auf weit entfernten Stationen zerstreut. Der Miliz, die auf 3 Millionen veranschlagt wurde, fehlte es an jeder Vorbereitung und Organisation. An der Spitze des Heeres stand der alte Generallieutenant Winfried Scott, der Sieger im mexicanischen Kriege. Ein großer Theil der Officiere der Landarmee trat der Conföderation bei, sie waren meist aus den Südstaaten gebürtig; die Officiere der Flotte blieben fast alle der Union treu. Da die meisten Officiere in der trefflichen Militärschule von West-point gebildet worden, so war ihr Uebertritt ein wesentlicher Vortheil für das südstaatliche Heer.

Für die gewaltigen Armeen, die der Norden in's Feld stellte, fehlte es an Cadres; sie zu bilden war nicht die Bestimmung der Linientruppen, ihre kleine Zahl wäre auch ungenügend gewesen. Daher bestanden die Heere fast ganz aus Freiwilligen, deren Regimenter von den Staaten nach ihrer Bevölkerungszahl gestellt wurden. Auch während des Krieges blieben die Regimenter in Abhängigkeit von ihren Staaten, die Officiere wurden gewählt oder von deren Gouverneuren ernannt, die Union hatte nur das Recht der Bestätigung. Lincoln hatte zuerst, die Bedeutung des nahenden Krieges unterschätzend, 15,000 Milizen auf 3 Monate einberufen, dann 42,000 Freiwillige mit dreijähriger Dienstzeit angeworben und die reguläre Armee auf 25,000 Mann verstärkt; nach der Schlacht von Bullrun erkannte die Regierung wie das Land den Ernst der Lage; Lincoln forderte von dem soeben zusammen getretenen Congreß 400,000 Mann und 400 Millionen Dollars. Die ersten Freiwilligen waren meist von den großen Städten des Nordostens gestellt, die nur von einem schnellen Marsch nach Richmond träumten, und, ohne Disciplin und Ausbildung, den Anstrengungen eines Feldzuges nicht gewachsen waren. Mit der Dauer des Krieges verbesserte sich das Material, der Westen erkannte die Nothwendigkeit, die Secession zu unterdrücken, und seine Regimenter bildeten den Kern von Grant's und Sherman's siegreichen Heeren. In seinen „military lessons of the war" (veröffentlicht im Army and Navy Journal 25/IX. 1874) sagt Sherman: „Der größte Fehler in unserm Bürgerkriege war der Modus der Rekrutirung und Beförderung. Wenn die Stärke eines Regiments im Laufe des Krieges vermindert war, wurde es nicht ergänzt, sondern neue Regimenter mit neuen

Obersten, Capitainen und Soldaten wurden gestellt, während die alten, erfahrenen Regimenter mit bewährten Officieren allmälig zu Skeletten zusammenschrumpften. Diese Angelegenheit war bei den Freiwilligen den Staaten allein überlassen, nur Wisconsin füllte seine alten Regimenter mit Rekruten, statt wie die andern Staaten neue Regimenter zu stellen, und wir schätzten ein Regiment aus Wisconsin so hoch, als sonst eine Brigade. Die deutsche Methode der Ergänzung des Heeres ist vorzüglich." Es ist die von Napoleon I. eingeführte, in allen europäischen Staaten nachgeahmte Errichtung von Ersatz-Bataillonen und Schwadronen, aus denen die Truppentheile im Felde vollzählig erhalten werden. — Mit Ausnahme der handeltreibenden und industriellen Bevölkerung der großen Städte des Nordostens war das Volk zum Soldaten geeignet, wenn auch Disciplin und Ausbildung fehlten. Aber die besten, zuverlässigsten Regimenter neben Wisconsin stellten Illinois, Indiana und Michigan. Einem Volk, das im Kampf mit der rauhen Natur abgehärtet, an Jagd und körperliche Uebungen und Anstrengungen gewöhnt ist, das durch Freiheit und Selbstverwaltung zur Selbständigkeit erzogen worden und sein Leben mit sprüchwörtlich gewordenem Leichtsinn auf's Spiel setzt, dem fehlen gewiß nicht die kriegerischen Elemente. Die Heere der Nordstaaten wurden im Verlaufe des Krieges zuverlässiger und leistungsfähiger, und das spricht für die Güte und Gesundheit des Materials; sie schlugen sich in allen folgenden Schlachten besser als in den ersten, die Entbehrungen, Gefahren und Anstrengungen schmiedeten das zuerst spröde und weiche Metall zu einer trefflichen Masse. In den ersten Monaten bedurfte es aller Energie der Befehlshaber, um die Disciplin zu erhalten und den Geist der Meuterei (spirit of mutiny) zu dämpfen. Ein Hauptmann, der seine dreimonatliche Dienstzeit beendet glaubte, zeigte dem Brigade-Commandeur Sherman an, er würde am folgenden Tage nach New-York reisen. Sherman erwiderte, er möge die Entscheidung der höheren Behörden abwarten. Der Hauptmann behauptete sein Recht, zu reisen, in Gegenwart vieler umstehender Soldaten. Da faßte Sherman an den Griff der Pistole, die er im Gürtel trug, und rief: „Wenn Sie nicht sofort gehorchen, schieße ich Sie nieder wie einen Hund." Der Hauptmann entfernte sich schweigend, als aber am andern Tage Lincoln im Lager war und Sherman's Brigade inspicirte, beschwerte er sich bei dem Präsidenten über die erlittene Behandlung. Abraham Lincoln, dem es nicht an Menschenkenntniß und klarem Urtheil fehlte, erwiderte: „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich gehorchen, denn wie ich Oberst Sherman kenne, ist ihm nicht zu trauen, ich glaube, er thut es."

Da ein Theil der Arsenale in die Hände der Südstaaten gefallen, fehlte es namentlich für die großen, neu gebildeten Heere an Waffen und Geschützen; der nöthige Bedarf wurde aber von den Fabriken der Neu-Englandstaaten geliefert. Die schnelle Schöpfung einer gewaltigen Flotte — Herbst 1862 vollendet — wurde dadurch ermöglicht, daß auch im Frieden jedes Handelsschiff so gebaut werden muß, daß es leicht zu Kriegszwecken umgestaltet werden kann. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat das Recht, alle Handelsschiffe gegen Entschädigung in Anspruch zu nehmen.

Sehr verschiedenartig gestaltete sich die Armee-Organisation im Süden. Die

etwa 5 Millionen Weißen der Conföderation waren der großen Mehrzahl nach Proletarier, an ein rauhes Leben voll Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnt, voll Hochmuth und Arbeitsscheu und voll Verachtung des Negers. Das Officiercorps, zum Theil in West-Point gebildet, ging aus dem stehenden Heere und aus der Pflanzer-Aristokratie hervor, welche die Soldaten, auch in bürgerlichen Verhältnissen, als Autorität anzusehen gewöhnt waren. Vom Frühjahr 1862 an bestanden die Heere der Südstaaten wesentlich aus dem zuchtlosen, verwilderten Proletariat, das unter Führern wie Forrest und Morgan auf barbarische Weise mordete und plünderte. Aber Lee und Jackson wußten den wilden Geist zu bannen — solcher Führer Religiosität, strenge Disciplin, schrankenlose Hingebung der Soldaten an den Feldherrn, Haß der Yankees, Verachtung der Neger, das waren die Elemente, die in seltsamer Mischung aus sehr bedenklichem Material treffliche Soldaten machten. Ferner wurden die Regimenter von der Centralregierung in Richmond, nicht von den einzelnen Staaten ausgehoben, nur zuerst wurden Freiwillige angeworben, und der gefährliche Modus der Wahl der Officiere durch die Untergebenen ging sehr bald in den der Ernennung über. Die $3^1/_2$ Millionen Sklaven wurden auch in der letzten Periode des Krieges, trotz Lee's Rath, nicht bewaffnet: auch wäre dadurch das Object des Kampfes, die Erhaltung der Sklaverei, thatsächlich aufgehoben worden. Das für den Süden so ungünstige Verhältniß, daß er fast die Hälfte seiner Bewohner nicht zur Conscription heranziehen durfte, wurde dadurch gemildert, daß der Acker- und Straßenbau, auch ein Theil der Fabrikation allein durch die Neger betrieben wurde, alle Weißen dagegen für den Dienst im Heere verwendbar blieben. Vor dem Kriege hatten die Südstaaten fast nur Baumwolle, Reis, Taback, Zuckerrohr gebaut; Korn, Mais, Schlachtvieh und die meisten Fabrikwaaren aus dem Norden bezogen — während des Krieges wurde Korn und Mais gebaut, der Feldbau wie die Viehzucht durch die Neger betrieben, deren durchweg friedliche Haltung den Erwartungen des Nordens und den früheren Befürchtungen des Südens nicht entsprach; die Blockade hinderte den Export, und die Baumwolle wurde bald von der neuen Regierung der Conföderation für Staatseigenthum erklärt, weshalb der Anbau derselben sich verminderte.

Im Hinblick auf die von einer Partei längst beabsichtigte Secession waren in einzelnen Staaten Vorbereitungen für den Krieg getroffen; angeblich um Negeraufständen zu begegnen, war ein Theil der Miliz versammelt und einexercirt. Süd-Carolina hatte Gewehre in England gekauft; die Zeughäuser des Südens waren besser mit Vorräthen versehen, als die des Nordens, doch reichte das keineswegs aus für die bedeutenden Dimensionen, die der Krieg annahm; während der ganzen Dauer desselben wurden Waffen in Europa gekauft, Geschütze und Gewehre in den großen Fabriken zu Matamoros in Texas und Tredegar bei Richmond angefertigt.

Wie der Präsident der Nordstaaten hatte auch Davis zuerst an keinen langdauernden Krieg geglaubt; er hoffte auf den überwiegenden Einfluß der Demokraten im Norden, auf den Mangel an Energie der dortigen Bevölkerung, auf die geheime Connivenz des Präsidenten Buchanan, mehrerer Minister, wie

Floyd, und vieler Mitglieder des Senates wie des Repräsentantenhauses. Jefferson Davis, früher Kriegsminister der Union und Freiwilligengeneral im mexicanischen Kriege, war vom Congreß der Secessions-Staaten in Montgomery zum Präsidenten gewählt. Er suchte eine reguläre Armee von nur 25,000 Mann zu bilden, berief 150,000 Freiwillige, ernannte Bragg und Beauregard zu Generalen und contrahirte eine Anleihe von 15 Millionen Dollars.

Jefferson Davis hat einen großen aber verhängnißvollen Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes gehabt. Wie Pollard,*) der südstaatlich gesinnte Geschichtsschreiber des Krieges (Redacteur des Richmond Enquirer während desselben) schreibt, gehörte Davis zu der Aristokratie von Politikern, die seit Jahrzehnten das Land regierten; im Süden war die Verwaltung wie die politische Vertretung fast das Erbtheil dieser engherzigen, unruhigen, maßlos ehrgeizigen Classe. Seit langer Zeit war die Trennung von der Union von diesen Männern in's Auge gefaßt; sie glaubten in ihrer falschen Beurtheilung des Nordens, sie ohne blutige Kämpfe und gewaltsame Erschütterungen durchsetzen zu können; sie hofften für sich bei der Bildung des neuen Staates Reichthum, Macht und Einfluß. So ergriffen die Verschwörer begierig die Gelegenheit, die Lincoln's Wahl ihnen bot. Schon 1850 sagte Scott zu Sherman, die Union stände am Vorabende eines Bürgerkrieges, und 1856 wurde im Süden allgemein die Wahl Fremonts zum Präsidenten für einen casus belli erklärt. Der Krieg wurde nur aufgeschoben durch die Wahl des südlichen Candidaten Buchanan, der die Stimmen der Sklavenstaaten und die der Demokraten des Nordens vereinigte.

Beschlossen wurde die Secession und ihre Aufrechterhaltung mit Waffengewalt durch die Senatoren von 7 Südstaaten: Florida, Georgia, Mississippi, Alabama, Louisiana, Arkansas und Texas, in der Nacht des 5. Januar 1861, in einem Saale des Capitols von Washington, also von nur 14 Männern. Von diesem geheimen Comité beeinflußt, trat am 15. Februar eine Versammlung in Montgomery zusammen, die sofort die Regierungsgewalt in Anspruch nahm, sich der Telegraphen und der Presse bemächtigte, und Besitz von den Forts, Arsenälen und Zollhäusern — dem Eigenthum der Union — ergriff. Die wahren Leiter der Bewegung konnten sie um so mehr fördern, da sie unerkannt im Senat, wie theilweise in der Regierung und im Repräsentantenhause saßen, von jeder Regierungsmaßregel Kenntniß hatten und alle revolutionären Schritte der Secessionsstaaten in den Versammlungen zu leugnen oder zu entschuldigen wußten; des Präsidenten Buchanan gränzenlose Schwäche oder geheime Zuneigung, Floyd's Verrätherei erleichterte es ihnen. Das revolutionäre Comité in Washington hatte ursprünglich den populären Hunter aus Virginien zum Präsidenten, Davis zum Kriegsminister bestimmt; aber Hunter ging der Actionspartei nicht weit genug, faßte sogar die Erhaltung der Union in's Auge, falls alle Forderungen der Südstaaten erfüllt würden, und so wurde Davis Präsident der Conföderation und Leiter der Geschicke des Südens.

Der virginische Senator Hunter war ein ernster, arbeitsamer, kluger Mann von hoher Begabung, Erfahrung und Menschenkenntniß; aber ihm fehlte

*) Pollard, life of Jefferson Davis.

das nervöse, elektrisirende Element, er war weder ein Verschwörer, noch ein Parteiführer. Dagegen war Davis voll Leidenschaft und Herrschsucht, ebenso glänzend in der Debatte wie in der Conversation, seine Haltung im Senat war imponirend, voll äußerer Würde; er war ein ebenso eleganter als hinreißender Redner und Publicist, seine Gestalt und Züge waren gebietend, wie die von Calhoun, ausdrucksvoll und beweglich wie die von Henry Clay. So erschien er als die Verkörperung eines Volksführers, leicht und zuversichtlich, zum Befehlen geboren. Aber all diese glänzenden Eigenschaften, die ihn im Süden zuerst fast wie einen Gott verehren ließen, deckten nur oberflächlich seine Fehler und Schwächen. Er war eitel und falsch, ohne wahre Energie, ohne Heroismus in der Stunde der Gefahr, bei aller unruhigen Geschäftigkeit ohne große Arbeitskraft; ängstlich um die Erhaltung seiner Machtstellung besorgt, fürchtete er den Einfluß wahrhaft großer Männer, wie Lee; vor tiefgreifenden, umgestaltenden Maßregeln scheute er wie ein beschränkter, einseitiger Büreaukrat zurück und suchte durch kleinliche Polizeiverfügungen, Wahlmanöver, Beeinflussung der Presse und alle Mittel eines engherzigen und harten Despotismus zu wirken. Der Gegensatz dieses fein gestalteten, hagern, reizbaren und kränklichen Mannes mit den klugen, scharfgeschnittenen Zügen zu dem ehrlichen, breitschultrigen 6 Schuh hohen Abraham Lincoln, der eiserne Nerven hatte und bei aller Derbheit, ja Plumpheit ein reiches Maß gesunden Menschenverstandes besaß, ist überaus frappant. Daß eine große historische Bewegung, die wir als eine nothwendige Phase in der Entwickelung der Menschheit ansehen müssen, den Anstoß und die Richtung durch die Intriguen und Conspirationen Einzelner empfangen konnte, wird Niemand bezweifeln, der die Thätigkeit Mirabeau's und des Herzogs von Orleans in den beiden ersten Jahren der französischen Revolution, der die Geschichte der Clubs und ihrer Einflüsse in den späteren Jahren kennt. Zwei wohl zu unterscheidende Strömungen bestimmen die geschichtlichen Bewegungen, die eine liegt in der Masse des Volks, sie gibt die allgemeine Voraussetzung, die Bedingungen, und ist, fast bewußtlos wirkend, der Nothwendigkeit zu vergleichen, welche das Schicksal des Einzelnen bestimmt; die andere Strömung besteht in der Thätigkeit der Persönlichkeiten, die bewußt die Massen leiten und selbständig handelnd eingreifen; in ihnen manifestirt sich die Freiheit des menschlichen Geistes. Sie können als Redner, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren und Intriguanten und Verschwörer wirken; im letzteren Falle entzieht sich ihr Einfluß, mindestens die Art seines Wirkens, dem öffentlichen Blicke. Im Allgemeinen wird die geschichtliche Anschauungsweise der Jugend wie der Menge am meisten zusagen, die in den großen Begebenheiten das Walten Gottes in der Geschichte oder die nothwendigen Entwickelungsstufen des menschlichen Geistes sieht; aber das Alter und mit ihm Lernen und Erfahrung zeigen, wie bedeutend zu aller Zeit der Einfluß einzelner Persönlichkeiten war. Und in dem Auftreten großer Männer zu bestimmter Zeit am bestimmten Orte dürfen wir gewiß das Walten Gottes verehren, „ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt". Der Einfluß ihres bewußten Handelns, oft ihrer Intrigue, ihres kalten Egoismus, oft der des Zufalls, den sie benutzten, ist unberechenbar. Im Extrem führt das freilich zu der engen und einseitigen Auffassung der Geschichte, die etwa Scribe's histo-

rischen Lustspielen zu Grunde liegt. In demokratischen Republiken hat die Intrigue soviel Spielraum, als an den Höfen schwacher Fürsten, sie gebraucht nur andere Mittel und speculirt auf die Eitelkeit, den Eigennutz, die Bornirtheit und Feigheit der Massen — und gewiß oft mit glänzendem Erfolge. Hätte im Süden nicht längst der oft erwähnte, aber wenig bekannte Geheimbund der „Ritter vom goldenen Zirkel", zu dem Davis gehörte, bestanden und die Gedanken der Ausbreitung der Sklaverei über den ganzen Continent und der Beherrschung der Union, oder der Trennung von der Union genährt; hätten nicht der Egoismus, der Haß und die Leidenschaft Einzelner bewußt den glimmenden Brand zu lodernder Flamme angefacht: so konnte, wie Lee, und mit ihm ganz Virginien es hoffte, der blutige, soviel Wohlfahrt und Segen vernichtende Krieg vermieden werden. In der Secessions-Convention von Georgia hatte Alexander Stephens, der spätere Vicepräsident der Conföderation, vor dem Schritt der Secession gewarnt, der nie wieder zurückgethan werden könne, und die Invasion wie die Vernichtung des Landes zur Folge haben werde. „Die amerikanische Verfassung," rief er, „ist von unsern gemeinsamen Vätern gebaut, auf die breiten Principien des Rechts, des Gesetzes und der Humanität gegründet. Die amerikanische Regierung ist die beste und freieste von allen, die geachtetste und mildeste, die am meisten zur Erhebung des Menschengeschlechts geeignete, auf welche jemals des Himmels Sonne herabschien. Den Versuch selbst, eine Regierung zu stürzen, der wir Reichthum, Ansehen und Sicherheit verdanken, ist Wahnsinn und Verbrechen, dem ich niemals meine Stimme geben will." Aber die warnenden Worte des verständigen Mannes verhallten in dem Sturme von Leidenschaft und Haß, den Davis und seine Freunde vorbereitet, geschürt und entzündet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Kant in seiner Stellung zur Politik.

Von

Prof. Dr. **Friedländer** in Königsberg.

Nicht blos in der Philosophie macht sich in unsern Tagen die Tendenz einer Rückkehr zu Kant so stark und vielfach geltend, auch im Streit der politischen Parteien wird seine Autorität bisweilen angerufen. Die Frage, welche Stellung der größte deutsche Denker des 18. Jahrhunderts zur Politik einnahm, darf daher wol ein hinlängliches Interesse beanspruchen, um den Versuch einer neuen Beantwortung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die bisherigen Erörterungen dieses Gegenstandes ergeben sehr verschiedene Resultate. In einem 1838 erschienenen Aufsatze von F. W. Schubert,*) dem Mitherausgeber der Werke Kant's, erscheint der große Philosoph fast als das Muster eines der Obrigkeit stets und unbedingt gehorsamen preußischen Unterthans, bei Hettner**) dagegen als Urheber und Verkünder einer durchaus revolutionären Staatslehre. Keine von beiden Darstellungen gibt ein richtiges Bild.

So einstimmig die Freunde Kant's, die am Anfange dieses Jahrhunderts über sein Leben geschrieben haben, darin sind, daß sein Interesse an Politik ein höchst lebhaftes war, so karg sind sie mit Mittheilungen über seine politischen Ansichten und Aeußerungen, offenbar aus einer sehr begreiflichen Vorsicht: hatte doch schon 1792 einer der begeistertsten Anhänger Kant's, Professor Reuß in Würzburg, ihn gegen den Vorwurf in Schutz nehmen müssen, daß die französische Revolution aus seiner Philosophie ihren Ursprung genommen habe. Bekannt ist, daß er in dem Unabhängigkeitskriege der nordamerikanischen Colonien gegen England lebhaft die Partei der ersteren nahm, was ihm eine Forderung zum Duell von dem ihm später so innig befreundeten Kaufmann Green zuzog. Die Kunde von seinem leidenschaftlichen Interesse an dem Verlauf der französischen Revolution verbreitete sich schon in jener Zeit so schnell und so

*) Schubert, Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Raumer's historischem Taschenbuch. IX. 1838.

**) Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (2. Aufl.) III. 3, 2, S. 38.

weit, daß er von Sieyès die Aufforderung erhielt, mit ihm darüber zu correspondiren, die er aber ablehnte. Sein mit den Jahren zur Sehnsucht gesteigerter Wunsch, die Anfänge einer Entwickelung noch zu erleben, die zur Herstellung eines allgemeinen dauernden Friedens führen könnte, ließ ihn den Basler Frieden mit Freuden begrüßen, wie sie ihn mit wachsender Abneigung gegen England, als die einzige den Krieg fortführende Macht, und deren leitenden Staatsmann erfüllte. Zu dem Letzten, was er geschrieben hat, gehört ein kleiner Aufsatz, in dem er seine Behauptung, Bonaparte's Zug nach Aegypten könne nur eine Finte sein, um seine wahre Absicht, die Eroberung Portugals, zu verdecken, mit dem Eigensinne des hohen Alters auch dann noch festhielt, als Aegypten bereits geraume Zeit in den Händen der Franzosen war.

Der Einfluß der beiden Schriftsteller, die auf die politischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts am meisten bestimmend eingewirkt haben, Montesquieu und Rousseau, ist auch bei Kant nicht zu verkennen. Montesquieu's „Geist der Gesetze" (1749) empfahl er seinen Zuhörern auf's angelegentlichste, und seine Excerpte zeigen die eingehendste Beschäftigung mit diesem Buche, aus dem er namentlich die Lehre von der Trennung der Gewalten entlehnte.

Dagegen ist Rousseau's Einfluß auf Kant's politische Ansichten, wenn auch nicht gering, so doch nicht so bestimmend gewesen, als man es bei dem Schriftsteller erwarten sollte, dessen Werke unter allen gleichzeitigen auf ihn den größten Eindruck gemacht hatten. Rousseau zuerst hatte nach seiner Meinung die „tiefverborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz entdeckt, das die Vorsehung rechtfertigt." (XI. 2, 248.)*) Ihm bekennt er einen ganz neuen Begriff vom Wesen der Menschheit zu verdanken. Vorher hatte er ihre Ehre ausschließlich in dem Streben nach Erkenntniß gesucht und „den Pöbel, der von nichts weiß, verachtet. Dieser verblendende Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Werth ertheilen kann, die Rechte der Menschheit herzustellen." (XI. 2, 240.) Vor dem hinreißenden Zauber der Sprache Rousseau's hatte Kant eine Art Furcht: über den Inhalt seiner Schriften erlaubte er sich ein Urtheil erst, wenn der erste Eindruck sich durch wiederholtes Lesen abgestumpft hatte. (XI. 2, 232.)

Trotz alledem stieß Rousseau ihn eben so sehr ab, als er ihn anzog. Obwol er glaubte, daß der Genfer Autor durch eine noch nie dagewesene Verbindung von Genialität, Gefühl und Scharfsinn alle bisherigen Schriftsteller aller Zeiten und Völker übertreffe, fand er doch zugleich seine Schriften „so voll seltsamer und widersinniger Meinungen", daß man vermuthen müsse, er habe einen Ruhm darin gesucht, Paradoxien blendend vorzutragen. (XI. 2, 240.)

In der That ist kaum ein tieferer Gegensatz denkbar, als zwischen den Naturen dieser beiden Männer: zwischen der Gefühlsüberschwänglichkeit, Voreingenommenheit und Sophistik des Einen und dem unerbittlichen Wahrheitssinn, der strengen, ja herben Männlichkeit des Andern. Vor Allem Rousseau's ganze Richtung war eudämonistisch, seine Zukunftsideale ganz durch den Zweck einer

*) Ich citire nach der Ausgabe von Schubert und Rosenkranz.

geträumten Glückseligkeit bestimmt. Kant weist Nichts so entschieden zurück, als eine Bestimmung unserer Handlungen durch den Zweck, und erklärt die Glückseligkeit für einen subjectiven, also undefinirbaren Begriff. Der Ansicht Rousseau's von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur steht die Kant's von dem radicalen Bösen in derselben (trotz der auch von ihm gehegten Hoffnung auf den endlichen Sieg des guten Princips) immerhin schroff genug gegenüber. Frage man, ob die Menschen als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen seien, so müsse er gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sei (VII. 1, 274); „aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts Gerades gezimmert werden" (VII. 1, 325). „Die Erfahrung alter und neuer Zeit muß jeden Denkenden verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde." (VII. 2, 267.) Kant führt die bekannte Antwort an, die Friedrich der Große dem von ihm zum Director der schlesischen Unterrichtsanstalten ernannten Sulzer gab. Als dieser sagte, es gehe dort besser, seit man auf Rousseau's Grundsatz fortgebaut habe, daß der Mensch von Natur gut sei, erwiderte der König: „Ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite à laquelle nous appartenons." (VII. 2, 275.) Zwischen diesen beiden extremen Ansichten hielt die Kant's etwa die Mitte. Jedenfalls war er überzeugt, daß die menschliche Natur den Zwang nothwendig mache. (VII. 2, 268.)

Am strengsten besteht er in der Ausschließung jedes Zwecks bei der Bestimmung des Strafrechts (IX. 180 ff.): einzig und allein die Gerechtigkeit (ohne die es keinen Werth hat, daß Menschen auf Erden leben) soll hier walten. Das Maß der Strafe kann nur durch ein ideales Wiedervergeltungsrecht bestimmt werden: sie muß zu der inneren Bösartigkeit des Verbrechers in genauem Verhältniß stehen; daher ist für Mord die Todesstrafe die einzig zulässige. Die Einwendungen Beccaria's gegen dieselbe bezeichnet Kant als „aus theilnehmender Empfindelei einer affectirten Humanität" hervorgegangen, seine Beweisführung als „Sophisterei und Rechtsverdrehung".

„Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmung auflöste, müßte der letzte im Gefängniß befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit Jedermann das widerfahre, was seine Thaten werth sind, und die Blutschuld nicht auf dem Volke hafte, das auf diese Bestrafung nicht gedrungen hat (IX. 183)."

Alle auf Politik bezüglichen Schriften Kant's fallen in sein Greisenalter, die meisten in die Zeit von 1792 bis 1798. Die darin vorgetragenen Anschauungen und Grundsätze beruhen offenbar auf lange genährten, gereiften und fest gewordenen Ueberzeugungen, und bilden ein festgeschlossenes System, in dem weder eine Lücke, noch ein Sprung, geschweige denn ein Widerspruch ist. Ueberall kehren dieselben Gedankenreihen wieder. Man kann daher die einzelnen Glieder der Schlußketten verschiedenen Schriften entnehmen: sie greifen stets genau ineinander.

Kant's politische Ansichten sind wesentlich durch seine Auffassung der Geschichte bedingt, und dies war die uns so völlig fremd gewordene teleologische. „Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung

eines verborgenen Planes der Natur ansehen (VII. 1, 329 f.)," die auch „als tiefliegende Weisheit einer höheren, auf den objectiven Endzweck des menschlichen Geschlechts gerichteten und diesen Weltlauf prädeterminirenden Ursache Vorsehung genannt wird." (VII. 1, 257.) Doch ist dieser letztere Ausdruck, „mit dem man sich vermessener Weise ikarische Flügel ansetzt, um dem Geheimniß ihrer unergründlichen Absicht näher zu kommen," weniger schicklich und bescheiden als der erstere.

Von der Natur oder der Vorsehung allein können wir den Fortschritt der Menschheit erwarten. (VII. 1, 224 f.) Ihre Fürsorge für dieselbe offenbart sich überall. Sie hat z. B. gewollt, daß die ganze Erde von Menschen bewohnt sei: unter den mannigfachen Anstalten, die sie für diesen Zweck getroffen, erregte Kant's Bewunderung am meisten die Anspülung des Treibholzes an gewächslose Küsten. (VII. 1, 260.) Zur Erreichung dieses Zwecks bedient sie sich namentlich auch des Krieges, „der auf die menschliche Natur gleichsam gepfropft zu sein scheint." Nur der Krieg kann Völker in Gegenden getrieben haben, die sie nie aus eigener Neigung als Wohnsitz gewählt haben würden, wie die Eskimos nach dem höchsten Norden, die Pescheräs nach dem Feuerlande. (XI. 2, 169.) Aus den Jahren der beginnenden Altersschwäche Kant's wird berichtet, daß er den Krieg und die Pocken für Anstalten der Natur zur Verhütung der Uebervölkerung ansah; er gehörte zu den Gegnern der Impfung. (XI. 2, 169.)

Des Krieges bedient sich die Natur nun auch als eines Mittels zur Erziehung der Menschheit. Sie zwingt sie durch ihn zur Auflösung des größten, am spätesten und nur annähernd zu lösenden Problems: zur Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Durch die Uebel, die mit dem Zustande der Wildheit verknüpft sind, hat die Natur unsere Gattung bereits genöthigt, zur Gesetzmäßigkeit, zur Civilisation und zur Cultur vorzuschreiten: aber von Moralität sind wir noch weit entfernt. Das Verhältniß der Völker und Staaten zu einander ist noch ein völlig barbarisches. Hier tritt die Bösartigkeit der menschlichen Natur, die im Innern des Staats durch den Zwang verdeckt wird, unverhohlen hervor; der Unterschied zwischen den europäischen und den amerikanischen Wilden besteht hauptsächlich darin, daß die ersteren einander nicht fressen. Wäre die letzte Stufe, die unsere Gattung noch zu ersteigen hat, unerreichbar, so hätte Rousseau so Unrecht nicht gehabt, wenn er den Zustand der Wilden vorzog. Dieser letzten Stufe führt uns die Natur durch die Kriege entgegen. Durch die endlich bis zur Unerträglichkeit drückenden Lasten, die die Kriege den Staaten auferlegen, durch deren schließliche völlige Erschöpfung treibt sie uns, aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten (der erst durch eine freiheitliche Verfassung der Einzelstaaten möglich wird), in welchem auch der kleinste Staat seine Sicherheit und seine Rechte von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten kann. Alle Kriege sind daher eben so viele Versuche der Natur, diesen Zustand zu erreichen. (VII. 1, 323 ff., 247.)

Zu demselben Schlusse gelangt Kant noch vermittelst einer zweiten Gedankenreihe. Wie Rousseau geht er von dem Satze aus, daß die Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen in der Natur begründet ist; und deshalb muß

das Endziel aller politischen Bestrebungen eine Verfassung sein, die die Freiheit und Gleichheit aller Einzelnen gewährleistet, so weit sie mit ihrer Vereinigung zu einem Staatswesen verträglich ist. (VII. 1, 197 ff.) Die Freiheit ist das Recht eines Jeden, seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen zu dürfen, der ihm gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, einem ähnlichen Zweck nachzustreben, nicht Abbruch thut. Die Gleichheit ist das Recht jedes Gliedes des Gemeinwesens, dahin zu gelangen, wohin Talent, Fleiß und Glück ihn bringen können, und dies Recht darf nicht durch die erblichen Vorrechte eines Standes beeinträchtigt werden; gegen den Geburtsadel und seine Privilegien hat Kant sich auch sonst auf's entschiedenste ausgesprochen. (XI. 2, 157 f.) Daß übrigens durch die Gleichheit Aller die größte Ungleichheit des Besitzes und der Lebensstellung nicht ausgeschlossen werden kann, hat er ebenfalls ausdrücklich gesagt. (VII. 1, 200.)

Aber wie allen menschlichen Bestrebungen, so darf auch den auf die Verwirklichung dieses Ideals hinführenden nicht der Zweck die Richtung geben, sondern einzig und allein die Rechtspflicht, also das Moralprincip. Nicht weil er seinen Mitgliedern die Glückseligkeit gewährt (die vielleicht im Naturzustande oder unter der Herrschaft des aufgeklärten Despotismus größer sein kann), muß der ideale Staat das Ziel alles Strebens sein, sondern weil er allein den Forderungen des Moralprincips entspricht. (VII. 1, 281.) Ist aber die auf dasselbe basirte Verfassung erst in einzelnen Staaten erreicht, so darf auch die Regelung ihrer Beziehung zu einander durch das Recht allein erwartet werden. Denn wenn erst ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich eine solche Verfassung gegeben hat, so bildet dies einen Mittelpunkt der föderativen Vereinigung für andere Staaten zu einem sich allmälig immer weiter ausbreitenden Friedensbunde. Auch dies letzte Ziel ist nicht blos als physisches Gut, sondern auch als ein aus Pflichtanerkennung hervorgehender Zustand zu wünschen. (VII. 1, 279.)

Auch Kant's politischem System liegt die unhistorische, die Staatslehre des ganzen 18. Jahrhunderts beherrschende Vorstellung eines Gesellschaftsvertrages zu Grunde, durch den alle Einzelnen sich zur Herstellung des Gemeinwesens ihrer Rechte entäußert haben. Aber abweichend von Locke und Rousseau betrachtet Kant diesen Vertrag und die durch ihn erfolgte Uebertragung der ursprünglich beim Volke befindlichen obersten Gewalt als eine dasselbe auf immer und unter allen Umständen bindende. Keineswegs darf man, wie Danton, den Nachweis verlangen, daß der Staatsvertrag factisch stattgefunden habe, was gar nicht einmal möglich ist. „Sondern es ist eine bloße Idee der Vernunft, die aber den Gesetzgeber verbindet, daß er seine Gesetze so gebe, wie sie aus den vereinigten Willen eines ganzen Volkes haben entspringen können." (VII.1,207—214.) Ueber den Ursprung der obersten Gewalt soll das Volk nicht vernünfteln; keine Forschung reicht zum Anfang der bürgerlichen Gesellschaft zurück: eine solche aber in der Absicht einer gewaltsamen Abänderung der bestehenden Verfassung anzustellen, ist sträflich. (IX. 164, 191.) Ein Volk mag sich in derselben noch so unglücklich fühlen: es muß dem Souverän, dem es die oberste Gewalt einmal übertragen hat, gehorchen. Alle Widersetzlichkeit gegen diese oberste Gewalt ist das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen, weil es dessen Grundfesten zerstört. Hätte das Volk auch

ein zu Recht beständiges Urtheil über das Verfahren des Staatsoberhaupts, so könnte es doch nicht in eigner Sache Richter sein. Auch kann es sich nicht auf ein Nothrecht berufen, weil dieses dann dem Souverän eben so gut zustehen würde. (VII. 1, 208 ff.) Der Irrthum der Staatsrechtslehrer, die (wie Achenwall in seinem Jus naturae) ein Recht des Volkes zur Revolution gegen einen, seine Gewalt mißbrauchenden Herrscher behauptet haben; dieser Hang so vieler wohldenkender Schriftsteller, „dem Volk zu seinem eigenen Verderben das Wort zu reden", rührt theils von der Einmischung des Princips der Glückseligkeit her, das im Staatsrecht ebensoviel Böses anrichtet, als in der Moral, theils von der Einmischung des Erfolgs in die Rechtsgründe. „Der Gott Bonus eventus," sagt Kant an einer andern Stelle, „ist ein guter Rechtsverdreher." (VII. 2, 276.) „Wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, so würden die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Verbrecher sehen." (VII. 1, 212.)

Die absolute Rechtswidrigkeit der Empörung folgt auch aus dem Satze, daß alle Handlungen unrecht sind, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt. Kein Volk konnte aber bei der Stiftung einer Staatsverfassung sich die Ausübung der Gewalt gegen das Oberhaupt in gewissen Fällen vorbehalten, weil es damit die Verfassung von vorn herein unmöglich gemacht haben würde. (VII. 1, 285 f.)

Wenn übrigens die Entthronung eines Monarchen noch wenigstens den Vorwand eines Nothrechts für sich hat, so hat das Volk niemals das mindeste Recht, ihn wegen seiner vorigen Verwaltung zu strafen, zu deren Führung es ihm ja durch die Uebertragung der obersten Gewalt das unbedingte und uneingeschränkte Recht gegeben hat. „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste;" sie kann allenfalls durch die Furcht vor seiner Rache entschuldigt werden, falls er die Gewalt wieder erlangte. „Die formale Hinrichtung ist es, was die mit den Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, so bald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Karl's I. oder Ludwig's XVI." (IX.167.) Dies nie auszutilgende Verbrechen vergleicht Kant mit der Sünde, die nach den Theologen weder in dieser, noch in jener Welt vergeben werden kann. „Der Grund des Schauders, den man hier empfindet, ist, daß die Hinrichtung eines Monarchen nicht wie der Mord als Ausnahme vom Rechtsgrundsatz erscheint, sondern als eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk, und so die Gewaltthätigkeit mit dreister Stirn und nach Grundsätzen über das heiligste Recht erhoben wird; welches wie ein Alles ohne Wiederkehr verschlingender Abgrund, als ein vom Staat an sich verübter Selbstmord, ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen zu sein scheint."

Eine Veränderung einer fehlerhaften Staatsverfassung kann also nur vom Souverän selbst durch Reform, aber nicht vom Volk durch Revolution vollzogen werden. (IX.168.) Der Satz: „Salus civitatis suprema lex esto" bedeutet nicht die

Glückseligkeit der Bürger, die Jeder sich anders vormalt, solle zum Princip der Verfassung dienen, sondern: „das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; denn diese besteht nur durch jene". (VII. 2, 273.) Der Fortschritt zum Bessern kann nicht von unten hinauf, sondern nur von oben herab erfolgen: von Zeit zu Zeit sich selbst reformirend und statt Revolution Evolution versuchend, muß der Staat zum Bessern beständig fortschreiten. (X. 354 ff.) „Durch eine Revolution wird vielleicht wol ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, ebensowol als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen." (VII. 1, 147.) Da nun die Verwirklichung des Idealstaats so bald nicht zu erwarten ist, so ist es „vorläufig die Pflicht der Monarchen, ob sie gleich autokratisch herrschen, republikanisch (nicht demokratisch) zu regieren, d. i. das Volk nach Principien zu behandeln, die dem Geiste der Freiheitsgesetze (wie ein Volk mit reifer Vernunft sie sich selbst vorschreiben würde) gemäß sind, wenngleich dem Buchstaben nach es um seine Einwilligung nicht befragt würde". So soll „allmälig und continuirlich" die Regierungsart dem Ideal angenähert werden, der einzig bleibenden Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besondern Person hängt. (IX. 192.)

Wenn nun auch das Volk kein Zwangsrecht hat, um sein Oberhaupt zur Erfüllung dieser Pflicht anzuhalten, so behält es doch ein trotz des Gesellschaftsvertrages unverlierbares Recht (und hier weicht Kant von Hobbes ab): das Recht, dem Souverän Vorstellungen zu machen, wenn er irrt; denn daß er Unrecht thun *wolle*, darf der Unterthan nicht annehmen. „Die Freiheit der Feder ist das einzige Palladium der Volksrechte." (VII. 1, 215 ff.) Mit ihr würde auch die Denkfreiheit aufhören, „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt", denn „wieviel und mit welcher Richtigkeit würden wir wol denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit Andern, denen wir unsere und die uns ihre Gedanken mittheilen, dächten." (I. 387.) Wird die Schreibfreiheit unterdrückt, so veranlaßt das unabweisbare Bedürfniß der Mittheilung die Entstehung geheimer Gesellschaften. (VII. 1, 218.)

Ob der Souverän Unrecht thut, muß nach dem allgemeinen Princip beurtheilt werden: „was ein Volk nicht über sich selbst beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen." Sollte es aber doch geschehen, so schärft Kant auch hier ein, daß zwar allgemeine und öffentliche Urtheile darunter gefällt, nie aber wörtlicher oder thätlicher Widerstand dagegen aufgeboten werden kann. (VII. 1, 217.) Ausdrücklich beruft er sich auf das Wort Friedrich's des Großen: „Räsonnirt so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht!" (VII. 1, 153.)

Diese Forderung, räsonniren zu dürfen, ist aber von der Forderung einer völligen Preßfreiheit sehr weit entfernt. Abgesehen davon, daß Kant die Freiheit der Feder nur „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt", zulässig fand, dachte er auch nur an die Auf-

klärung, welche die Gelehrten kraft dieser Freiheit der damals so sehr viel kleineren Lesewelt zu Theil werden lassen sollten. Vor allem sind dazu die Philosophen berufen, „deren Stimme nicht vertraulich an das Volk (als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt) sondern ehrerbietig an den Staat gerichtet ist." (X. 352.) Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen in's Publicum zu schreien, müßte nicht blos der Regierung, sondern auch dem Publicum selbst gefährlich werden. (X. 284.) Wenn der Streit der Facultäten, d. h. der Streit der Principien mit den bestehenden Einrichtungen, vor den Richterstuhl des Volkes gezogen wird (dem in gelehrten Sachen gar kein Urtheil zusteht), so tritt der Zustand des gesetzwidrigen Streites ein, wo Lehren den Neigungen des Volkes angemessen vorgetragen werden und der Same des Aufruhrs und der Faction ausgestreut, die Regierung aber dadurch in Gefahr gebracht wird. (X. 285.)

Das Endziel aller politischen Bestrebungen und Entwickelungen ist eine Verfassung, die dem Moralprincip entspricht, und die Kant die republikanische nennt (was bekanntlich nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu verstehen ist). Sie basirt auf den Principien der Freiheit und Gleichheit; der Freiheit als Befugniß, keinem andern Gesetze zu gehorchen, als zu welchem man seine Beistimmung gegeben hat; der Gleichheit, als der Befugniß, keinen Oberen anzuerkennen, der nicht rechtlich ebenso verbunden werden kann, als er die Macht hat, selbst zu verbinden. (VII. 241. IX. 159.) Freiheit und Gesetz (durch welches jene eingeschränkt wird) sind die Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht; aber damit beide in Kraft treten können, bedarf es der Verbindung beider mit der Gewalt. Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie, Gesetz und Gewalt ohne Freiheit Despotismus, Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei; nur Gewalt mit Freiheit und Gesetz eine wahre bürgerliche Verfassung. Diese nennt Kant Republik, worunter er nicht eine Staatsform (Demokratie), sondern den Staat überhaupt (im wahren Sinne des Wortes) versteht. (VII. 2, 273.) Die Republik beruht auf der Trennung der ausübenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden (VII. 1, 244); sie ist: „ein repräsentatives System des Volks, um im Namen desselben, durch alle Staatsbürger vereinigt, vermittelst ihrer Abgeordneten (Deputirten) ihre Rechte zu besorgen." (IX. 193.) „Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentliche Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person nicht zugleich Vollstrecker seines Willens sein kann." (VII. 1, 244.)

Diese Verfassung, die einzige, dem Rechte der Menschen vollkommen angemessene, ist aber auch am schwersten zu stiften und noch schwerer zu erhalten, so daß man behauptet hat, es gehöre dazu ein Staat von Engeln. Doch muß das Problem ein auflösliches sein. (VII. 1, 263.) Nur suche man nicht die Auflösung übereilterweise mit Gewalt herbeizuführen, sondern sich ihr nach Beschaffenheit der Umstände unablässig zu nähern. Ja es muß den Staaten trotz des Vorsatzes dies Ziel zu erreichen, eine Verzögerung der Ausführung erlaubt sein, sei es daß ihre bestehende Verfassung ihnen einen besseren Schutz gegen die Bedrohung mächtiger Nachbarn gewährt, sei es, daß zur völligen Umwälzung nicht Alles von selbst

gereift ist oder durch friedliche Mittel der Reife nahe gebracht werden kann. (VII. 1, 274.)

Die Bedingungen der republikanischen Verfassung (in Kant's Sinne) können auch in Monarchien erfüllt werden. Auf die Staatsform legte Kant verhältnißmäßig sehr wenig Gewicht; wenn auch auf ihre größere oder geringere Angemessenheit für den letzten Zweck sehr viel ankomme, so sei dem Volke doch an ihr ohne Vergleich weniger gelegen, als an der Regierungsart. Er nimmt nur drei Staatsformen an: Autokratie, Aristokratie und Demokratie oder Fürsten-, Adels- und Volksgewalt. (VII. 1, 243—246.)

Die autokratische Staatsform ist als die einfachste allerdings für die Handhabung des Rechts die beste; aber was das Recht selbst anlangt, die gefährlichste für das Volk, weil sie so sehr zum Despotismus einladet. (IX. 190.) In Despotien, wo es nicht Staatsbürger, nur Unterthanen gibt, und das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, können die Herrscher z. B. den Krieg willkürlich wie eine Art von Lustpartie beschließen, da sie an ihren Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. dgl. dadurch nicht das Mindeste einbüßen. (VII. 1, 243.) Daß sie dies wagen, daß sie Menschen als bloße Werkzeuge ihrer Absichten wie Thiere belasten, in ihren Streitigkeiten gegen einander aufstellen dürfen, um sie schlachten zu lassen, das ist Umkehrung der Schöpfung selbst. (X. 351.) Denn der Mensch wird dann mit den übrigen lebenden Maschinen in eine Classe geworfen, „denen nur noch das Bewußtsein, daß sie nicht freie Wesen sind, beiwohnen dürfte, um sie in ihrem eigenen Urtheil zu den elendesten aller Weltwesen zu machen." (VII. 1, 281.)

Zu den absoluten Monarchien (d. h. Despotien) rechnet Kant auch England, da dessen König Krieg führen könne und oft genug geführt habe, ohne die Einwilligung des Volkes nachzusuchen. Die englische Constitution erklärt er für ein Blendwerk, das den Irrthum erweckt, eine wahrhaft freiheitliche Verfassung bestehe bereits, während in der That der König von England in Folge eines organisirten Systems der Bestechung der Volksvertreter durch Aemter und Würden der Beistimmung derselben sich stets versichert halten kann. (X. 353.) Also ist die sog. „gemäßigte Staatsverfassung als Constitution der inneren Rechte des Staates ein Unding, und anstatt zum Recht zu gehören, nur ein Klugheitsprincip, um so viel als möglich dem mächtigen Uebertreter der Volksrechte seine willkürlichen Einflüsse auf die Regierung nicht zu erschweren, sondern unter dem Scheine einer dem Volke verstatteten Opposition zu bemänteln." (IX. 166.)

Wenn Kant von Locke und Montesquieu in der Beurtheilung der von Beiden so hoch gepriesenen englischen Verfassung so weit abweicht, so weicht er nicht minder weit von Rousseau in der Beurtheilung der Demokratie ohne Repräsentation, also der Massenherrschaft, ab. Sie ist ihm nothwendig ein Despotismus und zwar der schlimmste von allen. Aristokratie und Autokratie können eine wenigstens dem Geiste des repräsentativen Systems gemäße Regierungsart annehmen, wie Friedrich der Große wenigstens sagte, er sei blos der oberste Diener des Staates, dahingegen die demokratische es unmöglich macht, weil Alles da Herr sein will. Am ersten kann die Monarchie hoffen, durch allmälige Reformen zu der einzigen vollkommen rechtlichen (republikani-

schen) Verfassung zu gelangen; schwerer ist dies schon in der Aristokratie; in der Demokratie ist es aber nur durch gewaltsame Revolution möglich. „Keine der sog. Republiken der alten Welt hat das repräsentative System gekannt, und sie mußten sich daher auch schlechterdings in den Despotismus auflösen, der unter der Obergewalt eines Einzigen noch der erträglichste unter allen ist." (VII. 243 bis 246).

Man sieht, daß unter allen aus der Geschichte bekannten Verfassungen keine auch nur annähernd dem Ideale Kant's entsprach. Auf welche Weise er sich das repräsentative System vorgestellt hat, in dem der Volkswille seinen vollkommenen Ausdruck finden soll, darüber findet sich in seinen Schriften auch nicht die leiseste Andeutung. Daß dies Ziel einst erreicht werden müsse, diese Ueberzeugung stand ihm fest; aber es lag in so weiter Ferne, daß er es schwerlich der Mühe für werth hielt, über die letzten, dahin führenden Schritte nachzudenken.

Nach dem bisher Gesagten kann es nun allerdings unbegreiflich erscheinen, daß Kant bei seiner unbedingten Verdammung jeder Revolution und seiner so entschiedenen Abneigung gegen die reine Demokratie die französische Revolution nicht nur mit enthusiastischer Theilnahme begrüßte, sondern in dieser Gesinnung auch nach der Schreckenszeit beharrte. Nach dem unzweifelhaft glaubwürdigen Bericht von Nicolovius äußerte er im Jahre 1794, daß alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschehen, unbedeutend seien gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, das vorher dort bestanden. (Hettner a. a. O. S. 41.) Wenn er hinzufügte, daß höchst wahrscheinlich die Jacobiner in Allem, was sie gegenwärtig thäten, Recht hätten, so dürfen wir diesen letzten Ausspruch vielleicht zu den „apodiktischen Behauptungen" rechnen, die er im hohen Alter in politischen Dingen liebte, oder aus der Mangelhaftigkeit der Nachrichten erklären, die aus Frankreich zu ihm gelangten.

In der That ist aber Kant mit sich selbst hier ebenso wenig im Widerspruch gewesen, als wenn er dem Volke das Recht der Revolution unbedingt abspricht, obwol er anerkennt, daß von ihm die oberste Gewalt ausgeht. Hettner, der hier den „handgreiflichsten Widerspruch" und „dieselbe verdächtige Zwiespältigkeit findet, die wir bei Kant auch in der religiösen Frage wahrnehmen" (a. a. O. S. 48), vergißt ganz, daß nach Kant's Ansicht durch den Gesellschaftsvertrag sich das Volk der obersten Gewalt für immer entäußert hat. Wenn Hettner hinzufügt, es sei zu bedenken, daß Kant seine Schriften unter seinem Namen herausgab, so scheint er damit anzudeuten, daß Kant nicht Weniges habe drucken lassen, was gegen seine Ueberzeugung war; denn die Lehre von der Pflicht des unbedingten Gehorsams des Volkes gegen den Souverän zieht sich wie ein rother Faden durch seine politischen Schriften und ist ein wesentlicher Bestandtheil seines ganzen Systems.*) Wahrlich, Kant hat nicht verdient, so verdächtigt, noch weniger so entschuldigt zu werden. Er hat freilich gesagt, daß er Vieles

*) Sie findet sich namentlich in der Schrift: Zum ewigen Frieden (1795), VII. 1, 285, Metaphys. Anfangsgründe d. Rechtspflege (1797), IX. 166. Vgl. auch den Streit der Facultäten (1798), 355 Anm. Das mag in der Theorie richtig sein (1793), VII. 1, 208.

denke, was er niemals den Muth haben würde zu sagen, aber auch hinzugefügt, daß er nie etwas sagen werde, was er nicht denke, und dagegen hätte auch nicht der leiseste Zweifel erhoben werden sollen.

Kant hat es in seinem Staatsrecht auf's ausdrücklichste ausgesprochen, daß und warum er das französische Volk zur Gründung der Republik für berechtigt hielt. (IX. 193 f.) Indem Ludwig XVI. es demselben übertrug, die Last der Staatsschulden nach eigenem Gutbefinden zu vertheilen, gab er ihm nicht nur die gesetzgebende Gewalt in Ansehung der Besteuerung der Unterthanen, sondern auch in Ansehung der Regierung in die Hände: „nämlich zu verhindern, daß diese nicht durch Verschwendung oder Krieg neue Schulden machte". Mithin wurde die Herrschergewalt des Monarchen nicht blos suspendirt, sondern verschwand gänzlich und ging auf's Volk über, dessen gesetzgebendem Willen nun das Mein und Dein jedes Unterthans unterworfen wurde. „Man kann auch nicht sagen, daß dabei ein stillschweigendes, aber doch vertragsmäßiges Versprechen der Nationalversammlung, sich nicht eben zur Souveränität zu constituiren, sondern nur dieser ihre Geschäfte zu administriren, nach verrichtetem Geschäfte aber die Zügel des Regiments dem Monarchen wiederum in seine Hände zu überliefern, angenommen werden müsse; denn ein solcher Vertrag ist an sich selbst null und nichtig. Das Recht der obersten Gesetzgebung im gemeinen Wesen ist kein veräußerliches, sondern das allerpersönlichste Recht. Wer es hat, kann nur durch den Gesammtwillen des Volks über das Volk, aber nicht über den Gesammtwillen selbst, der der Urgrund aller öffentlichen Verträge ist, disponiren. Ein Vertrag, der das Volk verpflichtete, seine Gewalt wiederum zurückzugeben, würde demselben nicht als gesetzgebender Macht zustehen und doch das Volk verbinden, welches nach dem Satze: Niemand kann zweien Herren dienen, ein Widerspruch ist."

So konnte Kant also die französische Republik, von der er den ersten ernstlichen Versuch einer Trennung der Gewalten und der Einführung eines wahrhaft repräsentativen Systems erwarten durfte, mit ungetheilter Freude begrüßen. Nach Stägemann soll er bei der Nachricht von ihrer Begründung mit Thränen in den Augen gesagt haben: „Jetzt kann ich sagen wie Simeon: Herr, laß' deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich diesen Tag des Heils gesehen." (Hettner a. a. O. S. 40.) Nicht eine Revolution, sondern die Evolution einer naturrechtlichen Verfassung glaubte er hier zu sehen; wenn auch innere und äußere Kämpfe die Erreichung dieses Zieles für jetzt verhinderten, so strebe ihm doch die begonnene Entwickelung entgegen. (X. 349 f.) Die Gräuel der Revolution waren vorübergehend, der vorausgegangene Despotismus — der Frankreich in eine große Einöde verwandelt hatte (XI. 1, 237) — ein dauernder Zustand gewesen. Der Abscheu vor jenen Gräueln konnte Kant an seinen Ueberzeugungen nicht irre machen; wußte er doch, daß auch im Leben der Völker aus den größten Uebeln die größten Segnungen entsprießen, wie er ja auch das größte Uebel, den Krieg, für ein Mittel hielt, dessen die Natur sich bedient, um die Menschheit der Erreichung des höchsten Guts, des ewigen Friedens, entgegenzuführen. Aber auch die Hoffnung, daß aus gewaltsamen Umwälzungen gesetzmäßige Zustände hervorgehen können, ist in seinem politischen

System vollkommen begründet. Daß der Anfang jedes rechtlichen Zustandes die Gewalt ist, hat er wiederholt ausgesprochen. (Z. B. VII. 1, 271.) Blieben auch in seinen Augen Diejenigen, die diese Gewalt gegen eine bestehende Verfassung übten, todeswürdige Verbrecher, so bestand doch der neue bessere Zustand, der aus ihren Verbrechen hervorgegangen war, zu Recht und durfte nicht wieder rückgängig gemacht werden. „Wenn durch den Ungestüm einer von einer schlechten Verfassung erzeugten Revolution unrechtmäßigerweise eine gesetzmäßigere errungen wäre, so würde es doch auch alsdann nicht mehr für erlaubt gehalten werden müssen, das Volk wieder auf die alte zurückzuführen, obgleich während derselben Jeder, der sich damit gewaltthätig oder arglistig bemengt, mit Recht der Strafe der Aufrührer unterworfen sein würde." (VII. 1, 273.) Namentlich darf dies nicht von fremden Mächten geschehen; denn „kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen." (VII. 1, 236.)

Freilich erschien Kant die Revolution mit Elend und Gräuelthaten dermaßen angefüllt, daß ein wohldenkender Mensch dies Experiment auf solche Kosten nicht zum zweiten Male zu machen sich entschließen würde, auch wenn er hoffen dürfte, sie glücklich zu Ende zu führen. (X. 346 f.) Aber mochte sie nun gelingen oder scheitern, immer hatte sich doch darin das Streben eines großen Volks nach einer naturrechtlichen, d. h. auf den ewigen Principien der Freiheit und Rechtsgleichheit beruhenden Verfassung offenbart, von der Kant überzeugt war, daß sie nicht kriegssüchtig sein könne. Diese Thatsache schien ihm die endliche Erreichung des Ziels zu verbürgen. „Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte *vergißt sich nicht mehr*, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte." (X. 350.) Die allgemeine enthusiastische Theilnahme, welche die Revolution außerhalb Frankreichs fand, und die sich auch da unverhohlen kund gab, wo es gefährlich war, sie zu äußern, bewies, daß es sich hier um eine Sache der ganzen Menschheit handle. Auch in dieser uneigennützigen Theilnahme der unbetheiligten Zuschauer, in diesem Enthusiasmus für die Idee des Rechts erblickte Kant einen überaus tröstlichen Beweis für die moralische Anlage der Menschheit zum Fortschritt: (X. 343—351) also in der Revolution selbst, sowie in den sie begleitenden Erscheinungen einen Beweis für die objective Realität der Rechtsprincipien, durch welche, wie er sagt, allein die Schöpfung gerechtfertigt werden kann, „daß nämlich ein solcher Schlag von verderbten Wesen hat auf Erden sein sollen". (VII. 1, 283.) So durfte er sich glücklich preisen, diese Bestätigung der Wahrheit des ihm über Alles theuern Glaubens an einen stetigen Fortschritt der Menschheit noch erlebt zu haben.

Den Schlußstein in dem politischen System Kant's bildet aber nicht das Ideal des Einzelstaats, sondern das Ideal eines zur Erhaltung des Friedens verbundenen Staatenvereins. Den ewigen Frieden hat Kant schon in der Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) als letzte, nur im Zusammenhang mit dem Problem einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung lösbare Aufgabe der Menschheit hingestellt. Daß dies Ziel jemals

völlig würde erreicht werden, scheint er nicht geglaubt zu haben. Am Schlusse der Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795) nennt er denselben „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näher kommt." (VII. 1, 291.) In der Rechtslehre (1797) sagt er, daß ein dauernder Friedenszustand nur durch einen zu diesem Zweck gebildeten Staatenverein herbeigeführt werden könne. „Weil aber bei gar zu großer Ausdehnung eines solchen Völkerstaats über weite Landstriche die Regierung desselben, mithin auch die Beschützung eines jeden Gliedes endlich unmöglich werden muß; eine Menge solcher Corporationen aber wiederum einen Kriegszustand herbeiführt: so ist der ewige Friede (das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts) freilich eine unausführbare Idee; die politischen Grundsätze aber, die darauf abzwecken, nämlich solche Verbindungen der Staaten einzugehen, als zur continuirlichen Annäherung zu demselben dienen, sind es nicht, sondern, so wie diese eine auf der Pflicht, mithin auch auf dem Rechte der Menschen gegründete Aufgabe ist, allerdings ausführbar." (IX. 203 f.)

Doch das eigentliche Problem, ohne dessen Lösung jede Theorie des ewigen Friedens ein bloßes Luftgebilde bleibt, hat Kant kaum gestreift: die Frage, ob und auf welche Weise jemals eine Ausgleichung des Abstandes der Völker in Cultur und Gesittung zu erwarten sei. Daß es zwischen gesetzlich geordneten und gesetzlosen Staaten, zwischen Völkern im Naturzustande und Völkern auf hoher Culturstufe keinen Frieden geben könne, als in Folge von Eroberung, hat Kant selbst anerkannt. „Der Mensch oder das Volk, sagt er (VII. 1, 238 Anm.), „im bloßen Naturzustande benimmt mir die Sicherheit und lädirt mich schon durch eben diesen Zustand, in dem er neben mir ist, obgleich nicht thätig, doch durch die Gesetzlosigkeit dieses Zustandes, wodurch ich beständig von ihm bedroht werde, und ich kann ihn nöthigen, entweder mit mir in einen gemeinschaftlichen gesetzmäßigen Zustand zu treten, oder aus meiner Nachbarschaft zu weichen." Vielleicht tröstete auch er sich mit der Aussicht auf eine Zeit, wo (nach einem Ausdruck Peschel's) die Naturvölker „hinwegcivilisirt" sein würden. Doch die Vorstellung, daß jemals eine im Wesentlichen gleichartige Cultur die ganze Erde beherrschen werde, steht mit den unzweifelhaftesten Ergebnissen der Geschichte in Widerspruch. Nichts lehrt die Geschichte so eindringlich, als daß dasselbe Gesetz die Entwickelung der Völker beherrscht, wie die der Individuen. Jene wie diese erreichen, wenn sie überhaupt zu einer normalen Entwickelung gelangen, in allmälig aufsteigender Linie die Höhe ihrer Kraft, um nach deren Ueberschreitung zu altern, zu siechen und zu verfallen, endlich zu sterben und in neuen Bildungen aufzugehn. Wenn dieser Entwicklungsgang zuweilen auch Jahrtausende dauert, auch durch rückläufige Bewegungen unterbrochen werden kann, so nimmt er doch im Großen und Ganzen immer denselben Verlauf und führt zu demselben Ziele. Verfallende Völker sinken aber zu einem Zustande herab, der, wenn auch in seinem Wesen wie in seinen Wirkungen von dem der Naturvölker grundverschieden, doch dieselben Folgen hat, indem er sie den noch kräftigen Völkern als leichte Beute überliefert, ja diesen unter Umständen die Nothwendigkeit der Eroberung aufzwingt. Denn jeder Staat hat das Recht und die Pflicht, sich

vor den übeln Einflüssen eines in seiner unmittelbaren Nähe verwesenden Organismus zu schützen. Wenn nun nach dem bisherigen Gange der geschichtlichen Entwickelung angenommen werden muß, daß stets gleichzeitig sich ein Theil der Völker im Aufgange, ein anderer im Niedergange befinden, daß also (auch abgesehen von den ungeheuren Unterschieden zwischen Racen und Religionen) immer neue Unterschiede zwischen Cultur und Gesittung, Lebens- und Widerstandskraft der Völker an die Stelle der etwa ausgeglichenen treten werden, so ist damit auch die Möglichkeit des von Kant in Aussicht genommenen Friedensbundes ausgeschlossen. Denn es ist klar, daß ein solcher Bund, wenn er überhaupt möglich wäre, nur von Staaten eingegangen werden könnte, die wesentlich auf gleicher Culturhöhe ständen.

Ein Irrthum war auch Kant's Glaube, daß eine Verfassung, in der zum Kriege die Zustimmung des Volkes erfordert würde (sei es durch directen Beschluß oder durch Bewilligung der Kriegsmittel), den Angriffskrieg ausschließen müßte; freilich ein in der Zeit der absoluten Monarchien und der Cabinetskriege sehr natürlicher Irrthum. Während die Regenten, sagt Kant, den Krieg, der ihnen persönlich nicht das geringste Opfer auferlegt, auf die frivolste Weise beschließen, so werden die Staatsbürger sich sehr bedenken, ihre Zustimmung zu einem so schlimmen Spiel zu geben: „da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten, als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben, die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Uebermaß des Uebels endlich eine, den Frieden selbst verbitternde, nie (wegen naher immer neuer Kriege) zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen." (VII. 1, 243.)

Doch die Geschichte lehrt auf allen Blättern, daß nicht blos Dynastien, sondern auch Völker Angriffskriege stets „mit um so leichterem Herzen" unternommen haben, je mehr die von denselben erwarteten Vortheile die erforderten Opfer überwogen oder zu überwiegen schienen. In der That steht die Kriegslust in der Regel im Verhältniß zur wirklichen oder eingebildeten Uebermacht einerseits und dem Werthe, der auf das Streitobject gelegt wird, andererseits. Und nicht blos das Verlangen nach materiellen Vortheilen, sondern auch ideale Impulse haben zuweilen die Kriegslust eines Volks zur Leidenschaft gesteigert. Ein merkwürdiges Beispiel hatte unmittelbar vor Kant's Abfassung der Schrift „Zum ewigen Frieden" Spanien gegeben. Bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. hatten dort alle Schichten der Bevölkerung denselben stürmischen Ruf nach Krieg gegen die infamen Königsmörder erhoben, alle Provinzen sich mit demselben leidenschaftlichen Begehren an den Thron gedrängt. Der regierende Günstling schwankte zuerst, da er den kläglichen Zustand der Armee kannte, fügte sich dann aber dem stürmischen Andringen. „Die Nation begleitete diese Wendung mit wachsendem Enthusiasmus. Es war nicht ein rascher Ausbruch der Leidenschaft, sondern eine dauernde, thatkräftige Begeisterung." *)

Daß es in diesem Falle nicht die Regierung, sondern das Volk war, das den Angriffskrieg verlangte, hat Kant schwerlich gewußt. Doch hätten diese und

*) Baumgarten, Gesch. Spaniens, I, 51 f.

ähnliche Thatsachen ihn auch in seinen Ueberzeugungen nicht irre machen können. Für ihn stand das Endziel aller politischen Entwicklungen so wie die Nothwendigkeit einer fortwährenden Bewegung nach demselben zu fest, als daß er in Erscheinungen, die seiner Auffassung entgegenstanden, mehr als vorübergehende Störungen und Hemmungen zu erblicken vermocht hätte. Ueberhaupt läßt sich ein Einfluß der Weltereignisse auf seine Ansichten nirgend nachweisen. Sein politisches System beruhte auf drei Elementen: dem unverbrüchlichen Festhalten an den ewigen Menschenrechten; der Anerkennung der unbedingten Pflicht, sich unter das Recht zu beugen, entstehe auch daraus, was da wolle; endlich dem Glauben an einen stetigen Fortschritt der Menschheit, der allein die Vorsehung in seinen Augen rechtfertigen konnte. Aus diesen Principien folgen alle Sätze seines Systems mit Nothwendigkeit. Den Zwecken und Erfolgen politischer Handlungen gestattet er nie den geringsten Einfluß auf sein Urtheil. Alle segensreichen Wirkungen der Regierung Friedrich's des Großen konnten ihn nicht mit dem aufgeklärten Despotismus aussöhnen. Eine auf das Wohlwollen eines Vaters gegen seine Kinder basirte, die Unterthanen wie unmündige Kinder behandelnde Regierung blieb für ihn „der größte denkbare Despotismus". (VII. 1, 199.) Und ebenso wenig konnte das Gelingen einer Revolution ihn bestimmen, von seiner Auffassung des Gesellschaftsvertrages abzuweichen und dem Volke irgend ein Recht der Auflehnung gegen die von ihm eingesetzte oberste Gewalt zuzugestehen. Auch die Urheber der englischen Revolution von 1688 hatten nach seiner Ansicht den Tod verdient. Sein Wort: „Wehe dem, der eine andre Politik anerkennt, als diejenige, welche die Rechtsgrundsätze heilig hält!" (XI. 2, 160) — dies Wort gilt ganz ebenso der Ausübung der Gewalt durch das Volk wie durch die Fürsten, ebenso der Revolution wie dem Staatsstreich und der Unterdrückung. Es ist von unermeßlicher Wirkung gewesen, daß Kant in einer Zeit der Bevormundung und des Absolutismus mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität für die Heiligkeit der Menschenwürde und des Menschenrechts, „den Augapfel Gottes" (VII. 1, 245), für bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung, für die Alleinherrschaft des Gesetzes im Staat eintrat. Aber es liegt in der Natur derjenigen politischen Systeme, die ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Principien abgeleitet sind und deren äußerste Consequenzen ziehen, daß sie Gegensätze in sich schließen können, die den auf dem Boden der realen Politik Stehenden unvereinbar erscheinen. Es sind eben nur die Gedanken, die leicht bei einander wohnen. Der praktischen Politik stand Kant ebenso fern als Plato, dessen Idealstaat einen streng aristokratischen Charakter trägt, und doch in der Aufhebung des Eigenthums, der Ehe und Familie den Utopien des extremsten Socialismus entspricht; eben so fern als Rousseau, der trotz der Forderung unbedingter Freiheit und Gleichheit doch Jeden aus seinem Staate verbannen wollte, der nicht an Gott und eine Vergeltung im andern Leben glaubte. Freiheit und Recht waren die beiden Pole der politischen Anschauungen Kant's, und doch enthalten seine Schriften Sätze, die den staatsrechtlichen Theorieen der Restaurationszeit entnommen zu sein scheinen. Keine Partei darf ihn also ganz als den Ihrigen in Anspruch nehmen.

Die Gründung des Königreichs Belgien.

Von

F. Heinrich Geffcken.

Im Jahre 1833 erschien in Brüssel ein Buch von mäßigem Umfang: „Essai historique et politique sur la révolution belge“ par Nothomb, welches das größte Aufsehen erregte und noch an demselben Tage, an dem es ausgegeben wurde, vergriffen war. Der Verfasser empfing den Ausdruck lebhafter Anerkennung nicht nur seines Landes, sondern auch gekrönter Häupter und der bedeutendsten auswärtigen Staatsmänner. Und doch war dies Werk keineswegs eine politische Gelegenheitsschrift, die sich an die Leidenschaften der Masse oder der Parteien wendete; es war, obwol man in ihm noch die heiße Asche der Revolution fühlt, aus der es hervorgegangen, eine geschichtliche und staatsmännische Darlegung der Verhältnisse und Ereignisse, welche zum ersten Mal gegen die Verträge von 1815 einen neuen Staat in's Leben riefen, der in schweren Kämpfen seine Anerkennung auch den widerwilligsten Gegnern abgerungen und, was mehr ist, sich behauptet hat. Niemand war in der That mehr befähigt, eine Rechtfertigung der belgischen Revolution zu unternehmen, als Nothomb, der an derselben persönlich einen hervorragenden Antheil genommen; seine Gaben hatten ihm, trotz seines jugendlichen Alters, bald eine einflußreiche Stimme verschafft, er war mit wichtigen Sendungen und Verhandlungen beauftragt und wußte seine Ansichten mit Nachdruck, Klarheit und Beredsamkeit in der parlamentarischen Debatte zu vertreten: er hatte geholfen, die Geschichte seines Landes zu machen, ehe er dieselbe schrieb. Gereift in der Schule großer Ereignisse, welche die Ansprüche der Mittelmäßigkeit zerreiben, aber das wahre Talent mit überraschender Schnelle entwickeln, wurde er durch das Vertrauen seines Königs und seiner Mitbürger zu einer Reihe einflußreicher Posten berufen; nachdem er in den diplomatischen Unterhandlungen mitgewirkt, welche die Unabhängigkeit Belgiens begründeten, ward er 1837 Minister der öffentlichen Arbeiten, 1841 Minister des Innern und thatsächlich Ministerpräsident, 1845 trat er in die Diplomatie zurück, für die er seine reiche Erfahrung in den inneren Angelegenheiten mitbrachte, und ist seitdem der Vertreter Belgiens in Preußen, heute im

ganzen deutschen Reiche. In dieser Stellung hat er, in den wechselndsten Verhältnissen, während mehr als 30 Jahren wirksam dazu beigetragen, das gute Einvernehmen seines Landes mit Deutschland zu erhalten und ist heute, durch die höchsten Gunstbeweise seiner beiden Souveräne wie Preußens ausgezeichnet, der verehrte Doyen des diplomatischen Corps in Berlin, dessen Stimme stets gehört, dessen Rath von seinen Collegen stets gesucht wird. Es ist ihm vergönnt gewesen, das Buch, durch welches er der Unabhängigkeit Belgiens ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, in diesem Jahre in vierter Auflage*) erscheinen zu sehen; er hat den ursprünglichen Text desselben beibehalten, indem eine Umarbeitung nach dem Stande der Gegenwart dem Werke zwar eine einheitlichere Gestalt gegeben hätte, aber das eigenthümliche Gepräge der Arbeit verwischt haben würde. Demgemäß hat er Alles, was zufolge neuerer Veröffentlichungen hinzuzufügen war, in Anmerkungen und Anhänge verwiesen und dem belgischen Historiker Th. Juste die Fortführung bis auf unsere Tage überlassen. In dieser Gestalt scheint das Buch um so mehr zu einer Besprechung der Ereignisse, welche es behandelt, aufzufordern, als in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften erschienen sind, welche über die Begründung des belgischen Staates neues Licht gebracht haben. Wir nennen hier nur „Das Leben Palmerston's" von Bulwer (Band II), die „Denkwürdigkeiten Stockmar's", die „Biographien" von Juste, den wichtigen „Briefwechsel König Wilhelm's IV. mit Lord Grey" und die „Greville Memoirs", welche die Angelegenheit zwar nur kurz berühren, aber doch interessante Bemerkungen über dieselbe enthalten.

I.

Einer der leitenden Gedanken des Wiener Congresses war die Begründung eines Staatensystems, welches Europa vor den Uebergriffen Frankreichs zu sichern im Stande sein sollte. Von diesem Gesichtspunkt gab man die Rheinprovinz Preußen und verband Belgien mit Holland zum Vereinigten Königreich der Niederlande.**) Aber während Preußen schon früher in Cleve, Berg und Mark am Rheine Fuß gefaßt und die Rheinländer als Deutsche sich allmälig mit den Bewohnern der alten Provinzen verbinden konnten, verfuhr man an der Schelde mit der Mißachtung nationaler Eigenthümlichkeit, welche damals an der Tagesordnung war und die Gebiete einfach nach Seelenzahl und Einkünften vertheilte: wie man Lombardei und Venetien an Oesterreich, Norwegen an Schweden ket-

*) Essai historique et politique sur la révolution belge. Par Nothomb. Quatrième édition. Précédée d'un avant-propos et suivie d'une première continuation par l'auteur et d'une deuxième par Théodore Juste. 2 vols. Bruxelles, C. Muquardt. 1876.

**) Die Idee dieser politischen Schöpfung findet sich zuerst in den geheimen Artikeln des Vertrages von Chaumont vom 1. März 1814. Im ersten Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 heißt es Art. 6: „La Hollande aura un accroissement de territoire", was Art. 3 der geheimen Artikel weiter begründet: „L'établissement d'un juste équilibre en Europe exigeant que la Hollande soit constituée dans des proportions qui la mettent à même de soutenir son indépendance par ses propres moyens, les pays compris entre la mer, les frontières de la France, telles qu'elles se trouvent réglées par le présent traité et la Meuse seront réunis à perpétuité à la Hollande."

tete, so bildete man aus den beiden, sich ganz fremd gewordenen Theilen der Niederlande ein neues Königreich.

Seit den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hatten die Beiden durchaus verschiedene Wege verfolgt; die südlichen Provinzen, welche den Aufstand gegen Spanien begannen, wurden unterworfen und blieben streng katholisch, aber zugleich im Besitz ihrer politischen Privilegien, die sie bis zur französischen Revolution behaupteten. Die nördlichen wurden eine feste Burg des Protestantismus und erkämpften nicht nur ihre Selbständigkeit, sondern erwarben durch den Westphälischen Frieden auch ein Stück der südlichen und brachten den übrigen Theil in ihre Abhängigkeit, indem die Schelde geschlossen und den Belgiern der indische Handel verboten ward. 1715 gab der Barrière-Vertrag noch den Holländern das Recht, die belgischen Festungen zu besetzen: Belgien ward also durch Holland mit politischen Servituten beschwert, welche seine Entwicklung unterbinden und so die Abneigung gegen den Norden steigern mußten. Durch die Verträge von 1815 wurde Belgien, ohne gefragt zu werden, mit Holland als einfache Gebietserweiterung (accroissement de territoire) vereinigt. Ein derartiges politisches Gebilde zweier Länder, die durch Religion, geschichtliche Entwicklung, theilweise auch durch die Sprache, getrennt waren, war nur haltbar unter der Voraussetzung der reinen Personal-Union, wie sie für Schweden und Norwegen durchgeführt ward, dieselbe Dynastie und auswärtige Vertretung, im Uebrigen getrennte Institutionen und Regierung. Ein solcher Dualismus war für das Königreich der Niederlande um so mehr angezeigt, als dort nicht, wie in Skandinavien, das neu erworbene Land eine Minderheit von Einwohnern gegenüber den erwerbenden zählte, sondern umgekehrt die letztern fast um das Doppelte übertraf. Aber daran dachte man nicht im Haag; man faßte die neue Monarchie einfach als ein durch eine Gebietserweiterung ergänztes Holland auf, man stützte sich also auf die Erwerbung, welche man nicht einmal selbst gemacht hatte, und bestimmte, daß die für dieselbe bestehende Verfassung vom 23. März 1814 mit den nöthigen Veränderungen auf den ganzen Staat auszudehnen sei.

Nach dem Verhältniß der Bevölkerung hätte für die zweite Kammer Belgien 110, Holland 55 Abgeordnete haben müssen; man gab aber beiden Theilen gleichmäßig 55, unter dem Vorwand, daß die Bedeutung der Colonien, die bisher Holland allein gehörten, und seines Handels eine andere Basis unmöglich machten; sobald also nur einige belgische Abgeordnete auf die Seite der Regierung traten, hatte der Norden auch legislativ das Uebergewicht. Es war versprochen, daß die Abänderung der Verfassung vereinbart werden solle (d'un commun accord); die belgischen Notabeln aber durften sich nicht über die Verfassung selbst, sondern nur über die Modificationen aussprechen, welche die Regierung nothwendig befunden. Von 1603 stimmten 796 dagegen, 527 dafür; nichts desto weniger erklärte der König am 24. August 1815 die Verfassung für angenommen, indem man die Abwesenheit von 280 Notabeln als Beweis ihrer Zustimmung ansah und von der Majorität 126 Stimmen für ungiltig erklärte, weil sie ihr Votum damit motivirt, daß die Artikel über den Cultus unannehmbar für sie seien. Unter solchen Verhältnissen war die Regierung ein fortgesetzter Kampf, die Herrschaft der Minorität über die Majorität zu behaup-

ten, und ein ehrliches repräsentatives Regiment unmöglich. Man suchte allmälig die holländische Sprache im Süden einzuführen, alle höheren Verwaltungsbehörden von den Ministerien bis zur Kanzlei des belgischen Löwenordens befanden sich in Holland. In holländischen Händen waren fast alle bedeutenden Aemter im Civil- und Militärdienst, während nach der Bevölkerungsziffer die Belgier die Mehrzahl der Armee, namentlich für Java, stellten. Die Interessen des Nordens waren entscheidend in allen wirthschaftlichen Fragen, namentlich der Besteuerung. Rotterdam ward auf jede Weise gegen Antwerpen begünstigt, Anlehen des Gesammtstaates nur für holländische Zwecke verwendet. Obwol Art. 227 der Verfassung Freiheit der Presse versprach, so war dieselbe doch vollkommen geknebelt; denn eine königliche Ordonnanz, welche bei der Landung Napoleon's von Elba erlassen wurde und mit den schwersten Strafen alle die bedrohte, welche versuchten, die loyale Gesinnung der Unterthanen zu verderben, blieb in Kraft, trotzdem der Anlaß, welcher sie rechtfertigen sollte, längst verschwunden war, und wurde mit der äußersten Härte gegen die belgische Presse angewandt. Der schwerste Irrthum des Königs Wilhelm I. betraf die kirchlichen Verhältnisse. Er hatte zwar nicht die thörichte Idee, in Belgien protestantische Propaganda zu machen; aber, ungewarnt durch das Beispiel Joseph's II., wollte er eine nationale belgische Kirche gründen, die so unabhängig wie möglich von Rom, so abhängig wie möglich von der Regierung sein sollte. Nicht nur verbot er, ohne Genehmigung der Regierung Vorbereitungsanstalten für die Geistlichen zu gründen, er errichtete selbst eine solche unter dem Namen des Collège philosophique, dessen Besuch obligatorisch ward, um ein geistliches Amt zu erhalten.

Ein solches Regiment mußte die lebhafteste Opposition der südlichen Provinzen hervorrufen,*) obwol dieselben während des langentbehrten Friedens materiell aufblühten und für ihre Producte günstigen Absatz in den Colonien fanden. Da diese Opposition auf dem Boden der Volksvertretung zu Folge deren parteiischer Zusammensetzung nicht durchdringen konnte, so warf sie sich auf die außerparlamentarische Agitation, Liberale und Katholiken schlossen die Union und knüpften Verbindungen in Frankreich an, die Julirevolution brachte diese unhaltbare Situation zur Krisis. Sicher wäre dieselbe damals noch nicht eingetreten, wenn Karl X. nicht seinen Thron verloren;**) aber sie

*) Metternich schrieb nach Ausbruch der Revolution an Sir Robert Adair: „Le peuple belge est facile à conduire. — Si le roi Guillaume avait su gouverner la Belgique, il la posséderait aujourd'hui. Ce collège philosophique de Louvain et le refuge des carbonaris français ont été pour lui de mauvais éléments de puissance. L'empereur Joseph a aussi voulu faire de la philosophie, et elle lui a bien mal réussi. Il est inconcevable, qu'après un exemple aussi frappant, le roi Guillaume ne se soit pas pris pour averti. Mais ce roi est aussi de ces hommes qui n'oublient rien et n'apprennent rien et avec ce défaut on perd des trônes." Stockmar, Denkwürdigkeiten p. 151.

**) Merkwürdig war dabei die Wechselbeziehung, in die Belgien wiederum zu der Julirevolution trat. Polignac hatte bei seiner beabsichtigten Revision der Karte Europa's stark auf die belgischen Katholiken gegen Holland gerechnet und mit Hinblick darauf eine bedeutende Armee bei Cambray concentrirt, deren Commando Bourmont nach seiner Rückkehr von Algier übernehmen, und die, jenachdem, gegen Paris oder gegen die Niederlande verwendet werden sollte.

wäre damit nur vertagt, denn der Conflict lag in den Verhältnissen. Sobald der Aufstand zu Brüssel ausgebrochen war, wurde er auch allgemein; die Bevölkerung erhob sich überall, und die Politik der Regierung, keine belgischen Regimenter zu bilden, sondern jedes aus Holländern und Belgiern zusammenzusetzen, wandte sich gegen sie, indem kein Oberst mehr wußte, wie weit er sich auf seine Truppen verlassen konnte. Demzufolge war die Armee desorganisirt und mußte sich zurückziehen. Eine provisorische Regierung bildete sich, im November trat der nationale Congreß zusammen, der am 18. die Unabhängigkeit Belgiens in monarchischer Regierungsform, am 23. den Ausschluß der Dynastie Nassau-Oranien proclamirte. Mit diesen Beschlüssen hatte die gemäßigte, aber entschiedene Partei gesiegt.

Auf die Stellung der Mächte kam nun Alles für die Ausführung dieses Programms an, welches ein Compromiß mit den europäischen Mächten wenigstens ermöglichte. Rußland, Oesterreich und Preußen waren der Revolution durchaus feindlich, Frankreich ebenso günstig, in Englands Händen lag die Entscheidung. Bei Ausbruch der Julirevolution stand der Herzog von Wellington an der Spitze der Regierung; er sowol als der auswärtige Minister, Lord Aberdeen, verhehlten ihr Mißvergnügen über das Ereigniß nicht, aber anerkannten, daß die französische Nation über ihre inneren Angelegenheiten zu entscheiden habe, so lange sie die bestehenden Verträge beobachte. Weit empfindlicher traf der belgische Aufstand Wellington; er empfing die Nachricht, daß die holländische Armee sich zurückgezogen, in Brighton, wo er sich beim Könige befand. Die Fürstin Lieven schrieb dem Prinzen Leopold: „Le duc en fut accablé, atterré. Diablement mauvaise nouvelle!“ Es begreift sich das, denn er sah damit seine eigenste Schöpfung bedroht. Er vor Allem hatte die Errichtung des Königreichs der Niederlande als eines Bollwerkes gegen Frankreich vertreten, da er in den napoleonischen Kriegen erkannt, welche Gefahr es für England sei, eine langgestreckte Küste überwachen zu müssen. Einen Augenblick dachte er daran, die südlichen Festungen zu besetzen;*) indeß die Berichte Bul-

---

Aber die Ungeduld des Hofes wagte den Staatsstreich vor der Rückkehr seines besten Generals, während Marmont in Paris nur 14,000 Mann zur Verfügung hatte, und die belgische Revolution nahm einen Charakter an, welcher zur Polignac'schen Politik im schroffsten Gegensatz stand.

*) Eine solche Maßregel hätte unzweifelhaft zum Kriege mit Frankreich geführt. Ein scharfer Beobachter schrieb damals über die Stellung des englischen Ministeriums: „In these difficult circumstances and in the midst of possibilities so tremendous, it is awful to reflect upon the very moderate portion of wisdom, which is allotted to those, by whom our affairs are managed. I am by no means easy as to the Duke's sufficiency to meet such difficulties, the habits of his mind are not those of patient investigation, profound knowledge of human nature and cool discriminating sagacity. With Canning we might hope to steer through these difficulties, he was the only statesman, who had sagacity to enter into and comprehend the spirit of the times and to put himself at the head of the movement, which was no longer to be arrested. The idiots, who so rejoiced at the removal of this master mind, which alone could have saved them from the effects of their own folly, thought to stem the torrent in its course and it has now overwhelmed them. It is unquestionable, that the Duke has too much participated in their sentiments and passions and, though he never mixed himself with their proceedings, regarded them with a favourable eye, nor does

wer's, damals Legationssecretär im Haag, der nach Belgien gesandt ward und meldete, daß der Abfall allgemein sei, ließen ihn doch zögern, und als Ende September ein preußisches Corps an der Grenze zusammengezogen ward, erklärte der französische Minister des Auswärtigen, Graf Molé, dem Freiherrn von Werther, daß ein Einmarsch Preußens in Belgien die sofortige Besetzung der Westgrenze desselben durch Frankreich veranlassen müsse.*) Die Nordmächte protestirten, Metternich behauptete gegen den französischen Geschäftsträger in Wien, das Princip der Nichtintervention sei eine seltsame Anmaßung, ein neues Völkerrecht einzuführen, das die ganze bisherige Politik der europäischen Staaten auf den Kopf stellen würde. (Dép. de Sept. 30.) Rußland drängte in Berlin zum bewaffneten Einschreiten, aber man trat in Berlin wie in London doch vor der sichern Aussicht auf einen Krieg mit Frankreich, dessen Last England und Preußen vornehmlich zu tragen gehabt hätten, zurück. Als Holland am 5. Oct. den Beistand der Alliirten anrief und speciell in London um die Sendung von Truppen nachsuchte, lehnte Lord Aberdeen dies ab und wies darauf hin, daß demnächst sich Bevollmächtigte der fünf Höfe vereinigen würden, um zu hindern, daß die belgischen Wirren den europäischen Frieden gefährdeten. Am 21. rief darauf König Wilhelm die Vermittlung der Großmächte an, um zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen; er anerkannte also selbst, daß er nicht im Stande, seine Herrschaft über die südlichen Provinzen wieder herzustellen, und brachte die Sache vor den europäischen Areopag. Am 4. Nov. schlug die Conferenz den Waffenstillstand vor auf Grund des Gebietsstandes vor der Vereinigung der beiden Theile der Niederlande; die provisorische Regierung ging ebenso wie der König von Holland am 15. darauf ein, und hatte damit ihre erste politische Verbindung angeknüpft.

In diesem Augenblicke trat ein Ereigniß in der innern Politik Englands ein, welches bestimmend für die Entwicklung der belgischen Frage wurde. In Folge einer leidenschaftlichen Rede Wellington's gegen jede parlamentarische Reform (8. Nov.) ward das Ministerium geschlagen, nach einer 25jährigen Toryregierung traten die Whigs unter Grey an's Ruder und Palmerston ward auswärtiger Minister. Nicht leicht hätte sich die Sache günstiger für Belgien gestalten können. Holland hatte in England mächtige Freunde. Die Tories, welche das vereinigte Königreich im britischen Interesse geschaffen, sahen in dem Aufstand nur eine Nachahmung der Pariser Revolution unter dem Protectorat Frankreichs, welches die Ruhe Europa's auf's Neue bedrohte. Das protestantische Gefühl nahm Partei gegen eine Bewegung, an deren Spitze die Priester standen,**) und man war sicher, die Nordmächte als Verbündete zu haben.

---

even seem to have been aware of the immensity of the peril, which they were incurring. (The Greville Papers. II. p. 41.)

*) „Non point pour engager des hostilitis ni pour s'emparer du pays, mais afin de rendre la situation parfaitement égale entre la Prusse et la France, sauf à faire décider par un Congrès la question belge", so läßt Capefigue, l'Europe depuis l'avénement du roi L. Phil. IV., 190, diese Erklärung von Molé begründen, im Gegensatz zu d'Haussonville, Hist. de la pol. extér. I, 21, der fälschlich behauptet, daß Frankreich den casus belli gestellt habe.

**) Bulwer schreibt als Augenzeuge: „The roads were covered with peasants marching

Wäre das Whig-Cabinet einige Monate früher ins Amt getreten, so hätte es seine Popularität auf eine harte Probe gestellt, wenn es mit einer für Holland ungünstigen Politik debutirt hätte. Zu seinem Glücke aber fand es die vollendete Thatsache des Protokolls vom 4. Nov. vor, wodurch Wellington die Verantwortlichkeit einer ersten Zustimmung auf seine Schultern genommen, und konnte nun auf dem eingeschlagenen Pfade fortfahren. Der leitende Gesichtspunkt für Grey und Palmerston, welche hierin die volle Unterstützung des Königs fanden, war: den Zweck, für den das Königreich der Niederlande geschaffen worden, mit den veränderten Umständen nach modificirten Mitteln aufrecht zu halten; die Unmöglichkeit der ferneren Vereinigung der beiden sich abstoßenden Theile der bisherigen Monarchie anzuerkennen, aber zu verhindern, daß Belgien ein Herd der Beunruhigung für Europa werde oder unter Frankreichs Einfluß falle. In Brüssel erkannte man diese Situation so richtig, daß die provisorische Regierung zwei Tage nach dem Eintritt des neuen Ministeriums die Unabhängigkeit Belgiens, am 22., trotz der officiösen Abmahnung der Vertreter von England und Frankreich, die Ausschließung der holländischen Dynastie proclamirte.*)

Die Nordmächte, welche einsahen, daß die Herstellung des Status quo ante unmöglich sei, wünschten Belgien unter den Prinzen von Oranien zu stellen, der die Politik seines Vaters stets gemißbilligt.**) Auch König Wilhelm IV. war lebhaft für diese Idee eingenommen***) und selbst Palmerston schlug vor, Luxemburg an Belgien unter der Bedingung zu geben, daß der Prinz gewählt werde. Aber die Ereignisse hatten diese Lösung unmöglich gemacht, gegen welche sich gerade die gemäßigte Partei im belgischen Congresse erklärte. Rothomb, der trotz seines jugendlichen Alters in demselben rasch hervorragenden Einfluß gewann, hatte die Vereinigung mit Frankreich, welche Europa nie dulden könne, ebenso energisch bekämpft wie die Republik, welche das monarchische Europa herausfordern müsse und daher nur der Durchgang zu einer neuen Fremdherrschaft werden könne. „Comme monarchie vous serez une puissance, comme république, un épouvantail", rief er der Versammlung zu. Er trat nunmehr ebenso entschieden der Candidatur des Prinzen von Oranien entgegen.

---

under the guidance of the priests to support the insurrection." Life of Ld. Palmerston, London 1870. II p. 3.

*) „The provincial Government on hearing of the change of ministry have suspended their negotiations, thinking they shall get from Lord Grey a better frontier." (Greville II p. 69.)

**) Der Prinz spielte freilich eine zweideutige Rolle bei den Ereignissen. Militärisch unentschlossen, unterhandelte er mit den Aufständischen nicht ohne persönliche Absichten, der sardinische Gesandte in Wien glaubte sogar annehmen zu können: „que la défection du Prince d'Orange et ses tentatives de rapprochement avec les insurgés belges ont été négociés et conseillés par Monseigneur Capaccini, Nonce du Pape" (vgl. Hillebrand's interessante Aufsätze: „Europa nach der Julirevolution", Preuß. Jahrb. Band 37.)

***) Der König von England, so scharf er die Politik des Königs von Holland tadelte, war doch der Revolution abgeneigt; noch am 10. April nennt er in einem Briefe an Lord Grey die provisorische Regierung „the individuals now exercising authority in Belgium".

Er führte aus, daß derselbe so wenig wie irgend ein Mitglied dieser Dynastie jemals bona fide die Ereignisse von 1830 anerkennen könne, ihr Ausschluß sei nur die nothwendige Folge der Unabhängigkeitserklärung. „Fermons la voie à ces négociations par une déclaration prompte et décisive. Nous préviendrons beaucoup d'intrigues et nous dominerons la diplomatie." Diese Voraussicht bewährte sich über Erwarten, denn gleich darauf brach der polnische Aufstand aus, welcher Rußland absorbirte, Preußen und Oesterreich ernstlich beschäftigte. Am 20. Decb. erklärte die Londoner Conferenz, da die Ereignisse der letzten Monate gezeigt, daß die beabsichtigte Verschmelzung der beiden Theile der Niederlande nicht gelungen sei und demgemäß der Zweck dieser Union gestört sei, müsse man denselben durch andere Arrangements zu erreichen suchen und die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Verträgen, den Interessen und der Sicherheit der andern Mächte und der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts versichern. Der König von Holland protestirte vergeblich dagegen, daß die Conferenz der Großmächte, die er zum Schutz seiner Rechte angerufen, nun die Zerstücklung der Monarchie decretire. Die Hauptfrage war damit entschieden.

Am 20. Jan. 1831 einigte sich die Conferenz über die Grundlagen, nach denen die Trennung Belgiens von Holland durchgeführt werden sollte. Der Territorialbestand war derart geregelt, daß Holland alles Gebiet behielt, welches es 1790 besaß, der neue belgische Staat aus den übrigen Gebieten des bisherigen Königreichs gebildet werden sollte, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches der König Wilhelm zufolge eines andern Rechtstitels erwarb und das Mitglied des deutschen Bundes war, dessen zukünftige Stellung daher schon in dem Protokoll vom 20. December vorbehalten war. Belgien selbst ward zu einem dauernd neutralen Staat erklärt. Diese Vereinbarung kam nur nach langem Kampfe zu Stande. Talleyrand, damals französischer Botschafter in London, verfolgte lange Zeit hartnäckig den Plan, die Verwicklung für einen Gebietserwerb Frankreichs auszubeuten; er sagte dem preußischen Gesandten v. Bülow, daß, wenn seine Regierung sich mit Frankreich und Holland über eine Theilung Belgiens verständigen wollte, England schon zustimmen werde.*) Er fragte Palmerston, ob es nicht möglich sei, Luxemburg an Frankreich zu geben? Als er mit diesen Ideen dem kategorischen Widerstand aller Mächte begegnete, wollte er die Neutralität Belgiens nur zugeben, wenn Luxemburg dieselbe theile. Palmerston erwiderte ihm, daß die Conferenz kein Recht habe, über die Rechte eines Mitgliedes des deutschen Bundes zu verfügen, und daß Luxemburg zum Defensivsystem Preußens gehöre. Darauf verlangte Talleyrand als Preis seiner Zustimmung die Abtretung von Philippeville und Marienburg, die sammt Gebiet früher Frankreich gehörten und erst 1815 an die Niederlande

*) Die Art, wie diese Theilung nach seinen Gedanken ausgeführt werden sollte, ist noch nicht aktenmäßig festgestellt, wahrscheinlich dachte er, Preußen gegen Abtretung des linken Rheinufers Sachsen zu geben. Nähere Aufschlüsse sind vielleicht von Hillebrand's neuester Geschichte Frankreichs zu erwarten, der die Archive von Turin und Berlin benutzen konnte. In den erwähnten Aufsätzen scheint er anzunehmen, daß Talleyrand nur von Paris gedrängt wurde, vielleicht sogar von Louis Philipp.

kamen. Dem traten alle anderen Bevollmächtigten entschieden entgegen; da die Conferenz nicht die Macht habe, über Theile Belgiens zu Gunsten Dritter, geschweige eines der Richter selbst, zu verfügen. Außerdem würden, wenn Frankreich damit begönne, die andern Nachbarn das Recht haben, ein Gleiches zu begehren. „Er focht wie ein Drache," schrieb Palmerston an den englischen Botschafter in Paris, Lord Granville; „endlich brachten wir ihn dazu, sich zu fügen und zwar durch dasselbe Mittel, durch das Einstimmigkeit der Geschworenen erzielt wird: durch Hunger. Zwischen neun und zehn Uhr ergab er sich und stimmte unsern Vorschlägen zu." Diese umfaßten auch die Erklärung, daß die fünf Mächte sich verbindlich machten, in den zu treffenden Verabredungen keinen Gebietszuwachs, ausschließlichen Einfluß oder Separatvortheil für sich zu suchen. Selbstverständlich mußte diese Haltung Talleyrand's Mißtrauen erwecken, und Palmerston beauftragte Granville, bestimmt zu erklären, daß das gute Einvernehmen der beiden Länder davon abhänge, daß Frankreich, welches Nichtintervention und Frieden als seine ostensible Politik proclamire, sich mit seinem Gebiet begnüge. Die Folge war eine Depesche Sebastiani's, des Auswärtigen Ministers, an Talleyrand, welche das Protokoll vom 20. Jan. ohne Vorbehalt annahm.

Dieselbe zweifelhafte Haltung zeigte Frankreich in der dynastischen Frage. Graf Flahault war am 23. Jan. in einer besonderen Sendung in London eingetroffen und hatte einen Prinzen von Neapel vorgeschlagen. Lord Grey dagegen gab dem Prinzen Karl von Bayern den Vorzug, gegen den Louis Philipp seinerseits Einwendungen zu machen hatte. Palmerston erklärte sich mit vollem Rechte gegen den 19jährigen Neapolitaner, der übrigens der Neffe des Königs der Franzosen war, weil die Zustände Belgiens einen vollen Mann forderten. Inzwischen war die Candidatur des Herzogs von Nemours aufgetaucht. Am 27. Jan. theilte Talleyrand Palmerston eine Depesche Sebastiani's mit, daß die französische Regierung die Krone, wenn sie Nemours angeboten werden sollte, nicht annehmen würde, empfahl aber auf's Neue den Neapolitaner und versprach, daß, wenn die Wahl auf denselben fiele, er keine französische Prinzessin heirathen solle. Am 1. Febr. aber schrieb Palmerston an Granville (Life II. p. 35), daß Talleyrand ihn wegen Zustimmung zur Wahl von Nemours sondirt, worauf er erwidert, daß er dieselbe einfach als eine Einverleibung Belgiens in Frankreich ansehen würde, welches alle Consequenzen für eine solche Abweichung von der Verbindlichkeit, die es übernommen, erwägen möge. Weder glaube er, daß die Mehrheit der französischen Nation Belgien um den Preis eines allgemeinen Krieges, noch die Mehrheit der Belgier die Union mit Frankreich oder einen französischen Prinzen wolle. Als er an demselben Tage bei der Conferenz beantragte, zu erklären, daß die durch das Protocoll vom 20. Jan. übernommenen Verbindlichkeiten auch für die Mächte die Nöthigung einschließen, jede Candidatur eines Prinzen der Häuser der fünf Mächte abzulehnen, stimmten die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Rußlands sofort zu; der französische nahm die Sache nur ad referendum. England erklärte darauf officiell in Paris, daß es die Verweigerung der Krone für Nemours als die Erfüllung einer bestehenden Verbindlichkeit von Frankreich fordern müsse; es gab deutlich zu verstehen, daß es

das Gegentheil als Kriegsfall betrachten würde,*) und interpellirte wegen der französischen Rüstungen. Sebastiani änderte darauf seinen Ton und kam auf den Neapolitaner zurück; Talleyrand, um ihn den Belgiern annehmbar zu machen, befürwortete, ihnen bessere Grenzen und vortheilhaftere Vertheilung der Schuld zu geben. Palmerston verweigerte beides und erklärte Granville, daß, wenn der Prinz frei gewählt werde, England keinen Widerspruch erheben, eine Wahl durch französische Intriguen aber so wenig dulden werde, als eine Heirath mit einer Tochter Louis Philipp's. Gleichwol und trotzdem letzterer dem belgischen Abgesandten Gendebien gesagt, er werde die Wahl seines Sohnes nicht annehmen können und obwol Sebastiani dasselbe dem belgischen Geschäftsträger bestätigte, gingen die französischen Intriguen für die Wahl in Belgien weiter. Die Conferenz hatte in Fortsetzung ihres Werkes am 27. Jan. vorgeschlagen, die Gesammtschuld des bisherigen Königreiches ohne Rücksicht auf den Ursprung ihrer einzelnen Bestandtheile der Art zu vertheilen, daß Holland 15/31, Belgien 16/31 übernehmen sollte, wogegen letzteres für den holländischen Colonialhandel dieselben Rechte wie die Holländer zu genießen hätte. Holland trat dem bei, acceptirte also im Princip die Trennung und Unabhängigkeit, der belgische Congreß aber protestirte gegen die Schuldvertheilung sowol als gegen den Verlust Luxemburgs; er versuchte, im Vertrauen auf die Unterstützung Frankreichs, seinen eigenen Weg zu gehen, und beschloß am 18. Jan., hinsichtlich der Wahl des Souveräns der Conferenz keine Stimme einzuräumen. Trotz der officiellen Versicherungen des Gegentheils ließ der französische Agent in Brüssel, Bresson, durchblicken, daß Louis Philipp die Krone für seinen Sohn annehmen werde, wenn derselbe gewählt würde**) und so wurde in der That der Herzog von Nemours am 3. Febr. gewählt. Als die Conferenz dem diplomatischen Comité ein Protocoll vom 7. Febr. übermittelte, welches diesen sowol als den Herzog von Leuchtenberg ausschloß, weigerte dasselbe die Annahme, da der Congreß souverän sei. Indeß Louis Philipp wagte schließlich doch nicht, sich in Widerspruch mit seinen eigenen Worten und dem erklärten Willen Europa's zu setzen, am 17. lehnte er die Krone ab.

St. René-Taillandier, der in der „Revue des deux mondes" eine Reihe von Artikeln über die „Denkwürdigkeiten Stockmar's" veröffentlicht, wirft dem Herausgeber derselben, sowie Sir Henry Bulwer vor, daß sie in dieser die französische Regierung eines doppelten Spieles angeklagt (tome 15 p. 43). Sebastiani und namentlich Talleyrand hätten ihre eigene Politik verfolgt, in der Hoffnung, daß bei einer allgemeinen Verwicklung Frankreich einen Theil Belgiens erwerben würde; Louis Philipp aber habe von Anfang an ein unabhängiges und neutrales Belgien gewünscht, das er als einen unschätzbaren Vortheil für Frankreich erkannt. Wenn er der Candidatur des Herzogs von Nemours in

*) Life p. 53: „the union with France we cannot permit, because it would give France an increase of power dangerous to our security. We know, we should have to fight France after such a union, and we had better therefore do so before it" (an Granville).

**) Bresson schrieb sogar später an Guizot: „Quand Lord Ponsonby a essayé de pousser au trône de Belgique le duc de Leuchtenberg, j'ai fait élire en quarante huit heures le Duc de Nemours". Guizot, Mémoires VIII p. 218.

Belgien nicht widersprochen habe, so sei der Grund der, daß dieselbe das einzige Mittel gewesen, die bonapartistische des Herzogs von Leuchtenberg zu beseitigen. Man kann zwar zugeben, daß Louis Philipp nie ernstlich daran gedacht, die Wahl seines Sohnes durchzusetzen, da er nicht zweifeln konnte, daß dieselbe Krieg bedeute; daß sie aber das einzige Mittel gewesen, um die Leuchtenbergische Candidatur zu beseitigen, ist durchaus unstichhaltig. Denn die letztere hätte Europa, trotz der Popularität des Prinzen in Brüssel, nie acceptirt; und vollständig aus der Luft gegriffen ist es, wenn Bresson behauptete, daß der englische Agent, Lord Ponsonby, sie begünstigt. Die Wahrheit ist, daß der König der französischen Nation die Genugthuung der Wahl Nemours' geben wollte, wie er ja auch später ein großes Bild malen ließ, das die Deputation des Congresses darstellte, wie sie die Krone dem Herzog antrug, um dann Europa den Beweis seiner Mäßigung und Friedensliebe durch die Ablehnung zu geben.*) Was Talleyrand betrifft, so meldet Granville selbst (25. Febr.), daß die Regierung außer sich über seine Politik auf eigene Hand sei und von seiner Abberufung nur aus Furcht vor dem Eindrucke, den dieselbe machen werde, Abstand genommen.**) Aber es ist in der auswärtigen Politik unmöglich, zumal bei der Verhandlung mit einer constitutionellen Regierung, den König von seinen Agenten zu trennen; wenn der erstere es duldete, daß seine Minister oder Botschafter gegen seine Ansichten handelten, so mußte er die Folgen tragen. Wenn Bresson in Brüssel anders sprach als Sebastiani und Talleyrand wieder anders, so konnte England nur mit Mißtrauen eine solche Politik betrachten und Palmerston war vollkommen berechtigt, an Granville zu schreiben: „Unsere Schwierigkeiten mit den Belgiern sind meist aus der doppelten Diplomatie, dem doppelzüngigen Verhalten, der Wankelmüthigkeit und Principlosigkeit der französischen Regierung entstanden. Ob die Sünde in Sebastiani oder Soult oder Laffitte oder dem König, in seinen geheimen männlichen und weiblichen Rathgebern liegt, kann ich nicht sagen und es kommt auch nicht darauf an."

Das ist unzweifelhaft richtig; denn eine Regierung ist dem Auslande gegenüber eine Einheit.***) Palmerston begrüßte den Ministerwechsel, welcher Casimir

*) Erst 14 Tage nach ihrer Ankunft in Paris wurde die Deputation empfangen, um dann, wie der sardinische Gesandte in Wien, Graf Pralormo, nach Hillebrand's Mittheilung, treffend bemerkte, „mit jener ehrgeizigen Schwäche, welche den Grundzug des Charakters Louis Philipp's bildet", abgewiesen zu werden. Das ganze Spiel mußte die Belgier tief verletzen.

**) In diesem Falle allerdings, weil er das Protokoll der Conferenz ohne Ermächtigung der Regierung unterzeichnet. Den Grundsatz, nach dem Talleyrand verfuhr, bezeichnete er später selbst in einem Briefe an Mme. de Dino: „Je n'en parle pas à Paris, parcequ'on me donnerait des instructions, et que je veux agir sans en avoir." (Revue des deux mondes p. 72.)

***) Taillandier selbst theilt einen Brief Talleyrand's an Sebastiani mit, worin er im Nov. 1830 schreibt: „J'ai déclaré que l'on ne pouvait plus penser au prince Léopold," der eben der unabhängige Candidat war (p. 69). Wenn übrigens Taillandier das Werk Bulwer's einfach als „livre suspect" bezeichnet, so kann man fast zweifeln, ob er es selbst gelesen. Denn Alles, was darin gegen die französische Politik gesagt ist, steht in den Briefen Palmerston's, während Bulwer selbst in einer Note p. 55 sagt: „It is questionable, whether Lord Palmerston made sufficient allowance for the difficulties under which Louis Philippe and his Government were placed when he passed such severe censure upon them." Nothomb selbst erklärte, daß nur zwei Männer in Frankreich die Unabhängigkeit Belgiens ohne Hintergedanken annahmen,

Périer an's Ruder brachte, als eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens, aber ließ keinen Zweifel darüber, daß er sich demselben ebenso wenig nachgiebig zeigen werde. Als Frankreich die belgischen Ansprüche auf Bouillon, Luxemburg und Mastricht unterstützte, wobei Palmerston zu entdecken glaubte, daß es ersteres selbst begehre, schrieb er an Granville: „Sobald wir Frankreich nur einen Krautgarten oder Weinberg geben, so verlieren wir unseren principiellen Standpunkt, es wird dann eine reine Frage des Wie viel und des Werthes der Dinge, welche es eins nach dem anderen fordern wird. Wenn wir zugeben, daß das friedliche Ministerium dadurch unterstützt werden soll, daß man der Kriegspartei ohne den Risico des Krieges schmeichelt, so würden wir nicht wissen, was dieselbe befriedigen, sondern nur, was es nicht thun wird, und unzweifelhaft würden Bouillon und Landau es nicht thun. Seien Sie unerbittlich in diesem Punkte; ich bedaure, daß Périer ihn angeregt hat." (Life p. 60.)

Die Belgier hatten ihrerseits, im Vertrauen auf die Unterstützung Frankreichs, eine sehr herausfordernde Stellung angenommen. Der Congreß hatte am 7. Februar die Verfassung abgeschlossen und nach der Ablehnung Louis Philipp's am 24. seinen Präsidenten, den Baron Surlet de Chokier, zum Regenten ernannt; er hatte bereits in seinem Protest vom 1. Februar die Competenz der Mächte bestritten, die Grenzen Belgiens und dessen Verbindlichkeiten endgültig zu entscheiden, vielmehr denselben nur das Recht zuerkannt, Vorschläge zu machen, welche die Nationalvertretung zu discutiren habe. Mit Bezug darauf erließ nun der Regent am 10. März eine starke Proclamation, in der er sagte, die Nation, welche die holländische Armee besiegt habe, werde den Protest ihrer Vertreter aufrecht zu halten wissen, sie habe die Revolution trotz der Verträge von 1815 begonnen, sie werde sie trotz der Londoner Protokolle beenden, man werde Luxemburg, das dieselbe mitgemacht und seit drei Jahrhunderten zu Belgien gehöre, nicht aufgeben. Frankreich nahm an dieser Proclamation keinen Anstoß und Louis Philipp empfing am 19. März den belgischen Bevollmächtigten. Palmerston aber verweigerte die Annahme des Schreibens, welches in gleicher Eigenschaft Mr. d'Arschot in London beglaubigen sollte. Er erklärte ihm, dasselbe müsse in seiner Tasche bleiben, so lange die Belgier nicht andere Saiten aufzögen. Die von der Conferenz angenommenen Grenzen seien billig und gerecht, Holland müsse Mastricht behalten, welches für den Schutz des Maaßthales nothwendig, und über Luxemburg, welches dem König von Holland nach den Verträgen von 1815 gehöre, müsse eine Vereinbarung mit diesem und dem deutschen Bunde vorbehalten bleiben. Ehe die Belgier nicht ihre gegentheiligen Ansprüche aufgegeben, sei es unnütz, über die Wahl des Souveräns zu verhandeln. (Life p. 53 ff.) Diese feste Haltung verfehlte ihre Wirkung nach beiden Seiten nicht. Was Frankreich betrifft, so gingen allerdings die Intriguen der Partei, welche Belgien annectiren wollte, noch fort; an ihrer Spitze stand in Paris Soult, der durch einen Agenten Palmerston sondiren ließ, ob England nicht für den Preis von Antwerpen und Ostende dem Plane zustim-

Louis Philipp und Guizot, der übrigens nach seinen Memoiren nichts von den Schlichen Talleyrand's wußte. Nach der Schrift von Thiers „La monarchie de 1830", die 1831 erschien, dürfte man auch wol diesen als dritten nennen.

men würde. Aber Périer, dessen Stimme nunmehr maßgebend war, und der an dem König einen starken Rückhalt hatte, sah ein, daß England niemals auf solche Ideen eingehen werde, und um mit demselben zu einer Verständigung zu kommen, so zog er die Forderungen hinsichtlich Bouillon's, Mastricht's und Luxemburg's zurück; andererseits erkannten die Belgier die Gefahr der französischen Pläne, zumal die Ablehnung Nemour's und ihre Verwerfung der Bedingungen der Conferenz die Hoffnungen der Restaurationspartei wieder gehoben. Sie sahen, daß sie an Frankreich keine uninteressirte Stütze haben würden, und daß, selbst wenn dies der Fall, es nicht in der Lage sei, seinen Willen gegen die übrigen Mächte durchzusetzen. Belgien konnte also ohne Verständigung mit der Conferenz nicht von der Stelle kommen. Dazu gesellten sich innere Unruhen, welche es dringend nothwendig erscheinen ließen, dem Provisorium ein Ende zu machen. Zu dem Ende mußte die Frage des künftigen Souveräns gelöst werden und nunmehr trat die Candidatur des Prinzen Leopold von Coburg in den Vordergrund.

Der Name desselben war schon früher genannt, und es scheint, daß die erste Anregung dazu von Palmerston ausging, welcher den Prinzen dem im Januar als belgischer Agent nach London gesandten M. van de Weyer vorschlug, um Nemours zu beseitigen. Man könne Frankreich diesen Candidaten annehmbar machen, indem derselbe eine Tochter Louis Philipp's heirathe; daß er Lutheraner, sei kein Hinderniß, der päpstliche Nuntius im Haag, Capaccini, den man sondirt, habe erklärt, daß er die Wahl eines katholischen Fürsten nicht als unumgänglich betrachte. Rom fürchte den Herzog von Nemours mehr, als den Prinzen Leopold, und sei der Ansicht, daß ein protestantischer Souverän in einem so katholischen Lande nothwendig mehr als ein andrer interessirt sein werde, die Rechte der Kirche und der Majorität zu achten. Louis Philipp machte gegen den Prinzen Einwendungen; er anerkannte dessen persönliche Eigenschaften, aber betonte, daß „des répugnances de famille, des préjugés peut-être" dieser Wahl entgegenständen. Sebastiani erklärte dem belgischen Agenten sogar, „wenn Coburg einen Fürsten nach Belgien setzt, werden wir ihn mit Kanonenschüssen empfangen"; worauf Gendebien erwiderte: „Kanonenschüsse! Wir werden England bitten, darauf zu antworten".*) Auch König Wilhelm IV. hatte Bedenken gegen die Candidatur Leopold's; England, meinte er, „das so entschieden der von Nemours entgegengetreten sei, dürfe nicht einen andern Prinzen vorschlagen, der durch seine Verhältnisse nothwendig als unter englischem Einfluß stehend betrachtet werden müsse, das werde die Unparteilichkeit und den moralischen Einfluß Englands compromittiren."**) Mitte April aber waren, in Folge der Entwicklung der Situation, diese Anstände beseitigt, England und Frankreich erklärten in Brüssel vertraulich, daß einer Wahl des Prinzen ihrerseits nichts im Wege stehen werde, auch Frankreich der Familienverbindung desselben geneigt sei. Das Ministerium Lebeau ging darauf ein und sandte eine Deputation nach London, um zu erforschen, unter welchen Bedingungen Leopold die Krone annehmen werde. Der

*) Gendebien, Révélations historiques sur la révolution de 1830.
**) The King to Lord Grey. April 10.

Prinz erklärte sich dazu bereit, aber nur unter der Bedingung einer vorgängigen Einigung mit der Conferenz über die wesentlichen Grundlagen der Constituirung des neuen Königreichs, speciell die Fragen der Grenzen und der Schuld. Dagegen versprach er, auf Stockmar's Rath, die Verfassung, obwol er bezweifelte, daß sich mit derselben regieren lasse, ohne Vorbehalt anzunehmen. Als man in Brüssel sah, daß alles Drängen den Prinzen nicht wankend machen konnte, entschloß man sich, auf die Wahl einzugehen, in der Hoffnung, durch dieselbe günstigere Bedingungen von der Conferenz zu erreichen. Am 4. Juni ward Leopold nach stürmischen Debatten zum König gewählt. Ehe derselbe indeß die angetragene Krone aus den Händen der zu dem Zweck nach London entsandten Deputation annehmen konnte, mußten die erwähnten streitigen Fragen geregelt werden. Dies war sehr schwierig, und es rächte sich an den Belgiern ihre Anlehnung an Frankreich gegen die Conferenz. Wäre Leopold im Januar gewählt worden, so hätte er auf die Vereinbarung der bases de séparation einwirken können. Holland hatte dieselbe angenommen, und die Mächte waren derselben gegenüber gebunden; es handelte sich also, da durch eine Annahme der Krone ohne Verständigung mit der Conferenz über die Grundlage des künftigen Königreichs Leopold sich selbst nur in's Verderben gestürzt hätte, ohne Belgien zu retten, andrerseits der Congreß nicht zur Annahme des Protokolls vom 20. Jan. zu bewegen war, darum, diesen bereits bestehenden Act zu ändern. Wenn Belgien sich darauf berief, daß früher Luxemburg zu den österreichischen Niederlanden gehört, so hätte die Conferenz geantwortet, daß es nach dieser Basis Lüttich, Bouillon, Philippeville und Marienburg herausgeben müsse; man mußte also das Princip des Januarprotokolls festhalten, daß Belgien Alles bekommen solle, was nicht 1790 zu Holland gehört, und von dieser Basis aus Concessionen zu erhalten suchen. Dies gelang den belgischen Commissären Devaux und Nothomb unter officiöser Hilfe des Prinzen; es wurde mit der Conferenz eine Modification der Bases de Séparation vom 20. Januar vereinbart, welche als „die 18. Artikel" bekannt sind. (26. Juni.) Die Frage von Luxemburg wurde unter Aufrechthaltung des Status quo ausgeschieden und einer Separatverhandlung überwiesen, der Anspruch Belgiens auf die nach dem Besitzstand von 1790 in dem Gebiet der Niederlande enclavirt gewesenen fremden Territorien wurde anerkannt und hinsichtlich der Schuld vereinbart, daß jeder Theil die in die Gemeinschaft gebrachten Schulden zu tragen habe und die während derselben contrahirten nach einem billigen Maßstab getheilt werden sollten. Nun nahm Leopold die Krone unter der Bedingung an, daß der Congreß die 18 Artikel annehme;*) als dies am 9. Juli nach heftigen Kämpfen geschehen, schiffte er sich nach Belgien ein und hielt am 21. seinen Einzug in Brüssel unter dem lebhaftesten Jubel der Bevölkerung.

Die Belgier hatten ihren principiellen Standpunkt aufgegeben, da sie einsehen mußten, daß sie mit bloßen Resolutionen über ihre unveräußerlichen Rechte

*) In seiner denkwürdigen Antwort an die Deputation vom 22. Juni sagte er: „Les destinées humaines n'offrent pas de tâche plus noble et plus utile que celle d'être appellé à fonder l'indépendance d'une nation et à consolider ses libertés," ein Wort, das er persönlich wahr gemacht hat.

weder von den Conferenzmächten noch von Holland etwas erreichen würden; die Wahl Leopold's dagegen rettete das Land von der drohenden Anarchie und gab die Möglichkeit, bessere Bedingungen von der Conferenz zu erzielen, denen Belgien jedenfalls die Unterstützung Frankreichs und Englands sicherte. Nichtsdestoweniger befand sich der neue Souverän in einer sehr schwierigen Lage. König Wilhelm IV. sah die belgische Krone als einen so zweifelhaften Besitz an, daß, als Leopold vor seiner Abreise der Regierung erklärte, es sei nicht seine Absicht, als König der Belgier sein englisches Jahrgehalt fortzubeziehen, er diesen Entschluß zwar höchlich lobte, aber bemerkte, es müsse für den Fall, daß der Prinz diese precäre Souveränetät verliere, ihm der Wiedereintritt in den vollen Genuß seines bisherigen Einkommens gesichert werden. Talleyrand und Falk (der holländische Gesandte in London) prophezeiten, er werde sich bald unmöglich machen. Die stille Hoffnung, die dieser Voraussage zu Grunde gelegen haben mag, erfüllte sich jedoch nicht. Man wußte damals Leopold noch nicht nach seinem wahren Werth zu schätzen und fand es unbegreiflich, daß die englische Regierung ihm nicht einen Mann von Gewicht beigebe, der ihn berathen könne.*) Ein solcher aber hätte gerade Leopold's Stellung in Belgien erschwert, indem derselbe ihn als eine Creatur Englands hätte erscheinen lassen. Außerdem aber wußte Palmerston sehr wohl, daß der König den besten Berather an Stockmar hatte, dessen Weisheit eben war, daß er sich ganz im Hintergrund hielt. Es bedurfte in der That ebenso sehr der Mäßigung als der Entschlossenheit, um den Gefahren die Spitze zu bieten, welche den jungen Thron bedrohten.

Vierzehn Tage nach Leopold's Einzug kündigte Holland, welches die 18 Artikel verworfen, den Waffenstillstand; es hatte während desselben ein Anlehen aufgenommen, seine Armee auf guten Fuß gesetzt, und diese näherte sich jetzt der Grenze, während der General von Chassé, der die Citadelle von Antwerpen besetzt hielt, die Aufnahme der Feindseligkeiten für den 4. August ankündigte. Die belgische Armee war noch nicht organisirt; es konnte sich nur darum handeln, die Holländer so lange aufzuhalten, bis fremde Hilfe eingetroffen. Leopold stellte sich an die Spitze seiner Truppen, rief aber zugleich auf seine Verantwortlichkeit die bewaffnete Intervention Englands und Frankreichs für die Aufrechthaltung der Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens an und ersuchte Louis Philipp speciell um die Hilfe einer französischen Armee. Das Ministerium Casimir Périer's war gerade in diesem Augenblicke in der Auflösung begriffen; aber auf diese Nachricht zog der Premier sein Entlassungsgesuch zurück und in einem Conseil unter dem Vorsitz des Königs wurde der sofortige Ein-

*) Wie wenig richtig selbst sonst gut unterrichtete Männer die Persönlichkeit Leopold's beurtheilten, zeigen folgende Bemerkungen von Greville, II, p. 124: „Before the whole thing was settled, he took fright and began to repent and it was with some difficulty, that he was at last persuaded to go by the Belgian deputies. Go however he did and that unaccompanied by any person of weight or consequence. Matuscewicz told me, that he went down on his knees to Palmerston to send somebody with him, who would prevent his getting into scrapes and that Talleyrand and Falk, by far the best heads among them, had both predicted, that Leopold would speedily commit some folly, the consequences of which might be irreparable.“ Stein nannte ihn den Marquis Peu à peu.

marsch beschlossen. Gleichzeitig empfing derselbe officiell den belgischen Gesandten Lehon zum ersten Mal als bevollmächtigten Minister Sr. Maj. Leopold's, Königs der Belgier. Die belgischen Minister hatten lebhafte Bedenken gegen Leopold's raschen Schritt geäußert, da die Verfassung ein Gesetz für die Besetzung jenes Gebietstheiles durch fremde Truppen fordere; aber der König, welcher später mit Recht als das Muster eines constitutionellen Fürsten galt, wußte, daß es sich hier um eine Existenzfrage handelte. Trotz seiner Thätigkeit war die belgische Armee bei Löwen entscheidend geschlagen; nur der Einmarsch der Franzosen bewog die Holländer, den Rückzug anzutreten. Die übrigen Mächte waren nichts weniger als erbaut von diesem einseitigen Vorgehen Frankreichs, aber England wenigstens war auch erzürnt über das Verfahren des Königs von Holland, der nach seiner Protestation gegen die 18 Artikel sich zu einer neuen Verhandlung bereit erklärt hatte, allerdings mit dem seltsamen Vorbehalt, derselben durch militärische Maßregeln Nachdruck zu geben — ein Ausdruck, gegen den die Conferenz protestirte (5. Aug.). Der König hatte, wie Wilhelm IV. an Lord Grey schrieb,*) augenscheinlich darauf gerechnet, daß, da die Conferenz sich nicht verbindlich gemacht, die 18 Artikel durchzusetzen, die Nordmächte, welche nach seinem Protest die Anerkennung Belgiens abgelehnt, sich weigern würden, Holland zur Annahme zu zwingen, und hoffte, Frankreich durch Concessionen zu gewinnen. Der Einmarsch des General Gérard machte diese Pläne zu nichte und Frankreich beruhigte die andern Mächte durch seine förmliche Erklärung, daß die Maßregel nur die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens sichern solle; sobald dieser Zweck erreicht sei, werde die französische Armee sofort sich nach Frankreich zurückziehen. Die Conferenz erklärte darauf in einem Protokoll vom 6. August, daß sie demzufolge den Einmarsch nicht als durch ein speciell französisches Interesse veranlaßt, sondern als für den Zweck bestimmt ansehe, welchen die gemeinsamen Berathungen verfolgten. Die Dauer des Verbleibens und die Ausdehnung der Operationen der Truppen sollten von der Vereinbarung der fünf Mächte abhängen. Nichts desto weniger gab die französische Politik England zu lebhaften Besorgnissen Anlaß; trotz jener Erklärung begann Talleyrand wieder seine alten Schliche und bemerkte dem preußischen Gesandten, die Ereignisse hätten gezeigt, daß Belgien seine Unabhängigkeit nicht behaupten könne und Leopold ein armseliger Wicht sei; das französische Ministerium könne die Truppen nicht zurückziehen, ohne zu fallen, das englische müsse darauf bestehen. Die einzige Lösung sei daher Theilung; wenn Holland, Preußen und Frankreich sich darüber verständigten, müsse England damit zufrieden sein, daß Antwerpen Freihafen werde.**) Sebastiani

*) Am 5. August schrieb der König: „The King has been long impressed with a conviction of the obstinacy of the King of Holland and of the ungracious mode in which he concedes, when discovering, that that obstinacy can no longer avail, is therefore not surprised at this extraordinary step, though lamenting that he should be so shortsighted as to allow the possibly well founded expectation of early success to supersede the apprehension of the ruin, which such a course may entail upon him and Holland. England appears placed in a crisis in which it must take counsel of its own energy and act with vigour and determination, which shall maintain her ascendancy, to which peace may be justly ascribed."

**) Danach mag man den Werth der Aeußerungen Mignet's in seinem Memoire über Talleyrand ermessen: „Les cabinets de l'Europe voyant ce vieux et profond politique, dont

machte seinerseits den Rückzug von der Erledigung der streitigen Frage der belgischen Festungen abhängig. Andrerseits erregte der Einmarsch großen Unwillen in England, und das Ministerium ward heftig im Oberhause angegriffen, weil es der Demüthigung des alten Alliirten Großbritanniens passiv zusehe. Der König, Grey und Palmerston waren indessen vollkommen darin einig, energisch zu handeln; es wurde beschlossen, einerseits Holland zu erklären, daß eine Fortsetzung der Feindseligkeiten, welche während der Unterhandlung begonnen würde und einen erklärt feindlichen Zweck hätte, namentlich die Zerstörung der Stadt Antwerpen oder die Ueberschwemmung Belgiens durch Oeffnung der Schleusen, von England als Kriegserklärung betrachtet werden würde, andrerseits kategorisch den Rückzug der französischen Armee zu verlangen, sobald die holländische den ihrigen antrete. Als Falk am 12. August meldete, daß an den Prinzen von Oranien der Befehl zum Rückzug ergangen sei, erklärte die Regierung, daß sie auf sofortiger Räumung Belgiens seitens Frankreichs, welches sich durch das Protokoll Nr. 31 dazu verbindlich gemacht, bestehen müsse und dieselbe von keiner andern Frage abhängig machen lassen könne.*) Als in dem Rückmarsch der holländischen Armee eine unwillkommene Zögerung eintrat, sandte der Herzog von Orleans seinen ersten Adjutanten, General Baudrand, nach London und versuchte auseinander zu setzen, daß die unsichere äußere und innere Lage Belgiens sowie die kritische Stellung der französischen Regierung bei dem Stande der Parteien es nothwendig machte, einen Theil der Armee in Belgien zu lassen. Palmerston indessen, der gegen die holländische Zögerung im Haag sofort lebhafte Vorstellungen erhoben, erwiderte, daß England dies unter keinen Umständen zugeben werde, und schrieb an Granville, der einzige Grund, weshalb man Périer zu halten wünsche, sei, daß man sein Ministerium für friedfertig und vertragstreu halte. Wenn es sich aber zum Werkzeug der Chauvinisten mache, sei sein Fall England gleichgültig. Wollten dann seine Nachfolger Krieg machen, so würde ganz Europa gegen Frankreich zusammenstehen, welches schließlich vielleicht die Verträge von 1815 sich zurückwünschen werde. Da nun auch Preußen nach dem Fall Warschau's entschieden auftrat und erklärte, daß eine verlängerte Occupation Frankreichs es nöthigen werde, seine Truppen in der Rheinprovinz in Bewegung zu setzen, gab Frankreich nach und erließ den Befehl zum Rückzug. Nur ein kleines Corps blieb auf den Wunsch Leopold's und mit Zustimmung der Conferenz, bis Holland sich verpflichtet haben würde, die Feindseligkeiten nicht wieder zu erneuern. Am 15. September erklärte Talleyrand der Conferenz, daß auch dies letzte Corps zurückgezogen werde.

War so die Selbständigkeit Belgiens gegen Holland und der europäische

ils connaissaient la sagacité de plus en plus expérimentée et la constante modération (!) venir représenter auprès d'eux la révolution, crurent encore plus à la force de celle-ci et se trouvèrent mieux disposés à traiter avec elle. Dans la conférence de Londres, à la tête de laquelle le plaça l'ascendant de sa renommée et de son esprit, Mr. de Talleyrand fit consacrer diplomatiquement, par les puissances mêmes qui avaient formé en 1814 le royaume des Pays-Bas contre la France, la révolution et l'indépendance de la Belgique."

*) Ein Cabinetsbeschluß vom 18. beauftragte Granville, dies der französischen Regierung officiell zu erklären, und Palmerston schrieb dazu privatim: „The French must go out of Belgium or we have a general war and war in a given number of days."

Friede gegen Frankreich gesichert, so konnte doch die militärische Niederlage, welche Belgien erlitten, und die Thatsache, daß ohne die französische Intervention seine Selbständigkeit verloren gewesen wäre, nicht ohne Einfluß auf seine künftige Stellung bleiben. Die Mächte hatten am 25. Juli beide Theile zu einer neuen Verhandlung aufgefordert; Holland ging darauf ein, Belgien lehnte es ab, da die von der Conferenz beschlossenen 18 Artikel, welche der Congreß angenommen, für es allein maßgebend seien und auf ihre Bedingungen der König die Krone angenommen habe. Nach den Ereignissen des August ließ sich dieser Beschluß nicht aufrecht halten. Als Stockmar Ende des Monats auf den Wunsch des Königs nach London ging, erklärte ihm Palmerston, daß nur durch gegenseitiges Nachgeben beider Theile, von denen dermalen Holland auf der ursprünglichen Basis vom 18. Januar, Belgien auf den 18 Artikeln stand, eine Lösung möglich sei. Wenn Belgien darauf nicht eingehen wolle, werde man ihm überlassen, zu sehen, wie weit es allein mit Holland komme. Sah nun auch Stockmar diese Drohung als einen Schreckschuß an, so überzeugte er sich doch ebenso wie der officielle Vertreter Belgiens, van de Weyer, mit dem er im besten Einvernehmen arbeitete, daß Nachgiebigkeit geboten sei. Der Rückzug der Franzosen war eine Existenzfrage für das Ministerium Grey, jeder Versuch, die Conferenz durch Frankreich einzuschüchtern, hätte die Mächte nur mehr auf die Seite Hollands gedrängt, welches seinerseits den Sturz Grey's und ein Toryministerium wünschte. Die französischen Theilungspläne durchschaute er vollkommen, rieth aber sehr richtig, stets so zu handeln, als ob Frankreich guten Glaubens sei, und sich auf Louis Philipp zu stützen, um seine definitive Zustimmung zur Heirath zu erhalten; das werde Talleyrand's Intriguen am wirksamsten durchkreuzen, der eben deshalb auch Louis Philipp abrieth, der Heirath zuzustimmen. Das Interesse Frankreichs verlange, Leopold in einer precären Situation zu lassen, und nicht in Belgien eine moralisch unübersteigbare Schranke zu schaffen. Endlich müsse der Frieden sobald als möglich herbeigeführt und von den 18 Artikeln nur das festgehalten werden, was für die unabhängige Existenz Belgiens durchaus erforderlich sei. (Denkwürdigkeiten S. 182 ff.) Nach längeren Verhandlungen kam die Conferenz am 14. October zur Feststellung von 24 Artikeln, welche die 18 modificirten. Sie gaben, was die Gebietstheile betraf, Limburg rechts von der Maas an Holland, dagegen den wallonischen Theil Luxemburgs an Belgien, setzten den Antheil desselben an der bisher gemeinsamen Schuld auf jährliche Rente von 8,400,000 fl. fest und gewährten ihm freien Transit durch Limburg, freie Schifffahrt auf der Schelde und den Gewässern zwischen dieser und dem Rheine. Zugleich erklärten die Mächte beiden streitenden Theilen, daß sie die Ausführung dieser Artikel, welche ihre unwiderrufliche Entscheidung enthielten, garantirten und deren Annahme eventuell erzwingen würden. (Die Einzelheiten der Verhandlung bei Nothomb I. p. 241 ff.)

Dem König Leopold fiel die Annahme der 24 Artikel sehr schwer; er berief sich gegen Lord Palmerston darauf, daß er die Krone nur auf die Bedingungen hin angenommen, welche die Mächte selbst festgesetzt, jetzt muthe man ihm andere zu, die er verweigert haben würde, wenn man sie ihm früher hätte aufnöthigen wollen. Nach Stockmar's Aeußerungen scheint er sogar an Abdankung gedacht

zu haben. Dagegen protestirte aber sein weiser Rathgeber auf das entschiedenste; ein solcher Entschluß würde Belgien nur Nachtheile bringen und den König in den Augen Europa's ruiniren; er würde schwach, unbeständig, kurzsichtig erscheinen, als der von ihm unternommenen Sache nicht gewachsen dastehen, während derselbe thatsächlich die größte Anerkennung und Popularität genösse und allein die Constituirung Belgiens durchführen könne*). Er möge gegen die 24 Artikel schreien, aber müsse sie annehmen und Alles thun, die Kammern zum Gleichen zu bewegen. Lord Grey, der so gewissenhaft constitutionell sei wie irgend jemand, habe ihm gesagt, daß er nichts in der persönlichen Stellung des Königs, seinem Eid auf die Verfassung und dieser selbst sehe, was die Annahme hindern könne. Nothomb, der in einer Specialmission im September nach London gesandt war und sich vergeblich bemühte, bessere Bedingungen zu erwirken, theilte diese Ansicht und kam mit der Ueberzeugung zurück, daß, falls Belgien die 24 Artikel verwerfe, es ernster als vorher durch eine Theilung bedroht sei. Der König und sein Ministerium entschlossen sich, die 24 Artikel den Kammern vorzulegen; Juste in seinem Leben Leopold's (p. 163) berichtet, daß dieser entschlossen war, die Kammer, wenn sie die Annahme verweigerte, aufzulösen, und wenn die neue Kammer in der Ablehnung beharrte, abzudanken. „Eine solche Abdankung," sagt der Herausgeber der Stockmar'schen Denkwürdigkeiten sehr richtig, „würde dann allerdings einen ganz anderen Sinn gehabt haben, als die Abdankung, um den 24 Artikeln zu entgehen." Am 1. und 3. November ermächtigten die Kammern die Regierung zum Abschluß des definitiven Vertrags über die Trennung von Holland und Belgien auf Grund der 24 Artikel, und am 15. November schloß Belgien, nachdem es vergeblich versucht, durch eine begleitende Note noch einige Modificationen zu erreichen, mit den fünf Mächten den betreffenden Vertrag, in welchem letztere Belgien die Ausführung desselben und Anerkennung Belgiens zusagten.

*) Welche Stellung Leopold schon damals erlangt hatte, zeigen folgende Worte Lord William Russell's bei seiner Rückkehr von Brüssel: „Ich bewundere den König. Ich hatte nie das in ihm gesucht, was wirklich in ihm ist. Es scheint, es bedarf nur eines äußeren Anlasses, um seine Gaben zur That werden zu lassen. Die ganze Regierung beruht auf ihm, er thut Alles, und es ist wunderbar, wie viel er thut. Es ist erstaunlich, wie beliebt er allgemein ist, und ich glaube, er kann gegenwärtig mit den Kammern und der ganzen Nation machen, was ihm beliebt." (Stockmar, Denkwürdigkeiten, S. 194.)

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Entthronung eines Weltherrschers.*)

Von

Ludwig Bamberger.

> Auch alle Trinkgeschirre des König Salomon waren golden und alle Geschirre im Hause des Waldes Libanon waren auch feines Gold, denn zu den Zeiten Salomon's achtete man das Silber gar nicht. (B. d. Könige I. 10. 22.)

I.

Im Schooße der Reichstags-Commission, welcher die neue deutsche Concursordnung vorlag, gab ein im Entwurf gebrauchtes Wort Anlaß zu einem Bedenken eigenthümlicher Art. Bei dem Abschnitte nämlich, der die Veräußerung von Hab und Gut des Gemeinschuldners regelt, warf ein Mitglied die Frage auf: ob es denn fernerhin auch gerechtfertigt wäre, daß man sich des im Gesetze gebrauchten Ausdrucks „versilbern", im Sinne von zu Gelde machen, bediene? Der Redner berief sich darauf, daß nach der deutschen Reichs-Münzordnung aus Silber nicht mehr vollbürtiges Geld, sondern nur ein untergeordnetes Ausgleichsmittel gemacht werde, und daß man, um mit

---

*) Neuerdings ist die Frage behandelt in:

Soetbeer, Die Werthrelation der Edelmetalle. (Hirth's Annalen 1875, Nr. 2.)

Cohnstädt, Zur Silberfrage. (Frankfurt a. M. 1876.)

Seyd, The fall in the price of Silver. (London 1876.)

Chevalier, La question du simple et du double étalon. (Revue des deux mondes, Avril 1876.)

„ La nouvelle dépréciation de l'argent. (ibid. 1. August 1876.)

Kern et Feer-Herzog, Rapport au Cons. Fédér. Suisse sur la Conférence monétaire de Janvier et février 1876.

Report of the Select Committee appointed to consider and report upon the causes of the depreciation of the price of Silver etc. etc. (London 1876.)

dem Bilde nicht hinter der Wahrheit zurück zu bleiben, nunmehr auch in der Sprache vom „Versilbern" zum „Vergolden" übergehen müsse. Dem sachlichen Inhalte nach war die Bemerkung ganz gewiß berechtigt. Soweit dagegen es sich um die bloße Form handelte, lag die Erwiderung nahe, daß gar viele Wörter über ihren ersten sprachlichen Sinn im Laufe der Zeit hinausgegangen sind, ohne daß der stehen gebliebene ursprüngliche Laut Anstoß oder Irrthum bereitete. Vielmehr gleitet im täglichen Gebrauch der buchstäbliche Sinn des Ausdrucks so leicht und unbeachtet am Ohr vorüber, daß erst nach absichtlich erregter Aufmerksamkeit der Gedanke längs des Weges zurückgeführt wird, welcher zwischen dem Ursprung des gebrauchten Bildes und seiner dermaligen Verwendung liegt. Solche Sinnverschiebungen bezeichnen den Gang menschlicher Entwicklung auf den mannigfaltigsten Gebieten. Schwerlich dachten die Römer der Kaiserzeit bei dem Worte aestimare noch daran, daß es von Hause aus bedeutete: den Werth eines Gegenstandes in seinem Gewicht an Erz oder Kupfer abschätzen, und sie wendeten es ruhig auch auf jede Veranschlagung in Gold oder Silber, ja, von da weiter gehend blos figürlich an. Vielleicht daß nach Jahrhunderten beim Wort „versilbern" einem Sprach- oder Geschichtsforscher der Verdacht auftauchen wird, es heiße dasselbe darum so viel wie verwerthen, weil in alten Zeiten das silberne Geld die Grundlage des Tauschverkehrs gebildet habe. Aber der Rückblick auf jenen altrömischen Sprachgebrauch erweckt in uns eine Gedankenreihe nicht mehr blos etymologischer Natur. Es kann also, sagen wir uns, ein Metall bis zu dem Grade die Verkörperung des allgemeinen Tauschwerthes geworden sein, daß die menschliche Vorstellung in Gestalt der Sprache dasselbe schlechthin als den endgültigen Werthmesser behandelt; und es kann dennoch ein solches Metall durch die historische Entwickelung aus seinem hohen Berufe verdrängt und zum Material für den allgemeinen Wirthschaftsdienst degradirt werden. Was uns die Sprache in Ausdrücken wie aestimare, aes alienum, per aes et libram und zahlreichen Formen desselben Stammes bezeugt, das bestätigt nicht minder die Geschichtsforschung. Bis zur Periode der punischen Kriege waren Kupfer und Bronze das ausschließliche Münzmetall der Römer, und erst von jenem Zeitabschnitt datirt der Gebrauch des aus Asien, Afrika und Griechenland herüber mehr und mehr an Stelle des Erzes vorgedrungenen Silbers. Und wohlbemerkt, Kupfer und Erz lieferten während jener älteren Periode nicht etwa den Rohstoff zu Tauschzeichen blos conventioneller Natur, wie jene oft erwähnten Muscheln (Cauries) einiger Inselbewohner der indischen Meere; sondern sie bildeten eine wirkliche Valuta, eine Münze, deren Geltung ihrem metallischen Gehalt und Gewichte entliehen war. In der älteren Zeit und bei größeren Zahlungen wurden Kupfer und Erz so ausgewogen, wie das Silber noch heute (sog. Saisie oder Syce-cee Silber) bei den Chinesen. Daher das Wort expensa für Auslagen, stipendium für Sold, libripendes für die Zahlmeister der Armee, daher ferner für das schwere Geld die Bezeichnung aes grave, as libralis u. s. w. Auch andere mittelitalische Länder hatten diese Erzwährung, namentlich Etrurien und Umbrien. Die Thatsache steht übrigens nicht vereinzelt da. Im Elsaß (erzählt z. B. eine Geschichte des Münzwesens) war am Ende des 10. Jahrhunderts der

Pfennig die Currentmünze für gewöhnliche Einkäufe. Er bestand aus Kupfer, und 60 wogen eine Mark, oder 120 ein Pfund. Der Preis eines Scheffels Weizen zu 60 Pfund war sieben solche Pfennige. Einen Beleg aus viel späterer Zeit, daß Kupfer seinem Inhalt nach als Zahlmittel und Werthmesser galt, liefert die Geschichte Rußlands. Aus hundertfachen Beispielen wissen wir, daß die im Laufe der Zeiten eingetretenen Gewichtsverminderungen silberner und goldener Münzen zu unleidlicher Verwirrung und Beschwerde für Handel und Wandel geführt haben. Die russischen Münz-Annalen berichten, daß gleiche Ursache mit gleicher Wirkung am Kupfer erlebt worden ist. Im Jahre 1735, unter Kaiserin Anna, mußte eine Münzreform durch Umkehr zu vollwichtiger Kupfermünze vorgenommen werden, ähnlich der, welche am Ende des vorausgegangenen Jahrhunderts in England zu Gunsten der Silbermünzen unter Newton's Leitung durchgeführt worden war. In Zukunft sollten danach zehn Rubel ein Pud Kupfer enthalten, und ein späteres Edict (1757) setzte ausdrücklich das Werthverhältniß von Kupfer zu Silber fest, ganz so wie die Länder der Doppelwährung das Verhältniß von Silber zu Gold gesetzlich aufstellen.

Erz und Kupfer waren also einmal bei ausgebildetem Staats- und Verkehrsleben, wenn auch nicht gerade bei besonders verfeinerter Cultur, ein Edelmetall in dem Sinne, wie es jetzt bei uns Silber und Gold sind. Sie haben aber später in allen jenen erwähnten Herrschaftsbereichen diesen Rang verloren und sind in die Classe der gemeinen Metalle herabgekommen. So neu und unerhört uns daher auch jetzt noch der Gedanke entgegentreten mag, daß dem Silber etwas Aehnliches geschehen möge, so zeigt uns doch jener Vorgang, daß dergleichen Entadelungen stattfinden, und daher unter gegebenen Umständen sich wiederholen können. Wenn wir uns von den allgemeinen Ursachen Rechenschaft geben, unter deren Einwirkung ein solcher Niedergang sich vollzieht, so bieten sich bemerkenswerthe Anhaltspunkte für die Vermuthung, daß ein so tragisches Geschick im Fortschreiten der Menschheit dem Silber drohen könnte, und daß vielleicht dereinst, nach vollendeter Thatsache, die rückwärts schauende Betrachtung der Dinge gerade auf der gegenwärtigen Epoche verweilen möchte als auf der, in welcher die ersten Anzeichen einer so großartigen und tiefbedeutenden Umwälzung hervortraten. Ist es nicht schon an sich, und abgesehen von allen Convulsionen, welche den Metallmarkt dermalen erschüttern, etwas höchst Bedeutsames, daß zum erstenmale die Frage aufgeworfen wird, ob nicht die eine der beiden Mächte, welche bisher gemeinsam die Welt beherrschten, durch die andere aus dem tausendjährigen Condominium hinausgedrängt zu werden Gefahr laufe? Nun ist allerdings wahr, daß vor etwa einem Menschenalter auch das Reich des Goldes erschüttert schien. Als Ende der 40er Jahre gleichzeitig die californischen und australischen Goldfelder aufgeschlossen wurden, hörte man einzelne Warnungsstimmen, die eine tiefe Störung in dem bisherigen Gegenseitigkeitsverhältniß der Edelmetalle voraussagten und den Völkern den Rath ertheilten, sich gegen die Werthverringerung des Goldes zu wahren. Daß sie damals sich irrten, steht heute fest, und es liegt nahe, Denen, welche jetzt die gleiche Gefahr als dem Silber drohend prophezeien, jenen Irrthum entgegenzuhalten

zum warnenden Exempel vor allzuraschen und weittragenden Schlüssen auf diesem Gebiete.

Doch nur im ersten Zusammenprall entwickelt dieser Einwand eine gewisse rückstoßende Kraft. Umsichtiger und ausdauernder Erwägung hält er nicht Stich. Zunächst, was ist mit dem Factum bewiesen, daß einmal schon dieser oder jener wohlberufene Sachkenner sich in einem ähnlichen Fall geirrt hat? Nichts Anderes, als daß Jeder sich irren kann! Dazu bedarf es wahrlich keiner Belege. Diese Möglichkeit ist stillschweigend eingeschlossen in jeglichem Ausspruch, den menschliche Urtheilskraft zu Wege bringt.

Jener frühere Vorgang entkräftet also die heute zu ziehenden Schlußfolgerungen nicht in anderem Sinne, als es der auch ohne ihn feststehende Satz thut: „Irren ist menschlich." Und darum ist er für das Maß des Vertrauens, welchen neue Untersuchungen derselben Art beanspruchen können, ohne Bedeutung. Ja man kann mit Recht sagen, daß jener vorausgegangene Fehlschluß, wenn überhaupt dazu angethan, auf den Credit späterer Untersuchungen Einfluß auszuüben, vielmehr diesen späteren Vorschub leisten müßte. Denn die Lehre, welche das Exempel enthält, wird doch wahrlich am wenigsten verloren sein für die, welche von Neuem an die gleiche Aufgabe herantreten. Sie mehr als jeder Außenstehende werden sich vergegenwärtigen, was ihnen selbst oder ihresgleichen soeben passirt ist; ihre Aufmerksamkeit wird geschärft und geradezu hingelenkt sein auf die Klippen, an denen die Gefahr lauert. Am Tage, nach dem ein Eisenbahnunglück geschehen, sagt man, sei die Fahrt am sichersten, und es ist etwas Wahres daran. Doch alles dies, spreche es nun für oder gegen, ist nur äußerlicher Natur. Sehen wir der Sache selbst auf den Grund, so ergibt sich mit noch größerer Evidenz, daß gerade aus jenem früheren Irrthum der neuerdings festzustellenden Wahrnehmung ein Plus an Glaubhaftigkeit zuwächst. Zur Zeit, da mit einem Male das Gold in nie dagewesener Fülle von allen Seiten aus den Eingeweiden der Erde hervorquoll und der Vorrath an diesem Metall in gewaltigen Verhältnissen sich steigerte, lag es nahe, den Schluß zu ziehen, daß auf lange hinaus eine Werthverminderung des Goldes im Verhältniß zum Silber und zu allen übrigen Dingen eintreten werde. Es geschah dies aber nicht, und daraus geht eben am deutlichsten hervor, daß der Beruf des Goldes als eines Weltmetalls ein unerschütterlicher ist. Wäre dieser sein Beruf nicht so tief und fest begründet in allen Lebensbedingungen der heutigen Civilisation, so hätte es eben jene Probe nicht so siegreich bestehen können.

Schon die große durchgehende tausendjährige Bewegung gibt ihr beredtes Zeugniß in diesem Sinne. Die Geschichte der Edelmetalle weist abwechselnd Perioden vorwiegend reicher Zuflüsse bald von Silber, bald von Gold auf, und im Einzelnen folgte das Werthverhältniß in seinen Schwankungen dem Gesetze des vermehrten oder verminderten Vorraths. Aber alle diese Wellenbewegungen durchzieht als constante Richtung das Sinken des Silberwerthes gegenüber dem Goldwerth, mit dem Erfolg, daß an die Stelle eines ursprünglichen Verhältnisses von ungefähr 10 zu 1 nach und nach im Anfang unseres

Jahrhunderts das Verhältniß von $15\frac{1}{2}$ zu 1 getreten war.*) Und angenommen auch, dieses stetige Fortrücken wäre nur das Resultat eines in stärkerem Maße anwachsenden Silbervorraths, so würde das den Satz nicht umstoßen, daß die Abweichung mit derselben Tendenz zuzunehmen bestimmt ist; denn die wirkende Ursache, das Anwachsen, ist durch eine vieltausendjährige Erfahrung zugleich als eine bleibende bestätigt. Aber die Erscheinungen der Neuzeit haben uns gezeigt, daß es nicht das Maß der Vorräthe ist, welches in diesem Gegenseitigkeitsverhältniß den Ausschlag gibt. Während wir nämlich heute erleben, daß eine verstärkte Silberzufuhr den Marktpreis dieses Metalls um viele Procente nach abwärts treibt, hat sich vor dreißig Jahren die massenhafte Ausbeute der californischen und australischen Goldfelder über die Welt ergossen, ohne nennenswerthe Veränderungen in dem Preise des Goldes nach sich zu ziehen. Man hat berechnet, daß in den ersten vier Jahren nach jener Entdeckung die jährliche Goldproduction um das Vierfache stärker war als in der entsprechenden vorhergehenden Periode. Trotzdem wich in derselben Zeit der Goldpreis, am Silber gemessen, kaum um zwei Procent. Vergleichen wir damit die Ursachen und Wirkungen der heutigen Umwälzung! Die englische Parlamentscommission hat auf's sorgfältigste zusammengestellt, auf wie hoch das Mehrangebot von Silber in den Jahren 1871 bis 1875 veranschlagt werden müsse. Sie hat dabei nicht nur die Ausbeute der neu entdeckten amerikanischen Bergwerke, sondern auch die von Deutschland, Holland und Skandinavien abgestoßenen Vorräthe und endlich den Minderverbrauch des indischen Reiches mit in Rechnung gebracht. Das Ganze ergab auf die vier Jahre einen Gesammtbetrag von beiläufig 74 Millionen Pfund Sterling. Verglichen zu der Silbergewinnung der vier vorausgegangenen Jahre erweist sich dieses Mehr als eine Verdoppelung. Nun aber die Wirkungen! Während die Vervierfachung beim Golde dieses nur vorübergehend um nicht zwei Procent hinabdrückte, hat hier die Verdoppelung beim Silber einen Sturz bis zu zehn Procent herbeigeführt, auf welchen in den darauf folgenden Monaten ein neuer Sturz um abermals zehn Procent folgen sollte. Und wohlbemerkt: es läßt sich gar nicht behaupten, daß moralische Einflüsse in dem einen Falle stärker aufgetreten wären, als im anderen. Die Sensation, welche ihrer Zeit die fabelhaft klingende Kunde aus Californien und Australien über die Welt verbreitete, war mehr geeignet, eine starke Wirkung auf die Einbildungskraft der Menschen auszuüben, als die seit lange im Anzuge begriffene Idee von der Abschaffung des deutschen Silber-Courants.

Es ergibt sich aus allen diesen Beobachtungen, daß jede Vermehrung des Goldvorraths willig vom Verbrauch aufgenommen wird, weil derselbe mit steigender Civilisation einen zunehmenden Bedarf nach diesem Material empfindet; daß umgekehrt jeder Zuwachs von Silber dem Markte eine Verlegenheit bereitet, weil bei dem abnehmenden Bedürfniß die Verwendung immer schwerer wird.

---

*) Michel Chevalier meint, daß das Gesammtergebniß der amerikanischen Metallzuflüsse früherer Jahrhunderte die Getreidepreise vertheuert habe in Silber um das Sechsfache, in Gold um das Vierfache (in seinem älteren Werke „La monnaie").

Wie überall, wo aus einer Mehrheit thatsächlicher Erscheinungen ein Schluß auf den zukünftigen Gang der Dinge gemacht werden soll, kommt es zunächst darauf an, diese Erscheinungen ihrer Natur nach zu scheiden, namentlich die zufälligen und blos begleitenden von den in dem Grund der betreffenden Verhältnisse selbst wurzelnden loszulösen. Es braucht ja nicht erst besonders nachgewiesen zu werden, wie schwierig auf diesem Gebiet die Arbeit der Beobachtung, wie vielfach zusammengesetzt und dunkel die Massen und Bewegungen sind, um die es sich handelt. Genügt es doch, daran zu erinnern, daß allen Anstrengungen der Wissenschaft zum Trotz kein Land mit Gewißheit feststellen kann, wie viel geprägten Geldes und wie viel von jeder Art Metall es in seinen Grenzen birgt. Noch heute, nachdem wir in Deutschland seit fünf Jahren unsere eignen Geldzustände unausgesetzt und eifrig zum Gegenstand der Prüfung und Verbesserung gemacht haben, noch heute streiten sich hartnäckig zwei Ansichten über die Frage, wie groß oder klein die Summe der umlaufenden, beziehungsweise abzustoßenden Silbermünzen sei. Und Alles, was man an ähnlichen Ziffern aus anderen Ländern bringt, erhebt sich nicht über das Maß einer wohldurchdachten Vermuthung. Gehen wir aber gar an das Problem, mitten in der ewigen Bewegung aller Dinge Werthveränderungen rückwärts liegender Zeiten zu bestimmen, so erfahren wir, daß Alles, was scheinbar einen festen Maßstab abgeben könnte, kaum minder in sich selbst schwankt, als dasjenige, was an ihm gemessen werden soll. Bei Geld und Geldeswerth haben wir es mit einem stets im Fluß befindlichen Stoffe zu thun, der zugleich die Neigung besitzt, sich zu verstecken, wie denn seiner ganzen Natur etwas Geheimnißvolles innewohnt.

Fehlt es auch nicht an allerhand Gründen, aus denen der Verstand hinterher erklären kann, weshalb gerade die zwei bestimmten Metalle seit Jahrtausenden die Welt beherrschen, so bleibt doch noch etwas Räthselhaftes in dieser durch alle Wandlung der Völkergenerationen und Civilisationsformen hindurch den Sinn der Menschen fesselnden, todten Substanz. Alles, was angeführt wird, um das Tiefbegründete des merkwürdigen Zusammenhanges zwischen den Bedürfnissen einer entwickelten Gesellschaft und der Herrschaft jener Metalle durch den Nachweis von Ausnahmen zu entkräften, ist so untergeordneter Art, daß es nur die Regel bestätigt. Wenn uns das Muschelgeld einiger wilden Völkerschaften, die hie und da im Alterthum erwähnten Stein- oder Glasmünzen entgegengehalten werden, so bedeutet das für das große Culturgesetz ebenso wenig, als wenn zur Anfechtung der allgemeinen, aus der inneren Menschennatur erwachsenen Sitten und Gesetze gewisse Philosophen uns Thatsachen beibringen, wie die, daß bei irgend einer afrikanischen Horde es Gebrauch ist, die Eltern von den Kindern todtschlagen zu lassen, oder daß anderwärts, wenn die Frau geboren hat, der Mann sich in's Bett legt und Wöchnerbesuche empfängt. Dergleichen launenhafte Gebilde an der Peripherie der menschlichen Entwicklung haben nicht das geringste Recht, uns irre zu machen an deren wesenhaftem Gestaltungstrieb.

Will man sich Rechenschaft geben von der eigenthümlichen Natur des Gegenstandes, so muß man doch vor Allem fragen: was ist es, das den Edelmetallen die schrankenlos anerkannte Gewalt über den Sinn der Menschen verschaffte? Die

nächstliegende Erklärung wäre die der größten und allgemeinsten Gebrauchsnothwendigkeit, zum mindesten: Nützlichkeit. Hieran schließt sich von selbst die Erwägung, daß nicht Nützlichkeit allein das Maßgebende sein konnte, sondern nur das Nützliche an eine Form gebunden, welche durch Unzerstörbarkeit, Erkennbarkeit und Bewegbarkeit dem besonderen Zweck sich anpaßte; auch mußte dieses nützliche, erkenn-, beweg-, und unzerstörbare Wesen selten genug vorkommen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß es in Werthlosigkeit verfalle. Bleiben wir bei der geschichtlichen Thatsache des aus Erz oder Kupfer gefertigten Geldes stehen, so decken sich hier noch alle soeben zusammengehaltenen Bedingungen. Aber um so merkwürdiger erscheint dann der Sprung von diesem Metall zum Silber und Gold. So weit wir die Geschichte der Verwendung dieser zwei Metalle zu Geld kennen, kennen wir auch die Geschichte der Sitten und Lebensweise der Völker, welche ihnen diese Bestimmung gaben. Und nirgends finden wir sie so wie die anderen Metalle verwendet aus bloßer Rücksicht auf ihre stoffliche Brauchbarkeit als Werkzeuge der Wirthschaft. Ueberall vielmehr, wo wir ihnen begegnen, erscheinen sie als Attribute der Macht und der Ueppigkeit. Wir finden also hier von vorn herein den Sitz der Werthschätzung in der menschlichen Phantasie. Selbst die Eingebornen Amerika's, welche nach den Berichten der ersten Eroberer vergleichsweise geringen Werth auf Silber und Gold legten, erstaunt waren über die von den Fremden damit getriebene Abgötterei und willig ihre Schätze theils als Lösegeld, theils im Austausch gegen andere Gegenstände anboten, selbst diese befanden sich bei ihrer ersten Berührung mit den spanischen Abenteurern doch wesentlich auf dem europäischen Standpunkte: sie behandelten die beiden Metalle als etwas Edles, verwendeten sie entweder als Schmuck oder häuften sie als Schätze des Landesherrn an. Die Kaziken Mexiko's hatten einen goldenen Kopfschmuck, in welchem die Conquistadoren natürlich, und vielleicht mit Recht, eine Krone sahen. Die größeren Vorräthe an Gold waren im Besitze der Kaziken, denen das Metall von den Unterthanen abgeliefert wurde. Ebenso fanden später die Eroberer Peru's die Inkas als die Herren der Silberschätze; für sie wurden die Bergwerke betrieben. Handle es sich nun um Asien, um Egypten oder um Phönizien, den Tempelbau Salomonis oder die Schicksale des Kröfus: allüberall tritt uns Silber und Gold entgegen als ein Stoff, der, je höher gepriesen, desto ausschließlicher nur von den Mächtigen als Schatz angehäuft oder von den Reichen und Wohlhabenden zu Zierrath, zu Kleinoden, kurz zur bloßen Verschönerung des Lebens verwendet wird. Es stimmt dies mit einem Grundzug der menschlichen Natur, daß das Entbehrliche höher gestellt wird als das Unentbehrliche, die Kunst über das Handwerk, die Hingebung über die Selbsterhaltung, so auch das, was zum Schmuck des Daseins dient, über das, was zu dessen Fristung nothwendig. Die mythologische Formel des „Eisernen Zeitalters" als des unerfreutesteten und unedelsten sagt Alles mit Einem Worte. Nur Metalle, die nicht zum gemeinen Leben gebraucht wurden, konnten die Herrschaft über die Phantasie der Menschen in dem Grade erlangen, um sie maßlos zu unterjochen. Je weiter sich der Sinn von der Nothdurft des Lebens entfernt, desto mehr steigt er vom Gemeinen und Dienenden zum Erhabenen und Herrschenden auf. Erst als die Verwendung zu bloßem Luxus in Ver-

bindung mit ihrer relativen Seltenheit und Unzerstörbarkeit dahin geführt hatte, die Edelmetalle zu Maßstäben und Tauschmitteln gegenüber allen anderen Dingen zu machen, erst dann konnte und mußte aus dieser Gewohnheit allmälig in dem menschlichen Gehirn sich eine Vorstellungsweise herausbilden, die nun selbst wiederum der Herrschermacht des glänzenden Stoffes als einer überlegenen unterwürfig ward. Nachdem er das endliche Maß und Erwerbsmittel aller irdischen Güter geworden, befestigte sich seine Herrschaft als eine selbständige. Wir haben hier ohne Zweifel einen ganz analogen Entwicklungsgang der menschlichen Denkungsart wie in der Herausbildung der Sittengesetze. Ursprünglich aus den Bedingungen der Selbsterhaltung im engeren und weiteren Sinne aufgekeimt, erlangen sie im Laufe der Entwicklung eine Kraft, die ihrerseits wieder allmälig zu etwas auf eigenen Füßen Stehendem sich emporarbeitet und als causa sui den Menschen so mächtig imponirt, wie sie es thun muß, damit die Gesellschaft auf der sicheren Grundlage spontaner Empfindung, statt auf der unzuverlässigen Verstandesreflexion, ruhe. Des Goldes berückender Glanz, der „heilige Golddurst", sie arbeiten heute als Elementarkraft im gesellschaftlichen Apparat mit einer Wirksamkeit, welche zu allem aus ihrem Rohstoff erzielbaren Nutzen und Vergnügen in gar keinem Verhältniß mehr steht.

Je mehr sich aber die Herrschaft dieser Tyrannen losgelöst hat von den ersten Ursachen ihres Emporkommens, je mehr sie sich auf eigne Füße gestellt haben und, ohne irgend anderer Rechtfertigung zu bedürfen, so zu sagen von Gottes Gnaden legitim geworden sind, desto weniger, sollte man denken, könnte einer oder der andere von ihnen Gefahr laufen, durch eine bloße Verschiebung im wirthschaftlichen Mechanismus des Throns verlustig zu werden. So viel ist auch wahr, daß das Prästigium der vieltausendjährigen Herrlichkeit eine Zeit lang seine Widerstandskraft den auf sie andringenden unterwühlenden Strömungen siegreich entgegenhält; daß es an treuen, überzeugten Anhängern der morschen Dynastie nicht fehlt und auf lange hin nicht fehlen wird; ja daß — damit die Aehnlichkeit noch größer sei — diese Anhänger sich auf ihr loyales Festhalten an dem gefährdeten Herrscherhaus etwas zu Gute thun und seine Gegner als frivole Neuerer verunglimpfen.

Und dennoch rückt das Verhängniß sichtbar heran. Was vor wenigen Jahren die Meisten noch zuzugeben sich weigerten, ist heute eingestandene Thatsache. Die tauben Ohren alle haben sich eines nach dem andern dem Alarmruf öffnen müssen. Eine Herrschaft von Gottes Gnaden währt eben noch häufig lange fort, wenn der Gott und die Gnade, denen sie ihr Reich verdankten, längst zerstört sind; aber es liegt doch nur ein zeitlicher Unterschied zwischen dem Verschwinden der Ursache und dem Verschwinden der Wirkung. Auch das geheimnißvollste Wesen leitet sein Bestehen von ganz bestimmten Ursachen ab, und gerade, wenn sein Bestand in's Wanken kommt, fangen wir an, die Wurzeln seiner Kraft gewahr zu werden. So auch hier.

II.

Zwei Bewegungen aus der Gesammtheit derer, welche den Fortschritt der menschlichen Gesittung charakterisiren, haben wir an dieser Stelle in's Auge

zu fassen. Mit dem Philosophen zu reden, gehört die eine dem Reich der Ausdehnung, die andre dem Reich des Denkens an. In räumlichen Dingen geht ein Zug der Civilisation ganz sichtbar dahin, das Leben zu erleichtern; und zwar im wörtlichsten Sinne des Wortes. Es handelt sich um die Tendenz, alles Körperliche, was der Mensch zu tragen oder in Bewegung zu setzen hat, so wenig umfangreich, beziehungsweise so wenig schwerwiegend herzustellen wie möglich. Die Arbeit des Denkens ihrerseits wendet sich mit stets wachsendem Kraftaufgebot der Entzifferung der Lebensgesetze zu, und, zum Unterschied gegen frühere Zeiten, auch vornehmlich dem Lebensgesetze der gesellschaftlichen Ordnung. Wenn es darauf ankäme, für beide Bewegungen einen gemeinschaftlichen Ausdruck zu finden, so wäre man wohl berechtigt zu sagen: daß die eine wie die andere der Verfeinerung des Daseins diene. Der gewaltige, auf dem Gebiete des Geldverkehrs sich vorbereitende Umschwung ist ein Ausfluß dieser doppelten Bewegung. Die Verfeinerung der Gewohnheiten im Leben und Denken begegnen sich, um dem Selbstherrscherthum des Silbers allmälig das Grab zu graben. Nur im Vorübergehen einstweilen sei hier der mit dieser Auffassung streng zusammenhängende Gedanke eingeschaltet, daß die Entdeckung der großen Silberbergwerke in den Vereinigten Staaten eben deshalb nicht in den Vordergrund unsrer Auseinandersetzung gehört. Die Erschließung dieser Quellen bildet, ungeachtet ihrer Großartigkeit, nur einen jener Zwischenfälle, durch welche einer, in der organischen Beschaffenheit der Sache vorbereiteten Wandelung möglich gemacht wird, sich ihren Anlagen gemäß mehr oder weniger rasch und eingreifend zu entfalten. Der Tod muß eine Ursach haben, sagt das Volk. Wenn die Comstock-Minen wirklich die treibende Ursache der Perturbationen auf dem Metallmarkt wären, so stände die hier vertretene Ansicht allerdings auf schwachen Füßen; denn das plötzliche Versiegen dieser neu eröffneten Minen oder die plötzliche Erschließung eben so mächtiger Goldadern könnte das ganze Meinungsgebäude über den Haufen werfen. Die wesentlich empirische Beobachtung der Dinge hat ein volles Recht, einer so stark wirkenden Erscheinung die größte Aufmerksamkeit zu schenken; daher das englische Unterhaus — eine parlamentarische Körperschaft, deren Sache es nicht ist, theoretischen Studien nachzugehen — unsern Dank verdient für die Anstrengung, mit der es Umfang und Bedeutung jener neu zufließenden Silbermassen in's Licht gesetzt hat. Aber das letzte Wort der großartigen Wandlung, die vor unsern Augen sich zu vollziehen beginnt, ist in jenen Vorgängen nicht zu suchen, denn das erste, jene Wandlung ahnende, Wort war ausgesprochen, längst bevor die unerschrockenen Pioniere von Nevada mit ihren Spaten seiner Verbreitung den Weg abkürzten. Wir werden übrigens weiter unten sehen, daß die englische Commission selbst sich diesen Gedanken nicht verschließt.

Die Arbeit der körperlichen Verfeinerung gehört wesentlich zur Culturarbeit selbst. Bildung ist Verfeinerung, nicht am mindesten die Bildung der Sinne und der organischen Thätigkeitswerkzeuge. Es läßt sich auch nichts feiner machen, ohne daß es zarter, empfindlicher, reizbarer, eben deshalb in gewisser Weise schwächer wird. Selbst die Thierleiber verfeinern sich unter dem Einfluß der menschlichen

Cultur. Ohne in das vielbeliebte Gebiet der vorgeschichtlichen Schöpfungsperiode und der sie bevölkernden Riesengestalten hinüberzugreifen, dürfen wir erwähnen, daß in geschichtlichen Zeiten der ungeschlachte Auerochs und der zottige Büffel in die dichtesten Wälder und in die ungesundesten Sumpfgegenden zurückgedrängt worden sind; und wenn wir nur die schweren Rosse auf den Bildern früherer Jahrhunderte mit den heute vorherrschenden Arten vergleichen, können wir als unbezweifelbar feststellen, daß auch hier eine Verfeinerung der Gliedmaßen sich ergeben hat. Unter den Menschen hat die wachsende Zahl der Wohlhabenden überhaupt, insbesondere die Zunahme der städtischen Bevölkerung, das stets bequemer werdende Leben derselben, und die immer weiter greifende Sittenausgleichung zwischen ihr und den Landbewohnern offenbar die Summe leiblicher Verfeinerung in hohem Maße gesteigert. Die sichtbare Folge dieser Umbildung ist das Bestreben, auch die mechanischen Werkzeuge des Lebens den verfeinerten Nerven, Muskeln und Gliedern anzupassen. Nehmen wir beispielsweise die Bewaffnung der älteren Zeit: Harnisch, Helm, Schwert, Armbrust oder Hakenbüchse.*) Das dünne Eisen ersetzt den schweren Stein und den dicken Balken; überall macht die Kraft der Maschine den übermäßigen Aufwand der Muskeln entbehrlich. Was der Mensch auf dem Leibe trägt, ist an Gewicht mindestens um die Hälfte vermindert gegen die früheren Jahrhunderte: das Taschenmesser wie die Taschenuhr, das Tuch des Rocks wie das Leder der Fußbekleidung. Wol führt in manchem Städtlein der ehrsame Meister, wenn er Abends zur Stammkneipe wandert, noch den pfündigen Hausschlüssel im Sack, der ihm, wenn Noth an Mann geht, auch zu Schutz und Trutz dienen kann; aber in den modischen Taschen ist kein Platz mehr für solches Instrument, und die lebenskundigen Engländer haben dasselbe schon vor einem Menschenalter auf die Verhältnisse eines großen Uhrschlüssels zurückgeführt. Man vergleiche auch z. B. noch einen Regenschirm oder eine Brieftasche von vor fünfzig Jahren mit ihren heutigen Nachkommen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es offenbar mit dem Vorzug, welchen die Neuzeit der Goldmünze vor der Silbermünze gibt. Der Antrieb hierzu wächst mit dem Fortschritt der Cultur um so stärker, als die Preise der Arbeit und

---

*) Allerdings hat die neuere Zeit auch ein Phänomen zu verzeichnen, welches im Widerspruch zum Gesetz der Verfeinerung steht. Die Marine ist im Suchen nach Vervollkommnung auf den Weg der Vergröberung gerathen. Alle ihre Anstrengungen laufen, um die Worte eines berühmten Rhetors zu gebrauchen, darauf hinaus: immer wieder einen dickeren und stärkeren Stahlpanzer zu erfinden, damit unmittelbar hinterher abermals mit der Erfindung eines noch schwereren und noch colossaleren Geschosses geantwortet werde. Diese Richtung trägt offenbar das Gepräge einer rückläufigen Entwickelung. Während der Landkrieg seinen mörderischen Instrumenten selbst immer mehr Gelenkigkeit und Schliff gibt, ist die Seewehr zu den Schiffsschnäbeln, Balisten und Widdern des grauen Alterthums, zu den ungeheuerlichen Kanonen der Sultanen zurückgekehrt. Ein so plump extensives Bestreben verräth im Gegensatz zu einem auf die intensive Vervollkommnung gerichteten schon darin seine Inferiorität, daß es alsbald seine räumliche Grenze finden muß, während jede auf innere Verfeinerung gerichtete Bewegung ihrer Natur nach unbegrenzt ist. Die armselige Rolle, welche die großen Marinen in den neuesten Kriegen gespielt haben, gibt ein unverkennbares Zeugniß von der Verkehrtheit einer Richtung, die mit dem ganzen Zug der modernen Welt contrastirt.

der Nahrungsmittel regelmäßig steigen. Abgesehen von einzelnen seltenen Epochen der Weltgeschichte, in denen unter der Einwirkung besonderer Ereignisse ein Rückgang oder Stillstand zu beobachten ist, ergeben die vergleichenden Preistabellen regelmäßig, daß jede spätere Periode mehr Metall für dasselbe Quantum Arbeit oder Getreide gegeben hat als die vorhergehende. Während aber die Steigerung der Preise sich mit dem wachsenden Bedürfniß nach bequemeren, leichteren Utensilien begegnet, greift noch ein Drittes im gleichen Sinne wirkend ein. Menschen und Dinge gehorchen einem durch die Erfindungen immer mehr genährten Trieb nach Ortsveränderung. Reisende und Waaren durcheilen nach allen Winden die Welt, bald mehr bald weniger eine Geldströmung in gleicher oder entgegengesetzter Richtung bedingend.

Der Drang nach mechanischer Verfeinerung des Geldverkehrs datirt übrigens nicht erst aus neuerer Zeit, obwol gerade in dieser begreiflichermaßen er an Gewalt unendlich zugenommen hat. Der Gebrauch der Scheidemünze, des Wechselbriefes und der Banknote sind Resultate eben desselben Bedürfnisses. Nur das eigentliche Staatspapiergeld verdankt seinen Ursprung der Noth oder Gewinnluft der Regierungen. Gemischter Art ist die Entstehungsursache einer andern, mehr den älteren Zeiten angehörenden Bewegung. Es ist die, welche dazu führte, unter derselben höheren Bezeichnung in fallender arithmetischer Progression allmälig geringeren Metallwerth zu verstehen. Nachdem die Römer vom Kupfer zum Silbergeld übergegangen waren, machten sie alsbald das As der alten vollwichtigen Kupferwährung (aes grave) bedeutend leichter, während sie der Münze denselben Namen ließen. Indem das Kupfer oder Erz blos Scheidemünze, d. h. fictives Geld wurde, konnte man ihm beliebige Gewichtstheile entziehen, ohne seine Essenz anzugreifen, und indem man es that, gehorchte man dem Bedürfniß nach mechanischer Erleichterung des Verkehrs. Etwas Aehnliches haben die schweren französischen Sousstücke der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfahren. Doch viel bedeutsamer ist die analoge Erscheinung auf dem Gebiete der Münzen aus Edelmetall. Noch heute bedient sich das Leben zur Bezeichnung der bekanntesten Münzen solcher Namen, die zu deren Gehalt im Widerspruch stehen. Ein merkwürdiges Exempel dafür liefert unser deutscher Gulden, der, wie der Name besagt, ursprünglich golden war (Florin die betreffende alte Florentiner Goldmünze). Eigenthümlich ist ferner, wie das Pfund (Libra, Livre, Pound), ursprünglich das effective Gewicht der Münze bezeichnend, sich als bloßer Münzname erhalten hat; das römische as libralis oder librarius, zuerst wirklich ein römisches Pfund schwer, kommt schon früh von 12 auf 10 Unzen, dann auf 4 (as trientalis). Das englische Pfund Sterling war im Anfang ein Pfund Silber, die französische Livre war das Pfund Silber Karl des Großen, das allmälig zu seinem sechsundsiebenzigsten Gewichtstheil herabschmolz, denn der Franc der Revolution war um eine Schwebung der alten Livre gleich, und noch heute hat der Sprachgebrauch namentlich in gewissen Verbindungen die alte Bezeichnung beibehalten. Aehnliche Schicksale erlebten die bekanntesten Goldmünzen des Alterthums, der Dareikos und der Aureus. Die meisten dieser Herabminderungen entsprangen allerdings der Noth oder der betrügerischen Absicht der Regierungen, welche, den alten Namen bei verringertem Gewicht bei-

behaltend, einen künstlichen Werth schaffen zu können vermeinten. Aber auch die besser berathenen Münzreformatoren späterer Zeiten kehrten niemals zu den schweren Gewichten älterer Perioden zurück, sondern huldigten dem Bedürfniß der modernen Welt, indem sie unter dem alten, schweres Gewicht bedeutenden Namen leichtere Münzen schufen.

Das Bedürfniß nach einer leichten und wenig umfangreichen Münze sicherte dem Golde die Vorliebe der weiterschreitenden Gesellschaft. Aber damit allein war das gleichberechtigte Nebeneinandergehen von Silber und Gold noch nicht gefährdet. Diese weitere Folge wurde erst herbeigeführt, als die potenzirte Selbstbeobachtung der modernen Menschheit das wirthschaftliche Problem dieser Gleichberechtigung zu zergliedern begann. Die ganze Präoccupation entstammt neuesten Zeiten. Allerdings haben gewisse äußere Vorkommnisse dazu mitgewirkt, die Frage anzuregen. Aber wesentlich erwuchs sie aus der Arbeit des reifenden ökonomischen Gedankens. Das bloße Schwanken des gegenseitigen Werthverhältnisses zwischen beiden Metallen gehört dem Bewußtsein bereits der ältesten Zeiten an. Zahlreiche Gesetze, unter denen am häufigsten das den Goldwerth reducirende Edict von Medina (Isabella's der Katholischen) erwähnt wird, befaßten sich mit Abänderung und Festsetzung desselben. Aber die Frage, ob eine solche Fixirung zu dem Zweck einer gleichberechtigten Circulation überhaupt statthaft sei, datirt erst vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Selbst Adam Smith, der Inbegriff und die Summe alles wissenschaftlichen Denkens seiner Zeitgenossen und Nachfolger, übergeht das Problem noch mit Stillschweigen. Die Polemik der älteren Nationalökonomen hatte vor Allem die Fälschungen zu bekämpfen, welche den Werth des Geldes künstlich von dem Werth des Metalls loslösen zu können glaubten. Zu der Frage des Condominats beider Metalle standen sie meistens ahnungslos, obgleich auch einzelne Ausnahmen citirt werden, vor Allem der Philosoph Locke, der sich in den klarsten Wendungen und mit der noch heute maßgebenden Begründung gegen die Doppelwährung erklärt. Der unverdrossene Rationalismus der Revolutionsgesetzgebung ist zum ersten Mal auf den Grund der Sache gedrungen und hat sie im Princip ganz logisch richtig entschieden. Mirabeau's bekannte Denkschrift vom 12. December 1790 behandelt auch diesen Gegenstand mit einer Meisterschaft, die noch heute unsere Bewunderung erregt. Seitdem das Thema der Doppelwährung wieder in den Vordergrund der Tagesliteratur getreten, ist auch aus der Folgenreihe der gesetzgeberischen Verhandlungen zur Genüge der Beweis geliefert worden, daß die französische Münzverfassung der neunziger Jahre, welche mit dem bekannten Gesetz vom 7. Germinal XI. abschließt, durchaus nicht in den Fehler verfiel, zwei gleichberechtigte Metalle mit unveränderlichem Gegenseitigkeitsverhältniß zu Grunde zu legen, sondern daß sie von Rechtswegen die Silberwährung, den Franken mit dem Feingehalt von $4^1/_2$ Gramm Silber, als die fundamentale Einheit des Systems hinstellte, dem gegenüber das Gold einen variablen Werth haben sollte.

Eine Periode geringer Schwankungen zwischen beiden Metallen, welche erst durch die Entdeckung der californischen und australischen Goldfelder plötzlich unterbrochen wurde, hatte die am Ende des Jahrhunderts mit so viel Scharf-

sinn erörterte Frage wieder der Aufmerksamkeit entrückt. Die englische Münzregulirung von 1816 blieb eine innere Angelegenheit, und in Frankreich vergaß die von störenden Thatsachen verschonte Praxis, daß der Gesetzgeber mit dem Verhältniß von $15\frac{1}{2}$ zu 1 nicht ein Ewiges zu stabiliren gemeint hatte. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß von 1807 an die Tendenz leise auf ein Steigen des Goldes ging; die Abweichung im Gegenseitigkeitsverhältnisse erreichte das Maximum von 1 zu $16\frac{1}{4}$, und das Gold verschwand immer mehr aus dem französischen Verkehr bis gegen das Ende der fünfziger Jahre. Aber selbst das Hereinbrechen des californisch-australischen Goldstromes regte nur mittelbar zur Erörterung des eigentlichen Problems an. Auch damals ging der erste Impuls einseitig auf Abschaffung des einen Münzmetalls, des Goldes, weil man seine starke künftige Entwerthung befürchtete. Aber indem diesem Vorgang andre Thatsachen bald widersprechender, bald bestätigender Art nachfolgten, und die ohnehin in Gährung befindliche Wissenschaft durch alle diese conträren Bewegungen noch mehr aufgerüttelt wurde, entwickelte sich aus dem gleichzeitigen äußeren und inneren Proceß diejenige Gedankenarbeit, der allein es zuzuschreiben ist, daß zum ersten Mal in historischen Zeiten grundsätzlich und auch praktisch vor der ganzen civilisirten Welt die Frage aufgeworfen wurde: ob vernünftiger Weise die beiden Edelmetalle gleichberechtigt nebeneinander als Münze zu brauchen seien. Auf jedem Flecke civilisirter Erde, auf welchem die beiden Metalle sich aneinander reiben, entbrennt stets hitziger der Streit: ob nicht das eine dem andern weichen müsse, und in derselben Minute, in welcher dies Muß entschieden, ist auch die Frage, welches von beiden als das schwächere dem andern zu weichen habe, gelöst. Wie lange die asiatischen Völker, welche, tausendjähriger Ueberlieferung gehorchend, im Wesentlichen noch mit der einfachen Silberwährung leben, sich bei dieser beruhigen wollten und würden, wenn einmal die herrschenden Handelsnationen das Silber zur Scheidemünze degradirt hätten, auch das wäre höchst wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit. Hauptsache ist und bleibt, daß der Widersinn einer Münzverfassung, welche das Unmögliche möglich machen will, an der Wirklichkeit zerschellt und vor dem Verstande entlarvt ist. Zwei Materien ihr gegenseitiges Werthverhältniß für alle Zukunft vorschreiben wollen, obgleich die werthbestimmenden Factoren bei zweierlei Dingen sich von selbst verschieden gestalten und daher ein stets wechselndes Verhältniß zur Folge haben müssen, das ist ein Verkennen der Grenze, welche dem menschlichen Können von der Natur der Dinge gezogen ist. Die Geschichte der wirthschaftlichen und insbesondere der Münzgesetzgebung ist die eines fortwährenden Kampfes zwischen dem Gesetzgeber und dem sich gegen seine künstlichen Vorschriften empörenden Gang der Weltgeschäfte. So oft hier die Natur der Dinge obsiegt, so oft siegt der Fortschritt. Und wir sind jetzt an dem großen Wendepunkt angelangt, in welchem, was lange vorbereitet war, unwiderstehlich zum Durchbruch kommt. Eine Veste nach der andern streckt die Waffen, der hartnäckigste Widerstand ist erschöpft. Hie und da sucht ein durchaus nicht verzweifeln Wollender in der Hoffnung Trost, daß Etwas auftauchen werde (something will turn up), um ihm schließlich doch wieder Recht zu geben; oder ein Wunderdoctor schmeichelt sich, mit anti-

thetischen Salbadereien im Style Victor Hugo's die exacte Wissenschaft zur Umkehr zu überreden. Doch Alles vergeblicher Kampf auf verlorenem Posten. Nichts ist belehrender und bezeichnender in diesem Gang der Dinge, als der Weg, den Frankreich dabei zurückgelegt hat. Dies merkwürdige Land, in seinem Denken zum vollendeten Rationalismus zugespitzt und doch zugleich mit scheuer Ehrfurcht und Furcht der Routine opfernd, hat, nachdem zuerst seine Gesetzgeber und Gelehrten das Richtige aufgestellt, mehr als alle Andern mit der trägsten Zähigkeit an der falschen Ueberlieferung festgehalten. Zoll um Zoll mußte sich die Wahrheit den Boden erkämpfen.

Im folgenden Capitel soll geschildert werden, wie überall mit wachsender Gewalt in jüngster Zeit die richtige Erkenntniß sich Bahn gebrochen und von der wirklichen Welt Besitz ergriffen hat. Nicht aus dem Schacht der Comstock-Minen, sondern aus dem strengen Denken der europäischen Bildung ist die große Katastrophe hervorgegangen.

III.

Es liegt nur ein Jahrzehnt zwischen heute und der Zeit, da die Aufgabe einer rationellen Münzreform Gegenstand europäischer Verhandlung wurde. Das zweite Kaiserthum hatte, bei Allem, was ihm Unechtes innewohnte, doch lebhaften Sinn für Ideen, die über die Enge und Voreingenommenheit französischer Ueberlieferung hinaus gingen. Aber diese erweiterte Anschauung unterlag in den meisten Fällen der zähen Tradition, die bis auf den heutigen Tag in den „Büreaux" herrscht. Durch den Vertrag vom 23. December 1865 war die später sogenannte lateinische Münz-Convention begründet worden zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz. Schon damals drängte sich, sobald man über eine durchdachte Münzverfassung zu berathschlagen anfing, die Erkenntniß auf, daß es nur Eine Lösung gäbe, nämlich die ausschließliche Goldwährung. Aber schon damals scheiterte der Vorschlag an dem auf französischer Seite vereinigten Widerstand der Routine und der großen Geldmächte. Vergebens kämpften die Delegirten der drei anderen Länder mit allen Gründen der Wissenschaft und Erfahrung, vergebens kamen ihnen hohe französische Autoritäten zu Hilfe: die Vertreter des geheiligten Herkommens blieben die stärkeren, und das Gesetz vom Jahre 1803, noch dazu falsch ausgelegt, ward als der Weisheit letzter Schluß die Basis der neuen Uebereinkunft. Das Verhältniß des Silbers zum Golde sollte bis zum Jahre 1880 (auf so lange läuft die Convention) unwandelbar fest stehen. Wenn dieses Unterfangen schon damals auf starken Widerspruch stieß, so kann man daraus entnehmen, daß die richtige Lösung des Problems nicht erst durch den hereindringenden Silberstrom herbeigeführt worden ist. Damals im Gegentheil lebte man noch unter dem frischen Eindruck der Silberklemme, welche, durch den amerikanischen Secessionskrieg hervorgerufen, jahrelang Europa in Verlegenheit gebracht hatte. Denn das Preisverhältniß auf dem Metallmarkt stand dazumal wie 1 zu 15,33 (Silberpreis 61½ die Unze, ein Prcoent günstiger für Silber als das Normalverhältniß 1 zu 15½). Zwei Jahre darauf, unter der Constellation der Weltausstellung von 1867, ward der schon vorher angeregte Gedanke, die sämmtlichen Culturstaaten dies-

und jenseits des Oceans zum Einverständniß über eine Weltmünze zu bringen, auf Frankreichs Veranstaltung hin einem eigens dazu berufenen Congresse unterbreitet. Die lateinische Münz-Convention sollte, nachdem man eine gemeinsame Grundlage gefunden, zu einer die Welt umspannenden erweitert werden. Auch in diesen Verhandlungen sprach sich die große Mehrheit für die reine Goldwährung aus; nur die Frage der Gewichtseinheit, welche der gemeinsame Maßstab werden sollte, gedieh nicht zur Reife; weder wollte England noch wollte Amerika von seinem, mit allen Zuständen verwachsenen Münzfuß lassen; Preußen beobachtete eine seinem Charakter entsprechende Zurückhaltung, und Oestreich-Ungarn im natürlichen Gegensatz dazu schmiegte sich möglichst nahe an Frankreich an, indem es Goldmünzen auf dem Zwanzigfrankenfuß zu prägen übernahm, als Vorbereitung eines Anschlusses an den lateinischen Bund.

Mit dem praktisch ergebnißlosen Auseinandergehen des internationalen Congresses konnte aber eine wiederholt und lebhaft in Betracht gezogene Frage nicht ohne Weiteres liegen bleiben. Frankreich selbst mußte sich klar werden, wie es sich zur künftigen Entwicklung der Dinge zu stellen habe. Einflußreiche Männer, zugleich die höchsten Sachverständigen, eine Reihe von Handelskammern mahnten immer wieder an die Unhaltbarkeit des bestehenden Zustands; und diesem Andrang gehorchend, wurde eine Untersuchung (Enquête) veranstaltet, welche, von Ende 1867 bis in den Anfang des Jahres 1876 hinein arbeitend, eine Masse Material, theils werthlos, theils werthvoll, zusammentrug. Die schließliche Abstimmung dieser französischen Versammlung war abermals der Sieg der einfachen Goldwährung mit 17 Stimmen gegen 6.

Trotz aller Niederlagen im Kampf der Meinungen erhielt sich der Status quo der Doppelwährung unverändert. Aber selbst als die Wucht der Thatsachen mit handgreiflichem Ernst auf ihn eindrang, wollte er sich nicht erschüttern lassen.

Bald nach dem Ende des großen Krieges begann der Preis des Silbers auf dem Weltmarkt zurückzugehen. Deutschlands muthiger Gedanke einer radicalen Umbildung seines Geldsystems war eine der vielen mitbestimmenden Ursachen bei diesem Rückgang. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, sie allesammt aufzuzählen. Jedenfalls war Deutschlands Einfluß nur moralischer Natur, denn leider blieb die Ausführung der Reform in ihrem Gang hinter der entschlossenen Concession, von der sie eingegeben war, in beklagenswerther Weise zurück. Auch in Deutschland gab es Leute, welche sich von ihrer angestammten Anhänglichkeit an das Silber nicht losmachen konnten und stets darauf rechneten, die Vorsehung werde es zu seinem alten Glanze zurückführen. Viel mehr Eindruck als unser isolirter Entschluß machte in der Welt die Beobachtung, daß andre Länder sich anschickten, unser Beispiel zu befolgen. Diese Nachahmung war bei der großen Unpopularität, die dem deutschen Namen unter den Völkern anhaftet, um so merkwürdiger. Und wenn es schon überhaupt wenige gibt, auf die wir einige Anziehungskraft auszuüben uns schmeicheln können, so waren unsere Nachahmer in diesem Falle gerade solche, bei denen wir von lange her und namentlich seit den letzten Jahren einer besonderen Ungunst genossen, Dänemark, Schweden und Norwegen auf der einen Seite, Holland auf der

andern gaben durch ihr Vorgehen der Welt zu verstehen, daß Deutschland nicht einer theoretischen Schrulle gehuldigt, sondern eine Bahn betreten hatte, in welche aus innerer und äußerer Nothwendigkeit später oder früher jeder vernunftgemäß regierte Staat wird einlenken müssen. Und zwar waren die skandinavischen Königreiche auf einem Wege zu ihrem Entschluß gelangt, der von dem der Holländer ganz abseits lag. Jene haben, ähnlich wie Deutschland, aus freien Stücken sich zunächst zur Herstellung eines einheitlichen Münzwesens ermannt und sind bei dem Nachdenken über die hierbei zu Grunde zu legende Wahrheit gleichmäßig wie wir zur Einsicht gelangt, daß etwas Anderes als die reine Goldwährung nicht denkbar sei, sobald überhaupt einmal reformirt werden solle. Anders kam die Sache in den Niederlanden; hier läßt sich eher eine Verwandtschaft mit der Entwicklung der Dinge in Frankreich erkennen. Nicht der selbständige Wunsch nach Reform, nicht die Verwerthung theoretischer Erkenntniß, sondern der Druck der factischen Bedrängnisse schob die Gesetzgebung vorwärts. Holland besaß die reine Silberwährung, und ganz folgerichtig hatte es den Privaten die Freiheit gegeben, Barren zu Münzen ausprägen zu lassen. Sobald der Silberpreis namhaft herunterzugehen anfing, drängten sich natürlich die Barren zu, um sich in Gulden zu verwandeln, und das Königreich ging der Gefahr entgegen, einen Geldumlauf bei sich anwachsen zu sehen, der in dem Maß sich steigern mußte, als das zu seiner Herstellung dienende Metall an Werth verlor. Die aus einer solchen Bewegung sich erzeugenden Mißstände führten so unmittelbarer Weise zu handgreiflichen Verlegenheiten, daß für theoretisches Besinnen über die Metall- und Münzpolitik nicht lange Zeit übrig blieb. Man mußte die Thür schließen, um nicht Land und Leute in Zukunft großen Verwirrungen und Verlusten auszusetzen. Auch hier, wie später in Frankreich, erhob sich die Gesetzgebung nicht auf Einen Schlag zur Erkenntniß der definitiven Umgestaltung, welche den unvermeidlichen Schluß der großen Wandlung bildet. Vorläufige Maßregeln und abwartende Betrachtungen mußten zunächst ausreichen, um den unabweisbarsten Mißständen des Augenblicks zu entgehen. Hollands Widerstreben gegen eine sich dem Silber entschieden abwendende Münzpolitik lag in der Natur der Sache. Es hatte erst vor einem Vierteljahrhundert die Goldwährung abgeschafft, und seine großen Colonien, die in ihrer Art noch wichtiger für seine gesammte Wirthschaft sind als das indische Reich für die Wirthschaft Englands, sind wie der ganze ferne Osten noch eng mit der Silberwährung verwachsen. So entschloß man sich also, in der Hoffnung, einer endgültigen Umkehr noch zu entrinnen, zu einer provisorischen Verfügung. Im Jahre 1873 trat die holländische Gesetzgebung ihren Rückzug an, ganz genau mit der ersten Viertelsschwenkung, die wir vor Kurzem auf französischem Boden vollziehen sahen, und genau mit demselben Erfolg. Die Regierung ließ sich durch die Kammern blos die facultative Ermächtigung geben, die Münzanstalt nach eignem Ermessen dem Silber zu sperren. Aber es dauerte nicht lange, so wurde praktisch daraus und mußte werden eine absolute Unterdrückung des Silberprägerechts, wenigstens für die Privaten und das Mutterland. Zunächst, und die abwartende Stellung noch weiter charakterisirend, ließ sich das Ministerium jene Autorisation nur auf zwei

Jahre bewilligen. Aber vor Ablauf derselben hatten die Dinge, statt der Hoffnung auf Rückkehr der alten Verhältnisse zu entsprechen, sich nur weiter von denselben entfernt, und die Erlaubniß mußte um zwei Jahre verlängert werden. Zu gleicher Zeit war es auf's empfindlichste fühlbar geworden, daß mit dem blos negativen Verhalten nicht auszukommen war. Die Entwicklung drängte durch ihre eigene Gewalt zu positiven Veranstaltungen, und diese konnten auf nichts Anderes hinauslaufen als auf die Wiedereinführung der Goldmünze.*) Doch abermals gab man die Vorbehalte nicht auf, sondern entschloß sich nur, durch eine zweite Viertelsschwenkung bis zur halben Umkehr vorzugehen. Während die Regierung sich zum Einstellen der Silberprägung auf zwei weitere Jahre ermächtigen ließ, legte sie zugleich ein Gesetz über Ausprägung von Goldmünzen vor, welches Holland auf den Standpunkt brachte, auf dem das deutsche Reich nach dem ersten Gesetz von 1871 über die Ausprägung von Reichsgoldmünzen sich befand: eine noch fortdauernde, aber auf den vorhandenen Bestand eingeschränkte Silbercirculation und daneben in bestimmtem Werthverhältniß eine dehnbare Goldausprägung. Aber auch dieser zweite und dritte Schritt konnte so wenig einen befriedigenden Abschluß herbeiführen, wie wir bei unsrem ersten Gesetz von 1871 hätten stehen bleiben können. Vor Ablauf des zweiten provisorischen Termins sah sich die holländische Regierung in die Nothwendigkeit versetzt, den letzten Schritt zu thun, das Silber als grobe Münze abzuschaffen. Das thut ein bis jetzt nur noch als Entwurf für die nächste Sitzung der Kammern ausgearbeitetes Gesetz.

Wenn jemals das, was die Verstandesträgen oder noch viel öfter die Interessirten eine „Theorie" nennen, ohne jede dialektische Ueberredungskunst und nur durch die Naturgewalt der äußeren Umstände sich den Weg in die Welt gebahnt hat, so ist es hier geschehen; und es läßt sich kein Vorgang denken, welcher für die Unaufhaltsamkeit der noch im Fluß befindlichen Entwicklung dieser Dinge einen stärkeren Beweis enthalten könnte, als diese durch die Thatsachen erzwungene Bekehrung eines durch alle Ideen- und Interessenverbindungen zum Widerstehen aufgelegten und seinen Widerstand nur zollweise aufgebenden Staatswesens. Frankreich hat die erste Hälfte derselben Erlebnisse durchgemacht, und was es noch nicht erlebt hat, das steht ihm bevor, so sehr auch die dort viel mächtigeren Einflüsse der Routine und des Eigennutzes sich sträuben mögen.

Der Friede von 1871 fand Frankreich in der Münzverfassung, welche der Krieg geschaffen hatte, mit einem Umlaufsmittel, das zum Wesentlichen in den mit Zwangscurs versehenen Noten der Bank bestand. Die ersten starken Erschütterungen der Silberpreise konnten sich schon deshalb nicht im Innern auf schädliche Weise fühlbar machen, weil nach dem Text des Friedenstractats die Kriegsentschädigung auch in Silbermünzen entrichtet werden durfte. Nachdem diese Operation abgewickelt war und die Verhältnisse des Wechselcurses wieder zur Metalleinfuhr nach Frankreich Veranlassung gaben, war es natürlich, daß

*) Die eigenthümliche Physiognomie und den ganz besonders belehrenden Verlauf dieser Entwicklung habe ich im fünfzehnten Abschnitt meines „Reichsgold" ausführlicher geschildert.

die Geschäftsleute hierzu das inzwischen wohlfeiler gewordene Silber vorzugsweise vor dem Golde verwandten. Da die Bank nicht verweigern konnte, ihre Noten gegen Silbergeld herzugeben, so wuchs ihr Vorrath an diesem Metall im Verhältniß zu dem in ihren Kellern befindlichen Gesammtschatz stetig an, und in dem Maße, als das Silber auf dem Weltmarkt an Werth verlor, verringerte sich die Gesammtbürgschaft, welche das Land zur Deckung seiner umlaufenden Circulation am Baarvorrath der Bank besaß. Doch wie geschilderter Maßen die officielle Welt geartet und beeinflußt war, wäre dieser bedenkliche Gang noch nicht aufgehalten worden, hätte nicht die lateinische Münz-Convention dafür gesorgt gehabt, daß auch andre Leute in diesen Sachen zu Worte kommen konnten.

Die Schweiz übernahm die mühsame Aufgabe, dem Vogel Strauß den Kopf aus dem Sande zu ziehen. Auch hier war es praktische Nöthigung, welche gebot, das Schweigen zu brechen, allerdings begleitet von der klarsten und furchtlosesten Einsicht in den grundsätzlichen Zusammenhang der Erscheinungen. Da der Geldumlauf der Schweiz nicht unter den künstlichen Einflüssen eines mit dem Zwangscurs operirenden Bankinstituts stand, so wurde die Veränderung der Metallwerthe auf dem Weltmarkt alsbald in dem Alltagsleben sichtbar. Die Goldstücke verschwanden und es blieb nur Silber in der Circulation. Ganz abgesehen von der daraus sich für den Verkehr ergebenden mechanischen Unbequemlichkeit konnte dem sachverständigen Urtheil nicht entgehen, welche nachtheiligen Verschiebungen am Wechselcurs sich daran knüpfen müßten, welche Verwirrungen und Verluste bei weiterer Verminderung des Silberwerthes dem Gemeinwesen drohten. So ergriff die Schweiz die Handhabe, welche ihr der Art. 11 des Vertrags von 1865 bot, um Ende 1873 eine Conferenz der verbündeten Staaten zu verlangen, die sich mit den bezeichneten Mißständen und Gefahren zu befassen habe. Auf der gemäß diesem Ansinnen eröffneten Conferenz begannen die Abgesandten der Schweiz damit, grundsätzlich für die Staaten der Convention die Einführung der reinen Goldwährung und als erste dringende Vorbereitungsmaßregel das Einstellen aller Silberausmünzung zu verlangen. Aber noch war Frankreich nicht gesonnen, die Lage der Dinge mit unbefangenen Blicken zu überschauen, und die beiden anderen Mitverbündeten hatten jeder seine besonderen Gründe, Frankreichs Spuren zu folgen. Dieser Tendenz kam — ob aus zufälligen oder nicht zufälligen Veranlassungen, weiß man nicht — ein günstiger Umschlag auf dem Londoner Silbermarkt zu Hilfe. Kaum war nämlich die Conferenz zusammengetreten, als eine plötzlich gesteigerte Silbernachfrage den Curs um etwa zwei Procent hinauftrieb, und sofort die Anhänger der Silberlegitimität die Wiederkehr der guten alten Zeit ankündigten. Aber selbst dieser ganz momentane Aufschwung erreichte doch noch lange nicht wieder die Höhe, welche dem alten Normalverhältniß von $15\frac{1}{2}$ zu 1 entsprach; und so war nicht einmal zu bestreiten, daß selbst unter der Einwirkung des wieder gestiegenen Werthes die Invasion des Silbers und die Aufsaugung des Goldes fortgehen müsse.

Da mußte denn auch Frankreich sich entschließen, dem Zwang der Umstände die erste Concession zu machen. Ihre Form ward gefunden in der

Beschränkung der Silberbeträge, welche zur Ausmünzung zugelassen werden sollten. Die vier verbündeten Staaten theilten sich in einen Betrag von 120 Millionen Franken nach Maßgabe ihrer Bevölkerungsziffern (mit untergeordneten Modificationen). Von der reinen Architektur des Systems war man damit auch für den uneingeweihten Beobachter abgewichen; dem tieferen Einblick konnte nicht verborgen bleiben, daß mit diesem Beschluß sein Fundament selbst untergraben wurde. Die selbstgefällige Routine tröstete sich damit, daß nur eine interimistische Veranstaltung auf ein Jahr getroffen sei, nach dessen Verstreichen wol wieder in's alte Geleise eingelaufen werden könne.

Was es mit dieser Ermächtigung zum Ausmünzen begrenzter Metallquantitäten eigentlich auf sich hatte, ward nicht ausgesprochen und ist selbst im Laufe aller später daran geknüpften Erörterungen selten eingeräumt worden. In Wahrheit würde es schwer geworden sein, nachzuweisen, daß damit etwas Anderes bezweckt war, als gewissen privilegirten Kunden der Münze ein vortheilhaftes Geschäft zuzuwenden. Das Gemeinwesen als solches hatte an diesen Münzgeschäften nicht nur kein Interesse, sondern ward geradezu den Privatinteressen geopfert.

Denn was bedeutet in dürren Worten die Stipulation, Frankreich dürfe im Laufe des Jahres 1874 60 Millionen Franken Silber ausmünzen lassen? Nichts Anderes, als daß die französischen Münzanstalten gegen den herkömmlichen Prägelohn diesem und jenem Geschäftsmanne seine Barren zu Fünffrankenstücken zu prägen verpflichtet sein sollen. Die Operation des Mannes bestand darin, daß er, Dank dem gefallenen Silberpreis, das Material zu einem solchen Fünffrankenstück im gegebenen Falle um $4^3/_4$ Franken Gold erkaufte und gegen Vergütung von nicht vier Centimes ein Fünffrankenstück daraus prägen ließ, deren er je vier bei erster Gelegenheit wieder in ein goldenes Zwanzigfrankenstück umwechselte. Der Profit von 20 Centimes oder 4 Procent floß in die Tasche des Privatmannes, und die Zeche zahlte das gemeine Wesen, in dessen Umlaufsbestand ebenso viel minderwerthige Stücke an die Stelle von mehrwerthigen traten. Auf diese Weise wuchs der Vorrath an Silber selbst bei der französischen Bank, die sich doch noch am besten zu vertheidigen verstand, zwischen dem Jahre 1871 und dem Jahre 1876 von 75 Millionen Franken auf 540 Millionen an. Es war natürlich stets dafür gesorgt, daß nicht der Erste Beste jenen Vortheil einstrich. Die Anwartschaft auf den Profit der gesetzlichen Falschmünzerei war immer auf lange hinaus im Voraus vergeben, sogar in solcher Weise, daß die Vertreter der französischen Regierung auf allen Conferenzen schon deshalb mit gebundenen Händen zu kommen erklärten, weil die rechtskräftigen Ansprüche auf Ausmünzung bestimmter Quantitäten bereits für das nächste Jahr unwiderruflich ertheilt seien. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, Theorien, deren praktische Wirkung auf solche Resultate hinauslief, mit dem Pathos wissenschaftlicher und politischer Ueberzeugung vertheidigt zu sehen.

Die Königreiche Belgien und Italien zogen wenigstens den richtigen logischen Schluß aus der gegebenen Voraussetzung. Wenn doch einmal Falschmünzerei getrieben werden soll, sagten sie sich, so verlangt die Billigkeit, daß Derjenige den Nutzen von der Sache habe, welcher auch den Schaden trägt, wenigstens den

berechenbaren Nutzen gegenüber dem berechenbaren und dem — in der Zukunft verborgenen — unberechenbaren Schaden. Mit anderen Worten, sie schlossen den Privatleuten die Münze und machten das Geschäft für Rechnung des Staates. Wie wenig die ganze Operation im Uebrigen mit der Sorge für den allgemeinen Landesverkehr zu thun hat, läßt sich aus dem Beispiel der italienischen Manipulation am einfachsten nachweisen. Was bedeutete die dem Königreich gegebene Erlaubniß, 40 Millionen Silber auszumünzen? In dürren Worten das Recht, an dem Raube, der auf Kosten des Goldmünzbestandes der vier Conventionsländer organisirt wurde, seinen Theil zu nehmen. Nur seinen Theil? Nein, viel mehr! Denn da Italien nicht einmal Silber-, sondern nur Papierumlauf hat, so braucht es das auszumünzende Silber nicht für sich. Auf ihren letzten Ausdruck zurückgeführt bestand also die italienische Operation darin, daß die Regierung mit irgend einem Geschäftsmanne ein Uebereinkommen traf, demgemäß derselbe gegen eine Vergütung, welche dem am Silber zu erzielenden Gewinn entsprach, ihre Quote von 40 Millionen ausmünzte. Diese wanderten dann in dasjenige Land der Convention, wo sie am besten zu rentiren verhießen. Die Masse der italienischen Stücke strömte daher vorzugsweise nach Frankreich, der Rest nach Belgien und der Schweiz. Vorerst trug das französische Verkehrsgebiet die Unkosten einer Falschmünzeroperation, deren Profit zwischen dem italienischen Fiscus und irgend einem Bankhaus getheilt wurde. In Frankreich genossen bis auf einen Bruchtheil der letzten Quote von 1876/77 die Bankhäuser allein den Profit. Bei der Auskehr am Ende der Tage, wenn es gelten wird, die entwertheten Silberstücke durch vollwichtiges Gold zu ersetzen, werden die Völker jenen Gewinn, von dem sie nur einen Theil oder gar keinen Theil erhielten, mit verzehnfachten Opfern erstatten müssen. Darum erwogen auch, je nach ihrer Solidität oder Gewissenhaftigkeit, die einzelnen Staaten die Frage, ob sie von der ihnen zugeschobenen Berechtigung thatsächlichen Gebrauch machen sollten. Italien, das weder einen eigenen Umlauf zu verderben hat, noch ernstlich hoffen mag, in menschlicher Zeit zu einem reinen Metallfuß zurückzukehren, nahm die Sache am heitersten. Je mehr Silber man ihm zu schlagen erlaubte, desto schöner. Ueber die seiner Bevölkerung entsprechende Quote hinaus verlangte es noch eine Licenz für 20 Millionen, weil es in irgend einem Winkel das Silber dazu liegen habe und doch verwenden müsse (natürlich auf gemeinsame Kosten — denn sonst hätte es ja am Markt dasselbe als Waare verkaufen können). Belgien enthielt sich bis zum Jahre 1874 jeder Silberausprägung; die Schweiz erklärte sogar, von der ihr eingeräumten Berechtigung keinen Gebrauch zu machen, that auch demgemäß im Jahre 1875, nachdem sie sich im Jahre vorher, 1874, von ihrem guten Vorsatz durch irgend welche besondere Verführung hatte abbringen lassen. — Was wird geschehen, wenn der Status quo nicht mehr zu halten ist, wenn vom Silber zum Gold wird übergegangen werden müssen? Frankreich, Belgien, die Schweiz werden ihre Silberstücke mit entsprechenden Opfern gegen Gold einlösen, aber wenn Italien, bis dahin noch immer zahlungsunfähig, nicht im Stande ist, das Gleiche zu leisten, wer wird die Kosten zahlen? was werden die Staaten thun, deren Umlauf, deren Banken (nachdem sie sich eine Zeit lang —

aber vergebens — dagegen gewehrt) mit den silbernen Bildnissen Victor Emanuel's überfüllt sind?

Faßt man dergestalt den wahren, sachlichen Verlauf nach vergangener und künftiger Seite hin in's Auge, so braucht es eigentlich weiter keiner Auseinandersetzung über den inneren Zerfall des Systems, welches zu dergleichen widersinniger und gemeinschädlicher Wirthschaft herhalten konnte, und über die morsche Grundlage desselben.

Das Jahr 1874 lief zu Ende, ohne den Hoffnungen der Silberlegitimisten etwas Anderes als wachsende Enttäuschung zu bereiten. Der Preis des Metalls fiel, die Sorge der davon Betroffenen stieg. Nur die officielle französische Welt fand, daß die Lage nichts zu wünschen übrig lasse und Alles am besten bleibe, wie es sei. Dem gegenüber erneuerten bei dem Wiederzusammentreten der Conferenz im Jahre 1875 die Repräsentanten der Schweiz den Ausdruck ihrer Besorgniß; wenn man auch an dem vorläufigen Abkommen festhalten wolle, so solle man wenigstens die Maximalziffern der Ausprägungslicenz für Silber namhaft herabsetzen. Italien leugnete nicht, daß der Vorschlag innerlich wohlbegründet sei, wollte aber die Anwendung der richtigen Maxime auf spätere Zeiten verschoben wissen. Vorerst hatte seine Bank noch einen bedeutenden Silbervorrath, den auf Kosten der Gemeinschaft loszuwerden ihr sehr angenehm sein mußte, und diesem Umstande zu lieb ward endlich beschlossen, Italien statt der früher bewilligten 40 nunmehr für 1875 50 Millionen zuzugestehen; und da, was dem Einen recht, dem Anderen billig, so wurde das Gesammtcontingent von 120 auf 150 Millionen für das Jahr 1875 erhöht.

Im Laufe des Jahres 1875 bewegte sich der Preis des Silbers, kurze Momente der Gegenströmung abgerechnet, in stetigem Niedergang. In den Monaten Januar und Februar, während die Conferenz zu Paris tagte, galt die Unze in London $57^3/_8$ Pence, was einem Verhältniß zum Golde wie 1 zu 16,43 entspricht. Ende Januar und Februar 1876, als sie zum dritten Male sich versammelte, war der Preis auf 55 gesunken mit einer entsprechenden Verschiebung des Verhältnisses zum Golde gleich 1 zu 17,14. Das heißt, zwischen der gesetzlichen Fiction und der Wirklichkeit des gegenseitigen Tauschwerthes hatte eine Abweichung von 11 Procent zum Nachtheil des Silbers stattgefunden. Der Ernst eines so crassen, sich immer mehr festsetzenden und verbreitenden Mißstandes hatte in den nicht von dem officiellen Schlendrian befangenen Kreisen Frankreichs zu selbständiger Erörterung der Frage geführt. Die Pariser Handelskammer unterzog den Gegenstand wiederholt ihrer Prüfung und sprach sich mit Entschiedenheit für die Herstellung der ausschließlichen Goldwährung aus. Zur Zeit, als die Conferenz zum dritten Male sich vereinigte, legte die Handelskammer dem Finanzminister eine dahin zielende Petition vor, in welcher sie das Einstellen aller ferneren Silberprägungen begehrte. Noch bedeutsamer war, daß der eifrigste und begabteste Anwalt der Goldwährung, der ehemalige Präsident des kaiserlichen Staatsraths, bei den Neuwahlen in den Senat eingetreten, die Regierung aus ihrem süßen Traum durch eine Interpellation zu wecken sich anschickte. Der Finanzminister Say ergriff den letzten Augenblick, um sich die Initiative zu retten. Die dritte Staaten-Conferenz hatte für das dritte Jahr (1876) das alte System

erneuert, nur die Summen der betreffenden Licenzen um ein Geringes beschnitten. Am 21. März, d. h. einen Tag vor der im Senate anberaumten Debatte über die Interpellation Parieu's, brachte die Regierung einen Gesetzentwurf ein, der in einem einzigen Artikel bestand, lautend: „Die Ausprägung von silbernen Fünffrankenstücken *kann* auf dem Wege des Decrets eingeschränkt oder suspendirt werden." In den nächstfolgenden Tagen antwortete Parieu mit einem Gegenvorschlag, welcher der Münze *verbot*, neue Berechtigungsscheine auf Silberausprägung (bons de monnaie) auszugeben. Was dort nur facultativ war, sollte hier absolut verfügt werden. Die Motive des vom Finanzminister verfaßten Gesetzentwurfs sind wie geschaffen, um alles das zu illustriren, was zu schildern wir unternommen haben. Nichts könnte klarer den Gang eines Gedankens bezeichnen, der von Anfang an mit absichtlicher Blindheit die Thatsachen ignorirte und endlich, als diese ihm gewaltsam die Augen öffneten, sich mit allerhand Plausibilitäten und Hoffnungen darüber hinauszuhelfen suchte und schließlich doch nicht anders als sich gefangen geben konnte, aber auch dann noch zu derjenigen Form der Capitulation seine Zuflucht nahm, welche die Bedeutung der Sache am meisten verhüllen mochte. Man fühlt aus des Ministers Say schriftlichen wie mündlichen Ergehungen übrigens einen Sinn heraus, dem die Wahrheit ganz gut bewußt ist, der aber unter dem Druck des officiellen Schlendrians sich zu einer Transaction zwischen beiden hergibt. Nach der factischen Einleitung zum Gesetzentwurf, welcher den Stand der Gesetzgebung darstellt, wird endlich zum ersten Mal eingeräumt, daß die Vorgänge in der Welt etwas Bedenkliches haben und sogar zu Maßregeln nöthigen. Bis dahin hatte es nur immer geheißen: es sei Alles in schönster Ordnung und höchstens eine gewisse Mäßigung im Silberprägen räthlich. Jetzt wird zugestanden, daß das Silber stetig an Werth einbüßt, und aus der blos zuwartenden Stellung des Staates rückt man zur Höhe des Entschlusses vor: „daß der Staat die Zahl der Silberstücke nicht vermehren lassen dürfe, für welche er verantwortlich ist, und deren Einwechslung gegen Gold, wenn eine solche nothwendig würde, auf seine Kosten zu geschehen haben würde." Man sieht, wie eine bis dahin noch abgelehnte Möglichkeit mit dem Gefolge ihrer schweren Kosten sich in den Gesichtskreis drängt. Um jedoch aus dieser Möglichkeit noch immer keine Wahrscheinlichkeit zu machen, werden alle Eventualitäten heraufbeschworen, welche vielleicht noch eine Umkehr im Gang der Entwicklung herbeiführen könnten: wenn einmal Deutschland sein entbehrliches Silber würde verkauft haben; wenn vielleicht die amerikanischen Silberminen zu versiegen anfingen; oder wenn vielleicht neue große Goldminen erschlossen würden; endlich wenn der abnehmende Silberverbrauch Britisch-Indiens in sein Gegentheil umschlagen sollte, so könnte, wer weiß, Alles, Alles sich wieder wenden! Darum soll abermals noch nichts Definitives geschehen, wodurch die Gesetzgebung selbst an ihrer Grundlage verändert würde. Nur außer Wirksamkeit soll sie einstweilen zu einem Theile gesetzt sein.

Der Widerspruch, den der Gegenentwurf Parieu's der Regierungsvorlage entgegenstellte, war ein der Form nach vollständig berechtigter; für den nächsten Verlauf der Sache kamen beide Bestimmungen auf dasselbe hinaus. Der Minister wollte nur eine in seiner Hand liegende Berechtigung, die Münze für Silber zu

sperren; der Senator wollte eine Schließung von Gesetzeswegen. Natürlich trug der Minister in den Kammern den Sieg davon; aber in der folgenden Stunde bereits machte er von der Berechtigung Gebrauch. Die Form der facultativen Stellung zu dem Schritt in die gesetzliche Wirksamkeit war nur eine Beschönigung für den unwiderstehlichen Zwang der Umstände. Und das ist eben das Charakteristische an dem Gesammtbilde, das hier an uns vorüberzieht. Um zu begreifen, was mehr noch als alle Vorstellungen und Petitionen die Regierung endlich aus ihrem Schlaf erweckt hatte, muß erwähnt werden, daß zwischen dem Schluß der dritten Staatenconferenz und dem Erscheinen der ministeriellen Vorlage das stärkste bis dahin erlebte Fallen des Silbers eingetreten war. Die Vorlage ist datirt vom 21. März 1876. Das Silber, welches wir Anfangs Februar auf dem Preis von 55 verlassen hatten, war am 4. und 18. März auf $52^5/_8$ Pence heruntergestürzt und hatte damit die Abweichung vom Normalverhältniß auf beinahe 1 zu 18 erweitert.

Der am 21. März unterzeichnete Gesetzentwurf kam im Monat Juni vor den Senat. Wenn es in der Absicht der gegenwärtigen Arbeit läge, das Für und Wider der großen Währungsfrage theoretisch und geschichtlich darzustellen, so würden die in dieser Debatte vorgebrachten Argumente eine reiche Ausbeute liefern. Allein die Grenzen sind uns hier viel enger gesteckt. Es handelt sich blos darum, am lebendigen Vorgang zu zeigen, wie wenig die Fortschritte, welche das einzig richtige Princip in der Welt gemacht hat, theoretischen Anstrengungen zu verdanken sind; wie die Verächter der theoretischen Erkenntniß Fuß um Fuß zum Rückzug gezwungen wurden durch die Gewalt der bloßen Thatsachen. So viel Belehrendes auch die Discussion in allen ihren Theilen enthält, so würden wir doch auf eine selbst gekürzte Wiedergabe verzichten, wenn nicht der Hinweis auf den Gang der Dinge in Frankreich hier nicht unentbehrlich, weil recht eigentlich zwischen dem, was unsrer Ansicht nach das richtige, und dem, was das falsche Princip ist, auf diesem Boden die letzten entscheidenden Kämpfe stattfinden. Beinahe alle Culturstaaten sind zur reinen Goldwährung bekehrt; die einen stehen thatsächlich darin, die andern haben sich wenigstens grundsätzlich dafür ausgesprochen, wenn ihnen auch die Umstände noch nicht gestatten, von ihrer Erkenntniß Gebrauch zu machen. Zu der ersten Kategorie gehören England, Deutschland, Schweden, Norwegen und Dänemark; Portugal und auch die Niederlande können dazu gerechnet werden, wenn schon der für letztere dahin zielende Gesetzentwurf noch nicht alle Stadien durchlaufen hat. Als principielle Anhänger haben sich erklärt Oestreich, Italien, die Schweiz und Nordamerika. Von Spanien wird soeben ein Gesetz nach derselben Richtung hin vorbereitet. Es verdient gewiß die höchste Beachtung, wenn mitten in dieser allgemeinen Bewegung die reichste und gewerbfleißigste Nation des europäischen Festlandes, dieselbe, welche seit Jahren die Welt-Münzreform betrieben und zuerst von allen genannten Völkern das Beispiel einer rationellen Münzverfassung gegeben hat, wenn diese Nation eine conträre Richtung einzuhalten den Anschein nimmt. Und dieser Widerstand wird um so interessanter, wenn er eine Niederlage nach der andern erlebt, wenn die angeblichen Praktiker sich von einer Position zur andern zurückziehen, indem sie nach hergebrachter Weise fortwährend sich

gegen die Anerkennung der ihnen im Nacken sitzenden Doctrin verwahren. Ein wahres Modell dieser Species von praktischen Leuten ist der Gouverneur der französischen Bank, Herr Rouland (ehemals Justizminister des Kaisers). Wie bei uns in Deutschland alle salbungsvollen Hohlköpfe, und noch mehr alle falschen Biedermänner mit den typisch gewordenen Stichwörtern des „Ethischen" oder „Sittlichen" um sich werfen, so versteckt sich die interessirte Banalität in Frankreich hinter die Anerkennung der altüberlieferten nationalen Weisheit. Welch ein schöner Redeschluß z. B. ist dieser: „Was uns betrifft, so theilen wir nicht die Furcht, daß Silber noch weiter fallen werde; wir hoffen, daß man die beiden Währungen erhalten wird, welche seit Jahrhunderten unsrem Lande und Europa so große Dienste geleistet haben" — worauf natürlich Alle, welche nicht höchst undankbar gegen das wackere Silber sein wollen, in lebhaften Beifall ausbrechen. — Oder in einer zweiten Rede: „Geben Sie dem Lande Sicherheitsgefühl, lassen Sie keine absoluten Theorien zu, welche beunruhigender Natur sind. Auf diese Weise, wenn Sie in den Grenzen der Weisheit und Klugheit bleiben, werden Sie dem Lande einen großen Dienst leisten, Sie werden bewirken, daß die so wesentlich nothwendige Geldcirculation nicht gestört werde, und Sie werden einen Act des gesunden Menschenverstandes, der Voraussicht bethätigt haben, welcher die großen Interessen Frankreichs sicher stellt." Bei diesen inhaltreichen Schlußworten hielt sich die Mehrheit für so überzeugt von deren Richtigkeit, daß sie stürmisch Applaus und Ruf nach Schluß von sich gab. In derselben Rede war es, daß der Bankgouverneur das deutsche Reich, weil es die Goldwährung unternommen, „jenes unglückliche Land, ce malheureux pays," nannte, welches in tiefe Zweifel versunken sei, ob es nicht auf halbem Wege wieder umkehren solle. Alles, was je die sich praktisch nennende Banalität an Selbstgenügsamkeit und Verachtung methodischer Erkenntniß von sich gegeben, war hier mit der Geschicklichkeit und Eleganz aufgehäuft, welche das französische Redetalent kennzeichnet. Jeden Augenblick kehrt die Wendung wieder, daß das „System" eine herrliche Sache ist, daß aber „wir bescheidenen Praktiker, die nicht aus Büchern sprechen," doch viel klüger sind.

Die Verhandlungen der Deputirtenkammer hatten auch auf Seiten der Regierung schon bedeutend mehr Tiefgang als die des Senats. Der Ernst der Lage sprach sich selbst in der Haltung des Berichterstatters Dutilleul aus, welcher die Dinge ganz anders nahm als der flache Rouland. Der Abgeordnete Le Cesne, welcher die Opposition leitete, that es an Schärfe und Vollständigkeit der Exposition dem Senator de Parieu wenigstens gleich. Selbst dem officiellen Berichterstatter kam diesmal der Wahn, daß man die große Gefahr todtschweigen solle und könne, nicht in den Sinn. Ja wir begegnen in seinem Munde folgendem, unter solchen Umständen auffallend weit gehenden Ausspruch: „Ich weiß nicht, ob es diesem Jahrhundert, welches schon viel Außerordentliches gesehen hat, bestimmt ist, einen Vorgang zu erleben, welcher die denkbar größte Revolution auf wirthschaftlichem Gebiete bedeutete, einen Vorgang, der in der Depossedirung, wenn ich mich so ausdrücken soll, des Silbers bestände, indem dies Metall der Münzfunctionen enthoben würde, die es neben dem Golde versehen hat, seitdem beide in der Menschen Händen sind." Setzt auch der Redner

hinzu: „Für meinen Theil glaube ich nicht daran", so ist doch mit dem auch in bloßer Zweifelsform vorgetragenen tiefgreifenden Gedanken ein ganz andrer Horizont hergestellt, als er bis dahin in dem officiellen Frankreich sichtbar gewesen war. Aus der Gegenrede des Abgeordneten Le Cesne sei nur die eine Stelle hervorgehoben, welche genau mit einer weiter oben ausgeführten Betrachtung zusammentrifft, und auch mit einer weiter unten dem englischen Bericht zu entnehmenden sich deckt. „In den Jahren 1850 bis 1865," heißt es hier, „schüttete sich eine wahre Goldlavine über die Welt aus, wie dergleichen Aehnliches nie erlebt worden. Im Zeitraum von fünfzehn bis zwanzig Jahren wurden für fünfzehn Milliarden Franken an's Licht gefördert; von 14,000 Kilo jährlich sahen wir die Goldgewinnung auf 200,000 Kilo anschwellen, im Werth von 100 auf 700 Millionen jährlich, einmal sogar auf eine Milliarde. Was war die Folge davon? Der natürliche Zug (l'affinité) zum Golde hin ist der Art, die Tendenz der Europäer, das Silber in den Tauschgeschäften durch das handlichere und bequemere Gold zu ersetzen, ist so stark, daß ohne Weiteres diese ungeheure Metallmasse sich in den Verkehr verloren hat, und daß selbst im ungünstigsten Moment die Entwerthung nicht über $1^1/_2$ bis $2^0/_0$ erreichte." —

Natürlich blieb auch in diesen Verhandlungen die Regierung Siegerin. Wo nicht gewaltige Parteiinteressen mit solchen finanzpolitischen Lösungen verkettet sind, werden parlamentarische Versammlungen immer der officiellen Führung folgen. Sie haben in ihrer großen Mehrheit zu deutlich das Bewußtsein ihres mangelhaften Fachverständnisses, um nicht hinter der officiellen Regierungsverantwortlichkeit Schutz zu suchen. Wir haben das in Deutschland in einigen Punkten zu unsrem eignen Schaden nicht minder erlebt. Aber selbst die Regierungsvorlage machte einen enormen Schritt gegenüber dem früheren Verhalten. Aus der von ihr begehrten Ermächtigung zum Sperren der Silbermünze ward sofort eine vollendete Thatsache. Jahre lang hatten die „Praktiker" behauptet, es sei gar nichts zu thun, das „System" allein verbreite einen panischen Schrecken, und noch im letzten Augenblick versicherten sie, es sei gar kein Grund, sich zu beunruhigen. Und in allen Punkten sind sie zu entgegengesetztem Verhalten hingetrieben worden! Durch die „Doctrin"? Nicht entfernt! Die Metallmakler und Metallhändler (vor Allem die Londoner Bullion brokers und Bullion merchants) auf den großen Handelsplätzen mit dem Gewicht ihrer Barren haben sie in die Enge getrieben. Sie mußten sich doch entschließen, etwas zu thun, und diese That gibt den sprechendsten Ausdruck der Beunruhigung, der sie sich nicht länger zu entziehen vermochten. Ob sie nun willens seien oder nicht, ob sie fähig seien oder nicht, den wahren Sinn ihres Handelns zu durchschauen: für das unbefangene Urtheil steht felsenfest, daß dies Handeln einen Act der Unterwerfung unter das Urtheil der von ihnen so lange verunglimpften Gegner ausmacht. Sie sperren die Münzanstalt dem Silber — provisorisch, fügen sie hinzu — um abzuwarten, ob nicht eine Umkehr eintrete. Man nennt das in der Rechtssprache ein Geschäft unter einer Resolutivbedingung eingehen. Wer das thut, bekundet, daß ihm die endgültige Vollziehung des Geschäfts Hauptsache ist, und er nur für einen minder wahrscheinlichen Fall einen Rückweg sich offen halten will. Den minder wahrscheinlichen Fall! wer wollte seine Möglichkeit bestreiten? Kein

Einwand kann ihn leugnen, denn kein Gegenbeweis kann widerlegen, was seinen Daseinsgrund gerade aus dem Contingente der unberechenbaren Elemente schöpft. Aber soweit die Rechnung mit bekannten Größen in der Abwägung der Dinge zu Werke geht, so weit ist Der widerlegt, welcher sein aktuales Thun den logischen Schlußfolgerungen des Gegners anpaßt. Und das ist eben geschehen mit dem Einstellen der Silberprägung. Die Begrenzung der Summen in den drei Conferenzen war der Anfang der zögernden Bewegung; die totale Sperre ist der Schluß. Allerdings hat das französische Gemeinwesen vorerst von diesem Beschluß noch gar keinen Gewinn. Die Leute, welche an der Schüssel sitzen, haben dafür gesorgt. So gut wie die italienische Bank verstanden hatte, die Prägelicenz für ihre Silberreserve auf gemeinsame Kosten in Sicherheit zu bringen, so gut verstanden die Leute, welche zuletzt aus $4^1/_2$ Franken Silber ein Fünffrankenstück zu machen die Erlaubniß verlangten, daß es gelte, vor Thorschluß eingelassen zu werden. Besser als die schönrednerischen Verächter der „Theorie" erkannten die stillen Praktiker, daß aus der Theorie der Silberentwerthung längst eine ihnen vortheilhafte Wirklichkeit geworden, daß aber auch der feierlichste Ton des officiellen Schlendrians nicht lange mehr den Scandal solcher Leugnung der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten im Stande sein werde. Sie zwängten sich durch die von den Beschlüssen der Conferenzen geöffnete Pforte der Prägungslicenz mit einem wahrhaft possirlichen Ungestüm. Die am 3. Februar 1876 geschlossene Conferenz der lateinischen Verbündeten hatte die Licenz zu Gunsten Frankreichs für das Jahr 1876 auf 54 Millionen festgesetzt. Daneben wurde stipulirt, daß die Anwartschaftsscheine für das folgende Jahr 1877, welche von der Münze ausgegeben zu werden pflegen (Bons de monnaie) bis zur Hälfte des contingentirten Betrages, d. h. bis zu 27 Millionen, auf das Jahr 1877 verabreicht werden dürften. Und als nun, der unaufhaltsamen Nothwendigkeit gehorchend, der Finanzminister sich entschloß, die Ermächtigung zum Einstellen der Silberprägung zu verlangen, welchen Gebrauch konnte er noch von derselben machen? Nicht die Prägung eines einzigen Fünffrankenstücks konnte er mehr aufhalten! Nicht blos die für das Jahr 1876 eingeräumten 54 Millionen, sondern auch die Anwartschaften auf die weiteren 27 Millionen, zusammen 81 Millionen, waren bereits vergriffen, und zwar, wie der Minister selbst eingestehen mußte, in den ersten vierzehn Tagen nach Schluß der Conferenz! Man sieht, die Leute von der profitablen Praxis bleiben an hellsehender Befähigung nicht hinter den Theoretikern zurück. Die Wirkung des Gesetzes ist somit vorerst nur eine platonische, und ihre eigentliche Bedeutung liegt darin, daß die französische Regierung auf der nächsten lateinischen Conferenz Anfang 1877 eine andere Stellung als bisher zur Frage nehmen muß und, falls sie, wie nicht unmöglich, sich neue Silberlicenzen auswirkt, schwerlich von ihnen Gebrauch machen wird.

Welchen Weg aber kann Frankreich einschlagen, wenn bis zum Januar 1877 das Silber nicht über 61 Pence (von 52, die es heute werth ist) hinaufgeht? Nur drei Möglichkeiten liegen sodann vor:

1) In dem geschaffenen Zwischenstadium zu verharren und kein Silber weiter zur Münze zuzulassen. Damit kann das Land ein halbwegs erträgliches Dasein nur führen, so lange der Zwangscurs der französischen Banknoten be-

steht. Von dem Augenblick an, wo die Bank wieder verpflichtet wird, ihre Noten in Baar einzulösen, wird dieselbe entweder nur Silber geben, und dann wird sofort das Gold mit Prämie im Verkehr bezahlt werden; oder die Bank gibt ihr Gold her, dann wird man ihr alles im Lande befindliche Silber bringen und das Unterpfand ihrer Noten in einen um 10 bis 20 Procent entwertheten Baarschatz verwandeln. In beiden Fällen ist die Lage eine unhaltbare. Dauern kann sie nur höchstens, so lange der abnorme Zustand des Papier-Zwangscurses herrscht.

2) Soll diesen Verlegenheiten ein Ende gemacht werden, so muß man die gleichberechtigte Silberwährung definitiv beseitigen. Ob das geschehen kann, ohne einen Theil des im Verkehr befindlichen Silbers einzuziehen, ist sehr zu bezweifeln, selbst wenn man das Maximum der Zahlung in Theilungsmünzen auf hundert Franken erhöht.

3) Ein dritter Ausweg bestände darin, das Silber wie bisher als zweites gleichberechtigtes Glied der Doppelwährung zu erhalten und nur die Verhältnißzahl des Gesetzes vom Jahr 1803 durch eine andere zu ersetzen, beispielsweise durch die von 1 zu $17^1/_2$, statt 1 zu $15^1/_2$. Aber es bedarf nur geringen Verständnisses, um zu erkennen, daß damit nicht blos eine neue Werthrelation, sondern ein neues System geschaffen wäre. Denn der wahre Sinn des herrschenden Systems ruht in der Voraussetzung, daß menschliche Gesetze und Uebereinkommen ein unabänderliches künstliches Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen Gold und Silber stabiliren könnten. So wie eingeräumt wird, daß die thatsächlichen Vorgänge hier stärker sein können, als die geschriebenen Anordnungen, so stürzt das ganze Gebäude in sich zusammen. Und am wenigsten läßt es sich mit nur veränderten Zahlen wieder aufrichten in einer Zeit, welche so empfindlich unter dem Druck der Vorgänge leidet und deren Macht in wechselndem Maße noch zu erfahren gefaßt sein muß. Wer wollte sich heute unterfangen, auch nur auf die Frist eines einzigen Jahres ein Verhältniß voraus zu bestimmen, mit der noch so entfernten Aussicht dadurch im Einklang mit dem thatsächlichen Gang der Dinge zu bleiben? Im Zeitraum von drei Jahren haben wir den Preis des Silbers von 60 auf 47 herunter gehen sehen, dann wieder bis 54 emporschnellen, um bald darauf wieder zu 51 herabzukommen. Nicht blos die Production des Metalls und der Gang des Welthandels, sondern die Gesetzgebungsarbeiten selbst wirken mit an diesem unaufhörlichen Wechselgang, und jeder Antrag im Congreß zu Washington, oder in der Kammer zu Versailles könnte Alles aus den Fugen bringen, was menschliche Weisheit abgezirkelt hätte.

Enthält die vorausgegangene Darstellung der Hergänge auf französischem Boden auch in sich eine Kritik der betreffenden Münzpolitik, so ist diese Kritik doch für die hier erfolgte Absicht ein schlechthin zufälliges Nebenproduct. Mit Lob oder Tadel in diesen Dingen uns über die Grenzen des eigenen Staatsgebietes hinaus zu begeben, liegt gar kein Anlaß vor. Vom deutschen Standpunkt aus ist die Zauderpolitik der französischen Finanzleitung sogar nur als ein großer Vortheil zu betrachten, und je länger sie anhält, desto besser für uns. Schade nur, daß auch in der Reichsfinanzleitung jenes beseligte Ruhegefühl waltete, welches allen Mahnungen zum Benützen der kostbaren Augenblicke ein: „nur

nicht drängeln!" (wie man in Berlin sagen würde) entgegenhielt. Schon vor drei Jahren wurde auf das, was jetzt eingetreten ist, vorbereitet, schon damals nachgewiesen, daß Frankreich früher oder später aus seinem Winterschlaf erwachen und dem Silber seinen Markt verschließen müsse, daß es gelte, die möglicherweise kurze Frist zu benützen; auch bei uns wollte man dem unaufhaltsamen Zug der Dinge keinen ganzen Glauben schenken, und um das eigene Sicherheitsgefühl zu erhöhen, redete man sich ein, wir hätten gar kein Silber zu entbehren, eine Behauptung, welche, so oft sie auch vorgebracht worden, heute wahrscheinlich von ihren eifrigsten Vertretern schon preisgegeben ist. Wie übrigens jedes Unglück zu Etwas gut ist, so hat die auf unserer Seite bewiesene Saumseligkeit den Vortheil, daß man an dem ungeheuren Preisniedergang, den das Silber erfahren, der deutschen Münzpolitik nicht die Schuld zuschieben kann. Hätten wir statt der lumpigen Beträge, die wir uns zu den hohen Preisen vom Halse schafften, eine Milliarde Mark losgeschlagen, so müßten *wir* alles Unheil angestiftet haben. Ob dieser Trost alle die Millionen Mark werth ist, welche die Zauberpolitik uns kostet, ist aber um so mehr eine Frage, als Unwissenheit und Böswilligkeit uns doch auf alle Fälle zum Sündenbock ausersehen haben würden.

Für Deutschland war die Ausscheidung des Silbers eine beschlossene Sache, und zur raschen Durchführung des einmal feststehenden Beschlusses mahnten nicht nur die von allen Seiten in Sicht kommenden Anzeichen, sondern es wäre selbst die solcher Warnung zu sehr nachgebenden Maßnahmen im schlimmsten Fall mit geringen Gefahren verbunden gewesen. Denn angenommen, wir hätten so viel Silber verkauft, daß später nöthig geworden wäre, einen Theil des zur Scheidemünze erforderlichen Metalls zu höheren Preisen wieder zurückzukaufen, so wäre das mit leicht übersehbaren und eng begrenzten Opfern verbunden gewesen. Schwerer lag die Sache für Frankreich, weil es die grundsätzliche Entscheidung noch zu treffen hatte und befürchten mußte, daß die Verkündung seines Abfalls vom Silber einen viel nachhaltigeren Druck auf den Preis des Metalls ausüben werde, als der entsprechende Schritt jedes anderen Landes.

IV.

Ganz eigenthümlich liegen die Dinge für England. Seit sechzig Jahren der Doppelwährung entrückt, könnte es vom sicheren Ufer den Stürmen zusehen, mit welchen die anderen Nationen sich herumschlagen. Aber die Königin von Großbritannien ist auch Kaiserin von Indien, und Indien hat die Silberwährung. Zwar wenn es sich nur um den internen Verkehr der großen östlichen Colonie handelte, so würde dem Mutterland schwerlich etwas Anderes zu thun bleiben, als mit gekreuzten Armen einstweilen der Dinge zu harren, welche sich aus dem Schoße der Zukunft entwickeln mögen. Denn die Währung von Britisch Indien wird sich nicht wol loslösen lassen von denen Japans, China's und der Sundaländer. Der Gedanke, den Hunderten von Millionen Bewohnern dieser ungeheuren Welt, welche seit Jahrtausenden die größte Masse des Silbers aufgesogen hat, und welche mit der Zähigkeit uralten Herkommens an ihren Sitten hält, ein neues Geld an Stelle des alten zu bieten, ist vorerst unfaßbar. In dem Anfang der sechziger Jahre, als der gesteigerte Silberverbrauch des indischen

Handels eine Verlegenheit für England wurde, machte es den Versuch, Goldmünzen in seinen Colonien einzuführen, aber mit sehr geringem Erfolg. In jüngster Zeit hat das neuerungsselige Japan dem Golde sein Gebiet geöffnet. Aber an der großen Unterlage der asiatischen Geldgewohnheiten und Verkehrsverhältnisse ist damit noch wenig erschüttert.

England könnte und müßte um so ruhiger der Weiterentwicklung der Dinge zuschauen, als wenigstens vor dem Schaden der doppelten Währung und dem damit zusammenhängenden Wirrwar sein indisches Reich in der Hauptsache bewahrt bleibt, weil es in dem Rupienfuß die einfache Silberwährung hat.

Aber die Wechselbeziehungen zwischen dem in Gold rechnenden Mutterland und den in Silber rechnenden Colonien machen die große Metallkrise zur Quelle eigenthümlicher Verlegenheit für das mächtige Inselreich und rauben ihm das Glück, mit kühlem Herzen den Perplexitäten des Festlandes beizuwohnen. Das englische Staatsbudget ist mit seinen Einnahmen an die Ergiebigkeit der indischen Länder gebunden. Wenn diese in Silber zahlen, und Silber immer weniger werth wird, so wird das Loch in den Einnahmen immer größer, und jeder Penny, um den die Unze am Markt sinkt, fällt als ein empfindliches Gewicht auf die Schultern des britischen Steuerzahlers.

Mehr und mehr ergriff daher diese Sorge alle die, welche des Haushaltes im britischen Reiche zu warten haben. Und endlich fand sie, dem politischen Herkommen gemäß, ihren Ausdruck in der Niedersetzung einer parlamentarischen Commission (select committee), welcher die Aufgabe zufiel: den gegenwärtigen Stand der Dinge und deren Ursprung, namentlich mit Rücksicht auf den indischen Wechselcurs zu ermitteln. Rathschläge zur Abhilfe wurden nicht verlangt und, sich streng an ihre Vorschrift haltend, vermied die Commission jeden Ausspruch, welcher Maßregeln anzuempfehlen scheinen konnte. Aber ihr Bericht gibt deshalb doch deutlich genug ein Bild der Lage, aus dem die Nutzanwendung leicht zu ziehen ist.

Am 3. März 1876 wurde beschlossen, die Commission einzusetzen. Am 15. Juli hielt sie ihre letzte Sitzung. Der Generalbericht, wie er gedruckt vorliegt, enthält die Schlußresultate aus allen geprüften Documenten und vorgenommenen Zeugenverhören in einer außerordentlich knappen und unbefangenen Sprache; er ist ein wahres Muster objectiver Darstellung.

Gleich auf der dritten Seite finden wir ein an dieser Stelle doppelt bemerkenswerthes Zugeständniß. Es heißt da: „Gerechtfertigt erscheint die Schlußfolgerung, daß ein Rückblick auf das wechselseitige Verhältniß beider Metalle in vergangenen Zeiten den Beweis liefert, daß das Fallen des Silberpreises nicht von irgend einer übermäßigen Production des Silbers im Vergleich zum Golde herkommt. Der thatsächlich bestimmende Grund liegt vielmehr in dem veränderten Gebrauch, der von den Metallen gemacht wird. Gold ist allgemein mehr in Gebrauch gekommen, als früher, und in der That haben die Handelszustände und die Lage zahlreicher Länder, welche Gold und Silber verwenden, einen totalen Umschwung erlebt. Argumente, welche sich auf

die relativen Förderungen aus Gold- und Silberbergwerken stützen, haben daher sehr irrige Auffassungen nach sich gezogen."

Nicht um das Gegenseitigkeitsverhältniß in der Förderung beider Metalle zu constatiren, was außerdem als eine mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe charakterisirt wird, sondern nur um das Maß des in jüngster Zeit vielbesprochenen Silberzuwachses zu ermitteln, werden die Zahlen vom Jahre 1852 bis heute nach den meist beglaubigten Schätzungen gegeben und auch bei Annahme der geringsten Ziffern die Zunahme auf 74 Procent ermessen: von etwa 170 Millionen Reichsmark auf 284 Millionen jährlich. Wie bekannt, spielt in diesem Anwachs der neuentdeckte Bergwerksdistrict im Südwesten der Vereinigten Staaten die hervorragendste Rolle. In den Jahren 1859 bis 1860 figurirt die amerikanische Ausbeute noch mit den geringen Ziffern von 4- bis 500,000 Mark, im Jahre 1861 sprang sie auf 8 Millionen, und im Jahre 1875 ergibt der Ausweis 128 Millionen!

Ueber die Wunderwelt dieser an der Küste des stillen Oceans erschlossenen Metallschätze und insbesondere über die Wunderthaten der berg- und hüttenmännischen Technik, welche amerikanische Betriebsamkeit hier ausrichtet, sind in den neueren Zeiten ganze Bibliotheken geschrieben worden. Es kann hier nicht versucht werden, auch nur obenhin über das zu berichten, was ausführlich und mit ganzem Sachverständniß zu schildern für einen Geologen oder Ingenieur eine anziehende und dankbare Leistung wäre. Genüge es zu sagen, daß die beträchtlichste und meist genannte dieser Minen die sogenannte „Comstock-Lode" im Staate Nevada, 1500 Fuß unter der Oberfläche mittelst eines Canals befahren wird, den die blos zur Auspumpung der Stollen und Schachte aufgestellten Dampfmaschinen mit dem nöthigen Fahrwasser versorgen; daß nach kompetenter Aussage die Entdeckung dieses Erzlagers alle früheren ähnlichen weit hinter sich läßt. Die mäßigste Berechnung des in dem Bergwerke noch ruhenden Erzreichthums schließt auf einen Werth von 600 Millionen Mark, eine andere auch noch lange nicht zu den phantastischen gehörende auf das Doppelte. Im Jahre 1875 betrug die Ausbeute 68 Millionen Mark und die ausbezahlte Dividende 48 Millionen. Im Monat März dieses Jahres war die Ausbeute auf mehr als 14½ Millionen, d. h. fürs Jahr 174 Millionen Mark gestiegen, und der officielle Bericht des Münzdirectors berechnet den Ertrag der vereinigten sogen. Virginia- und California-Minen im Staate Nevada, zu welchen Comstock-Lode gehört, auf 50 Millionen Dollars oder 200 Millionen Reichsmark jährlich, hinzusetzend, daß dies nur ein bescheidener Anfang sei.

Nur so viel aus dem Zahlengewimmel des parlamentarischen Berichts sei hier aufgenommen, weil Anhäufung von Ziffern nur zur Folge haben könnte, den Leser zu verwirren. Die Commission stellt als letztes und sicherstes Ergebniß ihrer umsichtigen und erschöpfenden Nachforschungen fest, daß die Silberproduction der Vereinigten Staaten allein dermalen nach der aller niedrigsten Schätzung 180 Millionen Mark ergebe, und daß die übrige Welt nur 140 Millionen fördere. Nicht in gleichem Maße übrigens, wie die Gewinnung, hat die Ausfuhr des Silbers aus Amerika zugenommen, und seit Anfang 1875 ist ein weiterer Rückgang in der Ausfuhr zu bemerken. Dieser Umstand erklärt

sich aus Maßregeln der amerikanischen Münzpolitik betreffs der Ausprägung von Silbergeld, auf die wir zurückzukommen haben.

Unmittelbar nach Behandlung des amerikanischen Elementes wendet sich der englische Bericht der deutschen Münzreform zu. Er gibt zunächst eine summarische Darstellung der ganzen Gesetzesreihe, die in Münz- und Banksachen das neue Reich erlassen, um alsdann auf die für ihn praktisch wichtigste Frage zu kommen, wie viel Silber Deutschland noch abzugeben habe. Die unbestrittene Thatsache, daß es zur Zeit (der Berichterstattung) nur den Belauf von etwa 120 Mill. Mark losgeschlagen, wird auch hier in einer Weise vorangestellt, die vermuthen läßt, daß sie ob ihrer Geringfügigkeit Verwunderung und Zweifel erregte. Ueber den Betrag des Thalervorraths, der annoch im Schoße des deutschen Verkehrs vorhanden, ergeht sich der Bericht in einer angestrengten Untersuchung, deren Einzelheiten wiederzugeben hier um so weniger Anlaß vorliegt, als einheimische Arbeit, aus welcher die Commission hauptsächlich schöpfte, ihre Resultate uns direct geliefert hat. Die schließlichen Schätzungen, auf welche Bezug genommen ist, bewegen sich zwischen den äußersten Punkten von 600 und 160 Millionen Mark, erstere sich der Veranschlagung nähernd, welche noch in neuester Zeit unser um diese Dinge am meisten verdiente Soetbeer aufgestellt hat, letztere nach der Auffassung neigend, welche den preußischen Finanzminister zu dem Ausspruch bewog, „daß der Uebergang zur reinen Goldwährung in einer wahrhaft spielenden Weise sich vollziehen werde". Es verdient bemerkt zu werden, daß der englische Parlamentsbericht diese Worte im deutschen Urtext anführt.

Nach einem kurzen Ausweis über den durch die skandinavische Münzreform freigewordenen Silberbetrag gelangt der Bericht zu dem wichtigsten Theil seiner Aufgabe, den Beziehungen zu den ostindischen Colonien. Während einerseits feststeht, daß der Bedarf an Silberbarren für diese Gegenden in den letzten Jahren sehr stark abgenommen hat, wird zunächst dargethan, daß diese Verminderung wesentlich nicht mit einer Reduction der Ueberschüsse zwischen Ein- und Ausfuhr zusammenhängt. Von jeher hat das ferne Asien einen bedeutenden Ueberschuß aus dem reichen Füllhorn seiner üppigen Vegetation dem Abendlande zugesandt und dafür Silber zur Befriedigung seines Geschmacks an schwerem Prunk und zur Aufhäufung machtgebietender Schätze in Empfang genommen. In der osterwähnten Zwischenperiode des amerikanischen Secessionskrieges und der dadurch hervorgerufenen „Baumwollen-Hungersnoth, cotton-famine," erreicht dieser Ueberschuß eine nie erlebte Höhe, und in den neuesten Zeiten des universellen Industriekrachs erlebte er einen ungewöhnlichen Rückgang. Aber im Großen und Ganzen, so constatirt unser Bericht, ist die Differenz sich immer gleich geblieben und bewegte sich seit 1870 um den Mittelpunkt von 20 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Reichsmark. Damit stimmen auch so annähernd, wie sich erwarten läßt, die Aufnahmen der Verschiffungen von Silber nach Indien, summirt mit den von der Regierung des Mutterlandes auf die Colonie abgegebenen Wechseln.

Also nicht in veränderten Handelsbeziehungen ist der Grund des Umschlags der Dinge zu suchen. Aber was sich ganz anders gestaltet hat, ist die Zusammensetzung eben des Materials, mittels dessen die Differenz in der Bilanz ausgeglichen

wird. Früher bestand jenes Material zum größten Theil aus Barren, zum geringeren aus Regierungswechseln. Seit 1872 namentlich hat sich das Verhältniß durchaus gedreht. Während in der früheren Periode das Durchschnittsverhältniß ergab 10 Millionen Pfund Sterling Barren und $7^1/_2$ Wechsel, kam es in den Jahren 1875/76 auf 3 Millionen Barren gegen 12 Millionen Wechsel.

Der allgemeine Grund aber dieser ganzen Bilanzverschiebung liegt in dem Anwachsen der Beträge, welche von den Colonien der Regierung des Mutterlandes geschuldet werden. Das heimische Budget hat jetzt durchschnittlich 300 Millionen Reichsmark jährlich von dem indischen Departement zu beziehen. Noch in den Jahren 1862—1863 kam ihm nur der vierte Theil dieses Betrags zu. Der Entstehungsgrund der starken Verschuldung liegt in der großen Empörung der Seapoys am Ende der fünfziger Jahre. Der zur Bewältigung derselben gemachte Aufwand erheischte eine Reihe von Anlehen und stehenden Mehrausgaben, welche die Colonien zu verzinsen und zu tilgen haben. Wenn die Wirkung zwischen Ost und West sich erst in den jüngsten Jahren äußerte, so hängt dies mit der Erbauung der indischen Eisenbahnen zusammen. So lange an diesen gearbeitet wurde, was für englische Rechnung geschah, war eben dadurch der ganze Geldbedarf des Baues von England nach Indien zu schaffen. Dieses Begegnen der Ausgaben und Einnahmen gab willkommene Gelegenheit zur Ausgleichung ohne Geldtransport. Was die Regierung des Mutterlandes an Steuern in Silber zur Zahlung der Schuldzinsen und Militärbeiträge in Indien zu empfangen hatte, das wies sie den Bauunternehmern an, und diese bestritten mittelst der aus diesen Anweisungen erhobenen Gelder ihre Ausgaben auf indischem Grund und Boden. Darum konnte die Nachwirkung jener Umgestaltung des Budgets erst fühlbar werden, als die Eisenbahnen der Hauptsache nach gebaut waren.

Die Commission ist der Ansicht, daß, unvorhergesehene Fälle abgerechnet, die Dinge in dieser Verfassung beharren werden. Sie knüpft daran die weitere Betrachtung, daß der aus dieser Sachlage folgende Minderbedarf an Silber einen Rückgang des Wechsels auf Indien, des Curses der Rupien, oder was dasselbe ist, des Silberpreises unbedingt nach sich gezogen haben müßte, *auch wenn die Silbergewinnung und die Demonetisirung des Silbers in den betreffenden Welttheilen nicht eingetreten wäre.* Die einfache Thatsache fällt am meisten in's Gewicht, daß bis vor wenigen Jahren der Handel die große Differenz zwischen seinem Bezug aus Indien und seinen Lieferungen dahin mittelst Silbers auszugleichen hatte; daß aber jetzt das ostindische Kriegsbudget für seine aus dem Mutterlande zu bestreitenden Leistungen in der Colonie jährlich eine Masse Silbers erhebt, welche es den Kaufleuten anweist, während die Kaufleute ihrerseits den Gegenbetrag in England auszahlen; eine Wechseloperation, welche dem einen Theil das Herholen und dem anderen das Hinschicken von Silber erspart. Und damit man sich einen richtigen Begriff von dem Effect dieser Verschiebung mache, stellt die Commission die Ziffern der Jahresforderung des indisch-englischen Budgets mit denen der jährlichen Silberproduction der ganzen Welt zusammen. Ganz allein die Summe von 200 Millionen Mark, um welche das indische Budget an Einnahmen zugenommen

hat, ragt, nach ihr, über die Hälfte der Silberproduction der gesammten Welt hinaus!

Endlich stellt der Bericht sich noch die Frage: wie voraussichtlich sich der Gang des Silberconsums in der indischen Colonie für die Zukunft entwickeln werde. Die beiden am meisten mit den Zuständen jener Bevölkerung vertrauten Zeugen, welche vernommen wurden, haben geglaubt, nach dieser Richtung hin viel Beruhigendes sagen zu dürfen. Sie sagen, daß durch die Verbesserung der Wege und Herstellung der Eisenbahnen ganze Striche erst dem höheren Verkehr erschlossen worden seien. In diesen Gebieten trete erst jetzt die Gewohnheit, mit Geld, das heißt Silbergeld, zu kaufen, an Stelle des Tauschhandels; ferner habe das Volk in den Colonien eine so gewaltige Lust an silbernem Schmuck und Geräthe, daß dadurch der größte Theil dieses Metalls Verwendung finde. Mit zunehmendem Vermögen und mit dem Sinken des Silberpreises werde dieser Sinn neue Mittel finden, sich zu befriedigen. In jedem größeren Dorf ist ein Silberschmied, und sobald ein Mann einige Rupien verdient, läßt er denselben zu sich in's Haus kommen und die Ziergeräthe allda anfertigen. Auch Gold wird zu gleichem Zweck in starker Proportion verwendet. Obwol Goldgeld in verschwindend geringem Maße umgeht, beträgt doch der Goldimport der letzten 40 Jahre die Hälfte der Silbereinfuhr, nämlich 2 Milliarden Mark, welche beinah ausschließlich zu Prunksachen verarbeitet wurden.

Läßt solchergestalt der ferne Osten für die Aufsaugung des Silbers auch ferner ziemlich begründeten Hoffnungen Raum und erwächst daraus ein Anhaltspunkt für die Widerstandskraft der Silberpreise, so stehen nach der Ueberschau unseres Berichtes die Dinge überall in Europa um so aussichtsloser. Der Consum Englands ist verschwindend klein. Bis auf eine einzige Million Pfund Sterling halten sich im vereinigten Königreich die ein- und ausgeführten Beträge an Silber Jahr aus Jahr ein die Wage, und von dieser Million werden nur etwa $^2/_5$ zu Münzzwecken verwandt. Der Verbrauch zu Manufacturzwecken übersteigt nicht die geringe Summe von 600,000 Pfund Sterling oder 12 Millionen Mark, und darin ist nicht blos der Verbrauch für Geräthe, sondern auch für galvanische Versilberung und Photographie inbegriffen. Was aber Frankreich betrifft, so stimmen die Beobachtungsresultate des Berichts bei aller Enthaltsamkeit, die sie in der Skizzirung von Zukunftsbildern üben, mit unseren eignen oben entwickelten Ansichten überein. Einerseits wird constatirt, daß seit dem Rückgang der Silberpreise Frankreich vermöge der fictiven Werthrelationen das Abzugsbecken für das minderwerthige Metall geworden ist, daß namentlich unter dem Schutz der lateinischen Münzconvention, welche der Bankgouverneur Rouland mit Recht eine „fatale" nennt, auch das auf Papier fußende Italien seinen ganzen Vorrath an Silbermünzen und sogar an untergradiger Scheidemünze nach Frankreich hinübergeworfen hat; daß in der That und Alles in Allem berechnet, mehr als die Hälfte sämmtlichen, während der letzten vier Jahre in der Welt producirten Silbers auf Frankreich ausgeschüttet worden ist; daß aber, nachdem der Weg unvermeidlicher Erkenntniß endlich beschritten, d. h. die Silberprägung erst beschränkt und dann sistirt worden, das Land nicht länger fortfahren kann, auf die bisherige Weise der Welt als Ab-

zugscanal für den Ueberschuß des an Werth verminderten Metalls zu dienen. Der Totalüberschuß nämlich, welcher im Lauf der letzten vier Jahre, verglichen zu den vorhergegangenen vier Jahren, auf den Weltmarkt kam, betrug rund anderthalb Milliarden Mark, und von diesem Gesammtbetrag erhielt Frankreich 670 Millionen. Diese Thatsache und die innere Unmöglichkeit ihrer Fortdauer ist, was die Commission als das Wichtigste in der ganzen Physiognomie der Lage wiederholt hervorhebt. Und so verhält es sich. Der gegenwärtige Stand des Silbers hängt an diesem Faden und man muß blind sein, um nicht zu sehen, wie dünn derselbe geworden. Als gewiß, sagt der Bericht am Schluß, steht vor uns die große Zunahme der Production von Silber, die Abnahme von Verwendung vermöge des veränderten indischen Budgets. Ob dagegen die Aufnahmsfähigkeit der ostasiatischen Bevölkerungen dem das Gegengewicht halten wird, bleibt jedenfalls zweifelhaft.

Und bei aller Gewalt, welche die Commission sich anthut, keine Zukunftsansichten zu formuliren, kann sie sich doch nicht entbrechen, mit folgender Reflexion ihre Arbeit zu schließen: „Wenn es dahin kommen sollte, daß die allgemeine Münzpolitik den Weg einschlüge, das bequemere Gold immer mehr im innern und im auswärtigen Handelsverkehr dem Silber vorzuziehen und so dasselbe aus der Position zu verdrängen, die es allzeit behauptet hatte, so könnte der ihm dann bevorstehenden und ganz unvermeidlichen Werthverminderung gar keine berechenbare Grenze im Voraus bestimmt werden!“

Und so schließt dieser so trocken sachliche und geflissentlich nüchterne Bericht, nicht ohne daß auch er, mit einem Blick in die Zukunft schweifend, die Züge eines Mene Tekel gewahre, welches mit veränderter Fassung an den Palast des Weltherrschers schreibt: „Du bist gewogen, du bist zu schwer befunden, deine Tage sind gezählt.“

V.

Wir haben die Zeiten und Länder in raschem Lauf überblickt. Die Ergebnisse der Betrachtung sind überall eingeflossen; es wäre nur entbehrliche Wiederholung, wollten wir sie nochmals in Reihe und Glied hier am Ende aufstellen. Kam es doch überhaupt hier nicht darauf an, zu letzten Schlußfolgerungen zu gelangen, sondern nur Gedanken anzuregen und Horizonte zu eröffnen. Gedanken allerdings, welche bereits in breiten Massen ihre Herrschaft über die körperliche Welt geltend machen, und Horizonte, die täglich sichtbarer nahe rücken. Ein Staat, der heute zukünftige Verbindlichkeiten eingehen will, muß sich verpflichten, in Gold zu zahlen, will er seinen Contrahenten volle Sicherheit einflößen; und so weit ist es schon gekommen, daß die österreichische Nationalbank sich zeitweise geweigert hat, ihr mit Zwangscurs versehenes Papier gegen Silber herauszugeben, und in dem darüber erhobenen Streit sich dies ihr Recht anerkennen ließ.

Diejenigen, welche ungerne die Hoffnung auf Rückkehr der alten Zeiten fahren lassen, waffnen sich mit noch zwei Argumenten, deren bis jetzt hier nicht Erwähnung geschehen und die der Vollständigkeit halber vor dem Abschluß ihren Platz finden sollen. Das eine Argument weist auf eine Hoffnung, das andere

auf eine Schwierigkeit hin. Die Hoffnung ruht auf den Vereinigten Staaten von Amerika. In diesen besteht ein Gesetz, welches der Verwendung von Silber zu Münze einen gewissen Spielraum öffnet. Zur Hälfte ist das Gesetz vollendete Thatsache, zur anderen noch bloße Eventualität. Das in Kraft stehende Gesetz ordnet an, daß die in Umlauf befindlichen kleinen Abschnitte von Staatspapiergeld in Silber umgewechselt werden sollen; es verfügt ferner die Ausprägung einer Quantität sogenannter Handelsdollars (Trade dollars), welche zum Zweck des Verkehrs mit dem Ausland geschlagen werden können, ohne gesetzliches Zahlungsmittel im Inland zu sein. Beiderlei Verwendungen haben in der letzten Zeit recht ansehnliche Quantitäten von Silber aufgezehrt; aber wenn wir sagen, daß beide zusammen bis zum März dieses Jahres rund 13 Millionen Dollars oder 52 Millionen Mark aus dem im Jahre 1875 von Regierungswegen gekauften Silber absorbirt haben, und daß die Gesammtheit des einzuwechselnden kleinen Papiergeldes auf 40 Millionen Dollars angegeben wird, so erhellt daraus, daß damit den entgegenwirkenden Elementen noch kein entsprechender Damm gesetzt ist. Und die höchsten Anschläge der künftig in den Vereinigten Staaten verwendbaren silbernen Theilungsmünzen gehen kaum über die Hälfte des Belaufs, den unserer Ansicht nach Deutschland noch abzustoßen hat.

Nun wird an diese Maßnahmen die Hoffnung geknüpft, daß Amerika bei Wiederherstellung seiner Metallcirculation die Doppelwährung einführen werde. Es läßt sich natürlich a priori nicht behaupten, daß dies- oder jenseits des Meeres den politischen Umtrieben und der Begriffsverwirrung unmöglich sein werde, irgend einen unsinnigen Beschluß durchzusetzen. Aber es wird gestattet sein, diese unberechenbaren Bahnen des Unsinns nicht in die Berechnung der künftigen Dinge aufzunehmen. Nach den bestehenden Gesetzen bleibt das Silber auch in Zukunft in den Vereinigten Staaten nur Theilungsmünze, und nicht für mehr als 20 Dollars (80 Mark) gesetzliches Zahlungsmittel. Daß ein so vielfach in Gold verkehrendes und Gold producirendes Land wie Nordamerika zur ausschließlichen Silberwährung übergehen werde, hat noch Niemand zu behaupten gewagt. Und wenn Länder, welche die Doppelwährung haben und mit allen Fibern an ihr hängen, durch die Nothwendigkeit sich gezwungen sehen, auf dieselbe zu verzichten (wie Frankreich bereits zu thun angefangen hat), so muß man es erst sehen, um es zu glauben, daß ein Land, welches noch Tabula rasa vor sich hat, aus freien Stücken sich in diese Verlegenheit stürzen werde.

So viel, was die Hoffnung betrifft. Amerika's Verbrauch an Silbermünze hat bereits seine Schuldigkeit nach dieser Richtung gethan. Die beiden wieder aufsteigenden Bewegungen der Silberscala, die wir in den letzten zwei Jahren erlebt haben, sind wesentlich auf diese Mitwirkung zurückzuführen. Nach einem ersten Sturz bis 52 Pence für die Unze sahen wir eine Reaction bis 56, dann einen Niedergang bis 47, dann abermals Umkehr bis 54, um schließlich wieder an dem Stand zwischen 51 und 52 anzukommen, welcher eine Abweichung von etwa 17 Procent vom alten Normalfuß darstellt. Ohne jene Ursache hätte der Rückgang wahrscheinlich bereits stärkere Dimensionen angenommen.

Als unüberwindliche Schwierigkeit soll aber der Ausbreitung der Goldherrschaft der Umstand im Wege stehen, daß für diesen Zweck nicht Gold genug auf-

zutreiben wäre. Der Deutsch-Engländer Seyd, von lange her ein begeisterter Silberlegitimist, welcher sich übrigens durch Zusammenstellung belehrender Zahlen aus seiner auf dem Metallmarkt gesammelten Erfahrung Verdienst erworben, hat eine Schrift verfaßt, in welcher er berechnet, was Alles die Welt dereinst an Gold brauchen werde, wenn überall das Silbergeld abgeschafft würde. Zu den in diese Berechnung hineingezogenen Voraussetzungen gehört an erster Stelle die der Wiederaufnahme der Baarzahlung seitens der noch heute in der Papierwirthschaft steckenden Länder. Er vergleicht den auf Grund dieser Hypothese veranschlagten Gesammtbedarf mit der Gesammtgewinnung des Goldes, um die Unzulänglichkeit der letzteren darzuthun. Ohne seine Ziffern des Näheren zu prüfen, können wir aber von vornherein seine Hypothese als so weit von ihrer Verwirklichung entfernt betrachten, daß wir auch ruhig der Zukunft überlassen können, das dieser Verwirklichung entsprechende Material zu beschaffen. Oesterreich, Italien, Rußland und selbst die Vereinigten Staaten, welche doch die nächsten sind, drohen nicht, sich in Ungeduld nach Beseitigung des Papiergeldes zu überstürzen.

Ein anderer Trost für die, welche dessen bedürfen, liegt in der Ergiebigkeit gerade der amerikanischen Minen, welche so stark den Druck auf den Silberpreis vermehren helfen. Wir haben oben bei Schilderung dieser interessanten Bergwerke absichtlich eines Phänomens nicht erwähnt, welches erst an dieser Stelle richtig gewürdigt werden kann. Die ungeheuren Schätze, welche von den amerikanischen Unternehmern aus dem Comstock-Lode gezogen werden, bestehen nämlich entfernt nicht ausschließlich aus Silbererz. Beinahe die Hälfte, dem Werthe nach berechnet, ist Gold, 40 bis 45 Procent der Förderung. Das wäre also schon eine wesentliche Zubuße für die wachsende Nachfrage. Und neben dieser isolirten Erscheinung steht unterstützend für uns die allgemeine, daß im Großen und Ganzen im Laufe der Zeiten die Production des Goldes, verglichen zu der des Silbers, stetig imWachsen geblieben ist, seit mindestens dreißig Jahren auch an absolutem Werth die Summe des gewonnenen Silbers namhaft übersteigt. Ist auch das Verhältniß nicht mehr so überwältigend zu Gunsten des Goldes, wie in dem Anfang der fünfziger Jahre (das Jahr 1852 weist 790 Millionen Mark Gold gegen 178 Millionen Silber auf), so ist es noch immer beträchtlich genug und ergibt selbst für das Jahr 1875 trotz der großen Silbergewinnung noch die Zahlen: Gesammtproduction an Gold: 500 Millionen Mark, an Silber 340.

Bedenkt man hiezu noch, daß Gold, eben weil es concentrirteren Werth oder, was gleichbedeutend ist, größere Beweglichkeit bietet, schneller circulirt, so entspringt daraus die weitere Consequenz, daß das Verkehrsgebiet mit einer geringeren Summe an Gold als an Silber auskommen kann, was auch eine absolute Ersparniß für den Volkshaushalt mit sich bringt.

Und letztlich ist es gewiß nicht als ein Uebel anzuschauen, wenn dem natürlichen, stets die Preise der meisten Dinge allmälig hinauftreibenden Zuge der Zeit ein stiller Widerstand entgegenarbeitet in der verlangsamten Zufuhr des Edelmetalls.

Darum glauben wir, uns noch nicht plagen zu müssen mit der Sorge um die Beschaffung des Goldes für den Erdball. Und wenn der ganze Zug der

menschlichen Sitten und Bedürfnisse auf den Weg nach den Goldmünzen hindrängt, so werden ihn jene Angstberechnungen doch nicht aufhalten. Am allerwenigsten werden sie es dahin bringen, aus dem gekünstelten widernatürlichen System eines unabänderlichen Wechselverhältnisses zweier Metalle ein natürliches zu machen. Feste Werthverhältnisse vorschreiben heißt im Grunde nichts Anderes, als das eine der zwei in wechselseitiges Verhältniß gesetzten Dinge um ein Stück seines natürlichen Werthes künstlich verkleinern oder das andere um so viel vergrößern, mit anderen Worten aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas machen. Beides ist wider die Natur, und je mehr überall die menschliche Gesellschaft zur Selbsterkenntniß ihrer natürlichen Lebensbedingungen fortschreitet, desto mehr zerstört sie die auf den entgegengesetzten Effect abzielenden Täuschungen. Der Kampf zwischen Schutzzoll und Handelsfreiheit steht auf demselben Blatt. Es ist der Kampf künstlich festgehaltener Werthfictionen gegen das natürliche Gewicht der auf sich selbst ruhenden Werthe.

Wer wird sich vermessen wollen, zu sagen, daß ein vieltausendjähriger Grundpfeiler des menschlichen Haushalts jetzt auf einmal vor unsern Augen brechen und in den Abgrund stürzen werde! Die abstracte Logik zieht ihre Schlüsse in grader Linie, aber das lebendige Wissen nimmt alle Hindernisse in seine Anschauung mit auf, welche bewirken, daß eine Wahrheit sich nie in grader Linie Bahn bricht, sondern nur auf langsam gewundenen Wegen endlich zu Tage tritt. Für uns kam es nur darauf an, nach einem fernen Signalpunkt am Horizonte zu spähen. Haben wir etwas Wirkliches erblickt oder, wie Andere sagen werden, den Reflex eines nur im eignen Gehirn aufgetauchten Visionsbildes? In jener künftigen Zeit, welche hier das letzte Wort der Entscheidung auszusprechen hat, wird die Spur verschwunden sein Dessen, der dies schreibt, und Derer, die es lesen, und Niemand wird sich erinnern, ob Irrthum oder Wahrheit auf diesen Blättern verkündet worden.

Literarische Rundschau.

1. Dramatische Bilder aus Straßburg's Vergangenheit von Ludwig Spach. 2 Bde. Straßburg, Karl J. Trübner. 1876.

Bücher, die aus dem Elsaß hervorgehen oder über das Elsaß handeln, können im Allgemeinen jetzt nicht mehr auf dasselbe Entgegenkommen rechnen, wie in den Jahren 1870, 71, 72. Das ist so natürlich, daß Niemand darüber klagen darf. Wenn ich ein werthvolles Gut verloren habe und zurückgewinne, so ist der Moment des Erlangens ein Höhepunkt des Glückes und der Freude, der nachher nie wiederkehren wird. Ich kann nicht täglich die ersten Empfindungen in mir erwecken; ich ordne das Verlorene ein in meinen sonstigen Besitz; es bringt mir alle Vortheile, aber auch alle Lasten des Besitzes, Sorgen und Mühe, vielleicht Aerger.

Aber es ist doch nicht ganz dasselbe, wenn es sich um Menschen handelt. Der äußeren Wiedergewinnung folgt die langwierige innere. Ein Theil jener ersten Empfindungen kann noch lange nicht entbehrt werden. Zwei Elemente, auf denen die allmälige Einordnung der Elsässer in's deutsche Leben vorzugsweise beruht, bedürfen fortgesetzter ermunternder Sympathie von Seiten des übrigen Deutschlands: die in's Elsaß eingewanderten und im öffentlichen Interesse thätigen Deutschen und die wenigen Elsässer, welche sich rückhaltslos der deutschen Sache angeschlossen haben. Von den ersteren zu reden, würde mir übel anstehen; aus den Kreisen der letzteren stammt das vorliegende Werk.

Der Verfasser ist kein Fremder mehr für die deutsche Lesewelt. Aus seinem Buche über „Moderne Culturzustände im Elsaß" haben Viele die reichste Belehrung geschöpft. Sein Drama „Heinrich Waser" hat die verdiente Anerkennung gefunden (vgl. „Deutsche Rundschau", Band III., S. 444). Den Lesern der „Deutschen Rundschau" darf ich verrathen, daß er zu den Mitarbeitern derselben gehört: man wird dem Aufsatz über Daniel Stern (Juli-Heft 1876) die intime Vertrautheit mit dem Stoffe wol angemerkt haben. Hr. Professor Spach hat die große Zeit der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die zwanziger und dreißiger Jahre, in Paris verlebt; alle die maßgebenden literarischen Persönlichkeiten jener Tage hat er aus unmittelbarer Nähe beobachtet; eine reiche Kenntniß der französischen Poesie und Wissenschaft steht ihm zu Gebote, wovon manche Feuilletons der „Straßburger Zeitung" — ich erwähne namentlich ein glänzendes über Lamartine — beredtes Zeugniß ablegen.

Die vorliegenden „Dramatischen Bilder" sind in der Zeit unmittelbar nach der Belagerung Straßburg's entstanden. Wunderbares Schauspiel! Ein Mann hoch in den Sechzigen, groß geworden in französischen Traditionen, eng verflochten mit der früheren Verwaltung seines Departements, jetzt rasch entschlossen, die welthistorische Entscheidung zu acceptiren, dadurch großentheils abgeschnitten von seinen alten Verbindungen und Freundschaften, angefeindet, ja beschimpft und als Verräther verfehmt

von seinen Landsleuten, zunächst ohne engeren persönlichen Halt unter den Eroberern, eingeklemmt dergestalt in die schwersten persönlichen und öffentlichen Krisen, erschüttert in seinem physischen und geistigen Leben durch die unauslöschlichen, unverwischbaren Schrecken und Aufregungen der Belagerung — worin sucht er Trost, Halt, Erhebung? Er wendet sich der lange verlassenen deutschen Dichtung zu; er versenkt sich in die Vergangenheit seiner Vaterstadt, mit der er als Forscher lebenslang vertraut ist; er sucht einige bedeutende geschichtliche Epochen poetisch zu fixiren. Die regste Thätigkeit der Phantasie, künstlerisches Bilden und sinnvolles Gestalten, geistiges Zusammenleben mit alten Landsleuten, die vor ihm Aehnliches erlebt, soll ihn über sich hinausheben. Die fürchterlichen Eindrücke der Gegenwart will er durch ebenso ergreifende oder durch friedlichere Bilder der Vergangenheit verdrängen.

Diese dramatischen Schilderungen haben daher nicht nur eine selbständige Bedeutung als Erzeugniß der elsässischen Literatur, welche gerade an Dramen so arm ist; sie sind auch ein werthvolles historisches Document zur Charakteristik der Uebergangszeit, in der sie gedichtet wurden. Unwillkürlich haben sich die Stimmungen jener bösen, qualvollen Tage darin abgespiegelt. In „Peter Swarber, oder die unruhige Woche" sehen wir das Münster blutig roth gefärbt von dem Feuer, das im Jahre 1349 die grausam verfolgten Juden verzehrt — und wir werden erinnert, wie 1870 „die Kriegesfackel wieder, aufflackernd, Mitternacht in hellen Tag verwandelt". Peter Swarber selbst, der judenfreundliche Ammeister von Straßburg, ist ein Märtyrer der Milde und Sanftmuth; die Rolle des Vermittlers, die er aufrecht zu halten sucht, bringt ihn um sein Amt, er fürchtet für sein Leben, und gebrochenen Herzens verläßt er die undankbare Vaterstadt. Auch „Dominikus Dietrich" und „Fritz von Dietrich", welche die natürlichen Mittelpunkte abgeben für die Darstellung der französischen Annexion und der französischen Revolution, sind leidende Helden. Wir sehen sie nicht in ihrem Aufstreben, sondern in ihrem Niedersinken. Wir sehen sie nicht mächtig eingreifen in Welt und Schicksal, sondern die Räder einer ungeheuren Zeit rollen fast achtlos über sie hinweg. Dominikus wird ein Märtyrer des Protestantismus, zermalmt durch den Machtspruch Ludwig's XIV. Fritz wird ein Märtyrer seiner Liebe zu Frankreich, die ihn aus dem sicheren schweizerischen Asyl nach Paris und dem revolutionären Blutgericht in die Arme treibt. Und fragt man nach ihrer Schuld, so predigen sie die Moral der Resignation, die so oft bei Grillparzer wiederklingt. Auch sie preisen des Innern stillen Frieden, auch ihnen gilt die Größe für gefährlich und der Ruhm für leeres Spiel. Peter Swarber macht sich seine Gier nach Amt und Würden zum Vorwurf. Fritz von Dietrich kommt wiederholt darauf zurück: „O! daß ich stets in thätiger Einsamkeit mein ganzes Leben zugebracht, mich nie dem Strom der Welt ruhmsüchtig überlassen hätte!" „Warum mich fortgesehnt aus meiner Schmieden? Warum mich in die Reihe der Großen dieser Welt emporgeschwungen? O der winzigen, kleinen Großen!" Das grüne, stille Jägerthal, seine Besitzung, worin diese elegischen Empfindungen ihn am mächtigsten erfassen, bildet einen ergreifenden Contrast zu dem wüsten Treiben der Jacobiner. Und wenn einer der zahmeren Revolutionsmänner ausruft: „Wir stehen vor unbarmherzigen Mächten, wir selbst ohnmächtig, da" — so scheint er den Grundton aller dieser Dramen anzugeben und zugleich aus dem Sinn eines Zeitgenossen zu reden, den die ungeahnten Wendungen des deutsch-französischen Krieges fast zu Boden drückten. Noch ein anderes ist den drei Stücken gemeinsam: die eigentlichen Gegner der Helden haben einen unverkennbaren Zug von Gemeinheit; sie sind in kleinlichen Verhältnissen aufgewachsen, sie sind gewohnt, sich kleiner Mittel zu bedienen, oder treten mit der ganzen Brutalität beschränkter und niedriger Naturen auf; sie wirken mit Nadelstichen oder mit Kolbenstößen; sie erwecken weniger Haß als Verachtung; und wenn Fritz Dietrich gleichwol Accorde des Hasses findet, um seiner Abneigung gegen Eulogius Schneider Worte zu leihen, so scheint er ihm fast zu viel Ehre zu erweisen. An manchem scharfen Ausdruck aber glaubt man zu fühlen, daß die Seele des Autors sich Luft macht, um langaufgehäufte eigene Qualen loszuwerden.

Das Buch wird eröffnet durch ein Singspiel: „Der Zürcher Hirsbrei". Der bekannte Schützenfest-Spaß von vor 200 Jahren (1576), den Fischart auf so merkwürdige Weise als ein Symbol unverzagten Mannesmuthes verherrlicht hat. Fischart selbst ist der Held der Operette, und die Geschichte seiner Werbung und Ehe wird mit dem von ihm besungenen Ereignisse in Verbindung gebracht. Es ist ein rechtes Friedensbild, ein Stück historischen Stilllebens. Aber auch hier, wo alles glücklich endet, vernimmt man die melancholischen Klänge der Resignation. Fischart, ein fester, kräftiger Mann, der, wenn es Noth thut, auch die Feder mit dem Degen vertauscht, ist doch von zu feinem sittlichem Empfinden, um resolut zu wollen und tüchtig drein zu schlagen, wo es sich um sein eigenes Lebensglück handelt. Er würde dem widerstrebenden Vater die Geliebte nicht abzwingen, er ist bereit zu verzichten, auszuwandern, und sich mit dem Wiederfinden in einer besseren Welt zu trösten: ein Anderer muß für ihn handeln und das Schicksal muß sich gnädig zeigen, um seine Herzenswünsche zu erfüllen. Er bleibt darum doch eine ideale, sympathische Gestalt. Wer tapfer für Andere ist, wer furchtlos für Ideen eintritt, dem steht es doppelt gut, wenn er schüchtern für sich selber ist.

2. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. XVII.) Straßburg, Karl J. Trübner. 1876.

Ruckstuhl ist ein Schweizer, dessen Bestrebungen von Goethe belobt wurden und der die kurze Monographie reichlich verdient, welche ihm hiermit durch einen Landsmann zu Theil wird. Man findet in dem Heftchen einen ungedruckten Brief Goethe's und mehrere Briefe Heinrich Meyer's, des „Kunscht-Meyer's", einer darunter besonders interessant, worin er Anleitung zum Kunststudium gibt, sich über Malerakademien, Cornelius und die Frescomalerei ausspricht. Das Interessanteste aber ist die Persönlichkeit Ruckstuhl's selbst und die Tendenzen, welche ihn Goethe nahe bringen. Man wird dadurch auf Betrachtungen geführt, welche nicht blos jener Zeit, sondern auch der Gegenwart gelten.

Obwol Schweizer von Geburt, Katholik aus Luzern, ist Ruckstuhl tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß die deutsche Schweiz in Deutschland ihren natürlichen geistigen Halt habe. Er sagt: Leben und Seele weicht aus dem einzelnen Gliede, wenn es sich von dem Ganzen trennet, zu dem es gehört; was in der Schweiz gesprochen und gedacht wird, ist von Deutschen und Schweizern zusammen erzeugtes Gemeingut; politische Schranken können nicht in Betracht kommen zwischen Völkern, die durch Gedankenverkehr und gemeinsames Besitzthum von Ideen verbunden sind. Ruckstuhl trägt die Waffen gegen Napoleon im deutschen Heere und fühlt sich selig, nicht mehr blos zu reden und zu fühlen, sondern auch zu handeln. Er nimmt später als Lehrer an den Gymnasien zu Bonn und Coblenz hervorragenden Antheil an der Wiedergewinnung des Westens für deutsches Staats- und Geistesleben. Simrock, der uns kürzlich entrissene, der so viel wie kein Anderer gethan, um deutsche Poesie zu neuem Glanz unter uns zu wecken, Simrock war in Bonn sein Schüler und legte dankbar Zeugniß ab für den bestimmenden Einfluß, den Ruckstuhl auf ihn und Andere übte: „Ruckstuhl — bemerkt er — hat in jener im Rheinland noch ganz französisch gesinnten Zeit fast zuerst deutsche Gesinnung gelehrt." Aber obwol Ruckstuhl von deutschem Patrictismus erfüllt ist, obwol er gegen Napoleon zu Felde zog, obwol er in Görres' „Rheinischem Mercur" auf fast thörichte und unsinnige Weise die Franzosen beschimpft hatte, so ist er doch bald einer der Ersten, welche nüchtern und verständig der nach dem Siege ausbrechenden Deutschthümelei entgegentreten und einen einzelnen Auswuchs der Moderichtung, den Purismus, der alle Fremdwörter aus unserer Sprache verbannen wollte, energisch bekämpfen. „Der Purismus

haust und stürmet im Gebiete der Sprache, als wäre er im feindlichen Lande jenseits der Wasgauer Berge, und fegt im deutschen Sprachschatz, als hätte er den Augiasstall zu misten." Diese Gesinnungen machen ihn für Goethe zu einem werthvollen Bundesgenossen in dem Feldzuge gegen die „neudeutsche religiös-patriotische Kunst". Er ist aber auch für uns ein Bundesgenosse, die wir unter ähnlichen patriotischen Uebertreibungen zu leiden haben, aber ohne Schwanken entschlossen bleiben, im Sinne Goethe's zu leben und zu wirken, getreu den bewährten humanen Idealen, unbekümmert um den barbarischen Unsinn halbverstandener nordischer Mythologie, die man uns als neues Evangelium aufdrängen will, fest überzeugt, daß es eine hochstehende, rein nationale und originale Kunst nie gegeben hat, nicht geben kann und nicht geben soll, und daß jede darauf gerichtete Bestrebung ein- für allemal durch Goethe's Epigramm gerichtet ist: „Ein Quidam sagt: ich bin von keiner Schule." Die Deutschen, die es mit der ästhetischen Bildung ihres Volks gut meinen, sind aus der Schule der Griechen. In Athen ist ihre geistige Heimath, nicht in den trüben Tiefen des Rheins. Das deutsche Alterthum ist ihnen willkommen, so weit es uns stärken und bereichern kann, nicht wo es einer Verarmung der Kunst und geistiger Rückbildung gleichkommen muß.

3. Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1876.

Hans Hopfen hat uns im letzten Jahre durch eine ganze Reihe bemerkenswerther und eigenthümlicher Bücher erfreut: Juschu, Böswirth, Verfehlte Liebe, Streitfragen und Erinnerungen.

Von „Juschu" war in diesen Blättern bereits die Rede („Deutsche Rundschau", Band IV, S. 305—6, 1875). Sie wirkt wie ein Erlebniß. Aus einem wenig berührten Stoffgebiete eine Anzahl von Gestalten mit sicherer Hand gezeichnet, höchst glaubwürdig hingestellt.

Der „Böswirth" (Stuttgart, A. Kröner, 1876, in der Sammlung „Sorgenlose Stunden") ist eine Dorfgeschichte; ein Jugendwerk, aber das wohlgelungene Probestück des Verfassers. Wenige seiner Producte werden auf so uneingeschränkten allseitigen Beifall rechnen können. Seine Bauern sind wirkliche Bauern und doch idealisirt, d. h. auf die wesentlichen menschlichen Elemente zurückgeführt. Sie tragen weder den Stallschmutz an bloßen Füßen, noch sind ihnen Lackstiefel angezogen. Die Charaktere kommen überall vor, die Conflicte kommen überall vor; die Versetzung in die bäuerliche Region bietet den Vortheil ungemilderter naiver Leidenschaften und unreflectirter Handlungen: den eigentlichen echten Vorzug der Dorfgeschichte. In diesem Sinne hat schon Goethe im „Werther" episodisch einen Bauernburschen verwendet.

Die „Verfehlte Liebe" (Stuttgart, Ed. Hallberger, 1876) bedeutet das verfehlte Leben des Helden. Er ist ein Deutscher, in Odessa geboren, in deutschen Anschauungen aufgewachsen. Eine Russin, aus Leibeigenschaft emporgehoben, saugt ihm die beste Kraft des Herzens und Charakters aus; sie findet ihn als gläubigen Knaben und verläßt ihn als müden, gebrochenen Mann; sie hat seine spröde Rechtschaffenheit überwunden, indem sie sich zur Wittwe log; sie hat, bangend für das Leben des Geliebten, den eigenen Gatten vergiftet. Das kommt nicht gerichtlich an den Tag; aber zu Lindau am Bodensee, wo die Liebenden anlangen, als gerade ein Weib aus dem Volke um desselben Verbrechens willen hingerichtet werden soll, entreißt ihr der Held das Geständniß, er fühlt sich mitschuldig, sie wollen mit einander sterben: da verschwindet sie mit Hinterlassung eines Briefes, worin sie die Absicht ausspricht, sich allein zu tödten; man findet an den Ufern des Rheines ihre Kleider — es bleibt aber zweifelhaft, ob sie sich wirklich ertränkt, ob sie nicht blos so gethan hat!

Das ist ein harter, grausamer Schluß. Grausam und ungerecht gegen die Heldin. Sie ist der ästhetisch werthvollste Charakter, durchweg interessant, aus-

gestattet mit ganz originellen Zügen. Warum sie nicht veredeln und verklären durch eine tiefe, wahrhafte Leidenschaft, welche das Leben aufzuopfern bereit ist, um in den Augen des Geliebten ihre Schuld zu sühnen? Das Grundproblem des Romans ist die Durchkreuzung zweier sittlicher Welten, halborientalischer und occidentalischer Lebensanschauungen. Indem aber der Verfasser den deutschen Liebhaber seine Geschichte selbst erzählen läßt, nimmt er parteiisch den Standpunkt dieses Unglücklichen ein, nicht den Standpunkt der höheren, wenn ich so sagen darf, ethnographischen Gerechtigkeit.

Mit ungemischter Freude habe ich die „Streitfragen und Erinnerungen" gelesen. Es ist eine Sammlung von Aufsätzen verschiedenen Inhalts, welche mannigfachen Interessen entgegenkommen. Die Artikel über Grillparzer und Halm rufen mir Menschen sehr anschaulich zurück, die ich kannte. Der Nekrolog von Bernhard Scholz macht mir einen Menschen lieb, den ich nicht kannte. Die „Bureaukraten-Idyllen" aus München wird eine künftige Physiologie der Mittelstaaterei als werthvolles Quellenmaterial begrüßen; sie haben außerdem für mich einen merkwürdig anheimelnden Duft, es ist nicht ganz österreichische Art, aber etwas recht nahe Verwandtes. Der Eintritt der Elsaß-Lothringer in den deutschen Reichstag ist in einem anderen Aufsatze für Alle, welche diesem historischen Augenblicke nicht beiwohnten, sehr dramatisch, ja mit einem gewissen Raffinement geschildert: Herr Teutsch, der eigentliche Held der Tragicomödie, wird uns, wie in einem Roman, erst anonym, durch sein Benehmen die Aufmerksamkeit spannend, vorgeführt, ehe er als eigentlicher Träger der Handlung erscheint.

Den Hauptinhalt des Buches bildet das Theater: die Dramatiker Halm und Grillparzer, praktische Erörterungen principieller Natur, einzelne Aufführungen, Rossi, die Meininger, Kleist's „Hermannsschlacht", Wagner's „Tristan und Isolde".

An Grillparzer und Halm wird man nie denken können, ohne sich die Frage vorzulegen: wie kommt es, daß in Deutschland so oft große Künstler nicht nach Gebühr gewürdigt werden? Die Antwort ist eine sehr unangenehme Wahrheit: weil unsere ästhetische Cultur sich auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe befindet. Wir haben keine feste Tradition der Kunstübung und des Kunsturtheils. Wir haben keine einheitliche, öffentliche Meinung in künstlerischen Dingen. Wir taumeln von Extrem zu Extrem. Immer wieder stehen neue Propheten auf mit neuen Evangelien, und alle finden ihre gläubige Gemeinde. Jeder Streit über Theater, Poesie, Musik muß bei uns mit dem Abc anfangen, und die meisten, welche streiten, wissen nicht einmal, daß alle diese Künste ein wirkliches, unzweifelhaftes Abc seit Jahrhunderten besitzen, welches in Frage zu stellen gerade so thöricht ist, wie eine neue Sprache erfinden zu wollen. Es wird daher meist im Ganzen und Großen gestritten, über die Elemente, über die Principien, über die letzten Dinge, nicht über die Technik und die Einzelheiten. Und so ist es ein großes Verdienst von Hopfen, daß er seinen Lesern gerade solche technische Einzelerörterungen zumuthet, welche nothwendig beitragen müssen, das stumpfe ästhetische Gewissen zu schärfen, das schlafende zu wecken. Zu ähnlichen Betrachtungen und Discussionen hätte wol Mancher Lust, aber Wenige werden es durchsetzen, daß das Publicum sich dabei nicht langweilt. Hopfen's kritische Theater-Feuilletons werden, wie ich nicht bezweifle, Jedermann unterhalten. Hans Hopfen führt eine kräftige literarische Faust. Er verleugnet nirgends, wo es noth thut, die gesunde Derbheit seiner Heimath, die er so trefflich zu schildern versteht. Einigen Leuten, die es reichlich verdient haben, wird auf gut altbayrisch, witzig, ernst oder grob, aber immer sehr deutlich, die Wahrheit gesagt.

Ueber die Sachen selbst darf ich nur in wenigen Fällen mitreden. Leben und Thaten des Herrn Köberle — er ist der Held der Abhandlung „Ein Reformator der deutschen Schaubühne" — sind mir nicht näher bekannt geworden. Die Meininger haben wir in Straßburg noch nicht gehabt. Die Skizze über Rossi bestätigt mir nur, was ich übereinstimmenden Berichten aus Berlin und Wien entnehmen konnte, daß man es als einen reellen Verlust betrachten muß, diesen großen Schau-

spieler nicht gesehen zu haben. Ueber „ein musikalisches Buchdrama" könnte ich allerdings mitreden, denn ich bin gewürdigt oder verurtheilt worden, der zweiten Berliner Aufführung von „Tristan und Isolde" beizuwohnen. Ich könnte mich sogar, vom Standpunkt der altdeutschen Philologie, gleichsam ex officio, des armen, verballhornten Gottfried von Straßburg annehmen. Aber „Tristan und Isolde" sind augenblicklich von der Tagesordnung abgesetzt und haben den Bühnen-festspiel-Ungeheuern Platz gemacht. Ich begnüge mich daher für jetzt, auf Hopfen zu verweisen, der meine eigenen Gefühle bei der Sache sehr treffend und vergnüglich ausgedrückt hat. Ich wurde auch unlängst durch Bauernfeld's ergötzliche Persiflage in der „Reichen Erbin" und durch ein Capitel in Spielhagen's „Sturmfluth" zu meiner Freude überzeugt, daß überall noch Leute wohnen, die nicht zur Bayreuther Religion gehören; die nach wie vor den Messias des Wohllautes und der strengen Form verehren, die mit Lessing nach der Begrenzung der Künste streben, statt nach ihrer Vermischung, welche Sinn und Verstand für ein unentbehrliches Ingrediens der Poesie halten und welche die Sprache Lessing's und Goethe's nicht zum Lallen und Blöken herabdrücken wollen.

Wilhelm Scherer.

Berliner Chronik.

Die Berliner Kunstausstellung.

I.

Berlin, Anfang October 1876.

Die fünfzigste Kunstausstellung der Berliner Akademie hat eine wesentliche Neuerung gebracht: nachdem das bisher für die Ausstellung benutzte Local, eine Reihe von Sälen des Akademiegebäudes, in Folge der Erweiterung der akademischen Unterrichtsanstalt für Ausstellungszwecke versagt werden mußte, ist ein neues, einstweilen provisorisches Gebäude für die Ausstellung aufgeführt, welches seinem provisorischen Charakter gemäß als architektonisches Werk nicht betrachtet werden kann, als Unterkunftsraum für Kunstwerke aber durch die vortreffliche Beleuchtung, welche wenigstens die Säle mit Seitenlicht haben, den Genuß des Ausstellungsbesuches sehr gefördert hat. Es ist möglich, jedes Bild ohne Umstände zu sehen und binnen Kurzem ein von äußeren Schwierigkeiten nicht beeinträchtigtes Urtheil über dasselbe festzustellen. Sehr interessant ist es, hier im Großen eine Probe zum Vergleich der hohen Seitenlichtbeleuchtung mit dem über Gebühr gepriesenen Oberlicht vor Augen zu haben, in welchem Vergleiche das letztere sowol durch seine geringere Intensität wie durch sein eigenthümliches Blenden und seine Unsicherheit bei weitem im Nachtheil ist. So wird denn hoffentlich bei der Herstellung eines definitiven Gebäudes die Beleuchtungsfrage nur in dem Sinne gelöst werden, in welchem sie von nicht Voreingenommenen längst erledigt gewünscht ist; man wird, wenn auch vielleicht wieder aus praktischen Gründen einige größere Räume mit Oberlicht hergestellt werden müssen, wenigstens überwiegend Seitenlicht einführen. Freilich wird auch für die Seitenlichträume eine andere Einrichtung als die gegenwärtige beliebt werden müssen; denn darin dürfte allgemeine Uebereinstimmung herrschen, daß die gegenwärtigen Corridore mehr als Säle zu schmal sind, so daß bei nur geringem Besuch kaum eine ungehinderte Passage möglich ist, und den größeren Bildern gegenüber gar nicht der nöthige Abstand genommen werden kann. Auch gegenwärtig schon hätte man ohne Einbuße an Raum die Säle leicht fast doppelt so breit machen können, wenn man sie durch mehrere Querwände, die namentlich etwas schräg gestellt ein gutes Licht gehabt haben würden, getheilt hätte. Eine solche Anordnung würde, namentlich wenn es sich später um ein monumentales Gebäude handelt, sehr vortheilhaft sein und auch die Orientirung, welche in dem gegenwärtigen, so zu sagen grundrißlosen Gebäude fast unmöglich ist, wesentlich erleichtern.

Mit dem neuen Locale treten auch, wiewol sehr schüchtern, einige andere Neuerungen hervor; selbst in die hergebrachte Einleitung des Kataloges „Zur Chronik der Akademie" ist ein etwas lebhafterer Ton gekommen. In dem Kataloge selbst hat man den Künstlernamen da, wo sich etwas darüber berichten ließ, die früher erhaltenen Auszeichnungen, namentlich durchgängig die in Berlin erworbenen, hinzugefügt, wobei

es nur zu bedauern ist, daß bei den Besitzern der großen Medaille nicht zugleich das Jahr notirt ist, in welchem dieselben die kleine bekommen haben. Im Uebrigen leidet der Katalog an derselben Unbrauchbarkeit, wie die früheren, während man wol berechtigt gewesen wäre, zu hoffen, daß namentlich nach dem Vorgange des Jordan'schen Kataloges zur Nationalgalerie den 1873 zu Wien formulirten Anforderungen der Wissenschaft, die zugleich Anforderungen der Praxis sind, in höherem Grade nachgekommen wäre.

Mit der Aufhängung der Bilder wird in diesem Jahre weniger Unzufriedenheit geherrscht haben als in den früheren, aus dem einfachen Grunde, weil die Aufhängecommission fast ausschließlich über sehr gute Bilderflächen verfügte. Um so mehr wäre es zu wünschen gewesen, daß sie von dieser neugewonnenen Freiheit einen bewußten Gebrauch gemacht hätte. Es wäre leicht möglich, ja sogar unabweisbar gewesen, die Kunstwerke nunmehr in einer bequemer übersichtlichen Weise unterzubringen, als es geschehen ist. In Paris, wo man längst in der glücklichen Lage ist, gute Räumlichkeiten zu haben, erspart man den Besuchern das lästige Hin- und Herblättern im Katalog und die Schwierigkeit, einzelne Werke in den Räumen lange und doch wo möglich noch vergeblich aufzusuchen, sehr einfach dadurch, daß man die Bilder nach den Namen ihrer Urheber alphabetisch anordnet. Dadurch hat man zugleich den gar nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß die Bilder eines Künstlers zusammen oder wenigstens nahe bei einander hängen, während es hier noch immer schwer ist, die Thätigkeit eines Einzelnen zu übersehen. Die Nachwehen langjähriger übler Umstände und schlechter Gewohnheiten machen sich eben einstweilen noch überall geltend und sind nicht so schnell loszuwerden, wie es zu wünschen wäre.

Die ausgestellten Kunstwerke selber angehend, gehört die diesjährige Ausstellung nicht zu den bedeutenderen. Es fehlt nicht an einigen sehr vorzüglichen, nicht an vielen recht interessanten Kunstwerken, aber das gewöhnliche Mittelgut, die langweilige Routine und, was am schlimmsten ist, die Abstrusität und Monstruosität in Vorwürfen und Auffassungen zieht das Gesammtniveau der Ausstellung herunter. Die Gegensätze der künstlerischen Auffassung haben sich in vieler Beziehung auszugleichen gesucht, der Idealismus in seiner abstractesten, der Formenreinheit, dem Farbenschimmer, dem Lichtreiz abgewandten Manier tritt kaum mehr hervor, sondern diejenigen, welche sich einer idealen Kunstauffassung befleißigen, haben sich zugleich erfolgreich bestrebt, auch der realen Erscheinung gerecht zu werden; während von der anderen Seite von einer ähnlich erfreulichen Annäherung zur gegenseitigen Verständigung und zur Erreichung des richtigen, einzig wahrhaft künstlerischen Mittelweges nicht so viel geschehen ist; vielmehr tritt der Realismus in krassester Form mit äußerster Selbstbewußtheit, bis zum Extrem getrieben, auf, sowol in Plastik wie Malerei, nicht ohne für die technische Vollendung der Vortragsweise großen, manchmal übertriebenen Beifall zu ernten, aber noch weniger, ohne von künstlerisch empfindenden Gemüthern beinahe als Beleidigung, jedenfalls als Unschönheit empfunden zu werden.

Die beiden typischen Vertreter dieses Naturalismus sind Karl Gussow für die Malerei und Reinhold Begas für die Plastik. Gussow hat in seinem ganzen Auftreten auf der diesmaligen Ausstellung den unbezweifelbaren Anstrich, als ob er für sein Princip Propaganda machen wollte; man thut ihm daher nur seinen Willen, wenn man ihn als typischen Vertreter seiner Richtung behandelt. Ueber die Vollendung der Gussow'schen Technik zu sprechen, heißt nachgerade Eulen nach Athen tragen. Daß er Alles, was er sieht, in der exactesten Weise nachzubilden versteht, daß kaum irgend eine gewagte Farbenzusammenstellung oder Lichtwirkung existirt, deren objective Erscheinung er nicht auf der Tafel zu bannen vermöchte, muß ohne Weiteres zugestanden werden, und daß er von dieser seiner Virtuosität den ausgiebigsten Gebrauch macht, indem er nicht mit leichten Aufgaben irgend welchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen versucht, das beweisen auch seine diesmaligen Bilder. „Verlorenes Glück" stellt in Lebensgröße die Halbfigur einer in

tiefe Trauer gekleideten Dame mit einem etwa vierjährigen Kinde auf dem Schoße dar, und hier, wo die Gegeneinandersetzung nur zweier Haupttöne scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten für die Herausmodellirung der einzelnen Theile bietet, ist die letztere gerade von außerordentlicher Vollendung. Der Ausdruck beider Köpfe, sowol des in tiefen Gram versenkten der Frau, wie des naiv um sich schauenden und doch etwas verweinten des Kindes ist höchlich gelungen. In dem Bilde „Das Kätzchen" hat der Künstler vier Personen, eine männliche und drei weibliche, gleichfalls lebensgroße Halbfiguren, zusammengestellt und ihre verschiedene Art der Theilnahme an einem von dem Manne in den Händen gehaltenen Kätzchen drastisch zur Anschauung gebracht. Das Bild in einem mächtig prätentiösen Goldbarockrahmen sieht aus, wie wenn ein paar wirkliche Menschen in dem Rahmen eingefangen wären, und die wirkliche Sonne sie beschiene, und hier auch, wo in den Verkürzungen der Köpfe, des aufgestützten Armes einer der weiblichen Gestalten u. s. w. nicht nur für die Zeichnung, sondern auch für die Modellirung die größten Schwierigkeiten gehäuft sind, ist die Technik des Künstlers vollständig auf der Höhe seiner Aufgabe. Auch in seinem dritten Bilde, „Der Blumenfreund", ebenso in Lebensgröße wie die vorigen, den Blumen pflegenden bebrillten Mann mit der unglaublichen Kupfernase jedoch nur bis zur Brust zeigend, sind die Blumen und die ihn umgebenden Kleinigkeiten mit einer Treue gemalt, die einen Stilllebenmaler mit Neid erfüllen könnte, und zugleich mit einer Verve, die den Meister des belebten Figurenbildes erkennen läßt.

Und doch, wenn man alle diese Bilder zusammen betrachtet, so wird man derselben nicht froh; vielmehr flüchtet man sich mit wahrer Sehnsucht nach oft viel bescheideneren künstlerischen Producten, in denen gleichwol das Gemüth mehr angesprochen und befriedigt wird als bei Gussow. Es ist das Unglück dieser Richtung, daß sie sich allzusehr übertreibt. Es mag ja wahr sein, daß der Idealismus (oder eine falsche und irrthümlich hochgeschätzte Art desselben) uns Dasjenige, was uns im Leben als schön und erfreuend entgegentritt, in einer Weise darstellt, die von der Wirklichkeit gelegentlich in unverantwortlichem Maße abweicht, in einer Weise, welche die Urheber jedenfalls für eine Steigerung der Vortrefflichkeit ihrer Vorbilder halten, in der es aber keineswegs frevelhaft ist, gelegentlich von dem einen oder anderen Standpunkte aus eine Abschwächung, ja Verunstaltung des in der Natur Gegebenen zu finden. Warum beschränkt sich nun der Naturalismus nicht darauf, uns zu zeigen, wie denn wirklich ohne willkürliches Hinzu- und Hinwegthun seitens des Künstlers das im Leben aussieht, was uns erhebt und erfreut? Warum sucht er uns nicht zu zeigen, wie schön, wie anmuthig, wie gefällig, wie entzückend unter Umständen die schlichte, einfache, unveredelte, um es kurz zu sagen: geradezu abgeschriebene Natur sein kann? Wenn es nur möglich ist, da genau nachzuahmen, wo es sich um Häßliches, um Abstoßendes, um Widerwärtiges, um Abscheuliches handelt, dann dürfte doch sicher zu glauben sein, daß die Kunst eine höhere Aufgabe hat, als blos möglichst genau nachzuahmen. Ja die Malerei verschlimmert hier noch die Natur. Der Eindruck des in der Wirklichkeit uns Gegenübertretenden, selbst desjenigen, was uns unangenehm berührt, kann oft ein sehr interessanter und piquanter sein; er hört aber auf, für uns dasselbe Interesse zu haben, sobald er verewigt ist. Die Flüchtigkeit des Momentes entschuldigt Vieles, was nicht zu entschuldigen ist, sobald die Erscheinung dauernd wird, wie ja ein flüchtiger Schmerz leichter ertragen und oft kaum von einem energischen Reiz unterschieden wird, während sich über die Natur der dauernden Empfindung gleicher Art Niemand täuschen läßt.

Nur durch die Absonderlichkeit der Vorwürfe und der Behandlung ein gleichgültig und flüchtig vorübergehendes Publicum blenden zu wollen, kann bei einem Künstler von dem äußerst soliden Streben eines Gussow nicht die Absicht sein; vielmehr handelt es sich bei diesem unzweifelhaft rein um das Bekenntniß einer künstlerischen Ueberzeugung. Dergleichen wäre nun als Entwickelungsstadium vielleicht bedauerlich, aber jedenfalls nicht bedenklich. Wenn aber ein bedeutend veranlagter Künstler in dieser Richtung nicht nur verharrt, sondern sich eigensinnig darin verhärtet und sie von

einem Bilde zum anderen mehr und einseitiger übertreibt, dann fängt die Sache doch an, bedenklich zu werden. Gussow wird als Lehrer, in welcher Eigenschaft er jetzt der Berliner Akademie angehört, jedenfalls stets sehr erfolgreich wirken, insofern er seinen Schülern das Machwerk, welches er selbst untrüglich handhabt, und von dem er eine sehr bewußte Kenntniß hat, sicher übertragen wird, um so mehr, als er dieses Können eher über- als unterschätzt. Es ist nur abzuwarten, inwieweit zugleich mit der Technik, die ja sehr wohl auch in durchaus anderem Sinne verwendet werden kann, auch die künstlerische Gesinnung und Anschauung Gussow's auf seine Schüler übergeht. Hier ist freilich auch zunächst zu glauben, daß den Schülern Mittel und Zweck als untrennbar verbunden erscheinen, und sie mit der Fertigkeit der Darstellung auch die Verwerthung der Fertigkeit in ähnlichem künstlerischem Sinne anstreben werden. Indessen läßt sich auf die Dauer eine derartige Verwechselung nicht behaupten; es wird sehr bald, dem Einen früher, dem Anderen später, dem Einen bei dieser, dem Anderen bei jener Veranlassung klar werden, daß er an der erworbenen Fertigkeit ein so zu sagen allgefügiges Mittel hat, welches beliebigen künstlerischen Intentionen sich dienstbar unterordnen kann, und je nachdem Kenntniß und Liebhaberei die Nachfolger auf verschiedene Stoffe hinführen, werden sie die Gussow'sche Schultechnik in die verschiedensten und hoffentlich großentheils sehr guten Bahnen leiten. So ist Gussow sowol als Künstler wie als Lehrer in seiner Thätigkeit sehr erfolgreich und darf sich glücklich fühlen, wiewol er sich wird bescheiden müssen, in seiner künstlerischen Production mehr als Phänomen denn als unbestrittene und gern anerkannte Autorität an- und aufgenommen zu werden.

Jedenfalls aber scheint der abstracte Naturalismus in der Malerei noch erträglicher als in der Plastik, denn jene besitzt wenigstens alle Mittel, eine bestimmte Art der äußeren Erscheinung in thunlichster Annäherung an die Wirklichkeit zu reproduciren, während der Plastik der Natur ihres Materials zufolge diese Möglichkeit größtentheils fehlt. Davon wird man recht schlagend überzeugt, wenn man die Gruppe von Reinhold Begas, den „Raub einer Sabinerin" darstellend, betrachtet. Es ist ganz unzweifelhaft, daß sich sowol in dem Arrangement dieser Gruppe wie in den Einzelheiten der beiden mit einander vereinigten Körper ein seltenes Können bekundet, und in der Kühnheit, mit welcher den gewöhnlichen Schultraditionen hier Valet gegeben wird, und die einfache Naturwahrheit zum höchsten Gesetz des Bildners erhoben ist, läßt sich ein bedeutendes künstlerisches Vermögen, wie wir es bei Reinhold Begas ja längst kennen und anerkannt haben, nicht in Abrede stellen. Aber welche Unschönheiten, welche unübersteiglichen Hindernisse, um zu irgend einer angenehmen und erfreulichen Empfindung dem Werke gegenüber zu kommen, sind hier zusammengethürmt! Von irgend einer klaren Linienführung, die auch nur von einer Seite aus ein gefälliges Spiel der Formen zeigte, scheint gewissermaßen grundsätzlich keine Rede zu sein; überall überschneiden und durchschneiden sich die Hauptlinien der Gestalten in der wirrsten und kaum zu entwirrenden Weise, und wo etwas Einzelnes heraustritt, das als dominirendes Element sich geltend machen sollte, da sind die Unschönheiten und die unkünstlerischen Absonderlichkeiten scheinbar absichtlich gehäuft! Oder wäre es geradezu undenkbar, daß ein weiblicher Körper ungefähr in ähnlicher Weise gefaßt und gehalten werden könnte, ohne daß eine so dicke, tiefe, wulstige Falte schräg über den ganzen Leib herabliefe? Ist es durchaus nothwendig, daß ein zum Schreien weit geöffneter Mund am weitesten aus der ganzen Gruppe heraus dem Beschauer entgegen ragt? — ein Gegenstand, der in der Plastik zudem in keiner Weise so dargestellt werden kann, daß er auch nur annähernd dem Eindrucke der Wirklichkeit entspräche. Was hier fesselt und rühmende Anerkennung verdient, das ist Kunstfertigkeit; von Kunst aber bei diesem Werke zu reden scheint fast eine Unmöglichkeit.

Besser geräth das naturalistische Streben stets, wenn es sich an der Einzelgestalt, und zwar besonders im Bildniß, namentlich in dem einer charakteristischen Persönlichkeit, versucht. So ist denn in der That die Marmorbüste Adolph Menzel's von demselben R. Begas eine außerordentlich interessante Arbeit; der Kopf ist mit einer bei

Begas überraschenden Sorgfalt bis in's Einzelne scharf, genau ausgearbeitet, und wie Auge und Mund, so spricht auch die charakteristisch geformte und bewegte linke Hand beredt in dem Werke mit. Aber wiederum verhindern einige naturalistische Unarten an einem reinen Genuß aus einem einheitlich durchgebildeten Werke; schon die unschöne und in der Idee geradezu widerwärtige Durchschneidung der Figur unmittelbar über der Hüfte ohne Fuß oder sonstigen Abschluß mit einem vollständigen Arm und einem abgeschnittenen muß Jeden stören. Es ist freilich richtig, daß wir aus den besten Zeiten der Renaissancekunst ähnliche Arbeiten haben; aber es ist doch wahrlich eine wunderliche Manier unserer Künstler, daß sie, die sich gewöhnlich den Alten gegenüber ihres Könnens allzusehr überheben, sich gerade dann auf die alten Künstler berufen, wenn sie ihnen Dinge nachmachen, die jeder vorurtheilsfreie Kunstfreund und Kunstkenner ihnen als Geschmacklosigkeiten oder als wenig empfehlenswerthe Wunderlichkeiten gern preisgeben würde. Aber auch von dieser häßlichen Halbirung der Gestalt abgesehen, gibt das Werk keinen einheitlichen Eindruck, daran hindert die ganz willkürliche und zum Theil absolut falsche Behandlung der Kleidung; diese ist mit dem sichtlichen Bestreben, recht naturgetreu zu sein, geradezu nur ebauchirt, und wie wenn der Künstler den Meißel hätte nach Belieben walten lassen, geht z. B. der Aufschlag des Rockes stellenweise ohne jede Begrenzung in die anstoßende Fläche über. Menzel's ganzer künstlerischer Charakter, mit dem sein menschlicher Charakter auf's innigste verbunden ist, eignet sich außerordentlich für eine Darstellung in dieser Weise; aber nur mit einer wahrhaft künstlerisch einheitlich durchgebildeten und auch äußerlich abgeschlossenen Darstellung wäre ihm ganz zu genügen gewesen.

Es fügt sich eigenthümlich, daß ein paar sehr naturalistische Büsten sich auf der Ausstellung befinden, die mit seltener Kühnheit an die äußerste Grenze der malerischen Behandlung anstreifen und trotzdem als plastische Arbeiten entschieden stilvoll geblieben sind, in denen sich zugleich die Technik mit großer Geschicklichkeit sehr verschiedenen Charakteren anbequemt und von zwei äußerst verschiedenen Menschengattungen sehr vortreffliche Abbildungen gibt — ich meine die beiden Büsten von Moriz Castan, die eine Marie Geistinger darstellend, also eine üppige weibliche Erscheinung, die andere das Porträt eines älteren Mannes von einem fast philiströsen Anstrich.

Auch in dem Gebiete der Malerei fehlt es nicht an einem Meister, der uns zeigen kann, wie der Naturalismus aussehen muß, um in jeder Weise künstlerisch zu sein: Adolph Menzel. Von ihm ist die große Darstellung eines Eisenwalzwerkes ausgestellt, welche vor Kurzem in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen ist, und von deren unübertroffener und unübertrefflicher Kunst schon so viel gesprochen ist, daß kaum noch etwas zu sagen übrig bleibt. Hier handelt es sich nicht bloß um die äußerliche Wahrheit, sondern einerseits das Malerische der Gesammterscheinung, die hier darzustellen war, andererseits das vielseitige Interesse, welches diese Thätigkeit und diese Menschen erregen, hat den Künstler zur Wahl seines Stoffes getrieben, und so ist denn bei ihm die unverbrüchliche Treue der Nachahmung, die absolute Sicherheit der Hand und des Auges lediglich das untergeordnete Mittel zu einem Zwecke, der an und für sich würdig und groß ist.

Das trifft fast noch mehr zu bei jenem kleinen Gemälde, welches bereits im Jahre 1871 den Berliner Kunstfreunden bekannt wurde, und welches, klein wie es ist, unter all' den historischen Momenten des großen Kriegsjahres, die hundert- und tausendfältig gezeichnet und gemalt sind, wol für alle Zeiten den ersten Platz einnehmen wird. Es stellt den unvergeßlichen Moment dar, als der König, am Nachmittage des 31. Juli 1870 zur Armee abgehend, von den begeisterten Zurufen seines Volkes begleitet die Linden entlang fuhr. Menzel hat hier sowol in der Scenerie wie in den zahlreichen Figuren und Gruppen ein vollkommen treues und charakteristisches Bild von der äußeren Erscheinung jenes denkwürdigen und tief ergreifenden Augenblickes gegeben. Die Mannigfaltigkeit der Stimmungen und Charaktere, die er vorführt, ist überraschend groß, und er bewältigt die Menge der einzelnen Elemente mit einer spielenden Leichtigkeit, daß man gar nicht daran erinnert

wird, welche unglaubliche Kunst dazu gehörte, dieses Ensemble aus so vielfältigen Einzelzügen hervorzuzaubern. Da ist nirgends die Rede von einer oberflächlichen Abschrift des Geschehenen, sondern jeder Kopf, jede Handbewegung, jede Körperstellung zeigt den Reflex einer eigenthümlichen, mit dem Moment erkennbar deutlich zusammenhängenden inneren Stimmung. Es ist unter den vielen außerordentlich großartigen Arbeiten, mit denen Menzel uns im Laufe der letzten Jahre gerade in einem verwandten Genre beschenkt hat, das unzweifelhaft bedeutendste und sollte als eines der schönsten gleichzeitigen Zeugnisse über den Geist, der in jener Wiedergeburtsepoche des deutschen Reiches herrschte, nicht in einer Privatgalerie dauernd vergraben bleiben. — Nur erwähnen kann ich, daß Menzel auch mit drei wie immer vorzüglichen Gouachemalereien vertreten ist.

Begeben wir uns mit einem kühnen Sprunge auf den gegenüberliegenden Flügel der Künstlerphalanx, so treffen wir hier zunächst Arnold Böcklin mit seinem wunderlichen Bilde unter dem Titel einer Meeresidylle an. Böcklin ist von je her ein Sonderling gewesen; kaum jemals hat er ein Thema behandelt, welches sich mit irgend einem der gewöhnlichen und geläufigen Namen belegen ließe, und kaum jemals hat er eine Behandlungsweise dafür gewählt, welche sich mit der irgend eines Anderen vergleichen ließe, — also ein origineller Künstler wie selten einer. Aber nur in wenigen Fällen ist es ihm gelungen, das Seltene vor dem Scheine des Seltsamen zu bewahren; sehr oft hat er ihm noch einen schlimmeren Anstrich, den des Abstoßenden, Grauenerregenden, Abstrusen gegeben. Will man ihn classificiren, so muß er Idealist genannt werden, denn auf die thunlichst getreue Darstellung der einzelnen natürlichen Erscheinung ist es ihm nie angekommen. Abgesehen von den vielen phantastischen Gestalten, mit denen er seine Bilder bevölkert hat, sind auch die ganz natürlichen und einfachen bei ihm selten etwas Anderes als die Träger eines malerischen Effectes. So ist es denn auch wieder mit seiner Meeresidylle, welche uns auf einem Felsen in einem dunkelblau schimmernden Meere eine hingebreitete weibliche Gestalt und daneben ein unsagbares, aus den Wellen auftauchendes Meerungeheuer darstellt. Bewegung ist in dem Bilde nicht vorhanden, weswegen mir die vielfältigen Erklärungen von einem Liebewerben des Ungeheuers und von einem Zurbeutewerden des Weibes vollkommen unverständlich sind, mindestens eben so unverständlich, wie das Bild an sich. Was ich über Böcklin's Verhältniß zu dem Realismus gesagt habe, paßt auf kein Bild mehr als auf das vorliegende, denn hier ist, von der im Allgemeinen correcten Zeichnung des weiblichen Körpers abgesehen, von der Naturwahrheit scheinbar geflissentlich Umgang genommen. Es gibt kein Meer, in dem eine eingetauchte Hand blau aussieht! Es gibt kein Meer, überhaupt kein Wasser, welches nicht die Strahlen bräche, und in welchem daher nicht die Linien eines eingetauchten Armes eine gewisse Ablenkung erführen! Es gibt auch kein gelbes durchscheinendes Zeug, das stellenweise unsichtbar die Formen überzieht und an anderen Stellen ohne nachweisbare Faltung sich zu kanariengelben Massen zusammenballt! Das sind die Dinge, die in dem Bilde etwa real und mithin controllirbar sind; von dem Unglaublichen des Meerungeheuers will ich schweigen. Nun wäre aber all dergleichen vielleicht noch in den Kauf zu nehmen, wenn ein recht energischer Stimmungscharakter dadurch oder vielleicht trotzdem gewonnen wäre. Aber wenn von einem Charakter und von einem Ausdrucke des Bildes überhaupt gesprochen werden kann, so ist es der der beängstigenden und beklemmenden Widerwärtigkeit; so etwas wie Albdrücken befällt den arglosen Beschauer, und nichts versöhnt mit dem widerwärtigen Eindruck: es bleibt ein unschönes Räthsel, eine Künstlergrille, so wenig anziehend, wie kaum eine gewesen. Auch der Farbenreiz des Bildes hält den entferntesten Vergleich selbst mit sonst unschönen Böcklin'schen Bildern nicht aus, geschweige denn mit irgend einem seiner guten und besten. Es ist ein Werk, das, wenn man sich nicht von irgend einem abseits der Kunst gelegenen Standpunkt aus mit Gewalt für dasselbe begeistert, nur Grauen und Widerwillen erregen kann.

Gehen wir zu einem andern, gleichfalls der idealistischen Richtung angehörenden

Werke über, welchem soeben mit Recht die Ehre zu Theil geworden ist, für die Nationalgalerie angekauft zu werden. Wenn Einem gesagt worden wäre, daß ein moderner Künstler, der das realistische geschichtliche Sittenbild mit großem Erfolge cultivirt hat, daß überhaupt ein moderner Künstler die Idee des Todtentanzes zum Motiv eines Gemäldes genommen habe, so würde man wol ziemlich allgemein kopfschüttelnd von der Unmöglichkeit des Gelingens sich überzeugt gehalten haben. Und doch hat Gustav Spangenberg mit seinem „Zuge des Todes" einen absoluten Treffer ausgespielt und erfreut sich einer Wirkung, welche zeigt, wie große Gewalt der Ideengehalt gewisser Vorstellungen immer wieder in neuer zeitgemäß veränderter Fassung und Form auf jedes, selbst das übersättigteste und überreizteste Publicum ausübt. Aus dem mittelalterlichen Todtentanze mit seinen einzelnen, oft humoristisch-satirischen und selbst derben Scenen hat Spangenberg einen großen dem Tode mit dem Glöcklein in der Hand folgenden Zug gemacht, in dem Groß und Klein, Mann und Weib, Hoch und Niedrig, alle Stände, Vertreter aller Lebenslagen, solche, die willig dem letzten Stündlein entgegensehen, und solche, die mit Händeringen dem Allwürger folgen, einander gesellt sind. Es ist eine tief poetische Composition, in der jede einzelne Gestalt von ergreifend tiefem und wahrem Ausdruck ist, und die einzelnen aus der Masse mehr hervortretenden Motive feinfühlig von allergrößtem Gewichte ausgewählt sind; so die Wittwe, die händeringend dem Tode nachruft, der sie vergessen hat, so rechts der Landsknecht, der von seinem Mädchen Abschied nimmt, während neben ihm eine jugendliche Braut kindlich-träumerisch sich dem Zuge anschließt. Im Vordergrunde aber stehen zwei blumenbekränzte Kinder mit den Zügen zweier verstorbener Kinder des Malers selber, die mit ihren großen unschuldsvollen Augen so naiv vertrauensvoll in die Welt hineinblicken, daß ein inniges Rühren den Beschauer ergreift. Ueber dem Ganzen ruht durch die eigenthümlich grellgraue Luftstimmung und die reiche, fein abgewogene Färbung in den Gewändern der verschiedenen Gestalten ein unsagbarer malerischer Zauber, der selbst mit der in härenem Gewande dahinschreitenden Knochenfigur des Todes versöhnt. Es ist eine Schöpfung, der man es anfühlt, daß sie aus dem innersten Empfinden des Künstlers geboren ist, und die, wie sie aus dem Herzen entsprungen ist, auch das Herz ergreift und zum Herzen spricht, ein Bild, das es in keinem Pinselstrich auf den Beschauer und ein leicht erregtes und ebenso leicht vorübergehendes Interesse abgesehen hat, sondern das durchweg von dem hohen Ernst eines tiefen Gedankens durchdrungen und durchgeistigt ist. Ich stehe nicht an, dieses Bild mit dem Menzel'schen und dem gleich zu erwähnenden für die bedeutendsten Gaben der diesjährigen Ausstellung zu erklären.

Ich rede hier von dem Bilde von Joseph Brandt in München: „Ukrainische Kosaken, in's Feld ziehend, begrüßen die Steppe mit ihrem Kriegsgesang." (Motiv aus dem 17. Jahrhundert.) Unabsehbar dehnt sich die Steppe, nur hier und da von größeren Mengen gewisser Blumen streifenweise gefärbt; darüber hin ziehen die langen Schaaren der Reiter, ihnen voran der greise Anführer auf schwarzem Pferde, eine Gestalt von einer charaktervollen Würde und einer Poesie der Erscheinung, daß sie allein ausreichen würde, ein vortreffliches Bild zu füllen; dahinter die Mannschaft mit den langen Lanzen, auf denen einige ihre Mützen befestigt haben, die vordersten auf lautenartigen Instrumenten spielend, zu denen der Gesang der Reiter ertönt, jede einzelne Gestalt eine Charakterstudie, eine interessanter und anziehender als die andere, jede ohne Prätension, aber mit absolut sicherem Treffer gezeichnet, im Vortrage breit, aber scharf und präcis in jedem charakteristischen Merkmal; farbig von einer Vielfältigkeit, daß man fast fürchten sollte, Buntheit zu treffen, und doch von einem einheitlichen Ton, der im höchsten Grade anmuthend und erfreulich ist, als Grundton die grüne Steppe und der graue Himmel darüber, ein Bild von einem Reichthum der Einzelheiten und von einer künstlerischen Abrundung und Vollendung nach allen Seiten, daß man des bewundernden Genießens kein Ende finden kann. Es befindet sich im Besitze des Königsberger Kunstvereines, dessen Acquisitionen schon seit vielen Jahren stets zu den Spitzen unserer Kunstausstellung gehören.

Ein kleineres Bild von demselben Meister, eine „Vedette aus dem dreißigjährigen Kriege", ist natürlich minder bedeutend, steht aber durch die malerischen Qualitäten sehr hoch und repräsentirt den Kunstcharakter des Meisters sehr treffend.

Zu den hervorragendsten Spitzen der Ausstellung wird auch ganz allgemein ein längst mit Emphase angekündigtes und mit Spannung erwartetes Bild von Ludwig Knaus gerechnet: „Die heilige Familie." Die sehr jugendliche Madonna sitzt in der typischen blauen und rothen Gewandung mit dem Kinde im Schoße da, rechts im Mittelgrunde lehnt Joseph an dem Esel und sieht zu den Engelschaaren empor, die von der linken oberen Ecke des Bildes sich herabsenken, um dem Kinde ihre Anbetung darzubringen. Das Gemälde ist in hohem Grade lehrreich dafür, wie viel Schönes selbst unsere hervorragendsten Künstler, wenn sie es der Mühe für werth halten, von den Alten lernen können, und wie großen Eindruckes in würdiger, meisterhafter Wiederholung das Gute und Beste der alten Kunst noch heute auf das Gros unseres Publicums fähig ist. Diese Murillo'sche Engelsglorie, wie in dem Bilde der heiligen Dreieinigkeit im Louvre, bereichert durch ein paar Correggieske Engel und culminirend in dem lustigen Rubens'schen kleinen Patron, der naiv an dem Knie der Madonna lehnt und das Kind anbetet, dazu dann jener Joseph à la Ribera und endlich die van der Werff'sche Maria, die selbst in der Färbung dem Vorbilde ähnelt, nur doch etwas mehr Fleisch als Porzellan ist, das gibt ein in den besten Elementen höchst anziehendes, im Tone freilich nicht einheitliches, sondern mindestens viertheiliges Ensemble, welchem die gütige Photographie wenigstens zu einer geschlossenen Tonwirkung verhelfen wird, wenn sie auch nicht die disparaten Formencharaktere zur Uebereinstimmung bringen kann. Mit einem Worte: wenn das Bild nicht da wäre, so würde weder Knaus etwas an seinem Ruhme, noch der Welt der künstlicheren Formen und Motive irgend ein Atom an ihrem Reichthum fehlen. Fast unbegreiflich ist es, warum Knaus diese ihm ganz fremden Wege aufgesucht hat, auf denen er mühsam zu fraglichem Gelingen gekommen ist, wo ihm des Lebens Fülle so reichlich entgegen quillt und sich unter seiner Hand so schlagend und wirkungsvoll zu Kunstwerken gestaltet, wie wir es aus seinen Genrebildern seit lange wissen und auch diesmal in seinem Bilde „Auf schlechten Wegen" wieder erfahren. Durch dieses Bild, welches in Bezug auf den Gegenstand vielleicht so sehr wie noch kein Knaus'sches sich mit den Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft beschäftigt und die Häßlichkeit, die zugleich moralische Verworfenheit ist, repräsentirt, hat Knaus sich, was die Sorgfalt der Durchbildung bis in alle Einzelheiten hinein und was den charakteristischen Ton jedes geringsten Bildelementes anbetrifft, vielleicht selber übertroffen. Ergreifend ist die Stimmung, der Ausdruck jenes Mannes, der noch einmal das Glück der Würfel versucht, beleidigend, aber doch nicht ohne einen Anflug von Humor und damit von Anziehung der dicke Wirth, den man vom Rücken sieht, und der hagere, verwachsene Kerl, der das Glas hoch emporhebt, unbegreiflich in seinem Behagen mitten in dieser schlechten Gesellschaft der lachende, kräftige Waidmann, während einzig Frau und Tochter des Verführten in ihren Altersverhältnissen und auch im Ausdruck der Gesichter nicht so ganz befriedigen. Jedenfalls darf Knaus dieses Werk zu den bedeutendsten zählen, die er geschaffen.

Ein außerordentliches Gemälde hat Wilhelm Gentz der Nationalgalerie geliefert: „Der Einzug des Kronprinzen in Jerusalem, 1869." All' sein hervorragendes Können und Kennen hat er hier zu verwerthen glänzende Gelegenheit gefunden. Es ist ein Meisterstück von Composition: eine Unzahl von Figuren in den verschiedensten Plänen und daher in allen Graden der Ausführung; ein schwieriges Terrain; lebhafte Erregung und Bewegung; und trotzdem vollste Klarheit, Uebersichtlichkeit und Abgewogenheit des Ganzen und aller Theile. Daß sodann der orientalische Charakter in Formen und Farben, namentlich auch in dem blendend intensiven Sonnenlichte meisterhaft wiedergegeben ist, bedarf bei einem Gentz kaum der Erinnerung. Daß es ihm aber gelungen ist, ein überzeugend treues Momentbild (es ist natürlich von künstlerischer und idealer Treue die Rede, nicht von derjenigen des photographischen Natur-

abklatsches) mit hervorragend malerischem Eindrucke zu vereinigen, ist denn doch eine Leistung, die auch ihm gegenüber, wenn sie so glänzend ausfällt, bewundernde Anerkennung verdient. Daß ihm die malerische Buntheit der Trachten, der mysteriöse Zauber des Ortes an sich und manches Andere zu statten gekommen, ist ja wahr. Aber das Mosaik von brauchbaren Bildelementen macht noch kein Meisterstück der Malerei, wie das vorliegende in seiner absoluten Originalität und seiner staunenswerthen Vollendung ist.

Nach dieser eingehenderen Beschäftigung mit den hervorragend wichtigen Erscheinungen, welche die Ausstellung darbietet, soll hier, wo der Raum für diese Berichterstattung nur knapp zugemessen werden kann, nur noch ein flüchtiger Ueberblick über eine beschränkte Auswahl von Werken gegeben werden, die unter keinem Gesichtspunkte auf Vollständigkeit Anspruch machen will.

B. Vautier wird nebst manchen anderen hervorragenden Namen vermißt; dagegen ist Karl Hoff durch ein kleines Gemälde „Vor der Haideschenke" und die große, der Nationalgalerie angehörige Composition „Die Taufe des Nachgeborenen" vertreten. Das erstere Bild ist im kleinen Umfange voll von anziehenden Einzelheiten, doch geistig nicht auf der gewöhnlichen Höhe Hoff'scher Bilder; dagegen hat er in der „Taufe" sich auf solche Tiefen der Empfindung eingelassen, wie bisher fast noch nie, und die Elemente seiner Darstellung sind von packender Kraft und vereinigen sich zu einem geistig ebenso wie malerisch äußerst wirksamen Ensemble; namentlich die farbige Haltung ist trotz des vielen Schwarz im Bilde nicht auffallend düster und von merkwürdiger Kraft.

Sonst haben die Düsseldorfer von hervorragenden Genrestücken nichts geliefert; selbst August Siegert's „Verschiedene Interessen" sind nur in der Idee und in der Figur der lieblichen Stilllebenmalerin ansprechend, werden aber durch die ungeschickten Kinder verdorben. Ebenso zerstört Hermann Höfer die außerordentlich feine Haltung und den anmuthigen Eindruck seiner Dame „im Boudoir" durch die unbegreifliche Nachlässigkeit, mit der das Kleid, also ein auffallend großer Theil des Bildes, behandelt ist. — Dagegen ist die Münchener Schule durch Franz Defregger's Werke vortrefflich vertreten. Freilich seine „Rückkehr der Tyroler" von irgend einer siegreichen Affaire ihres Feldzuges von 1809, dem Stoffe wie der Größe und Behandlung nach das Pendant zu dem vor zwei Jahren ausgestellt gewesenen „Letzten Aufgebot der Tyroler", würde allein dies Urtheil nicht rechtfertigen können. Zwar sind mehrere sehr ansprechende und in hohem Grade geglückte Einzelfiguren in dem Bilde, aber als Ganzes steht es, sowol was den Stimmungston, wie auch, was die Composition und die malerische Ausführung anbetrifft, jenem früheren Bilde weit nach. Die Gruppirung ist gedrängter, als es selbst nach dem einmal angenommenen Raume nothwendig gewesen wäre, und sie wirkt noch gepreßter dadurch, daß es an Luft in dem Bilde fehlt; die entfernteren Theile treten nicht genügend zurück, die vorderen lösen sich nicht kräftig genug ab. — Das Bild gehört der National-Galerie. — Sehr liebenswürdig aber ist Defregger's kleines Bild „Der Besuch", Tyroler Kostüm, ein paar niedliche Mädchen, das Kind eines jungen Paares mit herzlicher Freude bewundernd. Außerordentlich dagegen und eines der hervorragendsten Werke der Ausstellung ist die „Verbotene Jagd", gleich dem Brandt'schen Bilde Eigenthum des städtischen Museums zu Königsberg. Der Hund eines Tyroler Bauern hat die Gans angefallen, und sein Herr will ihm dafür die verdiente Lection ertheilen; mit der Rechten auf dem Rücken den Strick haltend, weist er mit der Linken auf den Boden, wohin der Hund sich begeben soll. Dieser, im Bewußtsein seiner Uebelthat auf dem Boden entlang rutschend, sieht angstvoll zu dem Herrn empor, während die ganze Familie, um die weiße Gemordete versammelt, dem Schauspiel zusieht. Außerordentlich fein ist da die Abstufung der Empfindungen, die sich in den verschiedenen Köpfen aussprechen. Die Mutter ist ganz Aerger und Empörung über den Verlust, ein kleines Mädchen besieht sich die Wunde, an welcher die Gans gestorben ist, ein Junge erfreut sich an dem komischen Gebahren des Hundes, während

ein kleineres Kind, von dem Schauder vor dem Tode erfaßt, gespannt das todte Thier betrachtet; links aber sitzt der Großvater, mit dem Kleinsten auf dem Schoße, in jener theilnahmlosen Haltung, welche dem stumpf gewordenen Alter gewöhnlich ist. All' das ergibt sich auf's natürlichste aus dem Gegenstande und ist zum Motive der Gruppirung auf's glücklichste benutzt, während zugleich die malerischen Eigenschaften Defregger's nach den verschiedensten Seiten zu voller Geltung gelangen.

Im Uebrigen ist auch von Münchener Genrebildern wenig Erhebliches zu berichten. Ein älteres Bild von Max Gierimsky vom Jahre 1871 erinnert wehmüthig an den zu frühen Tod dieses begabten jungen Künstlers, ohne auf der Höhe seiner letzten Arbeiten zu stehen. Ludwig von Hagn („Gartenscene"), Eduard Grützner („Klosterbrauerei"), auch Anton Seitz („Gypsfigurenhändler", „Kinder am Feuer", „Hoher Besuch") sind trotz vieles Guten und Tüchtigen in ihren Arbeiten nicht auf der vollen Höhe. Albert Keller wird auch in größerem Maßstabe (wie in seinem weiblichen Portrait) einen gewissen zweideutigen Charakter nicht los. G. Gaupp braucht seine „Brandschatzung eines Klosters" nicht ausdrücklich mit der Schutzmarke „Pilotyschule" zu versehen. Diese Requisitenparaden riechen nach ihrem Ursprung auf Meilenweite. Geradezu bedauerlich wird jetzt das Auftreten Wilhelm Lindenschmit's. Die hervorragendste Eigenschaft seiner Bilder ist die Ungewaschenheit seiner Gesichter; im Uebrigen ist Alles Grimasse: Bewegung, Ausdruck und Composition.

Hervorragend auf dem Genregebiet ist wie immer, da er überhaupt erschienen ist, Lourens Alma-Tadema. Er tritt diesmal mit zwei viel kleineren Bildern auf als vor zwei Jahren, mit Gegenständen zumal, die dem allgemeinen Interesse nicht so nahe liegen wie die früheren; trotzdem gehören die Bilder zu dem Bewundernswürdigsten auf der Ausstellung. Das eine stellt Joseph als Intendanten des Pharao dar, den Statthalter in steif statuarischer Haltung mit dem dünnen Linnengewande bekleidet, welches die ägyptischen Kunstwerke uns zeigen, die Linke auf das Scepter gestützt; links neben ihm kauert sein Schreiber, der ihm, wie es scheint, die Berichte über den Ernteausfall mittheilt, denn auf einem Tuche ausgebreitet liegen verschiedene Proben von Früchten. Tadema hat mit seinen ägyptischen Vorwürfen immer nur da allgemeineren Erfolg gehabt, wo er das bewegte Leben geschildert hat, während er mit all' den Bildern, die sich in mehr ceremoniellem Kreise hielten, an der Steifheit, welche das ägyptische Ceremoniell einmal mit sich bringt, verunglückt ist. Auch dem diesmaligen Bilde wird daher ein geringeres Interesse entgegengebracht, wiewol alle Theile des Publicums jetzt bereits daran gewöhnt sind, bei dem Meister in dem außerordentlich feinen archäologischen Detail und in der vortrefflichen malerischen Behandlung genügende Gegenstände für die höchste Bewunderung zu finden. Jedenfalls aber wird das zweite Bild, eine „Audienz bei Agrippa", allgemein bevorzugt, und es dürfte auch in jeder Beziehung dem ersteren überlegen sein; diese Welt steht uns bei weitem näher, und das Stück Leben, welches Tadema hier vorführt, ist unmittelbar verständlich. Aus einer weiten Vorhalle, durch die man den Blick auf das Pantheon, den stolzen Bau des Agrippa, genießt, schreitet der vornehme Römer eine große Treppe herab, an seinen beiden Schreibersclaven vorbei, um in dem vorn zur Rechten stehenden Sessel verschiedenen Clienten Gehör zu geben, von denen drei außerhalb der im Vordergrunde befindlichen Marmorschranke auf den Moment der Zulassung harren. Bewundernswerth und ganz unübertrefflich ist hier die Behandlung des vielen weißen Marmors, der die vorderen Baulichkeiten bildet und gegen den sich der dunklere Mittelgrund und die Ferne vortrefflich absetzt. In Haltung und Bewegung der Figuren ist wieder jene Meisterschaft bewährt, welche Tadema's Erfolg überall gesichert und schließlich selbst in Berlin erzwungen hat. — Bemerkenswerth ist uns in der Bezeichnung dieser Bilder eine Neuerung gewesen, daß der Künstler nämlich, wie das bisher nur die Musiker zu thun pflegten, seine Werke mit einer Opusnummer in die Welt schickt; der Joseph ist op. CXXIV und der Agrippa op. CXLI. Es ist das für einen fruchtbaren und notorisch bedeutenden Künstler eine sehr empfehlenswerthe Manier, da sich auf diese Weise seine Thätigkeit und

seine Entwickelung leichter übersehen läßt, als mit dem [illegible], ist denn doch eine fachen Jahreszahl, die ja auch noch nicht einmal alle [illegible] bewundernde Aner-

Der außerordentliche Erfolg, welchen nach einiger Sprödigkeit Tadema beim Berliner Publicum gefunden hat, ist die Ursache davon geworden, daß mehrere Künstler den Versuch gewagt haben, ihm auf sein Gebiet zu folgen. Unter diesen ist Albert Baur in Weimar rein äußerlich auf seine Manier eingegangen. Sein „Antikes Genrebild" zeigt einen jungen Mann, anscheinend des Dichtens beflissen, der aus der Höhe über eine Mauer hinweg von ein paar jungen Mädchen beobachtet wird, — ein ganz gefälliges, aber in keiner Weise bedeutendes Bild. Auch in einem größeren Vorwurf hat sich Baur auf diesem Gebiete versucht, indem er in streng antikisirender Manier die „Erste Predigt Pauli in Rom vor den Vorstehern der römischen Judengemeinde" gemalt hat; indessen ist ihm hier die Gruppirung so vollständig mißlungen, daß die Composition einen wirren und unübersichtlichen Eindruck macht. Das Bild ist im Auftrage der Verbindung für historische Kunst gemalt. Besser ist es einem anderen Nachahmer Tadema's gelungen, Hermann Knackfuß, welcher sich an einer „Glycera" versucht hat. Das Mädchen selber, wie die Säulenvorhalle, in der es sitzt, und die Blumen, die es in Form von Kränzen und Gewinden umgeben, sind sehr fein behandelt, und das ganze Bild ist höchst ansprechend; freilich, von jener souveränen Beherrschung sowol des antiken Lebenstypus wie der malerischen Mittel, welche bei Alma-Tadema imponirt, ist hier entfernt noch nicht die Rede. — Auch Angelo de Courten in München kann mit seinem Bilde „Zwei neue Opfer" (zwei junge Mädchen in antiker Gewandung, welche in den Anblick der Statuette eines zielenden Amor versunken sind), zu den von Tadema inspirirten und doch nicht seines Geistes theilhaftig Gewordenen gerechnet werden. — Ebenso haben sich Wilhelm Amberg und Paul Thumann in den „weiten Falten" der Alten produzirt; der Erstere lieblich, namentlich in seiner „Hero", aber ohne Geist und Feuer; der Letztere, in seiner „Unaufmerksamen Schülerin" höchst sonderlich. Ob wol jemals in der Welt in solcher Situation der Versuch zu unterrichten gemacht sein mag? Mir scheint die recht deutlich erkennbare Stimmung der „Schülerin" dem Momente weit angemessener als das Pathos des „Lehrers". Malerisch ist das Bild keineswegs ohne Reiz, hätte aber wol eine etwas glänzendere und zugleich delicatere Behandlung vertragen.

Wie zu erwarten und für einige Zeit wol noch unvermeidlich ist, treffen wir auf der Ausstellung eine ziemliche Anzahl von Reminiscenzen aus dem französischen Kriege. An der Spitze steht wol hier das im Auftrage der Verbindung für historische Kunst ausgeführte Bild von Wilhelm Camphausen: „Fürst Bismarck geleitet den Kaiser Napoleon am Morgen nach der Schlacht bei Sedan zum Könige Wilhelm." Das Bild gibt sich als nach den Berichterstattungen des Fürsten Bismarck zusammengestellt. Neben dem Kaiser von Frankreich sitzt im offenen Wagen der General von Wimpffen, auf dem Rücksitze General Reille und Prinz Achille Murat; auf der rechten Seite des Wagens reitet Fürst Bismarck, zur Linken einige Kürassiere, eine bedeutende Suite folgt. Als Gesammtcomposition macht das Bild durch die Klarheit in der Anordnung und durch den prägnanten Ausdruck der Wageninsassen einen guten Eindruck; leider aber sind die Einzelheiten, darunter auch einige Köpfe und vor Allem der des Fürsten Bismarck, mit einer solchen Oberflächlichkeit behandelt, daß die in einem derartigen Bilde und in diesem auf nähere Betrachtung berechneten Maßstabe durchaus erforderliche Aehnlichkeit allzusehr vermißt wird; die Unbedeutenheit des Bismarckkopfes ist ganz unerhört, der beste Kopf im Bilde offenbar der des nun von seiner Höhe sich gefallen fühlenden Kutschers. Lobenswerth ist die Concentrirung des Interesses auf die Mittelpartie, den Wagen und seine nächste Begleitung, gegen den alles Uebrige in Deutlichkeit und in Farbenenergie untergeordnet erscheint. So wäre dem Bilde also eigentlich durch ein wenig mehr und sorgfältigere Arbeit in einzelnen Theilen aufzuhelfen und ein durchaus befriedigendes Ganzes zu erzielen gewesen. Unbegreiflich, daß Camphausen, den sowol die speciellen Studien wie das künstlerische Vermögen dazu befähigen, ein solches Bild in diesem

ein kleineres Kind, von ... Thier betrachtet. Links aber finde an die Oeffentlichkeit gegeben hat; unbegreiflich ist es auch, daß er dem Fürsten Bismarck den für ihn im Felde ganz vorschriftswidrigen und daher nie getragenen Helm gegeben, und jedenfalls eine — künstlerisch freilich geradezu nothwendige — Abweichung von der Wirklichkeit, daß der Wagen des Kaisers offen ist: er fuhr im fest geschlossenen. Darüber hätte aber eine Andeutung gegeben und nicht durch die deutungsfähigen Worte „im historisch getreuen Wagen" getäuscht werden sollen.

Unter den übrigen, kleineren Bildern steht das längst durch die Photographie bekannt gewordene Gemälde des Grafen Ferdinand Harrach: „Moltke vor Paris", am Fenster sitzend, durch das man weit hinaus auf die belagerte Weltstadt sieht, nebst dem, was die Thätigkeit Emil Hünten's beigesteuert hat, obenan. Das Harrach'sche Bild ist in der Anordnung einer jener kühnen Versuche, durch die Graf Harrach sich von jeher ausgezeichnet hat: fast lebensgroße Halbfiguren, die Hauptfigur vom Rücken gesehen, während das Licht durch das Fenster im Hintergrunde kommt und man in die weite helle Ferne hineinsieht. Das ist aber so natürlich arrangirt, und in den Köpfen so lebendig, in der Beleuchtung so sicher und wirkungsvoll gemalt, daß ein durchaus ansprechendes Bild daraus entstanden ist. Daß derartige Experimente nicht immer gelingen müssen, selbst in der Hand eines Harrach, dafür ist sein zweites Bild, der „Eislauf im Berliner Thiergarten", der Beweis, in dessen einzelnen Figuren sich ein ungewöhnlich gutes Studium, große Sicherheit der Zeichnung, selbst prägnante Charakteristik findet, das aber doch als Ganzes durchaus kalt läßt, alles Humors ermangelt, überhaupt erst bei sehr genauer Betrachtung die Fülle von guten Einzelheiten wahrnehmen läßt.

Hünten hat zwei Momente aus der Attaque der Garde-Dragoner-Brigade bei Mars-la-Tour dargestellt, den Angriff der fünften Escadron des ersten Garde-Dragoner-Regimentes unter dem Prinzen Heinrich Reuß auf französische Infanterie, und den Zusammenprall der zweiten Escadron des zweiten Garde-Dragoner-Regiments unter der Führung des Prinzen Friedrich zu Wittgenstein mit den französischen Garde-Küraſſieren. Beide Bilder zeichnen sich durch Klarheit der Composition und große Wahrheit in der Schilderung des Einzelnen aus, ohne sich in brutale Einzelheiten, die in französischen Bildern dieser Art meist eine Hauptrolle zu spielen pflegen, einzulassen, und zugleich gelingt es ihnen, zu einer malerischen Wirkung zu gelangen, die neben dem stofflichen Interesse den Bildern eine hohe Werthschätzung sichert. Jedenfalls dürfte in diesem Genre kaum ein anderer unserer Künstler, selbst der in der Darstellung von Kampfscenen ergraute Camphausen, Hünten den Rang streitig machen. Ansprechender fast noch als diese beiden großen Gemälde ist das kleinere: „Die Wegnahme eines französischen Geschützes in der Schlacht bei Beaumont," wo mit verhältnißmäßig wenig Figurenaufwand auf beiden Seiten der Moment der Katastrophe packend geschildert ist, und zugleich die Bildmäßigkeit der ganzen Darstellung Lob verdient. — Georg Bleibtreu hält nicht seinen Platz. Die Begrüßung des Leibregiments durch den König auf dem Schlachtfelde von Vionville hat wol lediglich den Werth eines von kundiger Hand entworfenen Erinnerungsblattes. Die „Zusammenkunft von Wimpffen und Moltke am Abend von Sedan" schmeckt nach der Entstehung: es ist eine zum Gemälde benutzte Illustration. Bei der Ausführung sind die Einzelheiten nicht entsprechend mitgewachsen; besonders sind die Köpfe schwach, leider am allermeisten die auf deutscher Seite. — In seinem bekannten Genre ist auch Arthur Nikutowski wieder vertreten: in früher Morgenstunde nimmt ein höherer Officier von seiner jungen Gattin und dem kranken (wenigstens schlafenden) Kinde Abschied. Diesmal erhebt sich der Künstler leider nicht über die lederste photographische Treue. Man würde an Portrait denken, wenn das Bild nicht als verkäuflich bezeichnet wäre. Die malerische Ausführung ist — namentlich in Rücksicht auf die Farbe — allzu bescheiden.

Eine alte Geschichte vom Papst und vom Türken.

Der Papst und der Türke standen in der Anschauung unserer protestantischen Altvordern nahe beisammen. Der eine war der Hauptfeind der Christenheit, der andere der des Protestantismus; Grund genug, um zwei Zweige aus Einer Wurzel, den zweifachen Antichrist der Apokalypse, in ihnen zu sehen. „Und steur' des Papsts und Türken Mord," hatte ja schon Luther gebetet. Für uns freilich hat diese Zusammenstellung zunächst etwas Befremdendes. Der Papst und der Sultan, das Oberhaupt der Christenheit und das Oberhaupt der muhamedanischen Welt: was kann es Widerstrebenderes, Feindseligeres geben? Schon gut; aber doch ist jeder von beiden das Haupt einer großen Religionsgesellschaft, jeder erklärt sich für den Beherrscher der Gläubigen, und jeder gründet darauf den Anspruch, daß auch die Ungläubigen seiner Herrschaft unterworfen werden, daß die Weltherrschaft, die ihm gebühre, nöthigenfalls gewaltsam erzwungen werde. Der Nachfolger Christi ist ein Priester, der Nachfolger des Propheten ein Krieger; aber wenn der Priester das Schwert auch nicht selbst führt, so hat er doch Andere, die es für ihn führen, und wenn der Krieger die Gebete in der Moschee von Anderen verrichten läßt, ist er es doch, dem auch in Sachen der Religion die höchste Autorität zusteht. Kein Wunder, wenn neben dem klar vorliegenden und laut verkündeten Gegensatz der beiden geistlichen Weltmonarchieen doch auch wieder Züge eines gegenseitigen Verständnisses hervortreten; wenn die Päpste unter Umständen geneigt waren, mit dem Erbfeind der Christenheit, und die Nachfolger des Propheten, mit dem Oberhaupt seiner gefährlichsten Feinde Verbindungen einzugehen, die ihre religiösen Grundsätze, sollte man meinen, dem Einen wie dem Andern hätten verbieten müssen. Glaubt man ja doch auch gegenwärtig die Thatsache, daß die römisch-katholischen Bulgaren ihre türkischen Bedrücker in der Bekämpfung ihrer griechisch-katholischen Glaubensbrüder eifrig unterstützen, nicht blos auf den tiefgewurzelten Haß der beiden Confessionen, sondern auch auf ausdrückliche Weisungen der römischen Curie zurückführen zu sollen. Fragt man aber, was diese bestimmen konnte, solche Weisungen zu erlassen, so antworten die Einen, sie hoffe, für diesen Dienst von der Pforte durch die Anerkennung ihres bulgarischen Patriarchen und durch Maßregeln gegen die Schismatiker belohnt zu werden; Andere finden, sie könne im Interesse ihrer Schutzbefohlenen nicht anders handeln, da sich die Römisch-Katholischen unter türkischer Herrschaft in kirchlichen Dingen einer größeren Freiheit erfreuen, als sie ihnen gewährt werden würde, wenn die Losreißung der insurgirten Provinzen gelänge, und sie sich mit Serbien vereinigten oder als eigenes Staatswesen constituirten. Noch Andere endlich, und vielleicht nicht die schlechtesten Menschenkenner, schütteln zu beiden Erklärungen ungläubig die Köpfe und deuten einfach auf die Massen von türkischen Schuldtiteln, die in den Geldschränken der römischen Prälaten und der päpstlichen Kammer aufgehäuft seien. Daß der Papst lediglich um des Legitimitätsprincips willen den Aufstand gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit in Konstantinopel mißbillige, daran denkt allerdings mit Recht Niemand; woher sollte auch dieses Gewissensbedenken Dem kommen, der unablässig die Bevölkerungen, deren Oberhirte er ist, zum Ungehorsam gegen die christliche Obrigkeit und die verfassungsmäßig erlassenen Staatsgesetze aufhetzt? Wie es sich nun damit verhält, soll hier nicht untersucht werden. Ich wollte Ihren Lesern nur eine alte Geschichte erzählen, an die mich die neuesten Beziehungen zwischen Papst und Sultan erinnert haben. Ihrem näheren Inhalt nach hat sie freilich mit diesen keine Aehnlichkeit, aber das zeigt sie doch immer, daß man sich nicht erst seit heute zwischen Rom und Stambul zu verständigen gewußt hat; und sollte es wahr sein, daß bei der gegenwärtigen orientalischen Politik Rom's die türkischen Anlehensscheine eine Rolle spielen, so würden auch einige weitere Vergleichungspunkte zur Hand liegen.

Es sind bald 400 Jahre her, daß sich das Folgende zutrug. Der zweite von

den türkischen Beherrschern Konstantinopels, Bajesid II., hatte seinen Bruder Dschem im Verdacht ehrgeiziger Pläne. Um sich vor Bajesid's Mißtrauen zu sichern, entfloh Dschem 1482 nach Rhodus. Auf das dringende Ansuchen Innocenz' VIII. wurde er 1489 von dem Großmeister der Johanniter, die Rhodus damals im Besitz hatten, diesem Papst ausgeliefert. Den Grund, seine Auslieferung zu verlangen, bot die angebliche Absicht, ihn als Thronprätendenten aufzustellen und dadurch die Türkengefahr von der Christenheit abzulenken. Der Papst beschwor den Großmeister (der Brief ist noch vorhanden) „bei dem heiligsten Leiden des Erlösers", zum Wohl der ganzen Christenheit, seinem Wunsch zu willfahren; noch mehr Eindruck soll aber bei jenem, wie mißtrauische Zeitgenossen wissen wollten, die Cardinalswürde gemacht haben, die ihm für diesen Dienst in Aussicht gestellt war. Aber kaum war der türkische Prinz in den Händen des Papstes, so mußte sich der päpstliche Legat in Ofen von dem ungarischen König Matthias Corvinus sagen lassen: er wisse bestimmt, daß dem Papst von Bajesid für Dschem 200,000 Ducaten geboten seien, und er werde demselben um diesen Preis sicher ausgeliefert werden; worauf der Legat nur zu erwidern wußte: davon könne nicht die Rede sein, denn der Sultan habe dem Papst schon 600,000 Ducaten geboten. Es kam auch wirklich nicht dazu, denn beide verständigten sich dahin, daß Dschem gegen eine jährliche Zahlung von 40,000 Ducaten von dem Papst in Haft gehalten werden sollte. Doch war der Türke vorsichtig genug, das Geld nicht eher zu bezahlen, als bis sein Abgesandter sich persönlich überzeugt hatte, daß Dschem noch lebe und der heilige Vater seinen Herrn nicht betrüge.

Dieser saubere Handel blieb auch unter Innocenz' Nachfolger Alexander VI. in Kraft. Indessen war dem Sultan fortwährend nicht ganz wohl bei der Sache. Er war durch den lebenden Bruder, der nach Hunyad's Versicherung in seinem Volke bedeutenden Anhang hatte, doch immer im Schach gehalten; man konnte nicht wissen, ob der Papst sich nicht einmal veranlaßt finden werde, diesen Trumpf auszuspielen. Sicherer war es unter allen Umständen, sich des Thronprätendenten ganz zu entledigen. Und so, wie die Dinge unter Alexander VI. in Rom lagen, war dazu alle Aussicht. Die Barbarenweisheit Jugurtha's, daß Alles dort feil sei, wenn man hoch genug biete, bewährte sich noch immer; und Bajesid kannte seine Leute gut genug, um zu wissen, wie leicht sich ihnen mit diesem einfachen Mittel beikommen ließ. Ja der Papst selbst öffnete ihm hiefür den Mund. Er ließ ihm im Jahre 1494 mittheilen, daß Karl VIII. von Frankreich mit großer Macht gegen Rom ziehe und in Verbindung mit anderen weitgreifenden Plänen die Absicht habe, sich Dschem's zu bemächtigen. Um diesem Angriff widerstehen zu können, ersuchte er den Sultan nicht blos um seine diplomatische Verwendung bei den Venetianern und um Waffenruhe den Ungarn gegenüber, sondern er bat auch, ihm das Jahrgeld für Dschem vor der Verfallzeit auszubezahlen, und ließ bei dieser Gelegenheit einfließen, daß ihm der Sultan von Aegypten für Dschem's Auslieferung große Summen geboten habe, daß er sich aber darauf nicht einlassen, vielmehr Alles thun werde, seine gute Freundschaft mit Seiner Majestät noch mehr zu befestigen. Der Sultan geht in seinen Antworten auf alle diese Wünsche bereitwillig ein, hat aber auch seinerseits ein paar kleine Anliegen. Er verwendet sich zunächst für die Erhebung des Erzbischofs von Arles zur Cardinalswürde, die ihm schon Innocenz VIII. versprochen habe, zu der es aber immer noch nicht gekommen sei. Man sieht, es ist ein recht schönes, intimes Verhältniß: der Papst hütet dem Großtürken einen Staatsgefangenen gegen gute Bezahlung, und Cardinäle der römischen Kirche verdanken ihre Ernennung der Fürsprache des Sultans. Was hätte da den letzteren abhalten sollen, einem so guten Freund auch die innersten Wünsche seines Herzens zu offenbaren? und dies thut er nun in einem Briefe vom 18. September 1494 mit einer Offenheit und zugleich mit einer so glücklichen Nachahmung der Phrasen des Curialstyls, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die Unbefangenheit, mit welcher der Beherrscher der Gläubigen bei seinem Collegen in Rom die vollständige Abwesenheit aller Gewissensscrupel und aller anständigen Motive voraussetzt, oder die Geschicklichkeit, mit der er ihm die Redensarten zur Be-

schönigung der Schandthat, die er ihm ansinnt, in den Mund legt, während er sich zugleich kaum die Mühe nimmt, seine Verachtung hinter der durchsichtigsten Ironie zu verbergen. Er habe, schreibt er, mit dem päpstlichen Gesandten erwogen, daß es für die Ruhe, die Ehre und den Vortheil Sr. päpstlichen Hoheit, und auch für seine eigene Satisfaction, das Beste wäre, den Dschem, der ja doch ein dem Tode verfallener Mensch sei, aus der Welt schaffen zu lassen; wenn er nicht mehr am Leben wäre, so wäre dies für Seine päpstliche Hoheit am vortheilhaftesten und ihm selbst am angenehmsten. „Falls daher Ew. Hoheit geruht, uns hierin gefällig zu sein, worauf wir uns nach Maßgabe Ihrer Klugheit verlassen, so wird dieselbe zu Ihrer und unserer Befriedigung so bald wie möglich, in der Ew. Hoheit beliebigen Weise, den vorgedachten Dschem von der Noth dieser Welt befreien und seine Seele in eine andere Welt versetzen lassen, wo sie mehr Ruhe findet. Und wenn Ew. Hoheit dieses vollbringen läßt und uns seinen Leichnam an irgend einen Ort auf dieser Seite unseres Meers schickt: versprechen wir, der obengenannte Sultan Bajazeth, Ew. Hoheit an irgend einem Orte, der Denselben genehm ist, 300,000 Ducaten zum Ankauf einiger Herrschaften für Ihre Söhne zuzustellen; welche 300,000 Ducaten wir Demjenigen, den Ew. Hoheit dazu bestimmt, einhändigen lassen werden, ehe uns der vorgedachte Leichnam überliefert und durch Ihre Leute den meinigen übergeben ist. Dazu verspreche ich Ew. Hoheit, daß bei meinem Leben und so lange es dauert, wir immer gute und große Freundschaft mit Ew. Hoheit halten werden, ohne allen Trug, und Derselben in allen Stücken zu Gefallen und dankbar sein werden;" was dann schließlich noch mit einem feierlichen Eide bekräftigt wird. Ein so ehrliches Geschäft, ein so herzliches Einverständniß ließ sich nicht von der Hand weisen. Mittlerweile hatte aber Karl VIII. von Frankreich Rom in Besitz genommen, und der Papst konnte ihm die Auslieferung Dschem's nicht länger verweigern. Um aber seinen Verpflichtungen gegen den Freund in Konstantinopel nicht untreu zu werden, ließ er dem Gefangenen vorher ein Gift beibringen, dem derselbe nach wenigen Tagen erlag. Der Leichnam und die Dienerschaft des Gemordeten wurde seinem Bruder, wie er es wünschte, zugeschickt. Ob die 300,000 Ducaten unverkürzt ausbezahlt wurden, ist nicht überliefert; darüber sind aber die zeitgenössischen Schriftsteller einig, daß der Mord fürstlich belohnt wurde.

So handelte damals der Statthalter Christi; so mordete er einen Unglücklichen, der sich unter den Schutz der christlichen Mächte gestellt hatte; so hielt er dem König von Frankreich das Versprechen, ihm den werthvollen Staatsgefangenen zu übergeben; so verrieth er die Christenheit, die es sofort zu fühlen bekam, daß ihr Oberhaupt selbst ihrem Erbfeind die Waffe ausgeliefert hatte, mit der man ihn am wirksamsten im Zaum halten konnte. Alexander VI. war nun freilich der ruchloseste und verworfenste von allen Päpsten, und sein Vorgänger war kaum besser. Aber auch diese Scheusale sind ja nachträglich mit der Unfehlbarkeit begabt worden, welche Pius IX. nicht allein sich selbst und seinen Nachfolgern, sondern auch allen seinen Vorgängern ohne Ausnahme zuerkannt hat. Eine bloße Inconsequenz ist es, wenn dieser Vorzug auf ihre amtlichen Erklärungen in Sachen des Dogma und der Disciplin eingeschränkt wird. Ein Priester soll ja seine Heerde durch sein Beispiel ebensogut belehren wie durch seine Worte; und thatsächlich wird jenes noch viel wirksamer sein als diese. Wollen die Anhänger des neuen Dogma nicht auf halbem Weg stehen bleiben, so mögen sie den Muth haben, mit seinen anderen Consequenzen auch diese auf sich zu nehmen: den Jüngern Loyola's wird es ja am Ende nicht zu schwer werden, für einen Innocenz VIII. und Alexander VI. nicht allein wegen der Hexenprocesse, welche jener, und der Büchercensur, welche dieser eingeführt hat, sondern auch wegen ihres Verfahrens in der Sache des türkischen Prinzen Apologieen zu schreiben.

† † †.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

uerbach. — Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. 3 Bände. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

ergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. 15.—17. Band. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1876.

odenstedt. — Theater. (Kaiser Paul. — Wanderungen.) Von Friedrich Bodenstedt. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Band V.) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

rück. — Auf Wiedersehn! Von Anton Theobald Brück. Osnabrück, Rackhorst'sche Buchdlg. 1876.

üchner. — Kraft und Stoff. Natur-philosophische Untersuchungen auf thatsächlicher Grundlage. In allgemein-verständlicher Darstellung. Von Dr. Ludwig Büchner. Vierzehnte, sehr vermehrte und mit Hülfe der neuesten Forschungen ergänzte Auflage. Mit Bildniß und Biographie des Verfassers. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1876.

üchner. — Die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebe-Welt. Ihre Anwendung auf den Menschen, ihr Verhältniß zur Lehre vom Fortschritt und ihr Zusammenhang mit der materialistischen oder Einheits-Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart. In sechs Vorlesungen allgemein verständlich dargestellt von Dr. Ludwig Büchner. Vierte verbesserte und mit Hilfe der neuesten Forschungen ergänzte Auflage. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1876.

arke. — Deportirt auf Lebenszeit. Roman von Marcus Clarke. Aus dem Englischen. 3 Theile in 1 Bande. Berlin, Verlag von O. Janke. 1877.

llection of british authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1617—20. Daniel Deronda by George Eliot. In four volumes. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1876.

olomb. — Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Herausgegeben von E. von Colomb, General-Lieutenant und Commandant von Cassel. Mit einem Holzschnitt, einem unveränderlichen Lichtdruck und zwei Facsimiles. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

rousaz. — Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich des Großen. Historisches Gedenkblatt von A. von Crousaz, Major z. D. Mit einem Portrait. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1876.

ahn. — Langobardische Studien. Von Felix Dahn. I. Band. Paulus Diaconus. 1. Abth.: Des Paulus Diaconus Leben und Schriften. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

ahn. — Die Amalungen. Gedicht von Felix Dahn. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

ifferentialtarife, die, der Eisenbahnen. Wien, Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1876.

ingelstedt. — Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

royſen. — Abhandlungen von Joh. Gust. Droysen. Zur neueren Geschichte. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1876.

isenbahnpolitik. — Zehn Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1876.

ze. — William Shakespeare. Von Carl Elze. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Engel. — Das Bühnenfestspiel in Bayreuth. Kritische Studie von Gustav Engel. Berlin, Verlag von C. A. Challier & Comp. 1876.

L'Établissement du journal „Nieuwe Rotterdamsche Courant" à Rotterdam. Directeurs-Gérants Nijgh & fils.

Euripides. — Sämmtliche Tragödien des Euripides. Metrisch übertragen von Franz Fritze, vollendet von Theodor Kock. 1. Lfg. Berlin, Verlag von H. Schindler. 1877.

Fabre. — Abbé Tigrane. Ein clericaler Streber. Von Ferdinand Fabre. Köln, Verlag von Eduard Heinrich Mayer. 1876.

Fechner. — Vorschule der Aesthetik von Gustav Theodor Fechner. 1. 2. Theil. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

Förster. — Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Wilhelm Förster, Professor und Director der Königlichen Sternwarte in Berlin. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Franck. — Sebastian Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung vom Jahre 1532 in getreuem Abdruck mit Erläuterungen und cultur- und literargeschichtlichen Beilagen herausgegeben von Friedrich Latendorf. Pösneck, Verlag von Carl Latendorf. 1876.

Girardin. — La honte de l'Europe par Emile de Girardin. Paris, Verlag von E. Plon & Cie. 1876.

Govean. — Jesus Christus. Drama in fünf Theilen von Felice Govean. Aus dem Italienischen. Leipzig, Verlag von Schulze & Comp. 1876.

Graßmann. — Die Wissenschaftslehre oder Philosophie. Von Robert Graßmann. 1. Theil: Die Denklehre. 2. Theil: Die Wissenslehre. 3. Theil: Die Erkenntnißlehre. 4. Theil: Die Weisheitslehre. Stettin, Verlag von R. Graßmann. 1876.

Grün. — Spaziergänge eines Wiener Poeten von Anastasius Grün. 7. Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Hartmann. — Kritische Versuche von J. von Hartmann, General der Cavallerie z. D. I. Der deutsch-französische Krieg 1870—71, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Hegewald. — Die Sprache in der Poesie und Wissenschaft mit Berücksichtigung der religiösen und ästhetischen Culturzustände von Dr. med. Hegewald. Meiningen, L. v. Eye'sche Buchhandlung.

Hentl. — Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. Von Friedrich Ritter von Hentl. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Herschel. — Caroline Herschel's Memoiren und Briefwechsel. (1750—1848.) Herausgegeben von Frau John Herschel. Aus dem Englischen von A. Scheibe. Mit Caroline Herschel's Portrait. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1877.

Hilgers. — Juvenal. Sitten- und Cultur-Gemälde aus Rom um die Zeit des Kaisers Domitian. In deutschen Jamben von Dr. Th. Jos. Hilgers. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Hübner. — Der § 32 der Reichs-Gewerbe-Ordnung und die Theater-Schulfrage von Gotthard Hübner. Leipzig, Hermann Wölfert's Buchhandlung. 1876.

Jaques. — Alexis de Tocqueville. Ein Lebens- und Geistesbild. Von Dr. Heinrich Jaques. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Immergrün. Lieder einer früh Heimgegangenen. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben.

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand in Florenz. Band III. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

Junghans. — Käthe. Geschichte eines modernen Mädchens von Sophie Junghans. 2 Theile. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Kalbeck. — Das Bühnenfestspiel zu Bayreuth. Eine kritische Studie von Max Kalbeck. Breslau, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung (E. Franck). 1877.

Kalender. — Illustrirter Kalender für 1877. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. XXXII. Jahrgang. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1876.

Kalidasa. — Sakuntala. Schauspiel von Kalidasa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Friedrich Rückert. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Kleist. — Der zerbrochene Krug. Lustspiel in einem Aufzuge von Heinrich von Kleist. Festschrift zu des Dichters Säkularfeier. Neu für die Bühne bearbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Siegen. Leipzig, Verlag von C. G. Theile. 1876.

Knigge. — Ueber den Umgang mit Menschen. Von Adolph Freiherrn Knigge. Vollständig und neu herausgegeben von Jean Dufresne. Achte Stereotyp-Auflage. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach. 1876.

Körner. — Deutsche Götter und Göttersagen, soweit sie sich in Dichtung, Sprüchwort und Brauch lebendig erhalten haben. Eine Vorschule zum Verständniß der deutschen Literatur. Von Prof. Friedr. Körner. Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von Léon Douffet. 1876.

Laube. — Das junge Europa. Roman von Heinrich Laube. 2 Bde. (Laube's gesammelte Schriften 6. 7. Band.) Wien, Verlag von Wilh. Braumüller, Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1876.

Lesebuch. — Deutsches Lesebuch für den ersten Unterricht in Schule und Haus beider Confessionen. Zwei Theile in einem Bande. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1876.

Lessing. — Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele. I. Band. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1877.

Lohmann. — An dramatische Tonsetzer. Von Peter Lohmann. Leipzig, Verlag von Heinrich Matthes. 1876.

Ludwig. — Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig in's Deutsche übersetzt. Mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. II. Band. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1876.

Lustspielabend, ein historischer. Hanz Sachs. Jacob Ayrer. Gottlieb Preyhauser. Das heiß' Eisen — Die ehrlich Bäckin — Hanswurst der traurige Küchelbäcker. Wien, Verlag von L. Rosner. 1876.

Meneses. — Brasilien wie es ist in literarischer Hinsicht betrachtet. Eine Skizze von Tobias B. de Meneses. Escada. — Pernambuco. 1876.

Meyer. — Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Häffel. 1876.

Michaelis. — Studien zur Romanischen Wortschöpfung von Carolina Michaelis. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Michelsen. — Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. 1876.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch von M. Ottmann. 11.—16. Heft. (Schluß.) Breslau, Verlag von E. Morgenstern. 1876.

Philippson. — Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa. 1598—1610. Von Dr. Martin Philippson, a. o. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn. 3. Theil. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Polko. — Vom Gesange. Musikalische Winke und Lebensbilder von Elise Polko. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Rathgeber. — Die handschriftlichen Schätze der früheren Straßburger Stadtbibliothek. Ein Beitrag zur elsässischen Bibliographie von Julius Rathgeber, Pfarrer in Ernolsheim bei Elsaß-Zabern. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1876.

Reichenau. — Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Jugend- und Familienleben von Rudolf Reichenau. 11. Auflage. 1868.

— — Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden. 2. Auflage. 1868.

— — Am eigenen Herde. Aus den neuen vier Wänden. 1873.

— — Die Alten. Letzte Bilder aus unsern vier Wänden. 1876. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Reichs-Kalender, neuer Deutscher, für das Jahr 1877. Herausgegeben von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Ritter. — Deutsche Wacht wider Rom. Ein geschichtliches Gesammtbild des Culturkampfes von 1870 bis 1875. Vier Vorträge von H. Ritter. Potsdam, Verlag von W. O. Link. 1876.

Ruge. — Die Weltanschauung des Columbus. Die Turanier in Chaldäa. (Die Akkadier.) Zwei Vorträge von Dr. Sophus Ruge. Dresden, Verlag von G. Schönfeld. 1876.

Scheube. — Das häusliche Leben in Frankreich. Aus dem Englischen von H. Scheube. Berlin, Verlag von F. Berggold. 1876.

Schön. — Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. IV. Band. Mit einer Lithographie und einem Facsimile. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Schweichel. — Italienische Blätter von Robert Schweichel. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1877.

Schweizer. — Nach Rechts und nach Links. Besprechungen über Zeichen der Zeit aus den letzten drei Decennien von Alexander Schweizer. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Staats-Musik, die, der Zukunft. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1876.

Strauß. — Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller. I. Band. Bonn, Verlag von Emil Strauß. 1876.

Strousberg. — Dr. Strousberg und sein Wirken von ihm selbst geschildert. Mit einer Photographie und einer Eisenbahn-Karte. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1876.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 3. December 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. II. Hadlaub (Schluß.)	335
II.	C. G. Reuschle, Die letzten sechzig Jahre in der Physik. I.	362
III.	Siegfried Kapper, Montenegrinische Skizzen. Die Schulen in Montenegro. — Ein Kirchenfest. — Die Stadt und der Hof.	374
IV.	L. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. II. (Schluß.)	390
V.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. III.	402
VI.	Louis Ehlert, Robert Schumann und seine Schule	414
VII.	J. von Hartmann, Zur orientalischen Frage	427
VIII.	Julius Rodenberg, Die letzte Pappel	452
	Berliner Chronik:	
IX.	Karl Frenzel, Die Theater	460
X.	Hermann Krigar, Concerte und Oper	466
XI.	Bruno Meyer, Die Berliner Kunstausstellung. II. (Schluß.)	470
	Literarische Rundschau:	
XII.	Julian Schmidt, Nach dreißig Jahren	479
XIII.	L. von Meerheimb, Jähns' Gedenkschrift über die Schlacht von Königgrätz	485
XIV.	Bruno Meyer, Weihnachtliche Rundschau	487
XV.	***, Berichtigung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller"	493
XVI.	L. Urlichs, Bemerkung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller"	494
XVII.	Literarische Notizen	495

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

(Fortsetzung.)

Immerhin war, nach wiedererlangter Ruhe, das Abenteuer für ihn ein wichtiges Ereigniß und ganz dazu angethan, seine Minnethaten neu in Fluß zu bringen. Auch die grußlose Begegnung mit der Geliebten auf einsamen Wegen war ein Erlebniß, ein Markstein auf der Lebensreise, abgesehen von den übrigen zierlichen Begebenheiten, den spielenden Frauen und der blühenden Wildniß, und Johannes verlor keine Zeit, sondern nützte sie, das Abenteuer in ein kunstgerechtes Lied zu verwandeln. Diesen folgten andere und diesen wieder andere, je nach der Gunst des Augenblicks und dem mehr oder weniger sichtbaren Segen Gottes gefühlvoll und originell oder ein wenig jugendlich langweilig oder unbedacht nachahmerisch, leidenschaftlich oder pedantisch. Jene Gedichte, welche ihm am gelungensten schienen, oder die in unmittelbarer Aufwallung seiner Neigung entstanden, wußte er dem Fräulein auf verschiedene, immer geheime Weise in die Hände zu spielen, obgleich er einen wissenden Boten nicht zu brauchen wagte.

Das fortwährende Stillschweigen der Dame beirrte ihn nicht mehr, die Sache war ja im Lauf; er sang an eine hartherzige oder spröde Schöne um Erhörung, und daß diese so lange als möglich ausblieb, mußte er eben gewärtigen und ertragen wie jeder Singer. Es genügte ihm sogar, daß keine Anzeige oder Untersagung seines Vorgehens erfolgte, und er warf gerade auf diesen Grund kühnlich den Anker seiner Hoffnung.

Allein hierin täuschte er sich. Fides las allerdings alle die „Briefe" und bewahrte sie sorgfältig auf; eine Neigung zu dem traulichen Jünglinge machte ihr immer deutlicher zu schaffen, es begann eine zärtliche Wärme ihr Herz zu beschleichen, wenn wieder eines der Lieder in ihre Hand gelangte. Aber so wenig sie gestimmt war, mit dergleichen das übliche geistreiche Spiel zu treiben, ebensowenig war sie gesinnt, ihre ernsten Vorsätze zu brechen und sich einer Verlockung hinzugeben, die ihr verboten war, wie sie wähnte. Sie hielt sich hiezu

um so eher für verpflichtet, als sie wohl fühlte, daß auch Johannes trotz aller Schulfüchserei, die an seinem Gebahren haftete, nicht spielte, sondern ihr ernstlich zugethan war. Solche Gesinnung zeugte nicht minder für einen früh gereiften, verständigen Ernst der jungen Person, als für das wirkliche Wohlwollen, das sie nun zu dem frischen Jünglinge hegte.

Wie sie jetzt bedachte, auf welche Art sie am füglichsten der Sache ein Ende machen könnte, verfiel sie nicht darauf, sich der Mutter anzuvertrauen oder der Pflegemutter, sondern sie ging zum alten Ritter Manesse; als er allein war, übergab sie ihm das Bündelchen Lieder und bat ihn kurz und gut, aber mit tiefem Ernste, für das Aufhören solcher Zusendungen zu sorgen und den thörichten jungen Menschen auf den geziemenden Weg zu weisen.

Allein hiermit hatte sich Fides getäuscht und war nicht vor die rechte Schmiede gekommen.

Anstatt die Stirne zu runzeln und Zeichen des Mißfallens von sich zu geben, zeigte Herr Rüdiger immer größere Heiterkeit, je länger er die Blätter auseinander wickelte und durchlas.

Er durchging die einzelnen Lieder zum zweiten Male und versicherte sich, daß er nicht Abschriften, sondern neue Erzeugnisse vor sich habe. Der Dämon aller Sammler und Amateurs kam über ihn.

„Das ist kein thörichter Mensch, das ist ein neuer Minnesänger, den Du uns erweckt hast, meine Tochter!“ sagte er fröhlich zur Fides, die noch dastand und auf eine Aeußerung wartete; „diese Nachtigall wollen wir nicht verscheuchen aus unserem Garten! Ei, was denkst Du? Sei nur ruhig, das hat Nichts auf sich als Gutes und Erfreuliches! Dieses Schifflein wollen wir schon ungefährlich durch die Fluth steuern!“

Der Ritter begann nun, die Fides zu unterrichten, wie sie gelassen bleiben und die Huldigungen des gutartigen Jungen dulden solle, ohne sich selbst gefangen zu geben. Das sei eben liebliche Sitte und schade keinem Theile; nur solle sie nie sich ihrer Hut entziehen und nichts unternehmen, wovon ihre Freunde und Beschützer nichts wüßten. Vor Allem aber solle sie keine von den Liederbotschaften, die sie erhielte, verlieren oder verderben, sondern Alles ihm, dem Herrn Manesse, getreulich einhändigen, daß er es aufbewahre.

Fides fühlte sich keineswegs zufrieden gestellt; doch war das junge Wesen dem alten, würdigen Ritter und Rathsmann gegenüber unsicher und ging besorgter hinweg, als sie gekommen war.

Daher fand sie sich noch selben Tages bewogen, sich doch an weiblichen Rath zu wenden, und eröffnete sich ihrer Pflegemutter, der wackeren Ehewirthin des Ritters, die ja an der Spitze ihrer Hut stand und den Handel schon bedenklicher, ja äußerst ernsthaft aufnahm.

Bei allem ehelichen Frieden war die gestrenge Frau doch über viele Umstände des äußerlichen Lebens anderer Meinung, als ihr Eheherr, und führte einen steten geheimen Krieg mit ihm, der wegen der guten Lebensart niemals Geräusch machte. Sie war ohne Zweifel ein Urtypus jener Zürcherinnen, die Einer um das Jahr 1784 im Schweizerischen Museo also geschildert hat: „Noch gegen End vorgehenden Seculi war unser Frauenzimmer vom Schrot und Korn

früherer Jahrhunderte. Sie konnten unsere Aeltervätter bereden, Eingezogenheit und haushälterisches Wesen überwäge bei demselben (dem Frauenzimmer) manche andere, glänzendere Eigenschaft; diese Einbildung war allgemein und beherrschte unsere Frauen so stark, daß sie sich auf kein anderes als die Hausgeschäfte legten, die sie mit der genauesten Aufsicht besorgten und ihr scharfes Regiment und Sparsamkeit bisweilen wirklich so weit ausdehnten, daß man es dem Eheherrn und den Kindern an den dünnen Lenden und schmalen Backen wohl ansehen möchte. Eine solche Frau war in ihrem Haus immer die Erste aus dem Bett und die Letzte darin; keine Kleinigkeit entging ihrem wachsamen Aug; aller Arten trat sie den Mägden auf die Eisen; in Kleidern, Speis und Trank wurden Mann und Kinder geschmeidig gehalten."

Von solcher Gesinnung war die Frau, die in Rede steht, und sie erstreckte dieselbe auf alle häuslichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, während der Mann, sonst klug, edel und gerecht, gerade in allen jenen Dingen auf eine ihr widerstrebende Weise sich liberal bezeigte. Er war leutselig, gastfrei und glänzend und wußte den heimlichen Krieg ärgerlicher Weise bald durch listige Ueberraschung, bald durch freundliche Ruhe mit wenigen Worten und Blicken stets so zu führen, daß er fast immer mit einer Niederlage der leise fechtenden Frau endigte, oft ehe sie nur das Gefecht in Gang gebracht. Hatte aber das Schicksal des Tages oder der Stunde sich entschieden, so nahm Alles den besten Verlauf, da die Besiegte für diesen Fall trefflich erzogen und orientirt war. So kam es, daß nirgends so stattlich und anmuthig gelebt wurde, wie auf dem Manesse'schen Hof, wenn der Herr zu Hause war und Gäste lud.

Auch in der vorliegenden Sache war sie sofort der Meinung ihres Gemahls entgegen, welche Fides ihr vertraut hatte, und sie rief: „Das fehlte uns, daß wir dergleichen Mummenschanz in unserm Hause anstellen! Wir leben hier an der Stadt bei Handel und Wandel und nicht auf Hofburgen und in Zaubergärten. Alte Mären lesen wir in den Büchern, aber wir spielen sie nicht selbst wieder ab; denn wir Bürgerinnen müssen für Kraut und Gemüse sorgen und an Haber und Hirse denken für das Gesinde!"

Sie belobte die Pflegetochter wegen ihres Verhaltens und ermahnte sie, den vorlauten Reimschmied nur recht streng abzuweisen und fern zu halten. Sie versprach ihr, die Briefe und Büchlein desselben abzufangen, wo sie könne, und gab ihr den Rath, ihr immer anzuzeigen, wann und auf welche Weise ihr solche in die Hände kämen.

An dem gleichen Tage jedoch erschien auch der Bischof in Zürich, der eben seine Diöcese beritt und im Hause der Manessen vorsprach, um das Kind zu sehen. Er erkundigte sich zugleich nach dem Fortgang der Liedersammlung und erfuhr von Herrn Rüdiger im Geheimen, was für ein Sänger sich in Johann Hadlaub aufgethan habe und welches der Gegenstand seiner Minne sei.

Mit großem Vergnügen hörte das Bischof Heinrich; es schien ihm gerade sein Umstand zu sein, nach dem er begehrte, und schon sah er im Geiste die schöne Fides, durch fragliches Abenteuer aufgeheitert und an die Welt und ihre Freuden gewöhnt, als gewandte, lebensfrohe Frau vor sich stehen und gehen, die nicht verfehlen werde, dereinst einen ansehnlichen Herrn zu gewinnen, wenn

sie nur erst durch den fleißigen Johannes zurechtgesungen und glänzend hervorgehoben sei. Denn er hielt es mit dem klugen Rüdiger für selbstverständlich, daß der junge Mann die Sache nur als eine Sache der „hohen Minne" betreibe, d. h. die Dame seiner Lieder als weit über ihm stehend und im Ernste als unerreichbar betrachte. Hierüber ängstliche Zweifel zu hegen, schien ihm unnöthig, nachdem so viele adelige, kleine und große Herren seit hundert Jahren in ihren Liedern so viel Unerreichbares, ja Unnennbares gesungen.

Er nahm daher Gelegenheit, die Tochter Fides ebenfalls bei Seite zu nehmen und sie vertraulich aufzumuntern, daß sie den Frauendienst sich nur unbedenklich gefallen lassen und keineswegs die Büchlein und Briefe des guten Knaben zurückweisen oder etwa gar vernichten solle. So hatte Fides nun verschiedene Rathschläge erhalten; um deren nicht noch mehr zu bekommen, schwieg sie und beschloß, von dem Einen das und von dem Andern jenes zu befolgen. Sie behielt ihre Strenge gegen Johannes bei, sprach nie mit ihm und erwiderte niemals seine Botschaften. Dagegen nahm sie die letzteren an sich, wenn sie ihr auf immer neue Weise zukamen, so daß die Manessen-Frau vergeblich darnach spähte und sich wunderte, nichts aufzufangen. Wiederum händigte Fides ab und zu dem Ritter das Reimgut ein, der es behaglich sammelte und besonders aufbewahrte.

Es war nun ganz gegen die Sitte und sollte wol darthun, daß Alles ein Spiel sei, wenn nicht nur Hadlaub's Minnewerben offenkundig gemacht, sondern auch der Name der sogenannten Herrin nicht verschwiegen wurde und das artige Spiel so zum Gemeingut und Vergnügen eines weiteren Kreises sich gestaltete. Jeder, der herzukam, nahm daran Theil, spornte den naiven Sänger zur Ausdauer an, versprach ihm süßen Lohn und legte bei der Schönen ein gutes Wort für ihn ein. Sie wurde bald von diesem, bald von jenem Hochstehenden geplagt, bis sie einen widerwilligen Gruß an ihren Diener auftrug oder gestattete, ihm zu hinterbringen, daß sie sogar nach ihm gefragt habe. Selbst die Aebtissin, ihre Mutter, forderte sie zuweilen scherzend auf, freundlicher gegen den Gesellen zu sein, und als man diesen endlich in's Haus lockte, um ihn unversehens vor ihre Augen zu bringen, mußte sie sich trotzig einschließen, da sie weder sich, noch ihn solchem Spiele preisgeben wollte. Und doch wurde dieses Spiel durchaus ohne Spott und Lachen, vielmehr mit einer gewissen feierlichen und feinen Freundlichkeit geübt.

Trotz Allem schien Fides sich an das seltsame Verhältniß zu gewöhnen und allmälig heiterer zu werden, obgleich ihr Benehmen gegen Johannes immer das gleiche blieb. So verging ein und das andere Jahr; zu dem reichen blonden Lockenhaar des jungen Mannes gesellte sich bereits ein ebenso blonder Bart um Wangen und Kinn, wenn wir seinem eigenen Conterfei aus jener Zeit glauben dürfen; Fides aber war schon eine der schönsten und stolzesten Frauengestalten geworden, welche weit und breit zu finden waren, und Johannes wurde nicht müde, sie mit allen Jahreszeiten, mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter gleichzeitig zu besingen. Alle Reize der wechselnden Natur vereinten sich in seinen Liedern mit Sehnsucht, Klage und Hingebung der Liebe und dem Preise

der geliebten Frau. Er war jetzt seiner Töne sicher und Herr Rüdiger bereits im Besitze einer ansehnlichen Sammlung seiner Lieder.

Aber auch die große Sammlung der Minnesänger war jetzt so weit vorgeschritten, daß schon an hundert derselben, meistens vollständig, beisammen lagen und jeder sein eigenes Heft schöner Pergamentblätter hatte, zu einem großen Theile mit Bild und Wappen versehen. Ein florentinischer Gesell, an beiden Münstern in seiner Kunst thätig, war dem Schreibemeister behülflich, woher manche der Gemälde ihre ausdrucksvolle Einfachheit und edle Gewandung erhielten. Für Ausmittlung der Wappen aller der singbaren Herren aber war sowol der Manesse als insbesondere auch Bischof Heinrich besorgt, der schon, als er Propst in Zürich gewesen zu Zeiten des Conrad von Mure, und später als königlicher Kanzler in dieser Materie große Erfahrung gewonnen hatte, wie er denn überhaupt in allen Sätteln gerecht war.

Deutscher König war jetzt der verwachsene, herrschsüchtige und gewaltthätige Albrecht, Sohn Rudolf's, und es war bei Anlaß eines Aufenthaltes desselben in Zürich, als eine größere Zahl geistlicher und weltlicher Herren dort zusammen trafen, von denen nach der Weiterreise des Kaisers manche noch in der befreundeten Stadt blieben, wo fast Alle verbürgert waren und fröhlicher wurden, wenn der stachlichte Kronenträger, der es mit Niemandem freundlich meinte, wieder verschwand. Eine Reihe von Staatsgeschäften hatte er in Zürich behandelt, unter andern auch mit dem Rathe der Stadt, bei welcher Gelegenheit Johannes Hadlaub mit einer Kleinigkeit, ohne es zu wissen, ein günstiges Aufsehen machte. Er war vom Ritter Rüdiger mitgenommen worden, um ihm als Schreiber und Actenbewahrer zur Hand zu sein. Als nun der Kaiser in böser Laune einst durch das zahlreiche Gefolge hineilte, das in der Wohnung des Reichsvogtes versammelt war, und plötzlich eine unerwartete Richtung einschlug, gerieth ihm Johannes unverschuldeter Weise in den Weg, also daß jener mit ihm zusammen prallte; Albrecht fuhr ihn ärgerlich an: Wer bist Du? „Ein Stein des Anstoßes!" erwiderte Johannes lachend, ohne irgendwie roth oder blaß zu werden. „Du bist ein kecker Bursche, fort mit Dir!" rief der Andere und wandte ihm den Rücken.

Diese Unerschrockenheit des Johannes hatten die Umstehenden, von denen Wenige den König liebten, wohlgefällig bemerkt, und man erzählte nachher von dem unbekümmerten, muthigen Wesen des jungen Mannes, und lächelnd klopfte ihm mehr als ein Gewichtiger auf die Schulter, welcher dergleichen nicht vermocht hätte.

Als, wie gesagt, der König fort war, gedachten die Zurückgebliebenen sich noch etwas zu belustigen. Die Fürstäbtin Kunigunde und Walther, der Freiherr von Eschenbach, der westlich und südlich von Zürich viele Herrlichkeit besaß, luden eine große Gesellschaft zur Jagd in ihren Forsten, welche angränzend am Albisberg und im Sihlthal ihnen gehörten und die heutzutage Eigenthum der Stadt Zürich sind. Herr Manesse lud auf den gleichen Tag die Jäger zum Mahle in die Burg Manegg, wo er zur Verschönerung des Festes die Liedersammlung, soweit sie gediehen, vorzuweisen und damit dem Johannes einen Ehrentag als Belohnung seines Fleißes zu bereiten gedachte.

Auf den ganzen Plan war seine wackere Frau Manesse nicht gut zu sprechen; abgesehen von der großen Bewirthung, ärgerte sie der Handel mit dem Minnewesen, insbesondere das Hadlaubische Lustspiel, dem sie gar nicht traute. Bei aller Aufmerksamkeit war ihr beim Fahnden auf Hadlaub's Manifeste ein einziges seiner Lieder unmittelbar in die Hände gefallen und zwar gerade dasjenige, in welchem er in hergebrachter Weise seinen Unwillen gegen die Merker und die Hut Worte gab: „Daß sie verflucht seien mit ihren langen Zungen und mit ihrem verborgenen Schleichen! Sie schielen umher, wie die Katze nach der Maus, der Teufel soll ihr aller Pfleger sein und ihnen die Augen ausbrechen!" hieß es am Schlusse dieses Hymnus.

Obgleich es nicht so böse gemeint war, fühlte sich die Frau Obermerkerin doch nicht geschmeichelt von solchem Gesange und sie suchte daher die Absicht ihres Eheherrn zu vereiteln. Allein ihre Mühe war fruchtlos und auch die Bewirthung auf der Manegg wurde in jedem Stücke um so reichlicher vorbereitet, je einfacher es die Frau ausführen wollte. Es war, als ob der Ritter die Augen überall hätte und in der Küche eben so gut Bescheid wüßte, wie in der öffentlichen Verwaltung, den Rechtssachen, dem Minnesang und der Wappenkunde.

An einem sonnigen Morgen zu Anfang Septembers ritt die Gesellschaft nach den Albisforsten ab in großer Fröhlichkeit. Es waren dabei der Bischof Heinrich von Klingenberg, die Aebtissin mit mehreren Frauen, worunter die Fides, die Aebte von Einsiedeln und Petershausen, Graf Friedrich von Toggenburg, Lüthold von Regensberg, Herr Jakob von Wart und dessen jugendlicher Sohn Rudolf, die Edlen von Landenberg und Tellinkon und der von Troßberg. Herr Walther von Eschenbach ritt mit den Knechten und den Hunden dem Zuge voraus und Herr Manesse mit seinem Sohne, dem Schulherrn, und mit Johannes Hadlaub schloß denselben. Noch andere Herren, Pfaffen und Frauen, die für die Jagd zu bequem waren, wollten sich später auf Manegg einfinden, wo die Manessin inzwischen ihre verzauberte Mahlzeit richtete, die sich ihr, wie gewohnt, unter den Händen aus einem Käse- und Wurstimbiß in eine Hoftafel umgewandelt hatte; gewiß zum letzten Male! nahm sie sich mit unzerstörlichem Vertrauen auf die Zukunft vor, den tröstlichen Leitstern alles Menschenthumes.

Welche Schwäche! würde jetzt manche Frau ausrufen; aber wie liebenswürdig war dagegen jene stets für ihren Geiz kämpfende und unterliegende Wirthin, die wegen der Salz- und Pfefferfrage nicht den Hausfrieden brach und es nicht biegen oder brechen ließ, sondern dachte, morgen ist auch wieder ein Tag und die mildere Zeit, die seldenbäre, wird auch mir noch aufgehen! Und wie Schad' ist es, daß wir ihren vollen Namen nicht mehr wissen, der von seltenem Wohllaute hätte sein müssen.

Die Jagd förderte sich rasch durch die Waldungen hinauf, es wurde ein einziger Hirsch verfolgt, mehr um in bewegter, freudiger Art auf die oberste Bergeshöhe zu gelangen, als der Beute wegen. In der Schnabelburg, weit über alles Land hinwegsehend, begrüßte Walther von Eschenbach als Hausherr die Gäste, als Nachfolger jener uralten ausgestorbenen Freien von Senableborc;

denn schon vor sechshundert Jahren hat es für jene Menschen schon alte unvordenkliche Zeiten gegeben. Von hier aus übersah man dies- und jenseits des Berges bis über den Reußfluß weg die Burgen und Dörfer des Eschenbacher Freiherrn, und der blühende junge Mann fühlte sich so recht im Glücke, als die Herren und Frauen aus allen Fenstern seines Saales in die Lande schauten und seinen Besitz lobten. Die Seen von Zürich und Zug schienen nur als Spiegel dieses Glückes aus den großen Thälern herüber zu schimmern, und die damals verschlossene Gebirgswelt in ihrem silbernen Schweigen, von den Hörnern des nachmaligen Bernerlandes bis zum Säntis, schien nur als Zeuge einer ewig seligen Gegenwart herum zu stehen.

Nach kurzem Aufenthalte aber stieg Alles wieder zu Pferde, um auf dem Rücken des langgestreckten Berges davon zu fliegen. Es wurden jetzt Falken gebracht, da in solcher Höhe die Lüfte frei waren, und in heller Freude ließen die „seldenvollen" Frauen die Federspiele steigen. Insbesondere die junge Gattin des Eschenbacher's, ihm nicht lange vermählt, die sich dem Zuge angeschlossen, that sich in Freude hervor, und mit ihr wetteiferte die Braut des jungen Wart, die auf der Schnabelburg zu Gast war, Gertrud von Balm, eine holde Nachbarin aus der Gegend der Lenzburg her. Wie Zwillinge der Freude, in lieblichen Uebermuth, sprengten sie, die Neuvermählte und die Verlobte, mit wallenden Schleiern Allen voran und warfen ihre Falken in die Luft, jauchzend, als sie sahen, wie beide Vögel auf denselben Reiher stießen, der sich vom Türlersee erhoben hatte und ostwärts nach dem Glatthal hinüber steuerte. Vor der Compagnie, die in der Richtung nach Norden zog, breitete sich in's Blaue hinaus über Zürich-Thur- und Aargau hin bis zu den schwäbischen Höhen und den Gebirgen des Jura, das Land, und von allen Punkten schimmerten die Thürme der herrschenden Geschlechter oder die Gotteshäuser und Kirchen. Einem Zuge von Göttern gleich eilten sie auf dem Berggrate dahin, Lust und Stolz auf allen Gesichtern, von den hohen Spitzhüten der Herren flatterten die Bindeschnüre, an den Enden zierlich verknüpft, modisch in der Luft und verkündeten den von jedem Drucke freien Sinn des Augenblickes. Einzig die schöne Fides ritt mit ernstem Gesicht, auf welchem Trauer und hoher Muth, Gefühl der Heimatlosigkeit und niedergehaltene Lebenslust sich mischten, geheimnißvoll wie die Dämmerungen der Tiefe, in welcher unsichtbares Volk waltete, dem die Zukunft gehörte.

Endlich tauchte der Jagdzug wieder in den Wald hinab, um auf die Burg Manegg zu gelangen, über welcher man angekommen war und wo die Manessin mit ihren Mägden soeben alle verhaßten Zurüstungen tadellos vollendet hatte und in Mitten der bereits anwesenden Gäste die Jäger freundlich und höflich empfing. Selbst der Hadlaubische Johannes, der bescheiden zuletzt eintrat, erhielt keinen ungnädigen Blick von ihr, da sie dachte, das Spiel mit ihm werde jetzt wol sein Ende nehmen, nachdem man ihm die Lieder entlockt.

Allerdings hatte er heute noch eine nicht geringe Vorstellung zu thun; denn als man zu Tische saß, frug Bischof Heinrich nach dem Minnekanzler und ruhte nicht, bis er ihn unter den Gästen sitzen sah. Fides erröthete und blickte mit unruhigem, ja unwilligem Wesen um sich; Johannes erröthete noch viel mehr

und wagte nicht aufzusehen. Nichts destoweniger wurde er mit Wohlwollen betrachtet und auch ohne Stolz, da er als freier Abkömmling vom Berge zu dem bürgerlichen Gemeinwesen gehörte, dessen Schutz und guten Willen bereits mancher Herr wol brauchen konnte.

Nach eingenommenem Mahle aber führte der Hausherr die ganze Gesellschaft in einen Luftsaal, den er auf der Burg neu gebaut hatte. Längs Fenstern und Wänden waren Sitze bereitet, auf welchen man Platz nahm; in der Mitte des Saales stand ein Tisch und auf diesem lagen aufgeschichtet die Bücher der Minnesinger, welche Johannes geschrieben, jedes vorläufig zwischen zwei dünne Holzdeckel gelegt, die mit Seidenzeug bezogen waren, und wo schon Gemälde vorhanden, diese besonders mit einem Vorhange von rother, blauer oder anderer Seide geschützt. Diese Bücher wurden nun in der Art vorgewiesen, daß Johannes eines um das andere herum bieten mußte, nachdem er den Namen des Sängers ausgerufen. Herr Manesse selbst nahm ihm die Bücher ab und gab sie den Frauen, Prälaten und Rittern in die Hände, so daß die schönen weißen Pergamentblätter bald rings im Saale glänzten und die Bilder in Gold und Farben von allen Seiten schimmerten und durch ihren Inhalt rührten oder fröhlich machten.

Nach Kaiser Heinrich VI. im vollen Ornat, nach einem älteren Vorbilde überlieferungsweise gemacht, kam das letzte Staufenkind Conradin der Junge, auf der Falkenjagd, ein feiner Knabe mit goldener Krone, langem grünem Rock und weißen Jagdhandschuhen, auf einem Grauschimmel ansprengend, in den frohen Tagen gedacht, bevor er nach dem Throne der Väter zog und das junge Leben verlor. In den wenigen Liedern, die diesem Bilde folgten, zwitscherte das halbe Kind:

Weiß kaum, was Frau'n und Minnen sind,
Mich läßt die Liebe stark entgelten,
Daß ich an Jahren noch ein Kind.

Eine Erfindung Johannes' war auch das Bild zu den Liedern König Wenzel's von Böhmen. Der saß ebenfalls in allem Pomp, umgeben von seinen Hofämtern, auf dem Throne, zu seinen Füßen zwei Spielleute, ein Fiedler dabei, in welchem Hadlaub sich selbst dargestellt. Ein Pfalzgraf gab einem knieenden Ritter den Schwertgurt, und dieser Pfalzgraf, von jugendlicher Gestalt, zeigte ein so zartes und adeliges Gesicht, daß es fast überanmuthig schien für einen Mann, bis man entdeckte, daß es eigentlich nichts Anderes, als das Gesicht der Dame Fides sei. Diese Entdeckung fand jedoch nicht sogleich statt, sondern erst, als einige weitere Bilder die gleiche Erscheinung zeigten und man zu untersuchen begann, warum die edlen Gestalten Einem denn so bekannt vorkämen. Denn gleich der nächste Sänger, Herzog Heinrich von Breslau, der umgeben von seinem Turniergefolge gewaffnet zu Pferde saß und von den Frauen den Kranz empfing, zeigte wieder das nämliche anmuthsvolle Gesicht, ebenso Markgraf Heinrich von Meißen, der mit vier Falken jagt, und so weiter andere Ritter mehr, während nirgends eine der vielen Frauengestalten die Gesichtszüge der Fides zeigte.

Der sehnliche Schreiber und Maler erzielte durch diesen Kunstgriff wol zwei Vortheile: einmal konnte er das geliebte Gesicht zum öftern anbringen, ohne die Inhaberin desselben bloß zu stellen, und dann erhielten die betreffenden Helden dadurch einen geheimnißvoll idealen Charakter, der sie über die ebenfalls meistens zarten und jugendlichen Gestalten der vielen Nebenfiguren emporhob. Denn es ist merkwürdig, wie diese ganze Bildwelt, gleich archaistischen Werken des frühern Alterthums, ein ewig heiteres, lächelndes Wesen zeigt und man manchmal die Männer, wo sie nicht in den Eisenhüllen stecken, nur an den kürzeren Haaren von den weiblichen Personen zu unterscheiden vermag, ein Zeugniß, daß das Schöne schöner sein sollte, als das wirkliche Leben.

Ungefüge verworrene Kampfscenen erinnerten jedoch an das eiserne Zeitalter in den Schildereien von den Herzogen von Anhalt und Johann von Brabant; auch waren da die vielen Pferde, die durcheinander toben, nicht die starke Seite des fleißigen Malers, und nur an den energisch geschwungenen Schwertarmen erkennt man einige Kunstgerechtigkeit, sowie an der stets correcten Zügelhaltung. Friedlicher ging es wiederum zu bei Herrn Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, der jetzt noch mit seiner Dame am Schachbrett sitzt bei der Musik von vier Spielleuten, zwei Posaunenbläsern, einen Sumberschläger und einem Sackpfeifer.

Auf solche Fürstlichkeiten folgten indessen bald die singerlichen Grafen, Ritter und bürgerlichen Meister, und vorzüglich die Sänger des Landes waren zuerst mit Bildern bedacht. Graf Kraft von Toggenburg steigt in hochrothem, schönfaltigem Gewand auf einer Leiter zum Söller der Geliebten empor; der Kopf zeigt prächtiges, edel geordnetes Haar und schönste Gesichtsform. Die Frau reicht ihm einen reichen Blumenkranz, auf einen Goldreif geflochten, entgegen und trägt selbst einen Rosenkranz auf dem Haupte. Als das Buch mit diesem Bilde dem anwesenden Grafen Friedrich in die Hand kam, gab er es mit überschattetem Antlitz sogleich weiter; denn weil die dargestellte Liebesscene an die Zeit erinnerte, wo ein Brudermord das Grafenhaus verfinstert hatte, vermochte sie ihn keineswegs zu erheitern, und er liebte nicht, davon zu sprechen.

Herr Conrad von Altstetten aus dem Rheinthale lag mit seiner Geminnten unter einem weitverzweigten Rosenbaum, mit dem Haupt in ihrem Schooße, den Falken auf der Hand; sie beugt sich über ihn und legt ihre Wange auf seine Wange, ihn mit beiden Armen umfassend. Diesem Paare folgte Wernher von Teufen, der ebenfalls mit der Seinen auf der Falkenjagd ist, aber noch zu Pferde sitzt und im Reiten, während sie den Falken hält, sich zu ihr hinüber neigt und ihr zärtlich den Arm um die Schulter legt; alles gar anmuthvolle Darstellungen.

Nun erschien aber einer der Anwesenden selbst, als Herr Jakob von Wart ausgerufen wurde. Johannes Hadlaub lächelte schalkhaft, als er seinen Namen rief, weil er ihm das schmeichelhafteste Gemälde gewidmet hatte. In einem Baumgarten, auf blumenbewachsener Erde, sitzt der alte Herr und zwar in einer Badekufe und entkleidet, so jedoch, daß das Wasser ganz mit Rosen bedeckt ist. Ueber ihm verbreiten sich Lindenäste, in welchen Vögel singen, und um ihn stehen vier Fräulein, die ihn bedienen. Eine setzt ihm einen Kranz auf das

graue, aber blühende und lachende Haupt, eine reicht ihm einen goldenen Becher zum Trinken, und die Dritte reibt oder streichelt ihm gar annehmbar Schulter und Arm; diese trägt auf dem Kopfe einen prächtigen Modehut von Netz- und Perlenwerk, die anderen tragen Blumenkränze auf den Locken. Die Vierte aber kniet in weißem Gewande und mit verhülltem Kopf, also wol eine Dienerin, vor einem Feuer, über welchem ein Kessel hängt, und handhabt eifrig den Blasebalg, um stets warmes Wasser für das Bad bereit zu halten.

„Hier kommt der Lohn der Tugend und Frömmigkeit!" rief Herr Manesse, als er das Buch dem alten Herrn von Wart übergab, und Alle, die das Bild mitsahen, wünschten ihm mit heiterem Gelächter Glück und Heil und klatschten in die Hände.

„Ei, ei! wenn ich Solches doch nur erlebt hätte!" rief der Alte, gleichmäßig lachend; aber was hilft mir dies gemalte Scheinbild des Glückes? Herr Ulrich von Liechtenstein will dergleichen zwar genossen haben auf seinen Minnefahrten, auch in Herrn Wolfram's Parzival lesen wir von solcher Sitte, ich aber habe leider nichts davon verspürt!"

„Ich will Euch gleich das Bad rüsten lassen, wenn Ihr Euch hinein setzen wollt, edler Herr!" sagte Frau Manesse, die jetzt aufgeräumt über die bestandene Mühe war.

„Gewiß, thut das," rief der Ritter, „ich will mir auch unverweilt die vier Damen auswählen, die mir den Rücken reiben! Wie wohl wird mir das thun!"

Während Alles über die Fröhlichkeit des ältlichen Ritters noch lächelte, hörte man plötzlich ein helleres Lachen, das von Fides herrührte. Sie schien endlich auch zu heiterem Sinn erwacht, und zwar durch ein seltsames Vogelungethüm, das auf einem Bilde dahergeritten kam. Dasselbe sollte Hartmann von Westerspühl, den Dienstmann der reichen oder größern Aue vorstellen, welcher den armen Heinrich, Erec und Iwein gesungen hat. Es mochte eine von den ersten Schildereien Hadlaub's und ohne guten Rath unternommen sein; denn man sah fast nichts als einen großen, unförmlichen Helm auf einem kleinen Rößlein einherreiten, überragt von einem ungeheuerlichen Vogelkopf. Ferner war das unsichtbare Männlein noch gedeckt von dem Schilde mit den drei Hahnenköpfen der Westerspühler und über ihm flatterte das Banner mit den gleichen drei Gockeln; allein die sechs Köpfe sowol wie der große Hahn der Helmzierde waren oder sind noch so übel getroffen, daß Niemand die Natur des Vogels deutlich erkennen kann und Einige denselben für einen Adler halten.

„Was ist das für ein Reitervogel oder Vogelreiter?" rief die Fides; „er sieht aus wie eine Henne mit sechs Küchlein zu Pferde!"

Das Bild ging zur Belustigung der Gesellschaft herum, weil sie vergaß, daß der Urheber sich vielleicht etwas zugute that auf dasselbe; der ältere Wart aber bemerkte, daß der wunderliche Reitersmann wirklich der Großvater seines Nachbars von der Thur, des jüngern Herrn Hans von Westerpühl, sei und daß auch dieser sich noch einen Dienstmann der Reichenau nenne. „Der führt aber jetzt die drei Hüfthörner im Schilde statt der Hahnenköpfe," setzte jene hinzu.

Inzwischen hatte Fides schon einen neuen Gegenstand ihrer kritischen Laune ge-

funden in dem Gemälde vom Sängerkriege, das nun herumging. Auf demselben saßen oben in ihrer Herrlichkeit Landgraf Hermann und die Landgräfin Sophie als Richter, unten aber auf einer Bank dicht in einander gedrängt die sieben Sänger. Klingsohr von Ungerland in der Mitte und links und rechts von ihm Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Rißach, der tugendhafte Schreiber, Biterolf, Reinmar der Alte und Wolfram von Eschenbach. In der That war es höchst drollig anzusehen, wie die sieben Streitbaren, von Leidenschaft bewegt, so eng zusammen gedrückt sich auf dem armseligen Bänklein behelfen mußten, während die Fürsten oben in himmlischer Ruhe sich breit machten.

„Das ist ja," rief Fides, „genau jenes Spiel der Schulkinder, welches man ein Käsdrücken nennt, wo die Aeußersten der Bank nach der Mitte hin pressen, um die dortigen hinauszudrängen, die Mittleren aber sich gewaltsam ausdehnen, um die Aeußersten von der Bank abzusprengen."

Johannes Hadlaub hatte Fides noch nie so viel sprechen gehört und nun geschah es nur, um seine wohlgemeinten Thaten herabzusetzen und lächerlich zu machen, wie es ihm wenigstens schien; denn daß Mancher der Neckerei, die ja nur von erwachendem Frohsinn zeugte, sich eher gefreut hätte, vermochte er nicht zu wissen. Er stand daher trübselig und verdutzt vor der lachenden Gesellschaft und rief tonlos den Meister Gottfried von Straßburg aus, gab das Buch hin und wollte eben das nächste, das Regenbog, den Schmied, enthielt, ergreifen, als Herr Rüdiger Manesse herzutrat mit einem neuen Buch und laut von der Spitze desselben herunter las und ausrief: Meister Johans Hadlaub! Er hatte die Lieder Hadlaub's im Geheimen zusammengestellt und mit dem Vergnügen eines sammlerischen Beschützers eigenhändig abgeschrieben. Alles wurde aufmerksam, als er nun die Erscheinung eines neuen Minnesingers im eigenen Kreise verkündigte und wie die hohen Fürsten, Bischof Heinrich und die Aebtissin, mit Beistimmung des Rathes von Zürich, den werthen Mann in den Stand der Meister zu erheben beschlossen hätten. Die tugendreiche Frau Fides von Wasserstelz aber sei ausersehen, ihm den Kranz aufzusetzen und verdiente Huld zu erweisen.

Gleichzeitig bewegte sich der Bischof, der die Aebtin Kunigunde führte, gegen Fides hin, um ihr einen vollen Rosenkranz, auf silbernen Reif geflochten, zu übergeben. Fides jedoch erhob sich hastig, von Roth übergossen, und wollte entfliehen. Aber schon standen Eschenbach und der junge Wart, die Gemahlin des ersteren und die Braut des andern, hinter ihrem Stuhle, und die beiden Paare hielten sie auf dem Sessel fest und drückten ihr den Kranz in die Hand. Indessen führten Manesse und Toggenburg, gefolgt von den Aebten und anderen Herren, den ganz bleich gewordenen und schwankenden Johannes vor den Sitz der Fides. Der zaghafte Meister, der vor einigen Tagen dem bösen Kaiser ins Gesicht gelacht, that jetzt, als wenn er zum Tode geführt würde, da er vor seiner reinen, süßen, seldenreichen, minniglichen Frau knieen sollte, von der bereits in den vorliegenden Liedern zu lesen war, wie er mit ihr ringen und sie auf ein Bett von Blumen hinwerfen würde, wenn er sie nur dort hätte!

Es gab nichts Schöneres zu sehen, als die sitzende Fides in ihrer Bedrängniß,

festgehalten von den zwei blühenden jungen Paaren, aber auch nichts Erschütternderes, wenn Einer die Zukunft hätte sehen und wissen können, wie in einer kurzen Spanne Zeit der jetzt so frohe Wart König Albrecht's Ermordung wegen auf das Rad geflochten sein und eben dieses fröhliche Bräutlein, alsdann seine Gattin, drei Tage und Nächte hindurch betend auf der Erde unter dem Rade liegen würde, bis er den Geist aufgegeben; wie dieser selbe Eschenbacher Freiherr, landesflüchtig, in der Fremde als Hirtenknecht sein Leben fünfunddreißig Jahre lang fristen sollte, verborgen, verschollen in einer Hütte sterbend; wie die Geschlechter vertilgt, der hundertjährige Besitz genommen und die Burgen zerstört wurden, daß die Flamme zum Himmel und das Blut von der Erde rauchte vor den grimmigen Bluträchern. Diese Wolke schwarzen Schicksals, die über dem sonnigen Lebensbilde hing, barg den Blitz einer unbesonnenen, ungeheuern That, wie sie, erzeugt durch den Druck ungerechter Gewalt, ungeahnt und plötzlich einmal entsteht und den Thäter mit dem Bedrücker vernichtet.

In sorgloser Heiterkeit wurde Meister Hadlaub vor die sitzende Fides gebracht und auf ein Knie niedergelassen, was sich von selbst machte, da er sogar ganz umfallen wollte und rückwärts gesunken wäre, wenn ihn die Herren nicht gehalten und gestützt hätten. Er wendete die Blicke furchtsam zur Seite, als ihm Fides, gedrängt von den Freunden, den Kranz auf den Kopf setzte. Als aber seine Hand genommen und in ihre Hand gelegt wurde und sie auf allgemeines Zureden endlich halb unwillig, halb lachend zu ihm sagte: Gott grüße meinen Gesellen! da regte er sich, wie ein Thierlein, das sich in der Angst todtgestellt hat und nun allmälig wieder bewegt und munter wird. Er sah zu ihr auf, hielt ihre Hand mit beiden Händen fest und blickte ihr in's Antlitz, ganz nahe, wie noch nie. Da sah er nun, was er doch schon so oft beschrieben, zum ersten Mal so recht deutlich ihren Mund, ihre Wängel rosenfarb, ihre Augen klar, die Kehle weiß, ihre weibliche Zucht und die Hände weißer als Schnee. Ja, Alles war so und tausendmal schöner, ein Wunder neben dem andern! In diesem Gesichte gab es keine unklaren topographischen Verhältnisse, keine unbestimmten oder überflüssigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren bestimmt, wenn auch noch so zart geprägt, wie in einem wohl vollendeten Metallguß, und alles beseelt von der eigensten, süßesten Persönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich, obgleich ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin schlummerte, der des Glückes zu harren schien, um zu erwachen.

Alles um sich her vergessend, schaute Johannes, dieweil seine beiden Arme auf ihrem Schoße lagen, sie so selig und ganz verklärt an, daß unwiderstehlich ein Hauch des Glückes in ihre Seele hinüberzog und ein liebliches Lächeln auf ihre Lippen trat. Hingerissen von dem anmuthigen, wahrhaft rührenden Schauspiele, das die Beiden in diesem Augenblicke gewährten, gaben alle Umstehenden ihre Freude und ihren Beifall laut zu erkennen; der Höhepunkt des artigen Spieles war für sie erreicht, und sie genossen dankbar das feierliche Kunstwerklein.

Durch das beifällige Geräusch wurde jedoch Fides aus ihrer Vergessenheit geweckt; sie zuckte zusammen und wollte ihre Hand aus Hadlaub's Händen

zurückziehen. Der war aber seinerseits keineswegs erwacht und hielt nur um so fester, bis Fides höchst erregt und mit Thränen in den Augen sich niederbeugte und ihn tüchtig in die Hand biß. Obgleich ihm das nicht im mindesten weh that, wie er später versicherte, kam er doch nun auch wieder zum Bewußtsein; er ließ ihre Hand sänftlich fahren, und sie erhob sich rasch, um aus dem Kreise der Umstehenden hinaus zu kommen. Da trat ihr aber ihr Herr Vater, der Bischof, entgegen und bat sie, dem so löblichen Gesellen nun auch irgend etwas zu schenken, zum Gedächtniß dieses Tages, als einen kleinen Minnelohn; das sei gute Sitte. Sie suchte in einer Tasche, die ihr zur Seite hing und worin sie die Handschuhe und Anderes stecken hatte, fand eine Nadelbüchse von Elfenbein, in griechischer Arbeit kunstreich geschnitten, zwei mit einander kämpfende geschuppte Drachen vorstellend; das warf sie hin, um nur endlich frei zu werden.

„Nicht so unfreundlich!" mahnte nun die Mutter Fürstäbtin, welche das Nadelbein aufhob und es ihr wiedergab; „in guten Treuen gib es ihm hin, daß er auch Freude daran haben kann!"

Diese Ermahnung wurde von allen Anwesenden unterstützt und wiederholt. Fides gab ihm das Büchslein in die Hand und floh dann aber schleunigst aus dem Saale.

Johannes hielt das Elfenbein so fest in der Faust, als ob er ein Knöchlein des heiligen Petrus selbst erwischt hätte, und machte sich damit bei Seite, während die Fürstin sagte: „Es nimmt mich Wunder, daß sie es ihm gegeben hat; denn ein Vorfahr hat es über's Meer gebracht und sie trägt es von Kindesbeinen auf in der Tasche herum."

Wenn Johannes ein Schneider hätte werden wollen, so wäre er jetzt wenigstens im Besitz einer Nadelbüchse gewesen; sonst verspürte er keinen weiteren Nutzen noch Fortschritt seiner Minnesachen seit dem glückseligen Jagdvergnügen. Es war, als ob Fides aus der Welt verschwunden wäre oder nie gelebt hätte; er sah sie nirgends und hörte sie nie mehr nennen; selbst als er nun einen großen Leich dichtete, erwähnte nicht einmal Herr Manesse derselben, und zwar aus dem Grunde, weil er ihn nicht einmal zu sehen bekam und Fides das betreffende Büchlein wie die andern Briefe, die sie von Johannes erhielt, jenem nicht mehr abgab und Niemand mehr wußte, was sie damit machte. Auch als Hadlaub nun in die Fremde zog, erhielt er kein Lebenszeichen und Niemand fragte, ob er nicht Abschied von ihr nehmen möchte; denn es war für gut befunden worden, daß er sich in der Welt umsehe, wozu verschiedene Besorgungen, die man ihm auftrug, Gelegenheit boten. Voraus war es nöthig, an Ort und Stelle, wo man noch fehlende Theile für die Liedersammlung zu finden hoffte, selbst nachzugehen und die vorhandenen Lücken wiesen in dieser Hinsicht nach dem Osten und dem Laufe des Donauflusses hin. Johannes war nun in der Angelegenheit hinlänglich bewandert und dazu angethan, das Werk zu fördern, welches seine eigene Sache mit geworden war. Ueberdies sollte er bei der königlichen Kanzlei gewissen Geschäften nachgehen, so die Herren von Zürich anhängig hatten, auch die Sachen des Bischofs Heinrich besorgen, welcher als ehemaliger Kanzler des hingeschiedenen Rudolf zuweilen noch den Sohn Albrecht

berieth, um die Kinder Rudolf's, soviel an ihm lag, in den glücklicheren Bahnen des klugen und menschenfreundlichen Vaters zu erhalten. Dergleichen Aufträge wußte Johannes mit Geschick und Bescheidenheit auszurichten und, ohne sich vorzudrängen, aufzumerken, wo die Dinge jeweilig blieben.

Der Bischof gab ihm ein Pferd, Herr Manesse schenkte ihm schönes Gewand und der Vater versah ihn mit Reisegeld, da er nicht wollte, daß Johannes ganz von den Herren abhänge. Er hatte auch gute Geleitsbriefe von Ort zu Ort, daß er überall wohl aufgenommen ward, als er jetzt quer durch Schwaben und Baiern ritt und schließlich mit seinem Rößlein auf einem Donauschiffe unterstand, um vollends durch Oesterreich hinunter zu fahren. Ueberall in Städten, Schlössern und Hochstiften war er eifrig dabei, abzuschreiben und weitere Kunde zu erwerben, so daß er, ehe er nach Wien kam, von dem einzigen Walther von der Vogelweide gegen zweihundert neue Strophen beieinander hatte, die wenigstens auf dessen Namen umliefen und noch nicht im Buche zu Zürich standen.

Zu Wien hielt er sich fast ein Jahr auf; dort fand er hauptsächlich die breiten Spuren Neithart's von Reuenthal, der ungefähr siebzig Jahre früher am Hofe Friedrich's des Streitbaren sein Wesen getrieben hatte. Die Sehnsucht, mit welcher seine ungestillte Minne in der einsamen Ferne ihn erfüllte, wurde in seltsamer Weise zuweilen gemildert durch den Gegensatz der ländlichen Dichterei Neithart's, der Poesie der Dörper, der derben Tanzmägde, Dorfsprenzel und Dorfrüchel. In trotziger Stimmung verfiel er selbst in solchen pastoralen Ton, und in einem ersten Liede, das er zu Wien abfaßte, verglich er die Mühsal der ungetrösteten Minne mit der harten Arbeit der Waldköhler, welche hacken und reuten müssen, der Fuhrleute, die in Regen und Wind sich unaufhörlich abplagen, die versunkenen Karren aus dem Schlamme zu heben, in dem sie fluchend stecken bleiben; das Herz solcher Liebhaber, von der Liebe wie mit Zangen gekneipt, zapple unablässig in der Brust, wie ein sperriges schreiendes Schwein in einem Sacke.

Dann trat wol das Heimweh hinzu und er sah das frohe Landleben auf der väterlichen Berghöhe und pries es in den neuen Tönen. In Ernteliedern, die er sang, hieß es nun urplötzlich: Nun bindet eure Zöpfe und setzt Kränzel drauf, feste Dirnen, die Ernte ist da! da gibt es Freuden genug und fröhliche Spiele mit den Knechten auf dem Stroh, dies- und jenseits des Baches, die man kann, ohne sie gelernt zu haben. Käme mir jetzt ein Lieb gelaufen, wahrhaftig, ich machte mich mit ihr in die Scheuer und wäre alle Sorgen los!

Wiederum in neuem Tone sang er das Wohlleben des Herbstes, als ob er der üppigste Fresser wäre: Ho ho! schüret nun das Feuer gut, laßt den Hafen überwallen von Fett, das weiße Brot zu tunken! Würste, Schinken, süßes Hirn, gut Gekröse, Därme, Bletze, feisten Schweinebraten her, daß in der heißen Stube den Knappen und den stolzen Mägden die glühenden Stirnen gloston! dann neuen Wein genug darauf und wieder Kragen, Magen, Haupt und Füße, siedend brodelnd! Wer trauren will, der bleibe von uns Essern fern, die voll von Freuden und allem Guten sind; wer sich aber mästen will, der komme her, gute Tracht macht das Gesinde fett! Wirth, mach die Stube heißer, sende

Gänse und gefüllte Hühner, gesottene Kapaunen, auch lasse Tauben schlagen und Fasanen schießen, daß dem Herbst seine Ehre geschieht! Laß den Hafen wallen, recht Salz hinein, daß wir baß dürsten und die Köpfe glühen, als hätte man sie angezündet!

Freilich schloß er diese Ueppigkeiten gewöhnlich mit einer zarten Wendung nach der feineren Seite hin, indem er bedauerte, daß der nahende Winter bald den Vöglein wehe thun und die Schönheit der geliebten Frauen verhüllen werde mit warmen Kappen, Pelz und Tüchern, kaum die Nasenspitze noch frei lassend, so daß ihre schmachtenden Liebhaber doppelt sehnsüchtig den Frühling erharren müßten, wo die Holden wieder auf dem Anger sichtbar würden. Allein dergleichen Abgesang schien nur anstandshalber den Schweinebraten, den Schafmägen und Klobwürsten lose angehängt zu sein und konnte kaum über die Vergröberung des Hadlaub'schen Liedergeistes täuschen.

Um die neue Kunstweise recht akademisch und epigonenhaft zu studiren, ging er sowol in der Stadt, als in den schönen Landschaften von Wien den Vergnügungen des Volkes nach und stand überall hinzu, wo gefiedelt, getanzt und gezecht wurde. Ein uralter Spielmann, der das Land an der Donau durchfuhr und in Wien mit Johannes in der gleichen Herberge wohnte, war dabei sein Führer. Dieser alte Spielmann hatte die sonderbare Eigenschaft, daß er seine Herkunft und seinen Namen gänzlich vergessen, wie er sagte seit einem Sturz, den er vor mehr als fünfzig Jahren gethan, und es haftete in seinem Gedächtnisse auch kein neuer Name, den man ihm gegeben oder um den er gebeten hatte. Einen solchen wiederholte er einige Male, um ihn sich einzuprägen; sobald aber die kleinste Frist vorüber, hatte er ihn vergessen und nannte den Namen dessen, der ihn gegeben. Alles war ihm bekannt, nur nicht die Namen seiner Eltern, seiner Heimat und sein eigenes Schicksal vor jenem Fall. Er konnte lesen, aber nicht mehr schreiben, und besaß ein ledernes Ränzchen voll verblichener und abgegriffener Liederbüchlein, die alle vor langen Jahren schon geschrieben sein mußten, sein einziges Eigenthum außer einer kleinen Harfe, deren Holz von unvordenklichem Gebrauche so dünn wie Papier geworden und vielfach geflickt war mittelst aufgeleimter Leinwandstreifchen. Sein Gewand war verschollen und farblos, sein langer Bart, der silberweiß gewesen, fing stellenweise an gelb zu werden. Der Kopf war vollständig kahl, aber von zierlichster Form und glänzend wie eine kleine Kuppel von Elfenbein, freilich selten sichtbar; denn sein Haupt war unausgesetzt von einem breiten, abgeschabten Pelzhute bedeckt, in dessen Schatten der Alte wie unter dem Dache des vergessenen Vaterhauses zu wohnen schien; die tiefliegenden Aeuglein schimmerten wenigstens so wohnlich unter dem dunklen Rande, wie die Fensterchen einer alten Strohhütte. Aus diesem verwitterten Wesen heraus klangen aber mit hellem Tone eine Menge Lieder, und das kleine baufällige Saitenspiel begleitete den Gesang mit auffallender Kraft.

Für Johannes Hadlaub ergab sich indessen keine große Ernte; denn die Lieder, welche der Alte sang, waren fast alles Volkslieder, die schon vor der Zeit des höfischen Kunstgesanges entstanden oder während dieser Zeit in den Niederungen der Gesellschaft geboren waren und niemals einen Namen trugen.

Auch in der Form erschienen sie so alterthümlich und einfach, daß Johannes sie für seine Zwecke nicht brauchen konnte und es aufgab, den grauen Spielmann für seine Sammlung auszubeuten. Dennoch folgte er ihm gerne, wenn er über Feld zog und ihm mitzukommen winkte; er liebte den seltsamen Alten und dieser war ihm hinwieder zugethan wegen seines gutmüthigen und sittsamen Wesens, das von der Wildheit der Leute vortheilhaft abstach, bei denen er seinen Erwerb suchte.

Das uralte Singmännlein war nämlich erst im höheren Alter erwerbslustig geworden, als die lebenslange Armuth endlich an ihm die Kraft verloren und das Spiel aufgegeben hatte. Als er einst besonders vertraulich gelaunt war, zeigte er dem jungen Freunde im größten Geheimniß ein Beutelchen voll Gold und Silber, das er unter seinem Gewande verborgen trug, und anvertraute ihm, er sei von der Fortuna, die er so lang verfolgt, glücklich vergessen worden und sammle nun, unbeachtet von ihr, nicht faul, was ihm reichlich zufalle, und halte sich ganz still dabei, damit die Vettel nicht doch wieder aufmerksam werde. In der That wurde ihm auch allenthalben, wo er sang und aufspielte, seines Alters wegen reichliche Gabe zu Theil. Fragte Johannes den Alten, für wen er denn so eifrig sammle und spare, so erwiderte er, es könne ihm noch einmal einfallen, wie er heiße und woher er sei, und dann wolle er heim gehen und habe den Seinigen doch etwas mitzubringen.

Eines Tages gingen sie auf das Tulner Feld hinaus, wo eine große Kirchweih mit Messe und Spectakel aller Art stattfand. Kriegsleute, Bauern, Bürger aus der Stadt, Frauen, Dirnen trieben sich da bunt durcheinander, an allen Ecken war Musik, Spiel und Tanz und dampften die Kessel und Backpfannen. Der Alte hieß den Johannes, ihn nun allein zu lassen bis zum Abend, weil er ihm mit seinem schönen Gewande die Freigebigkeit verscheuche; Hadlaub sah daher nur ab und zu nach ihm und wurde im Uebrigen nicht müde, sich unter dem Volke herumzutreiben, was nicht ohne Gefährde war. Viele der Bauern waren übermüthig und närrisch herausgeputzt mit bunten Wämsern und Bändern; sie trugen große Schnurrbärte und vorn zu jeder Seite des Gesichtes eine lange, rothhaarige oder pechschwarze Locke, die bis zum Gürtel herunter hing; dazu waren sie mit mächtigen Schwertern, Dolchen und anderen Waffen behangen, um zu prahlen und den Soldaten zu trotzen, wenn diese ihnen die ebenso bunten Dirnen abjagen wollten. Ihre prunkende Grobheit und Händelsucht kehrten sie dann gegen Jeden heraus, der sie nur betrachtete.

Johannes gesellte sich zu einer Truppe lustiger Schüler, welche die guten Weine aufsuchten. Ein Kloster ließ einen solchen ausschenken, der dem jungen Manne bald in den Kopf stieg. Durch die Aufregung wachte seine alte Liebeskümmerniß auf und zugleich eine verwegene Lebenslust, die mit jener im Streite lag. Er überbot wo möglich die Schüler in Keckheit und Muthwillen. Singend zogen sie umher und fanden ihre Lust vorzüglich darin, den schönen Städterinnen, welche nach dortiger Mode eine Art überbreiter Hüte trugen und damit umherspazierten, unter diese Hüte zu gucken, um des Anblicks ihrer Gesichter theilhaftig zu werden, was sonst unmöglich war. Bekanntlich hat er in einem Liedchen diese österreichischen Frauenhüte besungen und gewünscht, daß sie alle

die Donau hinunter schwimmen möchten. Es gab nun manchen freundlichen Scherz und manchen lieblichen Blick bekam Johannes, was dem Ungetreuen höchlich gefiel, so daß er immer kecker unter die Hüte schaute, um den traulichen Glanz zu suchen. Zuletzt aber entstanden Händel. Junge Handwerker traten den Schülern entgegen, der Lärm und die Kriegslust verbreiteten sich, Soldaten geriethen hinter die Bürger und die Bauern hinter jene, und mit der eintretenden Dunkelheit war die Kirchweih in eine Schlacht verwandelt und das Feld voll Staub, Geschrei und Blutvergießen.

Johannes hatte seine Gesellen längst verloren. Ganz ernüchtert, aber mit zerrissenem Rock und blutendem Gesicht entzog er sich dem Getümmel, dessen bavarische Rauheit ihm ungewohnt und erschreckend war. Besorgt suchte er in der nächtlichen Verwirrung den alten Spielmann; er fand ihn an der Straße nach Wien mit blutigem Kopfe bewußtlos liegen, seine Kleider waren ihm vom Leibe gerissen und das hübsche weiße Schädelrund zerstört, zerschlagen, wie auch die alte kleine Harfe, mit welcher er sich gewehrt haben mochte; denn er war beraubt, sein Schatzbeutel ihm von dem Riemen geschnitten.

Johannes brachte den armen Alten mit Sorge und Mühe nach der Herberge. Dort kam er nochmals zum Bewußtsein; er schien über seinen verlorenen Namen nachzugrübeln, schüttelte seufzend den Kopf, indem er stammelte: „Ich bring's nicht mehr heraus!" und bat Johannes, daß er seine Ledertasche mit den Liedern an sich nehmen und behalten möchte, worauf er den Geist aufgab.

Am anderen Tage untersuchte Johannes das Häufchen beschriebenen Pergamentes genauer, das vor ihm lag. Heutzutage würde man für jedes der verblichenen Büchlein und Röllchen, Stück für Stück, hundert rheinische Gulden bezahlen; Johannes dagegen wußte nicht viel damit anzufangen, da er ein einziges Heftchen fand, das einen Namen trug. Es war das Dutzend kleiner Lieder des von Kürenberg, die wir kennen in ihrer alterthümlichen Gestalt, Erzeugnisse eines wirklichen und ganzen Dichters, deren Ursprünglichkeit und Schönheit Hadlaub empfand. Erstaunt ahnte er in diesen kleinen Proben einen von hundert anderen Sängern unterschiedenen Geist, der in unbekannter Einsamkeit waltete, und der todte Spielmann, der diesen Namen allein aufzubewahren für würdig gehalten hatte, erschien ihm erst jetzt in einem geheimnißvoll ehrwürdigen Lichte. Er kehrte zu größerem Ernste zurück, und da seine Zeit überdies vorüber war, so packte er seine Erwerbungen zusammen und wanderte wieder der Heimat zu.

Auf seiner Straße dahin ziehend überdachte er bald freudig, bald traurig, wie es wol um die Fides stehen möchte und wie er sich zu ihr zu verhalten haben werde, in welcher Hinsicht er freilich keine großen Hoffnungen hegte. Allein vor der Hand empfand er die stärkste Sehnsucht, sie nur einmal wieder zu sehen, wie man in dunkler Zeit des Sonnenscheins bedürftig ist, auch wenn man keinen eigenen Weinberg besitzt, der daran reifen soll.

Er fand aber die Dinge nicht mehr vor, wie er sie verlassen hatte, als er endlich in der Heimat anlangte. Das mütterliche Lehen war jetzt auf Fides übertragen durch die Bemühungen des Bischofs, und sie saß als Freiin von

Wasserstelz auf der Burg am Rhein, einsam, wie einst ihre Mutter. Denn sobald sie ihre eigene Herrin geworden, war sie hingezogen und hielt sich die meiste Zeit dort auf, ohne sich dareinreden zu lassen. Die Burg war in jenen Tagen größer als jetzt; statt des Schlößchens mit dem achteckigen Oberbau und dem kleinen Garten nahm sie damals den ganzen Grundfelsen im Fluß ein mit starken Mauern und Thürmen. Außer einigen Dienerinnen, die sie aus ihrer kleinen Herrschaft im Dorfe zu Fisibach genommen, hatte Fides noch ein paar feste Knechte in die Burg gezogen, die ihr nebst den streitbaren Leuten in der Schloßmühle genugsamen Schutz gewährten. Mit der bösen Muhme Mechthildis auf Weiß-Wasserstelz stand sie übrigens in leidlichem Frieden. Nachdem diese endlich eingesehen, daß das Erbe ihrer Schwester für sie jedenfalls verloren sei, beschränkte sie sich darauf, die junge Frau auf Schwarz-Wasserstelz das „saubere Kräutchen" und das „schöne Unkraut dadrüben" zu nennen, verschmähte aber dabei nicht, ihr Korn in der Mühle mahlen zu lassen und das Mehl selbst zu holen in ihrem Schiffchen, da Fides sie jedesmal gut bewirthete.

Bald nach Hadlaub's Rückkehr waren im Haus Manesse Gäste geladen, denen der zufriedene Herr Rüdiger die poetische Reisebeute des jungen Meisters vorwies. Es wurde über die Beschaffenheit und Aechtheit der einzelnen Theile Rathschlag gehalten und dies oder jenes Stück versuchsweise vorgetragen, um Ton und Weise festzustellen, wobei Johannes selbst Hilfe leisten mußte. Es waren meistens die bekannten Herren da; mitten in der Unterhaltung trat aber eine für Johannes neue Erscheinung auf, die seine höchste Aufmerksamkeit erregte.

Es war der Graf Wernher von Homberg auf Rapperswyl, ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, hoher und prächtiger Gestalt, und von Ansehen schon ein vollendeter Ritter, fest und gemessen auftretend, kühn und feurig von Blick, derselbe, der nach Albrecht's Tode noch bei jungen Jahren unter König Heinrich von Lüzelburg Reichsvogt in den drei Ländern der Urschweiz, dann oberster Reichsfeldhauptmann in Italien und Führer des lombardischen Ghibellinenbundes wurde und durch seine Kriegsthaten sich auszeichnete. Wenn er in Waffen erschien, so war er mindestens sieben Fuß hoch, denn über seinem Helme wölbten sich die weißen Hälse des Wandelburger Doppelschwanes empor, die funkelnden Rubinringe in den Schnäbeln und solche Steine in den Augen, während der goldene Schild die Hombergischen Adler von schwarzem Zobel zeigte.

Als dieser glänzende Ritter jetzt mit sicherer Hand in die Unterhaltung eingriff und sich mit wenigen Worten als sangeskundigen Mann erwies, sah ihn Johannes vollends mit großen Augen an, bis man ihm in die Ohren raunte, daß der Graf schon an mehr als eine Frau Lieder gerichtet habe und im Geruche stehe, zur Zeit die schöne Fides von Wasserstelz in Minne zu besingen. Johannes erblaßte; diese Neuigkeit, so natürlich sie sein mußte, war ihm allzu neu und er stand rathlos vor derselben. Obwol er mit sehr unbestimmten oder gar keinen Hoffnungen liebte, so war er bis jetzt doch nicht gewöhnt gewesen, Rivalen neben sich zu sehen, und obgleich mit dem Erscheinen des ersten noch nicht gesagt war, daß dieser ohne Weiteres die Braut heim hole, so fühlte er doch unverweilt den Ruck, den es in einem Verliebten thut,

wenn unerwartet der Fremde, Unbekannte, Widerwärtige vor ihm steht, der nach seiner Meinung der Sache gelassen ein Ende machen könnte.

Daß dieser Graf, gerade weil er ein vornehmer Ritter war, vielleicht gar keine ernsten Absichten, wie man heute sagen würde, mit seinem Minnedienste verband, nach alter Sitte, da man nicht freite, wo man minnte, das konnte ihm nicht möglich scheinen. Und das war ihm um so eher zu verzeihen, als er in der Folge wohl bemerkte, wie die Freunde, voran die Eltern der Fides, diesmal ein ernstes Spiel und ihr die verhoffte Lebenswendung herbeizuführen wünschten.

Seinerseits hatte auch der junge Dynast von der Person Hadlaub's, dessen Verhältnisse und Minnethaten er bereits kannte, Notiz genommen und betrachtete ihn nicht unfreundlich lachend von oben bis unten. Je mehr er aber sich den hübschen Meister mit den leuchtenden Augen besah, desto ernster und kälter wurden seine Züge, und als er ihm unabsichtlich auf einer Treppe nahe kam, machte er beinahe mit der Faust eine jener zornigen Bewegungen, mit welchen er später geharnischte Guelfen im Genick packte und sie auf ihrem Pferde und sammt demselben davon jagend gefangen nahm.

Auch andere von den Rittern, welche früher freundlich gegen Johannes gewesen, änderten ihr Benehmen, und mehr als einer von den Dynasten sah ihn halb drohend an, wenn er sich mit Rede oder Bewegung vorwagte.

Nur Herr Rüdiger Maneſſe blieb in seiner ruhigen und sichern Gunst gegen ihn beharren, und auch Bischof Heinrich, als Johannes bei ihm zu verkehren hatte, war fast leutseliger, als zuvor, und munterte ihn sogar auf, mit seiner Liederkunst nicht nachzulassen und sich in dem edlen Frauendienst, als der Quelle aller schönen Uebung, ja immer mehr auszubilden. Der schlaue Staatsmann dachte hiedurch den persönlichen Werth der Tochter klüglich zu unterstützen und den zögernden Grafen anzureizen.

Der bekümmerte Johannes, der aus dem Wirrsal von Liebesleidenschaft und Widerspruch der Welt keinen andern Ausweg fand, als sich zunächst wieder an den Ursprung seines Uebels zu wenden, befolgte den Rath des Bischofs und sandte der Herrin kurz hintereinander neuerdings einige Boten, d. h. Liebeslieder, was er von der Burg des Regensbergers aus in's Werk setzte, wenn er bei diesem beschäftigt war. Der Freiherr hielt auch noch zu ihm; er war mehrfach von den Zürichern abhängig und als ein zur Ruhe gesetzter Dynastensproß, dessen einst mächtiger Oheim schon im Schutz und Weichbilde der Stadt Zürich gestorben, kannte er die Vergänglichkeit aller Größe; und überdies hielt er dafür, daß der junge Graf Wernher, dessen vereinigtes väterliches und mütterliches Haus jetzt noch groß und hochstehend war, während die Güter desselben auch schon schwanden, schwerlich auf eine Heirat mit der nur wenig begüterten Fides denken, vielmehr bestimmt sein werde, seine glänzende Person in dieser Hinsicht so vortheilhaft als möglich zu verwerthen.

So gewährte es ihm einiges Vergnügen, dem Grafen Wernher in der Gestalt des bescheidenen Meister Hadlaub einen Rivalen zu unterhalten, so viel an ihm lag. Doch warnte er diesen vor der leicht ausbrechenden Gewaltthätigkeit Wernhers, der eifersüchtig und zum Zorne geneigt sei und, so viel man habe beobachten können, die Umgebungen des Wasserschlosses in neuester Zeit heim-

suche und bewachen lasse. Hierin werde er von anderen Herren unterstützt, die es nicht dulden wollen, daß ein bürgerlicher Singmeister und Schreiber offenkundig einer Freiherrin nachstelle.

Der Verdacht der Nachstellung beleidigte fast den harmlosen Johannes; wie er aber auf der Rückkehr von der Veste Regensberg die erhaltenen Winke erwog und die Sache überlegte, erwuchs daraus gerade das Verlangen, dem Verdachte und den Drohungen Trotz zu bieten und um jeden Preis wieder einmal nach dem Anblicke des geliebten Wesens zu trachten, den er nun schon länger als ein langes Jahr entbehrte.

Und wie er mit solchen Gedanken in der Abenddämmerung die Stadt betrat und an den Flußmühlen vorbeiging, näherte sich ihm ein junges Müllerknechtchen, das ihm geheimnißvoll einen Brief in die Hand schob. Er erkannte den Gesellen als einen Angehörigen der Probstei und erinnerte sich, daß derselbe kürzlich gewandert war. Der Bursche sagte nichts, als daß er zuletzt in einer Rheinmühle unterhalb Kaiserstuhl gewesen sei und dort von der Müllerin den Brief zur sicheren Bestellung erhalten habe.

Johannes eilte mit dem Briefe pochenden Herzens nach Hause; er ahnte etwas höchst Gutes und Merkwürdiges, ohne doch das Rechte zu errathen in seiner Bescheidenheit; denn es war nichts Anderes, als eine Botschaft der Fides selbst als Antwort auf seine letzte Sendung. Der Brief lautete:

„Der Meister, so das Nadelbein hat und unermüdlich Briefe sendet, mag seine Rede verantworten und, wenn er meint, entschuldigen vor Der, welche es angeht. In der Nacht vor Kreuzerfindung wartet seiner ein Schifflein bei der Fähre zu Rheinsfelden. Aber auch dorthin muß er ungesehen kommen und dem Schiffsmann die zwei Drachen weisen, im Uebrigen gewärtig sein, daß er Leib und Leben verlieren kann."

Der Tag der Kreuzerfindung ist bekanntlich der dritte Mai, und da jetzt schon der letzte April war, so hatte Johannes keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er die Fahrt wagen wollte. Was für eine Fahrt und was für ein Wagniß?

Das war nun freilich dunkel, wie der Inhalt der Botschaft. Ging er einem Verrath entgegen oder dem Glücke, das er sich trotz seiner Meisterschaft in allen möglichen Tage- und Wächterliedern nur als etwas höchst Fragliches und Fabelhaftes vorzustellen vermochte? Gleichviel; mit allen Zweifeln, die sein Herz bestürmten, bereitete er sich wie zu einer langen und gefahrvollen Reise vor; er räumte seine Sachen sorgfältig zusammen und verwahrte jedes an seinem Ort, damit Alles wohl zu finden wäre, wenn er nicht wiederkehrte, als ob er den Orkus beschreiten müßte. Dann suchte und prüfte er Waffen, legte sie aber weg, da ein sonniges Vertrauen die Oberhand gewann und er es für besser erachtete, dem Abenteuer unbewaffnet entgegen zu gehen.

Dafür rüstete er sauberes Gewand und einen Reisemantel und ging an dem bestimmten Tage um die Mittagsstunde ganz still und unbemerkt von dem Hofe seines Vaters hinweg quer durch Gehölze und Feldwege hinüber nach den Höhen des untern Tößthales, wandte sich dort nordwärts und wanderte durch

die Wälder, bis er am Abend in dem Rheinwinkel bei den Töß rietern anlangte. Dort warb er einen Fischer, der ihn in seinem Kahne mit einbrechender Nacht den Rhein hinunter fuhr, unter der Brücke von Eglisau hindurch, bis wo die Glatt neben dem Burgstall derer von Rheinsfelden einmündete und ein Fährmann die Leute über den Fluß setzte. Der war aber jetzt im Bette, und auch das Schlößchen war bis auf ein einziges Fensterlein dunkel. Johannes belohnte den Fischer und stellte sich, als ob er landeinwärts gehen wollte, so daß jener arglos seinen Kahn wieder rheinaufwärts schaltete. Gleich nachher legte ein Schifflein, das von unten her kam, sich an's Ufer; Johannes trat hinzu und zeigte dem Schiffer, welches der weiße Müller von Schwarz-Wasserstelz war, das elfenbeinerne Nadelbüchslein, worauf dieser ihn eintreten ließ und ihn weiter den Rhein hinunterführte.

Die waldigen Ufer links und rechts waren still wie das Grab. Der Vollmond stand am Himmel und verwandelte den Rhein in eine wallende Silberstraße; das Ruder des Fährmanns troff unaufhörlich von funkelndem Silber; doch fuhr das Schifflein unbehelligt zu Thale, selbst an Kaiserstuhl und Röteln vorbei, wo Stadt und Schloß noch bei Lichte und voll Geräusch waren. Auf der Brücke sogar schienen noch Reisige zu stehen und plaudernd an der Brustwehr zu lehnen.

Jetzt hatten sie noch eine Viertelstunde zu fahren und die Burg der schönsten Fides stieg, vom Monde beschienen, unmittelbar aus den ziehenden Wellen. Oben schienen viele Lichter zu brennen, die Fenster der Maiennacht geöffnet und Menschen versammelt zu sein. Immer stärker schlug Hadlaub's Herz, daß ihm beinahe der Athem verging, als der Schiffer jetzt auf der äußern, dem jenseitigen Ufer zugekehrten Seite anlegte, wo aus einem kleinen Pförtchen eine schmale Steintreppe in's Wasser ging.

Der weißliche Schiffer pochte leise an dem Pförtchen, dasselbe öffnete sich geräuschlos und schloß sich sofort hinter dem eingetretenen Johannes, der im Dunkeln von der Hand einer unsichtbaren Person ergriffen, eine Treppe hinunter geführt und in ein finsteres Verließ hineingestoßen wurde, dessen Thüre man dreifach verschloß und verriegelte.

Der eingesperrte Johannes tappte herum, bis er auf einen hölzernen Schragen stieß, der die für eine Frau unwirthliche Einrichtung einer Gefangenschaft zu verrathen schien. Als er sich aber auf das Gerüste niedersetzte, bemerkte er, daß der Kerker bis jetzt in einem friedlicheren Sinne benutzt worden, da Aepfel ausgebreitet lagen, welche er zur Seite schieben mußte, um Platz zu gewinnen. Durch die Mauer des Gefängnisses hindurch hörte er das Rauschen des Rheinwassers und konnte daraus auf die Tiefe des Loches schließen, in welchem er saß. Wie einst Herr Walther von der Vogelweide schlug er die Beine übereinander, stützte den Ellenbogen darauf und das Kinn auf die Hand; er konnte jedoch nichts herausfinnen, als daß er kürzlich noch in der schönsten Maiennacht auf dem grünen Rheine gefahren sei, voll süßen Ahnens, und jetzt im Finstern sitze, allerdings in der Nähe der Geliebten. Er fühlte auch keine rechte Beängstigung und begann von den Aepfeln zu essen, da er seit zwölf Stunden nichts mehr genossen.

Oben in den Räumen des Lichtes aber saß der Fürstbischof von Constanz, der im Schlosse Röteln und zu Kaiserstuhl mit seinem Gefolge lagerte und den Herrn Grafen von Homberg und Rapperswyl mitgebracht hatte. Sie waren unerwartet erst am Abend heranspaziert gekommen und blieben bis nach Mitternacht. Der Bischof war besorgt, die ernste Wirthin, die es an nichts fehlen ließ, aufzuheitern und zugänglich zu machen; auch war sie seit etwa einer Stunde in sichtlich zufriedener Laune, was der Fürst der vollkommen ritterlichen Weise zuschrieb, mit welcher der junge Graf sich um sie bethat. Wäre die Frau Fürstäbtissin dabei gewesen, so hätte sie wiederum gedacht: O thörichter Mann! Denn sie würde zu ihrem Mißfallen wohl bemerkt haben, daß Herr Wernher nicht Augen machte, wie Einer, der eine Frau sucht, sondern wie Einer, dem es um einen geheimen, verwegenen und süßen Frauendienst zu thun ist und sich demgemäß mit zarter Vorsicht benimmt.

Endlich brachen die beiden Gäste auf und wurden an's nahe Ufer übergesetzt, wo Diener mit Fackeln bereit standen, ihnen heim zu leuchten.

Als Fides von ihrer Burg aus sah, daß sie weit weg waren, und die Landschaft ganz still geworden, stieg sie mit einer Magd in den Thurm hinunter, in welchem Johannes gefangen lag, und schloß das Steingemach selber auf. Sie trat erröthend hinein, die Ampel in der Hand, und beleuchtete den still Dasitzenden, um zu sehen, ob er's wirklich sei.

„Man hat Euch übel empfangen, Meister Johannes!" sagte sie hierauf mit halb verhehltem Lächeln, „und ich muß Euch sogar noch länger in Gewahrsam halten, bis ich Eure Angelegenheit an Hand nehmen kann; denn es ist eine Gefahr für Euch um den Weg. Aber Ihr sollt wenigstens ein besseres Logement beziehen; wenn Ihr dieser Person hier folgen und mir versprechen wollt, Euch dort so lange still zu halten, als ich es für gut finde!"

Johannes war schon aufgestanden und sagte: „Ich fürchte mich nicht und vermag abzuwarten, was daraus werden soll. So lang ich in Eurer Nähe bin, so lang lebe ich!"

Fides war aber schon wieder fort. Die Magd führte ihn nun im gleichen Thurme viele Treppen hinauf in ein kleines Gemach, das mit einem Bette, Tisch und Stühlen versehen war, holte ihm Speise und Trank, und als er nichts mehr bedurfte, schloß sie die feste Thüre von außen zu und brachte den Schlüssel ihrer Herrin, die nun auch zu Bette ging.

Johannes schlug sich die wenigen Stunden bis zum Morgen wol durch hundert Träume hindurch, die sich unabläßig jagten und ihn stets an die Schwelle des Erwachens drängten. Wegen der Ermüdung erwachte er aber nicht, bis die ersten Strahlen der Morgensonne in die Kammer schienen. Denn die Burg hieß Schwarz-Wasserstelz, weil sie den ganzen übrigen Tag hindurch im Schatten der hohen Uferhalden stand. Johannes sah nun, daß sein Fensterchen nach Osten den Rhein hinauf ging und jeder Beobachtung entzogen war.

Bald kam wiederum die Magd, um ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, deren schweigende Uebung sie nicht hinderte, den Gefangenen prüfend zu betrachten. Auch Hadlaub faßte sie in's Auge, um dem Räthsel seines gegenwärtigen Daseins näher zu kommen. Es schien eine an ruhigen Gehorsam und

Ordnung gewöhnte, aber auch wohlgehaltene, nicht unzufriedene Person von guten Sitten zu sein, was nach der Weltkenntniß, die er bereits erworben, nicht auf eine Herrin von bösem Wesen oder auf ein Haus rathen ließ, in welchem grausame und ungeordnete Dinge vorfielen. Den Kopf hielt er deshalb einstweilen für gesichert; desto ungewisser sah es mit dem Schicksal seines Herzens aus, sonderlich da er zu bemerken glaubte, daß die Magd im Hinausgehen ein gewisses Lachen unterdrückte.

Sie schloß ihn wieder ein und übergab den Schlüssel abermals der Herrin, welche ihn in die Tasche steckte und den Grafen sammt seinem Gefolge empfing, der bei guter Zeit sie nach Kaiserstuhl holte, wo der Bischof dem dortigen Schultheiß und übrigen Edelleuten, so wie dem Vogt zu Röteln und andern Dienstmännern der Umgegend einen Hofhalt gab. Auch die schwärzliche Muhme Mechthildis war zugegen, und als am Nachmittage der Bischof aufbrach, um weiter zu reisen, und die ganze Gesellschaft auseinander ging, bestieg Fides schnell mit ihr den Nachen von Weiß-Wasserstelz und entschlüpfte so dem Grafen, der sie durchaus wieder nach Hause geleiten wollte. Denn zu der schwarzen alten Hexe in den Kahn zu steigen, hielt er nicht für sicher, so muthvoll und tapfer er auch auf dem festen Lande war.

Er ritt daher für diesmal auch von hinnen, und Fides fuhr zufrieden den Rhein hinunter und ließ sich an dem gleichen Pförtchen aussetzen, an welchem Johannes gestern gelandet. Sie griff suchend nach dem Schlüssel in ihrer Tasche, indem sie kräftig an der Glocke zog, welche neben dem Pförtchen angebracht war.

Ein schönes Kind aus der Mühle hielt sich den größten Theil des Tages in der Burg auf; das nahm Fides an die Hand, als sie jetzt in den Thurm hinauf stieg, um das Schicksal, das sie dort eingesperrt hatte, zu untersuchen und unter Umständen loszulassen. Nicht vom Treppensteigen, sondern von innerer Bewegung athmete sie stark, als sie die Kammer aufschloß. Ein Kind, das eine Spinne in einem Schächtelchen eingeschlossen hält und den Deckel ein wenig lüftet, kann nicht ängstlicher gespannt sein, als Fides war. Sie setzte sich auf einen der niedrigen Stühle und hob das Kind auf den Schoß, dasselbe mit den Armen fest umfangend; es guckte freundlich und neugierig daraus hervor auf den nicht minder erregten Johannes, der sich auf ihr Geheiß ihr gegenüber niedergelassen hatte, so entfernt, als es die Enge des Gemaches erlaubte.

Nachdem sie einen ernsten Blick auf ihn geworfen und eine Weile nach Worten gesucht hatte, die eine unverfängliche Einleitung bilden sollten, sagte sie nun:

„Ihr habt mich zum Gegenstande Eueres Minnesingens gemacht und zum Vergnügen der wohlgeborenen Herren, ja meiner eigenen schwachen Eltern, ein artiges Spiel mit mir gespielt, ohne mich zu fragen, ob das mir auch wohl oder wehe thue! Was habt Ihr Euch eigentlich dabei gedacht?“

Johannes, der bislang nur seine Augen auf ihr hatte ruhen lassen, schlug sie jetzt erröthend nieder und suchte seine Gedanken zu sammeln.

„Ei,“ sagte er endlich, „wenn ich mich darauf besinnen soll, so habe ich immer nur das dabei gedacht, was in den Liedern eben steht, das heißt in denen,

die Euch allein angehen, denn wie Ihr wißt, sind es zweierlei; es sind solche, die man selbst empfindet und erlebt und nicht anders machen oder unterlassen kann, und wieder andere, die man sonst so zur guten Uebung hervorbringt, aus Lust am Singen und gewissermaßen zum Vorrath! So wißt Ihr ja selbst, daß ich zum Beispiel keine Ursache zu Tageliedern habe und in meiner Thorheit doch solche singe!"

„Ungefähr weiß ich das!" erwiderte Fides; „das bringt mich nun eben auf die Sache! Wenn es allenfalls zu dulden ist, eine Frau zu besingen, die es nicht hindern kann, so sollte man ihr zu Ehren wenigstens auf einem edleren Tone verharren und nicht die Dirnen auf dem Stroh und die gesottenen Schweinsfüße und den groben Bauerntanz neben jene Frau setzen. Wißt Ihr nicht, wie beleidigend das ist?"

„Ich bitte Euch, mir diese Zuchtwidrigkeiten zu verzeihen," antwortete Johannes mit aufrichtiger Bekümmerniß; „ich habe sie schon bereut, obgleich ich sie nur in einem Unmuthe begangen habe, der von meiner verschmähten Neigung und von Euerer Härte herkam! Ich bin aber dafür schon gestraft worden, als ich in jenen gleichen Tagen alte Lieder fand, die mich mit meiner ganzen Singerei genugsam beschämten!"

„Wie das?" fragte Fides, und Johannes erzählte getreulich das Erlebniß mit dem alten Spielmann, sowie den Fund des Kürenbergers.

„Ich will Euch ein einziges kleines Lied sagen," fuhr er fort, das tausendmal besser und schöner alle Sehnsucht und alles Weh enthält, die in mir sind, als alle meine Lieder und Leiche, obschon es eigentlich eine Frau ist, die spricht!"

Fides forderte ihn lächelnd auf, das Liedchen zu sagen, das wir jetzt allgemein kennen, damals aber verschollen war:

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte,
flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken
so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrothem Gefieder
sah ich ihn sich wiegen,
Er führt' an seinem Fuße
seid'ne Riemen fein:
Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein!

Die schöne Herrin von Schwarz-Wasserstelz hatte gegen das Ende dieses einfachen Liedchens das Kind, das sie auf dem Schoße hielt und das sich spielend unruhig bewegte, wieder fester an sich gezogen und küßte ihm beide Wänglein, den Mund und den Nacken, um ihre Augen zu bergen, in welche Thränen getreten waren.

In diesem Augenblicke wurde sie von einer ihrer dienenden Frauen

abgerufen, die ihr vor der Thüre mittheilte, daß der Graf Wernher plötzlich wieder zurückgekommen sei und, die Ueberfahrt begehrend, mit seinen Pferden vor der Mühle stehe. Fides gab schnell ihrem Gefangenen das Kind zu halten für eine kleine Weile, wie sie sagte, zog den Schlüssel der Kammer wiederum ab, und begab sich, von zwei Mägden begleitet, unter das der Mühle gegenüber stehende Thor ihrer Burg, vor welchem schon der Graf im Schiffe angekommen und im Begriffe war, hinauszuspringen.

Er hatte nämlich den Reisezug des Bischofs, der nach Zürich ging, wieder erreicht gehabt gerade in der Nähe des Lägerberges, als der Regensberger Herr Leuthold, der aus genannter Stadt nach Hause ritt, des Weges kam und nach stattgefundener Begrüßung beiläufig fragte, ob sich nicht der junge Hadlaub im Gefolge befinde. Derselbe sei seit einigen Tagen verschwunden, und man vermuthe, daß er beim Fürstbischof sich aufhalte. Sogleich wurde der Graf von Argwohn und Eifersucht ergriffen und auch der Bischof davon angesteckt, der anfing zu besorgen, der Singmeister könnte am Ende seine Harmlosigkeit verlieren und seine, des Bischofs, Pläne durchkreuzen. Sie wurden daher räthig, der Graf solle spornstreichs zurückreiten und die Fides einladen und in die Abtei zu Zürich bringen unter die Obhut der Frau Mutter.

Gestreckten Laufes war der Graf mit seinen Leuten davon geeilt und stand jetzt, wie gesagt, in dem schwankenden Nachen, im Begriffe, denselben zu verlassen. Fides jedoch erhob die Hand, in welcher sie den bewußten Schlüssel hielt, und winkte ihm, innezuhalten. Sie rief ihm anmuthig lachend zu, er möchte sein Begehren oder seine Verrichtung vom Schiffe aus kund thun, da sie allein im Hause sei und ohne Verletzung guter Sitte keinen Ritter einlassen könne. Etwas unbesonnen wollte aber der Graf, anstatt zu sprechen, dennoch auf die Landungsstufen springen, als der Müller, der das Ruder führte, auf einen Wink der Fides, das Schiff mit einem kräftigen Ruck drehte und wieder dem Lande zuwendete. Im gleichen Augenblick kam ein anderes Fahrzeug um die Ecke der Wasserburg geschossen, in welchem die Muhme Mechthildis saß, die kundschaften wollte, was da noch vorgehe. Denn sie hatte von ihrem Burgsitz aus gewahrt, daß noch Reiter angekommen seien. Ihr Schiff stieß nun so heftig gegen das eben in der Kehre begriffene Schiff des Grafen von Homberg, daß dieser, der aufrecht stand, in den Rhein stürzte, zugleich aber auch die schreiende Dame über Bord fiel und sich an den badenden Ritter mit beiden Armen anklammerte. Mit einiger Mühe wurde das Paar von den Müllerknechten und Schiffern aus dem Wasser gezogen, ohne daß die Alte von ihm gelassen hätte.

Beschämt sah er, was für eine schöne Nixe er gefangen, schüttelte sich los und bestieg von Wasser triefend sein Pferd, jede Hilfe verschmähend, indem er rief: „Hole der Teufel das ganze Wassernest mit allen weißen und schwarzen Bachstelzen!“ und ritt in einem Trabe nach Zürich, obgleich der Weg wol fünf Stunden mißt.

Nie behelligte er mehr die schöne Fides; die Muhme aber wurde in der Mühle trocken gemacht, gewärmt und gepflegt, und sie fuhr noch in der Nacht über den Rhein zurück.

Inzwischen war Fides, als sie das Hausthor wohl verschlossen, wieder in

den Thurm hinaufgeeilt, wo Johannes mit dem Kinde saß. Er hielt es auf den Knieen und küßte es zärtlich auf beide Wänglein, den Mund und den Nacken, gerade wie Fides gethan hatte; sie kam eben dazu und sah ihn so im Widerscheine einer großen goldenen Abendwolke, die im Osten über'm Rheine stand.

Wie sie ihm das Kind abnehmen wollte, hielt es schalkhaft lächelnd an ihm fest, so daß sie ganz nahe treten mußte, um die Aermchen von seinem Halse loszumachen; das Kind bot ihr muthwillig das Mäulchen hin, daß sie es küssen sollte, und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden.

Sie sandten nun Botschaften nach allen Seiten, um eine rechte Verlobung zu bewerkstelligen; das thaten sie aber so, daß die betreffenden Freunde nicht wußten, um was es sich handelte, hingegen doch glauben mußten, daß es höchst dringend sei, nach dem Wasserschloß zu reisen, um eine Gefahr abzuwenden oder eine Hülfe zu leisten oder einen Rath zu ertheilen.

So kamen sie am dritten Tage von allen Seiten an. Es kam die Aebtissin Kunigunde auf einem schwerfälligen Wagen mit Frauen und Caplänen und traf verwundert mit Herrn Bischof Heinrich zusammen, der halb verdrießlich den Weg schon wieder machte, den er vor kurzer Zeit geritten. Es kam Herr Rüdiger Manesse, wie auch Herr Leuthold von Regensberg, dann des Bischofs Vogt von Röteln und der Schultheiß von Kaiserstuhl, Heinrich von Rheinsfelden und der Junker im Thurm zu Eglisau als Nachbarn und Zeugen; schließlich kam Johannes' Vater, der alte Hadlaub, mit seinem jüngeren Sohne, der aufgewachsen war wie ein junger Eichbaum, und mit noch zwei Männern vom Zürichberg. Diese trugen Eisenhüte und Waffen. Der Saal auf der Burg war voll Gäste, die alle nicht wußten, zu was sie eigentlich herbeschieden seien, und sich voll Verwunderung begrüßten und befragten; aber Niemand wußte Bescheid zu geben.

So stand Alles an den Wänden, nur der Bischof und die Aebtissin saßen auf Stühlen. Da erschien Fides im Saale, ungewöhnlich reich gekleidet, von Johannes Hadlaub an der Hand geführt, und sie verkündete mit bewegter, aber ebenso entschieden als wohlklingender Stimme, daß sie sich mit diesem ehrlichen freien Manne, der seit Jahren ihr in treuer Minne gedient, verlobe, wie es keinem von allen den werthen Freunden, die nächsten nicht ausgenommen, die so freundlich beflissen dazu geholfen, unerwartet oder unlieb sein werde.

Sie hatte den Ehering ihrer Großmutter, den ihr die Mutter einst geschenkt, dem Johannes gegeben und von diesem des Bischofs Ring, den er an der Hand trug, dafür verlangt. Diese Ringe tauschten sie jetzt feierlich aus, und die beiden kirchenfürstlichen Personen sahen sich bestürzt und schmerzlich an. Als aber das Paar ihnen nahte, um ihnen zuerst Ehre zu erweisen und Segen zu erbitten, fuhr Herr Heinrich, der Bischof, in die Höhe, um Einsprache zu thun. Er verstummte aber einen Augenblick, wohl fühlend, daß er nicht als Vater zu sprechen das Recht habe, weil Fides nicht seinen Namen trug oder tragen durfte; er fuhr daher als Fürst und Lehensherr fort zu sprechen, jedoch nur wenige Worte, weil einerseits die Aebtissin ihm beschwichtigende Worte zuflüsterte, andererseits Herr Rüdiger Manesse vortrat und mit milder Stimme sagte:

„Beruhige Dich, gnädigster Herr und Fürst! Der junge Mann, unser

guter Freund, ist in diesem Falle wohl lehensfähig! Da unser heiteres Spiel diese ernsthafte Wendung genommen hat, so wollen wir das übrigens auch sonst als ein Zeichen der Zeit freundlich hinnehmen und uns freuen, daß in dem unaufhörlichen Wandel aller Dinge treue Minne bestehen bleibt und obsiegt!"

Dessen ungeachtet ging eine murrende Bewegung unter den übrigen Herren herum, denen das unverhoffte Abenteuer nicht einleuchten wollte. Jetzt stellte sich aber der alte Ruoff vom Hadelaub mit weitem Schritte hervor und seine Freunde traten dicht hinter ihn.

„Auch mir," rief er, „hat dieser Handel nie recht gefallen und er würde mir auch jetzt nicht gefallen, wenn ich das Kind Fides nicht für eine preiswerthe und vollkommen gewordene Frau erachten würde, die verdient, in allen Ehren zu leben. Ein Lehen braucht mein Sohn von Niemandem; denn ich habe in eben diesen Tagen für ihn den Kauf eines guten steinernen Hauses eingeleitet, das am neuen Markte zu Zürich steht, da er einmal ein Mann von der Stadt sein will. Er wird also im Schirme der Stadt wohnen und auch dort Theil an meinem Eigenthum auf dem Berge haben!"

„Ich rathe," rief jetzt der Regensburger lachend, „daß wir den Männern von Zürich diesen schönen Vogel überlassen, der unser Lied nicht mehr singen will; sonst pfänden sie uns mehr, als er werth ist!"

Die Nachbarn, zu denen er hauptsächlich gesprochen hatte, lachten auch und gaben sich zufrieden, und so ging die Verlobung ohne weitere Störung vor sich. Selbst der Bischof wendete den Sinn mit einem Male, da er an den Augen der Fides sah, daß sie in wirklicher Liebe erblühte, und die Aebtissin war froh, daß das Kind und sie selbst damit zur Ruhe kam.

Fides richtete ein musterhaftes Mahl zu, und als die Gäste sich zerstreuten, zog Johannes mit denen von Zürich und seinen Verwandten, aus der Gefangenschaft entlassen, bis zur Hochzeit nach Hause.

Es fügte sich nun, daß ein verloren gewesener ältlicher wasserstelzischer Vetter aus fernen Landen auftauchte und sich mit der Dame auf Weiß-Wasserstelz vermählte, so daß auch diese noch zu Ehren kam. In die Hände dieses Ehepaares wurde durch nützliches Abkommen das ganze Lehen wieder vereinigt, und Fides zog als Bürgersfrau in die aufstrebende Stadt. Sie war stets heiter und gut berathen und machte am liebsten zuweilen einen raschen Gang auf den nahen Berg, wo die Schwiegerältern noch lange Freude an ihr gewannen.

Die Vollendung des Codex Manesse erlebte kein einziger von den Herren mehr, die seine Entstehung gesehen hatten. Lange schon ruhte Herr Rüdiger Manesse in der Gruft bei den Augustinern zu Zürich und lagen die Eltern der Fides unter Grabmälern ihrer Münsterkirchen, getrennt durch Land und Wasser. Selbst der Graf von Homberg endete sein bewegtes Kriegerleben schon im Jahre 1320 im Felde vor Genua. Hadlaub schrieb noch die wenigen Lieder, die man von ihm besaß, in das Buch und widmete ihm ein tapferes Schlachtenbild; dann schloß er endlich die Sammlung und schrieb unter den Index:

Die gesungen hant nu zemale sint C und XXXVIII.

(Die dritte der „Züricher Novellen" folgt.)

Die letzten sechzig Jahre in der Physik.

Von

Professor Dr. C. G. Reuschle.*)

Wollte man die Entdeckungen und Erfindungen, welche die Zeit seit 1815 auf physikalischem Boden aufzuweisen hat, nach allen Einzelheiten verzeichnen, so würde eine solche Uebersicht ebenso weitläufig als ermüdend sich gestalten. Allein unter der überschwänglichen Menge der physikalischen Wahrnehmungen stellen sich einige wenige an die Spitze, sei es, weil sie unsere theoretischen Einsichten in die Natur, die Naturphilosophie, umgebildet, oder weil sie tief in's praktische Leben eingegriffen haben, neue Bahnen und Gebiete der technischen Industrie eröffnend; in der Regel aber findet beides zugleich statt. Solche sind in dem Zeitraum der letzten sechzig Jahre: 1) der Elektromagnetismus, auf welchem die elektrische Telegraphie beruht; 2) das Lichtbild mit der gesammten Photographie; 3) das mechanische Wärmeäquivalent oder die Wärmemechanik; 4) die Spectralanalyse. Die Tragweite solcher Entdeckungen bewährt sich besonders auch an den mächtigen Einflüssen, welche sie auf andere Wissenschaften geübt haben. So hat z. B. die Spectralanalyse der Astronomie ein neues Gebiet eröffnet und der quantitativen oder mechanischen Astronomie eine qualitative oder chemische Astronomie an die Seite gestellt. Elektromagnetismus aber und Photographie haben der astronomischen Beobachtung neue Mittel geliefert und ihre Erfolge gesteigert. Wie ganz anders ausgerüstet, als im vorigen Jahrhundert, sind im Jahre 1874 die astronomischen Expeditionen zur Beobachtung des Venusdurchgangs ausgezogen, um das astronomische Grundmaß, die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne,

*) Wir beginnen hiermit die Publication einer der letzten Arbeiten unseres unvergeßlichen Mitarbeiters, Prof. Dr. Carl Gustav Reuschle, welche derselbe, kurz vor seinem Tode (22. Mai 1875), für die „Deutsche Rundschau" geschrieben hatte. Die Correctur dieses Aufsatzes, welchen wir in einem frühern Hefte unserer Zeitschrift (Band IV, S. 140) als sein „literarisches Vermächtniß" bezeichneten, hat der Sohn des hingeschiedenen Verfassers, Herr Professor C. Reuschle in Stuttgart, zu übernehmen die Güte gehabt.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

genauer zu bestimmen, als es durch die Venusdurchgänge des vorigen Jahrhunderts geschehen war, deren Beobachtung noch keine elektrischen Chronoskope, keine photographischen Abbildungen, keine telegraphischen Längenbestimmungen zu Gebote standen.

Wir theilen daher unsere geschichtliche Skizze in vier Epochen oder Stadien, welche übrigens der Zeit nach über einander vor- und zurückgreifen, wenn man nämlich bei jeder auf die ersten Anfänge und Prämissen zurückgeht und jede wieder in ihren weiteren Consequenzen und Fortschritten verfolgt. Zu diesen großen Fortschritten der Wissenschaft und ihrer praktischen Anwendungen haben die verschiedenen Staaten Europa's nebst der nordamerikanischen Union ihre Contingente an Physikern und Technikern gestellt: voran Deutschland, England und Frankreich; in zweiter Linie Italien, Oesterreich, Schweiz, Niederlande, Belgien, die skandinavischen Länder und die Union; in dritter Linie ist auch Rußland, fast noch gar nicht aber sind die Staaten der Pyrenäen- und der Balkanhalbinsel betheiligt. Den größten Namen stellt vielleicht England in seinem Faraday, sofern wir unsern Gauß, so sehr er auch in die Physik eingegriffen hat, doch nicht zu den eigentlichen Physikern rechnen; und während in Deutschland die Anzahl der großen Namen im Verlauf des ganzen Zeitraums zunimmt, nimmt sie in Frankreich ab, so daß die ersten Größen dort mehr der Gegenwart, hier mehr der Vergangenheit angehören.

I. Epoche des Elektromagnetismus (1820).

Die Elektricität, für welche der Mensch kein eigenes Sinnorgan besitzt, hat sich der physikalischen Forschung am längsten entzogen und steht noch heutzutage jener Zurückführung auf bestimmte Bewegungen der Materie, welche von der modernen Physik überall angestrebt wird, am fernsten. Erst im vorigen Jahrhundert hat die Elektricitätslehre ihre zwei ersten Hauptepochen erlebt: die Entdeckung des elektrischen Gegensatzes durch den Franzosen Dufay 1733 — eine Entdeckung, welcher 1729 die Unterscheidung der Leiter und Nichtleiter durch den Engländer Grey vorangegangen und Franklin's Blitzableiter um die Mitte des Jahrhunderts in Nordamerika gefolgt war, — und die Entdeckung des Galvanismus gegen Ende des Jahrhunderts durch die Italiener Galvani und Volta, welcher die Wesensgleichheit der neuen Elektricitätsform — des Arztes Galvani „animalische Elektricität", die übrigens in neuerer Zeit durch Dubois-Reymond in Berlin gewissermaßen bestätigt worden ist — mit der bereits bekannten Form als Physiker nachgewiesen hat.

Die dritte (und bis jetzt letzte) Hauptepoche — eine vierte wird die Zukunft in der entschiedenen Zurückführung der elektrischen Erscheinungen auf Molecularbewegungen registriren — war die Entdeckung des Elektromagnetismus im Jahre 1820. Es sind zwei fundamentale Thatsachen, welche dieses unserem Zeitraum angehörige Jahr enthüllt hat. Die eine, welche von Oersted in Kopenhagen herrührt, war die Ablenkung der Magnetnadel aus ihrer Süd-nordrichtung durch den galvanischen Strom. Wie bei der Entdeckung des Galvanismus der Zufall mitgewirkt hatte, so auch hier. Bei Oersted's galvanischen Experimenten im Winter 1819/20, wodurch er vergeblich eine Einwirkung der

Pole der Säule auf die Pole der Magnetnadel bewirken wollte, ging einmal in einer Vorlesung ein feiner Platindraht, welcher die Pole einer starken Voltasäule verband, zufällig über eine Magnetnadel hin, welche in Folge hiervon in eigenthümliche Schwankungen gerieth. Nachdem diese Thatsache unter allgemeiner Sensation bekannt geworden war, folgte noch in demselben Jahr die zweite, die Entdeckung der magnetischen Erregung in Stahl und Eisen durch den galvanischen Strom, eine Entdeckung, welche von Arago in Paris gemacht worden ist.

Gleichfalls noch im Jahre 1820 erfand Schweigger in Halle das unter dem Namen Multiplicator (auch Galvanometer) bekannte feinste Elektroskop. Es gründet sich unmittelbar auf die Oersted'sche Wahrnehmung und vervielfacht in buchstäblichem Sinn die Wirkung des elektrischen Stroms auf die Magnetnadel, indem um diese ein — der Isolirung wegen mit Seide übersponnener — Leitungsdraht in vielfachen Windungen herumgeführt wird. Die Empfindlichkeit des Instruments wurde noch gesteigert, als der Italiener Nobili an die Stelle der einfachen Nadel eine „astatische" Doppelnadel setzte, d. h. zwei mit entgegengesetzten Enden parallel über einander gestellte und fest mit einander verbundene Magnetnadeln, so daß die eine außerhalb, die andere innerhalb des Multiplicatordrahts sich befindet. Hierdurch ist nämlich die störende Einwirkung des Erdmagnetismus beseitigt; die Nadel strebt nicht mehr nach der Süd-nordrichtung und folgt lediglich dem Strome des Multiplicatordrahts. Durch dieses Instrument wurden denn auch in der Folge zahlreiche neue elektrische Ströme aufgespürt. Dahin gehören die sogenannten Polarisationsströme, welche in der gewöhnlichen galvanischen Batterie, entgegengesetzt dem ursprünglichen Strom, entstehen und daher diesen rasch abschwächen. Diese Wahrnehmung hat, um dies gleich hier anzuschließen, einerseits um jenen Uebelstand zu beseitigen, zu der Erfindung der „constanten" Ketten geführt, worin der Franzose Becquerel vorangegangen ist, die Engländer Daniell und Grove, sowie der deutsche Chemiker Bunsen gefolgt sind; andrerseits hat sie die Entdeckung von Strömen veranlaßt, deren Batterien blos aus zwei Flüssigkeiten, ja aus zwei Gasen (Grove's Gasbatterie aus Wasserstoff und Sauerstoff 1845) in Verbindung mit einem festen Leiter, bestehen. Zu jenen neuen Strömen gehören ferner diejenigen, welche nach dem Berliner Physiologen Dubois-Reymond (1852—54) durch Muskelcontractionen (z. B. Ballung der Faust in einer leitenden Flüssigkeit) hervorgerufen werden und wodurch gewissermaßen, wie schon oben angedeutet worden ist, Galvani's „animalische" Elektricität bestätigt wurde; endlich die thermoelektrischen und die Inductionsströme in ihrer einfachsten elementaren Form. Von den beiden letzteren muß wegen ihrer großen principiellen Bedeutung noch weiter die Rede sein.

War, gegenüber den thermischen Wirkungen der Elektricität, von dem umgekehrten Hergang: Erregung von Elektricität durch Wärme, Thermoelektricität, vor dem Jahr 1820 nur die vereinzelte Thatsache bekannt, daß gewisse Krystalle durch Erwärmung zu elektrisch-polaren Körpern werden (namentlich Turmalin, der „Aschenzieher"): so wurde der thermoelektrische Strom schon 1821 von Seebeck in Berlin mit Hilfe des Multiplicators entdeckt, d. h. die Thatsache, daß durch bloße Temperaturunterschiede in einem metallischen Leiter ein elektrischer

Strom erregt wird. Die Wirkung fehlt nicht, wenn der Leiter aus einem einzigen Metall besteht, sie verstärkt sich aber, wenn er aus zwei verschiedenen zusammengelötheten Metallen zusammengesetzt ist, da dann Erwärmung oder Erkältung der Löthstelle entgegengesetzte Ströme zur Folge hat. Und wie Zink und Kupfer (resp. Platina) sozusagen die klassischen Metalle für die hygroelektrischen Ströme (die galvanischen vorzugsweise) sind, so sind es Wismuth und Antimon für die thermoelektrischen Ströme, sofern sie die stärkste thermoelektrische Kette geben. Aus mehreren solchen „Elementen" baute man sofort „Thermosäulen" oder thermoelektrische Batterien, und als Nobili in Florenz 1834 eine solche, welche von beiden Seiten — mit dem Erfolg entgegengesetzter Ströme — verschiedenen Wärmequellen ausgesetzt werden konnte, mit dem Multiplicator verband, so war hiermit das feinste Thermoskop hergestellt, welches die kleinsten Wärmeunterschiede aufspürt.

Dieser „Thermomultiplicator", welcher zugleich ein „Differentialthermometer" ist, diente weiterhin bei den erfolgreichen Untersuchungen über die Wärmestrahlung, wie sie der Italiener Melloni, im Grunde schon seit 1831, zum Theil noch in Verbindung mit dem 1835 gestorbenen Nobili, begonnen hatte, weshalb der ganze, mit den Vorrichtungen für die Wärmeversuche erweiterte Apparat auch der Mellonische genannt wird. Es handelte sich hiebei um die strahlende Wärme verschiedener Wärmequellen: Flammen, glühender oder blos dunkel erwärmter Körper, und im letzteren Fall um das Ausstrahlungsvermögen verschiedener Oberflächen, endlich um das Durchlassungsvermögen verschiedener Körper (Diathermaneität); Untersuchungen, in welchen, hinsichtlich des Ausstrahlungsvermögens der Oberflächen, noch mit den früheren Mitteln der Schotte Leslin zu Anfang des Jahrhunderts vorangegangen war.

Doch wir kehren zu dem Elektromagnetismus zurück. Vermöge der von Arago entdeckten Magnetisirung durch den elektrischen Strom wird Stahl, wenn er von einem Strom längere Zeit hindurch umkreist worden ist, zu einem bleibenden Magnet, Eisen aber wird plötzlich zu einem blos zeitweisen Magnet, der bei Unterbrechung des Stroms ebenso plötzlich den Magnetismus wieder verliert und bei Wechsel der Stromrichtung seine Pole umkehrt. Man hatte somit einerseits ein neues Mittel, bleibende Stahlmagnete zu verfertigen, andrerseits konnte man weiches Eisen nach Belieben magnetisch und wieder unmagnetisch machen. Diese „Elektromagnete" sind eben durch diese Eigenschaft noch mächtiger geworden, als durch ihre ausnehmende Tragkraft (bis zu Tausenden von Pfunden), die sie in Hufeisenform haben, und worin sie alle Natur- und Stahl-Magnete weit übertreffen. Doch war jene Eigenschaft wichtiger, denn vermöge der magnetischen Anziehung konnte man durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der galvanischen Kette (oder auch durch Wechsel der Stromrichtung) eine Bewegung hervorbringen, indem hierbei der Elektromagnet ein anderes Stück Eisen, den „Anker", abwechselnd anzieht und wieder losläßt (oder einen anderen Elektromagneten abwechselnd anzieht und abstößt).

Auf diesem ungemein fruchtbaren Princip beruht zunächst der bei einer Menge von elektrischen Apparaten zur Anwendung kommende „elektromagnetische Hammer", welchen Wagner zu Frankfurt a. M. erfunden und

der dortige Arzt Reeff 1839 in die Wissenschaft eingeführt hat. Dasselbe Princip kommt in Anwendung bei der Selbstregistrirung (Autographie) der meteorologischen Instrumente (der Universalregistrator von dem Italiener Secchi auf der Pariser Weltausstellung 1867) und bei dem Chronoskop, welches Zeitintervalle bis zu Hunderttheilen einer Secunde zu messen ermöglicht, zuerst von dem Deutschen Steinheil in München 1839, ein Jahr darauf auch von dem Engländer Wheatstone erfunden, dann von dem deutschen Techniker Hipp in der gebräuchlichen Einrichtung hergestellt. Eine bloße Variation des Chronoskops bildet das von dem Franzosen Duhamel angegebene „Vibroskop", wo anstatt des bei dem Hipp'schen Chronoskop verwendeten Uhrwerks eine Stimmgabel, vermöge ihrer akustischen (streng isochronen) Schwingungen, benützt wird. Von dem Chronoskop ist Hipp's elektrische Uhr zu unterscheiden, bei welcher der elektrische Strom als Triebkraft dient, im Uebrigen dasselbe Princip in Anwendung kommt. Im Jahre 1853 befand sich am Rathhaus in Brüssel die erste elektromagnetische Uhr, in demselben Jahr, wo in London der erste praktische Beleuchtungsversuch mit dem elektrischen Kohlenlicht stattgefunden hat. Auf demselben Princip (oder auf dem mehr verwandten Princip, durch Wechsel der Stromrichtung abwechselnd Anziehung und Abstoßung zwischen zwei Elektromagneten hervorzurufen) beruhen überhaupt die elektromagnetischen Maschinen, deren erste im Großen Jacobi in Petersburg im Jahr 1839, zur Bewegung eines Boots auf der Newa, construirt hat. Ja, die erste Idee, die große Zugkraft des Elektromagnets nach Art des Dampfes als Motor zu verwenden, hatte schon 1834 der Italiener Dal-Negro gehabt mit einem Apparat, wodurch 180 Gramm in der Minute einen Meter hoch gehoben wurden. Seitdem sind viele solche Maschinen ausgeheckt worden, von dem Amerikaner Page (seit 1851), dem Franzosen Froment, dem Deutschen Stöhrer u. s. w.; allein sie konnten bisher, des Kostenpunktes wegen, die Concurrenz mit der Dampfmaschine nicht aushalten. Die erfolgreichste Verwerthung hat aber jenes Princip in der elektrischen Telegraphie gefunden.

Der an eine Drahtleitung gebundene elektrische Strom mit seiner ausnehmenden Geschwindigkeit ist das behendeste Mittel, welches der Mensch besitzt, um in die Ferne zu wirken. Schon Grey hatte vor ca. 150 Jahren die Elektricität einer geriebenen Glasstange viele Hundert Fuß weit geleitet, aber freilich ohne Telegraphengedanken, sondern nur um seine Entdeckung von der elektrischen Leitung zu erproben. Die Geschwindigkeit des elektrischen Stroms, welche übrigens in verschiedenen Leitern verschieden ist, hat zuerst Wheatstone 1840 zu bestimmen versucht, allein sie ist noch nicht endgiltig festgesetzt, wie denn auch die Resultate anderer Physiker (Walster in Nordamerika, Fizeau in Frankreich) mit dem Resultat von Wheatstone nicht übereinstimmen, wovon Faraday die Ursache nachgewiesen hat; jedenfalls aber ist sie derjenigen des Lichts vergleichbar, nach Myriaden von Meilen in der Secunde zu bemessen. Wichtiger als die genaue Kenntniß dieser Geschwindigkeit war das von G. S. Ohm in Erlangen 1827 entdeckte Gesetz der Stromstärke, daß diese nämlich der elektromotorischen Kraft der Batterie direct und der Summe sämmtlicher Leitungswiderstände (sowol in der Batterie als im Schließungs-

draht) umgekehrt proportionirt ist. Gleichwie nun zur Messung der Stromstärke die verschiedenen Wirkungsweisen des Stroms dienen konnten, so auch zur Zeichengebung in die Ferne. Allein während dort die Quantität der chemischen Zersetzung sich der Quantität der verbrauchten Elektricität oder der Stromstärke proportionirt erwies, so daß Faraday hierauf sein „Voltameter" (gegenüber dem auf der magnetischen Wirkung beruhenden Galvanometer) gründen konnte: so stehen hier, bei der Zeichengebung in die Ferne, die elektromagnetischen Wirkungen allen anderen, auch den elektrochemischen, weit voran. Denn wenn Sömmering in München 1808 die Idee der elektrischen Zeichengebung in die Ferne durch Wasserzersetzung zu verwirklichen suchte, so konnte das im Großen nicht praktisch werden.

Gleich nach der Oersted'schen Entdeckung hatte Ampère in Paris darauf aufmerksam gemacht, daß man die elektrische Ablenkung der Magnetnadel zur Telegraphie benützen könne; gleichwol verband erst 1833 der erste reine Nadeltelegraph von Gauß und Weber Sternwarte und physikalisches Cabinet zu Göttingen. Verbesserte Nadeltelegraphen, auf größere Entfernungen, wurden sofort in England durch Wheatstone, sowie durch Steinheil in München construirt, wobei letzterer 1837 auch die wichtige Wahrnehmung machte, daß man, statt eines zweiten Verbindungsdrahts der Stationen, die Leitung des feuchten Erdbodens benützen könne. Die übrigen Telegrapheneinrichtungen beruhen sämmtlich auf dem Elektromagneten nach dem oben entwickelten Princip: der Zeigertelegraph (erster 1840 von Wheatstone), welcher einen Zeiger an einem wirklichen Alphabet auf einem Zifferblatt herumführt; der Schreibtelegraph (erster und gebräuchlichster vom Nordamerikaner Morse 1837), welcher mittelst eines künstlichen Alphabets die Depesche zu Papier bringt; der Typendrucktelegraph (des Amerikaners Hughes 1859), welcher mit wirklichen Schriftzeichen mittelst einer Claviatur druckt. Auf die genauere Beschreibung dieser und anderer Telegrapheneinrichtungen, sowie auch des „Haustelegraphen" können wir hier selbstverständlich nicht eingehen. Wir erwähnen nur noch die „Indicatoren" oder Zeittelegraphen, zu welchen Hipp's „sympathische Uhr" gehört. Diese bestehen aus bloßen Zeigerwerken in Verbindung mit einem Elektromagnet, und werden mit Hilfe von Leitungsdrähten von einer „Normaluhr" aus gerichtet. Wer weiß, wie lange es noch dauern wird, daß von einem „comfortabeln Logis" nicht nur die Gas- und Wasser-Leitung, sondern auch eine Zeitleitung verlangt wird. Endlich sei noch der Benützung des elektrischen Telegraphen zur Bestimmung des Längenunterschieds zwischen zwei entfernten Orten gedacht, wobei es, mittelst gegenseitiger Telegraphirung der Uhrzeit, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, gelungen ist, Längenunterschiede bis auf $^1/_{50}$ Secunde genau zu bestimmen.

Wol hatten schon vor 1820 manche Physiker aus der gemeinschaftlichen Eigenschaft der Polarität, oder daraus, daß Elektricität wie Magnetismus sowol durch Anziehungen, als auch durch Abstoßungen sich äußern, geschlossen, daß diese beiden Naturkräfte im Grunde nur eine, oder Aeußerungen eines und desselben Princips sein dürften. Ja, nachdem Volta seine Säule construirt hatte, behauptete J. W. Richter in München, dieselbe sei ein wirklicher Magnet,

mußte aber freilich den thatsächlichen Beweis schuldig bleiben, welcher erst jetzt, nach der Entdeckung des Elektromagnetismus, möglich war. Dies geschah durch den großen französischen Physiker Ampère mittelst des von ihm 1826 construirten Apparats zur Herstellung beweglicher Schließungsdrähte, in welchen Ströme kreisen. Die Hauptsache dabei war, daß er in der Wirkung des elektrischen Stroms auf die Magnetnadel einen besonderen Fall einer allgemeineren Wirkung erkannte, nämlich der Wirkung zwischen zwei elektrischen Strömen, die sich, je nach ihren Richtungen, bald anziehen, bald abstoßen. Die Subsumtion des besonderen Falls, d. h. daß ebenso, wie ein beweglicher Magnet von einem festen Strom, so auch ein beweglicher Strom von einem festen Magnet nach Umständen angezogen oder abgestoßen wird, unter jene allgemeine Thatsache, oder, mit anderen Worten, der Satz, daß der Magnet wie ein elektrischer Strom von besonderer Form wirke, wurde von Ampère schlagend dadurch nachgewiesen, daß er aus schraubenförmig gewundenem Kupferdraht einen Körper bildete, von ihm Solenoid genannt, welcher, wenn der elektrische Strom durch ihn ging, sich wie ein Magnet verhielt, indem er an seinen beiden Enden Eisenfeilspäne anzog, sich wie die Compaßnadel stellte und aus der Südnordrichtung durch einen, seine Achse kreuzenden Strom abgelenkt wurde.

Damit war die Wesensgleichheit von Elektricität und Magnetismus nachgewiesen. Man konnte aber noch das Gegenstück zum Elektromagneten (oder zur Magnetisirung durch den Strom) erwarten, nämlich Magnetelektricität, oder elektrische Erregung durch den Magnet. Diese wurde von dem großen englischen Physiker Faraday 1831 entdeckt, und zwar sogleich in dem allgemeineren Zusammenhang, wie er in der Ampère'schen Theorie vorlag. Schon mehr als 100 Jahre früher war die Thatsache der elektrischen Influenz (Vertheilung) theils von dem Engländer Wilke, theils von dem Deutschen Aepinus entdeckt und damit das Princip aufgestellt worden, auf welchem die Leydener Flasche, der elektrische „Condensator" u. A. dgl. beruht, nämlich daß überhaupt ein elektrischer Leiter einen in seiner Nähe befindlichen unelektrischen Leiter in der Art elektrisirt, daß derselbe an seinen beiden Enden die entgegengesetzten Elektricitäten besitzt, wie ein Stück Eisen unter der Influenz eines Magnets die entgegengesetzten Pole. Eine solche Influenz, oder wie hier nach seinem Vorgang gesagt wird, „Induction", wollte Faraday zwischen einem neutralen Leitungsdraht und einem anderen nachweisen, in welchem ein elektrischer Strom kreist, indem er beide Drähte isolirt auf eine und dieselbe Rolle wickelte und dann die Enden des einen mit einem galvanischen Apparat, diejenigen des anderen mit einem Multiplicator in Verbindung setzte. Das Ergebniß war, daß nur im Moment des Schließens der Kette in dem neutralen Leiter ein Strom von entgegengesetzter Richtung entsteht, und ebenso beim Oeffnen der Kette ein momentaner Strom von derselben Richtung wie der ursprüngliche oder der „inducirende" Strom, welchem gegenüber jene beiden momentanen Ströme „Inductionsströme" heißen. Ebensolche Inductionsströme entstehen auch, wie Faraday weiterhin wahrnahm, im Moment der Annäherung oder der Entfernung des neutralen Leiters und des inducirenden Stroms. Das Gleiche ergab sich endlich, als er in diesem Experiment an die Stelle des inducirenden Stroms einen Magnet

setzte, welcher in die Oeffnung der unelektrischen Drahtrolle eingeführt wurde, und dies ist die „magnetische Induction", oder die Magnetelektricität.

Als ein besonderer Fall hiervon erklärte sich zugleich der von Arago 1825 entdeckte sogenannte „Rotationsmagnetismus", d. h. die Erscheinung, daß eine unterhalb einer Magnetnadel rasch rotirende Kupferplatte die Nadel ablenkt, so daß diese mit rotirt. Dies war, wie Tyndall sagt, das größte Räthsel der damaligen Zeit, welches jetzt durch die einfache Bemerkung sich löste, daß die Magnetnadel in dem rotirenden Leiter einen Strom inducirt, welcher die Nadel wiederum ablenkt. Kaum minder interessant war endlich ein zweiter besonderer Fall von Induction, nämlich Faraday's „Extrastrom", oder die Selbstinduction des elektrischen Stroms, indem dieser bei dem Schließen und Oeffnen der Kette in seinem eigenen Draht einen momentanen Strom inducirt.

Die neue Elektricitätsquelle, welche man nun in der Faraday'schen Inductionselektricität besaß, ist in der Folge in mannigfaltigen Apparaten zur Anwendung gekommen: theils in magnetelektrischen Maschinen oder Magnetinductionsapparaten, welche einen permanenten Magnet, theils in eigentlichen Inductionsmaschinen, welche eine galvanische Batterie verwenden müssen. Um auf englischen Leuchtthürmen das elektrische Kohlenspitzenlicht zu erzeugen, wurden von Wilke seit 1866 magnetelektrische Maschinen in so riesigem Maßstabe construirt, daß deren Inductionsrollen durch eine eigene Dampfmaschine gedreht und der Stahlmagnet nur dazu gebraucht wurde, um durch seine Induction einen riesigen Elektromagnet herzustellen, dessen Induction dann erst den zum elektrischen Licht verwendeten Strom liefert. Unter den Inductionsapparaten aber, wie sie nicht nur zu physikalischen, sondern auch zu telegraphischen und medicinischen Zwecken angefertigt wurden (der erste 1839 von Neeff mit vornehmlicher Benützung des Extrastroms), sind diejenigen von Ruhmkorff in Paris (seit 1851) construirten am berühmtesten geworden und deshalb wahrhaft epochemachend, weil sie die elektrischen Funken und Erschütterungen in höherem Maße gewähren, als die stärksten Reibelektrisirmaschinen. Ebenso bewerkstelligen sie auch die elektrischen Lichterscheinungen im luftleeren Raume und in verdünnten Gasen, mittelst der Geißler'schen Röhren (von dem berühmten Techniker in Bonn, 1860), so daß diese zur Beleuchtung in Bergwerken verwendet werden konnten, sowie zu spectralanalytischen Untersuchungen und zur Nachahmung der Nordlichtphänomene (De-la-Rive in Genf). Und wie der Inductionsstrom ein Analogon erhielt in dem sogenannten „Nebenstrom", den der Entladungsstrom einer Leydenerflasche in einem benachbarten Leiter erregt: so hat auch der Inductionsapparat in der von Holtz in Berlin 1865 erfundenen „Influenzmaschine" eine Art Gegenstück von Seiten der Reibelektricität gefunden. Die Theorie der Reibelektricität selbst aber war von Rieß zu Berlin in seinem 1853 erschienenen Werke wesentlich verbessert und umgestaltet worden.

Nur im Vorübergehen erinnern wir an W. Weber's (der sich uns schon oben als mit Gauß durch den ersten elektromagnetischen Telegraphen verbunden gezeigt hat) „elektrodynamische Maßbestimmungen" seit 1846, welche die umfassendsten theoretischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Induction enthalten.

und in dem Weber'schen Gesetze gipfeln, über welches neuerdings Streit zwischen englischen und deutschen Physikern war, ein Gesetz, welches, zunächst der bloßen Form nach, das Newton'sche Gravitationsgesetz als besonderen Fall einschließt, worauf Zöllner in seiner berühmten Schrift über die Kometen 1872 weiter eingegangen ist.

Wir eilen zu den letzten großen Schritten, welche Faraday in der Elektrik gethan hat. War der Magnetismus in seiner Beschränkung auf einige wenige Metalle (nämlich außer dem Eisen: Nickel, Kobalt und Mangan) aus dieser Sonderstellung schon durch Wechselwirkung mit der Elektricität herausgetreten: so wurde er für sich selbst zu einer allgemeinen Naturkraft durch Faraday's Entdeckung des Diamagnetismus und die bedeutende Vermehrung der magnetischen, oder, wie Faraday sie im Gegensatz zu den „diamagnetischen" nannte, der „paramagnetischen" Körper. Bei dieser Untersuchung thaten die überaus kräftigen hufeisenförmigen Elektromagnete ihre Dienste. Zwischen den Polen eines solchen stellen sich nämlich Stäbchen der verschiedensten Körper, entweder weil von den Magnetpolen angezogen, so, daß ihre Enden diesen Polen zugekehrt waren, mit einem Wort: „axial" — dies sind die paramagnetischen oder magnetischen Stoffe schlechtweg nach Art des Eisens, — oder die Stäbchen stellen sich, weil abgestoßen, rechtwinklig zu jener Richtung oder: „äquatoreal", — dies sind die diamagnetischen Stoffe. Diese Untersuchung mußte sich nicht auf starre Körper beschränken, sondern konnte auch auf Flüssigkeiten und Gase ausgedehnt werden, indem man sie in Röhren von Glas einschloß, dessen magnetisches Verhalten bereits constatirt war. So ergab sich, daß alle Metalle, mit Ausnahme der Eisen-, der Cer- und der Platina-Gruppe, in besonders hohem Grade aber Wismuth und Antimon, diamagnetisch seien, sowie Krystalle und Glas, Schwefel und Phosphor, Holz, Wasser, Alkohol u. s. w., endlich unter den Gasen: Wasserstoff, Lichtflammen, Wachsstockrauch u. s. w., während der Sauerstoff paramagnetisch ist. Alle Materie ist also magnetisch. Diesem großen Resultat des Engländers hat Plücker in Bonn 1849 den sehr bedeutenden Zusatz beigefügt, daß in der Nähe starker Magnetpole auch das diamagnetische Wismuth ein polarer Körper ist, aber von entgegengesetzter Polarität als das Eisen.

Noch eine andere bedeutungsvolle Entdeckung des großen Briten, welche ebenfalls auf die Allwirksamkeit der elektrischen und magnetischen Kräfte zielt, war derjenigen des Diamagnetismus kurz vorangegangen: die Entdeckung der Thatsache (vom Entdecker wieder passend „Magnetisation des Lichts" genannt), daß Ströme und Magnete auf den Durchgang des Lichts durch Krystalle und andere durchsichtige Körper, welche das Licht polarisiren, eine Wirkung äußert, welche in einer Drehung der Polarisationsebene besteht. Diese Eigenschaft besitzen nämlich manche Stoffe von selbst, z. B., wie Arago schon 1811 bemerkt hatte, Quarz, dessen Krystalle hiernach in rechts- und in linksdrehende sich eintheilen, das „Dextrin", ein Stoff, welcher seinen Namen eben von seiner rechtsdrehenden Eigenschaft bekommen und als neuentdeckt auf der Stuttgarter Naturforscherversammlung 1834 Aufsehen erregt hat. Daher war es höchst interessant, daß auch andere Stoffe durch elektrische Einwirkung diese Eigenschaft erhalten, die sie vorher nicht hatten. Gelegentlich sei noch bemerkt, daß auch die

Polarisation des Lichts (1807 von Malus in Paris entdeckt) weiterhin praktisch geworden ist, so daß das Polarisationsinstrument in die Hände der Aerzte und der Industriellen gekommen ist, nämlich um eine Flüssigkeit auf ihren Zuckergehalt zu untersuchen, da der Zucker zu den die Polarisationsebene drehenden Stoffen gehört. Für industrielle Zwecke wurde das Instrument von dem Pariser Techniker Soleil zu einem eigenen „Sacharimeter" umgestaltet (1847).

Dies sind die Thatsachen und Gesetze, welche sich in continuirlicher Folge an Oersted's Fundamentalentdeckung angeschlossen haben. Aber auch die Wechselwirkung zwischen der Elektricität und dem chemischen Proceß hat in dieser Zeit bedeutende Erweiterungen erfahren. Es sind auf der einen Seite die von Faraday seit 1833 entdeckten elektrolytischen Gesetze, wovon eines, nebst dem darauf gegründeten „Voltameter", schon oben erwähnt worden ist, ein anderes auf die quantitativen Verhältnisse der elektrochemischen Wirkung im Zusammenhang mit dem Gesetz der chemischen Aequivalente sich bezieht. Auf der anderen Seite sind es die praktischen Errungenschaften der galvanischen Metallüberzüge (Vergoldungen u. s. w.) und der Galvanoplastik. Diese große Erfindung, welche einem ganzen Zweig technischer Industrie das Dasein gegeben hat, wurde 1838 fast gleichzeitig von Jacobi in Petersburg und von dem Engländer Spencer gemacht, nachdem schon 1826 die bei galvanischen Metallreductionen sich ergebenden Farben dünner metallischer Niederschläge von Nobili wahrgenommen worden waren, welche dem allgemeinen optischen Gesetz der Farben dünner Blättchen entsprechen und in der Technik ebenfalls verwerthet worden sind. Sie findet auch Anwendung in dem „Naturselbstdruck" von Auer, dem Vorsteher der Staatsdruckerei in Wien, einer Erfindung aus dem Anfang der fünfziger Jahre; die erste vollkommene, größere Copie von einer gestochenen Kupferplatte hatte 1841 Böttger in Frankfurt a/M. geliefert.

Im Jahr 1840 construirte der Engländer Armstrong seine Dampfelektrisirmaschine, dazu veranlaßt durch den Vorfall in der Nähe von Newcastle, daß ein mit Regulirung eines Sicherheitsventils an einer Dampfmaschine beschäftigter Mechaniker einen elektrischen Schlag erhielt, als er die eine Hand an den Hebel des Ventils, die andere in den aus einer Fuge ausströmenden Dampf brachte. Man sprach von einer „Verdampfungselektricität" und glaubte dem Ursprung der Luftelektricität auf die Spur gekommen zu sein. Allein es war dort nichts Anderes als Reibelektricität, nämlich herrührend von der Reibung des ausströmenden Wasserdampfes gegen die (in jener Maschine mit Buchsbaumholz gefütterten) Ausströmungsröhren, und der Ursprung der Luftelektricität ist auch heutzutage noch unbekannt. Nicht anders verhält es sich zur Zeit mit dem Ursprung des Erdmagnetismus, obgleich Gauß, der „Newton des Erdmagnetismus", in den dreißiger Jahren dessen Gesetze theoretisch erforscht hatte, im Einklang mit den Beobachtungen der zahlreichen, über die ganze Erdoberfläche vertheilten Observatorien des, von Alex. von Humboldt gestifteten, magnetischen Vereins, wonach schon 1819 Hansteen in Christiania magnetische Erdkarten zu entwerfen begonnen hatte.

Von den beiden wichtigsten anderweitigen Gegenständen, welche, in den ersten Jahrzehnten unseres Zeitraums, neben der geschilderten Hochfluth von

Thatsachen und Apparaten aus dem Gebiet der Elektrik hergehen, knüpft sich der eine nochmals an den Namen von Faraday. Es ist die 1823 von ihm, noch im Verein mit seinem Lehrer Davy, bewerkstelligte Verflüssigung von Gasen. Das erste Gas, bei welchem die Verflüssigung (oder Condensation) gelang, war Chlor, worüber Faraday an Dr. Paris schrieb: „Das Oel, welches Sie gestern bemerkten, war nichts anderes als flüssiges Chlor." Nachdem 1838 der französische Mechaniker Thilorier einen eigenen Apparat zur Herstellung von flüssiger und gefrorener Kohlensäure construirt hatte, wozu ein Druck von 32 Atmosphären erforderlich ist: kam Faraday 1844 auf diesen Gegenstand zurück, um die Anzahl der „coercibeln Gase", wie er sie nennt, noch weiter zu vermehren. Heutzutage sind allein noch permanente Gase: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Stickoxyd, Kohlenoxyd, Sumpfgas.

Weniger Sensation machte, aber principiell steht noch ungleich höher die definitive Ausbildung und Begründung und der dadurch angebahnte Sieg der Lichtwellenlehre durch den großen französischen Physiker Fresnel seit 1815. Unter seinen Leistungen stehen voran: die wirkliche Messung der Lichtwellenlängen für die verschiedenen Farben, worin ihm die Deutschen Fraunhofer und Schwerd folgten; die vollständige Theorie der Beugung (oder Diffraction) des Lichts, in welchem Gebiet ihm wiederum Schwerd secundirt hat; die Entdeckung der Circularpolarisation des Lichts; endlich das mathematische Gesetz der Doppelbrechung in zweiachsigen Krystallen (die Fresnel'sche Wellenfläche). Noch war aber die Erklärung der Farbenzerstreuung (oder Dispersion des Lichts) für jede Theorie eine Schwierigkeit, bis der französische Mathematiker Cauchy 1836, vom Standpunkt der Lichtwellenlehre aus, sie zu beseitigen wußte. Noch hielten auch Physiker von bedeutendem Rang, wie der Schotte Brewster (Erfinder des Kaleidoskops 1817), dem wir im nächsten Artikel von einer anderen Seite wieder begegnen werden, und der Franzose Biot, unter Anderem seit 1812 Entdecker der „Rotationspolarisation" (oder Drehung der Polarisationsebene, wovon oben die Rede war und wovon Arago eine erste Wahrnehmung gemacht hatte), an der Newton'schen Lichtstofflehre fest, bis der letztere endlich in den fünfziger Jahren aus einem Gegner ein eifriger Verfechter der Lichtwellenlehre wurde. Dazu mag die empirische Entscheidung gegen die Lichtstofflehre beigetragen haben, welche die terrestrische Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts durch die französischen Physiker Fizeau und Foucault herbeigeführt hat.

Schon 1838 hatte nämlich Arago angedeutet, wie durch Messung der Lichtgeschwindigkeit in verschiedenen Mitteln zwischen den beiden Theorien endgiltig entschieden werden könnte, sofern diese Geschwindigkeit in dem dichteren der beiden Mittel nach der Lichtstofflehre größer, nach der Wellenlehre kleiner als im dünneren Mittel sein muß. Nachdem nun zuerst Fizeau 1849 die Messung der Lichtgeschwindigkeit in Luft durch terrestrische Versuche gelungen war, unter befriedigender Uebereinstimmung mit der älteren astronomischen Ermittlung: haben Foucault 1853, und fast gleichzeitig Fizeau nach einer anderen Methode, übereinstimmend gefunden, daß die Lichtgeschwindigkeit in Luft zu derjenigen in Wasser wie 4 zu 3 sich verhalte, also im dichteren Mittel

kleiner sei, was gegen die Lichtstofflehre entscheidet, nach welcher es sich gerade umgekehrt verhalten müßte. Fresnel's nächster Vorgänger in der Lichtwellenlehre war, mit der im Jahr 1800 entdeckten Interferenz des Lichts, der Engländer Young, dessen Farbentheorie in neuester Zeit durch die physiologische Optik von Helmholtz wieder Bedeutung gewonnen hat.

Nur flüchtig erwähnen wir Anderes aus den drei ersten Jahrzehnten unserer sechzig Jahre. Zuerst die Studien, welche W. Weber, in Verbindung mit seinem Bruder, über die Wellenbewegung in Flüssigkeiten angestellt und in seiner Wellenlehre 1825 publicirt hat. Sodann die zwei vorzüglichen hygrometrischen Instrumente: des Engländers Daniell Hygrometer (1820), welches mittelst eines kleinen Kryophors (Erfindung seines Landsmanns Wollaston 1813) die Temperatur des Thaupunktes kennen lehrt, und das „Psychrometer" von August in Berlin (1828), welches aus der Differenz zweier vollkommen gleicher Thermometer, wovon der eine an seiner Kugel feucht erhalten wird, den Sättigungspunkt ermittelt. Ferner des Pariser Savart akustische Untersuchungen, besonders über Resonanz und die Verwendung der sogenannten Stöße oder Schwebungen von Stimmgabeln zur genauen Bestimmung der Schwingungszahlen der Töne, durch den Kaufmann Scheibler in Crefeld 1833 mit seinem „Tonometer", das weiterhin durch den Pariser Akustiker König vervollkommnet worden ist, sich wirksamer erwiesen hat, als die 1819 zu dem gleichen Zweck von dem Franzosen Cagnard-Latour erfundene „Sirene". Diesem akustischen Instrument, das weiterhin, zu anderem Zweck in Helmholtz' Hand modificirt, wieder auftritt, stellen wir noch das Trevelyan-Instrument oder des Engländers Trevelyan „tönende Schaufel" (1829) zur Seite. Endlich erwähnen wir als eines der wichtigsten Instrumente für die Lichtpolarisation („Analyseure") das Doppelspathprisma des Schotten Nicol (1828), und als zwei sehr populär gewordene Apparate: Döbereiners Platinafeuerzeug (1823) und die „stroboskopische" Scheibe, welche 1832 sowol von dem Deutschen Stampfer als von dem Belgier Plateau unter dem Namen „Phenakistiskop" angegeben worden ist; ist ja doch dieser Apparat, sowie das „Anorthoskop" (anorthoskopische Scheibe), welches ihm Plateau 1836 folgen ließ, in die Spielwaarenläden übergegangen.

(Schluß folgt.)

Montenegrinische Skizzen.

Von

Dr. **Siegfried Kapper**.

I. Die Schulen in Montenegro.

Cetinje besitzt gegenwärtig vier Schulen, von denen zwei, die Volksschule für Knaben und die für Mädchen, blos für den localen Bedarf bestimmt sind, die beiden anderen aber, die theologische Schule und das Töchterpensionat, als Anstalten höherer Ordnung dem Lande angehören, — jene, um die Kirchen nicht nur mit gut unterrichteten Seelsorgern, sondern auch die Schulen mit tüchtigen Lehrern zu versorgen, dieses, um für die Mädchenschulen, die nach und nach in allen Districten errichtet werden sollen, nicht nur gute Lehrerinnen, sondern auch für die gebildeteren jungen Männer, die Begründer künftiger vorgeschrittenerer Familien, ihnen ebenbürtig zur Seite stehende Hausfrauen heranzubilden; ein gewaltiger, sehr ernst ausgreifender Fortschritt zum Besseren, den nur Derjenige gehörig zu würdigen vermag, der da weiß, wie trübselig mit alle dem auf Montenegro es bisher bestellt gewesen und zum überwiegenden Theile zur Stunde noch ist. Um einen Knaben Kaludjer (Mönch) oder Pop (Weltpriester) werden zu lassen und ihm so die Versorgung in einer der armseligen Zellen oder das kleine Einkommen bei einer Kirche zu sichern, bedurfte es weiter nichts, als daß man ihn wieder zu einem Kaludjer oder Popen in die Lehre schickte, damit er das Handwerk erlerne, und dieses wieder bestand in nichts weiter, als im mechanischen Nachthun des Vorganges bei den ritualen Handlungen und im Lesen der altslavischen Kirchensprache. Zu verstehen brauchte er weder das Eine, noch das Andere. Konnte er dabei noch das Vulgärserbische lesen und sogar schreiben, so war er ein Gelehrter. Nur die wenigsten unter den 300—400 Popen jedoch, die Montenegro zählte, waren auch nur dieser Künste leidlich Herren. Die meisten begnügten sich damit, die vorgeschriebenen Formeln für Taufe, Trauung und Beerdigung auswendig gelernt zu haben und nach Bedarf anzuwenden. Gab man ihnen ein anderes Buch in die Hand, als an dessen Merkzeichen ihr Auge sich gewöhnt hatte, so konnten sie nicht weiter. Es war auch kaum mehr zu fordern; denn außer der Kirche hörte der Pop eben auf. Er grub im Felde,

trieb seinen Maulesel mit einer Last Kartoffeln zu Markt, oder stellte, wenn nichts Besseres zu thun war, sich an die Spitze einer Tscheta, eines Häufleins bewaffneter Freunde, und fiel mit ihnen auf Revanche in die benachbarten Gebiete ein. Von jeher daher mehr im Kriegshandwerk als in der Seelsorge zeichneten auf Montenegro die Popen sich aus, und manchen der gefeiertsten Helden und Anführer der Crnagora nennen sie den ihren, und zwar mit wohlgerechtfertigtem Stolz. Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, daß unter anderen auch der gegenwärtige Chef des Kriegswesens, der in Zeitungen bald als General, bald als Kriegsminister, einmal sogar als Marschall so oft genannte Ilija Plamenac, Pope ist. „Pop Ilija", den Priester Elias, nennt kurzweg ihn das Volk und selbst der Fürst. Volkslehrer und Lehrerinnen, namentlich als Stand, als Beruf, gab es bis auf die jüngste Zeit gar nicht. So wie die Vladyken ihre Secretäre und Schreiber, so mußten sie auch Lehrer für die von ihnen zu errichtenden Schulen aus der Fremde, aus Dalmatien, Oesterreich oder Serbien kommen lassen. Wurde nun, außer von einem Popen, von keinem Manne weiter im Lande beansprucht, daß er auch nur lesen und schreiben könne, so galt dies bei Frauen vollends nicht nur für überflüssig, sondern sogar für unschicklich. Wozu sollten auch dem Weibe, das von Kindesbeinen an zu harter Mühsal verurtheilt war, und das bei aller Achtung des Sohnes für die Mutter, bei aller Liebe des Bruders zur Schwester, im Stamme doch nur die unterste Stellung einnahm, andere Kenntnisse, als die es im Stalle, auf dem Acker und am Heerde verwerthen konnte? Nun allerdings wird das anders werden. Die Erkenntniß, daß ohne Heranziehung der Mütter zur Mitarbeit an der Volksbildung diese stets nur exclusiv und fragmentarisch bleiben, nie allgemein werden kann, ist an sich schon ein ungeheurer Fortschritt. Die Emancipation der Frau ist ja die Emancipation des Volkes.

Es war die untere Mädchenschule, die ich, als die zunächst zur Hand gelegene, zunächst auch aufsuchte. Sie ist nämlich in Ermangelung eines schicklicheren Raumes vorläufig in der ebenerdigen Stube eines Hauses in der Nähe des Platzes untergebracht. Ich sage Stube, aber es wird wohlgethan sein, die Vorstellung von dem Raume, den ich aus Rücksicht für die obwaltenden Verhältnisse sowol, wie aus Artigkeit für die darin einem löblichen Ziele entgegenstrebenden jungen Damen so nenne, auf's äußerste herabzustimmen. Obacht! Man tritt durch eine kleine Thür, die für erwachsene Männer jedenfalls etwas zu niedrig angelegt ist. Man setzt den Fuß über die Schwelle und sinkt mit ihm zuvörderst in eine tiefe, steinige Grube, die man passiren muß, wenn man überhaupt eintreten will. Das ist nun ohne alle Frage eine unverantwortliche Nachlässigkeit, die, wenn man auch das Zusammendrängen von 30—40 Mädchen verschiedenen Alters in einem so beschränkten Raume durch die Nothwendigkeit für gerechtfertigt ansehen könnte, selbst durch die größte Armuth nicht zu entschuldigen ist. Um die Seelen junger Mädchen zu bilden, braucht man noch keineswegs ihre Füße in Gefahr zu bringen. Zudem gibt es Steine auf Cetinje genug, um eine Grube auszufüllen, und wollen wir nicht zweifeln, daß dies auch unterdessen geschehen sein wird. An dem kleinen Fenster, dem einzigen übrigens, das den Raum erhellt, sitzt an einem Tischchen die Lehrerin, eine ältere,

sehr beleibte Dame aus Dalmatien, deren Gatte bei dem neuetablirten Postdienste beschäftigt ist, mit ihrer Gehilfin, bereits einer jungen Montenegrinerin. Die Donna, den Unterricht unterbrechend, empfängt uns mit zuvorkommender Freundlichkeit, die kleinen Mädchen, durchgehends frische, muntere, lebhafte Wesen im Alter von 8—12 Jahren, mit Artigkeit. Die Unterrichtsgegenstände, vom Lesen und Schreiben aufwärts, serbische und italienische Sprache, Rechnen, Religion, Geographie und vaterländische Geschichte. Letztere war eben an der Tagesordnung, und ich machte daher von der Erlaubniß Gebrauch, an die Kleinen eine Frage stellen zu dürfen. — „Habt Ihr schon etwas von einem gewissen Fürsten Lazar gehört?" — Aller Hände fuhren empor. Einstimmiges „Wie sollten wir nicht!" — „Das geht nun aber nicht an, daß Ihr alle erzählet! Nennt selbst eine aus Eurer Mitte, die es am besten vermöchte!" — Aller Hände wiesen auf ein etwa zehnjähriges Mädchen, nicht eben hübsch, aber von recht gescheidtem Aussehen. Wie sie da stand in dem ärmlichen, aber sauberen Anzuge, die Mädchenkappe mit dem schwarzen Schleier tief in der Stirne und verlegen die Augen niederschlagend, sah man ihr es an, daß sie der Matador der Schule sei. Sie erzählte aber auch, nachdem sie sich einmal ein Herz gefaßt, die Geschichte des unglücklichen Caren so klar, so umständlich und dabei mit einer solchen patriotischen Wärme des Ausdrucks, daß mir, ich schäme mich dessen nicht, die Thränen in die Augen traten. Fürst Lazar ist der Held der großen serbischen Nationalepopöe, und hatte ja auch ich vor nun fünfundzwanzig Jahren ihm meinen Jugendgesang geweiht!*) Dafür aber will ich mir es auch merken, daß die kleine patriotische Erzählerin die Tochter des Senators Pejo Cerović ist, eines der jüngsten, aber nicht letzten der montenegrinischen Recken. Auch in allem Anderen wußten die kleinen Cetinjanerinnen wacker Bescheid, und als schließlich eine kleine Schwarzkappe meiner Befürchtung wegen, der Mond, wenn die Nägel, mit denen er seit Erschaffung der Welt an den Himmel genagelt ist, erst rostig würden, könnte in einer schönen Nacht so auf die Erde herabfallen, meiner Unwissenheit wegen mich weidlich auslachte, denn der Mond sei an den Himmel ja gar nicht angenagelt, sondern gehe dort so fest und sicher seinen Pfad, wie der Maulesel ihres Vaters über den Krstatz, — da mußte ich mich vollends als durchaus befriedigt erklären. Auch Handarbeiten wurden mir vorgewiesen, recht hübsche, darunter sogar Stickereien auf Canavas und Stramin mit Wolle und Seide, Kanarienvögel aus gelber Zephyrwolle und Stiefmütterchen aus violetter. — „Wie natürlich!" — Ungleich besser aber, als diese Paradestückchen, ohne die man nun einmal, selbst auf Montenegro, die Anleitung zu weiblicher Handarbeit nicht für möglich zu halten scheint, gefielen mir die Nähereien und Strickereien. Das werden sie einst brauchen können!

Die höhere Mädchenschule, oder das „Institut", wie sie officiell genannt wird, gegründet im Jahre 1869 und damals einstweilen im stari dvor untergebracht, befindet sich seit 1870 in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten, sehr geräumigen und auch recht zweckmäßig eingerichteten Hause, dem auch ein Stück Grund zur Anlage eines Gartens beigegeben ist. Es ist der ganzen Anlage

*) „Fürst Lazar." Epische Dichtung. Leipzig, 1852, 53.

und Einrichtung nach ein Pensionat, berechnet auf die Aufnahme von 30 internen Schülerinnen, von denen 20 ohne alles Entgelt, 10 gegen Bezahlung von jährlich 200 fl. darin Unterricht und die volle Verpflegung finden. Den Unterricht allein mitzugenießen ist jedoch auch Externen gestattet, die in der Pflege bei ihren Eltern und Verwandten stehen, wie denn auch selbst die beiden ältesten Prinzessinnen von Montenegro, Zorka und Vidosava, an manchen Gegenständen theilnahmen. Die Aufnahme ist auf das Alter zwischen 9 und 12 Jahren beschränkt, und haben auf dieselbe nicht nur geborene Montenegrinerinnen, sondern auch die Töchter dalmatinischer, hercegovinischer, bosnischer, albanesischer Eltern, und zwar unter ganz gleichen Rechten und Pflichten, Anspruch, wenn sie nur die nöthige Vorbildung mitbringen, hinsichtlich welcher man sich übrigens mit dem Lesen und Schreiben des Serbischen, der Ziffern, mit dem Zählen bis 100 und dem Auswendigkennen einiger — Gebete begnügt. Lehrgegenstände außer der Religion sind: Schreiben, Rechnen, Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Physik, serbische, russische, französische und seit diesem Jahre auch deutsche Sprache. Dann Gesang, endlich Garten- und Seidenbau, und theilen sich in dieselben drei im Hause selbst wohnende Lehrerinnen, Fräulein Nadeschda Pakijević aus Rußland und die Fräulein Mileva Stanojević und Milka Kokanović aus Serbien, dann zwei externe Lehrer, Herr Novaković aus Dalmatien, zugleich Professor an der theologischen Schule, und Herr Gesanglehrer Schulz aus Prag, zugleich Capellmeister auf Cetinje. Der ganze Lehrcursus ist auf sechs Jahre bemessen, zu drei zweijährigen Abtheilungen. In den ersten zwei Jahren wird der Unterricht im Ganzen und Großen beendet. In die folgenden zwei Jahre, die für die mehr detaillirte Ausbildung bestimmt sind, kommen nur Schülerinnen von bewährt besseren Anlagen, und in die dritten, sogenannten praktischen zwei Jahre nur die anerkannt besten und solche, die selbst sich dem Lehrfache widmen wollen. Diese sodann beaufsichtigen die Jüngeren, repetiren mit ihnen, unterrichten wol auch in Manchem. Mit dem Jahre 1874 ist der erste sechsjährige Cursus abgeschlossen worden und haben von den zehn Elevinnen, die aus demselben hervorgegangen, nicht weniger als neun sich als Volkslehrerinnen qualificirt, sämmtlich Montenegrinerinnen, während der zehnten das allerdings beneidenswerthere Loos zufiel, vom Senatspräsidenten Božo Petrović, dem Cousin des Fürsten, der gegenwärtig das montenegrinische Südcorps befehligt, als Frau heimgeführt zu werden.

Als Directrice an der Spitze des Instituts steht Fräulein Pakijević, entsandt hierzu aus Petersburg von der Protectorin der Anstalt, der Kaiserin Maria Alexandrowna, der, als der eigentlichen Gründerin und factischen Erhalterin derselben — jährlich 5500 Rubel —, die Ernennung der Leiterin, sowie dieser die Wahl der Lehrkräfte und überhaupt des gesammten Personals statutenmäßig vorbehalten blieb. Allerdings eine weitgehende Einflußnahme von Außen. Immer aber doch besser, als wenn die Errichtung einer derartigen Anstalt, von der für die allgemeine Bildung mit Recht so viel zu erwarten ist, wegen Mangels der erforderlichen Mittel noch auf unabsehbar hinaus hätte vertagt werden müssen. Fräulein Pakijević übrigens ist eine tüchtige Lehrerin, eine ganz vorzügliche Erzieherin und vortreffliche Hauswirthin, voll Eifer und rastloser Thätigkeit,

eine Pädagogin voll jener völligen Hingebung an ihren Beruf, die man vielleicht Missionarismus nennen könnte. In allen Räumen des Hauses, das unter ihrem Regimente steht, herrscht die größte Ordnung und blendendste Reinlichkeit, in den Gängen wie auf den Treppen, in der Küche wie in den Wohnstuben, in den Lehr- wie in den Arbeitssälen. Jede Schülerin hat in denselben ihren besonderen Tisch, ihren besonderen Kasten. Sie war so freundlich, mehrere derselben zu öffnen, und auch hier waltete in Allem eine Ordnung und insbesondere eine Nettigkeit und Sauberkeit, wie sie in unseren Pensionaten nicht immer gefunden werden dürfte. Besonders auf Dinge der Häuslichkeit wird großes Gewicht gelegt, auf Kleidung, Lager und Tisch. Die Betten sind vortrefflich, der Tisch sauber gedeckt, das Couvert zu zwei Tellern und jedes mit Serviette und selbst Serviettenband versehen: Kleinigkeiten, für uns selbstverständlich, für dort jedoch von höchster Wichtigkeit. Es wird den jungen Damen wohlthun, dadurch frühzeitig an Ordnung und Reinlichkeit Geschmack finden zu lernen, es wird sie befähigen, für diese in den Schwarzen Bergen etwas seltene Tugenden im Schoße der Familie Propaganda zu machen und sie so im ganzen Lande in Aufnahme zu bringen, was allerdings einigermaßen Noth thut. Es war eben freie Stunde, und ich fand die Schülerinnen und Lehrerinnen im Garten, wo sie mit Umgraben des Erdreichs und Anlegung von Beeten beschäftigt waren, darunter manche heranblühende Schönheit von typischem Gepräge. Ich stellte, anknüpfend an die Beschäftigung des Augenblicks, mancherlei Fragen über das Leben der Pflanzen und ihre Beziehungen zur Oekonomie des menschlichen Haushalts, und erhielt durchgehend recht gescheidte Antworten. Ganz überrascht aber war ich von den geographischen und ethnographischen Kenntnissen dieser crnogorischen Blaustrümpfchen. Ich weiß nicht, ob irgend ein dreizehnjähriges Mädchen unserer Institute meine Behauptung, die Deutschen stammen von den Parsen ab, so gründlich zu widerlegen vermöchte, als die nicht ältere schwarzäugige Crnogorcin die von mir aufgestellte These, die Montenegriner seien Abkömmlinge der Dänen. Die ganze indo-europäische Colonne mußte in's Feld rücken, und der ganze Stammbaum der Ost-, Nord- und Südslaven wurde abgeblättert, um mir zu beweisen, daß ich im Irrthum sei. Ausnehmend und bei manchen selbst musterhaft schön fand ich die Handschriften, die serbischen sowol wie die französischen, — Töchter von Müttern, die Frau Wojwodin heißen, und statt ihres Namens nicht einmal ein Kreuz zu Papier zu bringen verstehen. Nicht zu loben dagegen vermag ich es, daß die jungen Crnogoreinnen, Bosnierinnen u. s. w. gehalten sind, während ihres Aufenthaltes in der Anstalt ihre gewohnte nationale Tracht abzulegen und dafür einen recht geschmacklosen, dunkelfarbigen, sogenannten europäischen Anzug anzunehmen. Wozu das, da sie doch, so wie sie die Anstalt verlassen, sei es auch nur für die kurze Dauer der Ferien, zu ihren heimischen Trachten sofort wieder zurückkehren, und das auch müssen, wollen sie nicht verlacht oder als Entfremdete betrachtet werden. Oder soll gerade dadurch der Grund gelegt werden zu einem recht gründlichen Abscheu vor der fremden, aufgedrungenen Mode? Gut ausgestattet ist die Anstalt mit Büchern, Karten und sonstigem Lehrbedarf, reich die hübsche Hauscapelle mit silbernen, starkvergoldeten und emaillirten Kirchengeräthen, — alles

das Geschenke der Kaiserin aus Petersburg, die kein Jahr vergehen läßt, ohne derselben mit irgend einer Gabe auch noch außer den 5500 Rubeln zu gedenken.

Die Volksschule für die Knaben und die theologische Schule sind im Erdgeschoß des stari dvor untergebracht, in Räumen, deren ursprüngliche Bestimmung zwar nicht bekannt ist, denen es jedoch keineswegs bei der Kelle vorgesungen worden zu sein scheint, daß sie dereinst so hohen Zielen dienen würden. Es ist eben die unglaubliche Dürftigkeit, die auch hier gebieterisch sich geltend gemacht. Könnte ja z. B. die theologische Schule gleichfalls überhaupt gar nicht bestehen, wenn nicht der russische Synod die Kosten derselben bestritte, wiewol sie nur auf zwei Jahrgänge eingerichtet ist, während welcher sämmtliche Gegenstände von nur zwei Professoren und dem Rector gelehrt werden, den Herrn Spiro Kovatschevitsch, Bosch Novakovitsch und Peter Bearra, sämmtlich Dalmatinern. Ich habe in beiden Abtheilungen dem Unterrichte angewohnt und an die „Studenten" verschiedene Fragen aus der südslavischen Literaturgeschichte, aus der Physik und aus der Seelenkunde gerichtet, deren Beantwortung dafür zeugte, daß ich über die Elemente dieser Wissenschaften wol auch etwas weiter hätte hinausgehen können. Nicht minder befriedigende Erfahrungen machte ich in der „osnova skola", der Elementar- oder Volksschule,*) deren 4 Classen zu je zweien in zwei Abtheilungen durch zwei Lehrer, beide bereits Montenegriner, unterrichtet werden. In der dritten und vierten Classe fand ich etwa 20 Schüler im Alter von 10—18 Jahren. Hier werden die Realgegenstände, etwas allgemeine Geschichte und Landeskunde gelehrt. Ich prüfte aus der Geschichte Montenegro's, indem ich einen der ältern Schüler, der sich selbst dazu erbot, veranlaßte, mir etwas von den Nachfolgern Ivan Crnojevi''s zu erzählen. Der junge Mann, denn, trotzdem er die Kinderschule besuchte, war er dies doch schon, entledigte sich der Aufgabe mit großer Klarheit und Kenntniß, konnte jedoch, als er dazu kam, wie der letzte Crnojević unrühmlich und lediglich für sein Wohlleben besorgt die Herrschaft niederlegte und nach Venedig übersiedelte, das herrenlose Land in tiefster Erniedrigung und größtem Elend zurücklassend, einer offenbar aus seinem tiefsten Innern kommenden Bewegung sich nicht erwehren. Als er geendet, stellte der Lehrer einem andern eine Frage aus der — Geschichte Böhmens, über den Sagenkreis der Libussa. Ich konnte nur erstaunt sein, sie beantwortet zu hören. Es entging mir aber auch nicht der mehr als gewöhnliche Tact auf Seite des Lehrers, der gerade in dieser Frage sich kund gab. Er wollte die Frage aus der Geschichte seines Vaterlandes offenbar durch die Aufmerksamkeit erwidern, daß er seinerseits eine Frage aus der Geschichte meiner Heimath stellte. In der ersten und zweiten Classe, in der ich etwa 25 Knaben im Alter zwischen 8 und 14 Jahren fand, übte man den Anschauungsunterricht, neben welchem die Elementarkünste der menschlichen Cultur sowie etwas Erd- und Weltkunde betrieben wurden. Auch hier recht ver-

*) Montenegro hat gegenwärtig 52 solcher Schulen, in denen beinahe durchwegs Montenegriner als Lehrer angestellt sind. Die Kosten werden aus dem hiezu gewidmeten ehemaligen Einkommen der Klöster bestritten. Seit vorigem Sommer besteht auch zu Danilovgrad eine Ackerbauschule.

ständige Antworten. Besonders zeichnete sich ein ganz unerschrockener Knabe in der Erklärung aus, wie Tag und Nacht und wie die Jahreszeiten entstehen. Ein Mann, der, ohne daß ich es beachtet, mir in die Lehrstube gefolgt, brach dabei in factische, bestqualificirte Freudenthränen aus. Es war sein jüngster Sohn. Von den beiden älteren diente einer in Cataro, der andere weidete zu Hause die Schafe; aber der sollte was lernen. — „Mit Verlaub," nahm er in der gehobenen Stimmung seines Vaterherzens sich die Courage, mich zu fragen, „woher kommt Ihr, Herr, daß Ihr unsere Sprache so gut versteht und auch sprecht?" — Ich nannte Böhmen. — „Ei, spricht man unsere Sprache auch dort?" — „„Nein; aber man lernt sie und noch vieles Andere!"" — Bedeutungsvolles Kopfschütteln, und dann zu dem Jungen: „Siehst du, Mischo! Dort lernen die Leute, und darum vermögen sie auch was und leben wie die Menschen, während wir, die wir nichts gelernt haben, es über diese nackten Steine nicht hinausbringen können, und ein Leben führen wie die Hunde!" — Ich gebe dies wörtlich, ein beredtes Zeichen, wie in alle Schichten der Bevölkerung Montenegro's seit den letzten Jahren die Erkenntniß gedrungen ist, daß es ohne Wissen in der That heutzutage ein Können nicht gebe.

Und in der That auch ist es rührend, wenn man diese dürftigen Lehrbehelfe erwägt, diese ärmlichen, oft in elende Lumpen gehüllte Jungen betrachtet, die zu Hause in ihren finstern Stuben nichts als Elend und Noth sehen, von ihren Eltern keinerlei Anregung erhalten, ja nicht einmal üben und repetiren können, wie sie aufpassen und mit Eifer das ihnen Mitgetheilte sich aneignen, und zwar besonders die älteren Schüler, die den Werth des Lernens und Wissens bereits zu beurtheilen im Stande sind. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß Lehrer sowol wie Schüler in diesen Schulen unvergleichlich mehr leisten, als in unsern sogenannten civilisirten Ländern. Mir haben die Lehrer versichert, daß sie das, was man bei uns schlechte Schüler und liederliche Jungen nennt, gar nicht haben. Bei uns kommen die heranwachsenden Generationen schon von Haus verdorben in die Schule, von den Eltern und von pfuschenden Hauspädagogen. Die Nothwendigkeit des Lernens ist ihnen nur selten klar und das Interesse daran oft mehr Spielinteresse und Amüsement. Daher ungeachtet aller Schulen und Lehrmittel soviel unfertige Subjecte, soviel verlorene Existenzen, die nie zum Lernen rechte Lust gehabt. Hier ist das anders. Ein Verderbniß von Haus aus gibt es nicht. Der Schüler bringt seinen Geist in die Schule wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, und der Lehrer findet Raum, darauf zu schreiben, was angemessen und nützlich ist. Dazu ist der Ehrgeiz eine dem Montenegriner von Haus aus angeborene Triebfeder. Man wetteifert im Kampfe auf dem Ringplatz, im Steinwurf und eben auch in der Schule. Und noch kommt der lebhafte Patriotismus hinzu. Der Knabe schon weiß, daß er ein Montenegriner ist, und daß das nicht heißt, auf Rosen gebettet sein. Mit dem Erlernen des Alphabets geht bei ihm schon die Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes Hand in Hand. Er begegnet, wenn er in die Schule und aus der Schule geht, den Männern, die für das Vaterland gekämpft und demselben ihre Kenntnisse weihen. Er wird sich frühzeitig bewußt, daß er berufen sei, in die Fußtapfen dieser Männer zu treten. Er weiß, was die Crnagora zu er-

streben hat, und daß sie dies nur kann, wenn ihre Söhne mit der Tüchtigkeit des Kriegers auch die Tüchtigkeit der Bildung verbinden. Daher seine Lernbegierde, sein eiserner Fleiß.

Und noch eine Schule! Aus einer Seitengasse, während ich mit Nenadovitsch von meiner „Schulvisitation" heimkehre, schallen uns musikalische Studienversuche verschiedener Blasinstrumente entgegen. Wir treten in das Haus, klimmen einen halsbrecherischen Steig hinan und befinden uns auf einem Bretterboden unter dem unverkleideten Dache Gottes. Es ist eine Militärmusikschule. Vorstand derselben ist Herr Schulz aus Prag. Früher erster Musikfeldwebel bei einem österreichischen, in Dalmatien garnisonirenden Infanterieregimente, nahm er vor zwei Jahren seinen Abschied und unterzog sich der Aufgabe, auf Cetinje eine Musikcapelle zu schaffen, — im wörtlichen Verstande der Bibel, d. h. nämlich aus Nichts hervorzubringen, — ein Unternehmen, wie nur der praktische Musiker es abzuschätzen weiß, und in seinem Enthusiasmus für die heilige Musica eben nur ein — böhmischer Musikant wagen kann, da er auch nicht die allermindesten Vorkenntnisse vorfand. Eine Anzahl junger Leute wurde ihm zugetheilt, die Lust zur Musik zu haben erklärten, ohne daß sie wußten, was die Musik sei, und er mußte mit ihnen nicht nur vom a im musikalischen Sinn, sondern im Allerbuchstäblichsten anfangen; er mußte sie vor Allem selbst erst lesen und schreiben lehren. Dann erst kamen Noten, musikalische Zeiteintheilung, Zeichen, Scalen, Tonarten, die Unterweisung jedes Einzelnen auf dem ihm zugewiesenen Instrumente, das Alleinspiel und schließlich das Zusammenspiel. Dennoch ging's, und Herr Schulz hat nun eine ganz leidlich eingespielte Bande von 27 Mann beisammen, die, wenigstens auf Cetinje, sich hören lassen kann, wenn es auch nicht immer leicht ist, die „Piecen" zu erkennen, die sie vorzutragen — den besten Willen hat. Herr Schulz freute sich mit dem Landsmanne, wiewol, ohne alle Absicht, die bloße Anwesenheit desselben ihm Gefühle schmerzlichster Sehnsucht erweckte. Herr Schulz nämlich, um seiner Aufgabe auch nur einigermaßen nachzukommen, ist zu einer wahrhaft aufreibenden Arbeit verurtheilt. Er ist nicht nur der Dirigent seiner Capelle, er ist auch ihr Notenschreiber. Da muß er sich zuerst die „Piece" für „seine Kräfte" einrichten, dann für jeden extra seinen Part abschreiben, dann jedem extra seinen Part einstudiren, jedem extra Alles vorblasen und vortrommeln, und dann erst Alle „ins Ensemble zusammenkeilen". Dabei ein so schmales Einkommen, daß es kaum glaublich ist, wie er, mit einer Frau, damit sein Auskommen haben kann. Herr Schulz hat nur einen Wunsch, — daß er das Reisegeld hätte nach Prag, um wieder einmal aus voller Brust so recht musikalisch aufathmen zu können. Einstweilen bleibt ihm nichts Anderes übrig, als das dürftige Stübchen, das er inne hat, — wenigstens mit Prager Zeitungsblättern auszutapeziren! Doch möge der gute Mann sich trösten. Kein Missionär hat leichte Arbeit; und die Aufgabe, den Cultus der heiligen Musica nach den Schwarzen Bergen zu verpflanzen, ist auch eine missionäre.

II. Ein Kirchenfest.

Christi Himmelfahrt, spasov dan, ein hoher Feiertag der rechtgläubigen Kirche, ist hier zugleich Gedenktag der Entscheidungsschlacht auf Grahovo. Anderswo feiert man dergleichen Gedenktage mit Militärparaden. Auf Montenegro aber gibt es keine stehenden Truppen; da ist Jedermann Krieger vom 16. Jahre an, so lange er überhaupt streitfähig ist; und da thut sich's nicht, die Leute von ihren Pflügen und Heerden weg herbeizucommandiren, um mit ihnen Parade zu spielen. Man begnügt sich daher mit der Feier im Stillen und im heimathlichen Kreise, überall nach seiner Weise.

Auf Cetinje am Vorabend Hoftafel, 8 Uhr Abend, und, wie der Adjutant des Fürsten, der die Einladung persönlich und mündlich überall herumbestellte, hinzufügte, en grande tenue. Man versammelt sich etwas vorher auf dem Platze, die Herren Senatoren, Wojwoden und Serdaren in ihren besten Anzügen und im vollen Schmuck ihrer übrigens nicht spärlichen Medaillen, Ordenskreuze und Sterne, darunter meist österreichische und russische, aber, merkwürdig genug, auch manche türkische, — die geladenen Fremden, so gut es eben geht, und begibt sich, zur befohlenen Stunde, in corpore in den novi dvor. Dieser, 1864 von dem jetzt regierenden Fürsten erbaut und bezogen, ist das ansehnlichste, hübscheste, bestgehaltene Haus auf Cetinje, was allerdings nicht dazu verleiten darf, sich davon allzuüberschwengliche Vorstellungen zu machen. Eine kleine, oben offene Pforte, über der ein Schildchen mit dem Wappen der Crnagora und der Brda angebracht ist, ein weißer Doppeladler im rothen Feld, darunter ein nach links schreitender Löwe; ein kleiner Vorhof, darin die Wache ihren Platz hat, und aus dem die wenigen Stufen einer Freitreppe in das bescheidene Vestibule des Halbstocks, und eine zweite, mit einem einfachen Teppich belegte Treppe in das Obergeschoß hinanführen. Die nach rückwärtsgehenden Gelasse sind hier die Wohnzimmer des Fürsten und seiner seit 1864 recht vielversprechend angewachsenen Familie, die vordern Repräsentationszwecken vorbehalten, — ein mittlerer größerer und zwei seitliche kleinere Salons, hoch, luftig und freundlich, hübsch parquettirt und mit hübschen Tapeten, einfach aber hübsch möblirt, in den Fenstern schlichte weiße Vorhänge und an den Wänden die, aus Photographien auch in weitern Kreisen bekannten Familienporträts, das des Vladyka Peter II., des Großwojwoden Mirko, des Fürsten Danilo und der Fürstin Darinka, dann die Bildnisse der Kaiser Alexander II. und Napoleon III. und der respectiven Kaiserinnen u. s. w., und vor dem Balconfenster sogar ein Clavier: nach dem uns gewohnten Maßstabe die mit bescheidenem Anstand eingerichteten Zimmer eines gutrangirten Edelmanns auf seinem Landsitze, im Vergleiche mit dem stari dvor jedoch allerdings wieder ein Sardanapalismus, nicht geringer als der des stari dvor im Vergleiche mit dem Kloster. Man hat dem Fürsten dies verargt, und es fehlt selbst heute noch nicht an Leuten, die ihm aus diesem „Staat" einen Vorwurf machen. Peter I. habe im Winter am Küchenheerde sich gewärmt und habe dennoch Cataro erobert! Die Leute vergessen einfach, daß das Montenegro von heute nicht mehr das Montenegro Peter's I., und daß es nicht gerade ein nothwendiges Corrolarium der „Unabhängigkeit" eines Volkes ist,

daß sein Staatsoberhaupt ausschließlich von Kraut und gepökelten Fischen sich nähre und in einer Gewölbekammer wohne, — dieselben Leute übrigens, die im Schulzwang einen Eingriff in die Volksfreiheit und im Gebrauch der Seife eine Neuerung erblicken, die unfehlbar zur Verweichlichung und schließlich zur Unterjochung Montenegros führen muß, und alles das ... schwarz auf Weiß!

Der Empfang von Seite des Fürsten, dem bald auch die Fürstin folgt mit dem kleinen naslednik an der Hand, dem „Nachfolger", einem stark brünetten, schwarzäugigen, fünfjährigen Jungen in complettem crnogorischem Anzug, ist ein herzlicher, frei von allem Ceremoniel. „Bratjo!" (Brüder) spricht er die Gesammtheit an, „brate" (Bruder) den Einzelnen und reicht dem Zunächststehenden zum Willkommen beide Hände entgegen. Er steht im 35. Jahre, eine hohe, stämmige, breitschulterige und starkmuskelige Gestalt, dunkler Teint, Haupthaar und Bart glänzend schwarz, schwarzes, leuchtendes Auge, ausdrucks- und lebensvolle Züge, die letzteren im Ganzen an seinen Vater, den Wojwoden Mirko, in Vielem an seine Mutter, Frau Stane, erinnernd. Die Stimme ist tief und sonor, die Sprechweise lebhaft und angenehm, die Haltung vornehm, ohne für die Andern niederdrückend zu sein. Das Benehmen offen und chevaleresk, ohne sich etwas zu vergeben. Man begreift es, wie dieser Mann in Petersburg, Berlin und Wien beliebt geworden, und man überzeugt sich nach wiederholter Begegnung, daß er auch in jeder andern Lage des Lebens es geworden wäre. — „Wäre ich nicht Fürst geworden," äußerte er ein früheres Mal gegen mich, als die Rede von den Heilwissenschaften war, „ich hätte Arzt werden mögen. Ich habe während meines Aufenthalts in Paris für dieses Fach stets eine besondere Vorliebe gehabt, und ich glaube, ich hätte auch darin meine Carrière gemacht!" Und man kann das ohne Weiteres mit ihm glauben, auch ohne gerade wegen verfehlten Lebensberufes ihn bedauern zu müssen. Er ist eben ganz der Mann, wie Montenegro zur Zeit jetzt ihn braucht: klug, gewandt, vorsichtig, bei den gekrönten Herren Collegen wohl gelitten, vorwärtstreibend, wo es dem Fortschritt im Innern gilt, zurückhaltend, wo die jähe Waffe die Interessen seines Landes irgend compromittiren könnte, streng genug, um in der Erfüllung der übernommenen Pflicht sich nichts nachzusehen, Idealist gerade genug, um sich derselben mit Wärme und Freude, ja selbst mit einem gewissen poetischen Elan hinzugeben, — das Geheimniß vielleicht, das neben seinem ritterlichen Wesen und seinem entschieden diplomatischen Talente selbst in sonst hoch- und allerhöchstnüchternen Kreisen ihm Freunde und Gönner wirbt.

Eine wirklich königliche Erscheinung ist die Fürstin, nur gemildert durch eine außerordentliche Anmuth und Bescheidenheit. Sie hat mit 13½ Jahren geheirathet und steht jetzt, Mutter, wenn ich nicht irre, von acht Kindern, im Alter von 29 Jahren. Tochter des einflußreichen Wojwoden von Tschevo, Peter Vukotić, hat sie eine andere Erziehung nicht genossen, als selbst beim besten Willen damals noch den Töchtern wohlhabender montenegrinischer Familien gegeben werden konnte, und war, bis lange erst nach ihrer Verheirathung, aus Montenegro nicht hinausgekommen. Und erwägt man dies, dann muß man in der That eine der Frauennatur allein tief eigene Gabe bewundern, die selbst in solcher Weltabgeschiedenheit und ohne alles Vorbild es dem Weibe möglich

macht, ganz aus sich selbst, aus eigenem Gefühle und Sinne heraus zu so hohem Anstande sich emporzubilden. Fürstin Milena spricht, außer im engsten Familienkreise, nur serbisch. Sie dankte mir wiederholt für eine schöne Sammlung künstlicher Edelsteine, eine Specialität böhmischer Industrie, die ich, im Auftrage des Herrn V. Fritsch aus Prag, dem Naslednik mitgebracht und an der der wißbegierige Kleine ebensowenig sich satt sehen konnte, als in „Abbildungen europäischer Vögel", die Prof. Ant. Fritsch ihm durch mich gesandt, und von denen besonders die „sokol", die Falken, ihn höchlich interessirten. Sokol, Falke, nämlich ist auf Montenegro das Epitheton der Tapferkeit, der Heldenhaftigkeit, und er mag es den ganzen Tag über wol oft genug hören. „Hoj, sokole, odakle i kamo ti?" He, Falke, woher und wohin des Wegs? ruft in den Bergen ein Montenegriner dem andern zu. Ich mußte, als zwei Diener kamen, um ihn für die Schlafstube zu confisciren, ihm zum Abschiede noch versprechen, ihm „noch" solche „Steine", und „noch" solche Falken zu schicken.

Zu Tische führte die Fürstin der russische Generalconsul Herr von Jonin, die Plätze wies der Fürst einigen Wenigen, die er in seiner und der Fürstin Nähe zu haben wünschte, selbst an, darunter dem über und über mit Ordensdecorationen bedeckten „Pop Ilija", dem Chef des Kriegswesens, einem hochgewachsenen, von der Bürde der Arbeit wol mehr als der Jahre bereits etwas gebeugten, übrigens aber noch sehr rührigen und weitausschreitenden Manne von sehr klugem und auch wohlwollendem Aussehen. Alle anderen gruppirten nach eigenem Belieben sich neben einander. Einfaches Menu, italienische Küche, heimischer Wein, — der herrliche Rothwein der Crmnica, der in den Liedern eine so große Rolle spielt:

„Rothwein tranken, hört, zwei Bundesbrüder,
Tranken einen Becher, einen zweiten,
Gleich darauf noch einen dritten wieder!"

Die Unterhaltung lebhaft, unbeeinträchtigt durch irgend welchen Zwang, allseitig. Da plötzlich unter den Fenstern in schönster Mondnacht draußen — Musik, Herr Schulz mit den Seinen! Zuerst die neue montenegrinische Volkshymne, eine allgemein bekannte, charakteristische Melodie, die Herr Schulz recht energisch für seine Bläser „eingerichtet". Dann ein türkischer Marsch aus Skutari, eine russische Quadrille aus Petersburg, und nun — Herr von Jonin behauptete, es scheine aus „Rigoletto" zu sein. Ich — konnte nicht anders, als die Frage dahingestellt bleiben zu lassen. — „Sie sind als Böhme gewiß ein Freund der Musik?" bemerkte Herr Stanko Radonić, der Chef des Aeußern und des Unterrichts, der zehn Jahre in Paris gelebt. — „Gewiß," antwortete statt meiner der Fürst, „aber auch ebenso gewiß nicht der Musik! Aber es geht einmal nicht anders! Wir alle, als wir schreiben lernten, kritzelten auch erst. Meine Musikanten thun weiter nichts, als — dasselbe! In fünfzig Jahren, will's Gott, wird's auf Montenegro besser klingen!" Passender Anknüpfspunkt für Toaste, der auch nicht ungenützt blieb. — „Ich bin in der glücklichen Lage," schloß Herr von Jonin seinen Trinkspruch, „nicht leicht fehlen zu können; denn indem ich Rußland diene, diene ich Montenegro, und indem ich Montenegro diene, diene ich Rußland!" — Schön; — — aber?

Am Festtage selbst — Vormittag feierliche Liturgie in beiden Kirchen, in der Metropolie oben im Kloster bei Anwesenheit des gesammten Hofes, und in der eigentlichen Pfarrkirche von Cetinje, eine hübsche Strecke außerhalb des Ortes im Thale unten. Ich besuchte die letztere. Ein mehr als bescheidener, einfacher Bau jenseits des felsigen, nunmehr mit Gestrüpp und Geröll gefüllten Bettes eines ehemaligen Baches, mitten in gestrüppigem Steingefilde. Ringsumher der Friedhof, die flachen Gräber mit Steinplatten belegt, nur hie und da ein erster Versuch, als Grabdenkmal ein einfaches steinernes Kreuz oder eine aufrechtstehende Platte einzuführen. Einige größere Felsstücke vor dem Eingange in die Kirche, neben- und übereinander gereiht in der Weise der orientalischen Grabhäuschen, werden als das Grab des verwegenen Tschetenführers Bajo Pivljanin bezeichnet, der auf dem nahen Berge Vrtijelka den Heldentod gestorben. Einige Bäume, die man in dem widerstrebenden Grunde anzupflanzen versucht, werden kommenden Geschlechtern vielleicht Schatten spenden. In der Kirche selbst, die auf's ärmlichste ausgestattet ist, nur sehr wenige Andächtige. Diese dürftige Ausstattung übrigens kann den Cetinjanern nicht als Freigeisterei ausgelegt werden. Sie ist eben nichts weiter als das Zeichen größter Armuth und das Charakteristikon beinahe aller Kirchen Montenegro's sowol wie der benachbarten christlichen Stämme. Die alten byzantinischen Bilder, kostbare Zierden sonst der Ikonostasien (Bilderstände), sind, außer in einigen Klöstern, längst ein Raub der Flammen geworden, das Gold und Silber der Kirchengeräthe in die Privatchatoullen der Paschah's von Skutari und Prizren gewandert. Colorirte Lithographien und Kupferstiche unter Glas in schlechten Holzrahmen vertreten die Stelle jener, Zinn und Messing die Stelle dieser. Möglich, daß sie der Andacht keinen Eintrag thun. Den Kunstsinn aber fördern sie sicherlich nicht.

Nachmittags großer Umzug der Bevölkerung sämmtlicher Dörfer des Thales. Voran paarweise und Hand in Hand die kleinen Mädchen, dann eben so die Knaben. Dann, gleichfalls nach den Geschlechtern getrennt, die jungen Leute, dann die Hausfrauen, dann die Männer, sämmtlich die Heiligenbilder aus ihren Wohnstuben in den Armen, und endlich die Greise und die Honoratioren der Dörfer mit großen geweihten Kerzen und den aus den Kirchen mitgenommenen Fahnen und Bildern, unter ihnen auch der Rhapsodensänger aus dem benachbarten Baice, Sava Martinovitsch, — ein langer, langer Zug, der von Ferne schon durch den wenig melodischen Gesang sich ankündigt. Um die Cisterne auf dem Platze von Cetinje wird im Kreise Halt gemacht und von den Popen die Weihe des Wassers erst hier vorgenommen. Dann bewegt sich der Zug durch den Ort weiter zu der zweiten Cisterne hinaus, wo dasselbe geschieht. Mehr Cisternen hat Cetinje nicht, ebensowenig als Quellen. Es ist das sein ganzer Wasservorrath. Auf dem Rückwege sodann kurze Rast auf dem Platze zwischen dem stari dvor und der neuen Residenz. Auf dem Rasen ist ein Tuch ausgebreitet. Darauf wurden vorher schon von den Dienern der Residenz große kupferne Kannen mit Wein gestellt, daneben einige kupferne Becher. Es ist der Fürst, der die frommen Cisternenpilger, altem Herkommen gemäß, mit einem Labtrunk bewirthet. Man erwartet ihn selbst. Er kommt auch auf einen Augenblick, wird mit Zurufen begrüßt, spricht mit Einigen, reicht einigen der Aeltern

die Hand und zieht sich wieder zurück. Dann, — „Nun wird es losgehen!" dachte ich mir, und schon in Gedanken, wie ich das zu öftern Malen bei ähnlichen Freihaltungen unter unsern civilisirten Breiten mit angesehen, sah ich die entfesselte Meute über die Kannen sich herstürzen und mit Geschrei und Unfug sich einem wilden Bacchanale überlassen. Nichts von alledem! Einige der Männer nahmen die Becher und die Kannen, gingen mit ihnen, ein jeder nach einer andern Richtung, im Kreise umher, schenkten einem Jeden, Männern wie Weibern und Kindern, der Reihe nach seinen Becher voll ein, ein Jedes leerte den ihm dargereichten, meist allerdings auf einen Zug, Alles in größter Ordnung, Ruhe und Stille, ohne Juchhe und Halloh, und mit Gesang und paarweise, wie er gekommen, trat, nachdem ein Jedes seine Labung erhalten, der Zug wieder seinen Heimweg an. Man könnte sich ein Exempel daran nehmen, wenn es nicht eben — „Barbaren" wären!

III. Die Stadt und der Hof.

„Ja," gab Fürst Nikolaus vor Kurzem einem Franzosen zur Antwort, der, in der Absicht, ihm ein Compliment zu machen, das Opfer betonte, das ein Mann von Welt und Bildung damit bringe, daß er für sein Lebelang sich in die Weltabgeschiedenheit dieser Berge, und namentlich auf dies kahle und leere Cetinje, internirt, — „ja, wer hier leben will, der muß die Kraft in sich besitzen, sein Begnügen in seinem Berufe zu finden, denn Anderes — findet er eben hier nicht!" Und so ist es. Freie, wenn man will, wildromantische Natur gibt es hier sehr viel. Spaziergänge aber keine. Ein paar Bäume unterhalb des Klosters, die über ein Stückchen Wiese recht hübschen Schatten breiten, und darüber hinaus noch hundert Schritte im Grünen, dann ist das Thal mit Felsen vernagelt. Der „Park" in der Nähe der Residenz ist kaum erst in der Anlage begriffen: — eine Strecke umgegrabenen Grundes eingezäunt mit einer Barrière, etwas Rasen, auch ein leiser Anflug von Blumenbeeten; die Alleen mit Baumgruppen müssen noch kommen. Kaffee's und Restaurants sind nicht vorhanden; der erste Versuch, den Ort mit einer solchen civilisatorischen Anstalt zu beglücken, hat ein klägliches Ende genommen. Nicht einmal ein Speisehaus gibt es. Wie Fremde sich behelfen, weiß ich nicht. Für die Herren „Consuln", wenn sie auf Cetinje länger verweilen müssen, da sie füglich doch nicht bei Hofe in ganze Kost gehen können, kocht aus Gefälligkeit irgend eine Frau. Wer dieser Gefälligkeit sich nicht erfreuen kann, mag zusehen, wie er sich anders behelfe oder wie er der Gast eines Gastfreundes werde. Die Nichtmontenegriner, die hier in Staatsdiensten stehen und nicht so glücklich sind, ein biederes Weib gefunden zu haben, das ihnen allerorten hin folge, thun sich zu einer gemeinsamen Wirthschaft zusammen, wie dies z. B. gegenwärtig in der bescheidenen Behausung des braven Professors Novakovitsch der Fall ist. Gemeinsamer Koch, der zugleich den Aufwärter vertritt, zur Zeit ein Albanese; gemeinsame Menage aus gemeinschaftlichen Vorräthen; gemeinschaftlicher Tisch in einem gemeinschaftlichen ebenerdigen Stübchen, das zur Nachtzeit dem gemeinschaftlichen Albanesen nebenbei als Schlafkammer dient. Bescheiden, resignirt, und doch für die ständigen

Theilnehmer sowol wie für den Fremden, der so glücklich ist, hier Gast sein zu dürfen, eine herz- und leiberquickende Wohlthat. Ich werde der vergnügten Stunden, die ich, oft spät bis in den Nachmittag, stets aber bis spät in die Nacht hinein in heiter anregendem Kreise hier zugebracht, stets dankbar eingedenk bleiben: Simeon Popović, der Redacteur des hier erscheinenden „Crnogorac", eine kernige Natur voll sprudelnder Laune, in der öffentlichen Meinung auf Montenegro und selbst in den Nachbargebieten eine kleine Großmacht; — Ljubomir Nenadowić, aus Serbien, ein Schriftsteller von viel Weltkenntniß und großen Verdiensten, der den Ruf, die eleganteste serbische Prosa zu schreiben, nicht nur besitzt, sondern, was noch mehr ist, auch wirklich verdient; — die Herren Bearra und Nowakowić, Dalmatiner, Lehrer an der theologischen Schule; — der unverwüstlich heitere Organisator und Leiter des neuetablirten montenegrinischen Post- und Telegraphendienstes, Peter Subotić, ein Cataraner, von der österreichischen Regierung zu diesem Zwecke hieher „exponirt". Die häusliche Geselligkeit ist nicht etwa eine der wenigen, — sie ist die einzige Ressource dieser wackern Männer, mit der sich zu begnügen bei ihrer materiell nur dürftig zu nennenden Stellung sie kaum vermöchten, wenn der freudige Eifer für ihren Beruf ihnen nicht die Kraft dazu gäbe.

Doch was außerdem? Man brennt eine Cigarette an und thut, was die Einheimischen thun. Man geht die Hauptstraße auf und ab, oder mißt den Platz auf und nieder. Man wird nicht lange allein bleiben; man findet sie eigentlich nie leer. Denn den ganzen Tag trifft man hier Leute, kaum erst angekommene Fremde, die nach ihren Bekannten sich umsehen, Einheimische, die sie erwarten. Dort den Wojwoden der Uskoken, eine prächtige, kriegerische Greisengestalt, der Neuigkeiten von der herzegowinischen Grenze bringt. Hier in elende Lumpen gehüllt einen sonnverbrannten Banjaner, der, der angeblichen, durch Oesterreich erwirkten Amnestie vertrauend, in sein Heimathsdorf zurückgekehrt war, dort aber die Seinen fortgejagt und sein Haus verbrannt gefunden. Was soll er zu Hause? Man weiß nicht, ob er wehklagt oder singt, aber seine Worte sind zündende Raketen, geschleudert unter leicht entzündliche Hörer. Dort kommt in seiner absonderlichen Tracht ein Recke aus Bijelopavlitschi, bewaffnet bis an die Zähne. Man weiß sich vollkommen sicher. Freundlich lächelnd reicht er die Hand. Aber man dankt im Stillen doch Gott, daß man glücklicherweise kein Türke, zum mindesten kein Moslim ist. Dort aber kommt auch ein Moslim, ein confiscables Ebenholzgesicht von polizeiwidrigstem Zuschnitt. Er hat irgendwo im weiten Reiche des Großtürken einen Aga erschlagen, Weib und Kind im Stiche gelassen und Fersengeld nach Montenegro genommen. Da nun zwischen Montenegro und der Pforte ein Auslieferungsvertrag nicht besteht, so wird er einfach als Uskoke behandelt und mag hier frank und frei herumgehen und in Rijeka sich so lange mit dem Barbieren crnogorischer Kjauren ernähren, bis er nicht Einem — den Hals abschneidet. — „Bist Du Christ?" fragte ich ihn. Verneinend schnalzte er mit der Zunge. — „Möchtest Du's nicht werden?" — Es war ihm peinlich zu antworten, zu schimpfen getraute er sich nicht, beloben für den Antrag mochte er mich nicht. Er schnalzte wieder nur mit der Zunge. — „Weshalb denn eigentlich hast Du den Aga erschlagen?" —

„„Nicht ich hab' ihn erschlagen; Gott!"" — „Aber doch Deine Hand!" — „„Kann ich dafür, daß Gott gerade meine Hand gewählt?"" Blödsinniges Lauern in ein paar verschmitzten Augen, was ich zu dieser Wendung sagen werde. Nun, ich sag's: So beschränkt ist kein Moslim von Albanien bis Hadhramaut, daß er ernstlich an dergleichen glaubte; aber bequem ist's! — Gibt's das nicht, so gruppirt man sich in kleinen Zirkeln um einen der Departementschefs oder Senatoren, die gleichfalls große Freunde der Bewegung im Freien sind. Man diplomatisirt, treibt hohe Politik, conjecturirt. Oder man erwartet die Post. Da kommt sie, zwei Maulesel stark! Peter Subotić eilt in sein Bureau, und fünf Minuten darauf hat man in die „Neuesten Nachrichten" aus Wien, Paris und London sich vertieft. Oder man tritt, wenn man gar nichts sonst zu thun weiß, in eine der beiden neuetablirten Boutiquen, in denen zwei gleichfalls missionäre Köpfe sich der Aufgabe unterzogen, auf Cetinje die gute deutsche Sitte des Biertrinkens einzubürgern und zu diesem Zwecke das aromareiche Liesinger Export-Flaschenbier sich ersehen. Man bleibt auch hier nicht allein, sondern tritt mit guter Gesellschaft entweder gleich ein oder sieht diese bald nachkommen, da gerade die conservativsten Elemente der Crnagora, die Herren Senatoren, Wojwoden, Serdaren u. s. w., diesem Stücke Culturarbeit nicht eben feind sind. Dabei ist man vollkommen ungenirt. Man sitzt, in Ermangelung von Stühlen und Bänken, auf den Kisten, in denen der Liesinger Missionsartikel eben erst angekommen, auf dem Verkaufspult, auf der Thürschwelle, spielt Gortschakow gegen Bismarck und Bismarck gegen Andrassy aus, oder lauscht den allzeit unwiderstehlichen Klängen einer Gusle. Und Cetinje ist so glücklich, einen der vorzüglichsten Meister dieser einsaitigen Fiedelbogenleier zu besitzen: einen jungen Mann aus gutem Hause, wohlgestaltet, in seinem rothen Wams, aber blind an beiden Augen. Gesang und Gusle sind ihm nicht Erwerb, sondern Bedürfniß und Liebe, und sie sind ihm dies, weil sie von Urzeit des Blinden Trost und geheiligtes Erbe sind. Ich habe in meinem Leben viele Guslaren gehört; wie aber der ewige zehnsilbige reimlose Vers, der den Hörer so leicht ermüdet und den Dichter so leicht zu banaler Breite fortreißt, im Vortrage behandelt werden müsse, hat mich erst dieser kennen gelehrt. Erzählung und Dialog sind genau geschieden, und sprechen mehrere Personen, der Sänger markirt sie alle durch sein Mienenspiel, durch den Tonfall, durch Beschleunigung oder Verlangsamung der Rede. Man hört ordentlich die interpunktirenden Gänsefüße! Und dabei der Dünkel in der Rede des, seines Sieges im Vorhinein gewissen Pascha's, jedes Wort ein Stück Hochmuth vor dem Falle; und dem entgegen die Ironie, dann die Bitterkeit und endlich der wilde Schwung in der Rede des gepeinigten Rajah! Endlich zum Schlusse der aufjubelnde Triumph über den blutgebadeten Sieg des Unterdrückten über seinen Unterdrücker! — man sieht die geblendeten Augen förmlich aufleuchten! Einen besseren Interpreten brauchte der Dichter-Vladyka Peter's II. Petrowić Njegus sich nicht zu wünschen.

Und Anderes hat auch der Fürst nicht, nur daß selbstverständlich die Liesinger Missionsanstalt ihm verschlossen bleibt. Frühmorgens schon, gefolgt von einem Adjutanten oder einem der Senatoren, kann man ihn aus seinem Hause

hervorkommen, der alten Linde in der Nähe des stari dvor zuschreiten und unter derselben, etwas erhöht, auf einem Steine Platz nehmen sehen, erwartet bereits von einigen der Departementschefs, der Senatoren, den aus der Ferne gekommenen Wojwoden und einer Anzahl Leute aus dem Volke, die in achtungsvoller Entfernung sich dann im Halbkreise aufstellen, oder auf seine Einladung im Grase und auf den Steinen umher sich gleichfalls niederlassen. Hat Jemand eine Beschwerde, hier kann er sie ohne alle Präambula vorbringen. Sie wird sogleich untersucht und beglichen. — „Wie geht's in Eurer Moratscha, Stijepo?" — „„Schönen Dank, Gospodar, leidlich!"" — „Wie stehst Du mit Ivo? Lebt Ihr noch in Feindschaft?" — „„Die kann nur über unser Beider Gräbern enden!"" — „Das wäre? Ich will mir den Ivo doch einmal rufen lassen!" — „„Da steht er, Herr!"" — „Dann schämt Euch, Jungens, Beide! Habt graue Bärte, seid Nachbarn und wollt immer noch Katz' und Hund sein! Da, kommt her, und gebt Euch die Hand, und geht in mein Haus hinüber und laßt Euch einen Krug Wein darauf bekommen!" — Und eine zwanzigjährige Todfeindschaft hat ihr Ende. — „Wie steht Dein Mais, Rado? Wie gedeihen Dir die Schafe, Joko? Und wie geht Dir's, Risto?" — „„Schwer, Herr; muß arbeiten?"" — „Ja, brate, das muß ich auch, und wird Niemand sagen, daß ich mir's leicht mache!" — So geht es eine Stunde etwa, und dann heißt's, gefolgt von den Senatoren, die sich mittlerweile vollzählig versammelt, in den Senat an die laufenden Tagesgeschäfte. Dann im novi dvor Empfang von Fremden, wenn welche auf Cetinje sind, oder Arbeit mit den Departementschefs oder mit dem Secretär, und hierauf, wenn es nicht zu heiß, ein Spaziergang, die Fürstin am Arm, um den Ort oder unter die Bäume auf der Klosterwiese. Am Abend sodann ein Gang in den allerdings erst künftigen Park, wo alsbald auch Herr Schulz mit seinen vorderhand gleichfalls noch künftigen Künstlern sich einstellt, um für den Mangel an dunkelndem Schatten Ersatz durch allerlei melodisches Dunkel zu bieten, — oder auch nur, gleich den Andern, durch den Ort. Solche Spaziergänge gestalten sich übrigens meist zu einem kleinen Umzuge. Besteht das Gefolge anfangs aus zwei bis drei Personen, nach wenigen Schritten schon schließen sich deren mehrere an; denn so verlangt es die gute Sitte, daß, wo der Fürst vorüberkommt, Jedermann ihn nicht nur ehrerbietig grüße, ihm wol auch Hand und Gewand küsse, sondern wenn er halbwegs kann, sich seinem Geleite anreihe. Das ist dann meist die Fortsetzung der freien Morgenconversation unter der Linde. Das Wort ist Niemandem verwehrt. Ernstes und Heiteres wechselt ab, Scherz, Anekdoten, auch Hof- und Localklatsch. Zuweilen ein Ausflug en famille nach Rijeka, nach dem schönen Thale von Bijelopavlići, oder auf den Gipfel des Lovćen an das Grab des verewigten Dichters, für den der Fürst die tiefste Verehrung hegt, und wo sodann unter Zelten und bei loderndem Feuer einige Tage campirt wird. Und endlich, neben der steten Sorge für die Erziehung und den Unterricht der Kinder, was auf Cetinje gerade nichts Leichtes ist, an langen Winterabenden eine Tasse Thee und eine Cigarre in allerengstem Kreise: — das die Summe des Lebens am Hofe von Cetinje.

Die Gründung des Königreichs Belgien.

Von

F. Heinrich Geffcken.

III.

Durch diese Periode zieht sich eine andere Verhandlung, die zu lebhaften Erörterungen Anlaß gab und erst etwas später zum Abschluß kam. Sie betraf die Festungen, welche an der Südgrenze Belgiens nach 1815 wesentlich aus den französischen Contributionen gebaut waren. Demgemäß einigten sich am 17. April 1831 die Vertreter Oesterreichs, Englands, Preußens und Rußlands über ein Protokoll, welches erklärte, daß die neuen Verhältnisse und die Neutralität Belgiens eine Aenderung des bisherigen Vertheidigungssystems der Niederlande nothwendig mache; daß die Festungen zu zahlreich seien, um von Belgien erhalten werden zu können, und seine Unverletzlichkeit eine Sicherheit gewähre, welche bisher nicht vorhanden gewesen. Es könne demgemäß ein Theil jener Festungen geschleift werden, und die Mächte würden über die Bestimmung derselben in Unterhandlung mit Belgien treten, sobald dasselbe eine von den Mächten anerkannte Regierung besitzen werde. Dieser Beschluß wurde Périer vertraulich mitgetheilt, wobei Palmerston Talleyrand bemerkte, daß von einer Theilnahme Frankreichs an den betreffenden Berathungen über die Festungen, welche nicht en haine de la France, sondern en crainte de la France errichtet seien, keine Rede sein könne. Während der französischen Occupation machte dann Frankreich den Versuch, mit Belgien direct ein Separatabkommen zu schließen. Palmerston erklärte sofort, die Mächte würden ein solches niemals dulden, und die Conferenz wies auch das Ansinnen, daß der englische Gesandte in Brüssel im Auftrage der vier Mächte mit Belgien und einem französischen Bevollmächtigten über die Frage unterhandeln möge, ebenso ab, wie die Prätension, die Räumung Belgiens von der Erledigung dieser Angelegenheit abhängig zu machen.

In England selbst waren indeß die Ansichten getheilt. Der Herzog von Wellington, der zu Rathe gezogen ward, erklärte die Erhaltung der Festungen für die Vertheidigung Belgiens nothwendig, das sie leicht gegen einen Ueberfall schützen könne. Der König war anderer Ansicht; es sei schon zweifelhaft, ob Holland im Stande gewesen wäre, die Festungen gegen Frankreich zu vertheidigen, viel weniger werde das schwache Belgien dazu im Stande sein, welches sie thatsächlich nur für Frankreich besitzen würde. Das Princip müsse daher sein, diejenigen zu erhalten, welche wenigstens so lange vertheidigt werden könnten, bis Hilfe von England, Holland und Preußen komme, und die aufzugeben, welche ihrer Lage nach von Frankreich genommen werden könnten, ehe Hilfe einzutreffen

im Stande sei.*) Diese Ansicht, welche ja schon dem Protokolle vom April zu Grunde lag, drang durch, und es handelte sich jetzt darum, welche Festungen geschleift werden sollten. Die Verhandlungen, von denen auch Holland ausgeschlossen wurde, waren schwierig, und Belgien beging dabei den Fehler, zwischen den Mächten und Frankreich vermitteln zu wollen, indem es Frankreich erklärte, es beschäftige sich damit im Einverständniß mit den ersteren, Maßregeln zur schleunigen Schleifung von Charleroi, Mons, Tournai, Ath und Menin zu ergreifen. Die Conferenz ging indeß darauf nicht ein, sie bestand darauf, die Festungen Philippeville und Marienburg an die Stelle von Charleroi und Tournai zu setzen, deren Schleifung Frankreich wünschte. Am 14. December sah sich der belgische Bevollmächtigte, General Goblet, genöthigt, eine Convention mit den vier Mächten zu unterzeichnen, welche die Schleifung von Menin, Ath, Mons, Philippeville und Marienburg festsetzte. Ein geheimer Artikel besagte, daß der König der Belgier für den Fall, wo die Sicherheit der beizubehaltenden Festungen gefährdet sei, sich mit den vier Mächten über die Maßregeln zu deren Erhaltung verständigen werde.

Schon der offene Vertrag brachte einen heftigen Sturm in Frankreich hervor. Louis Philipp hatte am 23. Juli in seiner Thronrede bei Eröffnung der französischen Kammern verkündet, „daß die zur Bedrohung Frankreichs und nicht zum Schutze Belgiens angelegten festen Plätze geschleift werden sollten," und das „Journal des Débats" hatte dazu triumphirend bemerkt, daß diese Bestimmung der erste Beweis des Uebergewichts sei, welches Frankreich durch die Revolution erlangt habe. Jene Erklärung aber entsprach dem Protokoll vom 17. April nicht, welches nur besagte, daß Belgien und die vier Mächte sich darüber in's Einvernehmen setzen würden, *welche* der bestehenden Festungen geschleift werden sollten. Das feste Beharren auf dem Princip, Frankreich von der Verhandlung auszuschließen und die Frage aus dem Gesichtspunkt der Verträge von 1815 zu entscheiden, rief eine lebhafte Verstimmung in Paris hervor, die zum vollen Ausbruch kam, als der Vertrag vom 14. Dec. zeigte, daß man auch auf Frankreichs Wünsche keine Rücksicht genommen. Man wandte zunächst seinen Unwillen gegen Belgien, und Louis Philipp schrieb einen höchst gereizten Brief an Leopold, in dem er sein Erstaunen und Bedauern darüber aussprach, daß der Bevollmächtigte Belgiens sich erlaubt habe, einen Vertrag zu unterzeichnen, der im directen Widerspruch mit den gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen stehe, und die Nichtratification desselben verlangte. Sebastiani führte eine drohende Sprache und sagte, wie Lord Grey am 25. Dec. dem König meldete: „qu'il serait trop heureux de trouver une porte si honorable pour sortir du ministère." Er drohte, den Hauptvertrag vom 15. Nov. nicht zu ratificiren. Wilhelm IV. war geneigt, nachzugeben, und fragte am 26. seinen Minister, ob es der Mühe werth sei, wegen zweier kleiner Festungen, denen französische Eitelkeit Werth beilege, einen Streit mit Frankreich und die Auflösung des gegenwärtigen Ministeriums zu riskiren? Indeß die Mächte blieben fest, und in Belgien sah man ein, daß die Nichtratification den Vertrag vom 15. Nov. gefährden könne, während die

*) The King to Earl Grey. Aug. 22. 1831.

Ratification denselben befestige. Schließlich siegte die Friedensliebe Louis Philipp's und Frankreich ließ sich durch eine Erklärung der vier Mächte beruhigen (23. Jan. 1832), „daß die Bestimmungen der Convention vom 14. Dec. mit der Souveränetät, Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens im Einklang und die fünf garantirenden Mächte als solche zu Belgien in völlig gleichem Verhältniß stehen." Die Sache selbst blieb damit durchaus, wie sie war.

IV.

Indeß auch damit waren die Schwierigkeiten nicht beendet. Der Vertrag vom 15. Nov. sollte bis zum 15., dann bis zum 31. Januar ratificirt werden; am letzten Tage vollzogen Frankreich und England den Austausch der Ratificationen mit Belgien, die drei anderen Mächte hielten sich das Protokoll offen Holland hatte sich nämlich geweigert, den 24 Artikeln und dem Vertrage vom 15. Nov. beizutreten, verlangte vielmehr Modificationen, die es trotz aller Bemühungen der Mächte, es von diesem Verlangen abzubringen, aufrecht erhielt. Auch die Sendung des Grafen Alexis Orloff vermochte das Widerstreben des Königs nicht zu besiegen, welcher Belgien nur dann anerkennen wollte, wenn seine Bedingungen angenommen würden. Orloff erklärte darauf officiell, daß Rußland Holland die Verantwortlichkeit für seine Politik überlassen müsse, zwar an Zwangsmaßregeln zur Ausführung der 24 Artikel nicht Theil nehmen, aber sich auch nicht den Repressivmaßregeln widersetzen könne, welche die Conferenz zur Garantie und Vertheidigung der Neutralität Belgiens beschließen würde, wenn dieselbe durch Wiederaufnahme der Feindseligkeiten seitens Hollands verletzt werden sollte. Dieser Erklärung schlossen sich Oesterreich und Preußen an; beide ratificirten am 18. April, ersteres mit Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes auf Luxemburg, letzteres ohne Vorbehalt, sprach denselben indeß in einer besonderen Erklärung aus; gegen beide war nichts einzuwenden. Rußland tauschte die Ratification erst am 4. Mai aus und machte dabei die viel bedenklichere Clausel „vorbehaltlich der Modificationen und Aenderungen, die bei einem definitiven Abkommen zwischen Holland und Belgien in den Artikeln 9, 12 und 13 zu machen sein werden." (Dieselben bezogen sich auf die freie Flußschifffahrt, Straßen und Bestimmung des Antheils Belgiens an der Gesammtschuld.) Auf den Rath Palmerston's entschloß sich der belgische Gesandte, van de Weyer, diese Ratification anzunehmen, nachdem der russische Bevollmächtigte erklärt, daß das betreffende Abkommen zwischen Holland und Belgien, nach der Meinung des Kaisers, ein auf gegenseitiger freier Uebereinstimmung beruhendes (de gré à gré) sein solle. Unstreitig war dies richtig gehandelt, obwol man Anfangs in Brüssel darüber mißvergnügt war, und zwar mit vollem Recht, denn die drei Mächte hatten den Vertrag ohne Vorbehalt abgeschlossen und behaupteten nicht, daß ihre Vertreter die gegebene Vollmacht überschritten hätten. Auch keiner der andern Gründe, welche völkerrechtlich die Nichtratification eines Vertrages rechtfertigen können, wie Zwang gegen den Bevollmächtigten. Täuschung oder entschuldbarer Irrthum desselben lag vor; es war nicht einmal die Erklärung der drei Mächte correct, daß sie zu Zwangsmaßregeln gegen Holland ihrerseits nicht die Hand bieten könnten, denn sie hatten Belgien die Ausfüh-

rung des Vertrages garantirt, mußten ihm also den Widerstand gegen dieselbe brechen helfen. Aber wenn Belgien rechtlich die Ratification ohne Vorbehalt fordern konnte, so stand die Sache praktisch anders. Auf eine Mitwirkung Rußlands, um Holland zur Annahme zu nöthigen, konnte man nicht rechnen, und das, worauf es ankam, war: die Anerkennung aller Großmächte zu erreichen; dies war um so wichtiger, als das Ministerium Grey bedroht war, unmittelbar nach dem Austausch der Ratification (Mai 7) wirklich gestürzt war und Wellington und Aberdeen, die vorübergehend an seine Stelle traten, früher erklärt hatten, daß sie den zweiten Vertrag nicht eher als bindend anerkennen würden, bis ihn sämmtliche Mächte ratificirt hätten. Andrerseits hatten sich die drei Höfe des Nordens verbunden, auch Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht zu hindern, um den Vertrag vom 15. Nov. 1831 auszuführen.

Am Tage des Austausches der Ratification erklärte die Conferenz auf Grund des Vertrages vom 15. Nov. als der unveränderlichen Grundlage der Trennung, Selbständigkeit, Neutralität und des Territorialbestandes von Belgien, daß sie eine Erneuerung der Feindseligkeiten nicht dulden und sich bemühen werde, ein definitives Abkommen zwischen beiden Theilen durch freie Vereinbarung derselben herbeizuführen. Sie forderten demgemäß dieselben auf, zu erklären, ob ihre Bevollmächtigten zum Abschluß einer solchen transaction définitive ermächtigt seien. Holland verneinte dies mit neuem Protest gegen die 24 Artikel, Belgien machte seine Zustimmung davon abhängig, daß der Abschluß der Räumung seines Gebietes seitens der Holländer vorausgehen müsse, da die Unverletzlichkeit desselben von der Conferenz anerkannt sei. Letztere gab Anfangs zu, daß diese Bedingung begründet sei, verließ aber später diesen Standpunkt und erklärte, daß die Räumung 14 Tage nach Ratification des neu abzuschließenden Uebereinkommens stattfinden solle. Holland wollte unterhandeln, aber ohne Räumung. Belgien blieb bei seiner Forderung und verlangte zwangsweise Ausführung des Vertrags. Dazu konnten sich wiederum die Mächte, auch England, nicht entschließen, ehe nicht die friedlichen Mittel vollkommen erschöpft seien. Um aus dieser Lage herauszukommen, verfaßte Palmerston einen neuen Vergleichsvorschlag über die streitigen und als abänderlich erkannten Punkte, welchen er erst dem Vertreter Hollands, dann denen Belgiens vertraulich mittheilte. Die beiden letzteren, van de Weyer und General Goblet, hielten ebenso wie Stockmar, der schon länger eingesehen, daß der eingenommene Standpunkt nicht durchführbar war, die Vorschläge für annehmbar; der König trat dem bei, und da das Ministerium nicht glaubte, ein Gleiches thun zu können, übernahm Goblet die Führung der Geschäfte. Am 20. Sept. erklärte Belgien, es sei, unbeschadet seiner Rechte aus dem Novembervertrag, bereit, mit Holland zu unterhandeln; der holländische Gesandte aber hatte, als man an's Werk gehen wollte, keine Vollmacht, sondern protestirte auf's Neue in einer hochfahrenden Note.

Nun schienen in der That alle friedlichen Mittel erschöpft und die Nothwendigkeit von Zwangsmaßregeln, welche Palmerston dem holländischen Gesandten bei fernerem Widerstande schon im Juli in bestimmte Aussicht gestellt hatte, nothwendig geworden. Die Conferenz erkannte dies am 1. Oct. an, wobei die Nordmächte ihrerseits erklärten, sich nur an pecuniären Maßregeln be-

theiligen zu können, d. h. Belgien zu Abzügen an seinem Antheil der Schulden befugt anzuerkennen. England und Frankreich sprachen ihr Bedauern aus, daß die drei Mächte nicht zu wirksameren Schritten bereit seien, erklärten aber, daß sie ihrerseits sich solche im Interesse des europäischen Friedens vorbehalten müßten, welches gebieterisch die endliche Regelung der belgischen Frage verlange. Mit diesem Protokoll schloß vorläufig die Londoner Conferenz.

V.

Am 5. Oct. forderte nun die belgische Regierung Frankreich und England durch eine officielle Note auf, ihr Wort einzulösen und den Vertrag vom 15. Nov. auszuführen, was dermalen nur durch die Anwendung von Zwangsmaßregeln möglich sei, und bemerkte dazu: Belgien könne nicht länger in der gegenwärtigen ungewissen Lage bleiben. Es werde daher, wenn die Garantie nicht bis zum 3. Nov. einen Anfang ihrer Ausführung gefunden, sich in die Nothwendigkeit gebracht sehen, seinerseits mit bewaffneter Hand das belgische Gebiet, das noch vom Feinde besetzt sei, in Besitz zu nehmen. Diese Aufforderung theilte man auch den Cabinetten von Wien, Berlin und Petersburg mit, um zu bezeichnen, daß man sie principiell zu Gleichem verbunden halte, und motivirte das Unterlassen der directen Aufforderung damit, daß die Entfernung eine unmittelbare Mitwirkung unmöglich mache, was natürlich auf Preußen nicht paßte. Wenn auf diesen Schritt es erst am 22. Oct. zu einer Vereinbarung zwischen England und Frankreich kam, so war der Grund nicht in Meinungsverschiedenheiten über die Sache selbst zu suchen. Im Gegentheil waren die beiden Regierungen, seit die Festungsfrage erledigt und die Heirath Leopold's mit der Prinzessin Louise Marie von Orléans vollzogen war, durchaus Hand in Hand gegangen. Die Zögerung lag einerseits in dem in Frankreich eingetretenen Ministerwechsel, andrerseits in persönlichen Bedenken des Königs Wilhelm IV. gegen eines der von seinen Räthen befürworteten Zwangsmittel. Derselbe sah vollkommen ein, daß der Sache ein Ende gemacht werden müsse, und stimmte bereitwillig der Blockade der holländischen Häfen zu, bemerkte auch, daß er nichts gegen andere Maßregeln haben würde, die vielleicht noch mehr geeignet wären, einen Druck auf die finanziellen Hilfsquellen Hollands auszuüben. Aber er konnte sich nicht entschließen, den nochmaligen Einmarsch einer französischen Armee in Belgien zum Zweck der Belagerung Antwerpens zu genehmigen. Es war dies in seinem unüberwindlichen Mißtrauen gegen Frankreichs Politik begründet, über die es schon früher zu einer Auseinandersetzung zwischen ihm und Lord Grey gekommen war. Der König hatte zugegeben,*) daß das Zusammengehen von England und Frankreich den Frieden erhalten habe, aber bemerkt, er könne Frankreich doch nicht trauen und glaube nicht, daß es seine Eroberungspläne oder Absichten, die Ruhe andrer Länder durch die Ausbreitung revolutionärer Lehren zu stören, aufgegeben habe. Er wünsche daher nicht unnöthig Maßregeln zu unterstützen, welche vielleicht im Geist der Zeit sein möchten, aber auch alle festbegründete

*) The King to Earl Grey. April 15. 1832. Earl Grey to the King. April 17. The King to Earl Grey. May 1.

Autorität zu erschüttern geeignet seien. Lord Grey nahm diese Epistel einigermaßen übel und antwortete mit einer längeren Auseinandersetzung über die ganze auswärtige Politik des Ministeriums, in der er ausführte, daß die Interessen der gegenwärtigen französischen Regierung durchaus friedlich seien und England in der Lage, sich darauf zu stützen. Er habe dabei niemals außer Augen gelassen, daß zu allen Zeiten in Frankreich der Wunsch bestanden, seinen Einfluß und seine Macht zu steigern; aber auch gegen Rußland seien Vorsichtsmaßregeln geboten, es müsse nicht weniger ein Gegenstand der Wachsamkeit Englands sein, obwol die Interessen, die es bedrohe, fernliegender sein möchten.

Der König bemerkte in seiner Erwiderung, die unfreundliche Zögerung, welche die drei Nordmächte in der Ratificationsfrage gezeigt, hätten ihn in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß dieselben nichts weniger als ehrliches Spiel getrieben und daß die auffällige Entfaltung von Offenheit und Entschiedenheit in Orloff's Sendung nur stattgefunden, um den Abschluß der Verhandlungen zu verzögern; aber andrerseits sei die Politik der drei Höfe auch bedeutend durch die Furcht vor dem Einvernehmen Englands und Frankreichs beeinflußt, und diese Furcht sei künstlich durch Frankreich genährt. Er stimme in der Sache Lord Grey zu, aber er mißtraue Frankreich mehr; es möge ein Vorurtheil sein, aber er lege der französischen Offenheit keinen Werth bei, sie hätten niemals Belgien und den Rhein aufgegeben, sondern seien nur aus Furcht vor einer Coalition zurückgewichen, und er fürchte, in Bezug auf die belgische Frage, daß, obwol die französische officielle Politik correct gewesen, ein geheimes Einvernehmen zwischen einigen Mitgliedern der Regierung und dem König von Holland bestanden habe, welches Manches erkläre, was sonst unerklärlich bliebe. Er sei durchaus gegen die heilige Allianz, aber England müsse als Vermittler zwischen den widerstreitenden Neigungen und Grundsätzen handeln und könne dadurch das Zünglein in der Wage halten. Bei diesen Anschauungen war es begreiflich, daß der König lebhafte Abneigung gegen den Plan zeigte, Antwerpen durch eine große französische Armee belagern zu lassen; er befürchtete dann eine fortgesetzte Occupation Belgiens und dadurch solche Collisionen auf dem Continent, die er gerade fern zu halten wünschte. Auch würde England dadurch in eine zweideutige Stellung versetzt, während die Maßregel nur von örtlich beschränkter Wirkung sein und das Nationalgefühl der Holländer auf das höchste erregen werde. (Stockmar, S. 255.)

Endlich gab indeß der König dem Andrängen seines Ministeriums nach und nicht wenig trug dazu das allgemeine Vertrauen in den Charakter des Herzogs von Broglie bei, welcher am 11. Oct, in das Ministerium trat. Dieses mußte seinerseits auf der Unternehmung gegen Antwerpen bestehen, um sich in der öffentlichen Meinung durch eine energische Action nach Außen zu stärken und die Furcht, ein Cabinet von der äußersten Linken, das zum allgemeinen Kriege hätte führen können, an's Ruder kommen zu sehen, machte dem Zögern ein Ende. Am 22. Oct. ward zwischen Lord Palmerston und Talleyrand ein Vertrag unterzeichnet, wonach gegen denjenigen der beiden Theile, welcher die Räumung der dem anderen von der Conferenz zugesprochenen Gebietstheile weigern würde, Gewalt gebraucht werden solle, namentlich gegen Holland in diesem

Falle Beschlagnahme seiner Schiffe und Belagerung der Citadelle Antwerpens durch eine französische Armee verabredet wurden. Auf die Sommation, ob Belgien bereit sei, das nicht zum Königreich gehörige und von ihm besetzte Gebiet zu räumen, erwiderte der General Goblet, daß dies in demselben Augenblicke geschehen werde, wo die Regierung in Besitz der Citadelle von Antwerpen sowie der Forts und Ortschaften auf dem rechten Scheldeufer treten werde, welche nach dem Vertrage vom 15. Nov. zu Belgien gehörten. England und Frankreich brachten die Convention vom 22. zur Kenntniß der drei anderen Großmächte und schlugen Preußen vor, die von Belgien zu räumenden, Holland zugesprochenen Gebietstheile seinerseits zu besetzen, da dieselben nicht eher Holland übergeben werden dürften, als es seinerseits die Bedingungen ihrer Besitznahme erfüllt habe. Das Berliner Cabinet lehnte dies ab, da es sich auch nicht indirect an den Zwangsmaßregeln betheiligen wollte. Nachdem nun Holland auf die entsprechende Sommation seinerseits mit einer Weigerung geantwortet hatte, wurde am 7. Nov. in englischen und französischen Häfen Embargo auf die holländischen Schiffe gelegt und eine verbündete Flotte an die holländische Küste gesandt. Das Haager Cabinet antwortete mit Repressalien und behielt sich eine Forderung auf Entschädigung vor. Im Art. 3 der Convention vom 22. Oct. war bestimmt, daß die französische Armee erst dann in Belgien einrücken werde, wenn der König vorher den Wunsch ausgedrückt, daß dies geschehen möge. Am 9. Nov. forderte Belgien Frankreich dazu auf, lehnte aber die Forderung des französischen Cabinets, die Kosten der Expedition zu tragen, ab, indem es sich auf die Verbindlichkeiten aus dem Vertrage vom 15. Nov. bezog, welcher Belgien auferlegt (imposé) und dessen Ausführung durch die fünf Mächte garantirt sei. Das Berliner Cabinet versuchte nochmals die Action aufzuhalten, indem es direct an Lord Grey einen neuen Vermittlungsvorschlag richtete. Indeß, es war zu spät; am 15. Nov. überschritt die französische Armee unter dem General Gérard die Grenze. Nach d'Haussonville (Politique extérieure de la monarchie de Juillet) wäre der Beschluß zum wirklichen Einmarsch einseitig von Frankreich gefaßt, da Broglie und Thiers im Ministerrath erklärten, es sei nothwendig, dem Hin- und Herverhandeln durch ein entschiedenes Vorgehen ein Ende zu machen. Erst in der Nacht darauf sei die Zustimmung Englands eingetroffen. Es ergab sich nun das eigenthümliche Verhältniß, daß die beiden Mächte entschiedene kriegerische Maßregeln trafen und sich doch nicht als im Kriege mit Holland befindlich betrachteten. Als der belgische Kriegsminister, Baron Evain, in einem Tagesbefehl erklärte, die Weigerung Hollands sei un acte permanent d'hostilité, protestirte der englische Gesandte gegen diesen Ausdruck, und sein französischer College trat ihm bei. Nach bestehendem Völkerrecht war diese Theorie nicht haltbar, denn dasselbe kennt wol Embargo und Blockade ohne Krieg, aber der Vormarsch gegen einen andern Staat auf dem Gebiete eines dritten bedeutet Krieg, sobald der betreffende Staat nicht in demselben Augenblick seine Truppen zurückzieht.*) Dies that Holland nicht, und daher hatte

*) Wie dies z. B. seitens Rußlands geschah, als 1854 Oesterreich ihm erklärte, daß es die Donaufürstenthümer besetzen werde. Da Holland nicht ähnlich verfuhr, war es berechtigt, die

Preußen unzweifelhaft Recht, wenn es in seiner Mittheilung an die deutsche Bundesversammlung bemerkte, daß eine solche Unternehmung sich nicht ohne Krieg denken lasse, wenn Holland Widerstand leiste, was eben durch die Behauptung der Citadelle von Antwerpen geschah. Belgien seinerseits kam Alles darauf an, der Stadt die Schrecken eines wirklichen Kampfes zu ersparen, also der Belagerung nur den Charakter einer Einschließung zu geben. Dies gelang und am 23. capitulirte der General Chassé, nachdem die Franzosen am 19. unter den Mauern der Citadelle angekommen waren. Der König Wilhelm aber weigerte sich, Lille und Lievenshoek zu räumen, und so blieben die Belgier, welche die Citadelle besetzten, im Besitz der von ihnen zu räumenden Gebietstheile, während sie darauf verzichteten, die zwangsweise Räumung der genannten Plätze zu fordern. Somit war die Aufgabe der französischen Armee erfüllt, welche diesmal ohne Weiteres den Rückzug antrat; die belgischen Kammern votirten ihr eine Dankadresse und dem Marschall Gérard einen Ehrendegen. Der thörichte Vorschlag, das Löwendenkmal bei Waterloo zu beseitigen, wurde verworfen.*)

Nach langen Verhandlungen kam es am 21. Mai 1833 zwischen den Westmächten und Holland zu einer Convention, welche Belgien einen bis zum Abschluß des definitiven Vertrages verbürgten Waffenstillstand, Freiheit der Schifffahrt auf Schelde und Maaß und Fortdauer des Status quo in Limburg und Luxemburg sicherte. Dies war ein für das neue Königreich sehr vortheilhaftes Provisorium, indem es auf die sofortige Räumung der kleinen noch von Holland besetzten Plätze verzichtete, behielt es die genannten, weit bedeutenderen Gebietstheile in seiner Hand, erreichte die commerzielle Freiheit der Bewegung und die Suspension der Zahlungsverpflichtung der ihm aufgelegten Rente, während es die Steuern aus dem provisorisch behaltenen Gebiet bezog. Die belgische Kammer, welche in Folge eines Votums vom 3. April, das die zwangsweise Räumung von Lille und Lievenshoek durch die belgische Armee forderte, aufgelöst war, mußte einsehen, daß bessere Bedingungen nicht zu erreichen seien, und verwarf einen Tadelsantrag gegen das Ministerium.

VI.

Die Conferenz nahm nun die Verhandlungen wegen des definitiven Vertrags auf, für welche der vom 15. November den Ausgangspunkt bildete. Die bedeutendste Schwierigkeit lag in den Verhältnissen des Großherzogthums Luxemburg, das zum deutschen Bunde gehörte, während Preußen in dessen Namen das Besatzungsrecht der Festung übte, die Frankreich gegenüber eine ganz andere Wichtigkeit hatte, als die kleinen belgischen Festungen. Der König von Holland

---

Maßregeln als ein „système d'hostilités ouvertes en pleine paix, inconnu j'usqu'ici“ zu nennen. (Nothomb II, p. 24.)

*) Nothomb zeigte in seiner Rede treffend, wie verkehrt ein solcher Beschluß sein würde. „Si la bataille de Waterloo avait été gagnée par ceux, qui sont venus depuis au secours de notre indépendance, c'en eût été fait alors pour longtemps de notre nationalité et peut-être la ville où nous siégons, au lieu d'être la capitale du nouveau royaume belge, serait redevenue le chef-lieu du Département de la Dyle.“

hatte diese Provinz nicht kraft desselben Titels erhalten wie Belgien, sondern als Entschädigung für die alten Besitzungen des Hauses Nassau Hadamar, Siegen, Dietz und Dillenburg. Da er kraft dieses Besitzes Mitglied des deutschen Bundes war, hätte er Luxemburg als separaten, mit dem Königreich in Personalunion stehenden Staat constituiren müssen, hatte es aber einfach als integrirenden Theil seiner Staaten behandelt. Demzufolge behauptete Belgien, daß es auch dem Schicksal der südlichen Provinzen folgen müsse, mit denen es, ausgenommen das Herzogthum Bouillon, unter der österreichischen Herrschaft vereinigt war. Es wurde dabei von Frankreich unterstützt, aber alle andern Großmächte traten dem entgegen, und mit Recht schon aus dem Grunde, daß man dem deutschen Bunde nicht den Verlust einer Provinz zumuthen konnte, und daß, von allem Andern abgesehen, das permanent neutrale Belgien nicht Mitglied des Bundes werden konnte. Die Idee, daß Luxemburg, obwol integrirender Theil Belgiens, von der Neutralität als Mitglied des deutschen Bundes ausgeschlossen werden könnte, war unausführbar, denn eine solche Trennung war nur auf Grund der reinen Personalunion möglich. Der Vertrag vom 15. November gab Belgien den wallonischen Theil Luxemburgs gegen die Abtretung eines Theils von Luxemburg, behielt aber nach wie vor die Feststellung des Verhältnisses des übrigen Landes, speciell zu Deutschland, vor, und die Convention vom 21. Mai sanctionirte nur bis dahin den provisorischen Besitz Belgiens. Anfang 1838 war nun endlich der Starrsinn des Königs von Holland gebrochen, da die Opposition in den Generalstaaten gegen die Opfer, welche der Status quo dem Lande auferlegte, immer stärker ward; am 14. März erklärte sein Gesandter in London sich bereit, die 24 Artikel mit den fünf Großmächten zu unterzeichnen. Belgien aber, durch das vortheilhafte Provisorium verwöhnt, behauptete, die einfache Ausführung der 24 Artikel sei in Folge der veränderten Umstände nicht mehr möglich. Dem traten natürlich die Nordmächte entgegen, und Belgien fand auch bei den Westmächten keine Unterstützung. Lord Palmerston hatte, ohne das französische Cabinet zu fragen, in Wien, Berlin und Petersburg erklärt, daß England in der Gebietsfrage streng an den 24 Artikeln festhalten werde, und als auch Frankreich sich dem anschloß, war die Sache damit entschieden. Dagegen erklärte sich die Conferenz bereit, von der belgischer Seits zu zahlenden Rente 3 Mill. abzumindern. Die Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens überreichten darauf am 27. October Lord Palmerston ein Memorandum, welches erklärte, daß, wenn Belgien das vorgeschlagene Abkommen zurückweise, nach der Ansicht ihrer Regierungen die Mächte dem Status quo der Convention vom 21. Mai ein Ende machen müßten. Der englische Staatssecretär widersprach dem nicht und ließ das belgische Ministerium wissen, daß, wenn die gegenwärtige Verhandlung durch Belgiens Widerstand scheitere, Großbritannien sich nicht widersetzen könne, falls der deutsche Bund oder Holland den gegenwärtigen Besitzstand nicht mehr respectiren wollten und die verlängerte belgische Besetzung des deutschen Theiles von Luxemburg und des Aequivalentes in Limburg nicht vertheidigen könne. Zwischen den Nordmächten und Holland war in der That eine Execution zunächst gegen Venloo besprochen, der die gegen Luxemburg unstreitig gefolgt wäre. Die Belgier ihrerseits zeigten sich hartnäckig und die Kammern erließen

auf die Thronrede, die betonte, daß die Rechte und Interessen des Landes mit Beharrlichkeit und Muth vertheidigt werden würden, starke Adressen, welche die Regierung aufforderten, die Integrität des Königreichs zu vertheidigen. Das englische Ministerium aber erkannte, daß diese Situation, die leicht zum Kriege führen konnte, sich nicht verlängern dürfe; am 26. November entschied das Cabinet, 1) daß die Frage möglichst rasch erledigt werden müsse, 2) daß man Holland keine weiteren Opfer zumuthen dürfe, und am 28. protestirten die Gesandten Oesterreichs und Preußens in London förmlich gegen die Ansprüche Belgiens. Am 6. December unterzeichneten die Vertreter der fünf Mächte ein Protokoll, in dem sie ihre früheren Beschlüsse aufrecht hielten, und notificirten dies in Brüssel. Der französische Botschafter hatte die Zustimmung seiner Regierung vorbehalten; aber der gewünschte Aufschub wurde ihm nur zugestanden, nachdem Graf Molé sich verbindlich gemacht, dem Protokoll nach Erlaß der Adressen der französischen Kammern beizutreten. Louis Philipp, der die belgischen Adressen als höchst beklagenswerth bezeichnet hatte, schrieb dem König Leopold, daß er entschlossen sei, das Protokoll zu unterzeichnen; Alles, was er thun könne, sei, einen kurzen Aufschub zu bewirken, der Belgien Zeit lasse, sich zu besinnen. Er ließ diesen Entschluß deutlich in seiner Thronrede bemerken, und das Ministerium siegte in der Adreßdebatte gegen die Opposition mit vier Stimmen. Am 22. Januar unterzeichnete Frankreich das Protokoll. Belgien machte noch einen letzten Versuch, den gegenwärtigen Besitzstand zu retten, indem es eine Capitalzahlung von 60 Mill. fl. außer der nunmehr auf 5 Mill. reducirten Rente anbot. England und Frankreich gingen nicht darauf ein, Louis Philipp erklärte dem außerordentlichen Abgesandten, Grafen von Mérode, bei fortgesetzter Weigerung stehe die Execution in Aussicht, an der er sich zwar nicht betheiligen, der er sich aber auch nicht widersetzen könne. Am 23. erklärte die Conferenz die Vorschläge Belgiens unannehmbar, schon weil die Rechte des deutschen Bundes nicht erlaubten, eine pecuniäre Entschädigung für die betreffenden Gebietstheile in Betracht zu ziehen, und übermittelte dem belgischen Gesandten van de Weyer Vertragsentwürfe, welche die Beschlüsse der Conferenz formulirten, aber das allerdings richtige Zugeständniß enthielten, daß Belgien die Rückstände der Schuld bis zum 1. Januar 1833 erlassen werden sollten. Es war dabei gesagt, daß, wenn das Cabinet von Brüssel sich weigern sollte, hierauf einzugehen, während Holland sie annähme, die fünf Mächte die Mittel in Betracht ziehen müßten, um die Ansprüche geltend zu machen, welche Holland auf ihren Beistand erlangt haben würde. Der König von Holland ermächtigte seinen Vertreter am 1. Februar, diese Verträge zu unterzeichnen. Die Nordmächte waren außerdem gereizt über die Zulassung polnischer Officiere in die belgische Armee. Nicht zufrieden damit, daß der General Skrzyneczki zur Disposition gestellt wurde, verlangten ihre Vertreter dessen Ausweisung und verließen Brüssel, als dem nicht Folge gegeben ward.*) So war Belgien isolirt und der König mußte

*) Die Gesandten Oesterreichs und Preußens kehrten später, nach Abschluß des definitiven Vertrags, zurück; der Kaiser Nicolaus aber, obwol er Belgien anerkannte, erklärte, daß er seinen Gesandten nicht einer Begegnung mit den polnischen Rebellen aussetzen könne. Erst 1856 wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Belgien hergestellt.

sich sagen, daß eine fernere Weigerung nur das Spiel Hollands machen würde, das vielleicht in der Hoffnung auf dieselbe zugestimmt. Drei der belgischen Minister, welche sich zu sehr engagirt fühlten, namentlich Graf Mérode, traten zurück; de Theux und Nothomb übernahmen es, die Nothwendigkeit, dem vereinten Willen Europas gegenüber nachzugeben, vor den Kammern zu vertheidigen, und siegten nach langen und heftigen Debatten. Am 19. April 1839 ward der definitive Vertrag unterzeichnet, an die Stelle des an Belgien abgetretenen Theiles von Luxemburg trat Limburg als deutsches Herzogthum. Damit war die belgische Revolution abgeschlossen und dem neuen Königreich seine Stelle im öffentlichen Recht Europas gesichert.

Im ganzen Laufe seiner Geschichte war Belgien niemals selbständig gewesen; es war stets an die Geschicke größerer Mächte gekettet und fast immer von Fremden regiert; erst mit 1830 hat es ein eigenes Leben begonnen.

Die belgische Revolution hat das Glück gehabt, Führer zu finden, welche begriffen, daß eine Nation von 4 Millionen Europa nicht Gesetze vorschreiben konnte; daß vielmehr der neue Staat, der erste, welcher gegen die Verträge von 1815 in's Leben trat, sich nur begründen lasse, wenn man die außerordentlichen und günstigen Umstände benutze, um einen Compromiß zu Stande zu bringen, der den Zweck jener Verträge mit andern Mitteln aufrecht halte. Es handelte sich darum, das damalige Europa mit einer Revolution zu versöhnen, welche den meisten der Machthaber durchaus antipathisch war, also die Unabhängigkeit und Neutralität des Landes durch Begründung einer Dynastie zu sichern. Unzweifelhaft ist Belgien hierbei außerordentlich durch die Verhältnisse begünstigt worden. Es hatte in dem König Wilhelm einen Gegner, dessen beschränkter Starrsinn seine besten Freunde zur Verzweiflung brachte, während ihm selbst ein Souverän zu Theil ward, der sich nach Innen wie nach Außen als königlicher Staatsmann bewährte, dessen Stimme überall gehört, dessen Rath stets begehrt ward. Er hatte an der Juli-Monarchie einen starken Rückhalt, indem die der Revolution abgeneigten Mächte doch den Conflict mit der Macht Frankreichs fürchteten, und fand zugleich in dem Ministerium Grey-Palmerston einen mächtigen Verbündeten, der seine Unabhängigkeit gegen Annexionsgelüste schützte und andererseits zwischen Frankreich und die Nordmächte vermittelnd eintrat. Aber es bedurfte bei alledem großer Weisheit und Energie, zwischen den Klippen der erregten Leidenschaften der Bevölkerung, der Mißgunst der Nordmächte und dem interessirten Schutz Frankreichs das Schiff des jungen Staates in den Hafen zu steuern, und die Geschichte nicht nur Belgiens, sondern unserer Zeit wird mit Recht den Männern ehrenvolle Anerkennung bewahren, welche hierzu in erster Linie beigetragen haben. Ihr Werk, das seiner Zeit vielfach bespöttelt und dessen baldiger Untergang zuversichtlich vorausgesetzt ward, hat die entscheidende Probe der Zeit bestanden.

Es würde den Rahmen dieser Studie überschreiten, auf die inneren Verhältnisse Belgiens einzugehen; es genügt zu sagen, daß König Leopold die schwierige Aufgabe gelöst, nicht nur eine neue Dynastie in einem bestehenden Staate, sondern eine neue Dynastie in einem neuen Staat zu begründen, die nach nur 17jährigem Bestand unerschüttert blieb, während alte Throne wankten;

und daß es ihm gelungen, mit einer Verfassung zu regieren, die, ehe es eine Dynastie gab, von einer souveränen Versammlung gemacht war und gegen welche sicher vom monarchischen Gesichtspunkt die erheblichsten Bedenken zu erheben sind, dieselbe bei der allgemeinen Reaction der fünfziger Jahre aufrecht zu halten, so daß sie gegenwärtig die älteste des Festlandes ist, und unter ihr die Wohlfahrt des Landes zu entwickeln. Wichtiger für Europa ist es, daß die belgische Neutralität sich durchaus bewährt hat. Mochte Thiers frohlocken, daß Frankreich die Zerstörung des Königreichs der Niederlande, „cette grande hostilité contre la France", erreicht habe: die von allen Mächten feierlich collectiv und einzeln garantirte Neutralität Belgiens, welche 1867 durch diejenige Luxemburgs ergänzt ward, hat sich ohne den Schutz natürlicher Grenzen als ein festerer Damm gegen Frankreich gezeigt, als die holländischen Festungen je hätten gewähren können. Während des zweiten Kaiserreichs hat Belgien unter dem Schwert des Damokles gelebt; es hat sich sorgfältig gehütet, Napoleon Anlaß zu Beschwerden zu geben, aber seine Unabhängigkeit gegen alle unkeuschen Gelüste mit Würde gewahrt. Es hat dem Cäsarismus gegenüber seine freien Institutionen ebenso behauptet, wie neben der zweiten und dritten Republik seine monarchische Verfassung. Es hat endlich auch die größte Probe in dem deutsch-französischen Kriege bestanden. Das Benedetti'sche Project, welches nur ein trauriges Denkmal seiner Urheber bleiben wird, nöthigte auch dem friedensseligen Ministerium Gladstone die Verträge ab, durch welche England seiner Verbindlichkeit, die Unabhängigkeit Belgiens zu schützen, einen neuen und erneuten Ausdruck für den vorliegenden Fall gab. Aber Belgien begnügte sich nicht damit; es rüstete mit großen Kosten und hielt an seiner Südgrenze gute Wache. Es zeigte im Fortgang des langen Kampfes gleiche Sympathie für die Verwundeten beider kriegführenden Theile, ohne daß seine Gastfreundschaft für die Besiegten dem Sieger hätte verdächtig werden können; vielmehr sprach der deutsche Reichskanzler Belgien nach dem Frieden die vollste Anerkennung für seine Haltung während des Krieges aus.

Und in der That ist die Erhaltung dieses Staates ein deutsches Interesse erster Art. An der französischen Grenze durch Straßburg und Metz gedeckt, sichert uns Belgien gegen jeden Angriff am Niederrhein und vervollständigt durch das Polster seiner Neutralität die erzgeschiente Rüstung der Westgrenze des unter der Kaiserkrone geeinten Deutschlands.

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

VI.

Mit dem Feuer auf den Star of the West und dem Angriffe des Forts Sumter hatten die Conföderirten thatsächlich den Krieg begonnen. Alle Festungen und Arsenale im Gebiet der Südstaaten waren für deren Eigenthum erklärt. Nur Fort Pickens im Hafen von Pensacola, die Forts St. Louis und Cairo am Mississippi blieben im Besitz der Union. Der Conföderation traten im Frühjahr 1861 noch Virginien und Tennessee bei. New-York, Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, New-Jersey, Connecticut, Pensylvanien, Ohio, Michigan, Illinois, Indiana, Wisconsin, Iowa, Minnesota, Kansas, Californien, Oregon, Delaware, Maryland, Kentucky, Missouri, Columbia und die Territorien (Nevada, Nebraska, Arizona) blieben der Union treu oder wurden ihr, wie einzelne Grenzstaaten, durch Waffengewalt erhalten. Die bisher einberufenen Milizen und die Verstärkung der regulären Armee erwiesen sich bald als unzureichend; so ließ Lincoln noch 42,000 Mann Freiwillige auf 3 Jahre anwerben. In und bei Washington wurden 30,000 Mann concentrirt, bei den Forts Monroe und Henry, Cairo und St. Louis kleine Abtheilungen zusammengezogen. Das Zeughaus von Harper's Ferry und das Arsenal von Gosport gingen verloren; da die sehr kleinen Garnisonen sich unmöglich halten konnten, zerstörten die Commandanten vor der Uebergabe das Material. In Gosport wurden 11 Kriegsschiffe versenkt, nur der Cumberland wurde gerettet; eins der versenkten Schiffe war der Merrimac, der von den Conföderirten später zum Panzer- und Widderschiff umgewandelt wurde.

Anfang Juli waren die Streitkräfte des Nordens in folgender Weise vertheilt — Die Potomacarmee unter Mc. Dowell stand zum Schutze von Washington und um Maryland der Union zu erhalten, in einer Stärke von einigen 50,000 Mann in und um Washington. Bei Harpers Ferry stand Patterson mit 20,000 Mann zum Schutze des Uebergangs über den Potomac, der hier

die Alleghanys durchbricht; Butler stand bei Monroe an der Cheasepeake-Bay mit 12,000 Mann, Mc. Clellan mit 20,000 Mann in West-Virginien. Der energische und gewandte Lyons wußte mit nur wenigen Freiwilligen-Regimentern das südstaatlich gesinnte Missouri der Union zu erhalten, doch dauerten dort wie in Arkansas und Kansas blutige Guerillakämpfe während der Dauer des ganzen Krieges fort.

Die Südstaaten hatten den Sitz der Regierung und das Hauptquartier nach Richmond verlegt. Wie nach der Constitution der Vereinigten Staaten der Präsident Oberbefehlshaber des Heeres ist, der wirkliche Oberfeldherr nur sein Stellvertreter, so übernahm Davis auch die strategische Leitung des Heeres, die Ernennung zu allen wichtigen Stellungen. Gegen 60,000 Mann wurden unter Beauregard, der den Angriff auf Fort Sumter geleitet, bei Manassas Junction, dem Knotenpunkt zweier Eisenbahnen, wenige Meilen vom Potomac entfernt, concentrirt. In West-Virginien, Mc. Clellan gegenüber, stand Garnett mit 7000; Patterson gegenüber, südlich Harpers Ferry, stand Joseph Johnston mit 20,000 Mann. Bei Richmond wurde ein neues Corps gebildet, in Missouri, Kentucky, Tennessee wie am Mississippi nur ein Guerillakrieg geführt.

Indessen forderte die öffentliche Meinung im Norden den Beginn des Krieges. „On to Richmond!“ war in Washington der allgemeine Ruf, und Scott wie Mc. Dowell waren schwach genug, ihm nachzugeben, obwol sie die Unzuverlässigkeit der ganz unausgebildeten Truppen kannten. Mc. Clellan hatte Garnett's kleines Corps zersprengt; dieser erste Erfolg steigerte das Selbstgefühl und die Angriffslust des Nordens, in der Erwartung einer nahen Entscheidung zog Johnston zur Hauptarmee. Patterson folgte nicht, blieb bei Hagerstown und ging endlich nur bis Martinsburg vor. Am 21. Juli griff Mc. Dowell die zum Theil verschanzte Stellung der Conföderirten am Bull-Run an; beide Gegner hatten ursprünglich die Absicht gehabt, den Feind in der rechten Flanke zu umgehen; Mc. Dowell änderte seinen Plan und griff den linken Flügel, zuerst erfolgreich, an. Als Davis die Regimenter in Unordnung zurückweichen sah, glaubte er die Armee geschlagen. Im Centrum, an der Stone-bridge, hielt General Lee mühsam gegen Hunter's stürmischen Angriff Stand; da traf Kirby Smith auf dem Schlachtfelde ein. Johnston hatte die Eisenbahnzüge, die seine Truppen nach Manassas bringen sollten, anhalten lassen, führte sie in's Gefecht und warf die überraschten Unionstruppen zurück; bald traf auch Early ein, und nun wurde aus dem Rückzuge eine wilde Flucht, die auch fast alle Regimenter der Reserve, die Wagencolonnen und die Masse der Zuschauer ergriff, die Reporters, Stumpredner und Photographen, die von Washington gekommen waren, um den Sieg der Freiwilligen und die Gefangennahme des „arch-rebel“ Davis zu sehen. Eine Verfolgung fand nicht statt, die deutsche Brigade Blenker, eine der wenigen, die ihre Haltung bewahrten, wies den Angriff einer feindlichen Cavallerie-Abtheilung zurück. Nach Johnston's Bericht*) über die Schlacht waren beide Heere in einem solchen Zustande der Desorganisation, die Regimenter noch so wenig gegliedert, discipli-

*) Johnstons Narrative.

nirt, tactisch verwendbar, daß ein Zufall den Sieg der einen, die Niederlage und schmähliche Flucht der andern entschied. Von keiner Armee hatten mehr als 30,000 Mann am Kampfe theilgenommen.

Für beide Armeen in Virginien, die sich südlich des Potomac gegenüberstanden, folgte nun eine fast neunmonatliche Ruhe, die angewendet wurde, die Truppen zu organisiren, zu disciplíniren und zu gefechtstüchtigen Körpern auszubilden.

Mc. Dowell trat zurück, und Mc. Clellan, auf den die glückliche Operation in West-Virginien die Blicke gelenkt, wurde Anfang November 1861 der Befehl über die gesammte Armee am Potomac übergeben. Erst im October, nach Scott's Rücktritt, übernahm er das Obercommando der Armee, das zum Nachtheil des Nordens nicht lange in seiner Hand blieb. Die Organisation des Heeres war im Wesentlichen sein Werk, ebenso der Operationsplan, der schließlich zum Siege geführt hat, wenn es auch ihm selbst nicht vergönnt war, die entscheidenden Schläge zu führen. Mc. Clellan war ein kenntnißreicher, gebildeter Officier, hatte am Feldzuge in der Krimm theilgenommen, war rastlos thätig, besonnen, und zeigte in den spätern Gefechten viel tactischen Scharfblick. Die Soldaten liebten ihn; und er wußte sie in Zucht und Ordnung zu erhalten, wo er commandirte, war die Kriegführung allemal schonend und menschlich. Seiner politischen Parteistellung nach gehörte er den Demokraten an und mißbilligte namentlich die Emancipationspolitik Lincoln's, was zum Theil seine Enthebung vom Oberbefehl veranlaßte. Er war wol der fähigste Oberfeldherr, den Lincoln an die Spitze des Heeres zu stellen gewußt; seine beiden nächsten Nachfolger Burnside und Hooker traten gegen ihn in tiefen Schatten. Mit diesem Urtheil stimmen freilich weder Trobriand noch die Reports des Untersuchungs-Comité's*) überein; nach ihnen wäre Mc. Clellan unentschlossen gewesen, und habe seine Handlungsweise durch seine politische Richtung bestimmen lassen. Sherman sagt in seinen Memoiren, er habe eine hohe Meinung von Mc. Clellan's Talenten wie von seinem Charakter gehabt, bis er 1863/64 die Candidatur zur Präsidentenwahl der demokratischen Partei angenommen habe.

Nach meiner Ueberzeugung hat er unter schwierigen Verhältnissen, bei sehr beschränkter Selbständigkeit, 1862 geleistet, was überhaupt nur zu leisten war. Sein Gehilfe bei der Organisation der Armee war der Majorgeneral Williams, der diese wichtige Stellung während des ganzen Krieges bei der Potomacarmee inne hatte und als unermüdlicher Arbeiter und trefflicher Administrator sich große Verdienste erworben.

Die Conföderirten gingen bald, trotz ihres Sieges, zurück; die Potomac-Armee folgte und nahm eine Aufstellung bei Leesburg, Fairfax-Courthouse und Mount-Vernon, ihr gegenüber war das gleichfalls verschanzte Lager der Conföderirten bei Manassas-Junction. An Patterson's Stelle hatte Banks den Oberbefehl über den rechten Flügel, er bezog ein Lager bei Martinsburg. In diesen Stellungen blieben die Armeen bis zum März 1862.

*) Reports of the joint committee on the conduct of war. Trobriand quatre ans de campagne en Virginia.

Die unerwartete Niederlage, selbst die schmachvolle Flucht des Heeres, hatte die zähe und elastische Natur der Amerikaner nicht entmuthigt, sondern nur zu neuen, größeren Anstrengungen angespornt, um den bisher unterschätzten Gegner zu erdrücken. Der Scott und Mc. Clellan zugeschriebene Anacondaplan, nach welchem das ganze Gebiet der secessionirten Staaten umfaßt werden sollte, um von allen Punkten der Peripherie nach dem Mittelpunkt zu dringen, war ganz im Geiste des Volks gedacht. Der Congreßacte gemäß wurden die neuen Regimenter bereitwillig und schnell von den Staaten gestellt, die reguläre Armee war verstärkt worden, und alle Kräfte des reichen und industriellen Landes wurden angespannt, um die Artillerie und die Flotte zu vermehren. Die Artillerie des Nordens, wie die Bewaffnung der Infanterie war der des Südens vom Beginn des Krieges an überlegen; dagegen war dessen Reiterei mit Pferden aus Texas, unter Führern wie Ashby und Stuart, virginischen Cavalieren, vortrefflich; erst im folgenden Jahre 1863 gelang es dem Norden, tüchtige Cavalleriedivisionen unter Grierson, Kilmaine und Anderen zu bilden. — Operationen zur See, um die wichtigsten Stromeinfahrten und Hafenplätze zu gewinnen, sollten schon im Winter und Frühjahr ausgeführt werden, Buell und Grant in Tennessee, Halleck gegen Mississippi und Arkansas vorgehen, um die Offensive des Hauptheeres in Virginien zu unterstützen und vorzubereiten. Die in europäischen Kriegen meist entscheidende Einnahme der feindlichen Hauptstadt, wäre wirkungslos gewesen. Richmond war eine kleine Stadt, wenig mehr als 20 Meilen von der Nordgrenze des Staatenbundes gelegen, als Eisenbahnknoten von Wichtigkeit, aber nicht entfernt von der Bedeutung, die unsern Hauptstädten die große Einwohnerzahl, die centralisirte Administration, die Residenz der Fürsten, Reichthum und industrielle Entwickelung geben. Nach Richmond's Fall wäre der Sitz der Regierung nach Raleigh oder Montgomery verlegt worden.

In Missouri hatte der talentvolle Lyons, der in dem siegreichen Gefecht bei Wilson's Creek fiel, die Herrschaft der Union erhalten; Fremont übernahm das Missouri-Departement, Curtis siegte bei Pea Ridge in Arkansas über Van Dorn, ging aber dann nach Missouri zurück. Fremont wurde bald darauf abberufen, weil er in einer Proclamation bei Uebernahme seines Commandos die unbedingte Befreiung aller Sklaven ausgesprochen hatte, was der damaligen Politik der Regierung, welche die Grenzstaaten bei der Union festzuhalten suchte, nicht entsprach. Die Operationen im Westen waren unzusammenhängend und im Ganzen resultatlos gewesen; so wurde Halleck der Oberbefehl über das Missouri-Departement übergeben. Am 18. November 1861 traf er in St. Louis ein. Die Vertheidigungslinie der Conföderirten erstreckte sich von Columbia, am linken Ufer des Mississippi, bis Bowlinggreen, einem Eisenbahnknoten südlich von Louisville in Kentucky, an dem Albert Sidney Johnston, der Befehlshaber der Süd-Armee, mit dem Hauptheere stand. Die dortige Stellung deckte Nashville, wo sich zwei Eisenbahnen kreuzen, welche die große Memphis-Ohio-Bahn mit der Bahn verbinden, die von Memphis über Chattanooga nach Carolina und Virginien führt. Diese Linie durchschnitt und beherrschte die mächtigen Zuflüsse des Ohio, den Cumberland- und den Tennessee-River, an denen die Forts Donelson und Henry angelegt waren. Halleck übergab Grant die bei

Cairo, Buell die bei Louisville stehende Armee; er beschloß nach einem Gespräche mit Sherman, das Centrum der südstaatlichen Vertheidigungslinie anzugreifen und sich zunächst in Besitz der Forts Henry und Donelson zu setzen. Fort Henry wurde von Grant nach geringer Gegenwehr genommen, Fort Donelson am 16. Februar vom General Floyd geräumt, nachdem ein Anfangs glücklicher Ausfall, durch des eben eintreffenden Grant Energie, zurückgeworfen war. Floyd zog sich nach Nashville zurück, nur Buckner war in Fort Donelson zurückgeblieben, mußte aber, da die Kälte von — 20°, der Mangel an Lebensmitteln und die Ueberzahl des Feindes eine Vertheidigung fast unmöglich machten, am folgenden Tage capituliren. 15,000 Mann und 65 Geschütze wurden gefangen. Ebenso günstig waren die Operationen am Mississippi; Columbia, damals das Gibraltar des Westens genannt, einige Meilen südlich von Cairo, mußte General Polk räumen und sich nach der Mississippi-Insel Nr. 10 zurückziehen. Johnston zog sich von Bowlinggreen zurück und bald gerieth auch Nashville in die Hände Buell's, der von Louisville aus vorgerückt war.

Schon am 8. April fiel die Insel Nr. 10 von dem Commandeur Foote auf dem Flusse von Cairo her, und von Pope vom Lande aus angegriffen, und nun war die conföderirte Armee auf die 2. Linie von Fort Pillow oberhalb Memphis am Mississippi, über Corinth und Decatur bis Chattanooga zurückgedrängt. Johnston, der bei Murfresborough Buell gegenübergestanden, war mit dem größten Theile des Heeres nach Corinth, einem Eisenbahnknoten an der östlichen Grenze des Staates Mississippi, nahe dem Tennessee, gegangen. Halleck beschloß die Heere unter Grant und Buell zu vereinigen und Corinth anzugreifen. Johnston ging Grant entgegen, um ihn vereinzelt zu schlagen, — am 6. April war Grant's Armee in bedenklicher Lage, vielleicht rettete ihn nur die Standhaftigkeit von Sherman's Division. Am folgenden Tage traf Buell ein und nach blutigen Kämpfen ging Beauregard, der den Oberbefehl übernommen, nachdem Johnston gefallen, nach Corinth zurück. Die Schlacht, in der 20,000 Mann auf beiden Seiten blieben, wird im Norden die von Pittsburg Landing, im Süden die von Shiloh, in Europa meist die Schlacht von Corinth genannt. Beauregard räumte heimlich Corinth, um seine Truppen mit Benutzung der Eisenbahn nach Virginien zu führen; als Halleck in den folgenden Tagen gegen Corinth vorging, fand er die Werke verlassen. Bald zog Halleck Pope und andere Verstärkungen nach Corinth, wo er gegen 100,000 Mann vereinigte. Seine bisherige Aufgabe hatte er glänzend gelöst; er stand südlich von Fort Pillow, das nun einem Angriff vom Wasser aus preisgegeben war, beherrschte die Bahn von Memphis nach Chattanooga und Charleston, dem nördlichen Schienenwege, der den südlichen Theil der Conföderation mit dem westlichen verband, und die Baumwollenstaaten Mississippi, Alabama, Georgien lagen schutzlos vor ihm, der Weg nach Carolina und Virginien schien eröffnet.

Diesen Ereignissen auf dem westlichen und dem centralen Kriegstheater waren die Operationen an der Küste schon vorangegangen. Butler, vor dem Kriege Advocat in Massachusetts und Mitglied des Congresses, war mit 4 Fregatten, 2 Kanonenbooten und 4000 Mann nach dem Pamlico-Sund gegangen, hatte die Forts am Cap Hatteras, die schwach besetzt waren, zur Uebergabe ge-

zwungen, und einen Theil der Küste von Nordcarolina erobert. Von Monroe aus fuhren der Admiral Dupont und Sherman mit 8 Kriegsschiffen, 16 Kanonenbooten und 10,000 Mann nach der Küste von Südcarolina, die Forts Walker und Beauregard wurden von den Conföderirten geräumt, und am 5. December besetzte Sherman die wichtige Hafen- und Handelsstadt Beaufort, ebenso wurden der Hafen Fernandine in Florida und im Albemarle-Sund an der Küste von Nord-Carolina, Neu-Bern und Beaufort im Februar durch Burnside eingenommen.

Der wichtigste Erfolg war die Einnahme von New-Orleans; der Missouri und Mississippi waren die Pulsadern für den Handel und Verkehr des Nordwestens; es war also wesentlich, die freie Schifffahrt auf dem Mississippi sobald als möglich herzustellen, um das Interesse dieser Staaten an der Fortführung des Krieges lebendig zu erhalten. 6 Kriegsdampfschiffe, 16 Kanonenboote, 21 Mörserschiffe unter Admiral Farragut und 10,000 Mann Landungstruppen unter Butler gingen im Februar 1862 nach dem mexicanischen Meerbusen, nahmen zuerst Pensacola in Florida und waren am 13. April vor der Mündung des Mississippi. Das Bombardement der Forts Philipps und Jackson, welche die Haupteinfahrten sperrten, hatte keinen Erfolg und so beschloß Farragut, mit seinen Schiffen bei den Forts vorbeizufahren. Die Wände der Schiffe wurden durch Heuballen, der Maschinenraum durch Ankerketten geschützt, und so gelang es am frühen Morgen des 24. April, die Flotille stromaufwärts, mit Verlust nur eines Schiffes, trotz des lebhaften Feuers aus den Forts vorbeizuführen. Farragut war am 26. vor New-Orleans, die Forts ergaben sich am 28. an Butler, der am See Pontchartrain gelandet war und sie umgangen hatte. Der conföderirte General Lovel räumte sofort die offene Stadt, zog nach Norden und stieß zu Beauregard's Armee bei Corinth; Butler besetzte sie und begann sein energisches, aber willkürliches Regiment, bei dem er sich und die Seinen bereichert haben soll. Butler wurde später abberufen, wegen eines Conflicts mit dem französischen Consul, und weil er einen mit Recht Anstoß erregenden Befehl über die Behandlung der Frauen erlassen hatte, welche Officiere und Soldaten der Unions-Armee beleidigten.

Noch ehe Mc. Clellan seine Offensivbewegung begann, hatten die Conföderirten Anfang März 1862 ihre Stellung bei Manassas-Junction geräumt, ohne daß es von der Unions-Armee bemerkt worden wäre. Sie hatten zu viele und gute Verbindungen in Washington, um nicht rechtzeitig von allen Plänen in Kenntniß gesetzt zu sein. Mc. Clellan wollte die jetzt von Joseph Johnston commandirte Armee umgehen. Banks sollte im Shenandoah-Thal mit 20,000 Mann, Mc. Dowell mit 50,000 über Frederiksburg vorrücken, Mc. Clellan mit 80,000 Mann zur See nach Monroe gehen, und auf der Halbinsel zwischen dem York- und James-River auf Richmond vordringen. Aber vom Beginn der Operationen an wurde er durch den Kriegsminister sehr beschränkt, und bald, am 12. März, blieb ihm nur der Befehl über den linken Flügel der virginischen Armee, 80,000 Mann, überlassen, während die Gesammtleitung der 3 Armeen Lincoln's Cabinet vorbehalten blieb.

Lincoln hatte zuerst unbedingtes Vertrauen zu Mc. Clellan gehabt, ihn

oft besucht und stundenlang im Lager bei ihm gesessen; aber die republikanische Partei wußte ihm Mißtrauen gegen den General einzuflößen und solchen Einflüsterungen war Abraham Lincoln's ehrliche Seele um so zugänglicher, je mehr er seine — des gesetzlichen Oberfeldherrn in Krieg und Frieden — unzulängliche Kenntniß und Beurtheilung aller militärischen Dinge selbst fühlte. Als die Ausführung von Mc. Clellan's wohldurchdachtem Plane durch das Seegefecht von Hampton-Roads unterbrochen wurde, legte Lincoln den Plan einer Commission von 12 Generalen vor, die ihn theilweise mißbilligten. Von den fünf ältesten Divisionsgeneralen, die gegen Mc. Clellan's Plan gestimmt, führten drei Corps unter seinem Befehl. Lincoln hatte die Ordre, welche Mc. Clellan den Oberbefehl über die gesammte Armee entzog, an dem Tage unterzeichnet, an welchem der General von Washington zur Armee abging. Die erste Nachricht von der für ihn und die Armee so wichtigen Veränderung erhielt er durch ein Journal. Der Graf von Paris, der überall Mc. Clellan vertheidigt, sagt: „Le gouvernement de Washington, par son impéritie, compromettait dès le début, la campagne décisive, pour laquelle la population patriotique du Nord ne lui avait marchandé ni les hommes ni l'argent."

Noch ehe die Unions-Truppen bei Monroe ausgeschifft wurden, trat ein merkwürdiger Zwischenfall ein, der auf den Verlauf des Krieges, ja auf den Bau der Kriegsschiffe aller Nationen großen Einfluß gehabt hat. Am 8. März (1862) war der Merrimac, eins der zu Gosport versenkten Schiffe, von den Conföderirten „Virginia" genannt, das die Conföderirten zu einem Panzer- und Widderschiff umgewandelt hatten, vom Capitän Buchanan geführt, aus dem Hafen von Norfolk ausgelaufen und hatte die in Hampton-Roads versammelten Kriegs- und Transportschiffe angegriffen. Um 2 Uhr Nachmittags begann der Kampf; die Segelfregatte Cumberland von 24 Kanonen erhielt den ersten Stoß des Widders unter der Wasserlinie, das Wasser strömte durch das mehrere Fuß breite Leck und bald sank das Schiff mit dem größten Theile der Bemannung. Der „Congreß," eine Segelfregatte von 50 Kanonen, war auf den Strand gelaufen, um sich vor dem eisernen Sporn der Virginia zu flüchten, aber bald wurde er von den Geschossen in Brand gesetzt; die Mannschaft floh auf's Land. Nun wendete sich die Virginia gegen die „Minnesota", der ein gleiches Schicksal bevorzustehen schien; aber die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende. Es war zu erwarten, daß das Ungethüm am folgenden Tage sein Zerstörungswerk fortsetzen würde. Das Feuer der Kriegsschiffe war wirkungslos gewesen; wie Erbsen von einer Knabenhand geworfen, prallten die Kugeln von dem Panzer aus schmiedeeisernen Platten ab und die Kriegs- wie die Transportschiffe wären auf der Rhede schutzlos den Stößen wie dem Feuer der Virginia preisgegeben.

Da kam in der Nacht zum 9. März der von Erikson erbaute „Monitor". Erikson erwartete von seiner Erfindung eine Umgestaltung aller Kriegsmarinen und nannte sein Thurmschiff „Monitor" (Warner), weil es England zeigen solle, daß die Zeit seiner Seeherrschaft vorüber, und den Conföderirten, daß ihr Loos bald entschieden sei. Der kleine Monitor mit zwei schweren Geschützen in einem drehbaren Thurm war der Virginia gewachsen. Nach fast fünfstündiger Kano-

nade, bei welcher kein Mann beider Equipagen getödtet war, zog sich die Virginia, deren Panzer beschädigt worden, zurück, und wagte sich während der folgenden Operationen nicht wieder in den James-River. Bei der späteren Räumung Norfolk's wurde sie in die Luft gesprengt, da die Conföderirten fürchteten, sie nicht nach Richmond schaffen zu können.

Die Ueberlegenheit der Panzerschiffe war hier so überraschend hervorgetreten, daß bald in allen Marinen eine Umgestaltung der Kriegsschiffe folgte, obgleich die späteren Jahre des Krieges manche entgegengesetzte Erfahrungen zeigten. Hölzernen Schiffen glückte es, bei stark armirten Batterien ohne Beschädigung vorüberzufahren, und auch den stärksten Panzerschiffen und Monitors gelang es nicht, die Batterien von Charleston zu überwinden. Die Torpedos sind den gepanzerten Schiffen so gefährlich, die Sperrungen ihnen so hinderlich als den leichten, beweglichen hölzernen Schiffen. Je undurchdringlicher der Panzer, also je schwerer das Schiff, desto geringer wird die Ausrüstung mit schweren Geschützen werden. Der „Cumberland" wie der „Congreß" waren unzulänglich armirt und konnten im seichten Fahrwasser ihre größere Beweglichkeit nicht geltend machen. Nach Beendigung des Krieges sprach sich der vielerfahrene Admiral Porter im Ganzen gegen die Panzerschiffe aus, und der alte Seeheld Farragut forderte „hölzerne Schiffe, aber eiserne Herzen."

Am 4. April hatte Mc. Clellan seine Landung bei Monroe beendet, seine vier Armeecorps commandirten Heinzelmann, Sumner, Smith, Porter. Er belagerte zuerst das stark befestigte Yorktown, welches Magruder, der auf der Halbinsel commandirte, räumte und eine neue Stellung bei Williamsburg bezog. Am 4. Mai rückte Mc. Clellan in Yorktown ein; fast 100 Jahre vorher hatte die Capitulation Cornwallis' bei Yorktown den Sieg und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten entschieden.

Durch ein Corps, das den York-River aufwärts gefahren war, umgangen, zogen sich die Conföderirten bis hinter den Chikahominy zurück. Mc. Clellan folgte und stellte sein Heer wenige Meilen von Richmond entfernt auf beiden Seiten des Flusses auf, dessen nothwendige Ueberbrückung an mehreren Stellen viel Zeit raubte, während durch die Hitze und die sumpfige, ungesunde Gegend bösartige Fieber erzeugt wurden. General Lee, der die Armee vor Richmond commandirte, griff zwei vorgeschobene Divisionen der Unions-Armee am 31. Mai an, drängte sie nach White Oak Swamp (Weiß-Eichen-Sumpf) und würde sie vernichtet haben, wenn Mc. Clellan nicht gegen Abend die einzige schon vollendete Brücke benützt hätte, um zwei neue Divisionen herbeizuführen. Lee's erneuerte Angriffe an den folgenden Tagen wurden ebenfalls zurückgewiesen; bei Fair-Oaks wurde Joseph Johnston schwer verwundet und Lee zum Oberbefehlshaber aller Armeen des Südens ernannt. Im Heere, wie im ganzen Volke der Südstaaten wurde seine Ernennung mit allgemeinem Vertrauen, ja mit Jubel begrüßt; ein seltenes Beispiel, denn er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, sich als Heerführer auszuzeichnen, hatte noch keine größere Action selbständig geleitet. Aber alle diese Bedenken überwog der Eindruck seiner Persönlichkeit, sein Name, seine virginischen Familienverbindungen, endlich Scott's bekannt

gewordenes Urtheil über seine militärische Bedeutung; und so legte Jefferson Davis das Schicksal des werdenden Staates in Lee's starke Hand.

Jackson war im Frühjahr mit einem Theile des Heeres zu einer Diversion nach dem Shenandoah-Thal gerückt, und da Lee in den Gefechten große Verluste erlitten und Verstärkungen erwartete, so trat bis Ende Juni eine Art von Ruhe am Chikahominy ein, die Mc. Clellan benutzte, um den Brückenbau zu vollenden, ein großes Verpflegungsdepot in Westpoint am York-River anzulegen und Verstärkungen heranzuziehen. Er hoffte noch immer auf das Zusammenwirken mit den Corps von Mc. Dowell und Banks, das im Operationsplane gelegen hatte und auf die baldige Einnahme von Richmond. Dort war man sehr besorgt, und der Sitz der Regierung sollte nach Montgomery verlegt werden. Davis hatte schon gepackt, um rechtzeitig die Archive, die Kassen und seine Person in Sicherheit bringen zu können. Die Armee war aus ihren Stellungen auf der Halbinsel verdrängt und das Heer des verhaßten Feindes stand nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt; freilich war ein Versuch der Panzerschiffe der Unirten, auf dem James-River vorzudringen, an den Geschützen des Forts Darling und an der schnell improvisirten Sperrung des Flusses gescheitert — dennoch wäre Richmond ohne Jackson's kühnen und gewandten Zug gefallen.

Der seltene Mann*) ist eine so originelle Persönlichkeit, hat so bedeutenden Antheil an den Siegen der Conföderirten gehabt, daß eine kurze Schilderung seines Charakters auch in diesem Abriß einer Geschichte des Krieges gerechtfertigt erscheint. 1824 in Clarksburg in West-Virginien geboren, aus einer englischen Familie stammend, wurde er in West-Point erzogen, trat bei der Artillerie ein, zeichnete sich im Kriege gegen Mexiko aus, und war bei Ausbruch des Krieges 1861 Professor der Naturwissenschaften an der Militärschule in Lexington. Hier war er ein eifriges Mitglied der presbyterianischen Kirche geworden und erfüllte alle Gebräuche derselben mit peinlicher Regelmäßigkeit. Jeden Sonntag sah man den steifen, ernsten Professor, das Gesangbuch in der Hand, zur Kirche gehen, während der Rede verwandte er keinen Blick von dem Geistlichen. Seine ganze Lebensweise wurde durch die Vorschriften der Kirche geordnet, sein Umgang waren Geistliche und christlich gesinnte Matronen seiner Confession.

Wenig gewinnend war seine äußere Persönlichkeit; — wenn der lange, hagere Mann in grauer Uniform mit ungeschickten Bewegungen, gesenkten Hauptes eilig durch die Straßen ging, als hätte er eine Entfernung abzuschreiten, schien er, der Gegenwart und seiner Umgebung entrückt, irgend eine mathematische oder theologische Wahrheit zu suchen. Wurde er angeredet, so erwachte er wie aus einem Traume und sah den Frager verwundert an. In seinen Vorträgen war er schwerfällig, auf jeden Satz schien er das höchste Gewicht zu legen. Da er zugleich peinlich pedantisch und von höchster Pünktlichkeit und Strenge war, so mußte sein eigenthümliches Wesen den Spott und die Lachlust seiner Schüler hervorrufen. „Old Tom Jackson" oder „old fool Jackson" galt Vielen

*) Stonewall Jackson by Esten Cooke.

für gestört, er war eine komische Person, vielfach wurde er für geisteskrank gehalten. Aber seine strenge Gerechtigkeit, seine seltene Pflichttreue, seine Uneigennützigkeit sicherten ihm Gehorsam und Achtung. In ganz anderem Lichte zeigte er sich als Artillerie-Instructeur; er leitete das Exerciren mit lebendigem Interesse. Wenn gefeuert wurde, schien er ein anderer Mensch zu werden; er richtete sich hoch in den Bügeln auf, faßte den Säbel fester, die sonst so ruhigen Augen glänzten, die weiten Nasenlöcher dehnten sich, und der steife Schulmeister, der ernste Presbyterianer verwandelte sich. Sein begeisterter Biograph Cooke, dem diese Züge entnommen sind, sagt: „Auch in seiner äußerlich so stillen, einfachen Seele lagen die Gefühle, denen Othello einen so wahren Ausdruck leiht, wenn er im tiefsten Schmerz ausruft:

„Fahr wohl, du wall'nder Helmbusch, stolzer Krieg,
Der Ehrgeiz macht zur Tugend, o fahr' wohl!
Fahr wohl, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Muthschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Und o du Mordgeschoß, deß rauher Schlund
Des ew'gen Jovis Donner widerhallt."

Als Jackson, der in voller Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Secession sich für dieselbe erklärt hatte, zum Obersten ernannt war, unterhielten die Zeitungen in Richmond ihr Publicum durch Schilderungen des neuen Obersten, der auf schlechtem Pferde, vorn übergeneigt, mit nach hinten gezogener Mütze, in denkbar ungraziösester Haltung saß, und sagten, wenn die Conföderation so arm an fähigen Officieren sei, daß sie solche Figur zum Obersten machen müßte, so würden ihre Tage gezählt sein. Aber seine Vorgesetzten wie seine Soldaten kannten Jackson's Werth besser, trotz der seltsamen Eindrücke seiner äußeren Erscheinung. Nach der Schlacht bei Bull-Run war seine Popularität im Heere gewachsen; er wurde „Old Jack" oder „Stonewall" genannt. Wenn er sich seiner Brigade näherte, erhob sich allgemeiner Lärm, oft mit Gelächter untermischt; mit starrem Blicke, nach vorn geneigt, mit schmutzigem Rock und gelber, hintenübersitzender Mütze, das Sturmband unter der Nase und das Kinn in der Luft, jagte er auf seinem Rothschimmel so schnell als möglich vorüber, um den unvermeidlichen Ovationen zu entgehen. „Old Jack kommt," war der allgemeine Schrei, und bei den andern Truppen hieß es: „da kommt Jackson oder ein wildes Kaninchen," deren Ankunft einen ähnlichen Tumult im Lager zu erregen pflegte. Es ging dem General wie einst dem Professor: seine Untergebenen lachten über ihn und liebten ihn doch und vertrauten ihm unbedingt.

Bei diesen Operationen im Shenandoah-Thal zeigte Jackson zuerst seine Feldherrn-Talente; ohne ihn wäre Richmond im Sommer 1862 gefallen. Bei seinen gewaltigen Märschen, dem blitzschnellen Wechsel der Operationsziele, den Kreuz- und Querzügen durch Wälder und Gebirgspässe, unterstützte ihn besonders der Führer seiner Avantgarde, Oberst Ashby, der später bei einem Scharmützel fiel.

Ashby, der Sohn eines vornehmen Virginiers, war ein eleganter Cavalier, Sportsman, galt für den besten Reiter in den Südstaaten — jung, schön, reich, bisher vom Leben verwöhnt, hatte er leidenschaftlich Partei ergriffen, wurde bei

seinen Familienverbindungen zum Obersten ernannt und war einer der kühnsten, umsichtigsten, unermüdlichsten Reiterführer. Es spricht für die Größe und innere Tüchtigkeit Jackson's, daß von der seinen so verschiedene Naturen, wie Ashby und der diesem ähnliche Stuart, ihm ganz ergeben waren, völlig seine Anschauungsweise theilten und in seinem Willen aufgingen.

Schon im April hatte er den an Zahl weit überlegenen Banks, einen unfähigen Führer, bis über den Potomac zurückgedrängt, und in Lincoln, wie in dem neuen Oberbefehlshaber Halleck, der von Washington aus alle Operationen leitete, ernste Besorgnisse für die Sicherheit der Hauptstadt hervorgerufen. Lincoln hatte schon früher an Mc. Clellan geschrieben: „Mc. Dowell hat Befehl, auf dem kürzesten Wege nach Richmond zu gehen und mit seinem linken Flügel an Euren rechten zu stoßen. Vor Allem soll er in einer solchen Stellung bleiben, daß er Washington vor jeder möglichen Attaque sichern kann. Das ist seine Hauptaufgabe, und Ihr dürft ihm keine Befehle geben, die ihn daran hindern." Da Washington über 30 deutsche Meilen von Richmond entfernt ist, konnte Mc. Clellan nach diesem Befehle nicht mehr auf Mc. Dowell's Mitwirkung, eine der Grundlagen seines Operationsplans, rechnen, oder gar mit dessen linkem Flügel in Verbindung treten. Am 21. Mai schrieb Lincoln, nachdem Jackson im Besitz fast des ganzen Shenandoah-Thales war, an Mc. Dowell: „Fremont, (der das Commando in West-Virginien erhalten) soll von Franklin gegen Harrisonburg vorrücken, Ihr sollt die Bewegung gegen Richmond für jetzt aufgeben, und mit der Manassasbahn gegen das Shenandoah-Thal vorgehen, um Banks, der bei Winchester steht, zu unterstützen, um im Verein mit Fremont Jackson und Ewell abzuschneiden und zu vernichten." Das war eine Aufgabe, die Mc. Dowell, der bei Fredericksburg stand, unmöglich ausführen konnte. Jackson folgte Banks auf dem Fuße, und Fredericksburg ist von Winchester zwanzig deutsche Meilen entfernt. Aber diese unausführbaren Befehle, die Lincoln unter Halleck's Mitwirkung erließ, zeigen, wie großen Einfluß Jackson's kühne, mit nur 15,000 Mann begonnene Offensive auf den ganzen Krieg hatte; sie absorbirte die Thätigkeit von Mc. Dowell, Banks und Fremont, also von 80,000 Mann, die unter dem Oberbefehl des General Pope gestellt wurden und vor Allem Washington schützen sollten, sie wirkte lähmend auf Lincoln's und Mc. Clellan's Entschlüsse, eröffnete die reichen Hilfsquellen des Shenandoah-Thals und eines Theiles von Ost-Virginien und erhob das Selbstgefühl und die Opferfreudigkeit im Volk und Heer der Südstaaten, welche bei der Bedrohung von Richmond gesunken waren, auf's Neue. Daß Halleck als Oberbefehlshaber von Washington aus, dem Sitze zahlloser Intriguen, alle Nord-Armeen leitete, hatte auf die Kriegführung einen so ungünstigen Einfluß, als 1870/71 die Lenkung der französischen Heere durch die Kriegsminister Palikao und Gambetta.

Ende Mai war Jackson's Stellung auf's äußerste gefährdet; er stand mit kaum 15,000 Mann zwei Meilen südlich von Harpers-Ferry, in dem eine starke Besatzung der Unions-Armee lag; am linken Ufer des Potomac stand Banks, dessen Heer zwar in völliger Auflösung geflohen war, aber numerisch noch die Stärke von Jackson's Corps hatte. Von West-Virginien rückte Fremont

mit 20,000 Mann in Eilmärschen heran, um die große Straße nach Winchester früher als Jackson zu gewinnen und ihn abzuschneiden; von Osten kam Mc. Dowell, um, durch einen der südlichen Pässe der blauen Berge dringend, ihn zu vernichten. Jackson schien verloren; er hatte aber von allen Bewegungen der Gegner genaue Kunde; es galt zunächst, Straßburg früher als Fremont, der ihm am nächsten stand, zu erreichen. Am Nachmittag des 30. Mai verließ er Charleston und war am 1. Juni in Straßburg, 50 Meilen (104 Klm.) hatte er in 40 Stunden zurückgelegt, Gefangene, Waffen und vielen Proviant mitgeführt. Bei Croß-Keyes machte er am 7. Juni gegen den ihm folgenden Fremont Front und warf ihn zurück, griff am 9. Mc. Dowell's Avantgarde unter Shield an, der die Brücke über den Shenandoah bei Port Republik besetzt hatte, und schlug ihn. Mitte Juni stand er bei Charlotteville, bereit, die Armee unter Johnston zu unterstützen. Hier hielt er einen Bettag, um Gott für die erfochtenen Siege zu danken und um die Fortdauer seiner Gnade zu bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Schumann und seine Schule.

Von

Louis Ehlert.

Bedeutende Künstler pflegen einen Kreis um sich zu sammeln, der für sie propagirt und als dessen natürlicher Niederschlag sich die Schule entwickelt. Schule ist der letzte und reifste Wurzeltrieb einer neuen Macht, und als solcher zeugungs- und bekehrungslustig. Jede Schule, weil sie gegen das Herrschende Front macht und einen neuen Glauben einführen will, hat eine Revolution im Kleinen, zunächst mit einer gemischten Gesellschaft, zu kämpfen. Alle mißmuthigen, unengagirten Kräfte fallen ihr als schwer zu schätzender Anhang zu, dessen Beherrschung für ihr Schicksal entscheidend wird. Man kann die Temperaturhöhe einer solchen geistigen Bewegung erst messen, wenn diese sich ihrer fremden Zuflüsse entledigt hat, sicherer noch, wenn sie im Niedergange begriffen ist.

Der Schumann'schen Schule, der stärksten, welche wir vielleicht jemals auf musikalischem Boden erlebt haben, ist keine dieser Perioden ihrer Entwickelung erspart geblieben. Aus, wie immer, ziemlich verworrenem Anfang hat sie sich zu großer Klarheit ihrer Gestalt heraus gearbeitet, so daß im Augenblick weit über die Hälfte aller deutschen Musiker ihr angehören oder ihr angehört haben. Warum ich diese Unterscheidung mache, will ich erklären, nachdem ich von Schumann ein möglichst concentrirtes Bild entworfen.

Es gibt Menschen, bei deren Namen Alles in unserer Seele erklingt, was uns an das Mährchen unserer Jugend erinnert. Jugend ist immer ein Mährchen: sie liegt so fern, ist so durchwebt mit Geheimniß und Wunder, so angeglänzt von allem Zauber des Anfänglichen. In dieses Mährchen der Jugend mit seinen Kinderspielen, seinem Lenz und seinen Blumen, seiner ersten verschämten Liebe, seinem Füllhorn von Verheißungen, welches ein noch von keiner Enttäuschung getroffenes Vertrauen an die Brust drückt, versetzt uns Schumann. Von den „Kinderscenen" an, durch die bunte Lebenswelle der Studienzeit mit ihren phantastischen Verbindungen à la „Kreißler" und „Davidsbündler", die göttlichen Flegeljahre, in denen sich „Florestan und Eusebius" als humoristische Gegensätze personificiren, durch das übermüthige

Versteckspiel im „Carneval" bis zu den „Myrrthen" und „Frauenliebe und Leben" — welch' eine Welt von jungen und reinen Regungen, welche Heimathsluft weht uns aus ihnen an! Wie quellen die Empfindungen aus der tiefsten Tiefe des Herzens hervor, tiefer dünkt mich, als sie in ihrer Art irgend eine Kunst zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat! Wie ist das so stark und keusch: unsere deutsche Jugend in ihrer vollen Poesie, wenn auch mitunter etwas derb und wunderlich. Das ist der alte Klang der Glocken, der uns zur Schule rief und die selige, goldene Zeit der Ferien einläutete; das ist der Wald, die Nachtigall, der Mond, denen wir unsere Träume verriethen. Alles schön Bewegte daheim und draußen, der sprudelnde Wasserfall einer noch unbegrenzten, unbeängstigten Lebensfülle — das ist Schumann'sche Musik, wie sie sich zunächst kundgab. Sie war erst Phänomen, dann wurde sie Kunst. Stehen bleiben hätte sie bei ihren ersten Eruptionen nicht können. Sie mußte abdanken oder sich entwickeln: und entwickeln hieß in diesem Fall, weiser werden, aus der seligen Ueberspanntheit der Jünglingszeit in's Mannesalter treten.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung dieser ersten Zeit. Sie ist die Zeit seiner, unserer Jugend.

Wo gab es jemals etwas, was an Prägnanz ihr gleich käme? Jeder Zug, jede Wendung neu; neu im Gedanken wie im Ausdruck. Eine Fähigkeit, im kleinsten Raum ein unendliches Volumen auszudrücken, wie sie weder vor noch nach ihm vorgekommen ist. Der Gedanke wird bis auf seinen letzten Grund condensirt, aber nicht durch das Reagens des Bewußtseins, sondern intuitiv. In der Retorte braut man solche Einfälle nicht. Das springt hervor, wie aus einer Spalte der Schöpfung, wie aus dem Felsenritz die Blume. Man betrachte die Reihe der „Davidsbündlertänze", nach meiner persönlichen Ueberzeugung vielleicht das Merkwürdigste, ich sage nicht das Reifste, was Schumann gemacht hat. Es ist eine Miniaturmalerei, in welcher jeder Centimeter eine kleine Welt bedeutet. Wie winzige Quellchen springen sie lauter und hell empor, ein jedes reich genug, um Ströme zu speisen. Was ist überhaupt Format? Der Gedanke braucht unter Umständen sehr wenig Raum. In Schumann's kleinem „Warum?" ist mehr Frage aufgeworfen, wie in allen Adagios der Nachbeethoven'schen Sinfonie. Könnte man nicht im Gegentheil sagen: Kunst ist Verdichtung, Sammlung im kleinsten Punkt? Ein kleines Format macht eine Kunst nicht klein, wie wir von Meissonier wissen. Aber es verlangt die Entäußerung alles Accessorischen. Man muß nicht nur den Kern einer Sache zu treffen, man muß sich auf ihn zu beschränken verstehen. Halb Federzeichnung, halb Aquarell, haben diese Miniaturen von jener den Reiz des Stehgreiflichen, von diesem das rasch fixirte Colorit. Schumann hat diese Kunst der musikalischen Diminutivpoesie geschaffen. Er war Jean Paulianer in jener Zeit; wüßte man es nicht aus der Art seines Humors, so wüßte man's aus seinen Schriften und Briefen, von denen ganze Seiten wie von Jean Paul geschrieben scheinen. Er hatte von ihm den Reichthum an Ideen und die Schwelgerei des mehr trüben als heiteren Empfindens. Auch den Kampf mit dem Ueberschüssigen hatte er mit ihm gemein. Nur war er glücklicher darin, und in Folge dessen im Vortrag ungleich freier. Er wußte seine Figuren viel lebendiger herauszubringen

und hatte, namentlich in seiner späteren Zeit, das Talent der Exposition in hohem Grade. Ich glaube, daß die Kleinkunst seiner ersten Periode ein großes Glück für Schumann war. Wer weiß, ob er der bedeutende und vielseitige Künstler geworden wäre, wenn er bei seinem Hange zur Schwärmerei und zu unbetretenen Pfaden nicht früh gelernt hätte, sich zu formiren und einen Gedanken auf sein kleinstes Quadrat zu untersuchen.

Nirgend in aller späteren Zeit ihres Ringens tritt die Kraft einer die Welt ganz aus eigenen Mitteln gestaltenden Natur mit solcher Gewalt hervor, wie in diesen ersten Werken. Sie strotzen von dem schroffen Idealismus, der so rührend ist für congeniale Menschen, so abschreckend für die große Masse. Mit stolzem Eigenleben kehren sie allem Gewohnten den Rücken, und verfolgen die Hochwelt ihrer Ziele mit dem starken Auge des Alpenjägers. Bis an die Schneegrenze des Erstorbenen treibt das heiße Herz ihn mitunter, aber nie, ohne daß er mit fremden Blumen von ihr zurückkehrte.

Zu den Werken, von denen hier die Rede ist, rechne ich die „Intermezzi", die „Papillons", die „Toccata", die „Davidsbündlertänze", den „Carneval", die „Fis-moll-Sonate", die „Phantasiestücke", die „Sinfonischen Etuden", die „Kinderscenen", die „Kreisleriana", die „C-dur-Fantasie", die „Humoreske", das „Blumenstück", die „Novelletten", die „Nachtstücke" und den „Faschingsschwank". Sie würden Schumann allein die Unsterblichkeit sichern. Wer wie ich das Erscheinen dieser Werke zum Theil miterlebt hat, wird sich der Eindrücke erinnern, die sie damals hervorriefen. Der Kreis für ihr Verständniß bewegte sich zunächst in den Grenzen eines Clubs. Die Art, wie hier Poesie am Clavier getrieben wurde, war so originell, daß die Herren, welche ihren Beethoven kaum bis zur F-moll-Sonate bewältigt hatten, sich Angesichts einer so schwer zu definirenden Erscheinung rathlos befanden. In den classischen Foyers wurde die Frage, ob man es mit einem alle Tradition flott brüskirenden Genie oder mit der Vollblütigkeit einer durch die romantische Schule corrumpirten Phantasie zu thun habe, um so lebhafter erörtert, als der verständlichere Mendelssohn den musikalischen Anforderungen so viel mundgerechter war. Glücklicher Weise gibt es zu allen Zeiten Menschen, welche die Witterung des Genies haben. Ohne solche hätte das Verständniß Schumann's nicht so rasche Fortschritte gemacht. Gibt es doch noch heute Tageskritiker, deren ganze Bekanntschaft mit Schumann sich auf das beschränkt, was sie zufällig in Concerten von ihm zu hören bekommen. Nun brauchte ein Spieler nur so ungeschickt zu sein, ein Stück von ihm, das sich nur für den kleinsten Raum eignet, in einem größeren vorzutragen, und das Verdict war fertig. Als ob es die Schuld eines Interieurs wäre, wenn man es bei offenen Fenstern behandelt!

v. Wasielewski erzählt in seiner Biographie, daß Schumann Werke aus dieser Zeit „leeres, wüstes Zeug" genannt habe. Er soll dies „abwehrend und in ironischer Weise" gesagt haben. Ich lege hiebei allen Accent auf das „Ironische". Es ist schwer zu denken, daß ein Mann, wie Schumann, so allen Zusammenhang mit den Grundelementen seiner Natur verloren haben sollte. Nehmen wir dieses aber selbst als Möglichkeit an, so wäre die Erfahrung, daß

große Männer unsichere Führer in ihrer eigenen Literatur sind, nur um ein Beispiel reicher.

Aus diesen ersten und reichen Kundgebungen einer in dem romantisch isolirten Gespinnst eigener Weltanschauung hinreichend gesättigten Lust entfaltete sich, wenn auch zunächst mit der Scheu, mit welcher das Wild sein Walddunkel verläßt, der Trieb nach Vergesellschaftung, nach Berührung mit dem Außenleben, und in seiner nothwendigen Folge nach größeren, das Innenleben nicht mehr in seinen geheimen Einzelbewegungen, sondern als Complex zusammenfassenden Schöpfungen. Schon in der „Fantasie" und der „Florestan-Eusebius-Sonate" zeigen sich Spuren rüstigeren Ausschreitens, wenn auch des Mimosenhaften noch genug in ihnen steckt. Die G-moll-Sonate greift, namentlich in den Außensätzen, schon mit derberer Lebenslust in das reale Weltgetriebe. Etwas Privates, Außergesellschaftliches hängt freilich auch seinen freiesten Schöpfungen an. Er stand so wenig im eigentlichen Leben, daß auch das Lebendigste, was er schuf, immer einen kleinen Rest von Traum an sich trägt. Wer ihn persönlich gekannt hat, wird dies in seiner ganzen Art, sich zu geben, bestätigt gefunden haben. Sprach er, so war es, als hätte er sich erst mit einer inneren Erscheinung abzufinden; alles in ihm war wie von einer anderen Welt angestrahlt. Blick, Sprache, Bewegung waren verhüllt. Das „fromme Blumengesicht" seiner inneren Welt entschleierte sich, glaube ich, nur dem Mondlicht. Man hatte das Gefühl, als wäre alle Erscheinung der wirklichen Welt ihm nur das Correlat seiner Träume.

In solchen Organismen hat Alles einen geheimnißvollen Vorgang. Das Unzulängliche wird in ihnen Ereigniß. Sie empfinden, erfahren, schließen anders wie wir. Die Kunst wird die einzig denkbare Form ihrer Existenz. Aber sie trägt die Zwielichtsfarbe einer dem Licht der Sehnsucht schwermüthig nachdunkelnden Welt.

Zum Glück bringt jedes Leben irgend einmal so erschütternden Klang, daß die Lawinen zu Thal stürzen. Wenn Erde und Mensch in den rechten Frühling treten, dann ist es zu Ende mit allem dunklen Sinnen; die Knospen springen, und keine Sorge zweifelt mehr fort, was sie in tausend Düften verkünden. Von solchem Lenz wurde auch sein Herz berührt. Es war genug mit aller eingeschlossenen Luft des engen Knospenlebens: das Himmelszelt spannte sich aus in erlösender Weite, und unter seinem schönen Licht färbte sich Blume und Blatt.

Der Hang nach peripherischer Entwicklung wird immer mächtiger in ihm; bevor der Weg zur Sinfonie, zum Quartett, zur „Peri" aber gefunden wird, sollte die lyrische Kraft noch einmal ihren vollen Rausch ausleben, wenn auch in anderer Form.

Ich halte es für einen feinen und tief begründeten Zug in Schumann's Natur, daß sie erst nach den phantastischen Gebilden der Clavierdichtung an das Lied gerieth. Das Lied ist immer schon eine verwaltende Kraft des Empfindens, weil sie zwischen der menschlichen Stimme und dem Instrument die inneren Beziehungen aufsuchen muß. Die Tastatur ist eine kleine Unendlichkeit; sie ist grenzenlos und durchlässig wie die Luft. So wie sie in Verbindung mit anderen

Tonelementen tritt, wird sie endlich, d. h. sie begibt sich in gewisse Schranken, zunächst in die des Klangcharakters, dann aber auch in die politischen einer bestimmten Stellung. Schumann's erster Schritt in die wirkliche Welt war das Lied. Aber sonderbar, nicht die Singstimme war bei ihm das Ich, zu dem das Clavier als Welt accompagnirte: die Stimme ist ihm nur der reale, etwas spröde Extrakt einer in die Tastatur versenkten unendlichen Persönlichkeit. Auf ihren schüchternen Ausdruck beschränkt sich Wille und Vorstellung seiner wirklichen Welt. Der Proceß jedoch, den ursächlichen Elementen der Stimmung nicht nur, wie im Claviersatz, eine persönliche Lösung, sondern das ihnen inhärirend Wirkliche abzuringen, war einer späteren Production, welche auf größere Ziele hinarbeitete, von unschätzbarem Nutzen.

Der Liederquell sprudelte so üppig, daß in einem einzigen Jahre (1840) gegen 140 verschiedene Gesangsstücke entstanden, unter ihnen „Heine's Liederkreis", die „Myrrthen", die „J. Kerner'sche Liederreihe", der „Liebesfrühling", der „Eichendorff'sche Liederkreis", „Frauenliebe und Leben", die Heine'sche „Dichterliebe" und die drei ersten Hefte der „Balladen und Romanzen" — alles Schönste also, was er uns gesungen. Es ist viel von dem Unsangbaren Schumann'scher Lieder gesprochen worden: man erlaube mir hier eine kleine Digression.

Alle Technik hat nur zum Zweck, und kann nur zum Zweck haben, die Werke schöpferischer Genien zur Darstellung zu bringen. Nicht darum handelt es sich, für die Stimme möglichst bequem zu schreiben, sondern darum, eine poetische Empfindung musikalisch auszudrücken, natürlich nur so weit, als dies ohne offene Verletzung der gesanglichen Rücksichten möglich ist. Eine Gesangskunst, welche beim bel canto stehen bleibt, welche Bach, Beethoven und Schumann nicht zu singen vermag, steht nicht auf der Höhe ihrer Zeit. Ihre Sache ist es, sich in die neuen Aufgaben zu finden, auf das bequeme Solfeggiren zu verzichten und sich den poetischen Ausdruck anzueignen, den sie erheischen. Daß dieses möglich ist, wissen wir Alle. Ich erinnere hier nur an Stockhausen. Ganz ähnlich erging es einst der Claviertechnik. Als Chopin, Schumann und Liszt mit ihren unendlich gesteigerten Ansprüchen auftraten, schrie die Hummel'sche Schule auch Zeter. Heut zu Tage würden wir über einen Clavierspieler lachen, der von der Unspielbarkeit Schumann's reden wollte. Und ebenso spielbar wie er ist, ebenso sangbar ist er. Was er wirklich Unsangbares geschrieben hat, ist unerheblich. Weitaus das Meiste in seinen Liedern, der „Peri", der „Pilgerfahrt der Rose", im „Faust" bietet einem gebildeten Sänger kaum noch Schwierigkeiten. Bloß sinnliche Stimmwirkungen hervorzubringen, war er freilich nie gewillt, weil er wohl wußte, daß der bloße Wohlklang ebenso wenig bedeutet wie eine Musik, welche nur sanggemäß sein will. Daher die bodenlose Langeweile der bel Canto-Literatur, welche ihren Bänkelsängerschmerz und ihre Briefträgerpopularität bis in unsere Gegenwart fortsetzt. Wer beim Componiren eines Liedes an's Athemholen denkt, der kann alles sein, nur kein Poet. Nun könnte hierauf erwidert werden: ein wirklicher Gesangscomponist denkt über diese Dinge nicht nach; sie sind ihm angeboren. So war es bei Mozart, bei Schubert, bei den Italienern. Aber ich behaupte auch nicht, daß Schumann in

diesem Sinne Gesangscomponist gewesen sei. Ich behaupte nur, daß es eine Aufgabe der Gesangstechnik sei, Lieder wie die seinigen singen zu lernen.

Das Schumann'sche Lied nimmt eine ganz besondere Stellung ein. Die Vertiefung in den poetischen Localton des Gedichtes, durch Schubert schon in hohem Maße ausgebildet, wird von ihm bis zu der erschreckenden Gewißheit des Selbsterlebten geführt. Wie wenig Mittel dazu oft gehören, ersehe man aus „In der Fremde", wo die scheinbar einfachste accordliche Bewegung „die schöne Waldeinsamkeit", in der den Sänger keiner mehr kennt, mit bebender Handgreiflichkeit zeichnet, oder aus der „Mondnacht" (beide aus op. 39), wo wenige Stimmen der Begleitung das „es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt", so — ich kann nur wiederholen, erlebt malen, daß Jeder es fühlt, hier spannt ein Dichter im Mondlicht und Blüthenschimmer „weit seine Flügel aus." Namentlich alles Träumerische, Weiche, Verschämte, hat niemals durch einen anderen Musiker einen treffenderen Ausdruck erfahren. Nie vielleicht wohnte in einem Manne so viel dichterisches Erröthen über die Räthsel seiner Bestimmung,, wie in ihm. Sein eigentlicher Ausdruck in dieser Liederzeit war das Jünglingshafte mit seinem dunkel scheuen Kraftgefühl, seinem morgenröthlichen Schimmer und seiner Frühlingsschwermuth. In den altvertrauten Dichtungen, die er zu Liedern benutzte, überrascht uns oft eine Art von Befremden. Sie scheinen uns bekannt und doch wieder nicht. Das ist der in Musik gesetzte Herzschlag des Dichterworts. Was der Sprache unlösbar blieb, die — man erlaube mir das Bild — Aliquottöne der Empfindung, welche der Dichter nicht geben konnte, klingen in der Musik mit. Mitunter ist man wie erstarrt von dem Einschlag einzelner Stimmungslaute. So tritt in dem Liede „Es zog eine Hochzeit den Berg entlang" ein fremder Ton (Fis) im Ritornell der Begleitung auf. Man weiß nicht, ist das ein herüberklingender Ton der Hochzeitsmusik — ich habe dabei von jeher die Empfindung eines aus der Ferne vernommenen gestopften Horntons gehabt — oder ist es der Ton aus dem Fr. Schlegel'schen Gedicht, das Schumann als Motto über seine Fantasie (op. 17) gesetzt:

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauschet.

ein Ton, mit dem Schumann sich viel beschäftigt, und von dem ich auch glauben möchte, daß er es war, den er in seinen ersten Gehörhallucinationen zu vernehmen glaubte, eine akustische Provocation seines bejammernswürdigen Endes . . . . . Welchen Charakter gibt diese aufgegriffene Note aber dem Liede! Solcher Einzelheiten von unbeschreiblich poetischer Kraft könnten in dieser Periode seines Gesanges unzählige angeführt werden. Gelegentlich hatte Schumann übrigens einen Hang zu Grenzconflicten. Es reizte ihn, zu untersuchen, wie weit die Ausdrucksmittel seiner Kunst reichten. v. Wasielewski hat daher Recht, wenn er sich wundert, wie man Verse wie:

„In Lappland gibt's schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein"

componiren könne. Nur vergißt er dabei, daß Anfang und Ende des Gedichts von wunderbar musikalischer Lyrik sind, und daß jene Verse nur als erzählende Enklave behandelt werden. Das „Quäken und Schreien" ist freilich nicht zu entschuldigen. Aber welcher Mensch begeht nicht gelegentlich einmal eine Geschmacklosigkeit? Es muß hier ein Unterschied festgehalten werden. Schumann componirte wol mitunter ein Gedicht, welches wie das oben erwähnte durchaus musikalisch ist, aber einige verzweifelte Verse enthält, mit denen ein Musiker nichts anfangen kann. Er hoffte durch einen glücklichen Sprung über die Gefahr wegzusetzen. Niemals aber hätte er ein Gedicht wie das Heine'sche mit der pikanten Pointe,

„Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz"

wie es einer unserer geachtetsten, lebenden Musiker componirt hat, musikalisch für möglich gehalten, weil die Musik für einen solchen Einfall als ironischen Schlußeffect gar keine Ausdrucksmittel besitzt. Musik kann überhaupt niemals ironisch sein, denn sie ist keiner Verstellung fähig, und kann immer nur sagen, was sie meint. Witzig kann sie eher sein; sie ist es z. B. an einer Stelle der Ginka'schen „Kamarinskaja", wo die scheinbar falschen Trompeten eintreten, die sich im Verlaufe vollkommen civilrechtlich erklären.

Mir scheint, daß Schumann für das Componible sogar sehr ausgeprägten Sinn gehabt habe. Die Stoffe der „Peri", der „Pilgerfahrt der Rose" beweisen es. Auch „Genoveva" wäre als Stoff ein glücklicher Griff gewesen, wenn er daraus ein weltliches Oratorium hätte machen wollen. Nur hätte er sich streng an das Volksmährchen halten müssen. Das mancherlei scenisch Unmögliche der Handlung verführte ihn zu dem unglückseligen Gedanken einer Verquickung des Mährchenstoffs mit dem Hebbel'schen Drama. Es gibt kaum zwei schärfere Gegensätze als den Walddust des deutschen Mährchens und Hebbel's immer bewußtes, schneidiges und anatomisirendes Dichten. Nun denke man sich die Kluft ausgefüllt von einer Musik, welche ihr Ohr beständig an das Herz des Mährchens legt und sich mit der Hebbel'schen Auffassung nur obenhin abfindet, dabei aber doch immer mit ihr zu rechnen hat. Es ist, als ob man eine alte Mähr von einer Schildwache mit geladenem Gewehr bewachen läßt. Ich war Zeuge der drei ersten Aufführungen der Oper in Leipzig. Bei allem Schumannismus war es unmöglich, sich über sie zu täuschen. Herrliche Einzelheiten — aber Einzelheiten sind immer schon der Beweis eines unharmonischen Ganzen — ein überschwellendes Orchester, eigentlich eine unter der Hand fortgesetzte Ouvertüre, die größte Noblesse des Willens und der Auswahl der Mittel, — alles, was man will, nur keine Oper.

Bei deutschen Musikern gehört es nun einmal dazu, den Drang des Irdischen in einer Oper abzuschütteln. So weit meine Beobachtung reicht, haben wirkliche Liedercomponisten, und zu ihnen gehört Schumann, eine solche nie zu Stande gebracht. Vieles Andere, auch reine Orchestermusik, verträgt sich damit recht wohl, wie wir durch Schubert und Mendelssohn wissen, und Schumann war es beschieden, in ihr Bedeutendes zu leisten. Seine Sinfonien, namentlich die beiden ersten (ich zähle nach ihrer Publicirung, nicht nach ihrer Entstehung,

also B-dur und C-dur), sind seit Beethoven's und Schubert's Tode die größten Schöpfungen auf diesem unermeßlichen Gebiete des instrumentalen Gedankens. Sie sind in ihrem Charakter so verschieden, daß man meinen sollte, es läge ein Vierteljahrhundert zwischen ihrer Abfassung, während die zweite nur vier bis fünf Jahre später als die erste geschrieben wurde. Die B-dur-Sinfonie hat alle Reize eines ersten Wurfs: ich rechne dazu auch einige liebenswürdige Unvollkommenheiten. Sie ist voll von dem würzigen Duft eines jungen Tannenwaldes. Es liegt soviel Hochzeitliches und Freudiges in ihr, als feierte Schumann darin seine sinfonischen Flitterwochen. Alles in ihr ist bergan gedacht. Aber die gespannte Begier des Ausblickens gibt ihrem Horizont etwas Unruhiges, welches wunderbar mit der gesättigten Sicherheit der C-dur-Sinfonie kontrastirt. Sie gleicht mehr einem Umblick von freier Höhe. Alles in ihr ist reif und abgeschlossen. Die Blumen brechen nicht mehr eben auf: sie blühen in voller Pracht. Auch in der instrumentalen Behandlung ist der Gegensatz greifbar. Die B-dur-Sinfonie hat noch den letzten Schimmer eines ersten Versuchs, ich meine als Orchesterpartitur, der ihr aber jenen süßen Reiz des Unbeholfenen gibt, welcher einer werdenden Schönheit so gut steht. Die zweite Sinfonie zeigt schon den routinirten Partiturschreiber.

Die dritte, sogenannte Rheinische, Sinfonie hat weder die Frische der ersten noch die Großartigkeit der zweiten. Sie versucht in drei Sätzen gemüthlich zu sein. Nichts Schlimmeres aber, scheint mir, als ein Trauriger, der den Behaglichen spielen will. In dem ganzen Werk herrscht eine tiefe Verstimmung, die sich über sich selbst zu täuschen sucht. Man betrachte in dem altfränkisch gemüthlichen Scherzo den unendlichen Orgelpunkt auf C in der Mitte. Man sieht förmlich die Rheinnebel steigen und bis in die Partitur dringen. Auch dem volksthümlich anklingenden dritten Satz fehlt es an andauernder Vertraulichkeit, und das so straff anfangende Finale wird durch eine immer wiederkehrende Stelle voll spinöser Grübelei in seiner Wirkung beeinträchtigt. Der vierte Satz (das Finale ist der fünfte) ist eine Studie zur Manfredouverture, demjenigen unter allen Werken Schumann's, welches über das größte Pathos gebietet. Sie ist als Stimmungsbild gewiß das Tiefste, was sein Genius erfunden hat, aber auch zugleich das Schmerzlichste, ein Zweikampf zwischen Mensch und Schicksal. — Die vierte Sinfonie (ihrer Entstehung nach die zweite) und „Ouverture, Scherzo und Finale" stehen noch völlig auf dem Boden ungetrübter Weltanschauung. Sie gehören zu Schumann's heitersten Werken, obwol sie hinter dem jovialen Humor seiner ersten Clavierzeit zurückbleiben.

Herrlich als Composition sind die drei Streichquartette, wenn ihnen auch das echt Quartettmäßige fehlt. Sie sind zum Theil Clavier-, zum Theil Orchestermusik. Das letzte wirkliche Quartett hat Beethoven geschrieben. Was Cherubini, Mendelssohn, Schumann componirten, war eine dem Quartett anvertraute Musik, welche sich unter Umständen, und nicht immer zu ihrem Nachtheil, auch anders instrumentirt denken ließe. Selbst Schubert in seinem genialen D-moll-Quartett ist nicht frei von sinfonischen Strömungen. Nur die Variationen darin wirken quartettmäßig. Die übrigen Sätze sind ebenso gut orchestral zu denken. Man versuche aber sich eines der russischen Quartette Beethoven's, sein Harfen-, sein

Cis-moll-Quartett im Orchester vorzustellen! Es wäre geradezu Fälschung. Bei ihm sind es vier Personen, die miteinander musiciren, alle von derselben Bildung und Herkunft, aber nicht verschiedene Klanggruppen, wie sie im Orchester gegen einander operiren. Im Finale des Schumann'schen A-dur-Quartetts könnte man die Stellen genau bezeichnen, wo Pauken und Trompeten fehlen. Man zeige mir eine solche Möglichkeit in Beethoven'schen Quartetten. Trotzdem können solche Arbeiten, obwol sie den Gattungscharakter nicht streng einhalten, den größten Reiz ausüben, denn schließlich sind es die Gedanken, welche das letzte Wort sprechen. Trotz des verhaltenen Orchesters, trotz des Conflictes zwischen Gedanken und Ausdrucksmitteln, hören wir die Schumann'schen Quartette mit innerster Freude. Wo die Instrumente sich übernehmen müssen, thun unsere Empfindungen es ihnen nach. Das gehört zu den Opfern, die man seinen Freunden bringt.

Betrachtet man freilich daneben das reifste Werk Schumann's, dasjenige, in dem Naturanlage und Kunst sich vollkommen decken, und welches wie immer Werke solcher Art einen Zug olympischer Heiterkeit trägt, das Clavierquintett, so fühlt man doch das Gewicht einer auf alle Proben stimmenden Rechnung. Das Quintett besitzt noch den unglaublich originellen Zauber seiner ersten Periode, vermählt mit dem Reiz vollendet künstlerischer Arbeit. Vermöge des ihm eigenthümlichen Helldunkels steht es in der Literatur der Kammermusik einzig da. Welch' eine Mischung von Feuer und Anmuth gleich im ersten Theil! Mit welchem Aufschlag verschämter Augen führt sich das zweite Thema ein! Nun erst das flackernde Scherzo, das bardenartige Andante mit jener immer wieder auf ihren Angelpunkt zurückkehrenden Empfindung, die contrapunktische Carnevalslust des Finales — welche Worte könnten schildern, was hier in Tönen gemalt ist. Das Clavierquartett leidet durch die Nähe eines solchen Wurfs. Es ist, als ob Jemand noch einmal den Ritt in's alte romantische Land wagen wollte, aber mit seinem Sattelzeug nicht ganz zufrieden ist. Die Bügel sitzen nicht mehr so fest.

Schumann hat noch die verschiedenartigste Kammermusik geschrieben, Trios, Geigensonaten, Stücke für Clavier mit Clarinette, mit Bratsche, mit beiden zusammen, mit Oboe, mit Cello. Sie tragen alle den Charakter aufgeregten Seelenlebens, voll großer Züge, aber von geringem plastischen Vermögen. Er hatte den fieberhaften Hang, in dem beengenden Athemholen der Synkope sich wohl zu fühlen, mit scharfer, oft beschwerlicher Rhythmik seinen Idealen nachzueilen, und durch eine gelegentlich zu stark gebeizte Harmonik den Durst mehr zu reizen, als zu stillen. Mit diesen Eigenschaften — ich will sie nicht Fehler nennen, denn sie sind auf's engste mit seinen Vorzügen verknüpft — mußte er überhaupt rechnen; sie treten aber nur selten so ungezügelt hervor, wie in einigen dieser Arbeiten. Im zweiten und dritten Trio, in der Geigensonate in A-moll wechselt das Unter- und Ueberirdische so heftig, daß man die rechte Lebensmitte verliert. Nun können aber nur von ihr aus die beiden anderen Regionen bestimmt werden; steht man nicht fest auf seinen Füßen, so hat man weder einen rechten Himmel über, noch einen rechten Abgrund unter sich. Es entsteht ein Gefühl von Schwindel, mit dem die Kunst sich nicht befassen sollte.

Welch' glückliche Beherrschung zeigen dagegen die zwei clavierigen Variationen und das Clavierconcert, zwei Meisterwerke in ihrer Art. In den Variationen nimmt die süßeste Romantik Gesprächsform an. Ein Fragen und Erwidern, Zustimmen und Bestreiten der geistvollsten Art, dazu ein Thema von dem sanften Liebreiz der Arabeske, dem „Märchen der Limi", wie Schnaase sie einmal genannt. Das Concert ist die Apotheose Schumann'scher Claviermusik. Es stellt die malerischen Töne nicht mehr mit dem naiven Farbensinn des Regenbogens zusammen, wie es einige seiner Jugendwerke thun; überall zeigt sich die erfahrene Hand des Meisters, der seinen Gedanken unwiderstehlichen Ausdruck, dem Ausdruck unwiderstehliche Wirkung zu geben weiß.

Zu den Werken, in denen dieses beneidenswerthe Gleichgewicht herrscht, zähle ich noch „Der Rose Pilgerfahrt", die zwei ersten Theile der „Peri", die „Bilder aus Osten", die zu Musik gewordenen Makamen Rückert's, das „spanische Liederspiel", das „vierhändige Album" (op. 85 mit dem Abendlied), die „Studien für den Pedalflügel", die „Orgelfugen über den Namen Bach" und einige Scenen aus der „Faustmusik". Die „Peri", obwol nicht zu den tiefsten Arbeiten Schumann's gehörend, und in ihrem dritten Theil sichtlich verblaßt, ist von einer so blumenhaften Anmuth, daß man Maiglöckchen und Crocus zwischen den Zeilen sprießen zu sehen glaubt. Schumann's Seele hatte viel von dem einem anderen Reich Angehörenden, Verstoßenen Peri's, das nur durch die „Zaubermacht der Thräne" erlöst werden konnte. Auch der ersten Aufführung dieses Werkes wohnte ich unter Schumann's Leitung bei. Eigentlich sollte ich sagen, unter der Leitung Livia Frege's und Ferd. David's, denn Schumann beschränkte sich auf die äußerste Diät in Directionszeichen, zu den ein in den Genuß seines eigenen Werks versunkener Dichter sich resolviren kann. Es war sein erstes Chorwerk, das er hörte, und zum Dirigenten fehlte ihm so gut wie Alles.

Die „Faustmusik" steht sehr hoch in der Liebe des Publicums. Ich bin von jeher über ihren Werth anderer Meinung gewesen, wie die Mehrzahl der Musiker. Sie enthält in ihrem zweiten und dritten Theil — den ersten halten wol auch Andere für verhältnißmäßig schwach — wundervolle Nummern, z. B. die Scene mit den vier grauen Weibern und das „hier ist die Aussicht frei", und ist in allen lyrischen Stücken von einem Reiz des Wohlklanges, wie ihn wenige Werke dieses Meisters haben. Aber die Faustmusik laborirt an zwei sehr argen Fehlern, an ihrer Zusammenhangslosigkeit, und an dem, wenigstens für mein Gefühl, nicht genügenden Schlußsatz. Daß Schumann selbst nicht zufrieden damit war, beweisen die beiden Versionen desselben. Nun kommen beim Cassiren eines ersten Entwurfs, bei dem Versuch, es ein zweites Mal besser zu treffen, nicht immer Leonorenouverturen heraus. Wenn jene Verse, „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" überhaupt componirt werden können, so müssen sie einen durchaus mystischen Ausdruck haben. Es sind die letzten Dinge aller menschlichen Weisheit, die in ihnen ausgesprochen werden, und letzte Dinge sind nicht so wohlklingend. Der Palestrinastil wäre hier vielleicht das einzig angemessene Medium gewesen. Der Anfang hat auch etwas davon, sowie das „ewig Weibliche" aber auftritt, bemächtigt sich des Chors eine Selig-

keit, die mir weitab von dem zu liegen scheint, was Goethe sich gedacht hat. Das Weib ist hier ja nicht als Femininum, sondern ganz abstract als Begriff der Versöhnung und des Ausgleichs durch die Liebe aufzufassen. In dem „ewig Weiblichen" Schumann's höre ich nur das endlich Männliche einer unzureichenden Kraft. Könnte man den Chor ohne Rücksicht auf seinen Text genießen, so wäre er einer der schönsten, die geschrieben sind. Der sinnliche Zauber desselben ist überwältigend: leider durfte er aber gerade diesen nicht haben.

In Schumann's letzte Productionszeit fallen Balladen (das Glück von Edenhall, der Königssohn, des Sängers Fluch, Page und Königstochter) das „Nachtlied" von Hebbel, das „Neujahrslied" von Rückert, eine Messe und ein Requiem, lauter Werke für Gesang und Orchester, alle interessant, aber die furchtbaren Schatten seiner nahe bevorstehenden geistigen Auflösung ragen hie und da herein. Auch die unglücklichen Versuche, zu declamirten Balladen Clavier spielen zu lassen (Schön Hedwig, Haideknabe, die Flüchtige) gehören hieher. Das schreckliche Gespenst einer zum Gespräch auffordernden Musik wird hier thatsächlich umgekehrt: man musicirt während eines Vortrags. Wenn die Ebenbürtigkeit zweier Interessen sich derartig kreuzt und in einem Punkte zu schneiden sucht, so ist ein Vergleich zwischen ihnen unmöglich. Eins muß unterliegen. Man hat keine Worte dafür, wie ein Mann von seiner Bildung auf den Gedanken einer solchen Mesalliance kommen konnte. Die falschen Schumannianer, welche sich die echten nennen, nahmen dies Alles mit gleicher Begeisterung auf. Es ist das Unglück großer Männer, daß sie von Irrthümern nicht immer frei sind, und daß ihre Irrthümer meist eine bodenlose Verwirrung hervorrufen.

Romantisch, wie alles in Schumann, war auch sein religiöses Gefühl. Mit den starren Texten zu Messe und Requiem konnte er einen tieferen Bund nicht schließen. Sicherlich sagte ihm der allgemeine dichterische Ausdruck des Gottesgefühls, wie er in dem schon früher componirten „Adventlied" und dem späteren „Neujahrslied" Rückert's sich aussprach, mehr zu. Ich bin über die außermusikalische Stellung Schumann's zu Religion und Philosophie ohne jede Information. Vieles in seiner Natur läßt mich schließen, daß er Pantheist gewesen sei.

Der tragische Ausgang Schumann'schen Lebens sei hier nur mit wenig Worten berührt, denn Worte sind machtlos gegenüber solchem Schicksal. Es ist ein kindischer Trieb, Naturmächte zu personificiren, ihnen menschliche Art anzudichten, oder sie wol gar zur Rechenschaft zu ziehen. Die Empörung darüber, daß ein Defect in der Gehirnorganisation eines großen Mannes zu völligem Bankerott führen kann, bleibt als letzte menschliche Auflehnung wol aller Wissenschaft und Religion zum Trotz bestehn. Wenn Schumann wahnsinnig und Beethoven taub werden konnte, so erscheint, was wir Schicksal nennen, nur noch als physiologische Katastrophe.

Das Portrait Schumann's in seinen allgemeinen Umrissen sei hier geschlossen. Ich habe nur diejenigen Züge gezeichnet, welche mir für dasselbe wesentlich schienen. Von vielen seiner vortrefflichsten Arbeiten habe ich nicht gesprochen: ich erwähne hier nur die durch ihren mächtigen Zug imponirende „Genovева-Ouverture", die zu „Julius Caesar", zur „Braut von Messina" und die durch

den feinen Gegensatz zwischen der Idylle und dem tragischen Hintergrund der französischen Revolution merkwürdige Ouverture zu „Herrmann und Dorothee". Ich habe nicht gesprochen von den lieblichen Duetten, den drei- und vierstimmigen Gesängen mit und ohne Begleitung, dem zarten „Requiem für Mignon", den Concerten für Cello und vier Hörner. Der Essayist hat andere Aufgaben als der Biograph. Er erzählt nicht, er hat es nicht mit den einzelnen Maschen, sondern mit dem ganzen Netz zu thun.

Ich habe oben einen Unterschied zwischen Anhängern der Schumann'schen Schule und solchen gemacht, die sich von ihr abgelöst haben. Der Schumannismus ist an einen jener Wendepunkte gerathen, wie er in der Geschichte der Schulen nicht selten vorkommt. Nichts fordert mehr zur Theilnahme und Nacheiferung auf, als eine von seltsamen Bedingungen geleitete, ihren eigenen Weg gehende, abnorme künstlerische Individualität. Menschen wie Goethe, Rafael, Mozart regen weitaus nicht in dem Grade zur Schulbildung an. Sich ihnen anschließen, hieße nur die Natur in ihrem höchsten künstlerischen Ausdruck nachahmen. Die Abweichungen vom idealen Mittel sind es, in denen sich die Kunstcolonieen ansiedeln. Schumann'sche Kunst war ein Ferment, ohne das wir die heutige Gestaltung unserer deutschen Musik kaum zu denken vermögen. Wie nah oder wie fern wir ihr gestanden haben: jeder von uns hat einen Theil davon in sich aufgenommen. Es ist schwer kurz zu bezeichnen, worin eigentlich ihr Wesen bestand. Halb war es ein schwärmerisches Versinken in die poetische Empfindung, halb ein Hinausragen über sie, mit kritischen Reflexen sogar, im Wesentlichen ein Idealismus von so nervös leidenschaftlicher Art, daß die Ursache vor ihrer Wirkung zitterte, und die Tarnkappe, in welche sich die lichtscheue und reizbare Retina barg, nur zaghaft abgelegt wurde. Es entstand hieraus eine Compression des Innenlebens, ein Behagen an anonymen Seelenzuständen, eine musikalische Wollust der Heimlichkeit, welche ein sympathetisches Nervenleben ebenso lebhaft anregte, als sie bei robusteren Naturen auf den heftigsten Widerstand stieß. So wenig eine rein realistische Kunst auf die Dauer möglich ist, ist es eine rein idealistische wie die Schumann'sche. Nur wo beide Mächte sich wie Kette und Einschlag begegnen, gibt es ein haltbares Gewebe.

Hiezu tritt die oft gemachte Erfahrung, daß Schulen den Ausdruck des Meisters zu überbieten suchen. Auch die Schumann'sche hat dies an einigen ihrer Anhänger, namentlich an Theod. Kirchner erlebt, von dem Rob. Franz witzig gesagt haben soll, er wäre schumannischer als Schumann. Bei ihm, so sehr begabt er ist, verflüchtigt sich die Schumann'sche Sprache zu kleinen Pointen. Oft lautirt sie nur den Gedanken, wenn auch immer in der geistvollsten, oft bezaubernd sten Weise. Daß die Verfallzeit der Schumann'schen Schule angebrochen ist, dafür gibt es einen untrüglichen Beweis: Kein Schumannianer dringt mehr so recht in das Herz des Volkes. Wie wir politisch in unseren Sommer getreten sind, so verlangen wir auch in der Kunst nach dem Liebesfrühling Schumann'scher Musik ein positiveres, volleres Lebensgefühl unseres musikalischen Blutumlaufs. Dichten und denken wie er — „auf geheimem Waldespfade" — können wir ja doch nicht mehr. Jene Romantik, in der sein ganzes Wesen wurzelte, die Romantik des Mondlichts, des Walddunkels und

all' der Stimmen, welche nächtlich zwischen Himmel und Erde erklingen, ist uns, wenigstens in seiner Art, durch die Geschichte gekündigt. Der Mond und der Wald werden für den Dichter zwar immer unentbehrlich sein, aber wie tausendfach verschieden können sie anregen. Man vergleiche doch nur Eichendorff'sche und Goethe'sche Empfindung. Schumann bleibt uns darum genau, der er war. Was seine Kunst geben konnte, hat sich in ihm und den nächsten Ausstrahlungen seiner Schule erfüllt. Darum ist es kein Abschiednehmen von ihm, sondern nur von dem Wahn, daß seine Ideale für uns noch zeugungsfähig sind. Ihn gering achten, hieße ein wesentliches Stück des eigenen Herzens mißverstehen. Aber jede Zeit hat ihre Ideale, und alle Ideale haben ihre Zeit. Wir leben in einem helleren, dreisteren Licht als er, welches scharfe Schatten wirft und die Nebel unserer Traumwelt auffaugt. Wir können jene Tag- und Nachtgleiche des Empfindens nicht mehr verwenden. Wir haben keine lauschigen Winkel, keine Plauderstündchen, kein „Dämmerung breitet seine Flügel" mehr. Das ist ein Unglück, denn Poesie will Nester bauen, aber nicht unsere Schuld. Die Lokomotive braust durch die römische Campagne; sie wird bald über die Häuser unserer Städte wegziehen. Wo sollen wir in all' dem Lärm noch Ruhe und Verständniß für ein Stillleben finden?

Auch eine andere Gruppe Schumann'scher Stimmungen, die ich kurzweg die Manfredische nennen will, hat der frische Hauch der Zeit wie Nebel aufgelöst. Das „graue Elend", um mit einem studentischen Ausdruck die höchste Ekstase moralischer Entgeisterung zu bezeichnen, erregt weder Furcht noch Mitleid mehr. Wir sind zu pragmatische Köpfe, um an Seelenprozessen noch Geschmack zu finden, welche sich im leeren Raum abspielen, und an der Himmelsleiter, statt von Sprosse zu Sprosse stetig höher zu steigen, melancholische Entrechats machen. Wenn Byron und Schumann solchen Neigungen fröhnten, so war das in ihren Naturen tief begründet. Sie kämpften mit dem verzweifelten Aufgebot der letzten Mittel, und wenn sie auch nicht siegen konnten, wo zu siegen unmöglich war, so entwickelte sich doch eine Großartigkeit der Erbitterung, die uns imponirt. Wehe den Epigonen aber, welche das Chaos schildern wollen, ohne wie sie das „es werde Licht" der Schöpfung wenigstens ahnen zu lassen! Gibt es denn der greifbaren menschlichen Schmerzen nicht genug, denen der Künstler Sprache verleihen kann? Wir genießen, scheint mir, nur noch dichterische Offenbarungen, für welche wir die Aequivalente in unserer Brust tragen. Formeln, die wir in keine Rechnung aufzulösen vermögen, sind unproductive Werthe für uns.

Hoffen wir, daß es den Mächten, welche unsere Kunst regieren, gefallen wird, den Genius zu citiren, welcher das Vermächtniß Schumann'schen Geistes als fähiger Erbe anzutreten vermag. Irre ich mich nicht, so hat der prophetische Blick des Meisters ihn früh erkannt und er ist in dem Verfasser des „deutschen Requiems" gefunden.

Zur orientalischen Frage.

Von

J. von Hartmann,

La station du Levant par le Viceamiral Jurien de la Gravière. 2. vol. Paris, E. Plon 1876.

Dem bewährten Verfasser hat die in seine Hände niedergelegte Correspondenz des Admirals de Rigny Veranlassung gegeben, sich die Archive des französischen Marineministeriums zugänglich zu machen und so angesichts einer großen Zahl wichtiger Documente tiefer eindringende Blicke in eine überaus interessante Phase der neueren politischen Geschichte zu thun. De Rigny war innerhalb des Geschwaders, welches, wechselnd an Bestand und Stärke, während der Jahre 1816 bis 1829 in der Levante die französischen Interessen vertrat, zu verschiedenen Zeiten als Schiffscommandant, dann aber und zwar während der vorzugsweise kritischen Periode jenes Zeitraums als Chef der Station verwendet worden. Mit seinem Namen ist der ruhmreiche Antheil, welchen die französische Marine an der Schlacht bei Navarin genommen, auf's engste verwachsen; er gewann die volle Gelegenheit, den Scharfblick und den Tact eines Geschwaderchefs zu bethätigen, welcher berufen war, die Politik seiner Regierung in Gemeinschaft mit den bei der Pforte accreditirten Gesandten unter überaus schwierigen Verhältnissen durchzuführen; das große Vertrauen, das er sich gerade damals erworben, bahnte ihm den Weg zu seiner späteren Stellung als Minister, in welcher er während der Jahre 1831 bis 1835 der verdienstvolle Verwalter und Organisator der französischen Marine wurde, 1834 auch auf kurze Zeit die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten hatte. Die Persönlichkeit des Mannes, dessen Papiere vorlagen, wie die Zeit, aus welcher dieselben stammten, ließen somit die Erwartung zu, daß sie eine reiche Ernte an charakteristischen Aufschlüssen darbieten würden. Hatte es zugleich ermöglicht werden können, zum vollständigeren Verständniß der einzelnen Momente und zur Einfügung da, wo der Nachlaß des Admirals nicht sprach, die nothwendige Ergänzung den Acten des Ministeriums zu entnehmen, so war auf eine geschichtliche Ausbeute zu rechnen, die in ihrer Authenticität um so willkommener war, als gerade augenblicklich die orientalische Frage zu der das gesammte Feld der Politik be-

herrschenden geworden ist. Zudem trat an die Sichtung und Darlegung des Materials eine Persönlichkeit heran, die durch Begabung und Leistung in jeder Beziehung dazu berechtigte, Ungewöhnliches aus ihren Händen zu erhoffen.

Der Viceadmiral Jurien de la Gravière, zu Brest 1812 geboren, gehört zu den bekanntesten älteren Officieren der französischen Marine; sein Name wurde am häufigsten genannt, als ihn der Kaiser zum Commandirenden der französischen Expedition gegen Mexiko auserwählt hatte. Als solcher unterzeichnete er gemeinsam mit dem englischen und dem spanischen Befehlshaber die Convention von Soledad, übergab aber, als diese nicht vom Kaiser ratificirt wurde und der Krieg wirklich zum Ausbruch kam, den Befehl an den Commandirenden der Truppen, General Lorencez. Er ist ein sehr thätiger Mitarbeiter der „Revue des deux mondes", zahlreiche selbständig herausgegebene Werke berichten von seinen Reisen und beschäftigen sich mit der Geschichte der französischen Marine, in der auch sein Vater als Viceadmiral einen ehrenwerthen Platz eingenommen. Seit 1866 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Was er schreibt, ist geistreich und anregend, nur darf man demselben nicht den Maßstab strenger Geschichtsforschung anlegen. —

Er ist zunächst Seemann, und mit Freuden ergreift er die Gelegenheit, seine Theorien zu entwickeln, die in dem Kampfe der kleinen, schnellsegelnden griechischen Schiffe und ihrer Brander gegen die schwerfälligen und unbeweglichen türkischen Colosse die Keime einer modernen Seetactik zu erkennen vermeinen. Eine große Zahl ansprechender und interessanter Gedankenblitze tauchen auf. Die Analogie der Brander als wirkungsfähiger Gefechtselemente mit den Torpedofahrzeugen der Gegenwart, die Wichtigkeit der letzteren gegenüber den durch ihre Schutzmittel nahezu unangreifbar gewordenen Panzerschiffen, werden mit schlagender Anschaulichkeit hervorgehoben. Die Flotte der Zukunft scheint in ihrer ersten Gefechtslinie schwere, hochbordige Schiffe führen zu müssen, dazu bestimmt, mit dem Gewicht ihres Anpralls den Gegner niederzubrechen, während eine zweite Linie unter dem Schutz der ersteren leichte, durch die Technik der Neuzeit zu höchster Beweglichkeit und Geschwindigkeit befähigte Fahrzeuge entwickelt, welche Explosionsvorrichtungen und Zerstörungsmaschinen als Ergänzung der Massen zur Verwendung bringen. Wiederholt kommt der Verfasser darauf zurück, an der Rolle, welche die griechischen Brander thatsächlich in den zahlreichen Kämpfen jener Zeit gespielt, die Bestätigung seiner Ansichten darzuthun. Er weist darauf hin, daß erst mit dem 18. Jahrhundert die Artillerie zur entscheidenden Potenz in den Kämpfen zur See geworden, daß bis dahin demjenigen der Preis des Sieges zugefallen sei, der begünstigt durch die Manövrirfähigkeit seiner Schiffe es verstanden habe, entweder mit dem Degen in der Faust sich des feindlichen Fahrzeugs zu bemächtigen, oder es in Brand zu setzen. Er betont dabei den moralischen Effect, welchen schon die Voraussetzung, daß Brander resp. Torpedoschiffe verfügbar wären, hervorbringen müsse, und gelangt in seinem lebhaften Verlangen, das Ehemals und das Jetzt mit einander zu vergleichen, zu einem Geständniß, welches ganz besonders die Beachtung der deutschen Marine finden wird. Er sagt: „Man konnte Monate lang die Blockade von Sebastopol und diejenige von Venedig aufrecht erhalten, indem man ruhig dem Eingange der beiden Häfen gegenüber vor Anker lag;

man mußte aber sofort dazu übergehen, vor der Mündung der Jahde zu kreuzen, und konnte in der Bucht von Danzig nur wenige Stunden verweilen, sobald man sich dem Angriffe feindlicher Torpedoschiffe ausgesetzt sah." Es ist bekannt, daß 1870 der deutschen Marine derartige Schiffe noch nicht zu Gebote standen, und man muß sagen, daß, wenn die Anführung des Admirals auf thatsächlichem Hintergrunde ruht, man französischerseits allerdings den moralischen Effect jener unheimlich drohenden Zerstörungsmaschinen weit über alles Maß hinaus empfunden hat. —

Die Kämpfe, welche nach vieljährigem Ringen die Aufrichtung eines unabhängigen Griechenlands zu Wege brachten, wurden zum treibenden Momente bei der Wiedergeburt der französischen Marine. Der Stern ihres Ruhms war unter dem Mißgeschicke des ersten Kaisers erblaßt; ihr, wenn auch sehr allmälig, den alten Glanz wiederzugewinnen, derartig, daß sie endlich ebenbürtig neben ihrem früheren Besieger dastand, das wurde die mit glücklichem Erfolge gelöste Aufgabe des restaurirten Königthums. Mit großer Wärme und mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit wird der Männer gedacht, die zu einem erheblichen Theile den Familien des alten heimgekehrten Adels angehörig, nunmehr bestrebt sind, die Flagge Frankreichs da, wo sie verdrängt war, wieder zu einflußreicher Anerkennung zu bringen. Die Eifersucht gegen England, ja der Haß gegen dasselbe treten scharf zu Tage; erst die Gemeinschaft der Operationen beider Flotten während der Schlacht von Navarin und nach derselben leitet das Personal des französischen Geschwaders in die Gesinnungen des Einverständnisses und der gegenseitigen Achtung hinüber, welche die Politik beider Länder seit dem Jahre 1827 nur mit wenigen Unterbrechungen bethätigt hat. —

I.

Die ihrem Nationalcharakter innewohnende Apathie machte die Türken im Gegensatz zu der Regsamkeit, die sich in allen sie umschließenden Ländern entfaltet hatte, verfolgungssüchtig gegen jede Reform; das erschlaffte Regiment der in ihren Harems verkommenden Sultane ließ der Tyrannei der localen Herren die vollste Zügellosigkeit. Verzweiflung und Verlangen nach Rache überwucherten bei der Bevölkerung christlichen Bekenntnisses nach und nach jedes andere Gefühl. Nicht sämmtliche Rajahs waren entwaffnet worden; wo man noch Waffen trug, da war auch der Anreiz zur Insurrection. Aufstände türkischer Großen lockten zur Nachahmung. Nur die Tendenz der heiligen Allianz und ihr Uebergewicht hielten die nach Befreiung von unerträglich gewordenem Drucke Verlangenden in den Grenzen der Unterordnung. Mit so durch und durch unterwühlten Zuständen traten die französischen Schiffe in Berührung, als sie zuerst nach Abschluß des allgemeinen Friedens im Februar 1816 in den Gewässern der Levante erschienen.

Die griechische Rhederei war während der langen Kriege zu großer Blüthe gelangt. Sie nahm ihren Ausgang vornehmlich von den vier Felseninseln Hydra, Spezzia, Ipsara und Naxos; die Bevölkerung derselben bemannte jährlich gegen 400 Fahrzeuge von 150 bis 200 Tonnen Gehalt. Hydra, zwischen den Buchten von Athen und Nauplia gelegen, von einer überaus betriebsamen

albanischen Bevölkerung bewohnt, in seiner Selbstverwaltung nahezu unabhängig, den Capudan-Pascha mit reichen Geschenken und mit einem schwachen Contingent von Seeleuten abfindend, war die vornehmlichste der vier Inseln. Neben ihnen siechten Cypern, Candia, Rhodos, Mytilini, Samos, die ägeischen Inseln langsam dahin und drohten zu entvölkern. — Der früher blühende französische Handel lag ganz darnieder; Livorno, Malta, Triest und die genannten vier Inseln waren glückliche Concurrenten geworden. In dieser Richtung fand daher das anlangende Geschwader wenig zu beschützen. Dagegen lebte die alte Tradition, die in Frankreich den natürlichen Beschützer aller angesiedelten „Franken" und der mannigfach vereinzelten römisch-katholischen Bevölkerungsgruppen sah, noch ungeschwächt; inmitten der Cykladen waren Naxia, Santorin, Syra und Tino von Katholiken bewohnt; sie standen in schroffem Gegensatz zu den Griechen; hier mußte von Neuem angeknüpft werden. Zugleich galt es, dem Unwesen der Seeräuberei zu steuern, welche zur Zeit der europäischen Kämpfe zu einem enormen Umfange gediehen war.

Den günstigsten Boden für die Wiedergewinnung französischen Einflusses bot Egypten. Mehemet Ali, zu Kavala in Rumelien geboren, war als Arnaut zur Zeit der französischen Expedition nach Egypten gekommen; schon 1806 hatte ihm die Pforte das dortige Paschalik anvertraut. Durch die Niedermetzelung der Mamelucken, durch die Besiegung der Wahabiten war er zum unbedingten Herrn einer Provinz geworden, in der bis dahin die vollste Anarchie geherrscht hatte. Er verfügte über den ganzen Handel Egyptens, über seine Bodencultur und seine Industrie; dabei bezahlte er eine Armee von 40,000 Mann und hatte noch Mittel genug, um das gesammte Serail in Constantinopel durch seine Geschenke sich unbedingt ergeben zu machen. Englische Ueberwachung und englische Eifersucht, die ihn beengten und hinderten, wiesen ihn darauf hin, Anlehnung bei Frankreich zu suchen. Ein ansehnlicher Wechselverkehr entwickelte sich. —

Vorläufig herrschte in der Levante volle Ruhe. Der lebhafte Aufschwung, welchen in Frankreich mit Herstellung des Friedens Wissenschaft und Kunst genommen, beeinflußte auch die Officiere, welche der Dienst innerhalb der Flotten-Station den Sitzen der alten classischen Cultur nahe führte. Excursionen lieferten reiche topographische und archäologische Ausbeute; die geographische Feststellung der mannigfach zerrissenen Küsten- und Insel-Contouren wurde in Angriff genommen; Dumont d'Urville begann seine Forschungen; die Venus von Milo wurde aufgefunden und es gelang, sie für Paris zu erwerben. —

Mittlerweile hatte Ali Pascha in Epirus die Fahne der Empörung aufgepflanzt; im Gegensatz zu Mehemet Ali, der stets Muselmann blieb, suchte er die Griechen für seine Zwecke zu benutzen. Sein Plan, sich ein albanisches Fürstenthum zu gründen, scheiterte freilich bald an den Maßnahmen der Türken; schon im October 1820 wurde er in Janina eingeschlossen. Aber gleichzeitig waren die griechischen Provinzen von Truppen entblößt worden; in den Donaufürstenthümern hatte die Hetairie unter Alexander Ipsilanti die Maske abgeworfen; wo nur Rajahs wohnten, machte sich die Bewegung fühlbar; auch die weiteren europäischen Verhältnisse hatten eine andere Gestalt angenommen; die heilige Allianz, die strenge Wächterin des Bestehenden, war durch die drohenden

Zustände in Spanien und Italien vollauf beschäftigt. Der Augenblick schien verlockend günstig; am 2. April 1821 brach in Morea allgemein der Aufstand aus; die türkischen Militäransiedler (Timarioten) wurden mit Weib und Kind, gegen 20,000 Personen, in beispielloser Wuth hingeschlachtet; es vergingen kaum Wochen, und die Klephten waren im nahezu unbestrittenen Besitze des Landes.

Die türkischen Repressalien blieben nicht aus. Der Sultan Mahmud duldete sie erst, dann ordnete er sie an. Der Patriarch Gregorios wurde in Constantinopel an dem Thor seiner Wohnung aufgehängt; der Dragoman der Pforte, Mourusi, wurde hingerichtet; der Fanatismus des Volks, von jedem Zügel losgelassen, würgte, plünderte die Rajahs der Hauptstadt drei Wochen lang. In Adrianopel, Salonichi, auf den Inseln Cos, Rhodos, Candia, Cypern kam es zu ähnlichen Gräuelscenen. Das Haupt der Gläubigen hatte die Anhänger des Islam aufgeboten; in ganz Kleinasien folgte man seinem Ruf. Es erwächst für das Levante-Geschwader die Aufgabe, auf dem vielgegliederten Kriegsschauplatze, so weit ihn die griechische See umspülte, hier römisch-katholische Christen, Franken und Europäer zu schützen, dort die unerhörte Grausamkeit, mit welcher Türken und Griechen sich bekämpften, zu mildern.

Vor allen Dingen kam es darauf an, die heimathliche Regierung und ihren diplomatischen Vertreter in Constantinopel durch eine auf unmittelbarer Anschauung beruhende Berichterstattung dauernd über den Gang der akut gewordenen Entwicklung in Kenntniß zu erhalten. Wenn auch die Heeres- und Seemacht der Türken in ihrer Organisation, wie in ihrer Ausstattung weit hinter den Ansprüchen der europäischen Gegenwart zurückgeblieben waren, so mußten sie doch in ihrer Massenhaftigkeit, und im Verein mit den Contingenten der nahezu über die gesammte asiatische und afrikanische Küste des Mittelmeeres vertheilten Regentschaften, der Pforte eine außerordentliche Ueberlegenheit über ihren Gegner geben. Auch ihre finanziellen Hilfsmittel waren vollständig andere, als die der Griechen. Diese befanden sich zunächst ohne jede Organisation und ohne allen finanziellen Haushalt; sie fühlten dies um so mehr, als sie über weite Land- und Küstenstrecken versprengt waren und in sich die grellsten Verschiedenheiten und Gegensätze des Stammes und der Lebensweise, der Besitzverhältnisse und der Interessen ohne jede Vermittlung geborgen hatten. Da sie nun auch vorerst nirgends auf eine Unterstützung von Außen rechnen durften, so erschien der Kampf um ihre Befreiung geradezu aussichtslos. Und dennoch wurde die innere Nothwendigkeit der letzteren so durchschlagend empfunden, daß der Befehlshaber der französischen Station schon am 30. September 1821 wie folgt berichtet: „Das europäische Griechenland kann niemals wieder in seine frühere politische Lage zurückkehren; jede Friedensstiftung, jeder Ausgleich, welche auf einer derartigen Grundlage angestrebt werden sollten, würden zu keinem Dauer verbürgenden Erfolge führen. Vergeblich würde die Pforte Gnadenerlasse verschwenden; ein von ihr dem christlichen Europa verpfändetes Wort mag immerhin aufrichtig gemeint sein, *sie wird nie die Macht haben, ihr Versprechen zu halten.*“ An anderer Stelle heißt es: „Ich bin weit davon entfernt, mich blenden zu lassen; ich beurtheile die Griechen ohne jede Leidenschaftlichkeit; ich sehe den hohen Grad moralischer Entwürdigung, zu dem sie

herabgesunken sind; ich weiß, daß die thörichte Anmaßung des Barbaren sofort und vielleicht mit demselben Augenblicke, mit dem man die Beziehungen zu Europa aufnehmen wird, an die Stelle der Niedrigkeit des Sclaven treten wird; ich zweifle nicht daran, daß für lange Zeit die Gewalt die einzige Schutzwehr für das Recht bilden wird; indessen, welches Gewicht auch diesen Erwägungen beiwohnen mag, sie werden nie den Gang und die unwiderstehliche Macht der Zeit aufhalten können. Früher oder später, Griechenland muß befreit werden; c'est à l'Europe de s'arranger en conséquence."

Man zählte 1821 etwa 3 Millionen Griechen; 2 Millionen davon lebten in den europäischen Provinzen; nur die Hälfte dieses Bestandes kam auf Morea und das durch eine vom Golf von Arta bis zum Golf von Volo gezogene Linie gegen Norden abgegrenzte griechische Festland. Diesem letztaufgeführten geringen Bruchtheile der Nation fiel wesentlich das Gewicht des Krieges zu; die asiatischen Griechen litten mit ihren Stammesgenossen, am Kampfe betheiligten sie sich nicht. Auch von den Insel-Griechen waren es vornehmlich nur die Bewohner jener schon genannten Felseneilande, die für die Unabhängigkeit mit ganzer Energie eintraten. Von Hydra ging das Signal aus, auf welches hin sich das Meer von Tenedos bis Rhodos, und von Zante wieder bis Tenedos mit griechischen Briggs und Goëletten bedeckte. Der Erfolg zu Wasser und zu Lande war gleich groß. Samos erhob mit Glück die Fahne des Aufstandes; die türkische Flotte, die zwei Mal erschienen war, floh eben so oft nach schweren Verlusten zu den schützenden Dardanellen. Das griechische Festland und Negroponte fielen bis auf die festen Plätze in die Hände der Insurrection.

Allein man sah bald, daß es wol möglich gewesen war, im ersten Anlauf und im Aufbrausen der Leidenschaft Erfolge zu gewinnen: daß es aber unendlich viel schwerer sei, sie festzuhalten. Die türkische Flotte war von Neuem ausgelaufen; sie hatte ihre Vereinigung mit der egyptisch-algerischen Division bewerkstelligt; geschickter geführt, entzog sie sich den Angriffen der Hydrioten; sie verproviantirte die an der See gelegenen Citadellen, zerstörte griechische Küstenstädte und nahm griechische Schiffe. An anderer Stelle fehlten die dem Aufstande nothwendigen Fortschritte. Auf Candia hatte man sich der Insel bis auf die drei Städte Candia, Canea und Retimo bemächtigt, aber man darbte an Waffen, um die Türken vollends vertreiben zu können. Endlich drohte auch der Widerstand Ali Pascha's in Janina zu erliegen; der Spielraum, welcher bis dahin den Griechen unter der Gunst seiner hartnäckigen Vertheidigung gelassen war, mußte verschwinden, und das Jahr 1822 begann unter beängstigenden Aspekten.

Vor allen Dingen wurde es nothwendig, dem „freien Griechenland" eine Organisation zu geben. Erst in Argos, dann in Epidauros trat eine Versammlung von Repräsentanten zusammen, die am 13. Januar die sogenannte Constitution von Epidauros proclamirte; der Phanariote Alexander Maurokordato trat als der erste Präsident an die Spitze der Geschäfte. Das Land wurde in vier Provinzen getheilt: Morea, die Inseln, das östliche und das westliche Festland; ebenso wurden die Einwohner nach ihrem Besitzstande in vier Classen eingereiht; man schrieb Steuern aus und hoffte damit sowol die eigenen Mittel

verfügbar zu machen, wie sich, gestützt darauf, beim Auslande Credit zu verschaffen. Man gelangte aber nicht dazu, die kriegerische Action unter eine einheitliche Leitung zu bringen. Die Parteiungen unter den Chefs nahmen an Schroffheit zu, und die Massen waren zügelloser als je. Zwar waren Navarin, Tripolitza und Korinth gefallen, aber Coron, Modon, Nauplia, die Citadellen von Patras und von Athen widerstanden. Ali Pascha hatte sich endlich ergeben müssen; der Sultan versammelte erhebliche Streitkräfte in Thessalien; die türkische Flotte unter Kara Ali war auf der Rhede von Zante erschienen; Condouriotti hatte sie nicht daran verhindern können, Patras zu verproviantiren. Vor allem Andern aber war eine Expedition nach Chios vollständig gescheitert und hatte damit geendet, daß Kari Ali gegen 40,000 Menschen theils hatte niedermetzeln, theils als Sclaven abführen lassen. Es war ein überaus kritischer Moment eingetreten; die Griechen fühlten sich in hohem Grade entmuthigt. Da warf ein einziges Ereigniß die ganze Bevölkerung von Neuem in eben so leidenschaftliche Zuversicht. Die türkische Flotte lag am 18. Juni vor Anker; es gelang Miaulis, einen Brander, geführt durch den Ipsarioten Canaris, an das feindliche Admiralschiff heranzubringen; es ging in Flammen auf, gegen 2000 Türken büßten, einschließlich Kara Ali's, ihr Leben ein. Erschreckt verzichtete die Flotte auf alle weiteren Unternehmungen. Die Chioten waren gerächt, das Meer gehörte wieder den Griechen.

Der Erfolg auf der See blieb nicht allein. Am 21. Juni capitulirte die Akropolis von Athen. Von Thessalien aus war Dramali-Pascha mit bedeutenden Kräften über Korinth in Morea bis Argos vorgedrungen; der Mangel aller Subsistenzmittel zwang ihn zum Rückzuge; seine Colonnen wurden von Niketas und Ipsilanti vernichtet; der Seraskier Kurschid-Pascha, der ihn entsandt hatte, gab sich selbst den Tod. Nun mußte auch Nauplia capituliren; ein Versuch, den Platz zu entsetzen, war mißglückt. —

Einer solch' günstigen Wendung der Ereignisse gegenüber konnten Eröffnungen, wie sie der neue französische Geschwaderchef, Capitain de Rigny, den leitenden Persönlichkeiten Griechenlands zu machen beauftragt war, und welche dahin gingen, daß der Congreß von Verona es verweigert habe, sich mit den Aufständischen zu beschäftigen, und daß ihnen nichts übrig bleibe, als sich zu unterwerfen, nur auf unfruchtbaren Boden fallen. Andererseits hatte die Pforte das Ansinnen Englands, sich damit einverstanden zu erklären, daß es seine Schutzherrschaft von den jonischen Inseln auch auf Morea ausdehne, mit Hohn zurückgewiesen, und Frankreichs Vorstellung, den Griechen sich versöhnlich zu zeigen, mit der Aufforderung beantwortet, die fremde Diplomatie möge ihren rebellischen Unterthanen den einzig nur möglichen Rath ertheilen, den, die Waffen niederzulegen. Der Fortführung eines Krieges auf Tod und Leben mußte Griechenland gewärtig sein; statt dessen hatte das Lächeln des Erfolges den Streit der Parteien zu vollem Ausbruch gebracht. Die einzelnen Chefs, wie Colokotroni, Odysseus und andere standen in offenem Widerstande gegen die provisorische Regierung, als mit der bessern Jahreszeit 1823 der türkische Angriff sich auf's Neue entfaltete. —

Der zum Kapudan-Pascha ernannte Chosrew-Mohammed-Pascha verließ

Ende Mai die Dardanellen; bei Tenedos vereinigte er sich mit dem Geschwader der Barbaresken. Der schlaue Türke hatte am 2. Juni eine Zusammenkunft mit de Rigny; er versprach Milde und Entgegenkommen und wollte den französischen Geschwaderchef dazu bestimmen, die Hydrioten zu überreden, die Waffen niederzulegen. Tags darauf gaben die Flammen von 40 Ortschaften auf Negroponte Zeugniß von seiner Mäßigung.

Auf dem Festlande hatte Missolunghi dem vereinten Angriffe Mehemet-Reschid-Pascha's und Omer-Vrioni's zu widerstehen gehabt. Maurokordato, der es vertheidigte, rief Unterstützung aus Morea herbei; Hydrioten nöthigten, die Blockade zur See aufzugeben; ja es war am 6. Januar gelungen, einen Sturm, den Omer-Vrioni unternahm, blutig abzuweisen. Die Türken hatten sich zurückgezogen. Jetzt drohte neue Gefahr. Mustai-Pascha an der Spitze aller albanischen Contingente, brach von Macedonien vor, Omer-Vrioni stieß zu ihm, man marschirte gegen Anatolikon; der Kapudan-Pascha erschien im Golf von Volo, bemächtigte sich Tricheris, von wo es ihm nicht schwer war, seine Landungstruppen zur Ausschiffung zu bringen, so daß sie sich mit denen Mustai-Pascha's vereinigen konnten. De Rigny vermeinte, die Griechen würden nichts Besseres zu thun haben, als ihre Sache aufzugeben. Indessen ihre bewundernswerthe Lebenskraft bewährte sich auch jetzt. Anatolikon widerstand; die feindliche Flotte wich, nachdem ein Brander die Fregatte des Kapudan-Pascha's zerstört hatte; Korinth, welches wieder in türkische Hände gefallen war, capitulirte abermals. Auch der dritte Feldzug schloß günstig für die Griechen ab. De Rigny berichtete: „Die Türken, sich selbst überlassen, würden die Griechen nicht anders zu unterwerfen wissen, als durch Versetzung in andere Landestheile (transplantation), unter Anwendung unvermeidlicher Grausamkeiten. Sie können nicht anders handeln, als im Einklange mit der innersten Triebkraft ihrer Natur. Ihnen Menschlichkeit, Geduld, Ordnung anrathen, ja diese bis zu einem gewissen Punkte fordern, das hieße überhaupt ihrer Action die natürlich ihr zuwachsenden Hilfsmittel entziehen. Andererseits werden die Griechen, da jeder Erfolg sie in sich uneins macht, nie im Stande sein, über das hinauszugehen, was sie bereits geleistet haben; sie werden das türkische Reich nicht über den Haufen werfen; man muß ihnen daher eine Existenz neben demselben (à ses côtés) anweisen!" —

II.

Die europäischen Regierungen waren indessen durchaus nicht geneigt, diese Ansicht zu theilen; es war die Zeit, in der das Niederwerfen jeder Auflehnung gegen das Bestehende als das einzige Erhaltungsprincip der Staaten anerkannt wurde. Dagegen regte sich die Theilnahme der Bevölkerungen für die Griechen; der Philhellenismus gewann an Boden; eine englische Anleihe kam zu Stande; Freiwillige (wie Lord Byron, 5. Januar 1824) eilten auf den Kriegsschauplatz. Die Pforte war nicht müßig in Bezug auf Thatsachen, die gegen Völkerrecht und Neutralität zu verstoßen schienen, bittere Klage zu führen. Ihre eigenen Hilfsmittel waren sehr geschwächt; sie war genöthigt, sich mehr und mehr auf die bis dahin eifersüchtig überwachte Macht Mehemet Ali's zu stützen.

Mit seinen eigenen Streitkräften brachte dieser Vasall des Großherrn im März 1824 Candia zu vollständiger Unterwerfung; im Juni erfolgte die Einnahme von Naxos, alle Männer und die älteren Weiber wurden niedergemacht, die jüngeren und die Kinder nach Alexandrien auf die Sclavenmärkte geschleppt. Auch die türkische Flotte war ausgelaufen und hatte sich gegen Ipsara gewandt. Die Insel selbst leistete geringen Widerstand, nur das Fort San Nikolo wurde hartnäckig vertheidigt. Vergebens versuchte einer der französischen Fregatten-Capitäns eine Capitulation zu Stande zu bringen; die Türken stürmten; die Explosion der von den Griechen entzündeten Pulvervorräthe begrub Angreifer und Vertheidiger.

Mittlerweile hatte die egyptische Flotte in Alexandrien ein Landungscorps von 9000 Mann unter Ibrahim aufgenommen; am 1. September vollzog sie ihre Vereinigung mit den Türken. Zunächst glückte es freilich noch nicht, die beabsichtigte Ausschiffung an der Küste Moreas zu bewerkstelligen; die Türken mußten nach den Dardanellen zurück, die Egyptier den Strand Kleinasiens aufsuchen. Aber mit dem Auftreten Ibrahim Paschas beginnt eine ganz neue Phase des Kampfes.

Ibrahim Pascha, der eiserne, reich mit Charakter und Intelligenz beanlagte Feldherr, führt Truppen heran, die nach modern-europäischen Grundsätzen organisirt, exercirt und disciplinirt sind. Sein Ehrgeiz hofft sich in Morea ein Paschalik zu erkämpfen, ähnlich unabhängig, wie das seines Adoptivvaters. Dieser sorgt für reichlichen und rechtzeitig eintreffenden, gleichfalls entsprechend ausgebildeten Nachschub; ein wohl durchdachter Plan, basirt auf eine gesicherte Verbindung mit dem Meere, ist den Operationen zu Grunde gelegt; eine andauernd unterstützte Kriegführung ist somit eingeleitet und ermöglicht. Am 24. Februar 1815 brachte Ibrahim bei Modon, das ununterbrochen in türkischem Besitz geblieben war, 4500 Mann an's Land; eine zweite Division folgte ihm bald; ein entscheidender Sieg über griechische Scharen sicherte Ende April trotz einzelner Erfolge, die Miaulis zur See gehabt hatte, die Ausschiffung eines dritten Transports; am 8. Mai nahm Ibrahim die Insel Sphakteria und sperrte damit die Verbindung Navarin's mit dem Meere; am 19. endlich capitulirte das alte Fort von Navarin. Es war eine Position gewonnen, die, geschützt durch Coron, Modon und Navarin für weitere Unternehmungen eine unbedingt sichere Unterlage bot; Ibrahim ging sofort dazu über, ohne noch eine vierte Staffel von Truppen abzuwarten, die erst am 5. Juli der Kapudan-Pascha glücklich in den Hafen leitete, seine Offensive gegen das Innere Morea's aufzunehmen. Schon am 26. Juni war er in Argos; die Griechen wichen überall; man zitterte in Nauplia, dem Sitze der Regierung; nur augenblicklicher Mangel nöthigte den gefürchteten Gegner, nach Tripolitza zurückzugehen.

So bedrohlich dies Alles lautete, so waren doch auf anderem Boden nicht ungünstige Resultate zu verzeichnen. Es war Coletti gelungen, die Führer der sich gegen die Centralregierung Auflehnenden, Colokotroni und Delyanis, zu Gefangenen zu machen; Odysseus, der sich geweigert, Athen der Centralregierung zu unterstellen, war von seinem eigenen Stellvertreter Gouras zur Haft gebracht worden. Französischer Seits meinte man, daß das griechische Gouvernement

für den Augenblick wenigstens geachteter und mächtiger dastehe, wie je zuvor. — Sodann waren in Petersburg Conferenzen zusammengetreten, auf denen endlich die europäischen Mächte die türkisch-griechische Frage in Berathung zu nehmen sich entschlossen hatten. Es war das ein überaus kleiner Anfang einer Intervention, aber es war doch ein Anfang. Der Graf Guilleminot, französischer Gesandter in Constantinopel, schreibt darüber: „Die Sache der Griechen ist edel und legitim; der Muth, mit dem sie dieselbe vertheidigen, ist bewunderungswürdig; aber wird dieser Muth hinreichen, sie triumphiren zu lassen? Die Griechen können gegenwärtig, wenn sie sich nicht der verhängnißvollsten Illusion hingeben wollen, kaum erwarten, daß Europa ihre Unabhängigkeit anerkennen wird. Rußland hat sich bestimmt und bindend gegen eine solche Entschließung ausgesprochen; es will die Griechen protegiren, aber nicht ihre Constituirung zu einem selbständigen Staate. Die Gesinnungen Oesterreichs sind bekannt, sie werden stets dieselben bleiben, denn sie erwachsen unmittelbar der Politik des Wiener Cabinets. England nimmt augenblicklich Principien zum Aushängeschild, die der Sache der Griechen günstig sein könnten; mögen dieselben sich nicht täuschen! Um die Gedanken des Londoner Cabinets zu verstehen, muß man sich seine Interessen vergegenwärtigen. Worin bestehen dieselben? Das politische Interesse Englands geht dahin, daß Rußland bleibt, wie es ist und was es ist. Wenn England die Unabhängigkeit Griechenlands zugeben könnte, so geschähe dies, um die Griechen unter der Voraussetzung, daß Constantinopel auf dem Punkte stände, von den Russen überfallen zu werden, den Fortschritten des moscovitischen Reichs entgegen zu werfen. Oesterreich, Rußland und England sind, jedes in seiner Weise, die Feinde der Griechen. Allein Frankreich könnte mit vollem Recht von der Aufrichtigkeit seiner Wünsche zu ihren Gunsten sprechen u. s. w." Karl X., welcher im September 1824 zur Regierung gekommen war, theilte die Ansichten seines Gesandten. —

Ende Juni war die militärische Situation der Griechen eine fast hoffnungslose geworden. Nicht allein, daß Candia verloren war, daß Ibrahim's methodische Kriegführung ihm die Herrschaft über Morea zuwandte: jetzt schaltete auch Reschid Pascha im griechischen Festlande fast unumschränkt, nur Athen war noch unbedroht. Sowol die Bevölkerung, wie Heer und Flotte litten unter dem entsetzlichsten Mangel; Auflehnung und Auflösung drängten sich in alle Fugen des eben wieder locker zusammengerafften Gebäudes. Aber trotz dem Allen berichtete de Rigny: „Man würde sich einer falschen Vorstellung hingeben, wenn man glaubte, daß die Griechen, auch noch mehr bedrängt, zu einer freiwilligen Einigung mit den Türken zu bewegen wären. Unter dem steten Wechsel, unter den beiderseitigen Barbareien wird das Land zur Wüste, die Bevölkerung ist im Verschwinden, aber niemals werden Türken und Griechen mit einander leben . . . . . Die Ortschaften, die Ibrahim nicht geplündert und verbrannt hatte, zerstörten die Griechen, nicht eine hat sich unterworfen, ... nirgends hat der Sieger ein bewohntes Haus oder eine bittende Hand angetroffen."

Es scheint, daß, um endlich den Griechen eine effective Hilfe zu erschließen, es eines Ereignisses bedurfte, welches einerseits die sittliche Tendenz der Bewegung mit einem Acte des Heroismus besiegelte, welches andererseits die Gefahr

des Verhängnisses, das über der griechischen Nation schwebte, in die grellste Beleuchtung brachte. In diesem Sinne wirkten die Vertheidigung und der Fall Missolunghi's. Dieses „elende Nest" (bicoque), wie es de Rigny nennt, war seit dem 29. April 1825 zum zweiten Male eingeschlossen. Im October hatte auch diese zweite Belagerung aufgegeben werden müssen; da debarkirte Anfangs des Jahres 1826 die vereinigte türkische und egyptische Flotte 8000 Araber; eine dritte Belagerung unter den gemeinsamen Befehlen von Ibrahim Pascha und Reschid Pascha begann. Am 22. April gelang es einem Theile der Besatzung, sich heldenmüthig durchzuschlagen; es war aber nur die Minderheit; die Mehrzahl unterlag den nachsetzenden Truppen Reschid Pascha's und die Einwohnerschaft Missolunghi's wurde von den anstürmenden Arabern in die Stadt zurückgeworfen. Gegen 2000 Menschen kamen in den Flammen um; die Türken rühmten sich, mehr als 3000 Köpfe abgeschnitten zu haben. —

Nach dem Fall Missolunghi's blieben allein Korinth, Nauplia und Athen in den Händen der Griechen. Man zählte kaum noch 4000 Mann Bewaffneter und diese waren unter den Befehlen verschiedener Chefs, welche die Anerkennung jeder höheren Autorität verweigerten. Die Kriegsschiffe waren Eigenthum Einzelner, die über sie nach Laune und Interesse verfügten; oft genug verließ sie die Bemannung, wenn anderweitig reichere Beute in Aussicht gestellt wurde, als die türkischen Kriegsschiffe sie bieten konnten. Das Schwinden aller Subsistenzmittel mußte den Seeraub zur höchsten Blüthe bringen. Die Regierung hatte schon früh die Blockade über alle türkischen Häfen verfügt und unter dem Titel, nur die Rechte eines kriegführenden Staates gegen die Neutralen auszuüben, wurde die entsetzlichste Gewalt gegen alle Rhederei geübt. Die griechische Flotte, die Insel- und Küstenbewohner lebten thatsächlich nur noch von der Beute, die sie feindlichen und neutralen Schiffen entrissen. Man glaubte, ein gewisses Anrecht auf das derartig Gewonnene zu haben, weil die egyptische Verproviantirung vornehmlich durch österreichische und italienische Schiffe bewirkt wurde. Die öffentliche Meinung in den französischen Mittelmeerhäfen erhob indessen auf's Lauteste ihre Stimme. Ein förmlicher Krieg der neutralen Geschwader gegen die Piraten entwickelte sich und fügte seine Bedrängnisse noch denen hinzu, die schon auf den Griechen lasteten. Fahrzeuge, die allerdings heute dem verächtlichsten Raube oblagen, morgen aber mit patriotischer Hingabe gegen den nationalen Bedrücker stritten, wurden aufgebracht oder auch in Grund gebohrt. —

III.

Die Rettung Griechenlands trotz dieser Zustände vollster Auflösung war dem Zusammenfluß von Umständen zu verdanken, die, in ihrer Vereinigung dauernd nachwirkend, endlich eine nahezu verlorene Sache, ihrer inneren Berechtigung wegen, zum Austrag förderten. Zunächst ergriff mit dem Fall Missolunghi's der Philhellenismus in erneutem Aufleuchten nahezu überwältigend die Gemüther des Abendlandes. Ueberall, namentlich aber in Deutschland und vor allen in Frankreich, bildeten sich Comités oder schlossen sich die schon bestehenden neu zusammen. Die Geldzuflüsse nahmen wirklich in's Gewicht

fallende Abmessungen an, und Streitgenossen zogen in namhafter Zahl nach dem Osten. Selbst die nüchterne Umgebung Friedrich Wilhelms von Preußen wurde erwärmt und in Frankreich machte die allgemeine Stimmung sich so gewaltig zu Griechenlands Gunsten geltend, daß die Gerichte es nicht wagten, griechische Corsaren, die das Levante-Geschwader nach Marseille überliefert hatte, zur Aburtheilung zu bringen. — Getragen von dem Antrieb dieser gewaltigen Regung, gab gleichzeitig Canning der englischen Politik eine Richtung, die mit ganzer Entschiedenheit die Erledigung der griechischen Frage im Sinne des Aufstandes anstrebte. Sein Abgesandter und Vetter, Sir Stratford Canning, war im März 1826 in Constantinopel erschienen. Zunächst freilich sprach er vor tauben Ohren, wenn er die Vermittlung Englands anbot; der Reis-Effendi ließ ihn nahezu vier Stunden lang reden und antwortete dann: „In unsern Angelegenheiten mit den Aufständischen dulden wir kein fremdes Eindringen; wir haben dies ein Mal gesagt und werden es immer wieder sagen." Indessen das Mahnen Canning's blieb nicht isolirt. Am 1. December 1825 war Alexander von Rußland gestorben; Nicolaus, sein Nachfolger, nahm die Tendenzen, welche den Bruder während der letzten Zeit seines Lebens bereits beschäftigt hatten, mit Lebhaftigkeit auf; die Ausbeutung günstiger Chancen zur Verfolgung traditionell überkommener Pläne erschien ihm zu verlockend. Die Stimmung Englands, die Stimmung ganz Europas bot sich ihm dar, um dem osmanischen Reiche von Neuem einen Theil widerstandsfähiger Macht zu entreißen. Schon gelegentlich seiner Krönung hatte er mit dem Herzog von Wellington angeknüpft, am 4. April war ein Protokoll unterzeichnet, welches dem Vermittlungsprojecte Englands die Unterstützung Rußlands zusagte. Canning ratificirte, verwahrte sich aber gegen die Anwendung von Gewaltmaßregeln. —

Somit war allerdings eine Unterlage für das Eintreten der europäischen Diplomatie zu Gunsten Griechenlands gewonnen; es fehlte aber noch unendlich viel, um nur den geringsten realen Erfolg herbeizuführen. Zuvörderst widerstrebte Oesterreich unter Metternich's Leitung; Preußen machte seine Mitwirkung von der Gemeinsamkeit der Schritte der Mächte abhängig. Ueber Frankreichs Stellung zur Sache äußert sich sein Vertreter in Constantinopel: „Wir möchten gern mit diesem Schmutz aufräumen, aber wir fürchten, daß sich Rußland dann in Bewegung setzt. Da nun Oesterreich dieselben Wünsche und dieselben Befürchtungen hegt, so ist die Folge, daß alle Welt darüber einig ist, zu erklären, daß Etwas geschehen müsse, daß aber Niemand dahin gelangt, sich über die Mittel, die zu dem Ende zu ergreifen wären, zu verständigen. Ich denke, wir werden mit den Russen gehen. Indem wir uns zu Rußland halten, ohne welches man in der orientalischen Frage überhaupt Nichts entscheiden kann, sind wir sicher, daß man die Angelegenheit nicht ohne uns erledigen wird u. s. w."

Den Sultan Mahmud verletzten die Schritte Englands sehr empfindlich; sein ganzes Selbstbewußtsein war herausgefordert. Der griechische Aufstand sollte so rasch wie möglich sein verdientes Ende finden; schon zu lange dauerte der Widerstand, schon zu lange hatte aber auch die modern organisirte Kriegs-

macht des egyptischen Vasallen die türkische in Schatten gestellt. Die Umgestaltung der verkommenen Janitscharen-Wirthschaft wurde das lebendigste Verlangen des Sultans. Die Ulemas erklärten, „es sei eine Pflicht der Kinder des Propheten, die Waffen, die Disciplin und die Tactik ihrer Gegner anzunehmen, wenn sie sich damit des Sieges versichern könnten." Mahmud zögerte nicht länger; am 15. Juni erfolgte in Constantinopel die Niedermetzelung der widerstrebenden Janitscharen; ein vollständig verändertes Heerwesen war inaugurirt. Die Mittheilungen, welche hierüber de Rigny erhielt, sind voll von der grausamen Vollständigkeit der Maßnahme, von ihrer gewaltigen Tragweite und von dem Eifer, mit welchem alle Welt, vornehmlich aber der Sultan selbst, an der Förderung der neuen Schöpfung arbeitete. Der Admiral irrte sich nicht, wenn er nach Paris schrieb: „Dies ist für den Augenblick eine Schwächung des osmanischen Reichs. Dasselbe hat Nichts, was es an die Stelle der Janitscharen zu setzen vermöchte. Der Moment scheint daher gekommen, in welchem man die Türken zur Nachgiebigkeit bestimmen könnte." Gerade damals aber hatten Canning und sein Gesandter die ganze Ungunst der öffentlichen Meinung in Constantinopel zu tragen. „Man kann sich keine Vorstellung von der Erbitterung machen," wurde de Rigny geschrieben, „die sich gegen Canning und seine Nation geltend macht. In der Meinung des Volkes ist der Feind nicht mehr Rußland sondern England."

Unter solchen Umständen war es Rußland nicht schwer geworden, am 7. October die Convention von Akjerman zum Abschluß zu bringen. Es hatte damit so große Vortheile erreicht, daß seine politische Action vorerst zum Stillstand gebracht schien. Um so entschiedener bezeigten sich Oesterreich und Preußen der englischen Intervention abhold. Guilleminot schrieb: „Die Actien des Fürsten Metternich sind im Steigen." —

Mittlerweile wurden in Griechenland die Philhellenen zum maßgebenden Streitelemente. Innerhalb der Flotte traten die alten Helden, Miaulis, Sachtouris, Canaris in den Hintergrund; englische Seemänner begannen sich vorzuschieben; Capitän Hastings erschien mit dem ersten Kriegsdampfer, der „Perseverance". Zu Lande organisirte der Franzose Fabvier seine „Taktikos". Es dauerte freilich nicht lange, so begegneten sich auch die Philhellenen mißwollend mit einander. Die Eifersucht der verschiedenen Nationen unter ihnen entfaltete sich rasch. Indessen erhielt doch der Widerstand Griechenlands durch sie erneute Intensität, was gegenüber den beginnenden diplomatischen Verhandlungen von verdoppelter Wichtigkeit war. —

Auch in der Vertheidigung Athen's neigte sich der vorwiegende Einfluß allmälig den Philhellenen zu, bis mit dem März 1827 die Engländer Cochrane und Church die Leitung zu Wasser und zu Lande vollständig übernahmen. Sie wollten die Taktikos, die Klephten und die Armatolen unter einen Hut bringen, trugen den angeborenen Eigenschaften, ja den veralteten Lastern dieser halb wilden Horden keine Rechnung, versuchten sie wie reguläre Truppen zu verwenden. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Am 5. Juni wurde, nachdem die Stadt schon früher aufgegeben worden, dann aber alle Versuche, eine Aufhebung der Belagerung zu Wege zu bringen, gescheitert waren, unter der Vermittelung de Rigny's

die Capitulation der Akropolis vollzogen. Es war gelungen, Reschid-Pascha zu bewegen, den Griechen freien Abzug zuzugestehen; ein Begebniß einzig in seiner Art in Mitten dieses mit äußerstem Ingrimme und mit der furchtbarsten Blutgier geführten Krieges; 1838 Personen, Männer, Weiber, Kinder, Verwundete und Kranke mit Waffen und Bagage wurden von französischen und österreichischen Schiffen nach der Insel Salamis übergeführt.

Der Sieg Reschid-Pascha's schien ein weiterer Schritt zur thatsächlichen Niederwerfung der Griechen; auch die Unterstützung der Philhellenen war allein nicht kräftig genug, den Lauf der Dinge aufzuhalten. Die Wahl Capo d'Istria's zum Präsidenten der Executivgewalt, welche als Gegengewicht gegen die Berufung jener beiden Engländer an die Spitze von Heer und Flotte die russische Partei durchgesetzt hatte, konnte noch nicht von Einfluß werden. Er beeilte sich nicht, von seinen Functionen Besitz zu nehmen; er wollte sich persönlich die Zustimmung des Czaren zu seiner Wahl erbitten. Von den 14,000 Mann, welche Church und Cochrane im Mai vor Athen versammelt gehabt, waren kaum noch 1000 auf Salamis verblieben. Jeder Chef führte seine Mannschaft von hinnen; jede Verbindung war gelöst; man war ohne Zuversicht und, was eben so schlimm war, ohne Geld. „Man wird sich beeilen müssen, wenn man hier noch rechtzeitig die Rolle eines Vermittlers spielen will," schreibt de Rigny.

So war es denn wirklich der letzte Moment, um überhaupt noch Hilfe bringen zu können, wenn am 6. Juli 1827 Rußland, England und Frankreich den Vertrag von London abschlossen. Metternich hatte die Eröffnung von Conferenzen vorgeschlagen; er rechnete darauf, daß Friedrich Wilhelm III. nach wie vor nur bei Einstimmigkeit der Mächte seinen Beitritt erklären würde, und vermeinte damit, sich selbst zum Schiedsrichter im Orient machen zu können. England und Rußland hatten diesen Schachzug durchschaut; sie erklärten, sich mit der Zustimmung Frankreichs begnügen zu wollen, und dieses war nur zu gern darauf eingegangen, die ihm zugesprochene Bedeutung auszunutzen. Die drei Mächte kamen dahin überein, daß sie sich gemeinsam der Pforte als Vermittler antragen und daß sie zugleich eine sofortige Waffenruhe fordern wollten. Man fürchtete im Orient die Folgen dieses entschiedenen Vorgehens. De Rigny schrieb: „Man weiß nicht, wohin die Erbitterung der Türken in all den Stapelplätzen, die unsere Consuln und Handelsleute bewohnen, führen kann." Indessen war das Gefühl der Abspannung im Volk ein so allgemeines geworden, daß die angedeutete Gefahr ohne Weiteres vorüberging, während anderseits bald klar ward, daß ohne Zwangsmaßregeln die Pforte nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen sein würde. Sie weigerte sich, eine Collectivnote der Mächte, die am 16. August übergeben werden sollte, entgegenzunehmen; eine zweite Note sagte ihr, daß die drei Mächte entschlossen wären, eine Waffenruhe mit den Waffen zu erzwingen; am 9. September wurde officiell angekündigt, daß die vereinigten Flotten Befehl erhalten würden, jede Ausschiffung von Waffen und Truppen nach Morea zu hindern, und daß sie im Nothfall Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen hätten. Es blieb Alles vergeblich. Als nun aber Rußland zwei Divisionen aus Bessarabien gegen den Pruth vorrücken ließ, so war damit ein Schritt geschehen, den die Westmächte möglichst

vermieden haben wollten; dem russischen Alliirten sollte durch sein Landheer kein Uebergewicht zufallen; eine gemeinsame Action zu See lag in ihren Plänen.

De Rigny hatte dies Alles früh erkannt; schon im Juli vermeinte er, im Sinne der Westmächte würde ein auf Mehemet Ali geübter Druck am besten zum Ziele führen; eine Blockade Alexandriens lag seinen Gedanken nicht fern. Zunächst fehlte es indessen an jeder ausreichenden Seemacht; ein russisches Geschwader hatte kaum die Ostsee verlassen, nur drei englische Linienschiffe waren zur Hand, und die französischen Verstärkungen, die bis zum 31. August allmälig anlangten, waren in Bezug auf Ausstattung und Mannschaft in so übler Verfassung, daß es der ganzen Erfahrung und Thätigkeit de Rigny's bedurfte, um sie verwendbar zu machen.

Es folgen nun die sehr interessanten Vorgänge, welche mit der Schlacht bei Navarin ihren Abschluß gewinnen. Der englische Admiral Codrington zeigte sich nach seiner ganzen Begabung nicht befähigt, eine so schwierige Aufgabe zu lösen, wie die war, welche die überaus verwickelte politische Situation ihm auferlegte. Der Träger der Maßnahmen wurde mehr und mehr der französische Geschwaderchef. Die Stellung Englands, so bestimmt sie noch Anfangs August sein Vertreter in Constantinopel charakterisirt hatte, war mit dem am 8. d. M. erfolgten Tode Canning's eine wesentlich veränderte geworden. Frankreich wiederum wünschte den Vicekönig von Egypten zu schonen. Die Ungewißheit darüber, ob es gelingen würde, diesen letztern dazu zu bestimmen, sich von der türkischen Politik zurückzuziehen, ob überhaupt seine Verbindung mit Morea, das seine Truppen besetzt hielten, gänzlich zu unterbinden sei, entzog die Vereinigung der türkischen Flotte unter Tahir-Pascha mit der egyptischen und ihr gemeinsames Eintreffen im Hafen von Navarin dem Entgegentreten der westmächtlichen Geschwader. Selbst als die Admirale Anfangs September erfahren hatten, daß die Pforte jede Vermittlung abgelehnt habe, regte das verspätete Erscheinen der russischen Flotte neue Zweifel an. —

Die Griechen hatten indessen den Eintritt der Waffenruhe zugesagt. Sie wo möglich ohne Gewalt auch beim Gegner in Anerkennung zu bringen, begab sich de Rigny am 22. September persönlich zu Ibrahim. Derselbe war ohne Instruction; die Augen des ganzen Orients waren auf ihn gerichtet; er hatte Alles vorbereitet, um gegen Hydra auszulaufen, die Insel zu nehmen und dann gegen Nauplia, den letzten Hort der Griechen, vorzugehen; es war ein schweres Ansinnen, sich eines Schrittes enthalten zu sollen, der bestimmt war, dem seit Jahren mit Erbitterung bekämpften Feinde den Todesstreich zu versetzen. Der Admiral meldete nach Paris: „Es ist außer Zweifel, daß der Pascha geneigt war, sich zurückzuziehen, jedoch der Argwohn der türkischen Flotte und ihrer Chefs beengt ihn. Unter dem Eindrucke der gestrigen Zusammenkunft hat sich Tahir-Pascha auf sein Linienschiff begeben und erklärt laut, daß er es nicht wieder verlassen werde .... Was auch geschehen möge, die hundert in den Hafen von Navarin eingelaufenen Fahrzeuge werden denselben in Masse nicht wieder verlassen." Am 25. September hatte eine mehr officielle Zusammenkunft beider Admirale mit Ibrahim statt. Der Pascha gab sein Ehrenwort, in Navarin bleiben zu wollen, bis daß ihm anderweitige Befehle der Pforte zugegangen

wären. Man war vollständig beruhigt; Codrington ging nach Zante, de Rigny nach Milo. —

Mittlerweile hatten die Griechen die Zusage einer Waffenruhe für sich nur Ibrahim gegenüber als bindend ausgelegt; Cochrane war mit einer Flotille im Golf von Korinth erschienen, und hatte in der Bai von Salone eine Anzahl türkischer Schiffe zerstört. Kaum hatte Ibrahim hiervon Kunde erhalten, als er am 1. und 3. October mit den Divisionen seiner Flotte auslief und den Cours nach Patras nahm. Schon hatte er einen erheblichen Vorsprung gewonnen, als das englische Geschwader, rasch benachrichtigt, mit seinem Feuer den größeren Theil der türkisch-egyptischen Fahrzeuge nach Navarin zurückscheuchte. Die westmächtlichen Flotten legten sich vor den Hafen; auch die russische konnte sich endlich mit ihnen vereinigen. Ibrahim, zur See abgewiesen, wandte sich mit den Colonnen seines Heeres nach dem Innern von Morea; wo er erschien, verwandelte er das Land in eine Wüste. De Rigny berichtete: „Jede Hoffnung, die überhaupt nur bei der Zweideutigkeit Mehemet-Ali's zu hegen gestattet war, ist verschwunden; man darf sich nicht damit schmeicheln, die Flotte des Paschas von der der Pforte trennen zu können, oder die Egypter in einer gezwungenen Neutralität zu erhalten. Mehemet-Ali will, wie sein Herr, die Chancen des Krieges auf sich nehmen;" und wenige Tage später, am 14. October: „Auf dem Punkte, zu dem die Dinge gediehen sind, ist keine Schonung mehr möglich ... Meine Meinung wäre, die Geschwader nach Navarin selbst einlaufen zu lassen, dort, die Lunte in der Hand, der osmanischen Flotte aufzugeben, ohne Weiteres die Anker zu lichten und den Einen den Cours nach Constantinopel, den Andern den nach Egypten vorzuschreiben, folgen sie nicht, sie sofort anzugreifen. Dieser Plan wird ohne Zweifel zur Berathung der drei Admirale gelangen." Und so geschah's. Nach kurzer Besprechung entschied man sich für de Rigny's Vorschlag. Codrington übernahm den Oberbefehl. Am 20. um 1 Uhr 35 Minuten passirte das englische Admiralschiff die türkischen Forts, sie blieben stumm; die gesammte Flotte begann ihren Aufmarsch unmittelbar gegenüber der türkisch-egyptischen. Die Sommation Codrington's war abgegeben, aber schon hatte das Feuer begonnen; den Ueberbringer derselben hatte eine türkische Kugel niedergestreckt; eine andere tödtete einen englischen Officier. Ein fast nie dagewesener Kampf brach los. Als die Nacht eintrat, war die Zerstörung der feindlichen Flotte nahezu vollendet.

Am andern Morgen einigte sich Tahir-Pascha mit Codrington über die provisorischen Bedingungen eines Waffenstillstandes. Von 106 türkisch-egyptischen Fahrzeugen waren nur 1 Fregatte, 7 Corvetten, 8 Briggs und 22 Transportschiffe übrig geblieben.

IV.

Die Folgen der Schlacht von Navarin erschienen unübersehbar. Sie bildet in Wirklichkeit den ersten Gewaltact, mit welchem das moderne Europa als solches der Türkei Gesetze vorschrieb; das Ansehen der letzteren und ihr Uebergewicht innerhalb der christlichen Völkerschaften, die sie beherrschte, lagen schwer getroffen vor aller Augen. Jeder Angriff gegen Griechenland war zum Still-

stand gebracht; auf alle türkischen Operationen war ein Bann gelegt. Gleichzeitig aber war dadurch, daß die Westmächte Mitträger jenes Actes der Gewalt geworden, den eigensüchtigen Plänen Rußlands ein Vorschub geleistet, der ihm vollen Spielraum geben mußte, dieselben bald zu weiterer Verwirklichung zu treiben. Es war klar, daß dieser letztere Umstand überall, namentlich aber von England, schwer zu tragen war. Die französische Regierung, in voller Uebereinstimmung mit der Nation, jubelte über den „coup d'éclat", mit dem sie ihre Seemacht sich wieder erheben sah, aber auch sie konnte sich den erwachsenden Bedenken nicht entziehen. Der Marineminister, Graf Chabrol, schrieb an de Rigny: „Die politische Frage wird, wie ich fürchte, weniger leicht zu beseitigen sein, wie die militärische; aber beide sind gesondert zu behandeln; man ist nicht so ungerecht, sie mit einander zu vermengen." In England aber wandte sich der lebhafteste Unwillen des Gouvernements gegen den Admiral Codrington; die Thronrede, mit der das Parlament eröffnet wurde, sprach von einem „unheilvollen Ereigniß", das Europa in die größte Unruhe geworfen habe.

Die vereinigten Flotten hatten ihre Aufgabe jetzt zunächst auch Griechenland gegenüber in ernster Weise durchzuführen. Nicht allein den griechischen Corsaren, die mit nie gekannter Frechheit die Handelsschiffe aller Nationen beraubten, mußte entgegengetreten werden, auch bei der provisorischen Regierung bedurfte es der Einschärfung, daß das Gebot der Waffenruhe ebenso gewichtige Gültigkeit für sie, wie für die Türken habe. Mit dem größesten Eifer wurde Jagd auf die Piraten gemacht; es gelang bis Ende 1828 den Archipel von dieser die Griechen entwürdigenden Plage vollständig zu reinigen.

Am 7. Februar 1828 wurde Capo d'Istria als Präsident Griechenlands in Egina feierlich eingesetzt. Er erwarb sich rasch das Vertrauen des russischen und des englischen Admirals; er erklärte sich bereit, den Londoner Vertrag als durchaus bindend anzusehen. De Rigny vermeinte in ihm den Vertreter einer ausschließlich russischen Politik zu erkennen. Der Präsident war bemüht, dem Admiral näher zu treten; er äußerte sich mit großer Offenheit über die Schwierigkeiten, die sich ihm überall entgegenstellten, und die dadurch zu fast unüberwindlichen wurden, daß Heer und Flotte, für den Augenblick ohne Verwendung, dennoch ernährt werden mußten. —

Man vermochte nun auch zu ermessen, welchen Erfolg die durch die Schlacht bei Navarin so drastisch inaugurirte Vermittlung der drei Mächte bei der Pforte zu Wege gebracht habe. In der muselmännischen Bevölkerung hatte sich der Fanatismus unter dem gewaltigen Eindrucke, den die erschütternde Nachricht hervorrief, überall gebeugt; man hoffte das Gleiche vom Sultan; man täuschte sich vollständig. Der Großherr *wollte und konnte* die politische Stellung der Rajahs nicht ändern. Die Conferenzen, welche die Gesandten der drei Mächte am 24. November mit dem Reis-Effendi hatten, brachten dies auf's schlagendste zum Ausdruck. „Unterwerfung der Aufständischen ist das einzige Mittel, um den Frieden herbeizuführen. Die Pforte will sich bereit erklären, die früheren Verhältnisse wieder herzustellen, sie will den Griechen die Ausübung ihrer Religion gestatten, aber sie müssen ihre Waffen abliefern, und sie werden von Beziren regiert werden; der Vertrag von London ist ungerechter Weise abgeschlossen,

er ist leicht zu ändern, denn er ist das Werk der Menschen; unsere Aeußerungen entspringen unsern heiligen Büchern sind unserer Gesetzgebung; sie abzuändern liegt außer menschlicher Macht ꝛc." Das waren einige der Antworten, die der Reis-Effendi als das türkische Ultimatum bezeichnete. Die Gesandten gaben zwei Tage Zeit, um eine andere Antwort herbeizuführen; als diese nicht erfolgte, als Mahmud zu nichts Weiterem, als zu dem Nachlaß der fälligen Steuern der letzten sieben Jahre zu bewegen war, forderten die Gesandten ihre Pässe und verließen am 8. December Constantinopel. — Unmittelbar darauf ergingen Verfügungen der Pforte in Widerspruch mit der Convention von Akjerman, welche zugleich die Interessen der Westmächte feindlich berührten. Es war klar, daß Rußland nicht zögern würde, dies zu benutzen, um womöglich seine Alliirten mit fortzureißen und so zu einer gemeinsamen Kriegserklärung gegen die Türkei zu gelangen. Allein man war in London und Paris mehr und mehr bedenklich geworden; an beiden Orten hatten die Ministerien gewechselt. Man wollte beiderseitig die Allianz mit Rußland festhalten, als das einzige Mittel, ein Resultat zu Stande bringen und sich den Einfluß auf die Entwicklung der Dinge sichern zu können; man erwog wol auch die Eventualitäten eines Krieges, die Forcirung der Dardanellen und andere Maßnahmen; aber man zögerte einen weiteren, entscheidenderen Schritt zu thun. — Der Sultan hatte alle Osmanen unter die Waffen gegen Rußland gerufen; dasselbe antwortete am 26. Februar 1828 mit einem Memorandum, in dem es seinen Einmarsch in die Rumänischen Fürstenthümer ankündigte.

Die Lage der drei Admirale war eine überaus delikate geworden; sie waren darauf hingewiesen, ihr Verhalten nach den Mittheilungen zu regeln, die ihnen die von Constantinopel nach Corfu übersiedelten Gesandten der drei Mächte zukommen lassen würden. Die Instructionen aber, welche sie zugleich von ihren heimathlichen Ministerien erhielten, trugen sehr verschiedene Färbung. — Das russische Memorandum hatte nach allen Richtungen hin Aufregung verbreitet; man beeiferte sich, die Krisis zu beschwören. So benachrichtigten denn die bei der Pforte zurückgebliebenen Gesandten Oesterreichs und Preußens die Admirale, daß es ihnen gelungen sei, die Türkei zur Gewährung eines Generalpardons zu bestimmen, daß den Griechen eine Frist von drei Monaten bewilligt werde, von diesem Gnadenerweise Gebrauch zu machen, und daß es jetzt darauf ankomme, ebenso wie den türkischen Commandeuren der Befehl zugehen würde, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, so auch die Griechen zu bestimmen, jenen Generalpardon anzunehmen. Die Admirale verweigerten jede Mitwirkung in diesem Sinne, sie hielten sich durch die Stipulationen des Londoner Vertrags gebunden. — Einflußreicher wurden Verhandlungen, welche von französischer und englischer Seite mit Mehemet Ali angeknüpft waren.

Die Stellung des Vicekönigs im Orient sowol, wie speciell in Egypten beanspruchte die größeste Vorsicht. Wenn er seine Streitmacht von der türkischen zurückzog, so durfte dies nur als unter dem Drucke einer äußeren Nöthigung erfolgt erscheinen. Frankreich schlug im Juli seinen Londoner Verbündeten vor, ein Expeditionscorps nach Morea zu senden; Capo d'Istria hatte nach einigem Sträuben sich damit einverstanden erklärt; Rußland und England consentirten

ebenfalls. Die Expedition sollte im Namen der drei Mächte vor sich gehen; der Pforte wurde erklärt, sobald Ibrahim Pascha Morea geräumt haben würde, wolle man das französische Corps zurückziehen; Mehemet Ali wurde durch Anwendung leisen Druckes vermittelst des englichen Geschwaders dahin bestimmt, die egyptische Flotte zur Rückführung seiner Truppen zu entsenden. Am 30. August landete General Maison mit etwa 11,000 Mann in der Bai von Coron; de Rigny hatte alle Mühe, den nach Thaten durstigen französischen General davon abzuhalten, nicht sofort über den zögernden Ibrahim herzufallen. Erst am 27. September wurde die letzte Staffel der egyptischen Truppen eingeschifft. Die maßvolle Weise, mit welcher der Admiral die Lösung der schwierigen Verhältnisse vermittelte, stärkte den Einfluß, den Frankreich schon vordem bei Mehemet Ali gewonnen hatte. —

Bereits vor der Räumung Morea's, am 14. April, hatte Rußland den Krieg erklärt. Die Haltung Englands war eine sehr ernst entgegenstrebende geworden; dennoch blieben, nachdem Frankreich sich dafür ausgesprochen, die drei Geschwader mit einander vereint und waren angewiesen, gemeinsam zu handeln. Am 7. Mai überschritt die russische Armee den Pruth; sie gewann aber trotz der locker organisirten Kriegsmacht der Türken nur langsam Terrain. Die Vertheidigung von Varna fesselte sie bis zum 6. October. Um so mehr erhob in England die Rußland feindlich gesinnte Partei ihr Haupt; Admiral Codrington wurde durch Pulteney Malcolm ersetzt. In Frankreich versuchte Polignac den König zu bewegen, mit England und Oesterreich gemeinsam dem Sultan und dem Czar den Frieden zu dictiren; die Admirale der Westmächte hielten sich schon bereit, falls ihr russischer College die Dardanellen zu forciren versuchen sollte, ihm ihre Breitseiten zu zeigen. Aber Carl X. zog es vor, der Alliirte Rußlands zu sein, und so blieben die schwankenden Verhältnisse in den griechischen Gewässern noch länger bestehen. —

Der General Maison hatte die Erlaubniß nachgesucht, auch das griechische Festland besetzen zu dürfen; eine kategorische Ordre, die ihm von Paris aus zugegangen, untersagte es auf's bestimmteste. Die festen Plätze auf der Halbinsel waren sämmtlich bis auf das Schloß von Morea übergeben worden; auch dies letztere capitulirte, nachdem es zu Lande von französischen Truppen, zu Wasser von dem vereinigten englisch-französischen Geschwader angegriffen worden war. Mittlerweile hatte sich die Londoner Conferenz durch Beschluß vom 16. November über die griechisch-türkische Grenze geeinigt; die Linie vom Busen von Volo bis zum Busen von Arta sollte das griechische Festland nördlich von den türkischen Gebieten abscheiden; Candia und Samos waren nicht erwähnt. Vom französischen Expeditionscorps ließ man noch 3000 Mann auf Morea unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nicht über die Landzunge von Korinth hinaus rücken sollten. Indessen schritten die Griechen dazu, sich zu Herren des ihnen zugesprochenen Festlandes zu machen; am 25. März 1829 nahmen sie das Schloß von Rumelien, am 2. Mai ergab sich Lepanto, am 17. Missolunghi; die türkischen Truppen waren durch die Erfolge der Russen nach Adrianopel gerufen. Anfangs September war das gesammte Territorium in griechischen Händen. —

Das Vordringen der Russen über den Balkan führte die Westmächte mehr und mehr auf die Seite der Türkei; ihre Admirale erwarteten den Befehl, in das Marmara-Meer einzulaufen; Constantinopel sollte unter jeder Bedingung geschützt werden. Der am 14. September 1829 abgeschlossene Friede löste die Spannung; der Gesandte Frankreichs ließ den Geschwaderchef wissen, daß seine Gegenwart an der Küste von Troas nicht mehr nothwendig sei, und daß er seine frühere allgemeine Bestimmung wieder aufnehmen könne. Auch die Unabhängigkeit Griechenlands in Einklang mit den Bestimmungen der Londoner Conferenz war von der Türkei zugestanden; der neunjährige Kampf hatte seinen Abschluß gefunden. —

V.

Der Kampf der Griechen um ihre Unabhängigkeit, die Stellung der Großmächte zu demselben und unter sich während desselben, finden außerordentlich viele Analogien in den entsprechenden Verhältnissen, wie sie die augenblicklich im Orient brennend gewordene Frage zur Anschauung bringt. Es ist dieselbe moralische Erniedrigung, zu der dort die Griechen herabgesunken waren und die sich hier in den Volksstämmen documentirt, welche jetzt die türkische Herrschaft abzuschütteln trachten: es liegt aber auch hier wie dort der ethische Anspruch dieser christlichen Völkerschaften vor auf Loslösung von Verhältnissen, die jene Versunkenheit hervorgerufen. Es ist ein sehr wohlfeiles Raisonnement, zu sagen, der türkische ist unter alle den Stämmen, welche die weiten Lande zwischen dem schwarzen und dem adriatischen Meere bewohnen, der beste, der redlichste und der zuverlässigste; warum ihn vertreiben und die sittlich unwürdigeren an seiner Statt zu den herrschenden machen? Gerade weil jene christlichen Völkerschaften in den eigenthümlich gebundenen Verhältnissen, in die sie das osmanische Reich einzwängt, jeder höhern Culturentwicklung fern gehalten werden, weil sie durch jene Gebundenheit in ihrem innersten Leben dem entsetzlichsten Versinken unterliegen, deshalb wird es nicht allein für sie, sondern für die Gemeinschaft des europäischen Staaten-Complexes zu gebieterischer Nothwendigkeit, ihnen normale Bedingungen der Existenz zu verschaffen. — Die Erscheinungen des Krieges bilden Signaturen für die Stufe des Culturlebens, auf welcher sich die im Kampfe gegen einander stehenden Völker befinden. Es ist eitel müßig, die Barbareien, welche der jetzige Krieg und die ihn einleitenden Aufstände zur Schau stellten, jenachdem der einen oder der andern Seite anzurechnen. Der Muhamedanismus ist seiner innersten Natur nach grausam; Engländer, Russen und Franzosen haben nur die jüngsten Annalen ihrer Kriegsthaten nachzusehen, um davon berichten zu können, daß schon die Berührung mit dem Muhamedanismus Grausamkeiten aufzwängt; seine Bekämpfung kann kaum anders als mit denselben Waffen erfolgen, als die sind, die zu gebrauchen ihm Glauben, Gesetz und Tradition nicht allein gestatten, sondern auch vorschreiben. Wenn ein Schauspiel wüstester Rohheit jetzt unmittelbar vor die Thore europäischer Civilisation gerückt ist, so sollte das nicht zu Declamationen, wie die Gladstone's, veranlassen, wol aber jene Worte des Contre-Admirals Halgan aus dem Jahre 1821 in das Gedächtniß Europa's zurückrufen: „Früher oder später,

Griechenland muß befreit werden!" Das mit voller Scharfsichtigkeit für die damalige Situation abgegebene Urtheil ist auch heute zutreffend; auch jetzt liegt die Unlösbarkeit der Gegensätze in den politischen und socialen Verhältnissen der christlichen Bevölkerungen zu ihren türkischen Herren weit aufgedeckt zu Tage; auch jetzt heißt es „c'est à l'Europe de s'arranger en conséquence." Aber es besteht der Unterschied den Zuständen von 1821 gegenüber, daß seit jenen Tagen alle Entfernungen in Europa außerordentlich viel geringer, alle Berührungen unmittelbarer, alle Beziehungen enger geworden sind. Europa kann nicht so lange warten wie damals; es muß sich früher arrangiren, wenn es nicht unersetzlichen Schaden erleiden will. —

Auch die Türkei hat sich seit jener Zeit verändert; sie ist um ein sehr erhebliches Theil machtloser geworden; es fehlen ihr Charaktere und Individualitäten, so rücksichtslos gewaltsam und kräftig, wie Ibrahim-Pascha, Chosrew-Pascha und Reschid-Pascha; sie verfügt nicht mehr in gleicher Weise wie damals über die Kräfte Egyptens und der afrikanischen Regentschaften; die stets bereiten Rathschläge der europäischen sogenannten Freunde haben alle selbständigen Entschlüsse auf ein sehr niedriges Niveau herabgedrückt; das „laisser aller" ist zum Ergebniß einer sittlichen Erschlaffung geworden, welche mit dem Eindringen modernen Lebenszuschnitts über die Spitzen der Nation hereingebrochen. Aber daß der Koran und seine Wächter noch immer einen tiefgreifenden Einfluß haben, das ist durch die letzten Thronwechsel deutlich zu Tage getreten, und daß die auf den Koran gestützte türkische Politik nicht effectiv weicht, ohne daß ihr der äußerste Zwang angelegt wird, das ist ihr geblieben über allen Wechsel hinaus, den sie sonst erfahren. —

Ebenso finden sich bei den europäischen Großmächten heute die frappantesten Aehnlichkeiten mit den Rollen, die sie vor einem halben Jahrhundert glaubten durchführen zu müssen. Da ist dasselbe Frankreich, welches emsig nach einer Gelegenheit verlangt, die ihm vergönnte, sich wieder in die Reihe der bestimmenden Großmächte einzuführen, aus welcher es eine schwere nationale Demüthigung verdrängt hatte; es kommt ihm, wie zu jener Zeit, vor allen Dingen darauf an, wieder mit zu reden und mit zu thaten; es will dem vorbeugen, daß man bei der definitiven Regelung der Verhältnisse über die Mitwirkung oder auch über die Unterstützung Frankreichs einfach hinweggeht, wie sein Vertreter in Constantinopel es 1826 vermieden haben wollte; es hascht nach Bundesgenossen und nach Einfluß; es ist bereit, in jede Hand einzuschlagen, sobald sie ihm nur die Garantie bietet, sich wieder als Großmacht bezeugen, auch vielleicht Revanche nehmen zu können. —

Oesterreich, zu jener Zeit unter der Leitung Metternich's wenig beirrt durch irgend welche sittlich-ethische Idee, nur bemüht, seine einseitige Stellung zu erhalten und damit das Anwachsen russischer Macht zu verhindern, in diesem Sinne aber der eifrige Freund der Türken, ist jetzt gebunden durch den Dualismus, welcher weder bei den Deutschen der einen Reichshälfte, noch bei den Magyaren der anderen den Slaven einen Platz einzuräumen weiß. Diese letzteren zu schützen, sie gar zahlreicher in seinen Staatencomplex aufzunehmen, sperrt

es sich mit aller Gewalt und ist so wiederum der Feind von christlichen Völkerschaften, die an den Rand sittlichen Unterganges gebracht sind.

War dort mit dem Auftauchen der orientalischen Frage die Achillesferse der heiligen Allianz getroffen, so tritt hier die des Dreikaiser-Bündnisses zu Tage. Die heilige Allianz schien bis zum griechischen Unabhängigkeitskriege nahezu unantastbar; als dieser aber größere Abmessungen annahm, konnte Rußland der Versuchung nicht widerstehen und nahm eine politische Tendenz von Neuem auf, die es mit Oesterreich in Widerstreit brachte; Preußen kam aus dem Hangen und Bangen nicht heraus, und Oesterreich blieb, da andererseits Frankreich und England sich Rußland zuwandten, in Europa nahezu gänzlich isolirt, erst die Juli-Revolution und der polnische Aufstand vermochten die heilig Verbundenen wieder zusammenzuschließen. Hat heute das Dreikaiserbündniß für Rußland noch eine andere Bedeutung als eine durchaus einseitige? Die Ankündigung, daß dieses Bündniß eine Schutzwehr für den europäischen Frieden bilde, behielt nur Wahrheit unter der Voraussetzung, daß die Alliirten Rußlands die Wege gehen, die es ihnen vorzeichnet. Die Anerkennung einer Solidarität der Interessen innerhalb des Bündnisses hat Rußland längst praktisch bei Seite geschoben. Es will, wie 1826, die Christen protegiren, aber gewiß nicht ihre Constituirung zu effectiv selbständigen Staaten. Es will seinen Einfluß erweitern, seine Machtsphäre vergrößern, es will wie damals das Ziel seines alten Strebens, den freien Ausgang des schwarzen Meeres, sich erschließen. Allerdings war das Rußland von 1826 despotisch zusammengefaßt in der festen Hand seines eben zur Regierung gelangten Czaren, während heute eine hoch und stürmisch aufgeschossene öffentliche Meinung dem edlen Willen des vielerfahrenen Sohnes weitgehende Zugeständnisse abgewinnt. Der Panslavismus hat sich in den akut gewordenen Gegensatz der Türkei und ihrer christlichen Unterthanen hineingeschoben.

Auch England ist nahezu dasselbe, wie in den Tagen nach Canning's Tode. Mit der Größe dieses Mannes war der leitende Staatsmann geschieden, der kühn den sich zur Anerkennung durchringenden politischen Gedanken erfaßte, und, indem er sich desselben bemächtigte, sein Land zur maßgebenden Macht im Oriente zu machen bestrebt war. Er bebte nicht davor zurück, die Türkei zu schwächen, wenn er nur etwas Lebensfähiges ihr zur Seite stellen konnte. Die wirklich Existenz gewinnende neue Schöpfung konnte ihm als Bürgschaft dienen, daß nicht russischer Einfluß zum herrschenden im Oriente wurde. Nach seinem Hinscheiden beginnt dasselbe Schwanken Englands, wie wir es jetzt sehen; die Besorgniß vor einem Kriege in der einen Wagschale, der dringende Wunsch, Rußland nicht zum Gebieter in Constantinopel werden zu lassen, in der anderen; bald hebt sich jene, bald diese. Eine öffentliche Meinung ist dem geschickten Volksführer überaus zugänglich; sie wird dem Parteigetriebe zur Beute und ist ihrerseits wiederum einflußreich genug, um ein kräftiges Auftreten der Regierung zu hemmen und erblassen zu machen. Wie mit Canning dem britischen Reiche das offensive Erfassen des eigentlichen Kerns der orientalischen Frage verloren gegangen war, so können seine Minister auch jetzt sich nicht dazu aufschwingen, Rußland etwas Anderes entgegenzusetzen, als Palliativ-Programme und eventuelle defensive Abwehr.

Den gewichtigsten Unterschied zwischen damals und jetzt findet der Vergleich, wenn er das deutsche Reich an die Stelle Preußens gebracht sieht. Fern und abseits schien dem letzteren der Orient gelegen; eine vermittelnde Rolle zu übernehmen zwischen dem isolirt verbleibenden Oesterreich und dem eigensüchtig strebenden Rußland, sodann zwischen diesem und den bedenklich werdenden Westmächten, möglichst die Interessen des europäischen Friedens zu vertreten, das schien der kleinsten Großmacht, deren Actionsfähigkeit sich nach den Jahren von 1806 bis 1815 erst allmälig wieder consolidirte, die ihm klar zugewiesene Aufgabe. Das Maß der Kraft bei Oesterreich und bei Rußland war noch nicht ein so ungleiches geworden, wie heute, wo das des ersteren durch die Abtrennung der italienischen Provinzen, vornehmlich aber durch die Selbstschwächung des Dualismus schwer geschädigt, das des zweiten durch den Gang losgebundener Entwicklung außerordentlich gehoben ist. Preußen konnte zunächst müßig bleiben, wenn beide diplomatisch mit einander rangen oder wenn es selbst zum Kriege zwischen ihnen gekommen wäre. Jetzt liegen die Verhältnisse anders; Deutschland hat unter den Großmächten eine Stimmführung übernommen, so volltönig, daß es nie überhört werden kann und darf; es ist ihm damit aber auch die Verpflichtung zugewachsen, diese seine Stimme im Concerte Europas überall da vernehmen zu lassen, wo große Fragen entschieden werden. Es darf sich keine Entwicklung vollziehen, ohne daß nicht Deutschland zu derselben bestimmte Stellung genommen hätte. Man möge aus jenem Kampfe, welcher endlich die Unabhängigkeit Griechenlands zur Verwirklichung führte, auch das nicht vergessen, daß der Kaiser Nicolaus, nachdem er den Frieden von Adrianopel mit dem Verhauchen der letzten Kraft seines Heeres eben noch zu Stande gebracht sah, dadurch, daß er die schließlich entscheidende Rolle in der damaligen Phase der orientalischen Frage gespielt hatte, einen Machtzuwachs von unermeßlicher Tragweite gewann. Es ist bekannt, daß er sich rasch mit Karl X. einigte und daß nur die ernste Weigerung Friedrich Wilhelms III. und später der Sturz der Bourbonen die tiefgreifendsten Correcturen der Karte von Europa verhinderten. Wird jetzt Rußland zum zweiten Male der thatsächlich entscheidende Factor in dem Vollzug eines Processes, der naturgemäß vor sich gehen muß, so gewinnt es ein moralisches Uebergewicht, das weit hinaus über dasjenige geht, welches ihm die Erwerbung irgend welchen Gebiets zufließen lassen würde; es wird dann wirklich zu dem Coloß, als welchen es zu sehen sich ganz Europa fürchtet. Es wird dies nicht durch die ihm etwa an und für sich zugesprochenen materiellen Vortheile, sondern durch die außerordentliche Ueberlegenheit, welche der Umstand ihm zuwendet, daß es in der wichtigsten Frage der politischen Welt die nothwendige Initiative ergriffen und durchgeführt hat.

Alle Welt blickt gespannt auf Deutschland, blickt auf seinen über Alles verehrten Kaiser, blickt auf den großen Realisten von Varzin. Ein Studium der Geschichte muß lehren, daß Deutschland in der orientalischen Frage, wie sie die Gegenwart gestaltet, die Aufgabe hat, einem einseitigen Vorgehen Rußlands entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen; Deutschland hat sich zum Träger der europäischen Politik im Gegensatz zu einer russischen zu machen. Nicht

um einen Schutz der Türkei kann es sich als Ziel dieser europäischen Politik handeln, nicht darum, die Erledigung einer Frage abermals zu vertagen, bei deren Entscheidung die Existenz von Völkerschaften auf dem Spiele steht, die der Sphäre christlicher Cultur angehören; es handelt sich darum, daß Rußland nicht zum alleinigen Schiedsrichter in einem Conflicte wird, der ganz Europa angeht. Das christliche Europa hat den Gegensatz zwischen der Türkei und ihren christlichen Unterthanen einem Austrag entgegen zu führen; es duldet das keinen Aufschub; eine gedeihliche Zukunft von ganz Europa hängt davon ab; das eiternde Geschwür, das seiner normalen Entwicklung immer wieder Störungen entgegenbringt, muß beseitigt werden; aber nicht nach dem willkürlichen Ermessen Rußlands muß dies geschehen, sondern durch eine muthige Operation, welche Europa vollzieht. —

Indem Deutschland einer einseitig russischen Politik mit dem ganzen Gewicht seiner moralischen und event. auch seiner materiellen Macht entgegentritt, wahrt es mit dem europäischen sein eigenstes Interesse. Kein Staat ist von einem Machtübermaß des slavischen Rußlands mehr bedroht, als Deutschland; es gibt keinen besseren Alliirten für Frankreich gegen Deutschland, als Rußland; die deutsche Individualität und die deutsche Unabhängigkeit haben moralisch und materiell von keiner Seite mehr zu befürchten, als von dem Andrängen der Entwickelungsgährung, welcher das sich modern umformende Rußland entgegengeht. Es gibt dem gegenüber für Deutschland nur einen natürlichen und durch die Verhältnisse zugewiesenen Alliirten, Oesterreich. Gleichartigkeit der Nationalität und der Sprache, der geographischen Lage und der Existenzbedingungen, Analogie der politischen Zwecke und Interessen, das Bedürfniß der gegenseitigen Ergänzung innerhalb der beiden eigenthümlichen Zwischenlage und Begrenzung, Alles das sind Momente, welche Oesterreich und Deutschland aneinander fesseln. Deutschlands Rückhalt muß Oesterreich die Kraft geben, die Schäden seines Dualismus zu überwinden und sich zu dem Schirmherrn jener Völkerstämme zu machen, die jetzt ihre Stütze in Rußland suchen. In dem Bewußtsein, in Deutschland den sichern Alliirten gefunden zu haben, wird es auch vor der ihm im Osten gestellten Aufgabe nicht zurückweichen, einer Aufgabe, die ihm seine slavischen Unterthanen, sodann seine große Lebensader, die Donau, endlich aber der Kampf um's Dasein überhaupt vorzeichnen. Oesterreich und Deutschland werden, wenn zur Vertretung der europäischen Politik geeint, auf eine Unterstützung Englands unbedingt zählen können. —

Man bangt davor, nördlich des Balkans autonome, allein durch eine Tributpflichtigkeit an die Türkei gebundene Fürstenthümer entstehen zu sehen; man vermeint, sie würden nur Herde bilden, auf denen russische Intrigue daran arbeitete, das osmanische Reich vollständig zu stürzen. Man kann in Griechenland und ebenso in Rumänien den Beweis dargeboten finden, daß, sobald derartige Existenzen nur zu einiger Lebensfähigkeit gedeihen, sie keinem Einfluß bestimmter entgegenstreben, als dem russischen. Rußland ist nicht im Stande, sich absonderndes, individuelles Leben innerhalb seiner Machtsphäre zu dulden; selbst seine Kirche fordert eine weltliche Centralisation, der sich diejenige der Griechen zu entziehen sucht und die der Bulgaren nicht anschließen will. Auch davor

schreckt man zurück, der Türkei die Donau als Grenzstrom und als erste Vertheidigungslinie gegen Norden zu entziehen. Wir haben die Theorie, daß ein Strom die natürliche Grenze zwischen zwei großen Nationen bilde, erst in der neuesten Zeit praktisch widerlegen sehen; zugleich wurden die Vogesen als bessere Scheidelinie anerkannt. Der Balkan läßt in seiner trennenden Bedeutung die Mittelgebirge Westeuropa's unendlich weit hinter sich; eine Vertheidigung desselben wird noch auf geraume Zeit einem Staate nicht schwer fallen können, dessen naheliegendes Macht-Centrum die Zuführung von weit überlegenen Kräften zu vermitteln vermag, während die event. nördlich gebildeten Mittelstaaten kaum im Stande sein möchten, einem Angriffe ausreichende Consistenz und Nahrung zuzuführen. Aber auch wenn dies der Fall wäre, hat denn Europa wirklich ein Interesse daran, das türkische Reich mit Wall und Graben zu umziehen und damit die Möglichkeit zu erschweren, sich desselben über kurz oder lang zu entledigen? Und sollte es anderseitig nicht möglich werden, eine Gruppe neutraler Staaten im europäischen Südosten zu schaffen, mit ähnlicher Aufgabe, wie sie an anderer Stelle Belgien, Luxemburg, Holland und die Schweiz zu erfüllen haben, das heißt ein Territorium dauernd zu occupiren, das niemals in die Hände einer oder der anderen der Großmächte gelangen darf? — Es lassen sich diese beiden Fragen verschieden beantworten, aber zwei andere Sätze wird Europa als Axiomata anzuerkennen haben: Der verwesende Leichnam einer muselmännischen Türkei muß beseitigt werden und Rußland darf nie einseitig über den türkischen Nachlaß verfügen.

Die letzte Pappel.

Von

Julius Rodenberg.

Der Sturm von gestern Nacht hat sie gefällt. Es war aber auch ein furchtbarer Sturm. Die Fenster klapperten, die Ziegel fielen von den Dächern, draußen war ein solcher Rumor und in meinem Schlafzimmer ein solcher Zug, daß ich zum ersten Male nach langer Zeit wieder in einer Schiffskajüte zu schlafen glaubte. Die ganze Nacht träumte ich von der See, und als ich einmal aufwachte — meine brave Schwarzwälder Uhr draußen auf dem Gange schlug gerade Drei —, da war mir, als ob ich den alten Capitän rufen hörte — den alten dicken Capitän mit der rothen Nase und den kurzen Beinen, denselben, mit dem ich vor Jahren einmal in einer ähnlichen Nacht unterwegs war, zwischen Leith und Hamburg —, und dann vernahm ich ordentlich das Aechzen des Schiffes und das Brausen der Wellen, und ein Ton war in der Luft, als ob ein Baum bräche, als ob Holz splitterte ... „Mein Gott, mein Gott," rief ich, „wir sind verloren" — und ich wollte mich eben anschicken, das sinkende Schiff zu verlassen, um in einem der Böte Rettung zu suchen, als ich zum Glück bemerkte, daß ich in meinem Bette sei, und daß sich Alles in guter Ordnung befinde, mit Ausnahme der Wettergardinen und Ringe, welche vor dem Fenster zusammen mit dem Winde klingelten und musicirten, daß Einem der Schlaf wol vergehen konnte. Doch es war Sphärenmusik, verglichen mit den Schrecken der heulenden See, welche sich mir so lebendig aufdrängten, daß ich nicht nur den gischtüberschäumten Steuerbord gesehen, das Tosen der Brandung gehört, das Gemisch von Salz und Theer gerochen, sondern auch gewissermaßen den Grog geschmeckt hatte, den ich gestern Abend mit dem alten Capitän getrunken. Der friedliche Zuruf meiner Uhr beruhigte mich indessen auch über diesen letzteren Punkt; es ward mir plötzlich klar, daß ich allerdings gestern Abend Grog getrunken, starken Grog obendrein, aber nicht mit dem Capitän — der, Gott weiß es, schon lange kein Schiff mehr führt. Ich schlief also wieder ein. Aber in derselben Nacht und um dieselbe Stunde ist sie vom Sturme gebrochen worden, die letzte Pappel.

Als ich zuerst in diese Gegend der Stadt kam, vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, da waren mehr Pappeln hier; in der That, mehr Pappeln als Häuser. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, war noch nicht, und die Straße, in der es steht, war noch nicht, und alle anderen Straßen um sie her waren auch noch nicht. Gärten waren da, mit kleinen, niedrigen, einstöckigen Häuschen und gemüthlichen Leuten darin, denen man in die Fenster sehen konnte, wenn man vorüberging. Man konnte sie, bei der Lampe, rund um den Tisch sitzen und ihr Abendbrod essen sehen, welches ihnen in der Regel ausgezeichnet schmeckte. Still war es hier, wie auf dem Lande; Wagen kamen selten, und Omnibusse gab es noch nicht. Aber Pappeln gab es, die schönsten und die größesten, die man sehen konnte; alte Bäume, die zur Zeit Friedrich's des Großen gepflanzt, und schon stattlich in die Höhe gegangen sein und eine hübsche Allee bilden mochten, als er, in seinen späteren Jahren, in seiner Kalesche von Potsdam nach Schöneberg, und von Schöneberg nach Berlin fuhr. Saatfelder waren damals zu beiden Seiten der Pappelallee, und Wiesen und Gräben, und Etwas davon war noch übrig vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, wiewol das Saatfeld hier und da schon hinter Holz- und Kohlenplätzen verschwand, die Wiesen sich in Baugrund verwandelten und die Gräben in einen Canal, auf welchem Torfkähne gingen und demnächst der erste Apfelkahn erschien.

Wo der Apfelkahn erscheint in Berlin's Gewässern, da darf man auf eine Wendung der Dinge gefaßt sein; heute noch ein einsames Zeichen der vordringenden Cultur, wird er morgen oder übermorgen von neuen Häusern, neuen Straßen, neuen Menschen umgeben und in dieser sich überstürzenden Menge des Neuen das einzige Ding sein, welches mit einem gewissen Ausdruck von Alter, Stabilität und Ehrwürdigkeit seinen Platz behauptet.

Indessen litt die Pappelallee vorläufig keinen Schaden; sie gewann sogar durch die Nähe des Wassers einen malerischen Reiz mehr, und da, wo sie in einer Art von spitzem Winkel auf den Canal stieß, lag ein Garten, der von allen Gärten in dieser Nachbarschaft der merkwürdigste war. Es war nur ein kleiner Garten; aber einen großen Raum müßte ich haben, wenn ich all' seine Eigenschaften beschreiben wollte. Er war dreieckig; man mußte, wenn man von der Straße kam, ein paar Stufen hinabsteigen, und man hatte, wenn man darin war, die Vorstellung, nicht nur in einem tiefen, sondern auch in einem niedrigen Garten zu sein, wenn so Etwas von einem Garten gesagt werden kann. Denn die Bäume wuchsen hier nicht in die Höhe, wie Bäume sonst zu thun pflegen, sondern sie waren, ich weiß nicht durch welche Kunst, in die Breite gestreckt worden, so daß sie den ganzen Garten mit einem Geflecht von Zweigen bedeckten, durch welches zwar der Regen, aber niemals ein Sonnenstrahl dringen konnte. Dennoch war es ein schöner Aufenthalt, und halbe Sommernächte lang habe ich darin gesessen.

Ich vergaß zu sagen, daß es ein Bier- und Kaffeegarten war; doch das werden die Leser wol errathen haben. Wie wäre ich sonst in den Garten gekommen? Fliederbüsche wuchsen an den Ecken des Gartens und erfüllten ihn, zur Zeit der Blüthe, mit ihren süßesten Düften. Auch ein Hügel erhob sich nach der Wasserseite hin über den lückenhaften Bretterzaun, der den Garten um-

gab; und hier, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlaubte, pflegte sich an jedem Nachmittage, präcis vier Uhr, ein kleiner Kreis von Damen zu versammeln, welche, sobald sie ihre Sitze eingenommen, unaufhörlich strickten und unaufhörlich miteinander redeten. Ich habe mich, in jenen Tagen, oft darüber gewundert, was sie mit all' den Strümpfen anfangen oder woher sie all' den Stoff zu ihren Gesprächen nehmen könnten. Doch sie müssen es wol gewußt haben, und auch ich gewöhnte mich zuletzt daran, wie an irgend eine andere gegebene Thatsache des Lebens. Denn ich war, wie gesagt, ein regelmäßiger Besucher, ich darf sagen, ein Stammgast des Gartens und lernte allmälig die Gesichter der übrigen Gäste kennen, und in gebührender Reihenfolge ihre Namen, ihren Stand, ihren Charakter und bis zu einem gewissen Punkt, so weit es sich auf den Garten bezog, ihre Geschichte.

Schon am Schritt, wenn er noch draußen in der Pappelallee war, unterschied ich den alten Major von dem alten Regierungssecretär, die beide den Garten liebten und an jedem Tag an demselben Tische saßen, ohne jemals ein Wort miteinander zu wechseln. Dennoch, obwol sie sich nicht einmal grüßten, bestand eines der intimsten, auf das feinste Maß gegenseitiger Achtung gegründetes Verhältniß zwischen diesen Beiden. Beide trafen fast gleichzeitig auf ihren Posten ein, Beide theilten brüderlich unter sich die Zeitungen des Locals, Beide fuhren mit demselben Ingrimme auf, wenn irgend ein Anderer, mit dieser ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit unbekannt, ihnen ein Blatt streitig machen wollte, und Beide, nachdem sie ihre Lectüre beendet, ihren Kaffee getrunken und ihre Zeche bezahlt, erhoben sich kurz nach einander vom Tisch und gingen, wie sie gekommen waren. So habe ich sie Jahre lang beobachtet und immer von einem Tag zum anderen Tag erwartet, daß sie sich anreden würden. Doch das geschah nicht, so daß ich, wenn ich die Damen auf dem Hügel, die den Faden niemals verloren, mit diesen beiden Herren verglich, die ihn trotz täglichen Beisammenseins nicht anknüpfen wollten oder konnten, zwei der größesten Gegensätze der menschlichen Natur vor mir sah.

Ferner waren ein paar Schachspieler da, verhältnißmäßig junge Männer, aber mit einer guten Aussicht vor sich, in ihrem Amt älter zu werden: nämlich zwei königliche Gerichtsassessoren; ferner ein hagerer, knochiger alter Mann, der einen dicken Shawl um den Hals und einen Sommerhut trug und nach der Aussage des Kellners (mit dem er sich regelmäßig jeden Tag eine halbe Stunde lang unterhielt) ein berühmter Gelehrter sei — in welcher Wissenschaft, konnte mir der Kellner nicht sagen, aber ich vermuthete damals in irgend einer von den schönen Wissenschaften, der Aesthetik oder Philosophie; ferner ein dicker Metzger, der, wie ich aus dem Wohnungsanzeiger erfuhr, an Wollank's Weinberg wohnte und alle Tage den weiten Weg in seiner Equipage machte, um hier, vor dem, was damals noch das Potsdamerthor war, Kaffee zu trinken und die Gerichtszeitung zu lesen.

Ich muß bemerken, daß diese Gesellschaft, die sich während des Sommers im Garten versammelte, in das kleine Haus rückte, sobald der Herbst gekommen war. Dieses kleine Haus, in welchem die Wirthschaft betrieben wurde, war in seiner Art ebenso merkwürdig, wie der Garten. Ich begriff damals nicht und

begreife noch heute nicht, wie zwischen diesen vier Mauern Alles Platz hatte, was sich wirklich darin bewegte: die Kellner, die Köchin, die Gäste, und um das Beste zuletzt zu nennen, die Wirthin. Das Etablissement befand sich nämlich in weiblichen Händen. Die Wirthin, eine Wittwe in reifen Jahren, ließ sich im Garten selten sehen, so daß Besucher, die nur während des Sommers kamen, kaum eine Ahnung von ihrer Existenz gehabt haben mögen. Dagegen waltete sie mit um so größerer Sorgfalt im Hause, und wer in das Innere desselben zugelassen und nach einer gewissen Probezeit in das Vertrauen der Wirthin aufgenommen war, der konnte sich nicht beklagen; der saß wie in Abraham's Schooß. Das Meublement war zwar von der einfachsten Sorte (ich wende mich von meinem biblischen Bilde wieder zurück zu der kleinen Gartenwirthschaft); die Stühle hatten weder Polster noch Strohgeflecht, sogar einer hölzernen Bank erinnere ich mich. Allein Niemand verlangte etwas Besseres, Jeder war damit zufrieden und dankte Gott, wenn er, am Abend eintretend, seinen Platz unbesetzt fand. In diesem Punkte jedoch verstanden die Gäste der Gartenwirthschaft keinen Spaß, und ich entsinne mich noch sehr wohl des Spectakels, welchen der Professor machte, als eines Abends ein blonder, schüchterner Jüngling, der die Gesetze des Instituts nicht kannte und eigentlich nur aus Irrthum hineingerathen war, auf seinem Stuhle saß. Sonst aber ging es sehr friedfertig und ordnungsmäßig her, einen Tag und Abend wie den andern. Oellampen brannten in dem langen, niedrigen und schmalen Gemach, welches dicht an die Küche stieß und in welchem die Gäste ihr Abendbrod erhielten, dampfend wie es vom Herde kam. Hinter dem Kellner her, in den späteren Abendstunden, machte die Wirthin die Runde, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie hier einen Augenblick stehen blieb und dort sich einen Augenblick niederließ; wie sie mit einer ungezwungenen Vereinigung von Zutraulichkeit und Würde in ihrem Benehmen an jeden Einzelnen das Wort richtete und Allen gleichmäßig das Gefühl des Behagens zurückließ. Wir jüngeren Adepten ihrer Wirthschaft nannten sie „Mutter", und eine Mutter war sie uns, bedacht für Speise und Trank und sonstiges Wohlbefinden, bewandert in allen Angelegenheiten unseres täglichen Lebens, zuweilen mit einer kleinen Aufmunterung und zuweilen mit einem leisen Tadel; eine stattliche Person in einem baumwollenen Kleide, die glattgestrichenen Scheitel schwarz, mit kaum einem Verdacht von vordringendem Weiß, und das Gesicht voll, mit just einem Anflug von Kupfer, jenem Vertrauen erweckenden Zuge der Gastlichkeit.

Uebrigens gab es auch ein einziges Sopha im Zimmer; es war mit großgeblümtem Cattun überzogen und nach stillschweigendem Uebereinkommen für den weiblichen Theil der Gesellschaft reservirt. Denn auch Damen kamen in das Winterlocal des Gartens; besonders eine Dame mit zwei Töchtern, einem paar der hübschesten Wildfänge, die ich je gesehen. Die Dame, eine würdige Matrone, hatte im Sommer ihren Ehrensitz auf dem Hügel, wo sie, umgeben von ihren Freundinnen, die Präsidentin des kleinen Damenclubs zu sein schien. Aber sie wich auch im Winter nicht, wenn der Hügel verödet war, wenn die Bänke und Tische im Garten übereinander gehäuft standen, wenn die Pappeln ihre Blätter umhergestreut hatten und auf ihren kahlen Aesten sich die Krähen wiegten. Da

kam die Dame mit den beiden Töchtern in das Gastzimmer, und da war es, wo die kleine Familie mein ganzes Herz gewann. Sie waren die glücklichsten drei Menschen, die mir in meinem Leben begegnet; sie sahen sich niemals an, ohne vor Vergnügen zu lachen, und freuten sich ihres Daseins auf jegliche Weise. Diese unmotivirte Heiterkeit gab mir häufig Anlaß zum Verdruß; denn manch eine Stelle in den Reden des Landtags (die damals noch nicht so interessant waren, wie sie heute sind) mußte ich zwei Mal, ja drei Mal lesen, wenn das Gelächter plötzlich erscholl. Und ich muß es bekennen! — kaum hatten die beiden Mädchen, die eine von zwölf, die andere von zehn Jahren, bemerkt, daß ich ein verdrießliches Gesicht machte, wenn sie lachten, als auch ihre gute Laune sich verdoppelte und die Ausbrüche ihrer Lustigkeit sich verdreifachten. Was diese beiden kleinen Mädchen mir an den Augen absehen konnten, das thaten sie um mich zu ärgern, mit Auf- und Zuwerfen der Thüren, mit Herein- und Hinauslaufen, mit Allem, was man einem ordentlichen und gesetzten jungen Manne nur zufügen kann, der den Zug *nicht* liebt und ungestört seine Zeitung lesen will. Und was mich noch am meisten ärgerte, das war, daß einer von den beiden Schachspielern, anstatt gemeinschaftliche Sache mit mir gegen die Störenfriede zu machen, sie vielmehr in ihren Tollheiten noch unterstützte und namentlich an dem älteren Wildfang — dem ärgsten der beiden — sein ganz besonderes Wohlgefallen zeigte. Ich zweifelte nicht länger an der traurigen Wahrheit, daß ich ein Hauptgrund des Vergnügens für die beiden kleinen Mädchen und eine Hauptanziehung ihrer Besuche sei; diese wurden immer regelmäßiger und immer länger, und zuletzt schien die glückliche Familie ganz in dem Local zu wohnen. Des Nachmittags, wenn ich meinen Kaffee trank, waren sie schon da, und am Abend, wenn ich zu Nacht speiste, waren sie noch da. Die Mutter, eine brave Frau, hatte nicht Zeit, sich um ihre Töchter viel zu bekümmern, denn neben ihr im Sopha saß immer eine oder die andere von den Matronen des Hügels, und am Mittwoch, Sonnabend und Sonntag spielten sie Whist. Die beiden kleinen Mädchen fingen an, mir den Garten zu verleiden, und ich versuchte, demselben fern zu bleiben. Aber damals gab es noch nicht so viele Restaurationen wie heute; man hatte keine Wahl, und außerdem — ich bin schwach genug, es einzugestehen — die beiden kleinen Mädchen fehlten mir! Man gewöhnt sich allmälig auch an den Aerger, und nach einer Woche war ich wieder da.

Den Jubel hätte man hören sollen! An *dem* Tage stand die Thüre keinen Augenblick still, als ob mein Wiedererscheinen auf gar keine bessere Weise hätte gefeiert werden können.

Außerdem hatten die beiden kleinen Mädchen eine neue Attraction in Gestalt jenes Apfelkahns entdeckt, der damals ungefähr zuerst Anker warf im Canal. Nun waren die Aepfel an der Tagesordnung; Aepfel mit Wangen, so roth und blühend, wie die der beiden Mädchen. Alle möglichen Spiele mit Aepfeln und um Aepfel kamen auf's Tapet, sie warfen sich — und mitunter auch mich — mit Aepfelschalen, und ich hatte bei meinem Weißbier Zeit, über dieses Symptom nachzudenken.

Doch nicht allzulange; höchstens zwei bis drei Jahre. Da blieb eines Tages

das ältere der beiden Mädchen aus. Es ging mir ordentlich wie ein Stich durch's Herz, als die gemüthliche Frau, zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, nur mit der jüngeren ihrer Töchter hereintrat. Sie schien nicht weniger glücklich und zufrieden, als sie es vorher war; aber mir fehlte sie — mir fehlte das muntere Lachen meiner kleinen Feindin. Denn auch die Schwester war verstummt, seit die Spielkameradin verschwunden, und zu meinem Schreck bemerkte ich, daß sie lange Kleider trage.

Um diese Zeit begannen die Veränderungen, welche aus der geschilderten Gegend das gemacht haben, was sie heute ist. Ein paar Pappeln wurden gefällt, ein paar Häuser wurden gebaut — scheinbar ohne Zusammenhang. Aber mehr Pappeln und mehr Häuser folgten, und der Zusammenhang stellte sich bald genug heraus: es war auf ein neues Stadtviertel und eine vollkommene Vernichtung der ländlichen Allee abgesehen, und wir armen Gartenbewohner lebten, so zu sagen, nur noch auf Wartegeld. Ich kann nicht beschreiben, wie das von Tag zu Tag weiterging; aber wiederum nach ein paar Jahren, da sah man den Unterschied. Da sah man Straßen mit Namen, die man bisher nicht gekannt; riesenhohe Gebäude, zwischen denen sich der dreieckige Garten und das winzige Haus fast lächerlich ausnahmen. Von allen Pappeln waren nur noch drei oder vier übrig geblieben, welche den Saum des Gartens begrenzten; aber auch in jenem selbst bemerkte man den Einfluß der Zeit. An dem Tische der beiden Freunde, die niemals in ihrem Leben ein Wort mit einander gesprochen, saß nur noch einer; der andere war gestorben. Von den beiden Schachspielern war der eine in die Provinz versetzt worden und der andere war immer noch Assessor. Der reiche Metzger von Wollank's Weinberg brachte seinen Sohn mit, einen stämmigen Burschen von sechs Fuß Höhe; nur der Magister der freien Künste war unverändert derselbe, trug seinen Sommerhut im Winter und seinen dicken Shawl im Sommer, ein wahrhaft tröstliches Bild der Philosophie, zu der er sich bekannte.

Die Dame mit der einen Tochter kam zwar noch. Aber die letztere war eine sittsame Jungfrau geworden, welche die Augen niederschlug und besonders seitdem der Sohn des reichen Metzgers im Local erschien. Es hatte sich nämlich im Laufe der Begebenheiten zwischen dem Magnaten von Wollank's Weinberg und der Dame vom Fliederhügel eine stille Freundschaft gebildet, die sich unversehens auch auf deren Kinder übertrug; und auch räumlich rückten sich die beiden Parteien näher, als der Metzger den Entschluß gefaßt, den Boden seiner Väter zu verlassen und eines von den schönen neuen Häusern in der Straße zu kaufen, die damals noch die Grabenstraße hieß und nachmals Königin-Augusta-Straße genannt wurde, zur Erinnerung daran, daß Ihre Majestät an schönen Winter- und Frühlingsnachmittagen hier zu promeniren liebte.

Diese Dinge und noch manche andere ereigneten sich, als ich eines Abends an dem Tisch in der Sophaecke, in welchem jetzt regelmäßig der Metzger mit seinem Sohn und die gemüthliche Frau mit der hübschen Tochter zusammen saßen, eine zweite junge Dame wahrnahm, die schönste, die sich jemals in diesem Locale gezeigt. Sie war elegant gekleidet, in der Mode der damaligen Zeit, und sie war ein so liebliches und zierliches Geschöpf, daß man das Auge nicht

von ihr abwenden konnte — was außer mir auch noch der ledige Schachspieler zu empfinden schien, der in der That in einer seltsamen Aufregung war. Mehrmals hatte ich die junge Dame heimlich angeblickt, ohne mich auf sie besinnen zu können, als sie plötzlich — der ci-devant-Metzger mußte wol eine besonders komische Geschichte zum Besten gegeben haben — laut auflachte. An diesem Lachen erkannte ich sie — es war dasselbe fröhliche Gelächter aus der Kinderzeit, das mich damals so geärgert und heute mit einem süßen Reiz der Wehmuth an den ersten Apfelkahn und die entschwundenen Jahre und die gefällten Pappeln erinnerte. Doch mitten in ihrem Gelächter hielt sie inne, die ältere der beiden Schwestern — ihr Blick streifte den vereinsamten Schachspieler, und sie erröthete, was zur Folge hatte, daß auch er ganz roth wurde.

„Aha, Mutter," flüsterte ich der Wirthin zu, die in diesem Augenblick die Runde machte, „daraus kann Etwas werden!"

„Aber sie müssen sich beeilen, wenn sie's in diesem Local noch fertig bringen wollen," erwiderte sie, „ich habe den Garten verkauft. Uebrigens ist sie jetzt ein reiches Mädchen — sehen Sie nur, wie sie sich trägt —, sie hat einen reichen Onkel beerbt, der sie hat auf seine Kosten erziehen lassen, und er (mit einem Blick auf den Schachspieler) ist seit gestern Stadtrichter."

„Eins wäre genug gewesen," bemerkte ich.

Aber die Wirthin zuckte die Achseln, indem sie sich mit den Worten entfernte: „Na, so'n Berliner Stadtrichter!"

Unter so glücklichen Auspizien habe ich die kleine Gartenwirthschaft zum letzten Male gesehen. Ich verließ Berlin für mehrere Jahre, und als ich von meinen Reisen heimkehrte und unterwegs, fast im letzten Augenblicke noch, beinahe Schiffbruch gelitten hätte, wie ich im Eingang dieses wahrheitsgetreuen Berichts erzählt habe, da war das kleine Wirthshaus niedergerissen, der Garten als Baustelle eingehegt, wie man ihn heute noch sehen kann, und nur noch eine von den drei Pappeln, die letzte, stand am äußersten Rande desselben. Oft von meinem Fenster aus habe ich nach ihr ausgeschaut; aus seiner Höhe herab hat dieser alte Baum jahrelang auf mich niedergeblickt, wenn ich bei der Arbeit saß, und mir gleichsam ermunternd zugenickt, wenn ich von derselben aufstand. Oft in der Dämmerung sah ich seinen Wipfel hin- und herbewegt vom Abendwind, und dann war's mir ordentlich, als ob er leise spräche oder sänge — als ob Lieder durch seine starken Aeste zögen, Liebeslieder, Wiegenlieder, Lieder von häuslichem Glück und Frieden. Wie ein Andenken aus alter Zeit und eine Verheißung der Natur, die immer weiter hinausgetrieben wird aus dem steinernen Umfange von Berlin, war mir dieser Baum. Ich habe ihn geliebt, wie keinen zweiten Baum in Berlin — und heute ist auch er nicht mehr.

Als ich heute meinen Morgenspaziergang machte, da lag er da, geknickt, abgebrochen vom Sturm. Viele Menschen standen um ihn her, um den zerstückten Stumpf, der noch in seinem Tode einen frischen Erdgeruch ausströmte. Unter vielen Anderen erkannte ich auch die beiden schönen Schwestern — ansehnliche Frauen jetzt und von einem halben Dutzend Kinder umgeben, welche beladen mit Packeten und Schächtelchen vom Weihnachtsmarkte kamen. Ich hatte sie lange nicht gesehen und von ihrem ferneren Geschick Nichts erfahren;

aber es freute mich, daß wir uns wieder trafen, gleichsam bei dem Begräbniß dieses Baumes, der in ihre Kinderzeit und meine Jugend gerauscht. Die Eine hörte ich „Frau Stadtgerichtsrath" tituliren, so daß nicht nur an ihrer Identität, sondern auch an dem erfreulichen Avancement ihres Gatten, des mehrerwähnten Schachspielers, kein Zweifel war. Was die Andere betraf, so war sie so rund und behaglich, daß ich sie von allen Männern der Welt keinem lieber gegönnt, als dem Sohne des Metzgers von Wollank's Weinberg, der sie denn auch seit Jahr und Tag die Seine nennt.

Jetzt kam auch noch der Philosoph in Shawl und Sommerhut. Er sah sich das, was man wol die Leiche des Baumes nennen könnte, einen Augenblick an, erkundigte sich nach den näheren Umständen des beklagenswerthen Ereignisses und spendete dann den Leidtragenden den einzigen Trost, welchen seine Wissenschaft zu bieten hat, daß nämlich Pappeln und Menschen sterben müßten, wenn ihre Zeit gekommen. Damit ging er, und auch ich nahm bewegten Herzens Abschied von der letzten Pappel.

Berliner Chronik.

10. November 1876.

Die Theater.

Während des Sommers wurde einmal wieder von der Reform des deutschen Theaters gesprochen: die politischen Zeitungen erörterten eingehend in weitschichtigen Leitartikeln eine schon im Anfang dieses Jahres veröffentlichte Broschüre: „Das deutsche Theater und seine Zukunft. Von einem Staatsbeamten." Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die interessante Schrift aus dem preußischen Ministerium stammt und daß ihre Vorschläge, wenigstens in einzelnen Punkten, an hoher Stelle Billigung finden. Für Denjenigen, der das Theater von langer Hand her kennt, beweist dieser Ruf nach Reform, diese Klage über den Verfall der Bühne nur Eins, daß nämlich die sieben magern Kühe Pharao's auf der Wiese der dramatischen Dichtung erschienen sind. Wenn ein gutes Stück nach dem andern auf den Brettern sich zeigt; wenn neben einander, in einem glücklichen Jahrzehnt, wetteifernd Gutzkow, Laube, Halm, Freytag, Hebbel, Klein mit immer gereifteren Werken um den Kranz ringen; wenn in zweiter Linie leichte Talente, wie Benedix und die Frau Birch-Pfeiffer, die Alltagskosten der theatralischen Unterhaltung bestreiten: wer hält es da für nöthig, das Theater an Haupt und Gliedern zu reformiren? Da kommen in Fülle schauspielerische Talente an's Licht, die allgemeine Theilnahme wird geweckt, das Theater wird ein stets besuchter Sammelplatz der gebildeten Gesellschaft. Es ist nicht die Rede davon, der sinkenden Bühne die rettende Hand der Staatshilfe zu reichen. Umgekehrt, lassen die Dichter das Theater im Stich, gleich sind die Reformer da. Ohne Zweifel sind diese Pläne, diese Vorschläge dankenswerth; es sind eben so viele Zeugnisse für das Interesse, welches das deutsche Theater noch immer in den weitesten Kreisen der Nation erregt, in der Höhe wie in der Tiefe. Aber einen Einfluß auf die Entwickelung unserer Bühne werden sie ebensowenig ausüben, wie alle Preisausschreibungen und Preisvertheilungen eine belebende Wirkung auf die dramatische Dichtung ausgeübt haben.

So glaubt der „Staatsbeamte" die Zukunft des Theaters, zunächst in Preußen, sicher zu stellen, wenn er der „Akademie der Künste und Wissenschaften" eine Art theatralischer Section hinzufügt und die Bühnen in den Hauptstädten der Provinzen mit einer jährlichen Subvention von je 30,000 Mark aus dem Staatssäckel unterstützt. Kein Theaterdirector in Breslau oder Königsberg wird für eine so geringe Summe sich einen staatlichen Einspruch in seine Leitung gefallen lassen: ein kleines Theater, wie das in Dessau, braucht einen Zuschuß von 80,000 Mark aus der Schatulle des Fürsten; die Einrichtung von zwei oder drei Shakespeare'schen Stücken würde die ganze Staatshilfe verschlingen, und Niemand würde dem Director vorher einen Erfolg seiner Mühen und Kosten versprechen können. Einzelne Theaterdirectoren haben ein großes Loos aus der Urne gezogen, die meisten halten sich gerade nur mühsam im Gleichgewicht,

eine nicht geringe Zahl verfällt jährlich dem Bankerott. Der Staat mag eine Hochschule, ein Theater kann er nicht erhalten: dazu war und wird immer ein Publicum nöthig sein. Sieht man von der Geldfrage ab und faßt die theatralische Section der Akademie in's Auge, so erhebt sich vor uns die nicht sehr verlockende Oberaufsicht des Staates über die dramatische Kunst. Im Zeitalter der Preßfreiheit und der Theaterfreiheit ist mit solchen bureaukratischen Einrichtungen nichts mehr zu leisten, weder im negativen, noch im positiven Sinne. Shakespeare, Schiller; Molière, Scribe; Lope, Calderon werden geboren, nicht durch künstliche Zucht und Pfropfreiser erzeugt. Der Gedanke, daß in irgend welcher Weise schlechte und unwürdige Stücke durch die Neuordnung der Theaterverhältnisse von der Darstellung ausgeschlossen werden könnten, wird im Ernst von keinem Manne, der mit diesen Dingen vertraut ist, geglaubt. Was unter der Herrschaft der Reaction, als jede Theaterconcession von dem guten Willen des Berliner Polizeipräsidenten abhing, als in einem gewissen, sehr begünstigten Theater der Hauptstadt Alle, vom Director bis zum Coulissenschieber hinab, dieselben Garantien der Bildung boten, auf den Brettern erlaubt war, wissen wir noch nachschaudernd zu erzählen. Es wird nicht zu hindern sein, daß der Gassenhauer „Hirsch in der Tanzstunde", oder „Der geschundene Raubritter" ihre Reise durch Deutschland, von Theater zu Theater, machen, aber keinem Verständigen wird es einfallen, daraus auf den Untergang des Theaters zu schließen, daraus die Nothwendigkeit der Reform zu entwickeln. Wollt ihr einmal eine Bühne, so müßt ihr euch auch ein freches chinesisches Schattenspiel und eine Zote gefallen lassen. Ein „gereinigter" Aristophanes mag für junge studirende Damen nützlich und werthvoll sein, wie es ja auch einen „Familien-Shakespeare" gibt; aber was haben die Nothwendigkeiten der Schule mit der Bühne zu thun? Will der Staat sich des Theaters annehmen: Keiner wird ihm sein Recht dazu bestreiten; kommt er noch dazu mit einer vollen Börse, so werden sich hundert Hände nach derselben ausstrecken. Neben dem Schiller-Preis können wir noch einen Lessing-Preis für die beste dramaturgische Arbeit, einen Iffland-Preis für die beste schauspielerische Leistung einsetzen: das schließliche Facit wird immer Null sein. Dem Einzelnen, welchem der Preis zuerkannt wird, gönnt Jeder den Ruhm und den goldenen Lohn, beide sind ihm vielleicht Sporn und Antrieb zu neuen Schöpfungen. Aber würde es z. B. Albert Lindner nicht ganz anders in der Entwickelung seines Talentes gefördert haben, wenn man ihm für seinen „Brutus und Collatinus" keinen Preis gegeben, dafür aber seine „Katharina II.", seine „Bluthochzeit" auf der Hofbühne aufgeführt hätte? Das A und O der leidigen Theaterfrage ist nicht der Staat, nicht das Publicum mit seinem feinen oder verdorbenen Geschmack, nicht die Kritik, die jetzt bekanntlich, nach dem Urtheil der Reformer, keinen Schuß Pulver werth ist — der dramatische Dichter ist es in erster, der Regisseur in zweiter Linie. Gebt uns einen Dichter, und wir werden Schauspieler; gebt uns einen Regisseur, wie ihn Meiningen besitzt, und wir werden ein Ensemble haben. Aber ich fürchte, wie keinen Dichter, kann man auch keinen Regisseur erziehen.

Ein Blick auf die Berliner Theater während der letzten Wochen zeigt deutlich, wo wir die Ursache des Verfalls zu suchen haben. Seit dem 1. September hat die neue Saison begonnen, zwei Monate währt sie schon, und das vollgezählte Dutzend der größeren Bühnen, das hier allein in Betracht kommen kann, hat dem Publicum noch nicht ein Dutzend Neuigkeiten geboten. Solch' magere Kost vermag die Begierde nach theatralischen Genüssen nicht zu erwecken, noch weniger zu stillen. Mit dieser Dürftigkeit der dramatischen Production vergleiche man den Reichthum des belletristischen Inhalts, den die illustrirten Zeitschriften, den selbst die politischen Zeitungen ihren Lesern bieten. In zwei Monaten führt die Hofbühne ein neues Stück auf, das Residenztheater lebt von Björnson's „Neuvermählten" und Dumas' „Fremden", das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat seine „Fatinitza" glücklich zur fünfzigsten Vorstellung gebracht — und so weiter. Wenn die Dichter aufhören, für das Theater zu arbeiten, woher sollen den Schauspielern neue Aufgaben erwachsen, woher das

Publicum Theilnahme und Anregung schöpfen? In der Republik des Plato mag man vom classischen Brode leben; in der Welt, wie sie ist, leben wir von täglich neugebackenem.

Trotz all' ihrer Schwächen nimmt Dumas' „Fremde", die in einer geschickten Uebertragung von Paul Lindau im Anfang des Octobers auf der Bühne des Residenztheaters erschien, unter den theatralischen Neuigkeiten die erste Stelle ein. Dies neueste Werk des wunderlichen, sich in Seltsamkeiten gefallenden, aber immer geistvollen und anregenden Dichters läßt sich in keiner Weise mit „Demimonde", mit „Monsieur Alphonse" oder auch nur mit der „Cameliendame" und dem „Leichtsinnigen Vater" vergleichen: es ist eine verzwickte, mittelmäßige Arbeit. Selbst wenn wir willig den Vorbedingungen des Dichters zustimmen und in seine Welt eintreten, so fehlt diesem Schauspiel in seiner Entwicklung und Lösung jede Wahrscheinlichkeit. Dennoch unterhält und fesselt es den Zuschauer durch die Kunst, mit der es aufgebaut ist, durch die Ueberraschungen, die es ihm bereitet, die Charaktere, die es ihm vorführt. Die Geschichte ist kurz erzählt folgende. Der reichgewordene Kaufmann Mauriceau hat seine einzige Tochter mit dem Herzog von Septmonts verheirathet; der Parvenu wollte ein Wappen, einen vornehmen Namen in seiner Familie haben. Den hochadeligen Namen hat er, aber der Mann, der ihn trägt, ist ein verkommener, nach der Meinung aller Personen, die im Stück auftreten, nichtswürdiger Roué. „Sie sind ein Elender!" ruft ihm seine Gattin nach einer heftigen Scene zu und der Doctor Remonin, die verkörperte Moral des Stücks, nennt ihn eine Vibrione. In verwesenden Stoffen erkennt man mit dem Mikroskop kleine Thierchen, Vibrionen, welche die Fäulniß herbeiführen oder doch befördern. Auch die moderne Gesellschaft hat solche Vibrionen, ein hervorragendes Exemplar dieser Gattung ist der Herzog. Diese Thiere sind da, man weiß nicht, woher sie kommen, plötzlich verschwinden sie, man weiß nicht wohin. Wie hat nur Mauriceau, der sich im Verlauf der Fabel als ein guter, sentimentaler Vater zeigt, seine Tochter einem solchen Manne geben können? Das Wappen, die adelige Haltung des Herzogs haben ihn bestochen; aus leichtsinnigen Junggesellen werden oft die besten Ehemänner, hat er sich gesagt. Und Katharina, die eine sehr entschlossene, eigenwillige und trotzige Natur ist, wie hat sie sich zu dieser Heirath hingeben können? Aus dem beleidigten Stolz des jungen Mädchens. Sie hegt eine schwärmerische Neigung für den Sohn ihrer Erzieherin, den braven Ingenieur Gérard. Dieser aber hat, wie uns Mauriceau versichert, als verständiger Mann eingesehen, daß von einer Heirath zwischen ihm, dem armen Plebejer, und der reichen Erbtochter nicht die Rede sein könne, und sich entsagend zurückgezogen. So ist Katharina Herzogin von Septmonts geworden, eine tief unglückliche Frau, ihren Mann in jeder Beziehung hassend und verachtend, mit einer leidenschaftlichen Liebe im Herzen. Das Stück spielt im ersten Act in ihrem Salon. Sie gibt einen öffentlichen Ball für die Armen, in ihren Gemächern hat sie ihre näheren Verwandten und Freunde um sich versammelt. Da bittet Mistreß Noemi Clarkson um die Ehre, von der Frau Herzogin hier empfangen zu werden: für eine Tasse Thee, die ihr die Herzogin anbietet, wird sie den Armen zehntausend Francs schenken. Man sieht, diesen Leuten ist das Gold nur Chimäre. In dem Salon der Herzogin erregt die Bitte der „Fremden" Verlegenheit bei den Männern, Empörung bei den Frauen. Alle Männer kennen die Dame persönlich, alle Frauen wissen von ihr durch das Gerücht das Schlimmste. Noch nie, heißt es, hat Mistreß Clarkson das Zimmer einer anständigen Frau betreten. „Wenn einer der hier anwesenden Herren," sagt die Herzogin endlich mit herausforderndem Tone, „die Dame mir vorstellen will, werde ich sie empfangen." Nach einer Pause erwidert der Herzog von Septmonts gelassen: „Ich werde es thun." Natürlich, er hat zwei Gründe, der „Fremden" diesen Dienst zu leisten. In ihrem Salon hat er seinen Schwiegervater Mauriceau kennen gelernt, unter ihrer Aegide ist seine Heirath mit Katharina geschlossen worden, und was mehr ist, er liebt sie, verblendet, rasend: was freilich für eine Vibrione merkwürdig genug ist. Mistreß Clarkson erscheint, die

Herzogin reicht ihr die Tasse Thee. Hin und her fallen einige nichtige Worte; „besuchen Sie mich, Frau Herzogin," sagt die „Fremde" leise beim Abschied, „ich hätte mit Ihnen über ein Geheimniß zu reden." Am Arm des Herzogs entfernt sie sich wieder und in vollem Ausbruch des Ekels und des Zorns ruft Katharina: „Nun öffnet alle Thüren und laßt Jedermann eintreten." Der dritte Act macht uns mit der geheimnißvollen Fremden bekannt. Noemi Clarkson fühlt sich gedrungen, der Herzogin ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Ein Gewebe von romantischen Unwahrscheinlichkeiten und haarsträubenden Abenteuern, die eine Weile unser Kopfschütteln und zuletzt unser Gelächter herausfordern. Noemi ist eine Quadrone, die Tochter eines Weißen und einer Farbigen. Der Vater hat Mutter und Tochter als seine Sklavinnen auf einem Sklavenmarkt in den Südstaaten der Union verkauft. Räche dich, räche mich! hat die Mutter Noemi zugerufen, als sie unerbittlich, für immer, von dem Sklavenhändler getrennt wurden. Von diesem Tage an hat sich Noemi dem Rachewerk gewidmet; ein Dämon, weiß sie alle Männer, denen sie begegnet, in sich verliebt zu machen, sie auszuplündern und in's Verderben zu stürzen. Als erste Opfer fallen ihre beiden leiblichen Brüder; einen Mr. Clarkson heirathet sie, um ihn eine Stunde nach der Trauung seines Vermögens zu berauben und davonzugehen. Warum sie gerade nach Paris gekommen ist, um die Sklavin aus Südcarolina an den unschuldigen Parisern zu rächen, bleibt ein Geheimniß, aber es bedeutet nicht viel, daß wir in einer solchen Nebensache im Dunkeln umhertasten, Vibrionen und Dämonen geben uns noch ganz andere Räthsel auf. Diese Noemi, die wie Boccaccio's Prinzessin von Babylon durch vieler Männer Hände gegangen ist, erfreut sich noch immer einer makellosen Jungfräulichkeit: die interessante, verführerische Frau ist, bei Licht besehen, eine alte Jungfer. Mit ihrem Manne Mr. Clarkson lebt sie nur als Geschäftstheilhaberin. Clarkson und Compagnie haben im fernen Westen eine Stadt Noemi-City gegründet und je zuweilen erscheint Mr. Clarkson mit Panamahut und Yankeemanieren im Salon seiner Frau, um die Rechnung mit ihr auszugleichen. So auch jetzt, wo die „Fremde" der Herzogin diese wundersamen Geständnisse macht. Warum macht? Weil dieser Dämon liebt — zum ersten Male liebt, schwärmerisch, hingebend wie ein junges Mädchen: natürlich, aus ihrer unberührten Mädchenhaftigkeit heraus. Der Mann, den sie liebt, ist Gérard, und sie fordert die Herzogin auf, diesem Mann zu entsagen. „Ich werde es nicht thun," erwidert Katharina. „Gut, dann fürchten Sie meine Rache!" ruft Noemi, und dem Herzog flüstert sie zu: „Ihre Frau hat einen Liebhaber." Die letzten Acte erfüllen nicht, was die ersten und Noemi uns versprachen. Schon im zweiten Act ist Gérard aufgetreten und hat einen zärtlichen Ansturm Katharina's ausgehalten. Sie ist in ihrer Liebe hingerissen und heftig; er sucht umsonst, sie auf ihre Stellung als die Frau eines Anderen aufmerksam zu machen. Auch eine Begegnung zwischen dem Herzog und ihm hat stattgefunden, in der die grundsätzliche Verschiedenheit beider Männer zu Tage getreten: von vornherein sind sie einander gegenüber auf die Mensur gestellt. Jetzt unterschlägt der Herzog einen Liebesbrief seiner Gattin an Gérard; ein Zweikampf ist unvermeidlich, und da der Herzog die Wahl der Waffen hat, so glaubt er, als der beste Fechter, das Leben Gérard's in der Hand zu haben. Eine Aussöhnung, die er, Katharinen gegenüber, versucht, wird von dieser — ich kann doch nur sagen, in brutaler Weise, zurückgewiesen. Herr Mauriceau tritt auf die Seite seiner Tochter; um aller Welt ihre Unschuld zu beweisen, wird er in dem bevorstehenden Zweikampf Gérard's Secundant sein. Aber durch eine ebenso glückliche wie dramatische Wendung des Dichters kommt es nicht zu diesem Kampf. Mr. Clarkson, der Goldgräber, ist von dem Herzog gebeten worden, ihm in einem Duell als Beistand zu dienen. „Gern," antwortet der Amerikaner, „worum handelt es sich denn?" Und nun zwingt er den Herzog, ihm in einem vortrefflich geführten Gespräch seine ganze Erbärmlichkeit und Unwürdigkeit zu enthüllen. Zuletzt muß er ihm den Namen seines Gegners nennen. „Wie?" bricht da Mr. Clarkson aus. „Gérard! Und Sie glauben, daß ich Ihnen erlauben werde, diesen jungen Mann zu tödten, der eben eine

Erfindung gemacht hat, die bei der Goldwäsche zehn Procent erspart?" Er beleidigt den Herzog gröblich, beide eilen nach einem Rasenplatz hinter dem Hause, um sich auf Tod und Leben zu schlagen. Septmonts bleibt. „Herr Doctor, wollen Sie nicht den Tod constatiren?" fragt der eintretende Polizeicommissar den Professor Remonin. „Mit Vergnügen," erwidert die Moral des Stücks, während Katharina und Gérard sich umarmen und die „Fremde" sich zur Heimkehr nach Amerika anschickt: ob als Gattin oder nur als anonymer Geschäftsfreund Mr. Clarkson's, bleibt problematisch.

Die Fehler des Stücks springen schon aus der Erzählung der Fabel hervor; sie liegen wesentlich in der Unnatur der Figur Noemi's und der so wenig motivirten Verbindung der Abenteurerin mit der Liebes- und Ehestandsgeschichte Katharina's. Die erste, die beste Dame der Halbwelt würde die Rolle der „Fremden" im Stück haben übernehmen können. Indem Dumas auf ihre Geschichte einen Hauptton legt, spaltet er die Handlung und die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Wir erwarten Noemi's Rache an der Herzogin, an Gérard und sehen sie am Ende sich gelassenen Sinnes in ihr Schicksal ergeben: es fehlte nur noch, um das Maß des Lächerlichen voll zu machen, daß sie Gérard's und Katharina's Liebesbund segnete. Ein anderer Mangel des Schauspiels sind die an sich geistreichen, zuweilen tollen, immer jedoch den schnellen Verlauf der Handlung zur Unzeit aufhaltenden Gespräche zwischen dem Arzte Remonin und der witzigen Marquise von Rumières. Beide stehen außerhalb des Kreises der handelnden Figuren und theilen sich in die Aemter der Vertrauten der alten französischen Trauerspiele und des Chors der griechischen Tragödie. Sie empfangen bald die Geständnisse und die Beichte Katharina's und ihres Vaters, bald ergehen sie sich wie Strophe und Antistrophe in allgemeinen Betrachtungen. Dadurch wird das in seiner Fabel wie in seinen Charakteren wenig bedeutende Stück aufgebauscht und mit Sentenzen überladen: ein schwerer Mantel ist einer dürftigen Gestalt umgeworfen worden, die darunter zusammen zu sinken droht. Ueber die Bedenklichkeit des Ganzen brauche ich kein Wort zu verlieren. Die beiden Gatten, der Herzog wie die Herzogin, sind einander werth; wenn er ein Lump, ist sie eine Ehebrecherin, wenn er ohne adeligen Sinn, ist sie ohne Scham. Bei alledem hat er in meinen Augen einen großen Vorzug vor ihr: er bewegt sich immer wie ein Gentleman und läßt sich nie zu den Nacktheiten der Rede hinreißen, in denen sie sich gefällt. Ich weiß nicht, wer ihre Mutter war, aber nach der Erzählung ihrer Brautnacht glaube ich, daß die Mutter aus der großen Pariser Fischhalle stammte. Dennoch würde man fehlgreifen, wenn man dem Schauspiele theatralische Wirkung abspräche. Trotz der mittelmäßigen Darstellung, die es auf dem Residenztheater erfährt — die Herrschaften vergessen, mit Ausnahme des Herrn Keppler (Remonin), daß sie im Salon sind, und schreien und lärmen, als wären sie in einer Schenke oder einem Café chantant — bleibt der Zuschauer gefesselt. Der erste Act führt uns mitten in eine peinlich gespannte Situation, der dritte ist in dem Gespräch der beiden Frauen von echt dramatischer Bewegung und Steigerung, im fünften Act ist die Unterredung Clarkson's mit dem Herzog von solcher Originalität, voll so lebenswahrer und unerwarteter Wendungen, daß man widerwillig sich dem Talent des Dichters eine Weile gefangen gibt. Der entscheidende Punkt in all' diesen französischen Stücken ist keineswegs ihre Frivolität, die Ehebruchs- oder Cameliendamengeschichte: es ist die schlagende dramatische Kraft, der Hauch des modernen Lebens, die uns daraus entgegenströmen. Voltaire hat einmal in Bezug auf Shakespeare's Dramen von einem ungeheueren Misthaufen gesprochen, in dem einige Perlen stecken: die Schärfe des Worts mildernd, können wir mit besserem Recht das Bild auf die französische Komödie seit 1850 anwenden. Wie in Shakespeare's Trauerspielen ein ganz anderes dramatisches Leben pulsirt, als in Corneille, Racine und ihren Nachfolgern, so in den modernen Franzosen, den Augier, Sardou, Dumas, gegenüber unsern Theaterdichtern.

Felix Dahn's „Deutsche Treue" auf der Bühne des Schauspielhauses am 28. October zum ersten Male aufgeführt, hat uns wieder den Beweis

dafür gegeben. Ein vaterländisches Schauspiel heißt es auf dem Zettel. Ja, wenn sich mit Sittlichkeit, Patriotismus und rhetorischer Begabung ein gutes Schauspiel herstellen ließe — welch' ein großer dramatischer Dichter würde Felix Dahn sein! In seinem „König Roderich" und noch mehr in seinem Roman „Ein Kampf um Rom" hat er eine Reihe glücklicher melodramatischer Effecte erfunden. Auf einem historischen Hintergrund weiß er geschickt mit bewegten Gruppen im mittelalterlichen Costüm, mit Trompetenfanfaren, mit kriegerischen Aufzügen und Volksversammlungen zu arbeiten. Aber selten kommt er über diese bunte Aeußerlichkeit und den Schwert- und Schildklang hinaus zu einer Vertiefung seines Stoffs, zu einer Individualisirung seiner Gestalten. In Dahn's Drama „König Roderich" treten an einem gutgewählten Stoff, in dem ergreifenden Conflict zwischen dem Königthum und dem Priesterthum, der in seinen Folgen ein mächtiges Reich und einen edlen deutschen Stamm fast ganz vernichtet, alle Vorzüge des Dichters, die Beherrschung des Theaters, die großwuchtige Rede, glänzend hervor. Die geschichtliche Thatsache, die der „Deutschen Treue" zur Grundlage dient, bietet nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Zuschauer weniger. Herzog Arnulf, der in Bayern, Kärnthen und in dem Flußthal der Enns fast unumschränkt herrscht, will dem neugewählten deutschen Könige Heinrich dem Sachsen weder Huldigung noch Kriegsfolge leisten. Sein Nachbar Burchard von Schwaben ist mit ihm in dem Haß gegen die Sachsen einig. Zu den inneren Widersachern gesellen sich die äußeren Feinde des Reiches, die Dänen im Norden, die Franzosen im Westen, die Ungarn und Böhmen im Osten. Bekanntlich verstand es der kluge Heinrich mit dem Schwaben und dem Bayern Frieden zu schließen, die Slaven jenseits der Elbe zu bändigen und die Ungarn in einer entscheidenden Schlacht zu schlagen. Das Thema von dem Zwiespalt der deutschen Stämme unter einander, von dem Gegensatze gegen den König wiederholt sich beständig in unserer Geschichte; was hilft es uns, daß am Schluß des Dahn'schen Stücks sich Heinrich und Arnulf in die Arme fallen und die „Deutsche Treue" über die deutsche Zwietracht gesiegt hat, da wir nur zu genau aus unsern Quartanerstudien wissen, daß unter den Nachfolgern des Königs und des Herzogs die Zwietracht wieder über die Treue siegte? Das Schauspiel ist ein Leitartikel post festum. Vor 1870 hätte ein solcher Zuruf an Bayern, sich nicht vom Reiche loszulösen, vielleicht eine Wirkung gehabt, jetzt verhallt er spurlos. Noch mehr, gegenüber der Einheit und dem heroischen Aufschwung, welche die deutschen Fürsten und die deutschen Stämme in unzerbrechlicher Waffengemeinschaft 1870, zum Staunen und Schrecken der Welt, zeigten, erscheinen all' diese Geschichten vom Jahre 923 kleinlich und nichtig. Das Lied vom deutschen Reich klingt 1870 vortrefflich, aus der Volksseele heraus; 923 ist es ein Anachronismus. Dahn's Figuren reden so klug und verständig über die Verschiedenheit der Sachsen und der Bayern in Lebensweise, Gemüthsart, Gedanken, wie er selbst auf seinem Katheder in Königsberg. Aber leider ist ein Theaterpublicum eine andere Versammlung, als eine Schaar junger Studenten, die am Munde des Lehrers hängen. Wir wollen eine vorschreitende, sich entwickelnde Handlung, Leidenschaften und ihren Zusammenstoß, nicht eine breit auseinander gelegte, rhetorisch aufgestutzte Staatsaction sehen. Um die Geringfügigkeit der Fabel zu verdecken, um das Waffengerassel und die politische Debatte angenehm zu unterbrechen, hat Dahn in Konrad, dem Markgrafen von Kärnthen, sich einen Max und in Lindgard, Arnulf's Tochter, eine Thekla erschaffen. Wie Max gegenüber Wallenstein, hält Konrad gegenüber Arnulf zum Herrn des Reichs; wie Thekla billigt Lindgard die Entscheidung des Geliebten. Max fällt in einem Gefecht mit den Schwaben, Konrad in einer Ungarnschlacht; Thekla ging in ein Kloster, was konnte Lindgard Besseres thun, als ihrem Beispiele folgen? Ausstattung und Darstellung des Stücks auf der Hofbühne waren angemessen, boten aber nichts Hervorragendes; die Herren Berndal, Kahle, Ludwig spielten die drei Hauptfiguren: König Heinrich, Herzog Arnulf, Markgraf Konrad, mit Eifer und Hingebung.

Wie man den Reformern nur sagen kann: sucht nach einem Mittel, die dramatische Dichtung zu heben; so kann man den Dichtern stets nur wiederholen: laßt die Vergangenheit ruhen, greift in das Leben der Gegenwart! Gewiß gelingt einem großen Talente ein und ein anderes Mal ein historisches, ein romantisches Drama auch noch in unseren Tagen. Aber diese nie aufhörende Bearbeitung unserer mittelalterlichen Geschichte ist eine Kraftvergeudung. Der Hinweis auf Shakespeare hinkt. Als er seinem Volke die Kämpfe der weißen und rothen Rose vorführte, war erst ein Jahrhundert seit der Beendigung des Bürgerkriegs vergangen, viele Sagen von Warwick, dem Königsmacher, von der Bosworth-Schlacht waren noch im Volke lebendig, die Bänkelsänger sangen sie. Uns trennen Jahrhunderte von den Hohenstaufen, beinahe ein Jahrtausend von Heinrich, dem Städtegründer. Diesen fernabliegenden, vergessenen Geschichten läßt sich zuweilen eine theatralische Scene, aber kein volles, rundes Drama abgewinnen; entweder wird der Dichter, sich ganz in die alte Zeit versenkend, trocken und steif, oder, wie Felix Dahn, aus dem alten Stoffe das angeblich „Zeitgemäße" hervorhebend, ein Leitartikelschreiber. Gemachte Alterthümlichkeit dort, Tendenz hier.

Von den übrigen Theatern ist nichts Besonderes zu berichten. Die Operette „Fatinitza" von F. Zell und Richard Genée, Musik von F. von Suppé, entzückt im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit ihrem leichten und losen Klingklang, ihren Lager- und Haremscenen eine nicht schwer zu befriedigende Menge. Der Text ist mager, an guten Witzen sowol wie an Ungezogenheiten, die Musik nicht ungefällig. Rechnet man dazu einige hübsche Decorationen, leidliche Soubrettensängerinnen — was will man mehr? Die Gesellschaft unserer Tage ist keineswegs auf das Erhabene in Bezug auf ihre Unterhaltung gestimmt.

Karl Frenzel.

Concerte und Oper.

Wie so schnell eilt die Zeit! Ist mir doch, als hätte ich erst vor wenigen Wochen den überlangen Weg zur Singakademie gemacht, um von Joachim's letztem Bogenstrich, und mit ihm überhaupt von der vorjährigen Saison wehmüthigen Abschied zu nehmen. Wie war jener Scheidegruß des Künstlers so herrlich! So vernehmbar erklingt mir noch jeder Ton, daß ich schwer begreife, welch' reicher langer Sommer zwischen heut und jener Stunde liegt! Und dennoch ist dem so. Schon seit mehr als zwei Monaten haben sich die Pforten des Opernhauses auf's Neue geöffnet, und die Thüren der Concertsäle sind ihrem Beispiele gefolgt. Bevor wir aber die Programme der letztern mustern, bitten wir um die Erlaubniß, unser Programm aufzustellen.

Rubinstein, einmal gefragt: „Wie spielte der junge Mann gestern Abend?", antwortete: „Sehr gut, vortrefflich, sie spielen alle gut — schlecht spielt man heute gar nicht mehr." Wir adoptiren dieses Wort und möchten es dahin weiterführen, daß bei solchem Allgemeingut sich nun erst eine Aristokratie bilden müsse, die aus dem Rahmen des bloßen Virtuosenthums bedeutungsvoll hervortreten soll, um eine besondere Beachtung zu verdienen. Virtuosenthum und Dilettantenthum berühren sich heute so nahe, daß ich hier ohne Besinnen zehn bis zwölf Dilettanten namhaft machen könnte, die Schumann's „Symphonische Studien", Mendelssohn's „Variations sérieuses" und Chopin's große „B-moll-Sonate" auswendig mit einer Künstlerschaft abfertigen, die selbst verdienten alten Klavierhelden aus Hummel's und Berger's Zeit die Perrücke zu Berge steigen macht. Ja diese bescheidenen, in Zurückgezogenheit lebenden Dilettanten wären oft mehr zu Vorträgen und öffentlichem Auf-

treten berufen, als jene das Blaue vom Himmel herunter rasselnden, poesie- und geistlosen Virtuosen, die, irgend einer mittelmäßigen Dressur entlaufen, die Concertsäle in Mißcredit bringen. Diese verwegene Schaar sei hiermit abgethan; und dieses vorausgeschickt, wenden wir uns nun sogleich dem Edelsten zu, was Berlin's Concertsäle zu bieten haben, den Joachim'schen Quartettabenden, und in diesen wiederum einem neuen Streichquartett (B-dur) von Brahms (noch Manuscript), welches uns der zweite jener Abende brachte. Wie alle Werke dieses sublimen Geistes den Stempel des Adels, das Gepräge durchgebildetster Individualität an sich tragen, so auch dieses neue, vielleicht jüngste Erzeugniß seiner eigenartigen Schaffens- und Gestaltungskraft. Wenn ich „eigenartig" sage, so ist das nicht ein unter den Händen entschlüpftes Wort, sondern mit vollem Bedacht niedergeschrieben; mit kaum zu bestreitendem Rechte besonders, wenn ich seine Werke aus der letzten Zeit in Betrachtung ziehe, deren Bedeutung von Jahr zu Jahr eine immer umfassendere wird.

Brahms, um bei seiner Entwickelung etwas zu verweilen, hat eine glückliche Künstlerjugend verlebt, eine sogar glücklichere als der im Glück geborene Mendelssohn; denn es war ihm vergönnt, Schumann und Schubert frühzeitig sich vollkommen zu eigen zu machen. Mit aller Kraft, mit aller Intensität seiner ihm innewohnenden reichen Mitgift zog es ihn zu diesen Beiden hin, die er, der Geistesverwandte, beide liebte, was bei Mendelssohn unmöglich war. Selbstschöpfend aus frisch sprudelndem Quell, überreich ausgerüstet durch Beethoven und Bach, dotirt mit Schumann und Schubert, konnte Brahms seine Erstlinge in die Welt hinausschicken; in eine Welt, die damals Schumann noch gar nicht begriff und groß und fortschrittlich sich dünkte, wenn sie den „Wanderer", den „Erlkönig" sang und sagen konnte, daß sie das D-moll-Quartett Schubert's einmal von den Gebrüdern Müller gehört hätte. Es braucht hier nicht in die Erinnerung unserer Leser zurückgerufen zu werden, wie diese ersten Compositionen von Brahms vom musikalischen Publicum als vollständig ungenießbare Musik bei Seite gelegt, von engherzigen Fachleuten mit jenem achselzuckenden und befremdenden Lächeln aufgenommen wurden, in welcher sich unsere kritische Musikwelt so gefällt. Die Zeit jedoch hat heilend und belehrend eingewirkt. Mit der steigenden Geltung Schumann's, die in Berlin wahrhaft planmäßig, aber doch auf die Dauer ohnmächtig zurückgehalten war, mußte auch Brahms bald in Sicht kommen und seine eigene Bahn glänzend dahin ziehen.

Das neue Quartett ist eine durchweg vornehme Arbeit, die, in allen Theilen eine vollständig frei geschriebene Meisterhand bekundend, schwierigste Aufgaben mit der Sicherheit künstlerischer Lösung spielend überwindet. Rhythmisch und melodisch anziehend, auf der Scheide zwischen Classicität und Romantik, fließt der erste Satz, im Verständnisse der schwierigste, ziemlich schnell dahin. Zuweilen erklingt darin ein fesselnder Ton wie aus weiter, lieber Ferne. Klarer, ungemein gesangreich und von tiefer Innerlichkeit, blüthenduftend und berauschend sind die beiden folgenden Sätze, während der letzte mit einem überaus anmuthsvollen Thema beginnt, das der Componist in seiner virtuosen Weise und bewunderungswürdigen Vielseitigkeit bald mit elegischem Klange, bald humoristisch, sogar gymnastisch variirt. — Das Publicum, einer neuen und einer solchen Vorlage gegenüber noch immer etwas scheu und mißtrauisch, wollte selbst durch die ganz eminente Leistung des Joachim'schen Quartetts, nicht recht warm werden, und ich kann, trotz der versuchten Beifallsanstrengungen eines Theils der Zuhörer und aus anderen Wahrnehmungen nur den Schluß ziehen, daß die jüngste Arbeit des Componisten sich nicht der vollen Gunst des eximirten Quartett-Publicums, keineswegs aber eines lebhaften Interesses erfreut hatte. Aber dem Componisten zum Troste möchte ich hier einen treffenden Ausspruch Schumann's citiren: „Es hat gefallen" oder „es hat nicht gefallen" sagen die Leute. Als ob es nichts Höheres gäbe, als den Leuten zu gefallen!"

Unmittelbar der Zeit und dem Range nach reihte sich an jenen herrlichen Abend ein anderer von nicht minder exceptioneller Art, welcher die musikalischen Berliner,

vielleicht die besten ihres Zeichens, in der Singakademie versammelte. Joachim führte seine tapferen Orchesterstreiter, den von ihm disciplinirten Chor vor. Was energischer Wille vermag, war hier nicht nur wahrzunehmen, sondern anzustaunen. Denn wahrhaft bewunderungswürdig ist, was in jenem Institute, der neuen Hochschule, seit der kurzen Zeit ihres Bestehens geleistet worden! Die D-moll-Symphonie, als eine der hervorragendsten Schöpfungen Schumann's längst bekannt und viel gehört, wurde von dem Orchester in einer Vollendung wiedergegeben, welche sie fast als ein neues Werk erscheinen lassen konnte. Waren bisher die Tempi in manchem Orchester verhetzt, mehr mit der Peitsche als mit dem Tactstock dirigirt und in Folge dessen alle Feinheiten so recht handwerksmäßig ausgedroschen, so war hier die volle künstlerische Beherrschung des Stoffes, Alles maßvoll und klar gegliedert, so daß selbst der schwer empfängliche Zuhörer von der leichten Faßlichkeit dieser Composition überzeugt wurde. Und welcher Genuß war es, die jungen, frischen, schlachtmuthigen Kämpfer an ihren Pulten zu sehen, wie sie jedem Zeichen, auch der unmerklichsten Handbewegung ihres Meisters folgten! Wenn Wagner in Bayreuth sein Orchester verdeckte, so hat er, um die Wirkung der Darstellung nicht zu beeinträchtigen, vollkommen recht. Aber hier, wo es galt, die Schule zu verfolgen, war die Beobachtung jedes einzelnen Spielers hoch interessant, ja geboten. — Einen überwältigenden Eindruck rief das leider zu selten gehörte „Schicksalslied" von Brahms hervor. Das tiefernste Gedicht des unglücklichen Hölderlin hat der Componist in einer Stunde musikalisch übersetzt, die zu seinen glücklichsten zählt. Aber verlange Niemand von mir eine Schilderung dieses Werkes! Wo Töne und Harmonieen in dieser reinsten Verklärung sprechen, da fühlt der todte Buchstabe, daß er nicht folgen kann. So Etwas muß an geweihtem Orte in weihevoller Stimmung gehört, empfangen und empfunden werden. Die Wiedergabe dieser wunderbaren Tonschöpfung war von Seiten des Orchesters und des Chors bis auf die kleinste Note eine mustergiltige. Die künstlerische Weihe, welche vom Dirigentenpulte aus sich den Ausführenden mittheilte, bezauberte das andächtig lauschende Ohr der ganzen Versammlung. — Der alle Stimmung gewaltsam zerreißende, laute Beifall nach diesem Cabinetsstück ersten Ranges zerstörte in jäher Weise den Reiz des Nachklingens und Nachfühlens. Ich glaube, daß diesem Zuhörerkreise nach einem so reinen, ungetrübten Genusse ein stummes Verfahren als Anerkennungszeichen angemessener gewesen wäre. Dirigent sowol als auch die Ausführenden hätten ein so beredtes Schweigen wol verstanden.—

Als erste Novität im Opernhause halten wir die viel genannte und in anderen Städten bereits mit Erfolg gegebene Oper Edmund Kretschmer's: „Die Folkunger." Das Buch ist von unserem deutschen Scribe, von Mosenthal verfaßt. Es besteht in ziemlich lockerem Zusammenhange aus an einander gereihten, sogenannten „wirksamen" Scenen alten Opernschlages. Während man sich für keinen der Auftretenden erwärmen kann, füllt den Hintergrund, nicht selten auch den Hauptraum der Bühne, eine vorlaute bunte Staffage von Herzögen, Bischöfen, weltlichen Würdenträgern, Mönchen, Ammen, Castellanen, Kriegern, Hirten und Hirtinnen. In solchen Fällen singen alle denselben Reim, und der Dichter hat da gewiß einen schweren Stand. Die verfehlteste Figur ist König Magnus, die Hauptperson, den ein lächerlicher, erzwungener, wahrer Puppenspieleid nie zum Handeln, aber desto mehr zur unmännlichsten Verzweiflung kommen läßt. Er ist der Spielball eines Jeden, der mit ihm in Berührung kommt. Dabei liebt und sucht das gutmüthige skandinavische Volk seinen ihm unbekannten, angestammten, aber verloren gegangenen Herrscher, der, oft erkannt, durch sein ebenso oft wiederholtes „O Gott, mein Eid!" nur deutlich zu erkennen gibt, ein wie schlechter Diplomat er ist, wie wenig Thatkraft er besitzt und wie wenig Regierungstalent für die Folge von ihm zu erwarten steht. Da jener ihm von einem finster brütenden Unbekannten abgenommene Eid von ihm fordert, nie seinen Rang und Namen zu nennen, das ganze Leben unerkannt zu bleiben, so sind begreiflicherweise alle übrigen Personen des Stücks nur dazu da, ihn sofort zu erkennen, damit er dann mit seinem Stichwort: „O Gott, mein Eid", das man als

sein Leitmotiv bezeichnen kann, in die gehörige Verzweiflung fällt. Zum Glück, leider erst im letzten Act, ersinnt die Amme einen musikalischen Kniff, die übliche Ballade; er wird überführt, heirathet sofort das gleich vorhandene Material, und Alles endigt beim Scheine des Nordlichts zur Zufriedenheit.

Der Componist, der in Dresden als Hoforganist lebt, bekundet in seinem umfangreichen Werke ein nicht zu verkennendes Talent für die Oper. Eine ohne Ueberladung glänzende Instrumentation verbindet sich mit dem vocalen Theile, der überall vollständig zur Geltung kommt. Die Chorsätze, aus weltlichen, ländlichen und geistlichen Gesängen bestehend, würden, wenn sie sich nicht zu häufig in den Vordergrund drängten, vermöge mancher anziehenden Gestalt nicht unerheblich an Wirkung gewinnen. Es mag keine leichte Aufgabe für den Componisten gewesen sein, an Scenen und Situationen, die so gewaltig nach den bewährten Forcestellen des Tannhäuser, des Lohengrin und des Propheten schielen, sicher vorbei zu kommen, ohne sich der Partituren zu erinnern. Und ich muß es constatiren, die Erinnerung war eine recht lebhafte. Mit großer Vorliebe scheint der Componist sich nach Wagner hinzuneigen. Es ist bei ihm nicht zufälliges oder gewaltthätiges Entlehnen, auch sind es nicht eigentliche Reminiscenzen, die sein Werk in so nahe Beziehung zu Wagner bringen; es ist ein vollständiges Aufgehen in der Weise von Wagner's älteren Opern. Tritt ein tiefer Baß, hier also der Abt des Klosters, auf, so singt er in dem pathetischen Ton des Landgrafen; Mariens Cantilenen sind den Weisen Elsa's und der Elisabeth nahe verwandt; das Liebesduett zwischen Maria und Magnus zeigt einen Kampf zwischen Tristan und dem fliegenden Holländer; die Chormassen stürzen abwechselnd aus der Scylla des Tannhäuser in die Charybdis des Lohengrin. Auch die Einführungen nicht weniger Scenen durch ein Solo-Instrument, z. B. durch Baß-Clarinette, englisches Horn oder Violoncello, die Wagner sowol als Meyerbeer lieben, sind hier zu verzeichnen, da sie sich vielfach bemerklich machen. Das kleine Lied des dalekarlischen Mädchens, auf einer Bratsche begleitet (wem fallen hier nicht die Hugenotten ein!) hätte ich, da die ganz dürftige harmonische Unterlage unmotivirt und leer klingend, mit reicherer Instrumentation gewünscht. Auffallend ist es, daß der Componist sich fast ausschließlich nur den älteren Wagner'schen Werken vom Rienzi an bis zum Lohengrin ergibt. Nur noch einmal, außer dem erwähnten Liebes-Duett, tritt in dem Vorspiel der Oper ein kurzes, aber intensives Liebäugeln mit dem Vorspiel zu Tristan auf, während wenige Tacte vorher Wotan die Nibelungen-Erinnerung „von ihm küßt", um ihn allmälig wieder in das Fahrwasser des fliegenden Holländers zurückzuführen.

Trotz dieser Ausstellungen wiederhole ich, daß die nahe liegende, vielleicht anlockende Klippe einer wörtlichen Wiedergabe glücklich umgangen ist, und daß der Componist durch seine Partitur, die ich eine Nebensonne nennen möchte, einen ganz entschiedenen Beruf zur Oper dargethan hat.

Unerwähnt darf ich nicht die Eingangsscenen des zweiten Actes lassen, die durch anmuthige Melodik und graziöse Rhythmik fesseln. Besonders tritt darin der fast originelle „Brauttanz von Falun" hervor. Durch charakteristische Färbung wirkt ein Ensemble-Satz desselben Aufzuges mit dem contrapunktisch interessant gearbeiteten: „Sprich, bist Du Erik's Sohn?" ungemein anziehend, wie auch die Composition des Erikganges als höchst wirkungsvoll anzuführen ist.

Die Aufführung (unter Eckert's Leitung) war in allen Theilen mit Sorgfalt vorbereitet und das Werk von der Regie hinreichend glanzvoll ausgestattet, so daß bei dem Beschauer diesmal nur zwei fragwürdige Dinge Bedenken erregten: der ganz unkenntliche, deshalb störende Schneefall im ersten Acte, und das unglaublich provinzielle Nordlicht am Ende der Oper.

Zum Schluß noch eine Frage. Ist es denn absolut nothwendig, daß Diejenigen, denen in der Oper das Fach der Intriganten zufällt, immer so furchtbar schwarz bebärtet und mit dicken finsteren Augenbrauen bemalt erscheinen müssen? Und in dieser Oper gar, die in dem blonden Schwedenlande spielt! Ich will einmal die

Bösewichte, Finsterlinge und unheimlichen Gestalten Revue passiren lassen: sie sind alle schwarzhaarig, tragen schwarzen Wamms und Mantel mit rothem Futter oder auf dem Hut eine rothe Feder, die Farben der Hölle schon auf Erden. Man erinnere sich des Pizarro, St. Bris, Bertram, Don Pedro, Biterolf, Telramund, Caspar, Lysiart, des fliegenden Holländers; Monostatos ist sogar von Natur schwarz. Was hat die Schwärze mit der Bosheit zu thun? Beides scheint zwar in der Theatertradition untrennbar verbunden zu sein. Aber auf wen soll dergleichen noch wirken?

H. Krigar.

Die Berliner Kunstausstellung.

II.

Wie immer hat auch diesmal die Bildnißmalerei ein sehr großes Contingent gestellt, doch sind nicht allzuviel hervorragende Arbeiten darunter zu verzeichnen, selbst solche Künstler, auf deren Arbeiten man stets zu achten gewohnt war, bleiben weit unter ihrem gewöhnlichen Niveau. Das ist z. B. mit den Gebrüdern Begas der Fall, von denen Adalbert Begas zudem nur mit einem männlichen Bildniß vertreten ist, also einer Gattung, in der seine Stärke nie gelegen; Oscar Begas aber mit seinem „Bildniß Adolph Menzel's" hat nicht einmal die einfachste geistlos richtige Abschrift der Züge geliefert, von einer geistigen Belebung erst recht keine Spur. O. Begas hat überhaupt Unglück gehabt. Seine „Venus" (wie er sie ausdrücklich nennt) repräsentirt mit dem „Bade" von Ferdinand Schauß diesmal ganz allein auf der Ausstellung das Genre der unbekleideten weiblichen Gestalt in Lebensgröße. Nur eine einzige wirklich feine künstlerische Nacktheit ist ausgestellt worden: die kleine zierliche „Idylle" von Fritz Kraus. Im Nothfalle kann selbst der Vergleich mit diesem Bildchen genügen, den Unterschied zwischen Nacktheit und Ausgezogenheit zu demonstriren. Selbst die flüchtig und incorrect gezeichnete, bis auf die Hüfte entblößte weibliche Figur in Eduard Hübner's „Erstem Weltalter", diesem leidlich mißglückten Versuch idealer Darstellung, kann gegen jene beiden Gemälde für menschlich und künstlerisch nobel gelten. — Von Schauß führt eine naheliegende Ideenassociation zu seinem Mühler'schen Leidensgefährten Hermann Schlösser in Rom, der uns mit „Theseus und Ariadne" heimgesucht hat. Schade, daß seine vielberufene Venusgeburt untergegangen ist, damit man sich überzeugen könnte, ob man sie so unbegreiflich, wie nach diesem Bilde zu schließen, überschätzt, oder wie, durch welche bedenklichen Neigungen und Gewohnheiten der Künstler von der früheren zu der gegenwärtigen Arbeit heruntergekommen ist. Etwas Hölzerneres in Formen und Bewegungen ist noch nicht da gewesen; schlimmere Theaterwolken und schwebende Pappengel hat man noch nicht gemalt gesehen; und langweiliger, ausdrucksloser, unverständlicher sind die mythologischen Sujets noch schwerlich dargestellt worden. Da lobe ich mir von Emil Neide in Königsberg i. Pr. den augenscheinlich mit langsamem Schritt gedrillten Orpheus, der die Eurydice aus, und seinen ehrlich robusten Fährmann Charon, der die Psyche nach dem Hades führt! — Doch zurück zu den Bildnissen!

Sollte ich einem der ausgestellten Gemälde vor allen übrigen die Palme zuerkennen, so würde ich unbedenklich das Selbstportrait von Gustav Gräf, im Renaissance-Costüme, als das hervorragendste Werk bezeichnen; eine so schlagende Aehnlichkeit, eine so sprühend lebendige Vergegenwärtigung der Persönlichkeit, eine solche Bildmäßigkeit des Arrangements bei unglaublicher Einfachheit, eine solche Flott-

heit und Sicherheit der Pinselführung, eine solche glänzende Wirkung durchweg hat kein anderes Portrait der Ausstellung aufzuweisen. Auch sein „Portrait einer Dame" ist außerordentlich gemalt, weniger befriedigend die zwei Kinder, die im Ton etwas kalt und unzusammenhängend sind.

Einen höchst ansprechenden Versuch genrehafter Portraitauffassung bietet das sehr umfangreiche Bild von Paul Meyerheim, eine bekannte Berliner Dame darstellend, im Begriff, das Pferd zu besteigen, das im Mittelgrunde von dem rothgekleideten Reitknecht gehalten wird; zur Rechten auf der Treppe, von welcher die Dame herabgeschritten ist, spielen ihre zwei Kinder mit einem großen Hunde. Als Composition ist das Bild, man kann wol sagen: durchaus gelungen, namentlich die Kindergruppe auf der Treppe ist munter und fein bewegt; dagegen scheint mir, soweit ich darüber ein Urtheil habe, die weibliche Gestalt die Schönheit und Anmuth des Originales nicht zu erreichen. Vor allen Dingen aber mußte wol ein so umfangreiches und dadurch auf drastische Fernwirkung angewiesenes Bild wie dieses in allen Theilen markiger behandelt sein; selbst die Farbenwerthe sind nicht so gewichtig, um wirkungsvolle Contraste und Zusammenstimmungen zu ergeben. Es ist dies um so befremdlicher, als Meyerheim von jeher sehr flott und breit gemalt hat und gerade in letzterer Zeit sehr viel Gelegenheit gehabt hat, sich in degagirtem Vortrage zu ergehen, so namentlich in den Riesenpanneaux für Herrn Geheimen Commerzienrath Borsig, von denen leider kein einziger auf die Ausstellung gekommen ist. Doch ist Meyerheim durch drei Supraporten für ein Speisezimmer, Fisch, Braten und Dessert verherrlichend, in diesem Genre, wenn auch nicht eben so bedeutend wie durch die erwähnten Arbeiten, so doch nach der technischen Seite hinreichend vorzüglich vertreten, um das Gesagte zu illustriren. — In seiner kleinen weiblichen Kopfstudie hätte ihm, wie mir dünkt, der Gegenstand selber mehr Begeisterung erwecken sollen, um ihm nicht so gar wenig in seiner eigensten Art gerecht zu werden, wie geschehen ist.

Gustav Richter ist durch zwei weibliche, ein männliches und ein Kinderbildniß vertreten. Unter diesen dürfte das weibliche Portrait in ganzer Figur dasjenige sein, welches in Bezug auf die Delicatesse der Durchbildung und die Feinheit der Farbenzusammenstellung, auch in Bezug auf die Zartheit der Modellirung in den Fleischtheilen am meisten dem Begriff entspricht, den man sich von einem Richter'schen Portrait gebildet hat, und so weit die Rücksicht auf die dargestellte Persönlichkeit nicht in Frage gezogen werden kann, würde es kaum möglich sein, dem Bilde das höchste Lob vorzuenthalten. Doch darf und kann nicht verschwiegen werden, daß von solchen Personen, welche auch jene Rücksichten geltend zu machen in der Lage sind, gegen den charakteristischen Eindruck der Persönlichkeit im Bilde Protest erhoben wird, insofern ein nicht gerade angenehmer und der Dargestellten in der Wirklichkeit fremder Zug in dem Wesen dieser Erscheinung vorwiegt. Ich muß mich bescheiden, diesen Einwand mit allem Vorbehalt nur wiederzugeben. Das Portrait des Fürsten Putbus ist auf Repräsentation berechnet und repräsentirt auch sehr gut; es gehört aber nicht zu den fein beseelten, geistig bewegten und zur Theilnahme an der dargestellten Persönlichkeit zwingenden Portraits, mit deren großer Zahl Richter uns bereits verwöhnt hat. Sehr liebenswürdig im Arrangement ist das kleinere weibliche Portrait: eine junge Dame, mitten auf einer Treppe hinter einem schmiedeeisernen Gitter einen Moment anhaltend. Diese Bewegung und die genreartige Motivirung der Gestalt hat etwas Anziehendes, und es haben sich zugleich durch die Möglichkeit der Einfügung hübscher Nebensachen recht malerische Motive ergeben. Wenn etwas in dem Bilde vielleicht bemängelt werden kann, so ist es die schwache Modellirung in der Gewandung, und vor Allem fällt die ausnehmende, fast unnatürliche Schmalheit in der Hüftenpartie auf; man bekommt dadurch den Eindruck, wie wenn die Figur sich nicht sicher bewegen, nicht fest stehen könnte, während gerade bei der in Bewegung vorgeführten Gestalt darauf besonderer Werth hätte gelegt werden müssen. Das Kinderportrait, welches Richter „Löwenritt" nennt, ist in seiner Anlage ganz dazu angethan, ähnlich wie ein früheres Bild, das Selbstportrait Richter's mit

seinem Söhnchen, der Liebling des Publicums zu werden. Der kleine Knabe, ein Sohn des Künstlers, sitzt ganz nackt auf einem am Boden ausgebreiteten Löwenfelle, dessen Kopf zwischen den Schenkeln hervorkommt und von dem Kleinen durch angelegte Zügel dirigirt wird. Der Körper zeigt eine vortreffliche Modellirung und Carnation, und auch alles Uebrige ist malerisch vortrefflich; nur an Einem fehlt es, was bei dem einmal gewählten Vorwurfe nicht wohl entbehrt werden kann: der Kopf des Kleinen geht nicht mit Humor in den Gedanken der Situation ein; er würde selbst für ein gewöhnliches, schlichtes Portrait etwas unbelebt sein; in einer solchen humoristischen Situation, die doch entweder als von dem Kinde erfunden oder wenigstens angenommen gelten soll, genügt er nicht.

Unter den Berliner Portraitmalern, die auf den letzten Ausstellungen sich ungewöhnlich hervorgethan haben, ist auch Gottlieb Biermann wiederum mit mehreren Portraits vertreten, unter denen das sehr schlichte, aber vielleicht gerade deswegen sehr treffende des Ministers Delbrück am meisten befriedigt. In den beiden Damenportraits, lebensgroßen Kniestücken, die er außerdem noch ausgestellt hat, steht die Durchbildung der einzelnen Theile nicht auf gleichmäßiger Höhe, wodurch ein ganz befriedigender Totaleindruck verhindert wird. In dem Bilde der sitzenden Dame ist die Kleidung so andeutungsweise gemalt, daß der lebendige Kopf das einzig Ausgeführte zu sein scheint und die große Bildfläche nicht entsprechend durch das Gegebene ausgefüllt wird. Ein Vergleich zwischen diesem Atlaskleide und dem des Richter'schen Portraits läßt mit Einem Blick erkennen, was hier etwa fehlt. In dem stehenden weiblichen Portrait hat die zarte Carnation der Dargestellten, das Aetherische ihrer Erscheinung, wie man annehmen muß, dem Künstler den Muth benommen, in der Modellirung etwas dreister zu werden; dadurch wirkt der Kopf aber flach und kann das blaue Sammetkleid nicht recht beherrschen. Auch die Nebendinge, wie die Vase auf dem Tische u. s. w., sind nicht so gut durchgebildet, wie es bei dem Umfange des Gemäldes zu wünschen gewesen wäre. Es sind das Desiderata, die nicht im Entferntesten über das Vermögen des Künstlers hinausgehen.

Bernhard Plockhorst cultivirt in einem Frauen- und einem Kinderbildniß eine gewisse sammetartige Weiche der Hautoberfläche, die aber mehr an Früchte als an Fleisch erinnert; zugleich geht die Sicherheit und Bestimmtheit der Zeichnung dadurch etwas verloren. Sein Portrait des Kaiser Wilhelm, unter allen ausgestellten das weitaus beste, hält den Vergleich mit dem in der Nationalgalerie befindlichen nicht entfernt aus. — Friedrich Kaulbach, immer hoch aristokratisch und von vollendeter Meisterschaft des Vortrages, lebt sich gleichwol ein wenig einseitig, fast manieristisch, in eine bestimmte Gattung von Gesichtsschnitt und Ausdruck — namentlich in weiblichen Bildnissen — hinein, in die er seine Originale gewiß nicht ganz ohne Gewaltsamkeit hinein idealisirt. Erfreulich anzusehen ist allerdings jedes seiner Bilder.

Ein originelles Portrait führt uns Frau Elisabeth Jerichau-Baumann vor. Es ist aus ihren eigenen Schilderungen in „Ueber Land und Meer" bekannt, daß sie Zutritt in türkischen Harems gesucht und gefunden und daselbst auch Studien gemacht hat. Jetzt theilt sie uns die Perle aus dem Besitze des „gescheerten" Exsultans Abdul-Aziz, die Favoritin Zennab Hannum, „nach der Natur gemalt" mit. Die Damen sind außer sich, daß „eine Frau" so etwas malen kann. Nun, ein Mann kann's doch nicht (authentisch treu!) malen, weil er's nicht zu sehen bekommt, und den Gegenstand beurtheilen wir wol sehr falsch nach vorgefaßten Meinungen von unserem Standpunkte. Ich zweifle sehr, daß — von verschwindenden Ausnahmefällen abgesehen — die Haremfrauen sich in ihrer Situation unglücklich fühlen, und glaube bestimmt, daß manche wohlsituirte Frau bei uns sich mehr Sorge um die noch nicht genügende „Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes" macht als die Orientalin um Alles zusammen, was die Europäerin in gesellschaftlicher Beziehung vor ihr voraus hat. Und was ist denn nun hier so sonderlich choquant? In nicht unähnlicher Stellung und ziemlich eben so weitgehender Entblößung hat uns ein bedeutender Berliner Maler gelegentlich seine Frau vorgeführt, und wir haben das Bild einfach als

malerische Studie hingenommen und gewürdigt. Wie kommen wir hier dazu, uns um etwas Anderes als die reine künstlerische Leistung in dem Bilde zu ereifern? Und diese ist, was die ganze Gestalt der Sultanin, insbesondere aber das Incarnat und wieder vor Allem den Kopf betrifft, größter Anerkennung werth. Wir haben nicht ein halbes Dutzend so charaktervolle, lebensprühende und rein modellirte Frauengesichter auf der ganzen Ausstellung. Leider sind die weiteren Beigaben geeignet, den Totaleindruck des Bildes empfindlichst zu beeinträchtigen. Der Lieblingsaffe geht noch an; aber die kauernde Mohrensclavin wirkt schon recht unangenehm; empörend in coloristischer Beziehung der schmutzig blaue Vorhangstoff mit Goldsternen gegenüber der rosa Gewandung der Hauptfigur. Mir scheint fast, als wenn ein großer Theil des sittlichen Entsetzens, das geäußert wird, mißverstandener Reflex einer unerträglichen Beleidigung des Farbensinnes ist, und daß bei feinerer coloristischer Behandlung das Bild sehr affectionirt werden würde; etwa bei solcher Haltung, wie sie die „Aegyptischen Wasserträgerinnen", drei lebensgroße Halbfiguren, die vorderste in einem wol nicht ganz gewöhnlichen äußerst legeren Costüm, besitzen. Auch die „Töpferin auf dem Nil" ist trotz des unschönen Kopfes eine interessante Charakterstudie, die auch bildmäßig nicht überspannten Forderungen genügt; nur ist die Färbung unmotivirt schmutzig.

Alle Entsetzen aber über das Damenportrait von Theodor Große! Alle guten Geister seien gepriesen, die solchen „Geist" von der Berliner Akademie fern gehalten haben. Dieser mumificirte Holbein hat, wenn man weitere Gedanken sich fern hält, an sich etwas unendlich Erheiterndes!

Ein Bildniß des Geheimrath Dr. Fischer, für das Wallraff-Richartz-Museum in Köln gemalt von Julius Schrader, ist schlicht und kräftig. Bedeutender ist der Künstler durch einen „Bagnosträfling auf der Flucht" vertreten, ein Bild, dessen packender Ausdruck noch gesteigert worden wäre, wenn die wilde, gespannte Physiognomie des Flüchtlings in ihm nicht einen gemeinen Verbrecher, dessen Entweichen die Gesellschaft in Zittern versetzen kann, erkennen, sondern etwa ein Opfer seines Edelmuthes und fremder Niedertracht ahnen ließe, mit dessen Befreiung und fernerer Sicherheit man sympathisiren müßte, — und wenn die Zeichnung und Färbung des Nackten weniger conventionell wäre. Man vergleiche diesen Körper einmal mit dem des „lesenden Anachoreten" von F. Sturzkopf in Weimar! Das ist eine gewiß eben so glänzende Technik wie die Schrader'sche, ein mindestens eben so feines Gefühl für malerische Haltung, und welche überlegene Naturwahrheit! Das Gemälde ist ein wahres Modell zum Studium über den Realismus. Stellenweise geht die Naturtreue bis zum Aeußersten, so daß fast körperliche Reactionen hervorgerufen werden; der abgehagerte Körper ist überhaupt nichts weniger als anziehend; und doch hat das Bild einen unleugbaren Reiz, der ganz gewiß nur zum allergeringsten Theil als die unwiderstehliche Anziehungskraft des Widerwärtigen erklärt werden kann. Er liegt vermuthlich in zwei Dingen: das Bild hat Charakter und Inhalt; nach Abzug des naturalistischen Actstudiums, das man allenfalls in die Mappe des Künstlers zurückzuweisen berechtigt wäre, bleibt ein trefflich dargestellter Gegenstand von entschiedenem Interesse noch übrig. Ferner: das Bild hat malerischen Reiz, es hat Haltung und Stimmung. Bei Wiederholungen ähnlicher Art wird der Künstler sich wol mit Vortheil die Frage vorzulegen haben, ob er nicht gut thut, Einiges von der „Natur", was ihn diesmal in hohem Grade beschäftigt und fast captivirt hat, zu opfern, mit Anderem, auch Wahrem, aber nicht so Unschönem zu vertauschen; darin hat er ja die Wahl, bevor er vor uns tritt. Sein heuriges Bild aber verdient volle Beachtung und nachdrückliche Hervorhebung.

Endlich sei noch unter den Portraitmalern als Repräsentant des genrehaften Charakterstudiums ein in diesem Zweige der Kunst neuer Meister angeführt und begrüßt: der Landschaftsmaler Albert Schwartz. Er stellt uns kräftig charakterisirt und markig gemalt, wirkungsvoll dunkel gegen einen hellen Hintergrund abgesetzt, in ganzer lebensgroßer Figur eine Zigeunerin dar; daneben in lebensgroßer Kniefigur eine anmuthig üppige und zierlich coquette Person, die eine Schale mit Früchten

trägt. Er nennt das Bild „Süße Früchte", es dem Beschauer überlassend, was er zu diesen rechnen und als das Süßeste vorzugsweise in Affection nehmen will. Ein anmuthiges Bild, das übrigens ein in jeder Beziehung „verjüngtes" Pendant hat: in kleinem Maßstabe ein hübsches Mädchen, noch fast Kind, Früchte tragend, von Wilhelm Wider. Es ist erfreulich, hierin den auf heimischen Boden Zurückgekehrten auch in einer gesunderen Kunstweise begrüßen zu können, als sie seine Sendungen aus Rom zeigten.

In Ermangelung der sonst von auswärts kommenden hervorragenden Portraitmaler, wie etwa Lenbach, Angely u. s. w., stellt sich diesmal Ludwig Knaus als solcher dar, wenn auch nur in Studienzeichnungen, die aber sowol in der prägnanten Charakterschilderung wie in der meisterlichen Behandlung der Technik hervorragend unter den Werken der Ausstellung dastehen. Für Denjenigen, der etwas genauer die Dinge betrachtet, wird es namentlich interessant sein, die Veränderung in der technischen Behandlung zu beobachten, welche im Verlaufe von nicht allzu vielen Jahren sich bei Knaus vollzogen hat.

Unter den Berliner Künstlern ist noch eine kleine Auswahl zu halten. Bei Karl Becker überwiegt leider immer mehr die bloße Manier, und er wiederholt sich, aber nicht einmal immer auf gleicher Höhe. Die „Dichterkrönung Ulrich's von Hutten durch Kaiser Maximilian" ist eine einfache Costümparade, die auch unter diesem Gesichtspunkte kaum sonderliche Anziehungskraft ausüben kann. Becker könnte in einer öffentlichen Sammlung — das Bild gehört dem Wallraff-Richartz-Museum in Köln — leicht besser vertreten sein. Auch seine „Venetianerin", in der beliebten kreidigen Manier, und seine sehr unbedeutende „Gratulantin" genügen ernsteren Anforderungen nicht. Ganz unerfreulich ist endlich das Portrait eines Kindes mit seiner Amme, worin bei dem kleinen Wesen jede Spur von Naivität und Frische in dem Grade vermißt wird, daß man glauben sollte, eine kleine Puppe vor sich zu haben.

Der bekannte Zeichner der Illustrirten Zeitung Knut Ekwall hat durch ein Bildchen überrascht, welches nicht blos seiner Künstlerphysiognomie durch den gesunden und liebenswürdigen Humor einen lange schmerzlich vermißten freundlichen Zug leiht, sondern auch in Bezug auf die Malerei eine überraschende Vollendung zeigt für Jemand, der bisher wenig Gelegenheit gegeben hat, ihn auf diesem Gebiete thätig kennen zu lernen. Das Bildchen mit dem Titel „Nach Mitternacht" zeigt uns einen jungen Gelehrten bei der eifrigen Arbeit über seinen Büchern, während sich im Hintergrunde die Thür aufthut, und die zierliche junge Gattin im Nachtanzuge mit dem Lichte in der Hand hereintritt, wie es scheint, um den Eheherrn an die vorgerückte Zeit zu erinnern. Es ist eins der liebenswürdigsten Genrebilder der Ausstellung.

Otto Knille, der bekannte Autor des vortrefflichen Bildes in der Nationalgalerie „Venus und Tannhäuser", hat den Theil eines für die königliche Universitätsbibliothek in Berlin bestimmten Frieses ausgestellt, der, wie es scheint, das antike Leben nach verschiedenen Richtungen verkörpern soll. Das vorliegende Stück führt uns in das athenische Gymnasium, wo wir rechts Plato mit seinen Schülern philosophiren sehen, während zur Linken die Jugend mit gymnastischen Uebungen beschäftigt ist. Die lebensgroßen Gestalten sind auf gemustertem Goldgrunde gemalt. Ein sorgfältiges Studium der Einzelheiten und ein erfolgreiches Streben nach der Auswahl guter Motive und ihrer Ausnützung ist nicht zu verkennen; trotzdem wird eine gewisse Kühle der Farbe und auch ein gewisser Mangel an Belebung und Durchgeistigung der Gestalten die meisten seiner Verehrer befremden.

Der neue Director der Berliner Akademie, Anton von Werner, ist mit vier Gemälden aufgetreten. Ein männliches Portrait, Kniestück, ist etwas trocken in der Farbe und im Vortrage, aber sehr ähnlich, nur freilich bedeutend auf Kosten der Feinheit des Originales; die Züge sowol wie das Colorit sind vergröbert. Die zwei Märchenbilder ferner, „Schneewittchen" und „Die sieben Raben", welche als Decorationsstücke für den Speisesaal der Villa Sußmann bestimmt sind, haben ganz allgemein und mit Recht Ablehnung erfahren; es fehlt ihnen jeder Hauch von Mär-

chencharakter und selbst als decorative Farbenstücke bieten sie zum mindesten nichts Ungewöhnliches dar. Großartig in der Anlage und auch imposant in der Durchführung ist dagegen das große Decorationsbild für das Treppenhaus der Villa Behrens in Hamburg: „La Festa". Das ist im Sinne der späteren venetianischen Schule, eines Paolo Veronese u. s. w. gedacht, entwickelt sich in mächtigen Räumlichkeiten, bietet eine große Menge von Personen und Nebensachen dar und taucht das Ganze in eine wirkungsvolle, harmonisch gestimmte Farbe mit klar gruppirten Werthen. Einen Inhalt des Bildes anzugeben, wäre unmöglich, ist aber auch für den hier beabsichtigten Zweck unnöthig, da der Eindruck einer festlichen Decoration, auf den es abgesehen ist, erreicht wird. Gesteigert hätte derselbe wol noch werden können, wenn der Farbenauftrag pastoser und markiger wäre. Die großen Farbenflecke wirken, zum Theil wenigstens, etwas flach, glatt, unbezeichnend und damit uninteressant.

Die meisten anderen Berliner sind entweder gar nicht oder mäßig vertreten, so z. B. auch August von Heyden, dessen „Märtyrer" nicht recht für sich zu erwärmen vermag; es ist eine schön gemalte Actstudie, deren tiefere Bedeutung Einem aber nicht eingehen will. Dem Künstler hat sichtlich die Absicht vorgeschwebt, zu zeigen, wie auch ohne Abhärmung und Zerknirschung Märtyrerthum möglich ist, und wie andererseits in einem Henker nicht nothwendig alles menschliche Gefühl abgestorben zu sein braucht. Das sind beides unleugbare Wahrheiten, die aber in der Darstellung die dramatische Kraft eines derartigen Moments allzu sehr abschwächen, um noch einer größeren Wirkung fähig zu bleiben. Das scheint mir der Grund, weswegen das Bild die Erwartungen des Künstlers getäuscht hat.

Von einer ganz überraschenden Seite hat sich Fritz Werner gezeigt, der eine „Conversation" gemalt hat zwischen fünf langen Grenadieren Friedrich's des Großen, die im Park von Sanssouci hinter einem Eisengitter stehen, und zwei Kindermädchen, die diesseits des Gitters, ihrer Kleinen wartend, sich mit ihnen unterhalten. Sämmtliche sieben Figuren, deren Gesichter alle geschickt dem Beschauer sich präsentiren, lachen aus vollem Halse, ein tour de force für den Künstler, der mit so absolutem Gelingen überwältigt werden mußte, wie es hier der Fall, um nicht ganz unkünstlerisch zu werden, in dieser Vollendung der Darstellung aber nicht verfehlen kann, im höchsten Maße zu erfreuen und zu unterhalten. Daß der Rocococharakter hier vortrefflich eingehalten, und die Malerei von großer Feinheit ist, versteht sich bei Fritz Werner von selbst; passend hat er sich hier breiterer Vortragsweise befleißigt.

Auch außer diesem Bilde ist der Humor auf der Ausstellung mehrfach vertreten, einigermaßen hervorragend aber wol nur noch in zwei Bildern. Das eine rührt von Wilhelm Zimmermann in Weimar her und betitelt sich „Ein Sonntagsvergnügen auf dem Lande". Es läßt uns in eine etwas bunt zusammengewürfelte ländliche Gesellschaft hineinschauen, welche zum Kegelspiel versammelt ist, und ist außerordentlich glücklich in der Beobachtung und Wiedergabe der verschiedenen Arten von Theilnahme, die sich erfahrungsgemäß in der wunderlichsten Weise bei den Theilnehmern einer Kegelpartie zur Geltung bringt; namentlich der dicke Mann, der eben seine Kugel heruntergesendet hat und nun dieselbe gleichsam noch zu dirigiren versucht, sowie einige der über seinen Mißerfolg Lachenden sind im höchsten Grade anziehende Typen, und das Bild ist durchweg so solide und gut gemalt, daß es den Beifall, den es allgemein gefunden hat, durchaus verdient.

Das zweite der hier zu erwähnenden Bilder ist sehr viel bescheidener, sowol im Motiv wie im Umfang, im Humor aber dem eben erwähnten kaum nachstehend; es nennt sich „Künstlers Erdenwallen" und rührt von Paul Andorff in Berlin her. Im ärmlichen Atelier, dessen eiserner Ofen wol nie eine Kohle zu sehen bekommt, sitzt vermummt, um sich gegen die Kälte einigermaßen zu schützen, zusammengekauert der Jünger der Musen und malt — wunderbare Ironie des Schicksals! — eine im blauen Aether schwebende nackte weibliche Gestalt, eine Flora etwa oder Grazie oder dergleichen, mit emsigem Fleiß. Der dieser Scene innewohnende Humor kommt so glücklich und schlagend zu Tage, das Ganze ist so prätentionslos und doch

mit so ausreichendem Aufwande von Mitteln gemalt, daß man nur seine Freude daran haben kann und es den früher durch Lüben auf unserer Ausstellung glücklich vertretenen Humor diesmal nicht allzu schmerzlich vermissen läßt.

Zu den Humoristen werden freilich auch noch zwei andere Berliner gerechnet sein wollen: Fritz Paulsen und Franz Skarbina; man wird sie aber im besten Falle nur unter die Caricaturisten zählen dürfen. Ohne sich einer Ueberschätzung des Tones in der Berliner „Gesellschaft" schuldig zu machen, wird man doch behaupten müssen, daß Einer ein ausgemachter Pechvogel sein muß, wenn er wirklich einmal in einen solchen „jour fixe" wie der von Paulsen geschilderte „'reingefallen" ist. Die bildmäßige Wirkung der Paulsen'schen Bilder steht regelmäßig im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Umfange; und wenn es ihm gelänge, sich in bescheidenen Bildern seines überflüssigen Hautgouts zu entledigen, so könnte er recht Hübsches leisten, während seine Thätigkeit jetzt nur Bedauern und ein fast pathologisches Interesse erregt. — Skarbina ist urwüchsiger, nur fast zu sehr. Diese „Kartenspielenden Spießbürger" in dem ächten Berliner Weißbier-„Garten", in dem nichts grün ist als die Tische und Stühle, mit der strumpfstrickenden ältlichen Jungfrau in ihrem Geleit und dem geckenhaften Witzling, der bei jeder ausgespielten Karte „vom Thurm" seinen obligaten „Kalauer" losläßt, — das ist ja fürchterlich charakteristisch; aber eben fürchterlich; und wenn die komische Häßlichkeit anfängt, fürchterlich zu werden, dann hört sie auf, künstlerisch zu sein.

Humorvoll ist auch der „Turnunterricht auf dem Lande" von Otto Piltz in Weimar, ein Bild, dem bei lauter sehr guten Figuren, reicher Mannichfaltigkeit des trefflich beobachteten Einzelnen, geschmackvoll leichter Gruppirung und durchweg tüchtiger, fast virtuoser Malerei nur ein wenig mehr Geschicklichkeit in der Behandlung des Räumlichen zu wünschen wäre. Nur daran liegt es, daß einige Partien vereinzelt und zusammenhanglos erscheinen.

Auch ein unfreiwilliger Humorist ist zu nennen, dessen Anwesenheit auf vollständige Abwesenheit — wenigstens Geistesabwesenheit — der Zulassungsjury schließen läßt: Wilhelm Steinhausen, dessen Anfänge vor Jahren etwas erwarten ließen. Er scheint in München zu Grunde gegangen zu sein. Sein Christus, im Schiffe predigend, d. h. in einer Nußschale ohne Ruder und Führer auf dem Wasser schaukelnd und mit aufgehobenen Händen scheinbar um Rettung aus seiner hilflosen Situation flehend, mit der glührothen Bratpfanne, die vermuthlich eine Sonne sein soll, und dem Hörerkreise, der vor Entzücken über die Worte des Heilandes „ganz weg" ist, nämlich im Bilde bis auf die allerleiseste Andeutung fehlt, durchweg von einer kindischen Unbeholfenheit der Malerei, scheint nur den Zweck zu haben, dem in Geist und Farben matten, gleichwol im religiösen Genre an der Spitze aller ausgestellten stehenden Bilde des gleichen Gegenstandes von J. M. Heinrich Hoffmann zur Folie zu dienen. Steinhausen's Zeichnungen sind noch allzusehr im Zustande der Skizze, um schon gezeigt und beurtheilt werden zu können. Was er in früheren Erfindungen (Bibellesezeichen u. s. w.) geleistet, scheinen sie nicht annähernd zu versprechen.

Für die befremdliche, gewissermaßen aus den Fugen gerathene Erscheinung, in der diesmal Albert Tschautsch, gegenwärtig in Rom, vor uns steht, wird man den überwältigenden, aber noch unverdauten Eindruck der italienischen Kunstwerke verantwortlich zu machen haben. Stoff und Behandlung, Idee und Form, die früher bei ihm reizend zusammen harmonirten, stehen jetzt wenn nicht im Contrast, doch in Disharmonie. Ein solches Durchgangsstadium mag nothwendig sein, aber es muß erst überwunden werden

Zu den Berliner Künstlern gehörte bis vor Kurzem auch Ernst Hildebrand, der jetzt in Karlsruhe an der großherzoglichen Kunstschule thätig ist. Er hat ein größeres Genrebild, lebensgroße Kniefiguren, „Am Brunnen", ausgestellt, das ebensowol durch die Anmuth und Schönheit des Mädchens und des mit ihr conversirenden jungen Mannes anzieht, wie durch die kräftige Farbenschönheit der Malerei. Ein kleines Genrebild „Eingeknüppert" zeigt uns ein kleines Mädchen, das beim An-

kleiden die Bänder des Röckchens verfitzt hat und nun in sehr possirlicher Weise das Unglück wiederherzustellen sucht.

Neben Hildebrand wirkt als Director der Kunstschule in Karlsruhe Wilhelm Riefstahl, der wieder eine seiner Bregenzer-Wald-Studien vorführt: „Trauerversammlung vor einer Capelle." Es ist nicht das Vorzüglichste, was Riefstahl in diesem Genre geleistet hat, an sich aber ein vortreffliches Bild, welches reich an schönen Einzelzügen und meisterlich in der Gesammtstimmung ist, die Composition in der bekannten klaren, fein abgewogenen Weise gehalten, durch die Riefstahl's Bilder sich unter allen Umständen auszeichnen. Selten gibt er in letzterer Zeit Bilder von dem bescheidenen Umfange wie sein hier ausgestelltes „Kloster am Inn", vor dessen Portal einige Mönche sich zeigen. Vortrefflich ist die Sonnenwirkung auf dem weißen Gemäuer dargestellt; die Gestalten sind eine wie die andere charaktervoll, und das Ganze ansprechend in der Färbung, liebenswürdig im Charakter.

Auch die Landschaft ist begreiflicherweise von Karlsruhe aus sehr bedeutend vertreten, da ja dort Hans Gude arbeitet, der in zwei Marinen und einem „Sommertage in einem norwegischen Hafen" vollgültige Proben seiner Kunst geliefert hat.

Das mag zur Landschaft hinüberleiten, die überhaupt ganz vortrefflich besetzt ist. Begreiflicherweise stehen die Gebrüder Achenbach an der Spitze dieser Reihe, Andreas besonders ist durch seinen mächtig großen „Fischmarkt in Ostende", in dem Genre seiner in den letzten Jahren gemalten niederländischen Landschaften, und durch eine Darstellung von „Sturm und Ueberschwemmung am Niederrhein im Frühjahr 1876" vertreten. Das letztere Bild wird wesentlich als Localstudie interessant und bedeutend sein, insofern es den wunderbaren, kaum glaublichen Luftton, welcher jene furchtbare Naturerscheinung begleitete, in einer, wie man wird glauben müssen, vollendeten Weise wiedergibt; diese graugelbe Luft hat etwas fast dämonisch Düsteres. Auch mit einer Aquarelle stellt sich Achenbach vor, das „Judenviertel in Amsterdam" zeigend. — Oswald Achenbach arbeitet wiederum in verschiedenen Beleuchtungseffecten, unter denen, was die Geschicklichkeit in der Vorführung der schwierigsten Lichtwirkungen anlangt, sein „Fest der heiligen Anna in Casamiociola auf der Insel Ischia" das höchste Interesse erregt. Durch die Dunkelheit bewegt sich der Zug der Procession, das Bild der heiligen Anna auf dem mit hellen Leuchten ausgerüsteten Wagen, während im Hintergrunde ein Feuerwerk abgebrannt wird, und die Aussicht auf die dunkel daliegende See sich eröffnet. Auch die „Abenddämmerung" mit dem gleichzeitigen Mondaufgang an der Marcellina mit dem Vesuv, sowie der „Marktplatz von Amalfi" mit Tagesbeleuchtung sind in ihren verschiedenen Charakteren vortrefflich gelungen.

Von den übrigen Landschaften muß ich sehr kurz sein. Edouard de Schampheleer und Ludwig Munthe sind in bekannter Manier vorzüglich. Dem Letzteren stellt sich durch unglaublich feinen Luftton seines „mecklenburgischen Dorfes im Schnee" C. Malchin in Weimar als ein mit Erfolg Gleichstrebender zur Seite. Louis Douzette und Eduard Pape beweisen ihre Meisterschaft wie früher an heimischen, so jetzt auch an italienischen Sujets. A. Lutteroth ist nach interessanten, zwischen Genre und Landschaft hin- und herschwankenden Versuchen in vier Gemälden, Typen der vier Jahreszeiten an verschiedenen Punkten Italiens (Rom, Riviera, Neapel, Campagna) darstellend, in sehr erfreulicher Weise zur Abklärung gekommen. Dasselbe ist mit Genugthuung von Ernst Körner zu constatiren, der endlich den Hildebrandt'schen Alp, der auf seiner Künstlerseele gelegen, glücklich abgeschüttelt und namentlich in seinen „Ruinen von Baalbek" eine ganz vortreffliche Leistung hingestellt hat. Verwandt sind diesem die Ruinen von Karthago von Edmund Berninger in Weimar, der aber noch viel mehr Bewunderung für seine grandiose Felsenlandschaft mit verschleiertem Mondschein und mit der Grablegung Christi als Staffage verdient. Die Composition und Durchführung dieser Figurengruppe mit der wirkungsvollen Fackelbeleuchtung läßt tief, tief Alles unter sich, was die ex professo „religiöse" Malerei diesmal geliefert hat und fügt sich mit überwältigender Wirkung in

die kräftige und hochpoetische Stimmung des Ganzen ein. Eine ganz hervorragende Schöpfung! Moriz Erdmann hat die blaue (er sagt wunderlicherweise: grüne) Grotte von Capri zum räumlichen Motive für die Darstellung des „Wasserzaubers" genommen und damit jedenfalls den einzigen Weg beschritten, auf welchem der Magie dieses Naturphänomens durch die Malerei beizukommen ist: er hat nicht das unnachahmliche Blau ungenügend nachgepinselt, sondern in idealer Weise den Eindruck der Grotte geschildert, durch Einführung von Phantasiewesen und alle Mittel, die der Kunst zustehen. So angesehen scheint mir das Bild recht gelungen. — Auch Wilhelm Stryowski ist diesmal am besten nur unter den Landschaftern aufzuführen. Er schildert in wilder Strandlandschaft einen „Todesritt nach dem Jagdrecht des sechzehnten Jahrhunderts", einen Wilderer auf einen Hirsch festgeschmiedet, der von Angst gejagt eben in schauerlicher Einsamkeit mit seiner Bürde zusammengebrochen ist. Die Figur erhöht gewaltig den erschütternden Stimmungston der Landschaft.

Zwischen Landschaft und Architekturbild mitten inne stehen die beiden vortrefflichen Bilder von Hugo Harrer in Rom, die Porticus der Octavia und das Marcellustheater. Außerdem ist die Architektur gut durch Paul Ritter in Nürnberg und Heinrich Heger in München, ausgezeichnet durch Karl und Paul Gräb (Vater und Sohn) und durch Adolph Seel in Düsseldorf vertreten; denn in des Letzteren „arabischem Hofe zu Kairo" sind die Figuren nur Staffage, das Hauptgewicht fällt auf die meisterlich dargestellte Architektur. Seel hat meines Wissens früher noch nicht bei uns ausgestellt. Sein Bild ist von der Nationalgalerie angekauft.

Aus dem Gebiete des Stillebens erwähne ich die achtbare Bethätigung dreier Künstler in diesem Genre, die sich demselben früher nicht zugewandt haben: Philipp Arons, Albert Hertel und August von Rentzell. Auch drei Damen haben sich mit Geschmack und gediegenem Können diesem Zweige der Kunst gewidmet: Camilla Friedländer, Ulrike Laar und Auguste Schepp.

Eine Anzahl von Künstlern hat sich durch Tendenzmacherei bemerklich gemacht. Natürlich sind die tonsurirten Herren die beliebteste Zielscheibe. Neben dem schon erwähnten Grützner, der eigentlich auch nur hierher gehört, sind zu nennen: Matthias Schmid, „Die Herrgottshändler" und „Brautexamen", Eduard Kurzbauer, „Wahlbesprechung", und besonders abschreckend in jeder Beziehung Alexander Struys, „Raubvögel", d. h. erbschleichende Jesuiten, in Lebensgröße. Auch die „sociale Frage" hat in den „Zwei Schneidern" von C. M. Seyppel, dem socialdemokratischen Flickschneider und dem zur Ruhe gesetzten Couponschneider, in Pendants, als Stoff und Motiv herhalten müssen.

Aus weiter Ferne sind sodann ein paar hervorragende Gaben beigesteuert: Aus Venedig schickt Ludwig Passini eine seiner vortrefflichen Aquarellen, eine Brücke in Venedig; eben daher stellt uns Eugen Blaas, in guter Erinnerung durch seine „Einleitung zum Decamerone", eine „Balconscene in Venedig" dar, drei schöne Mädchen von interessant verschiedenem Typus, auf die Straße schauend, lebensgroß, ein außerordentlich schön gemaltes Bild. Eleuterio Pagliano in Mailand theilt neben einem etwas mißglückten Oelgemälde „Erbschaftsrevision" zwei recht gelungene Aquarellen im Rococogeschmack: „Geographiestunde" und „Ein heißer Tag" mit, die von großer Bravour im Technischen und außerordentlicher Fähigkeit der Charakteristik zeugen. Die ächt englische Behandlung der Aquarelle in der flockig weichen Manier, die in Rücksicht der Stoffbezeichnung zu wünschen läßt, aber sehr virtuos und oft auch sehr malerisch im Eindruck ist, zeigt uns in drei Blättern Karl Haag in London.

Von der Sculptur zu sprechen, der Mühe kann ich mich in einer so flüchtig nur das Wichtigste besprechenden Berichterstattung, wie die vorliegende, überhoben halten; denn es ist viele Jahre her, daß diese Abtheilung der Ausstellung so wenig Bemerkenswerthes dargeboten hat; und das gerade jetzt, wo zum ersten Male die Aufstellung der plastischen Arbeiten menschlich ist! Durch das eigenthümliche Arrangement, wie es sich etwa für ein lebendes Bild schickt, und das reclamehafte Auf-

treten thut sich die aus „den Freinsheim'schen Ergänzungen des Curtius Rufus" (bewundernswerthe Gelehrsamkeit eines Künstlers! das nenne ich „Quellenstudien"!) geschöpfte Darstellung Alexanders des Großen, der beim nächtlichen Studiren den Schlaf bekämpft, hervor. Abgesehen von dem durchweg nippesartigen Charakter hat die Arbeit manches Gute, das uns nun aber hoffentlich nicht wieder so unermüdlich in allen Gestalten jahrelang durch alle Ausstellungen verfolgen wird wie vordem Herter's Antigone. — Außerdem seien nur noch zwei Gruppen von je vier monumentalen Statuen erwähnt: die vier Hochmeister des Deutschherrenordens für das Marienburger Friedrichsdenkmal, von Rudolph Siemering, tüchtige Gestalten, und Karl Echtermeyer's für die neue Casseler Galerie bestimmte vier (später acht) „Länderstatuen, welche in der Kunstgeschichte von Bedeutung sind", wie es drollig in dem Kataloge heißt. Dieser bescheidenen Selbstschätzung des Künstlers gegenüber schweigt die Kritik, die so wie so sich nicht in der Lage fühlt, dem einzelnen Werke bei seinem Auftreten in solcher Weise seine Stellung in der Geschichte anzuweisen. Ja, ja: deutsch Schreiben ist schwer; beinahe so schwer wie Bildsäulen fertigen! Aber der Katalog der Berliner akademischen Ausstellung könnte sich wol eines leidlich grammatischen Hochdeutsch befleißigen!

Bruno Meyer.

Literarische Rundschau.

Nach dreißig Jahren.

Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. 3 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1876.

Man pflegte von Rom zu sagen, daß neben den eigentlichen Bürgern noch ein Volk von Statuen die Stadt bewohne, in vieler Hinsicht bedeutender als die Menschen von Fleisch und Blut. Was die bildende Kunst unmittelbar den Sinnen vorführt, vermag bis zu einem gewissen Grade auch die Poesie durch die Vermittelung des Geistes. „The beings of the Mind are not of clay!"

Berthold Auerbach hat eine Reihe von Figuren geschaffen, die zum Gemeingut Deutschlands geworden sind, und nur im Dorf Nordstetten, in welches er sie verlegt, wol einiges Kopfschütteln erregt haben. Denn in der Weise, wie er sie schildert, haben sie nie existirt, obgleich sie typisch sind für das Dorf; und die Bauern sind, als Kritiker, Realisten wie die Kinder. Seine geistigen Bilder werden aber voraussichtlich ihre Modelle bei Weitem überleben.

Sie führen schon jetzt ein Leben für sich; zunächst in der Phantasie, die sie geschaffen hat. Auerbach hat gerade dadurch seiner Poesie einen so vollen Zug gegeben, daß er an seine Gestalten glaubte, mit ihnen lebte, Freundschaft schloß, ja zärtlich gegen sie war; es wirkte das um so wohlthuender in einer Zeit allgemeiner Zerfahrenheit, wo die meisten Dichter nur dann auf der Höhe der Bildung zu stehn glaubten, wenn sie ihre eigenen Eingebungen ironisch betrachteten.

So leben nun die imaginären Einwohner von Nordstetten, Ivo, der Wadeleswirth, der Buchmaier, das Lorle und wie sie alle heißen, in der Phantasie des Dichters fort; er denkt hin und wieder an sie zurück und überlegt sich, was wol im Lauf der Jahre aus ihnen geworden sein könnte? In seinen letzten größeren Erzählungen war sein Heimathsdorf mehr in den Hintergrund getreten; jetzt nach

Ablauf einer bedeutenden Periode fühlt er den Drang, sich zu Hause wieder umzusehen und seine Gestalten zu mustern. Was ist aus ihnen geworden, da alle Voraussetzungen der früheren Zustände sich so wesentlich verschoben haben?

Ein mächtiger Zug hat das deutsche Leben ergriffen, er dehnt sich auf die entlegensten Gegenden des Vaterlandes aus.

Als Auerbach seine ersten „Dorfgeschichten" schrieb, lag das Leben der Schwarzwälder Bauern noch weit ab vom allgemeinen Weltverkehr; sie wußten wenig von der Welt und die Welt wußte wenig von ihnen. Auerbach's Novellen wurden als die Entdeckung eines unbekannten Landes begrüßt. Jetzt ist der Verkehr nach allen Seiten erschlossen, und wenn früher den mißvergnügten Schwarzwäldern Amerika als das ersehnte Land der Freiheit in unbestimmter Ferne dämmerte, so verbindet ihn jetzt das Bewußtsein bestimmter Interessen mit den näheren und ferneren Stämmen der gleichen Zunge, und bringt eine lebendige Wechselwirkung hervor. Nicht blos haben sich die Verkehrsmittel in ungeahnter Weise erweitert, auch die willkürlichen Schranken des Verkehrs sind fast durchweg gefallen.

Zu diesen realen Beziehungen der verschiedenen deutschen Volksstämme zu einander ist nun auch eine ideale gekommen: das deutsche Volk fühlt sich nicht blos in seinem Verkehr von Gemeinde zu Gemeinde, von Stamm zu Stamm, es fühlt sich als eine Gesammtheit; und dies Gefühl ist ihm sinnlich gegenwärtig. Der Schwarzwälder Bauer hat nicht blos gehört von dem neu erstandenen mächtigen Reich, er hat am Aufbau desselben mitgewirkt, er hat seine Schlachten mit gefochten; die schwarz-weiß-rothe Fahne vertritt ihm nicht blos eine Idee, sondern eine lebendige Wirklichkeit.

Mit großer Befriedigung kann sich Auerbach sagen, daß diese neue Wirklichkeit der Richtung zu entsprechen scheint, die er als Dichter von vornherein genommen hat. Zwar gewann er das Interesse des größeren Publicums dadurch, daß er die Bauern als etwas von der Cultur noch wenig oder gar nicht Berührtes darstellte; aber seine Meinung war keineswegs, daß es so bleiben sollte; seine Novellen haben durchweg, neben der künstlerischen, auch eine pädagogische Bestimmung. Das Streben nach echter Humanität mußte nothwendig zum Theil die Schranken niederreißen, die den einen Stand vom andern, den einen Stamm vom andern trennten. So ist es denn auch geschehen; die Cultur ist in's Dorf eingedrungen und hat die spröden Naturen humaner gemacht: eine Wandlung, die freilich nicht ohne Einbuße vor sich gehen konnte.

Auerbach's Streben war von Jugend auf, die Idee des gemeinschaftlichen Vaterlandes nicht blos sprachlich, sondern auch politisch hoch zu halten; wo irgend eine Bestrebung auftauchte, sich diesem Ziel zu nähern, hat er redlich daran Theil genommen. Wenn er jetzt mit freudigem Stolz vom deutschen Reich spricht, so ist er keineswegs ein neu Bekehrter.

Dies sind die wesentlichen Umwandlungen der letzten dreißig Jahre, die ihm selber zum Bewußtsein gekommen sind; eine dritte muß noch in Betracht gezogen werden, die ihm nicht so deutlich sein wird, weil sie sein eigenes Schaffen betrifft.

Bei seinem ersten Auftreten war die Dorfgeschichte eine Paradoxie: man hatte sich mit diesen niedern Ständen nicht gern abgegeben, man hatte Edelleute, Salondamen, Künstler und weltschmerzliche Schöngeister vorgezogen. Ungefähr gleichzeitig mit ihm trat Immermann mit seinen westphälischen, Jeremias Gotthelf mit seinen schweizer Bauern auf: alle drei nannte man Realisten, hauptsächlich weil sie die wirkliche Thätigkeit des Volkes, seine Arbeit, nicht blos erwähnten, sondern auch zur Anschauung zu bringen strebten. Ich erinnere mich noch lebhaft, welchen Anstoß den damaligen „Idealisten" die „Käserei in der Vehfreude" oder die Mostbereitung im „Lehnhold" gab: ein französisches Menu mit Champagner war ideal, Käse und Most aber real, d. h. gemein, nicht gesellschaftsfähig. Diese Abneigung dehnte sich bis auf das Kostüm aus: man konnte sich echte Liebe nicht leicht ohne Atlasroben und Brüsseler Spitzen vorstellen.

Das hat sich nun gründlich geändert. Eine ganze Schule von poetischen Genremalern ist aufgestanden, es gibt kaum noch einen unter den modernen Poeten, der nicht einmal eine Dorfgeschichte geleistet hätte, und durch Vermittlung der deutschen Bildung hat sich diese Form der Darstellung über ganz Europa ausgebreitet. Die Engländer freilich hatten nicht nöthig, bei uns in die Schule zu gehen, sie kannten das Genre lange vor uns und waren Meister darin; aber nun haben wir auch französische, spanische, niederländische, dänische, norwegische, ungarische, russische Dorfgeschichten. Ich glaube, daß sich diesem Nachwuchs gegenüber Auerbach's Stellung wesentlich verschoben hat. Man wird ihn nicht mehr einen Realisten nennen dürfen, er stellt sich vielmehr als das heraus, was er im Grund immer gewesen ist, als Idealist. Ich habe noch neulich verschiedene russische Dorfgeschichten gelesen — ich meine nicht Iwan Turgenjew, der einer ganz anderen Richtung angehört —: diese Bilder sind mit einem ungemeinen Talent ausgeführt, wie überhaupt die junge russische Literatur alle Achtung verdient; aber sie geben uns die nackte brutale Wirklichkeit, sie schlagen uns damit gleichsam vor den Kopf.

Die Berechtigung dieser Gattung will ich nicht in Frage stellen: für mich ist jeder Dichter im Recht, der uns das Leben von einer neuen wichtigen und bedeutenden Seite kennen lehrt; ich will nur auf den Gegensatz gegen die verwandten deutschen Dichter aufmerksam machen.

Unsere Dichter ohne Unterschied, Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach, Carl Immermann, Fritz Reuter u. s. w. gingen von Ideen aus, d. h. sie stellten sich die Aufgabe, in den absonderlichen Zuständen, in welche sie uns einführten, das Gesetz der allgemein menschlichen Natur zur Geltung zu bringen und im Zusammenhang mit den Naturproblemen der Zeit deutlich zu machen. Sie malten das Locale und Individuelle lebhafter und farbenvoller aus als die früheren Dichter; aber sie wußten zugleich den Lufton des gemein menschlichen Empfindens anzubringen, wir blieben in ihren Bildern bei uns selbst, die Härten des Contrastes wurden abgedämpft.

Ich weiß nicht, ob Auerbach sich dieses Gegensatzes gegen seine Nachfolger bewußt geworden ist. Auf alle Fälle tritt schon im „Waldfried" und ebenso in seinen neuen Novellen der ideelle Faden viel bestimmter hervor, das Locale wird mehr angedeutet als ausgeführt. In den früheren Dorfgeschichten hatte derjenige, der sich nicht recht in Auerbach eingelebt, zuweilen die Empfindung, als sei die Betrachtung nur Episode und störe den beschreibenden Theil. Dieser Irrthum ist fortan nicht möglich; überall bemerkt man als Hauptsache: den durch vielseitige Erfahrung geschulten Lebensverstand zu exemplificiren.

Nicht blos die Zeit hat sich verändert, auch der Dichter hat ein gut Theil seines Lebens hinter sich, und was er darin erfahren, ist nicht spurlos an seinem Denken und Empfinden vorüber gegangen. Wenn ein Romanschreiber seine früheren Werke gleichsam fortsetzt, so bestimmt ihn nicht blos der Wunsch, die alten liebgewordenen Personen unter neuen Verhältnissen zu zeigen, sondern oft eine Art Selbstkritik; er hat im ernsten Weltlauf neue Gesichtspuncte gewonnen, und sieht seine älteren eigenen Erfindungen zuweilen mit der Frage an: ob auch alle diese Gesichtspuncte darin zur Geltung gekommen sind?

Von den Dichtern, die mit besonderer Virtuosität das Leben ihrer früheren Figuren auch in der Fortsetzung betrachtet haben, treten besonders bedeutend Balzac und Thackeray hervor. Bei dem letzteren ist mir ein Zug immer sehr merkwürdig gewesen. In einer seiner besten Novellen, „Henry Esmond", ist es kein Zweifel, daß in Beziehung auf die beiden weiblichen Hauptfiguren Lady Castlewood und Beatrix das Herz des Dichters ganz entschieden auf Seiten der ersteren steht. Sie kommt ganz liebenswürdig heraus, die zweite wird mit einer gründlichen Derbheit, deren nur Thackeray fähig ist, abgefertigt; und im Wesentlichen geht der Leser mit dem Gefühl des Dichters mit.

Dann aber folgte eine Fortsetzung, „die Virginier", und in dieser schien sich das Verhältniß, ich will nicht sagen umzukehren, aber bedeutend zu ändern. Es zeigten

sich bei Lady Castlewood manche üble, bei Lady Beatrix manche gute Seiten, die man früher übersehen oder nicht beachtet. Der Dichter erzählte uns nichts eigentlich Neues, er accentuirte nur stärker einige Umstände, die früher mehr im Dunkel geblieben waren, und man konnte nicht umhin, seiner Nachrechnung beizupflichten. Sollte bei Auerbach's neuen Versuchen dies Motiv nicht einigermaßen mitspielen? Ich will nicht sagen, daß er seine frühere Auffassung geradezu corrigirt; aber er fühlt doch das Bedürfniß, sie zu ergänzen und von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Ich erinnere an den Schluß der „Frau Professorin": das Lorle verläßt ihren noch immer geliebten Gatten, weil sie bei ihrer Natur die Unmöglichkeit fühlt, ohne innere Schädigung bei ihm auszuhalten. Daß sie ihn einmal betrunken sieht, ist nicht gerade das entscheidende Moment, aber es stößt dem Faß den Boden ein. In dem engen Rahmen der mit wunderbarem Liebreiz ausgeführten Novelle findet der Leser nichts zu erinnern: was nicht geht, geht nicht; wie sie nun einmal ist, kann Lorle bei Reinhard nicht bleiben; was weiter daraus folgt, dafür mag Gott sorgen.

Nun kann die Sache aber auch von einer anderen Seite betrachtet werden. Jede einzelne Handlung ist nicht blos Naturproduct des individuellen, in eine bestimmte Situation gesetzten Menschen, sie steht auch unter dem Schema der Moralität; sie erregt die Frage: „Können wir wollen, daß die Maxime dieses Handelns allgemeine Maxime werde?" Und dadurch wird einigermaßen das Urtheil geändert.

Wenn eine Frau ihren Mann verläßt, weil sie fühlt, daß das Zusammenbleiben ihre individuelle Natur schädigen werde, so gibt sie damit der Welt zugleich ein Beispiel; sie handelt, so viel an ihr liegt, so, daß diese Maxime allgemein werden könnte; wenn sie aber das würde, so ginge Alles in der Welt durcheinander. Die Sache wird noch dadurch erschwert, daß im vorliegenden Falle die Ehe unauflöslich ist.

Ich glaube, daß diese Reflexion mit ein Motiv gewesen ist, welches Auerbach zur Fortsetzung seiner Novelle bestimmte. Wenn ich ihn recht verstehe, wollte er zweierlei zeigen: einmal das wirklich Bedenkliche in dem Verfahren Lorle's, sodann dessen relative Berechtigung in Anbetracht der in's Spiel kommenden Naturen. Lorle's Rücktritt hebt alle Schranken auf, welche die ohnehin schon ziemlich starke Unbändigkeit ihres Gatten einengen; er macht ihn zerfahrener, als er vorher war. Er hat aber auch Folgen nicht blos für sie, sondern für ihre Familie. Sie führt, wenn auch allgemein geschätzt, doch im Ganzen ein freudloses Dasein, und der Schreck über ihre Rückkehr veranlaßt die Geburt eines blödsinnigen Knaben, der nachher wieder zum Werkzeug des Schicksals wird. Offenbar ist die Sache symbolisch zu verstehen. Die Wirkung dieses Schrittes dehnt sich auch sofort in's Allgemeine aus. Der Fall ist noch nach dreißig Jahren in der Erinnerung der Dorfbewohner, und stimmt sie etwas wilder und gewaltthätiger.

Lorle's Verfahren war nicht correct, und diese Incorrectheit rächt sich; auf der anderen Seite sucht aber der Dichter nach einem wichtigen Entschuldigungsgrunde.

Lorle's Pflicht, bei ihrem Manne zu bleiben, setzt voraus, daß sie durch treue hingebende Liebe im Stande sein würde, auf seinen Charakter vortheilhaft einzuwirken. Eine solche Einwirkung für unmöglich zu halten, bleibt immer vermessen, und formell ist Lorle im Unrecht. Nachträglich aber will Auerbach zeigen, daß sie in der Sache Recht behält. Reinhard war wirklich unverbesserlich: nach dreißig Jahren, also vermuthlich ein angehender Sechziger, kehrt er aus Italien in das Dorf zurück — sie ist eben gestorben — trauert an ihrem Grabe — diese Scenen gehören zum Schönsten, was Auerbach überhaupt geschrieben hat — und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder mit einem hübschen Dorfmädchen, der Pflegetochter Lorle's, zu verloben, also den vorigen thörichten Streich in reifem Alter freventlich zu erneuen. Mit unbewußter, aber blutiger Ironie ruft der Vater der neuen Braut: „Ach, wenn das doch 's Lorle noch erlebt hätte!"

Ich weiß nicht, ob ich die Absicht des Dichters richtig gefunden habe; es scheint mir aber die einzige Erklärung für die Wiederholung desselben Motivs, durch welches

denn doch auf das liebliche Bild der alten Novelle immer ein Flecken fällt. Nach diesem herben Grundzug der Geschichte ist das Uebrige gestimmt: auch unser alter Freund, der Collaborator, von dem wir noch soeben Tausend der vortrefflichsten Sittensprüche gelesen haben, wird in die Verwilderung hineingezogen und verführt, Etwas zu begehen, was jedenfalls eine arge Indelicatesse war; Etwas, was wir ihm gar nicht zugetraut hätten.

Ich halte diese, für das Verständniß von Auerbach, sehr wichtige Figur einen Augenblick fest, um mitzutheilen, was ich bei Gelegenheit der „Tausend Gedanken des Collaborators" aufzeichnete: es ist der einzige Punkt, in welchem ich die Charakteristik Auerbach's im vierten Band meiner „Bilder aus dem geistigen Leben der Gegenwart" ergänzen kann.

Auerbach's, wie seines Collaborators, dichterische Persönlichkeit ist so recht geeignet, sich in Maximen zuzuspitzen. Er hat ein sehr lebhaftes Auge für überraschende, fremde, wunderliche Züge, der Natur wie des Gemüthslebens; er hat aber zugleich das tiefe Bedürfniß, in diesen scheinbaren Anomalien das Gesetz herauszufinden, welches das Weltganze trägt. So hebt sich ihm aus der Ueberraschung des einzelnen Falles zugleich das seelische oder physische Gesetz ab, in welchem es seine Erklärung findet; er will nichts Ungerechtfertigtes in der Welt der Erscheinung dulden. Gewöhnlich aber geht ihm das Gesetz, das ihm vorschwebt, nicht in seiner abstracten Form auf, sondern wiederum als ein neuer überraschender einzelner Fall. So wird also der einzelne Fall nicht zur Regel analysirt, sondern durch den Wiederschein eines anderen einzelnen, aber sprechenderen Falles beglaubigt. Es ist, wie man sieht, der Witz in seiner höheren Form; in der Art, wie Lessing das Epigramm erläutert: „Fortbewegung von der Erwartung zum Aufschluß."

Wie ein sinniges Gemüth sich in das Gemeinleben der Natur verliert, mit ihr Eins wird, in ihren Bildern und Spielen seinen eigenen Pulsschlag wiederfindet, das kommt in den „Tausend Gedanken" oft hochpoetisch zur Anschauung. Dabei hat das Büchlein noch einen andern Reiz: es bringt uns die Persönlichkeit des Verfassers näher; die Sprüche haben sich zwar scheinbar von allem Persönlichen abgelöst, aber es ist durchaus nicht schwer, die Fäden wieder anzuknüpfen. Sie sind Resultate ernster Erlebnisse, zuweilen zittert das Gemüth noch nach. Es geht durch sie ein leiser schmerzlicher Zug: ehrliche Arbeit an sich selbst mit fortgesetzter Selbstprüfung, die doch nicht überall zu einem reinen Facit kommt, lebhaftes Ringen nach einem Ideal, das sich oft als Selbsttäuschung erweist; überall begegnen wir einer bewegten Seele, die unsere warme Theilnahme hervorruft. —

Der Collaborator empfängt den Freund, den er seit dreißig Jahren nicht gesehen, mit der überraschenden Frage: wie er sich zum deutschen Reich stelle? In der Regel freilich haben die Deutschen im Ausland schneller das Große heraus gefunden, das bei uns vorging, als die Zurückgebliebenen.

Eine ähnliche Wandlung nimmt der Sohn des Tolpatsch wahr, der aus Amerika zurückkehrt, um eine deutsche Braut zu suchen. Der Auswanderungstrieb der Deutschen, auch im Schwarzwald, war der hauptsächliche historische Hintergrund in den früheren Dorfgeschichten. Diese Verhältnisse werden nun im Licht der neuen Zeit wiederum geprüft, Gewinn und Verlust abgewogen, eine innige Befreundung der beiden Nationen wird in Aussicht gestellt.

In der dritten Erzählung endlich, „Das Nest an der Bahn", wird die Geschichte der „Sträflinge" weiter fortgesetzt. Auerbach hatte früher die Inhumanität der deutschen Sitte und der deutschen Gesetzgebung bekämpft, die den Makel der einmaligen Verschuldung unvertilgbar auf dem Leben des Menschen haften ließ; er hatte zu zeigen versucht, wie auch der Verbrecher, wenn ihm Wohlwollen entgegen kommt, sich zum Bessern wendet. Wahrscheinlich im Gefühle, daß das noch nicht gründlich genug geschehen war, bringt er den entlassenen Sträfling, dessen Herz sich wirklich ganz zum Guten gewendet hat, in verschiedene Collisionen; er zeigt, wie der übele Ruf, scheinbar beseitigt, doch immer wieder von Neuem sein Recht behauptet,

wie aber wahre Tüchtigkeit die Folgen desselben überwindet. In dieser Möglichkeit der Sühne findet er den höchsten Gewinn der modernen Culturbewegung, und es ist wiederum zum Theil symbolisch zu verstehen, wenn der Gebesserte eine Stelle als Bahnwärter einnimmt und sich aus seiner Beschäftigung den Grundsatz entnimmt: „so weit der Dampf der Locomotive steigt, gedeiht keine Raupe und kein Aberglaube."

Diese rüstige Arbeit an dem Fortschritt der Humanität, dieser Gedanke an die Möglichkeit einer Weltverbesserung gehört zu Auerbach's hervorragendsten Verdiensten, auch wenn man ihn blos als Dichter betrachtet; er ist um so höher anzuschlagen in einer Zeit, die sich scheinbar so sehr dem Pessimismus zuneigt. Wenn früher Proudhon ausrief: „Wenn Jemand die Hölle verdient hat, so ist es Gott!" — so konnte man das als schlechten Witz hingehen lassen; neuerdings aber wird der Satz in philosophischen Lehrbüchern Paragraph für Paragraph nachgewiesen. In dem Kampf gegen dies Unwesen muß man sich nur hüten, zu weit zu gehen. Auch der Optimismus hat seine Grenzen. Metaphysisch den Ursprung des Bösen herzuleiten, ist schwierig; im Reich der Erscheinung besteht es allerdings. Daß Auerbach einen sehr tiefen Blick in die Nachtseite der menschlichen Natur gethan, hat er im „Lehnhold" und im „Diethelm von Buchenberg" gezeigt, mir scheint aber, daß sich ihm neuerdings die Welt in einem zu verschönerten Licht darstellt. Viele „Raupen und Aberglauben" mag die Eisenbahn hinweg nehmen, alle jedenfalls nicht. Die sittliche Welt, die sich dem Bahnwärter gegenüber stellt, kommt mir im Ganzen etwas zu gebildet und nachsichtig vor; die Dickköpfigkeit in den bäurischen Vorurtheilen ist wol kaum so rasch zu beseitigen.

Und ich weiß nicht einmal, ob ich es wünschen soll. Auerbach's frühere Gestalten haben ja gerade wegen ihrer Dickköpfigkeit Interesse erregt: „Dickköpfigkeit" ist nur ein anderer Ausdruck für einen soliden unangefressenen Knochenbau. In der Beziehung stehe ich noch heute auf Seiten des alten Justus Möser.

Namentlich in einem Punkt möchte ich vor zu weit getriebenem Optimismus warnen: in der Auffassung vom deutschen Reich. Auerbach hat von früher Jugend auf die Idee empfohlen, mit Freuden sieht er sie jetzt verwirklicht. Es liegt nahe und ist sehr zu entschuldigen, daß man in der Freude seines Herzens meint, die geistige Arbeit habe die Hauptsache gethan, die preußische Armee, Bismarck und Königgrätz seien nur ein Accidenz; daß man jedem deutschen Bruder um den Hals fällt, weil doch im Grund Alle dasselbe wollten. Bei alledem bleibt es ein Irrthum, der bedenkliche Folgen haben kann.

Ob die deutsche Jugend von 1848 sich das zu erwartende Reich in der Form vorgestellt hat, wie es jetzt ist, will ich dahin gestellt sein lassen; gesagt hat sie es nicht. Jedenfalls hat sie sich den Weg dazu anders vorgestellt. Durch „Blut und Eisen" ist das deutsche Reich gegründet. Es steht sicher in einer festen Hand, es würde ohne die feste Hand nicht sicher stehn. Heimliche und offene Gegner des Reichs sind nicht nur zahlreich, sondern auch mächtig genug vorhanden; die Anhänger des Reichs sollten nicht zu sanguinisch sein. Jede Freude steckt an; wie man früher oppositionelle Schützenfeste arrangirte, kann man sie jetzt auch im reichsfreundlichen Sinn haben; viel ist damit nicht bewiesen. Die Freude ist eine sehr angenehme, aber keine productive Stimmung. Die Lage ist heute noch ernst genug, im Innern wie nach Außen, und ich möchte Auerbach, der ja auch die Bibelsprüche liebt, wie allen wohlgesinnten Reichsfreunden den bekannten Spruch empfehlen: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet!"

Julian Schmidt.

Jähns' Gedenkschrift über die Schlacht von Königgrätz.

Die Schlacht von Königgrätz. Zum zehnjährigen Gedenktage des Sieges auf Grund der gesammten einschläglichen Literatur dargestellt von Max Jähns, Hauptmann im Nebenetat des großen Generalstabs, Lehrer an der Königl. Kriegs-Akademie. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1876.

Der Verfasser citirt in der Vorrede des alten Tempelhof wahres Wort: „In der Geschichte ist Nichts schwerer als die Beschreibung einer Schlacht"; aber das vorliegende Werk zeigt zugleich, daß die Schwierigkeit überwunden werden kann. Tempelhof hatte die Schlachten des siebenjährigen Krieges im Auge; die der Gegenwart, welche in zahllose Einzelgefechte zerfallen, in denen die Infanterie fast nur in aufgelöster Ordnung kämpft, die sich aus einer Reihe von in Dörfern, Wäldern ꝛc. erfochtener Einzelerfolge zusammensetzen, sind noch sehr viel schwerer faßlich darzustellen. Vor Allem gilt das für die Schlacht bei Königgrätz — aber dieser schön geschriebenen Festschrift merkt man die überwundene Schwierigkeit und die mühsame Arbeit, die vorangegangen, nicht an; sie gibt ein lebendiges, anschauliches Bild des gesammten Verlaufs, in dem sich die Kämpfe im Swiepwalde, bei Problus und der Anmarsch der ersten Gardedivision reliefartig abheben. Ich kann in den Tadel einer sonst sehr anerkennenden Kritik (Militär-Wochenblatt Nr. 70. 71) nicht einstimmen, daß die Leistungen einzelner Truppentheile, namentlich des zweiten Armeecorps und der vierten Division, zu wenig hervorgehoben seien; nach meiner Ueberzeugung hat Verfasser allen Corps und Divisionen ihren Antheil an der Entscheidung mit gerechtem Maß zugewogen. Daß der Heldenkampf der siebenten Division oder die Erstürmung von Chlum mit lebendigeren Farben geschildert sind, als Momente, in denen es sich nur um ein passives, wenn auch opferreiches Ausharren handelte, versteht sich von selbst. Nach einem trefflichen Wort aus hohem Munde: „ist es brutal, den Werth einer Action nach dem Verluste der Truppen zu bestimmen."

Alle Schriften des Verfassers zeigen sein warmes patriotisches Gefühl, die ideale Richtung seines Geistes und seine gestaltende Phantasie, die dem Geschichtsschreiber bei der sorgsamsten Forschung und Prüfung nicht fehlen darf, wenn er ein lebendiges Bild des Geschehenen entwerfen will. Sehr dankenswerth ist das Verzeichniß der Quellen, das die ganze weitschichtige Literatur der großen Schlacht umfaßt. Der beigegebene Schlachtenplan ist so correct als sauber, was um so mehr hervorgehoben werden muß, weil in den letzten Jahren die meisten deutschen Werke darin weit hinter den englischen, amerikanischen, französischen und anderen zurückstehen.

Die Einleitung schildert die politische und strategische Lage beider Gegner, die Stärke ihrer Heere, die Concentrirungsmärsche, den Einmarsch in Böhmen und die ersten Siege. Die ganz haltlose Kritik von Cullier und Lecomte, dem Schüler und Biographen des verdienten Jomini, wird gebührend abgefertigt. Lecomte, ein Schweizer Officier und emsiger Bücherschreiber, hat durch seine unverständige Beurtheilung unseres Clausewitz jede Bedeutung verloren. Und gerade dieser Feldzug, Krismanic's Kriegsplan, die Wirksamkeit des von Jähns treffend beurtheilten, rein negativen Henikstein und vieles Andere erscheint wie ein erläuterndes Beispiel zu einzelnen Capiteln in Clausewitz' Werk: „Vom Kriege".

Nach den Worten des Leiters unserer Heere in drei siegreichen Kriegen gilt es „getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen", und die schwere Aufgabe, die drei auf verschiedenen Straßen über die Gebirge in Böhmen einmarschirenden Heere zur Entscheidungsschlacht zu vereinigen, wurde am 3. Juli glänzend gelöst. Lullier und Lecomte tadeln die Offensive der drei Armeen mit verschiedenen Operationslinien, und der letztere meint: „La Prusse marcha du 23 au 30 juin sans nécessité sur l'extrême bord d'un abîme sans fond". — Von wohl maßgebender Stelle ist ihnen damals entgegnet worden: „Die Vereinigung der preußischen Heere im rechten Augenblick ist vom preußischen Generalstabe niemals als eine besonders geistreiche Idee oder

tiefgelehrte Combination in Anspruch genommen worden. Es war die verständig angeordnete, energisch durchgeführte Abhilfe einer ungünstigen, aber nothwendig gebotenen ursprünglichen Situation." Es handelte sich keineswegs um ein unüberlegtes Wagestück — wie kann man denn von Sachsen und Schlesien aus mit einer großen Armee anders in Böhmen einmarschiren, als in getrennten Colonnen; wollte man in einer Colonne marschiren, so setzte man die am frühesten ankommenden Corps erst recht der Gefahr aus, isolirt geschlagen zu werden, und eine Concentration zur Schlacht wäre geradezu unmöglich. „Wer im Kriege völlig sicher gehen will, der wird schwerlich überhaupt das Ziel erreichen." Im Willen, dem Kern des menschlichen Wesens, liegt auch auf dem Gebiete der Strategie alles Wesentliche.

Die böswillige und oberflächliche Kritik des Angriffs der ersten Armee auf die Stellung Sadowa-Chlum, in der „Edinburgh Review" (April 1867), weist der Verfasser mit Recht zurück und zeigt hier wie überall seine ausgebreitete Kenntniß auch der polemischen Literatur über den Krieg von 1866 und sein vorurtheilsloses, scharfes und doch maßhaltendes Urtheil.

Am Schluß des ersten Hauptabschnitts gibt er in wenigen Worten einen Ueberblick der Situation kurz vor dem Eintreffen der zweiten Armee: „Die Austro-Sachsen waren überall aus dem Vorterrain an der Bistritz in die ursprünglich beabsichtigte Stellung auf den Thalrandshöhen zurückgegangen. Auf dem rechten Flügel, der Division Fransecky gegenüber, folgte diesem Zurückgehen sofort ein hartes, von mächtigen Offensivstößen unterbrochenes Gefecht um den Wald von Maslowed, ein Ringen, das die tapfere Division allerdings in die äußerste Bedrängniß gebracht, aber zugleich die Approchen zur Kernstellung des Feindes geöffnet hatte, — auf dem linken Flügel bei den Sachsen war die Höhenposition noch intact, unter dem Schutz einer Avantgardenstellung zog sich die Elbarmee zum entscheidenden Stoße über die Bistritz. Im Centrum waltete ein ähnliches Verhältniß ob, doch lag hier für den Augenblick, da erst 40 Kanonen über die Brücke gebracht, gegenüber der gewaltigen, mit 250 gezogenen Geschützen gekrönten Höhenreihe, ein weiteres Vorgehen der Preußen kaum in der Möglichkeit. Aber es lag auch nicht in der Absicht, denn es schien der Zeitpunkt gekommen, für welchen man auf das Eingreifen, wenigstens eines Theiles, der zweiten Armee rechnen zu können glaubte."

In gleich belebter Weise werden das Eintreffen der ersten Garde-Division, die Kämpfe um Chlum, Rosberitz und Problus, die Cavallerie-Gefechte und der Rückzug der österreichischen Armee dargestellt. Ueberall ist die Erzählung durch eine so maßvolle als einsichtige Kritik durchsetzt, die auch dem Feinde gerecht wird, und zum Beispiel die treffliche Haltung der österreichischen Artillerie auf dem Rückzuge hervorhebt, die allein die Armee vor der Vernichtung bewahrte. Auf den lehrreichen Aufsatz über „Panique und Pflichttreue" in der österreichischen Militär-Zeitschrift, den der Verfasser benutzte, mag hier noch hingewiesen werden. Sehr treffend sind die Bemerkungen über den dramatischen Verlauf gerade der Schlacht bei Königgrätz, der auch darin die Schlacht bei Waterloo zur Seite steht. „Auf der Höhe von Chlum vollzieht sich die furchtbar großartige Peripetie — welcher nach der Eroberung von Problus, dem Eintreffen und Eingreifen der gesammten zweiten Armee, dem Vorrücken der ersten Armee, die Katastrophe folgte."

Am Schlusse citirt der Verfasser ein auch im Kriege gegen Frankreich bewährtes Wort aus den „Taktischen Rückblicken auf 1866" (Hauptmann von May, blieb 1870 bei Gravelotte), das für die Fechtart der Gegenwart, namentlich für die der Infanterie, charakteristisch ist. Es deutet zugleich auf den wahren Grund der Ueberlegenheit des preußischen und deutschen Heeres in den Kämpfen gegen Oesterreich und Frankreich hin:

„Diejenige Armee wird den Sieg an ihre Fahnen fesseln, welche es ohne Gefahr wagen kann, für einen Augenblick die Formen zu lösen, die Geister zu entfesseln, weil sie sicher ist, daß alle die entfesselten Gewalten doch nur mit ihrer ganzen Kraft nach einer Richtung wirken werden, und jeden Moment wieder in das alte Bett

des Gehorsams zurückgebracht werden können. Nicht mehr die Gunst des Zufalls entscheidet durch die großen Massen den Krieg, sondern der größere individuelle Werth der Armee — und somit der Nationen." F. v. M.

Weihnachtliche Rundschau.

Trotz der trüben Zeiten hat der Büchermarkt nicht unterlassen, uns mit reichen Weihnachtsgaben aufzuwarten; nicht so reich freilich wie in den letzten Jahren, da der Saus und der Braus sich auch in der Liebhaberei an kostbaren Büchern zu zeigen liebte; aber doch recht stattlich und — möchte ich sagen — um so gediegener, je weniger auf ein leicht kauflustig gestimmtes Publicum zu rechnen ist. Freilich kann heuer auch nur das Werthvolle und Gehaltreiche seinen Weg zu machen hoffen.

Bei diesem Stande der Dinge ist die Aufgabe des Rundschauers eine sehr erfreuliche. Ich beginne mit der überraschenden Menge von gleichzeitig betriebenen Unternehmungen, welche von der Firma Friedrich Bruckmann (Berlin und München) ausgehen. Unter diesen konnte bereits im Vorjahre die erste Lieferung des Werkes angezeigt werden: Die Schweiz von Gsell-Fels, mit Bildern und Zeichnungen verschiedener, großentheils namhafter Künstler. Freilich muß ich sagen: „Noch hab' ich das Ende nicht gesehen," das zum Herbst dieses Jahres in Aussicht gestellt war, während in Wirklichkeit von den angekündigten 24 Lieferungen erst 12 vorliegen; aber ich könnte nicht behaupten, daß mich deswegen „ahnungsvolle Träume schrecken". Bei so reich und gediegen ausgestatteten Werken bieten sich leicht unerwartete Störungen und Hemmungen, und wenn selbst die Lage des Büchermarktes dabei mit von Einfluß gewesen sein sollte, so wird das doch dem Werke keinen Abbruch thun. Dasselbe zeichnet sich vor den ähnlichen, die zum Theil bereits früher angezeigt, zum Theil demnächst zu besprechen sind, durch die größere Vornehmheit der Erscheinung vortheilhaft aus. Auch ist trotz der zahlreichen mitwirkenden künstlerischen Kräfte der Charakter der Illustration ein recht einheitlicher. Der Text hat das Verdienst tüchtiger Sachlichkeit, natürlicher Wärme und guter Darstellung.

Bedauerliches Unglück hat die Verlagshandlung mit einem andern Werke gehabt: Faust von Goethe, erster Theil, mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. Der energische und künstlerisch ebenso feinsinnige wie vielseitige Director der Nürnberger Kunstgewerbeschule hat bekanntlich in der Fülle seiner Kraft das Zeitliche gesegnet und, wie wir nun erfahren, auch seine Faust-Illustration unvollendet zurückgelassen; statt 16 großer Photographien sind nur 14 ausgegeben, von diesen zwei nach noch unfertigen Zeichnungen des Meisters. So bleibt leider das Ganze ein großer Torso: vom Texte nur eine beschränkte Auswahl, der Cyclus der Illustrationen nicht abgeschlossen. Des Vorhandenen aber wird man sich gern erfreuen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß namentlich die dem Texte eingedruckten Holzschnitte an Werth der Erfindung und der Ausführung sehr ungleich sind. Den großen Erwartungen gegenüber, die der Anfang erregte — der Prolog auf dem Theater, die großen Initialen J und F und namhaftes Andere waren von seltenem Reichthum und glücklichster Combination —, wird einem schrittweise immer klarer, daß man zum Faust wol Bilder machen, den Faust aber nicht illustriren kann, wenn man unter „Illustriren" eine Mitwirkung der bildenden Kunst zur Steigerung der Wirkung des poetischen Kunstwerthes versteht. Jeder umfangreichere und durchgeführte Illustrirungsversuch hat immer nur dazu gedient, den unglücklichen Centocharakter der Dichtung, den Vischer erbarmungslos, aber für jeden besonnen Urtheilenden unwiderstehlich dargelegt, deutlicher, und das dem Verstande längst

Klare auch dem leicht captivirten Gefühl faßbar zu machen. Dadurch hat der ewige Gehalt des großen Werkes um so weniger gewonnen, als ihm die Illustration absolut nicht beikommen kann und ihn nur schädigt, indem sie die Schale des Kernes, die Fassung des Edelsteines vergleichungsweise werthloser erscheinen läßt, als sie sich ohne dies der nicht kritisch gewitzten und geläuterten Anschauung darstellt. Daß die Aufgabe immer und immer wieder reizt, ist leicht begreiflich. Wer sich aber der Schwierigkeiten bewußt ist, wird sich des Mißlingens nicht verwundern und es gelinde beurtheilen. Man würde auch darüber nicht so viele Worte zu machen haben, wenn Künstler und Publicum einsehen wollten, daß vortreffliche Einzelheiten nicht den Werth eines Kunstwerkes ausmachen, und daß ein von irgend einem berechtigten Gesichtspunkte als Ganzes unbefriedigendes Kunstwerk deswegen im Einzelnen gar nicht das Talent und die Fähigkeiten des Urhebers zu verleugnen brauche. „Nicht Alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen," und eine Beschränkung, welche die Kunst sich gefallen lassen muß, wird gewiß für die Künstler nicht beschämend sein.

Begrüßen wir mit Freude zwei andere Gaben des Bruckmann'schen Verlages: Vorhang für die tragische Oper im k. k. Opernhause in Wien, entworfen von Prof. Karl Rahl, ausgeführt von E. Bitterlich und C. Griepenkerl; und Vorhang für die komische Oper im k. k. Opernhause in Wien, erfunden und ausgeführt von Prof. Ferd. Laufberger (beide zusammen die IV. Abtheilung der von der Bruckmann'schen Firma herausgegebenen Wandgemälde im k. k. Opernhause). Kein Theater der Welt kann bezüglich des Reichthums und der Schönheit seines Bühnenverschlusses mit dem Wiener Opernhause in die Schranken treten. Nicht nur, daß es zwei verschiedene Hauptvorhänge hat, einen für die große Oper, einen für die leichte Spieloper und das Ballet, ein Reichthum, der keineswegs Luxus ist, sondern dessen Werth für den künstlerischen Eindruck sofort einleuchtet, — auch an sich ist jeder Vorhang ein Kunstwerk ersten Ranges, sowol im Gedanken wie in der Ausführung. Rahl's sprudelnd reicher und stylvoll schöner Entwurf stellt die Orpheus-Sage dar; Laufberger hat die verschiedenen Arten der Musik, wie sie im Leben auftritt, und den Tanz zum Gegenstande der einzelnen Bilder seines Vorhanges gewählt. Wir sehen hier bei Rahl in zwölf, bei Laufberger in neun nach den Cartons aufgenommenen Photographien erst das Gesammtbild jedes Vorhanges, sodann seine einzelnen Theile in angemessener Größe und musterhafter Ausführung vor uns. Ueber die Composition ist schon viel und wol genug geschrieben: ihre Großartigkeit und Schönheit ist allgemein anerkannt. Ich möchte mir daher nur sozusagen einen Nebengedanken gestatten. Daß Rahl ein gottbegnadeter Colorist war, ist weltbekannt; daß auch Laufberger des Meisters Schule nicht verleugnet, und namentlich sein Vorhang von glänzender und erfreulicher Farbenwirkung ist, wird Jeder gern bezeugen, der den Künstler kennt und den Vorhang gesehen hat. Beide haben es aber nirgend — und so auch in diesen Vorhängen nicht — für erlaubt gehalten, sich die Mühe zu erlassen, werthvolle Gedanken (malerischer Natur) zu haben und diese in edler Form, der Composition sowol wie der Zeichnung, im Einzelnen darzustellen. Daß sich diese Dinge vereinigen lassen, wäre also durch sie erwiesen, auch wenn es nicht das einhellige Beispiel aller großen, im Einzelnen vielleicht überbotenen (nicht übertroffenen), im Ganzen noch lange nicht erreichten Coloristen der älteren Kunstperioden längst über jeden Zweifel gestellt hätte. Sollte man davon nicht Recht und Pflicht ableiten, in der Beurtheilung einseitiger Farbenvirtuosenstückchen, wie sie uns die Tagekunst hier und da liefert, etwas strenger und zurückhaltender mit seinem enthusiastischen Beifall zu sein? Ein Farbenmittelpunkt kann kein architektonisches Gefüge ersetzen, weder in einem umfangreichen Bilde, noch im Rahmenwerk einer umfassenden, vieltheiligen Composition; und ein bloßer Farbenzusammenklang ist ein Sinnenreiz, der sich abstumpft und schnell werth- und machtlos wird, ohne auf den Geist irgend eine nachhaltige fördernde Wirkung zu üben. Man wird es in der Tonkunst ohne bleibenden Erfolg versucht haben, das sinnliche

Tonmaterial in unerhörten Combinationen ohne Gliederung und Zusammenhang zu momentan berauschenden und betäubenden Klängen zusammenzubauen; es wird in der Malerei derselbe Fall sein. Beide Verirrungen sind identisch und gleichen Geschickes sicher. — Es ist von den Vorhangspublicationen noch zu bemerken, daß sie in eleganter Mappe (die freilich, dem Inhalte angemessen, edler im Styl sein könnte) dargeboten werden.

Endlich legt uns die Bruckmann'sche Verlagshandlung den Anfang eines seltenen Prachtwerkes vor: Friedrich Preller's Odysseelandschaften, Ausgabe in Aquarellfarbendruck, nach den im großherzoglichen Museum in Weimar befindlichen Originalgemälden. Preller's Werk, dessen Cartons eine Hauptzierde des Leipziger Museums bilden und schon vielfach in Photographien und Holzschnitten publicirt sind, steht unbestritten als eine der genialsten Kunstschöpfungen unseres Jahrhunderts da und hat in seiner Art selbst an den großartigen Rottmann'schen Arcadenfresken — schon wegen der diesen mangelnden bedeutsamen figürlichen Staffage — kaum ebenbürtige Rivalen. Nachdem vor zwei Jahren die nämliche Verlagshandlung die letzteren in chromolithographischer Nachbildung herauszugeben begonnen hat, läßt sie jetzt das Hauptwerk der Gattung in gleich trefflicher Ausstattung, hervorgegangen aus der Steinbock'schen Anstalt in Berlin, die durch ihre Hildebrandt'schen Aquarellen sich schnell einen wohlverdienten ehrenvollen Ruf erobert hat, folgen. Selten hat noch bisher die Chromolithographie so umfangreiche Blätter geliefert; denn die vier großen Compositionen haben — bei der allen Blättern gemeinsamen Bildhöhe von 41 cm. — eine Breite von 65 cm., die zwölf kleineren eine Breite von 25 cm. Es liegt mir vollendet die erste Lieferung vor, umfassend ein großes Blatt: Die Abfahrt vom Lande der Kyklopen, und zwei kleine: Der Auszug aus der Hütte des Kyklopen Polyphemos und Odysseus auf der Insel der Kirke. Hiernach läßt sich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß diese Publication dem besten, was in dieser Art existirt, mindestens gleich steht, und daß der Subscriptionspreis von 60 Mark für eine solche Lieferung ein staunenswerth geringer ist. In dieser guten Meinung von dem Unternehmen werde ich durch die mir gleichfalls vorliegenden, noch nicht ganz vollendeten Probedrucke der zweiten Lieferung bestärkt. Dieselbe enthält ebenfalls ein großes und zwei kleine Bilder und zwar: Odysseus empfängt von Hermes das Moly (μῶλυ), und Der Zauber der Kirke und Odysseus in der Unterwelt. Es ist das ein Werk, in dem wir es nicht mit einer gewöhnlichen Speculation, sondern eher mit einer noblen buchhändlerischen Passion zu thun haben, für die sich der Theil der deutschen Nation, der so reiche und gediegene geistige Nahrung zu würdigen versteht, dankbar erweisen sollte — vornehmlich im eigenen Interesse.

Genau dasselbe ist zu sagen von einer der neuesten Publicationen der photographischen Gesellschaft in Berlin. Dieselbe hat die günstige Gelegenheit während der Vorbereitungen zur Einrichtung der Berliner Nationalgalerie benutzt, um in dem ihr eigenthümlichen riesigen Formate und in der bei ihr gewöhnlichen technischen Vollendung die ersten wirklich genügenden Reproductionen der Cornelius'schen Compositionen für den Berliner campo santo in Photographien herzustellen. Die großen Hauptbilder haben eine (Bild- nicht Carton-) Größe von 86 : 71 cm., die übrigen Bilder (Zwischenpfeiler, Predellen und Lünetten) sind genau in den ihnen nach Verhältniß zukommenden Abmessungen gehalten, so daß Liebhaber die ganze von Cornelius vollendete Nordwand des campo santo oder auch einzelne Theile desselben genau nach dem Plane des Meisters zusammenstellen können. Weiter ist eigentlich Nichts hinzuzufügen. Cornelius' Werk ist bekannt, und die Leistungen der photographischen Gesellschaft sind es auch. Genug der Empfehlung für Denjenigen, für den diese Werke sind und, für welchen Gebildeten sollten sie nicht sein?

Wir haben nun ferner eine Anzahl Fortsetzungen älterer und bereits begonnener Werke zu verzeichnen. Die „Denkmäler der Kunst, eine Uebersicht ihrer Ent-

wickelung von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart", einst begründet von Guhl, Voit und Caspar, in dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und Prof. Dr. C. v. Lützow (Stuttgart, Ebner & Seubert), sind bis zur zwanzigsten Lieferung, dem Inhalte nach bis zur Hochblüthe der italienischen Kunst im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts in ebenmäßiger Weise fortgeschritten. — Von dem Schweizerland, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, in Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern zahlreicher namhafter Künstler (Stuttgart, J. Engelhorn), war bei der vorjährigen Umschau erst eine Probelieferung erschienen. Jetzt liegt das Werk — auf 24 Lieferungen berechnet —, bis zur neunten vor und schließt sich in allem würdig seinem Vorgänger, dem in demselben Verlage erschienenen Werke „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna" an. Interessant ist ein Vergleich mit dem vorerwähnten Werke gleichen Gegenstandes. Beide bestehen in der Concurrenz vor dem Urtheil: mögen sie auch in der Concurrenz vor dem Publicum bestehen! Das Engelhorn'sche Werk ist reicher und vielseitiger illustrirt als das Bruckmann'sche; dagegen steht es in der Noblesse der Buchausstattung diesem nach. Beiläufig bemerken möchte ich, daß in dem vorliegenden Werke die letzten Zeichnungen erscheinen, welche Adolph Schrödter noch mit sterbender Hand gezeichnet hat, und die trotzdem denselben Humor und dieselbe Sicherheit der Formbeherrschung zeigen, welche seinem Namen die Ewigkeit gesichert haben. — „Die Rheinfahrt von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer," illustrirt von verschiedenen berufenen Künstlern (Stuttgart, A. Kröner), liegt in 25 Lieferungen bis auf ein ausstehendes Doppelheft fertig vor. Es ist sich in Güte des Gebotenen gleich geblieben und bildet ein treffliches Pendant zum „Schweizerland" (leider nicht auch im Format).

Bei der vorjährigen Besprechung der „Rheinfahrt" bemerkte der Berichterstatter, es sei wol die erste derartige Darstellung des deutschen Rheingebietes, in welcher auch das Elsaß sich wieder, neu vereint, den alten Schwesterlanden anschließt. Neuerdings hat das Reichsland nun auch eine besondere Bearbeitung in verwandter Form erfahren: Bilder aus Elsaß-Lothringen, Originalzeichnungen von Robert Aßmus, Schilderungen von Karl Stieler (Stuttgart, Paul Neff). Es sind die ersten vier Lieferungen des auf 15 Lieferungen berechneten Werkes erschienen. Als Leistung eines einzelnen Künstlers sind die Illustrationen in ihrer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit höchst achtbar. Skizzenhaft, wie sie meist sind, geben sie doch den malerischen Eindruck charakteristisch wieder, die „Haltung" freilich oft zu sehr durch Anwendung undurchsichtiger Schwärzen erzielend, welche trotz aller Kraft zu vermeiden Ziel und Aufgabe des wahrhaft „coloristischen" Holzzeichners und Holzschneiders ist. An dem letztern wird es hier nicht liegen, da die Ausführung in den Cloß'schen und Brend'amour'schen Ateliers in guten Händen ruht. Ich bemerke noch, daß das Format ein bescheidenes Quart ist, das ansprechende Werk sich also auch knappern Mitteln empfiehlt.

Ganz neu ist ferner das Werk: Germania, zwei Jahrtausende deutschen Lebens, culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Mit Bildern (in der bis jetzt einzig vorliegenden ersten Lieferung) von Fritz August Kaulbach, Ferdinand Keller-Lenzinger, Wilhelm Lindenschmidt, Ferdinand Knab, H. Baisch und K. Weigand (Stuttgart, W. Spemann). Die Verlagshandlung ist ihrer echt künstlerischen Ausstattung wegen ehrenvoll bekannt, und ihrem Ruf entspricht auch das äußere Auftreten dieses Unternehmens, dessen ca. 28 Lieferungen zu dem wirklich auffallend niedrigen Preise von je 1,50 M. angeboten werden. Die Illustration läßt kaum etwas zu wünschen, es sei denn, daß namentlich für gewisse später doch gewiß auch im Bilde vorzuführende Dinge, bei denen es mehr auf genaue Formbehandlung als auf „malerische" Erscheinung ankommt, und zu denen ich z. B. schon Costümstudien rechne, auch Künstler einer andern Richtung und Auffassungsweise als der zufällig im ersten Hefte ausschließlich vertretenen herangezogen werden, woran indessen keinesfalls zu zweifeln gestattet ist. Alsdann verdient das

Werk uneingeschränkte Empfehlung und Einbürgerung in jedes gebildete deutsche Haus.

Gleichfalls in seinen Anfängen bereits vor Jahresfrist notirt, tritt uns jetzt in vier Lieferungen: Durch's deutsche Land, malerische Stätten von Deutschland und Oesterreich, in Originalradirungen von B. Mannfeld, nebst begleitendem Text redigirt von Aemil Fendler (Berlin, Alexander Dunker), entgegen. Es ist eine Arbeit, deren Verdienst ich mit ganz besonderer Freude anerkenne; denn wir haben trotz aller Anregungen und trotz der Anziehung der Arbeit selber in Deutschland noch immer herzlich wenig Radirer, die ihre Technik wirklich beherrschen und in Erfindung wie in Nachbildung gleich geübt sind. Unter den wenigen aber steht Mannfeld nach den schönen Proben, die er uns hier von seinem Geschmack und von seiner Fertigkeit vorlegt, mit in erster Linie. Ich erfülle eine angenehme Pflicht, indem ich diese Blätter allen wackeren Kunstfreunden empfehle: sie werden zu großem und dauerndem Genuß das Bewußtsein haben, diesem schönen Kunstzweige Muth gemacht und Anregung gegeben zu haben. Beiläufig verdient auch der sehr geschickt geschriebene Text rühmende Erwähnung. In seiner schlichten Haltung versteht er, die Stimmung zu heben und zu erregen, und so steht er den Bildern wirklich ergänzend zur Seite.

Von diesem Werke führt eine nahe liegende Gedankenverbindung zu den Publicationen der Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", von denen meines Wissens an dieser Stelle noch gar nicht die Rede gewesen ist. Hervorgegangen gleich der französischen „société de gravure" aus der Einsicht kunstverständiger Männer, daß der Kupferstich und die verwandten Kunstgattungen unter den heutigen, für sie ausnehmend ungünstigen Verhältnissen im Interesse der Kunst selber der verständnißvollen Pflege eines zu dem Zwecke vereinigten größeren Kreises von Kunstfreunden bedürfe, und dem gedachten französischen Vereine mit geschickter Anbequemung an die besonderen Verhältnisse des deutschen Kunstmarktes und der deutschen Liebhaber nachgebildet, arbeitet die Gesellschaft rüstig seit dem Jahre 1871. Dieselbe gibt regelmäßig erscheinende „Albumhefte" von 5—6 Radirungen oder Stichen nach modernen Gemälden heraus. Daneben erscheint zwanglos ein „Galeriewerk", welches umfangreichere Blätter sowol nach modernen wie nach alten Meistern enthält. Ferner gibt es „außerordentliche Publicationen", Gesammtreproductionen größerer Cyklen. Das alles gehört zum Jahresabonnement, dessen Preis 30 Mark beträgt. Weiter werden aber auch noch Publicationen veranstaltet, welche den Mitgliedern zu einem Vorzugspreise überlassen werden. In dieser Weise sind z. B. schon zwei Lieferungen der Landesgemäldegalerie in Budapest (ehemaligen Esterhazy-Galerie in Wien) erschienen. Unter den Publicationen befinden sich auch Farbendrucke; sogar ein vortreffliches Porträt noch van Eyck in der neuen, d. h. erneuerten und erweiterten Technik des Farbenholzschnittes. Es ist sicher anzunehmen, daß die Thätigkeit der Gesellschaft, die es vermeidet, Lärm von sich zu machen, lange nicht so bekannt ist, wie sie es verdiente, und daß Viele, wenn sie sich die Mühe gegeben haben werden, sich einen Einblick in dieselbe zu verschaffen, nicht zögern werden, der Gesellschaft beizutreten. Dieselbe hat neben ihren anderen guten Eigenschaften auch die, sehr prompt zu liefern: schon jetzt ist fast der ganze Jahrgang 1876/77 (von October zu October laufend) den Abonnenten abgeliefert.

Hierbei sei gestattet, auch auf eine andere Gruppe von allzuwenig beachteten Kunstreproductionen hinzuweisen. Jedermann, der von Welt und Geschmack sein will, bekreuzigt sich und schlägt jämmerlich die Augen gen Himmel, wenn von Oelfarbendrucken die Rede ist. Nun ja, die ersten Versuche waren schlecht, und die Masse ist noch schlecht, weil aller Anfang schwer ist, und weil das Gute nicht übermäßig wohlfeil geliefert werden kann. Es gibt aber auch, abgesehen von Landschaften, die man oft ganz leidlich trifft, eine Anstalt, welche wahrhaft Erstaunliches im Oelfarbendruck leistet, die von L. Pranz & Comp. in Boston, meines Wissens in Berlin vertreten durch die Kunstverlagshandlung Karl Hermann Meyer. Dort legt man nicht das Hauptgewicht auf die Billigkeit (obgleich die Preise auch hier niedrig

genug sind), sondern auf die Vollendung der Arbeit, und da zeigt sich, was zu erwarten war, daß die gewöhnliche Scheußlichkeit der Oelfarbendrucke nicht durch eine unübersteigliche Schranke der Technik selber bedingt ist. Eine Technik, welche in lebensgroßen weiblichen Köpfen, wie der „römischen Schönheit" nach Cormans und dem „italienischen Mädchen" nach W. Böhm, beide 65:52 cm. groß, zum Preise von je 65 Mark, der feinsten Modellirung, der reinsten Zeichnung und der zartesten Färbung sich fähig erweist, die ist absolut leistungsfähig und die angeführten Bilder sind nicht die einzigen, die als ausgezeichnet hervorzuheben wären. Selbst dem strengen Kunstfreunde können die beiden pompejanischen Genrebilder von Cormans: „Familienscene" und „Lebewohl!" in einem Zimmer Freude machen. Eingerahmt sind diese Blätter von Gemälden schwer zu unterscheiden, zumal in dem Papier das Korn der Malerleinwand künstlich nachgemacht wird, und selbst pastoser Farbenauftrag nicht außerhalb des Kreises der Mittel liegt. Zur Decoration von Opernsälen sind zahlreiche vorzügliche Stillleben da. Thierliebhaber finden gleichfalls reiche Ausbeute. Kurz, man sehe und gebe zu seinem eigenen Vortheil ein unberechtigtes Vorurtheil auf.

In sehr abweichende Kreise führt uns Alfred Woltmann's neueste Publication: Hans Holbein's des Aelteren Silberstiftzeichnungen im königlichen Museum zu Berlin. In Originalgröße durch Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. I. Abtheilung. (Nürnberg, Sigmund Soldan.) Diese vortrefflichen Studienköpfe, einst dem Dürer, dann dem jüngern Holbein beigemessen, müssen nach dem gegenwärtigen Stande der Holbeinforschungen dem Vater zugetheilt werden, und es ist sehr weise von Woltmann, der Versuchung zur Unterscheidung zweier Hände zu widerstehen, wenngleich es ebenso methodisch richtig ist, die Möglichkeit, daß einzelne der unbenannten Köpfe vielleicht doch von Hans Holbein dem Sohne herrühren, offen zu halten. Die Nachbildung der ganzen Reihe dieser Köpfe, von denen hier einstweilen vierzehn vorliegen, füllt eine empfindliche Lücke in unserem kunstgeschichtlichen Reproductionen-Vorrath. Aber warum hat man die kleinen Blättchen in so großem Format herausgegeben? Die Zeichnungen sind nur knapp ein Viertel so hoch wie das Format. Wozu eine solche Publication so unnütz vertheuern? Und wenn es denn einmal geschehen sollte, wie konnte man die Blätter so kahl erscheinen lassen? War denn in dem ungeheuren Vorrath von ornamentalen Zeichnungen und Stichen aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts nicht irgend eine passende stylvolle Umrahmung aufzufinden, die einem das viele weiße Papier etwas verdaulicher hätte machen können? — Doch das kommt zu spät. Als Reproductionen sind die Lichtdrucke durchweg gut.

Nicht ohne Einschränkung darf ich dasselbe behaupten von einem anderen Werke, dessen künstlerischer Theil aus derselben Anstalt wie das vorige hervorgegangen ist: Das Ornament und die Kunstindustrie in ihrer geschichtlichen Entwickelung auf dem Gebiete des Kunstdruckes von J. E. Wessely, Bd. I., 1. und 2. Abtheilung (Berlin, Nicolai). Die Idee ist vortrefflich, in einer Reihe passend gewählter Ornamentstiche, die sich alle wenigstens ziemlich genau datiren lassen, Materialien zu einer Entwickelungsgeschichte des Ornamentes zusammenzutragen, welche selbst die kleineren und feineren Wandlungen von Decennium zu Decennium, ja, von Lustrum zu Lustrum zu verfolgen gestattet. Daneben hat eine solche Sammlung für das Studium und gelegentlich gewiß auch für die Nachbildung vielseitigen Nutzen, wenn sie Jedem leicht zugänglich gemacht wird. Wenn nun ein Kenner wie Wessely, schöpfend aus dem unermeßlichen Materiale des Berliner Kupferstichcabinets, einen solchen Plan durchführt, so muß das Werk tüchtig und empfehlenswerth sein, — vorausgesetzt, daß die Reproductionen ausreichend gut sind. Das sind nun die hier vorliegenden Lichtdrucke von A. Frisch in Berlin unter manchem Gesichtspunkte wol, aber nicht unter jedem. Die Linien sind nicht rein und scharf, die Gründe nicht klar. Es entschuldigt nicht, daß die Vorlagen im Papiere beschmutzt und vergilbt sind: wenn die Photolithographie daran gescheitert ist, daß sie mit den Halbtönen nicht fertig werden konnte, so dürfen Strichzeichnungen von einer ihr wesentlich

verwandten Technik nicht durch unliebsame Halbtöne entstellt werden. Es gibt ja Mittel, die Negative dicht und klar zu bekommen. Wozu ist denn die Jodverstärkung da? und die Behandlung mit Schwefelammon? Es kann aber freilich auch sein, daß beim Auftragen der Farbe zum Abdruck Schwärze an unrichtigen Stellen hängen bleibt. Das wäre dann ein Fehler des Druckes, nicht der Photographie. Was es aber auch sein mag: vermieden muß es werden.

Hiernächst sind zu verzeichnen: Blätter für Costümkunde, historische und Volkstrachten, neue Folge, erstes Heft (1.—12. Blatt), nach Aquarellen und mit einem beschreibenden Texte von Karl Emil Döpler (Berlin, Franz Lipperheide). Diese Blätter werden einzeln der großen Ausgabe der im gleichen Verlage erscheinenden „Illustrirten Frauenzeitung" beigegeben. Der Urheber ist ein bewährter Kenner des Costümwesens, und so sind die Abbildungen wie die Texte zuverlässig.

Zu guter letzt noch ein „Ritt in's alte romantische Land": Vom deutschen Rhein, mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten nebst Illustrationen zu rheinischen Dichtungen in 50 Blättern von Caspar Scheuren (Düsseldorf, Breidenbach u. Baumann). Die Oekonomie des Werkes ist die, daß zwischen einem Einleitungs- und einem Schlußblatte 23 landschaftliche Ansichten gegeben werden, deren jede durch ein anderes Blatt eingeleitet wird. Auf diesem befindet sich eine bezügliche Dichtung, umgeben von einem Arabeskenschmuck, in den geschichtliche Erinnerungen des Ortes, Ansichten einzelner Theile, auch der Umgebung u. s. w. je nach Lage der Sache verflochten wird. Die letzteren Dinge sind mehr Scheuren's Sache als die größeren farbigen Landschaften, doch haben auch diese in ihrem schüchternen, lichten Farbenauftrage einen eigenthümlichen Reiz. Die Reproduction ist überraschend stylgetreu. Es liegen bis jetzt drei Lieferungen vor. Nach Vollendung des Ganzen kommen wir wol noch auf das sicher eigenthümliche Werk zurück. Bruno Meyer.

„Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller."

Herr Professor Urlichs in Würzburg theilt in seinem im Septemberheft der „Deutschen Rundschau" (S. 375—390) enthaltenen Aufsatz über den Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller, welcher dem Einsender dieser Zeilen erst vor einigen Tagen zu Gesicht gekommen ist, unter Nr. 6 der Beilagen einen anonymen Brief d. d. Crefeld, den 10. Juli 1795 mit, welchen er S. 383 den „Ausdruck der gebildeten Masse" über Schiller's Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung" nennt. In einer Note zu S. 390 erklärt Urlichs, der Brief sei mit einem kaufmännischen Siegel mit den Buchstaben FHVLD geschlossen gewesen, und eignet sich eine Conjectur des Dr. Vollmer an, nach welcher der Ort, aus dem der Brief geschrieben, „fingirt", und etwa an Berlin, Breslau oder Leipzig zu denken sei. Einsender ist in der angenehmen Lage, den Namen des Schreibers dieses Briefes nennen zu können; es ist Herr Friedrich Heinrich von der Leyen, geboren den 20. Juni 1765, gestorben den 24. Januar 1842 in Crefeld, im Jahre 1795 Chef der damals mehr als hundert Jahre alten, um die deutsche Seidenindustrie hochverdienten Firma Friedrich Heinrich von Conrad, von der Leyen u. Comp. in Crefeld. Herr Fr. H. v. d. Leyen war ein hochangesehener, fein gebildeter Kaufmann, welcher sich von Jugend an auf das eingehendste mit ernsten wissenschaftlichen Studien beschäftigte und, wie dies nach der Meinung des Einsenders auch sein Brief vom 10. Juli 1795 bestätigt, vollkommen auf der Höhe der literarischen und philosophischen Bestrebungen seiner Zeit stand. Herr Professor Urlichs oder Herr Dr. Vollmer würden wahrschein-

lich die obenstehende Auskunft erhalten haben, wenn sie sich nach Crefeld gewandt und bei einer beliebigen Behörde angefragt, ob dort im Jahr 1795 eine Persönlichkeit gelebt habe, deren Namen den Buchstaben auf dem Siegel jenes Briefes entspricht; auch die bekannte „Geschichte der Stadt Crefeld" von Dr. Keußen würde dasselbe gesagt haben. Daß als Siegel des Briefes „FHVLD" statt „FHVDL" angegeben, kann nur ein Schreib- oder Druckfehler sein, und scheint jedenfalls eben so irrig, als die Hypothese, der Brief sei fingirt, sei gar nicht aus Crefeld, letztere obgleich noch S. 383 Schiller selbst ihn als aus Crefeld erhalten notirt, also doch wol, da ihn der Brief offenbar irritirte, sich davon überzeugt hat, daß das Postzeichen mit dem im Innern des Briefes angegebenen Ort übereinstimmte. Wenn aus dem Wasserzeichen der Papierfabrik Anhaltspunkte für die entgegenstehende Conjectur genommen werden, so ist zu bemerken, daß diese Sorte holländischen Papiers Ende des vorigen Jahrhunderts aller Orten in ganz Deutschland gebraucht wurde.

Dem Einsender ist übrigens der Brief zuerst aus dem Urlichs'schen Aufsatze bekannt geworden. Eine Vergleichung der Handschrift mit anderen gleichzeitigen, noch zahlreich vorhandenen Briefen des Herrn Fr. H. v. d. Leyen würde die Richtigkeit der vorstehenden Ausführung bestätigen.

Es wird gebeten, dieser Berichtigung einen Platz in einem der nächsten Hefte der „Deutschen Rundschau" gewähren zu wollen.

Berlin, Ende October 1876.

Zu der obigen interessanten Auskunft über den Verfasser des an Schiller gerichteten Briefes vom 10. Juli 1795 bemerke ich, daß das Siegel unter einem Anker in einem herzförmigen Schilde die Buchstaben $\left(\frac{\text{F H}}{\text{V D}}\right)$ L zeigt, die ohne Zweifel von dem Einsender richtig gelesen werden. Ich habe mir übrigens die Conjectur des Hrn. Dr. Vollmer nicht „angeeignet", sondern in einer zweifelhaften Sache alle Momente referirend, nicht urtheilend beigebracht. Die Adresse des Schreibens lautet: dem Herrn Hofrath und | Professor Schiller | Wohlgebohren | in | Jena | frco. Leipzig. — Ein Herr Molinar aus Crefeld studirte im J. 1803 in Jena (Sch. an Humboldt S. 307); ein Beweis, daß man sich in Crefeld für das geistige Leben in Jena zu interessiren fortfuhr.

Würzburg, 8. November 1876. Urlichs.

Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz. München, R. Oldenbourg. Bd. 1—24.

Diese in weitesten Leserkreisen und von den Kennern mit gleicher Genugthuung begrüßte Sammlung hervorragender deutscher Novellen liegt jetzt in vier vollständigen Serien, in 24 Bändchen, vor uns. Die Sammlung ist nicht was das geworden, was die Namen der Herausgeber und die Anlage der drei ersten Bände zu versprechen schienen: Eine chronologisch geordnete, von eingehenden kritisch-ästhetischen Einleitungen begleitete Sammlung nicht nur des an sich Vollkommensten, sondern auch des Charakteristischsten, Wirksamsten und damit auch Belehrendsten, was unsere erzählende Kunst auf diesem Gebiete geleistet hat, hätte den höchsten Reiz mit der gediegensten Belehrung verbunden und wäre für den denkenden und nach zusammenhängender Erkenntniß trachtenden Freund deutscher Geistesarbeit ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden. Auch scheint ein ähnlicher Plan ursprünglich vorgeschwebt zu haben. Den ersten Band eröffnet, nach einer trefflichen, von beiden Herausgebern unterzeichneten (später geschriebenen) Einleitung Goethe's neue Melusine, dann sind die Romantiker durch Heinrich von Kleist (Verlobung auf St. Domingo), Brentano (Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl), Achim von Arnim (Der tolle Invalide), T. A. Hoffmann (Fräulein von Scudery), Joseph von Eichendorff (Die Glücksritter) vertreten; Tieck (Die Gemälde, des Lebens Ueberfluß) eröffnet die moderne deutsche Novelle, die in dem Boden der Wirklichkeit wurzelt und wirkliches zeitgenössisches Leben mit mehr oder weniger Glück künstlerisch darzustellen versucht. Aber auf dieser Grenzlinie ändert sich dann auch der Charakter der Sammlung. Nicht daß die Sorgfalt in der Auswahl nachließe. Von den verschiedensten Standpunkten literarisch-ästhetischer wie sittlich-socialer Auffassung wird zuzugeben sein, daß nur Hervorragendes, wirklich Werthvolles aufgenommen, daß strenge und gewissenhaft gesichtet worden ist. Aber die Masse des zu bewältigenden Materials, verbunden mit der Nothwendigkeit raschen Vorschreitens, hat offenbar den Blick auf die ganze Entwickelung vor der Freude im Einzelnen zurückweichen lassen. Dichter der verschiedensten Richtungen ziehen in bunter Reihe an uns vorüber, ältere, neuere und neueste von L. Kruse, dem fruchtbaren, 1839 in Paris verstorbenen, dänisch-deutschen Erzähler, von Friederike Lohmann, gest. 1830, deren Schaffen noch in die Anfänge des Jahrhunderts fällt, bis auf die jüngern Mitlebenden, wie Ernst Wichert, Adolf Wilbrandt, Alfred Meißner ꝛc. Die in den ersten drei Bänden sehr fein und sorgfältig gearbeiteten biographisch-kritischen Einleitungen, meistens von Kurz, haben aus äußeren Rücksichten, kurzen, vorsichtig über die Oberfläche hingleitenden Notizen Platz machen müssen. Man durfte eben Verleger und Autoren, deren Gefälligkeit man die Erlaubniß zum Abdruck verdankte, nicht durch zu freimüthige Auslassungen verletzen. Die Kritik ist mehr eine stillschweigende geworden und muß von dem Kundigen eher in der Auswahl an sich, als in den beigegebenen Bemerkungen gesucht werden. Alles das ist natürlich, in dem Wesen des Unternehmens begründet und darf den Herausgebern nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Daß es gleichwol den literarhistorischen Werth der Sammlung einigermaßen beeinträchtigt, wird zugestanden werden können, ohne daß damit ein ernstlicher Vorwurf ausgesprochen würde. Es ging eben die Hauptabsicht dahin, die in Journalen, Taschenbüchern, in den Bändemassen der Leihbibliotheken angesammelten, oft unter einem Wust von Schutt und Spreu versteckten Perlen unserer erzählenden Dichtung unseren gebildeten Leserkreisen bequem zugänglich zu machen, ihnen inmitten der immer höher anschwellenden Production eine gesicherte Stätte gedeihlichen Fortlebens zu schaffen. Und diese Absicht ist vollständig erreicht. Die Auswahl, welche sich sehr mit Recht nicht auf berühmte Namen beschränkt, sondern auch Vergessenes und Leistungen von Dilettanten zur Anschauung und zu Ehren bringt, ist durchweg mit gewissenhafter Sorgfalt, mit feinem sicherem Tact getroffen und trägt auch dem Charakteristischen neben dem an sich Vollendeten in gewissem Maße Rechnung. Die Ausstattung ist sehr handlich und bequem, Druck und Papier gut, der Preis mäßig, (für den Band von 20 Bogen 1 Mark 50 Pf.). Die Bereitwilligkeit, mit der auch einzelne Bände abgegeben werden, erleichtert die Anschaffung. Wir wüßten kaum eine literarische Veröffentlichung zu nennen, die ihrer ganzen Natur nach als Festgeschenk auf dem Weihnachtstische willkommener sein dürfte.

x. **Novellenschatz des Auslandes**, herausgegeben von Paul Heyse. München, Rudolph Oldenbourg. Band 1—14.

Noch mehr als im „deutschen Novellenschatze" tritt in dieser Sammlung der praktische Zweck in den Vordergrund, deutschen Leserkreisen eine Auswahl des Besten aus den massenhaften, von allen Seiten zuströmenden Schätzen zu erleichtern. Auf chronologische, literarhistorische oder ethnographische Anordnung ist von vorne herein Verzicht geleistet. Alle auf dem Gebiete der Novelle in der Gegenwart thätigen Culturvölker sind in buntester Reihe vertreten: Die Franzosen durch Mérimée, Nodier, Beyle (Stendhal), de Vigny, Alfr. de Musset, George Sand, Balzac, Oct. Feuillet, Fräulein Arnaud, Ulbach, de Nerval, Hégésippe Moreau, die Engländer durch Dickens, Thackeray, Rhoda Broughton, die Amerikaner durch Bret Harte, Edgar Allan Poe, die Russen durch Turgénjef, Puschkin, Helene Hahn, Tolstoy, Pisemsky, die Spanier durch Caballero und Alarcon, die Italiener durch Barrili, Dall' Ongaro, Mascheroni, Viale, die Dänen durch Winther, Blicher, Goldschmidt, Carit Etlar, die Schweden durch Wetterbergh, die Norweger durch Bjoernson, die Holländer durch Cremer, die Ungarn durch Jokai, die Böhmen durch Bozena Nemce, die Polen durch Korseniowski. Unter den Uebersetzern treten Ludwig Schneegans, Auguste Scheibe für Französisch und Englisch, Claire von Glümer für Russisch, Laistner für Spanisch, Johannes Kugler, Pauline Schanz, Gregorovius für Italienisch, Strodtmann für Dänisch, Passarge

für Schwedisch als bedeutende Kräfte hervor. Die ästhetisch-kritischen und biographischen Einleitungen sind ganz fortgefallen, was wir gerade hier als einen Mangel bezeichnen müssen, um so mehr, als von zwingenden Rücksichten auf empfindliche Verleger und Autoren hier nicht die Rede sein kann. Wir haben also lediglich eine Sammlung novellistischen Materials vor uns. Dies Material aber ist mit feinem und gesundem Geschmack gewählt und wird uns in sorgfältigen, zum Theil künstlerisch recht bedeutenden Nachdichtungen geboten. Somit sei denn auch diese Sammlung, als eine würdige Bereicherung jeder Haus-Bibliothek, von Herzen willkommen geheißen!

σχ. **Bilder zu Goethe's Wahrheit und Dichtung.** Blicke auf die Stätten, an denen er seine Kindheit verlebte. Von Karl Theodor Reiffenstein. Frankfurt a. M., (Selbstverlag) 1876.

Zehn Photographien nach Zeichnungen des rühmlichst bekannten Aquarellisten Reiffenstein, alle von großem historischen, die meisten auch von künstlerischem Interesse: Goethe's Geburtshaus vor und nach dem Umbau, der Hof dieses Hauses, der Vorsaal im ersten Stocke, die Aussicht aus dem Gartenzimmer, das Textor'sche, Ochsenstein'sche, Reinecf'sche Haus, Klinger's Wohnhaus in der Rittergasse und das Theater im Junghof. Goethe's Schilderungen in Dichtung und Wahrheit gewinnen eine ganz neue Anschaulichkeit, wenn man diese Blätter daneben hält; in dem heutigen Frankfurt selbst würde man nach einigen der hier dargestellten Gegenstände vergeblich suchen; Straßen und Häuser haben sich gründlich verändert: es ist ein besonders glücklicher Umstand, daß Herr Reiffenstein seine verdienstvolle Sammlerthätigkeit noch in dem alten Frankfurt begann, und daß ihn langjähriges Interesse und tiefgewurzelter Localpatriotismus zu archivalischen Studien führte, welche ihm bei seinen Wiederherstellungsversuchen entscheidend zu Hilfe kamen. Er hat dadurch allen Freunden und Verehrern unseres größten Dichters ein schönes Geschenk gemacht. Möchte ihn allseitiger Beifall ermuntern, diesen zehn Blättern recht bald noch weitere hinzuzufügen, wofür ihm reiches Material zu Gebote steht!

ρ. **Meyer's Conversations-Lexicon.** Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Neunter Band. Holbach — Kirschäther. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1876.

Die regelmäßige Mitwirkung bedeutender Gelehrter und Fachmänner macht „Meyer's Conversations-Lexicon" immer mehr zu einer hervorragenden Leistung; es hat, in dieser seiner neueren Gestalt, nichts von der früheren Popularität verloren und sehr viel an innerem Werthe gewonnen. Seine Vollständigkeit, seine Zuverlässigkeit, die Tüchtigkeit seiner Redaction, die Vorzüglichkeit seiner Ausstattung sichern ihm einen Ehrenplatz unter den Werken der encyklop Literatur. Im vorliegenden Bande fin Artikel von Professor Ottokar Lorenz (S Prof. Otto Meyer (Kirche und Staat, recht), Professor F. von Holtzendorff (S tag), Professor Jolly (Keilschrift), P Kern (Javanische Sprache), Dr. von der lentz (Japanische Sprache), Professor mann (Inschriften), Geh. Oberbaurath (Kanalisation) ꝛc. Die Angelegenheit Orientes bearbeitet einer der besten desselben, Professor Vambéry, die Literatur Professor A. Stern, Philosoph Aesthetik Professor Robert Zimmern kurz, für alle Specialgebiete sind Mita gewonnen, deren dem Bande angehängte zeichniß das größte Vertrauen für den wärtigen Band sowol, als die noch fol erweckt.

α β. **German Political Leaders.** By bert Tuttle. New York, G. P. Put Sons. 1876.

Eine Reihe von kurzen Biographien scher Politiker, die eine, wie wir hoffen, g Lücke der englisch-amerikanischen Literatur füllt. Der Verfasser ist ein glänzender E von ungewöhnlicher politischer und stylis Befähigung. Er zeichnet in raschen, ma Strichen und schafft lebendige Bilder. W Portraits gelingen ihm trefflich; andere so ganz unter amerikanischem Gesichtspunk nommen, daß sie seinen Landsleuten anspreche sein werden, als uns. Wo er den Men schildert, geht seine feine Beobachtung fehl; wo er den Politiker beurtheilt, würd Deutsche, in anderer Luft erzogen, nicht i dieselben Farben und Lichter aufgesetzt h Die Gegenwart, die er selber miterlebt, ko dabei viel besser weg, als die in Büchern Zeitungen begrabene Vergangenheit; doch er an beiden das Interesse zu erregen, das ernster, suchender Verstand an ihnen hat.

Ein Punkt tritt für den deutschen charakteristisch hervor. Als Amerikaner seiner Regierung sich identificirend und die durch den Mechanismus der Constitution dirigir ist ihm die größere Unabhängigkeit der deutsc Behörden gleichbedeutend mit einer Abhän keit des Unterthanen, deren gesetzliche Gren zu betonen er der Mühe nicht immer für w hält, und deren Beschränkung durch Land sociale Verhältnisse, sittliche Meinung und Beamtenmitregierung der Gebildeten sich sei Augen häufig entzieht. In anderen Fällen n sie bemerkt, aber mehr eigenthümlich gefund als erklärt. Daraus ergibt sich, daß der V fasser seinem Gegenstand die Theilnahme kritischen Beobachters, nicht die Liebe eines gezogenen und billigenden Beurtheilers entgege bringt. Doch fühlt man den reinen Will auch in den Irrthümern durch und wird üb eine gelegentliche Morosität der Auffassung du die gehaltene und brillante Darstellung hinwe geleitet.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenbur
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalte

BINDING SECT. JUN 15 1961

AP
30
D4
Bd.8-9

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY